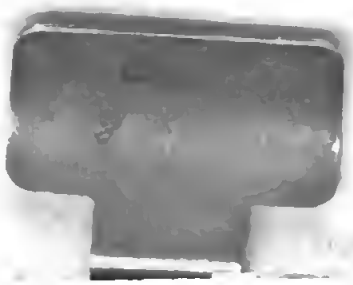
Per. 6h Blætter. 4°
(1864



Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Freitag, 1. Januar 1864.

## Zum neuen Jahre!

Seid mir gegrüßt, des Jahres erste Stunden,
Gegrüßt, du holdes neues Jahr!
Dem neuen wandelt sich zur Lebenswiege
Des hingeschied'nen Todtenbahr.
Wer weilet nicht mit Ernst bei dem Gedanken:
Wie Zukunft und Vergangenheit
In stillen Augenblicken sich vereinen
Und wieder trennen? Wie die Zeit
In Jahren und Jahrhunderten entfliehet?
Ein Tropfen jeder Augenblick
Im nie gehemmten Strom vorübergleitet —
Und kehrt nun ewig nicht zurück?
Und wie im Strom der Zeit auch 's Menschenleben
So schnell und unbemerkt enteilt,
Wie selbst der Greis nur wen'ge kurze Jahre
Im Thal der Sterblichkeit verweilt?
Wie Vor- und Nachwelt sich umschlingt und trennet,
Und Tausende geboren kaum,
Eh' sie mit Selbstbewußtsein noch erwachten,
Vollenden schon des Lebens Traum?

Wie? Traum! Nur solcher wäre 's Menschenleben?
Von Wieg' und Grab umgrenzt das Sein?
Geboren würden wir, zu sterben — blühten
Nur für den Staub? Nein, wahrlich nein!
Nein, Menschen, segnet euer Loos! Unsterblich,
Unsterblich für die Ewigkeit
Seid ihr durch das Gesetz, das Geister adelt,
Schon hier auf Erden eingeweiht.
Gott leitet seine Sonnen, seine Sterne
Jahrtausende auf gleicher Bahn
Und führet durch den Wechsel aller Zeiten
Die Geisterwelt zum höhern Ziel hinan.
Erlöschen mögen Sonnen, mag zertrümmern
Der Welten Bau: ihr, mehr als sie,
Von Gott Beseelte und der höhern Geister
Verwandte, ihr vergehet nie!

Zwar jede Gegenwart eilt unaufhaltsam
In der Vergangenheit hinab;
Es sinken fliehend Stunden, Tage, Jahre
Und selbst Jahrhunderte in's Grab:
Doch Menschenkraft bezeichnet sie mit Thaten;
Die Vorwelt wird die Lehrerin
Der Nachwelt; und die Menschheit strebt und ringet
Nach einem höhern Ziele hin
Und Gottes Reich wird immer näher kommen:
Die heil'ge Wahrheit macht uns frei, —
Frei von des Wahns und Irrthums Sklavenbanden,
Frei von des Lasters Tyrannei.

Laß, Ewiger, das Jahr, das wir beginnen,
Der Menschenliebe heilig sein!
Laß Menschen sich dem himmlischen Berufe
Der Wahrheit und der Tugend weih'n!
Religion, so wie der Herr sie lehrte,
Erleucht' und heil'ge Herz und Sinn,
Stärk' uns zum Edlen und sei bis zum Grabe
Uns immer treue Führerin!
Heil allen Guten! Reu' und Bess'rung Jedem,
Der sklavisch noch dem Bösen fröhnt,
Und Jeder, der noch Haß und Feindschaft fühlet,
Sei mit dem Feinde ausgesöhnt!
Trost jedem Leidenden und Hilf' und Rettung!
Und wenn des Geistes Hülle fällt,
Der Todesschlaf das müde Auge schließet —
Ein sanfter Uebergang zur bessern Welt!

## Zwei Kinder der Armuth.

Nach dem Englischen.

### 1.

Es ist ein düsterer, trauriger Novemberabend. Klagend heult der Wind durch die entblätterten Aeste der alten Bäume, kein Stern ist sichtbar und ein kalter Sprühregen erhöht noch das Trübselige der spätherbstlichen Scene.

Digitized by Google

Wir ſtehen vor einem ſtattlichen, neben den romantiſchen Ueberbleibſeln einer verfallenen Abtei errichteten Herrenhauſe, deſſen hintere, moderne Bauart ſeltſam mit der feierlichen Größe des verwitterten Steinhaufens kontraſtirt, während die einſt maſſiven Mauern des letztern, deren phantaſtiſch geſtaltete Bruchſtücke überall zwiſchen rieſigen Baumſtämmen, welche ihr kahles Gezweig gleich flehend zum Himmel erhobenen Armen emporſtreckten, ſichtbar werden, dem Blick des nächtlichen Beſchauers ein unheimliches, geſpenſterhaftes Bild bieten.

In dem ſchönen Hauſe jedoch ſcheint Alles Wärme, Licht und Fröhlichkeit.

Alles, was der Luxus erheiſcht, iſt darin angehäuft. Eines der Gemächer iſt beſonders hell beleuchtet und in ihm hat der heitere junge Gebieter des glänzenden Haushalts einen kleinen Kreis erleſener Freunde um den gaſtlichen Tiſch verſammelt.

Lord Eswald gilt für den reichſten Mann in —ſhire. Auch iſt er jeder Feſſel frei.

Weder Vater noch Mutter iſt am Leben, mit weiſem, obſchon unwillkommenem Rath ſeine Freuden zu beſchränken, kein dienſtwilliger Freund läßt ſich als Warner hören, keine beſorgte Gattin widerſtrebt einen Launen, — Alles um ihn her iſt ſtumm, ſoder ſchmeichelnd und unterwürfig.

Wir wollen ſein Porträt entwerfen, wie er dort ſo anmuthig im weichgepolſterten Seſſel zurücklehnt.

Seine Stirne iſt glatt und weiß; die hellbraunen Locken, welche ſie umgeben, üppig und glänzend und das ſtrahlende blaue Auge, obſchon faſt zu ſinnlich in ſeinem Ausdruck, für den oberflächlichen Beobachter voll Zauber und Güte. Der kühne Schnitt des Profils, die geſchwungene Oberlippe und das vorſpringende Kinn ſprechen von Uebermuth und Stolz, aber der Eindruck mildert ſich durch das gewinnende Lächeln, das ſeinen Mund umſpielt. Ein leichtes Bärtchen kräuſelt ſich über demſelben, die Wange aber iſt noch glatt und zart.

Iſt dies das Bild eines Edelmannes? In einer Bedeutung — ja; doch gehört dieſe Bedeutung faſt nur dem Namen an.

Wir wenden uns wieder zu der Außenſeite der vornehmen Behauſung und ſuchen das Geheimniß jener dunkeln Geſtalt zu ergründen, welche ſeit länger als einer Stunde das Fenſter des hellerleuchteten Zimmers umſchlichen hat.

Es iſt eine weibliche Geſtalt, — aber in ſolchem Wetter, zu ſolcher Stunde! Was kann ſie herbeigezogen haben? Und warum blickt ſie ſo ſcharf in das ſchimmernde Fenſter?

Ein Theil der reichen Draperien iſt leicht zurückgeſchlagen, und die auf ſolche Weiſe gebildete Oeffnung gewährt eine Ausſicht in das Innere des Gemachs, in welchem Lord Eswald und ſeine Freunde ſich behaglicher Wärme und üppigen Genuſſes erfreuen und es nicht vermuthen, daß draußen ein bleiches, junges Antlitz ſich gegen die kalten Scheiben drückt, daß die traurigen, dunkeln Augen ſchwere Thränen vergießen und die zarten leichtbekleideten Glieder in der Kälte der winterlichen Nacht erzitterten.

Aber das unglückliche Geſchöpf achtet nicht des eiſigen Windes, der mit ihrem langen Haar ſein Spiel treibt und ihrem leichten, halb theatraliſchen Anzuge ſpottet. Sie harrt auf der Stelle, drückt das Geſicht gegen das Glas und läßt die traurigen Augen auf das lebensfrohe Bild im Innern haften.

O! — von welchem Uebermaß des Leidens ſprechen dieſe Augen! Welch' jammervolle Geſchichte des Elends und der Schmach enthüllt ihr düſterer Glanz! Und doch — welcher Reichthum unermeßlicher, ſehnſüchtiger Zärtlichkeit verräth ſich in ihrem leidenſchaftlichen Blick.

Armes, junges Geſchöpf! Was auch immer Dein Vergehen, die Strafe hat Dich ſchnell ereilt! Das Mädchen iſt jung und ſchön, obwohl von Schmerz und Gram geknickt. Ein Fürſtenkind möchte ſie um ihre ſchlanke, anmuthige Geſtalt beneiden; und dieſe langen, glänzenden Flechten, die ihr Haupt ſchmücken, wie dunkel und üppig ſie ſind! Die Hände und Füße ſind klein und wohlgeformt und ihre Haut iſt ſo weich und fleckenlos, als die der verwöhnteſten ihres Geſchlechts.

Sie iſt zu jung, um das Opfer des Unglücks zu ſein, kaum ſiebzehn, aber ſie hat lange genug gelebt, das Daſein als eine Laſt zu fühlen und mit bitteren Klagen ſich gegen das Schickſal aufzulehnen.

(Fortſetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

Eine Erzählung von E. P.

### I.

### Das rothe Couvert.

Die öſterliche Zeit war gekommen und mit ihr der Frühling. Golden ſchien die Sonne herab auf Stadt und Land und weckte gleichſam ein neues Leben draußen in der freien Natur, wie auch daheim bei den Menſchen. Nur in einer Wohnung, wohin ich den Leſer führen werde, ſah es noch traurig-winterlich aus. Es iſt eine Stube, einfach

ausgestattet; doch deuten verschiedene Luxusgegenstände, als eine prächtige vergoldete Bronceuhr, Bücher mit reichen Einbänden, auf frühere bessere Verhältnisse der Bewohner. Rückwärts führt eine Thüre in ein Schlafzimmer, in welchem man zwei große und zwei kleine Betten schauen kann, die trotz der noch frühen Morgenstunde — es ist etwa acht Uhr vorbei — schon vollständig in Ordnung sind. In einer Ecke in der Wohnstube, gebildet durch einen Schrank, sitzt eine junge Frau von kleiner, schmächtiger Gestalt und auffallend blassen, ja leidenden Gesichtszügen. Sie hält ein kleines, kaum einige Wochen altes Kindchen an ihrer Brust und nährt es, wohl in vollstem Sinne des Wortes, mit ihrem Herzblute. Ein kleines Mädchen von etwa sechs Jahren bereitet sich zum Schulgange vor und ist nebenbei beschäftigt, einen Knaben von etwa vier Jahren zu beruhigen und vom Reden oder gar Lärmen abzuhalten, indem es dabei besonders, und schon mit recht besorgter Miene, auf den Vater blickt. Dieser, ein kräftiger Mann von einigen dreißig Jahren, sitzt an einem Schreibtisch, den Kopf gedankenschwer in die Hand gestützt, und schaut sinnend und seufzend auf ein kleines Buch, welches allerlei Zahlen und Eintragungen enthält. Auch sein Gesicht ist bleich und Kummer und Sorge haben ihre Furchen hineingezogen, denn Vieles und Trauriges hat er mit seiner Familie schon erlebt. Waldner, so ist sein Name, war früher, noch vor einem halben Jahre, ein sehr geachteter und wohlhabender Kaufmann in einer benachbarten großen Stadt. Schlechte Zeiten, schlechte Menschen, denen er in seiner Grad- und Gutheit zu sehr vertraute, brachten ihn um das Seinige und dem Bettelstabe nahe. Den Todesstoß aber hatten er und seine Handlung durch einen Geschäftsfreund, des Namens Spalding, erhalten, der plötzlich auf- und davongegangen war, nachdem er Waldner veranlaßt, eine beträchtliche Anzahl von ihm ausgestellter Wechsel zu acceptiren. Nach diesem Schlag überließ Waldner Alles, was er besaß, seinen Gläubigern, und nur die kleine Ausstattung seiner Frau verblieb ihm und sicherte ihm und den Seinigen den ersten dürftigen Lebensunterhalt. Da erinnerte sich seiner ein Jugendfreund, ebenfalls Kaufmann und Herr eines großen Geschäfts. Er bot dem armen, so hart geschlagenen Manne aus Mitleid eine bescheidene Stelle auf seinem Komptoir, die Waldner denn auch dankbar angenommen. Vor einem halben Jahre hatte er also seine Heimath verlassen und war mit seiner kleinen Familie, mit dem Rest seiner ehemals so glänzenden Habe nach der Stadt gezogen, allwo sein Freund wohnte und wo Waldner selbst vor seiner Verheirathung und Etablirung viele Jahre gelebt. Dort hatte er dann in dem Geschäfte seines alten Freundes die bescheidene Stelle eines Komptoiristen angetreten. Der Gehalt war klein und langte keineswegs, um die Reise und Uebersiedelungskosten, die neue einfache, doch nothwendige Ergänzung des Haushaltes, den vorläufigen Unterhalt der Familie zu bestreiten. Zwar fand Waldner an dem Buchhalter des Geschäfts, Herrn Meermann, einen überaus würdigen und freundlichen Kollegen, der ihm mit Bewilligung des Prinzipals Vorlagen auf seinen laufenden Gehalt machte. Doch diese scheinbare Hilfe nutzte nicht viel, benahm ihm sogar auf längere Zeit die Aussicht, seine Verhältnisse in einen geregelteren Gang zu bringen. Dazu kam noch, daß seine Frau ihn mit einem kleinen Mädchen, das dritte Kind, beschenkte. Es waren harte Tage gewesen, denn die ohnehin nicht starke, durch die traurigen Erlebnisse sehr angegriffene Frau wurde durch die Niederkunft dem Tode nahe gebracht. Doch geschickte ärztliche Hilfe, sorgsame Pflege und besonders die im Grunde doch starke Natur der jungen Frau erhielten sie am Leben, und zur Zeit war sie wieder so weit hergestellt, daß sie das kleine Kindchen sogar selber nähren und stillen konnte, für die gute Mutter die größte Freude.

Waldner hatte unter solchen drückenden Verhältnissen die Blicke nach auswärts gewendet, nach einer besseren, seinen Kenntnissen angemesseneren und einträglicheren Stelle. Er war ein tüchtiger Kaufmann und eine ganz andere Beschäftigung gewohnt, als ihm auf dem Komptoir seines Jugendfreundes, der nunmehr aber sein gestrenger Herr Prinzipal war, zu Theil geworden. Da hatte er dann eines Tages in einer Zeitung gelesen, wie ein großes Fabrikunternehmen einen tüchtigen gewandten, mit der Fabrikation vertrauten Kaufmann als Geschäftsführer, als Leiter der ganzen Anstalt suche. Waldner wurde dadurch in nicht geringe Aufregung versetzt. Er fühlte sich einer solchen Stelle vollständig gewachsen, besonders da er die Fabrikation des Artikels, um den es sich handelte, genau kannte. Er setzte sich demnach sogleich hin und schrieb an die Verwaltung des Unternehmens, legte seine Verhältnisse offen dar, aber ebenso offen sein Können und Wollen. Er entwickelte ferner noch besonders, wie er die Kontrole der Arbeiter, der Rohstoffe und Fabrikate einzurichten gedenke, worauf es doch bei einem solchen Geschäft hauptsächlich mitankomme. Dieses Schreiben war dann an seine Adresse abgegangen, doch leider bis jetzt keine Antwort eingelaufen. Der arme Mann, dem das Glück vollständig den

Rücken gekehrt zu haben schien, war eben um eine zerstörte Hoffnung reicher!

„Nun, wie stellt sich denn Deine Berechnung heraus?“ sprach die junge Frau mit schwacher Stimme, nachdem ein langes drückendes Schweigen in der Stube geherrscht hatte.

„Mit der zu Ostern fälligen Miethe, dem Honorar für den Arzt, Schulgeld und die kleinen nothwendig zu bezahlenden Rechnungen des Flickschusters, des Bäckers, brauche ich netto 105 Gulden. Dabei ist natürlich der Lebensunterhalt, das Haushaltungsgeld für das zweite Quartal nicht mitgerechnet,“ entgegnete der Mann mit leisem zitterndem Tone und mit einem tiefen Seufzer.

„Und wie viel ist denn in der Kasse?“

„Du weißt, daß ich meinen Gehalt für das zweite Quartal von Herrn Meermann schon vor einem halben Monat empfing, und auch, welche bedeutende Ausgaben wir durch Dein Wochenbett, Deine Krankheit hatten. Es sind noch etwa 35 Gulden übrig — gerade genug, um die fällige Miethe zu bezahlen, und dann können wir — ein Vierteljahr hungern!“ So sprach Waldner mit Bitterkeit, während die junge blasse Frau gewaltsam ihre Thränen niederkämpfte und zusammenfuhr.

Jetzt schrie das kleine Kind laut und schmerzhaft auf. Es hatte wohl empfinden müssen, was das Mutterherz peinigte, was es zu verbergen gestrebt.

„Bekommen wir denn auch zu Ostern Kuchen, Mama, und große Zuckereier wie die andern Kinder im Hause?“ platzte nun plötzlich der kleine Knabe heraus, trotz allen Beschwichtigungsversuchen des Schwesterchens.

Waldner fuhr von seinem Sitze auf, und obgleich auch ihm die Thränen in den Augen standen, ging er auf das Kind los, hob es auf seinen Arm, und indem er es mit Liebe an seine Brust drückte, ihm die blonden Haare aus dem Gesichtchen strich, sagte er ihm, daß der Osterhase gewiß den braven Kindern Eier legen, und es auch an Kuchen nicht fehlen würde, wenn sie nur recht geschickt seien und er besonders die gute kranke Mutter nicht zu sehr beunruhige und belästige. Der Kleine versprach, für Eier und Kuchen recht folgsam und brav zu sein, und sein fröhliches Plaudern lockte selbst auf dem bleichen kummervollen Gesichte der jungen Frau ein schwaches Lächeln hervor.

„Wie wäre es, wenn Du Dich noch einmal an Herrn Meermann wenden würdest?“ sagte Frau Waldner endlich schüchtern. „Der Buchhalter ist Dir ja so gut und gewogen, vielleicht kann er uns jetzt noch einmal helfen! Jetzt — gerade vor Ostern, wäre es so nothwendig!“

Waldner hielt inne in seinem Spielen mit dem Knaben und blieb vor seiner Frau stehen. „Und was wäre damit gewonnen?“ sprach er. „Ich komme auf solchem Wege immer tiefer in die Schuld bei meinem Prinzipale, und was soll daraus am Ende werden?“

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Auf die Wetterdeutungen des englischen Admirals Fitzroy, welcher seit langer Zeit meteorologische Studien behufs praktischer Verwerthung zu Wetterprophezeiungen betreibt, legt namentlich auch die französische Regierung großen Werth. Sie läßt sich seine Wetterdeutungen täglich telegraphiren und die etwa angegebenen Warnungen an achtzehn Stationen der französischen Küste bekanntgeben. In England hat es freilich Zeit gebraucht, ehe die aus den meteorologischen Beobachtungen des Admirals gezogenen praktischen Schlüsse auf bevorstehende Wetterveränderungen allgemeinere Anerkennung fanden. Die Schiffer und Fischer in den englischen Häfen, stets mehr den alten von Vätern und Großvätern überkommenen Gebräuchen und abergläubischen Schutzmitteln zu vertrauen geneigt, als neue Verbesserungen anzunehmen, waren anfangs mißtrauisch gegen die von dem Admiral angegebenen Wetterzeichen und Warnungen; nach und nach aber hat das meteorologische Institut immer mehr an Kredit gewonnen und schon manches Unglück verhütet. 12, 24 ja 36 Stunden vorher erscheinen jetzt schon die Signale, welche ein kommendes Gewitter, einen bevorstehenden Sturm ankündigen. „Durch Beobachtung am Barometer, am Thermometer, durch Berücksichtigung anderer charakteristischer Luftverhältnisse, durch die annähernde Kenntniß, die wir jetzt von den Ausgangspunkten und den Wendungen atmosphärischer Strömungen ihrer relativen horizontalen Breite besitzen, sind wir im Stande, die Luftverhältnisse und Veränderungen in einem Umkreise von etwa 500 Meilen zu bestimmen,“ sagt der Admiral in einem Berichte. Die Kosten des Institutes beschränkten sich seit der Gründung im Jahre 1855 auf 4200 Pfd. Sterl. jährlich, zu der größeren Ausdehnung der Wirksamkeit beabsichtigt der Admiral, für das nächste Jahr um 5800 Pfd. Sterl. beim Parlamente einzukommen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Sonntag, 3. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Ein Diener betritt das Gemach, in dem sich der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit befindet; er bemerkt den nachlässig zurückfallenden Vorhang und zieht ihn eiligst dichter zusammen.

Der Diensteifrige ist besorgt für seinen vornehmen Herrn, daß kein Zuglüftchen ihn erreiche und seiner Gesundheit Schaden zufüge.

Was kümmert es übrigens den Einen oder Anderen, daß außerhalb dieser seidenen Draperieen ein armes verlassenes Kind, dessen Hoffnung und Leben durch das Gelüst eines Augenblicks in der Knospe erstickt ward, friert und weint?

Das Mädchen wendet sich langsam ab und verschwindet dann in der Dunkelheit.

Als sie die Ruinen der Abtei erreicht, blickt sie noch einmal zögernd und unentschlossen zurück, als ob sie einem geliebten Gegenstande Lebewohl sage.

„Er sitzt dort in Wärme und Fröhlichkeit," flüsterte sie und blickt durch ihre Thränen nach dem großen Fenster, das sie so eben verlassen, durch dessen rothe Draperieen Lampenschein und Feuergluth einen brennenden Schimmer nach außen warfen.

„Er ist umgeben von jeder Bequemlichkeit, welche das Herz wünschen kann und ich stehe hier im kalten, kalten Regen, mit der Schmach und dem Tode als Gefährten! O wie grausam! Vor nur drei Monaten traf er mich hier, fast auf dieser nämlichen Stelle; damals war ich ein fröhliches, harmloses Kind, — und jetzt!"

Das Wort erstarb in bitterem Schluchzen, sie lehnte sich an ein Stück des alten Gemäuers und gab sich einem Ausbruch leidenschaftlicher Verzweiflung hin.

Plötzlich vernahm sie den Ton sich nähernder Fußtritte. Er schien sie aus ihrem wilden Schmerze aufzustören, und ihr Schluchzen unterdrückend und die Thränen trocknend, ging sie schnell vorwärts.

Aber schon nach wenigen Sekunden wurde das Mädchen von einem großen, zigeunerhaft aussehenden Manne eingeholt. Sie schien ihn zu kennen, denn sie stand still und ein Ausdruck der Furcht flog über ihre Züge.

„Wie kömmt dies, Eola?" fragte er heftig, und packte das erbebende Geschöpf bei der Schulter.

„Warum schleichst Du Dich hinweg, in einer solchen Nacht diesen unheimlichen Ort zu umspähen? Du hast auch geweint," setzte er hinzu, ihr scharf in's Gesicht sehend.

„O Ralph, schelte mich nicht. Ich — ich kam nur hieher, um einer Magd in jenem Hause wahrzusagen, und — und — ich weinte, weil sie nicht kam, wie sie versprochen, denn Du weißt, Ralph," — und sie suchte ihren Worten den Anschein der Wahrheit zu geben, — „Silber ist selten bei uns."

„Du lügst, Eola!" rief wild der Mann, der in der That dem Stamme der Zigeuner angehörte.

„Um solcher Ursache willen kamst Du nicht hieher. Du betrügst mich, — betrügst uns Alle, — denn was thatest Du dort an jenem Fenster? Ich habe Dich beobachtet, während Du so ängstlich hineinblicktest. Ah, Du zitterst! Versprach die Magd, Dich dort zu treffen?"

„Komm, Ralph, Du bist in schlechter Laune," sagte das Mädchen und bestrebte sich, in leichtem gleichgiltigem Tone zu sprechen, „Du willst mich nur immer quälen. Wenn ich aus Neugierde einige Minuten nach jenen vornehmen Herren sah, so brauchst Du deßhalb nicht so böse zu sein."

„Und geschah es auch aus Neugierde, daß Du wie ein Kind weintest und schluchztest, wie Du eben thatest? Ich sage Dir, Eola, Du bist falsch gegen mich in irgend einer Art."

Der Zigeuner hielt inne und ein halb trauriger, halb verdrossener Ausdruck überflog seine dunklen Züge, als er auf das bebende Geschöpf an seiner

Digitized by Google

Seite blickte; es schien, als erwarte er ein Abläugnen seiner Anschuldigung.

Aber sie sprach nicht.

„Was suchst Du," fuhr er dann fort, „Tag um Tag und Nacht um Nacht unter diesen Bäumen und Ruinen? Du bist auch so verändert, seit wir hieher kamen. O Eola! ich liebe Dich — Du weißt es. Aber wenn ich wüßte, daß Du mich täuschest, ich würde Dich auf dieser Stelle tödten."

Ein sonderbares Lächeln spielte einen Augenblick um die Lippen des Mädchens.

Vielleicht lag für sie nichts Erschreckendes in der Drohung, vielleicht wäre die Ausführung derselben ihr erwünscht gewesen.

„Ich täusche Dich nicht, Ralph," sagte sie endlich, „Du täuschest Dich selbst."

„Wie?"

„Wenn Du glaubst, daß ich je Deine Frau werden kann."

„Wie? Sind wir nicht mit einander verlobt? Versprachst Du nicht schon lange, mich zu heirathen?"

„Ich war ein Kind damals und versprach, was ich nicht verstand. Ich kannte die Liebe nicht, als ich gelobte, Dich zu lieben."

„Du kennst sie also jetzt!" rief der Zigeuner und packte rauh des jungen Mädchens Arm; „Gott sei dem gnädig, der sie Dich lehrte, falls er je mir begegnet!"

Das Mädchen schwieg.

„Habe ich Recht?" fuhr er fort, „hat ein Anderer Dich die Liebe kennen gelehrt? Ha! wenn es so ist, dann will ich furchbare Rache nehmen."

Eola sprach noch immer nicht.

„Du schweigst!" knirschte er weiter, „also bist Du strafbar; wenn aber jener gleißnerische Wüstling mir Dein Herz gestohlen hat, so möge er sich hüten! In Stücke will ich ihn reißen und seine Glieder den Hunden vorwerfen! Sprich, Eola, was ist's mit ihm?"

Eala sah jetzt flehend zu dem Zürnenden auf.

„O Ralph!" bat sie, „sprich nicht so zu mir, Du erschreckst mich. Wirklich, wirklich, ich weiß nicht, was Du meinst. Ich weiß nichts von jenem Manne. Ich bin unschuldig, glaube mir."

Der Zigeuner sah ihr forschend in das bleiche Antlitz. Etwas in demselben schien sein Mitleid anzuregen, denn in sanfterem Tone entgegnete er:

„Gut, gut; ich will Dir glauben, wenigstens so lange bis Deine Falschheit bewiesen ist; aber es ist auffallend, daß Du so oft hieher kommst. Wenn Dein Herz bei jenem gottlosen Lord weilt, so rathe ich Dir, es von ihm zurückzuziehen und demjenigen zuzuwenden, der Dir mit treuer Liebe und nicht mit Schmach lohnen wird. Er ist reich und schön und ich bin nur ein armer Mann, dazu oft rauh und hastig in Worten, aber Jener wird Dich, wie die unbeachtete Waldblume, zu seinen Füßen zertreten, während ich nur für Dein Glück sorgen will."

Ralph schwieg, von innerer Bewegung überwältigt. Die rauhe Außenseite barg ein treues Herz, dessen wilde Aufwallungen ein liebendes Weib leicht zur Sanftmuth gebändigt haben würde. Aber ach! das konnte nicht sein!

Eola begann von Neuem zu weinen. Ihres betrogenen Verlobten ehrliches Liebesgeständniß schnitt ihr ins Herz. Sie empfand die bitterste Qual, welche ein menschliches Wesen erdulden kann.

Sie wußte, wie gänzlich und unzertrennbar Ralph's ganzes Sein sich mit dem Gedanken an sie verkettet hatte, wie tief und unwandelbar seine Liebe war; sie dachte daran, wie er sie behütet, als sie noch ein hilfloses Kind gewesen, wie er sich immer bemüht hatte, ihr oft hartes Loos nach Kräften zu mildern.

Kein Wunder, daß ihre Seele sie mit bitterem Vorwurf schlug, wenn sie des Unrechts gedachte, das sie gegen ihn begangen; aber ach! das Unrecht war nicht gutzumachen. Entsetzlicher Gedanke! Sie konnte sich die Augen blind weinen, und doch vermöchten ihre Thränen in dieser Welt ihre Schuld nicht wegzuwaschen!

„Weine nicht, Eola," sagte Ralph und zog sie sanft an seine Seite. „Komm, trockne Deine Thränen, ich will Dir glauben."

Seine Freundlichkeit vermehrte nur die Pein des unglücklichen Mädchens. Sie wußte, wie wenig sie sein Vertrauen verdiente.

Laß uns nach Hause gehen, Ralph, ich bitte," entgegnete sie mit matter Stimme.

„Ja, liebes, armes Kind."

Er beugte sich und küßte ihre Wange.

Ein unwillkürlicher Schauer durchflog ihre Gestalt.

„Es ist die kalte Nachtluft," entschuldigte sie sich schnell. „Ich friere."

„Ich will dies um Dich wickeln," erwiederte der Zigeuner herzlich und nahm ein warmes Gewand von seinen eigenen Schultern, um die schlanke Gestalt des Mädchens sorgfältig einzuhüllen.

Sie konnte ihm nicht danken, ihr Herz war nahe am Zerspringen.

Schweigend legte sie die Hand auf seinen Arm und ließ sich von ihm weiterführen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Die Frau empfand die Richtigkeit dieser Bemerkung und beantwortete sie nur durch einen schweren, tiefen Seufzer. Nach einer kleinen Pause fuhr sie ablenkend fort, indem sie das leise fortweinende Kindchen zu beruhigen, einzuschläfern suchte: „Ich vergaß Dir zu sagen, daß der Briefträger heute früh einen Brief für Dich gebracht hat; er liegt draußen im Zimmer."

„Und das sagst Du mir erst jetzt?!" erwiederte Waldner mit leisem Vorwurf. „Wenn es nun die Antwort auf mein Schreiben an den Verwaltungsrath wäre, die ja täglich, stündlich eintreffen kann?" Nach diesen Worten ließ er den Knaben rasch, doch sachte zu Boden gleiten und trat hinaus in die Vorderstube, das dritte und beste Gemach der Wohnung, welches zugleich den Eingang zu derselben bildete. Dort lag auf der Kommode ein kleines Briefchen in einem blaßrothen Couvert. Waldner wurde bei seinem Anblick sichtlich enttäuscht. Hatte er doch schon gehofft, die so heiß ersehnte Antwort vorzufinden! Mißmuthig nahm er das Briefchen und ohne erst lange die Adresse zu beschauen, erbrach er das Couvert und zog den Brief hervor. Es war ein viermal zusammengefalteter Oktavbogen von feinem, gleich rothem Papier wie das Couvert. Es wurde ihm eigenthümlich zu Muthe. Was konnte dieser Brief enthalten? Von wem war er wohl? Er war sich keiner ähnlichen eleganten Korrespondenz bewußt. Seine Neugierde, doch noch mehr sein Staunen wuchs, als er las:

„London, den 3. April.

Mein lieber Herr Waldheim!"

Das Schreiben ist nicht an mich gerichtet, dachte der nicht wenig überraschte Waldner, und zugleich öffnete er das Blatt, um den Schluß des Briefes, den Namen des Schreibers, der ihm wohl den besten Anhaltspunkt über einen etwaigen Irrthum geben konnte, zu suchen. Doch bald wäre ihm der Brief vor Schreck und Staunen aus der Hand gefallen, denn zwischen den feinen Blättchen lag ein dunkles bedrucktes Papier, das Waldner allsogleich als eine englische Banknote erkannte. Ein lauter Aufschrei entfuhr ihm, und gleich darauf eilte die junge Frau, die diesen Ton im Nebenzimmer gehört hatte, herbei. Waldner deutete auf den Brief und seinen Inhalt, und die blasse Frau schlug schon vor Freude die Hände zusammen, sank aber gleich wie vernichtet auf einen Stuhl, als ihr Gatte den Brief wieder zusammenfaltete und ihr mit wenigen Worten erklärte, daß derselbe nicht an ihn gerichtet sei, der Briefträger sich einfach in der Adresse geirrt habe. Diese stand denn auch auf dem rothen Couvert und war bei einigem genauen Hinschauen deutlich zu lesen und lautete:

„An Herrn Waldheim,

Rentier, Felsstraße."

Obschon der Name des Adressaten Waldner unbekannt war, so kannte er doch genau die angegebene Straße, die ganz in der Nähe seiner Wohnung lag, und es war kein Zweifel, daß der Briefträger sich geirrt, vielleicht gar eine Verwechslung von Briefen stattgefunden. Waldner hatte einen fremden Brief erhalten, während vielleicht das so sehnlichst erwartete Schreiben in fremde Hände gerathen war. Dieser Gedanke brachte ihn fast zur Verzweiflung, und ärgerlich, unwillig sagte er: „Ich werde den Brief dem Postboten wieder einhändigen, auf daß er ihn an seine rechte Adresse besorgt!"

„Ohne zuerst nachzusehen, wie viel Geld er eigentlich enthält?" entgegnete die Frau.

„Ohne wieder einen Blick hineinzuwerfen."

„Auf der Adresse ist aber weder Werth noch Inhalt angegeben. Wer weiß, ob der Briefträger sich erinnern wird, uns den Brief gebracht zu haben?" sprach etwas zögernd die junge Frau, indem sie mit bittendem, sprechendem Blick zu ihrem Gatten aufschaute. „Das wäre Hilfe in der Noth und gerade jetzt! — vor Ostern!" murmelte sie leise weiter.

Waldner, der wohl ahnen mochte, was in ihrer Seele vorging, schaute sie ernst an, dann ging er in die andere Stube, verschloß den inhaltschweren Brief in seinem Schreibtisch und sagte: „Es ist die höchste Zeit, daß ich auf's Komptoir gehe. Ich habe viel zu thun und es wird heute wohl ein Uhr werden, bis ich wieder nach Hause komme."

„Und bringst Du dann den Osterkuchen mit, Papa?" plauderte der Kleine dazwischen.

Keine Antwort erfolgte hierauf. Die Frau seufzte tief und warf einen betrübten Blick auf das Kind, dann aber, nachdem Waldner mit einem Händedruck und mit herzlichen Küssen Abschied von ihr, von den Kindern genommen, die Wohnung verlassen, ging sie still und geduldig wie immer an die Besorgung ihrer kleinen Haushaltung, an die Herrichtung des gar einfachen Mittagessens.

Am selben Tage kam Waldner Abends mit recht vergnügtem Gesichte und seine still und traurig dasitzende Gattin auffallend munter grüßend nach Hause. Nachdem er die Kinder, die sich an ihn

Digitized by Google

klammerten, herzlich geküßt, eine Weile recht aufgeräumt mit ihnen geplaudert und gescherzt, stellte er sich plötzlich vor seine Frau, schaute sie mit glänzenden Blicken an, griff dann rasch in die Tasche und legte eine Anzahl blanker Goldstücke vor die höchst verwundert Aufschauende auf den Tisch.

„Gold! — wo hast Du das Gold her, Waldner?“ fragten Mund und Augen der Erstaunten, indem sie bald auf die so verlockend blickenden Goldstücke, bald in das Antlitz ihres Mannes schaute.

„Frage nicht lange, sondern freue Dich, daß es da ist!“ sagte Waldner zufrieden lächelnd und sich an dem Erstaunen der Gattin weidend.

„Du hast Dich also doch noch einmal an Herrn Meermann gewendet? Und all dieses Geld — es müssen wohl hundert Gulden sein! — hat er Dir gegeben?“

„Was denkst Du? — Ich bin bei der Kasse meines Prinzipals zu tief in der Schuld, als daß ich es noch einmal hätte wagen können, Herrn Meermann um eine neue Vorlage anzugehen. Auch würde mir dieser aller Wahrscheinlichkeit nach anstatt der zehn schönen blanken Goldstücke eine große Rede voll Salbung und Moral gehalten haben, denn Du weißt, daß mein würdiger Freund und Kollege, obschon im Grunde ein ganz guter Mensch und tüchtiger Buchhalter, doch die schwache Seite hat, gerne viel und besonders sehr laut zu reden, und das wäre mir in solchem Falle, bei gleicher Angelegenheit, doppelt ungelegen gekommen. Ich habe mich deßhalb wohl gehütet, mich an ihn um Hilfe zu wenden.“

„Und wo hast Du denn welche gefunden? Ich wüßte Niemanden, der bereit wäre, uns also auszuhelfen!“ sprach die Frau, indem sie schon die Hand ausstreckte, um die Goldstücke, die ihr so reiche Hilfe in ihrer trostlosen Lage gewähren konnten, zu fassen.

„Wenn Du das wüßtest!“ rief Waldner mit einer Lustigkeit, die jedoch etwas gezwungen, fast verlegen klang. Und sie wohl nur neckend, fuhr er erst nach einer kleinen Pause fort: „Nimm das Geld nur immerhin, zahle selbst, was zu zahlen ist — Du weißt das so gut wie ich — und behalte dann das Uebrige für die Haushaltung.“

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Die Bewohner der Inseln des Fidschi-Archipels, welche, beiläufig gesagt, noch immer krasse Kannibalen sind, zeichnen sich neben ihrem Appetit nach Menschenfleisch auch noch in der Kunst Münchhausen's, die Wahrheit zu sagen, sehr vortheilhaft aus. Einer dieser Insulaner, der sich einige Zeit in Sydney aufgehalten, entwarf nach Rückkunft seinem Häuptling folgendes Bild von den englischen Kolonisten: Seht, König, sagte er, Ihr wundert Euch über die Geschicklichkeit der Weißen, mit der sie hier unsere großen Bäume in Bretter zersägen. Das ist noch gar nichts. Ich wollte mir die in einem Wald bei Sydney gelegenen Sägemühlen ansehen. Schon vier Tage vorher, ehe ich an den Platz kam, war die Luft so sehr mit Sägespänen angefüllt, daß ich kaum sehen konnte. Je näher ich kam, desto schlimmer wurden die Wolken und ich mußte die Augen schließen, um nicht stockblind zu werden. Endlich kam ich ganz im Dunkeln herangetappt und was sah ich? Mehrere hunderttausend Sägemühlen, die von einem Bache getrieben wurden. — Ein anderer Reisebericht dieses Fidschi-Insulaners lautete dahin, daß er in Sydney die Länge der dortigen Soldatenkaserne habe ausmessen wollen, aber, nachdem er volle drei Monate lang gemessen habe, sei er noch nicht zum Ende gelangt und habe dann nicht weiter messen mögen, weil es doch vergebliche Mühe gewesen wäre.

Die Astronomen Professor Stampfer zu Wien und Engelmann zu Leipzig machen darauf aufmerksam, daß die beiden jetzt sichtbaren Kometen sich in den nächsten Wochen sowohl optisch als physisch sehr nahe kommen werden, und zwar optisch so nahe, daß man sie beide gleichzeitig in ein und demselben Gesichtsfelde des Fernrohrs während der Tage des 1., 2. und 3. Jan. 1864 sehen kann. Am 2. Jan. findet eine Annäherung bis auf 4 Grade statt, während das Gesichtsfeld der meisten neuen Kometensucher 6 Grade faßt.

(Mittel gegen den Blitz.) Nach Plinius werden der Lorbeerbaum, das Meerkalb und der Adler niemals vom Blitze getroffen. Deßhalb setzte der Kaiser Tiberius beim Donnerwetter einen Lorbeerkranz auf das Haupt; Augustus trug eine Meerkalbshaut auf dem Leibe, und Severus setzte sich beim Gewitter in eine mit Meerkälberhäuten überzogene Sänfte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Dienstag, 5. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

2.

Sie traten aus den Ruinen und nachdem sie auf einem Fußpfade ein kleines Thal durchschritten hatten, gelangten sie an eine lange, düstere, von ärmlichen Hütten und verfallenen Scheunen gebildete Gasse. Halbwegs in derselben standen seitwärts zwei transportable Zigeunerwohnungen. Der Mann und das Mädchen gingen in eine derselben.

Eine alte Frau saß vor einem Feuer und rauchte aus ihrer Pfeife.

Ihr Aussehen war im höchsten Grade abstoßend. Ein altes rothes Tuch, das sie um den Kopf gewunden trug, machte sie noch wilder, fast hexenhaft erscheinen. Das Gesicht war gelb und eingefallen und ihre kleinen, stechenden, unter buschigen Brauen hervorblitzenden Augen zeigten den Ausdruck der Härte zugleich mit dem der List. Die scharfgebogene Nase und das emporragende Kinn begegneten sich über schmalen, blutleeren Lippen.

Neben ihr saß, mit einem Säugling im Arm, eine junge Frau von etwa zwanzig Jahren, welche, nach der Aehnlichkeit zu schließen, Ralph's Schwester zu sein schien. Auch standen sie in diesem Verwandtschaftsgrade zu einander.

Gleich ihrem Bruder war sie groß, wohlgebaut und hübsch; nur war ihre Schönheit von echter Zigeunerart. Dunklere Haare, Augen und Hautfarbe konnten schwerlich gefunden werden.

„So, hast Du die Nachtstreiferin gefunden, Ralph," sagte sie, als ihr Bruder mit seiner zitternden Gefährtin eintrat.

„Die Kälte hat ihre bleiche Farbe nicht verschönert," fügte sie spöttisch hinzu und blickte mit ihren glänzenden Augen forschend in Eola's Gesicht.

„Nun, Linda, sei einmal höflich, kannst Du nicht?" wies Ralph sie zurecht.

„Eola soll nicht immer von Dir verhöhnt werden. Mach' Platz und laß sie sich wärmen."

Dabei führte er das junge Mädchen zum Feuer, wo sie sich auf dem Boden zwischen den beiden Frauen niedersetzte. Die Aeltere sah von Zeit zu Zeit mit verschmitztem Blinzeln nach ihr hin, das von geheimer Schadenfreude herzurühren schien, während die Jüngere mit dem Ausdruck des Neides und der Geringschätzung auf die gebeugte Gestalt blickte.

Eola hatte Mantel und Kopfbedeckung abgeworfen, und ihr rothes Kleid lag in weichen Falten auf dem Boden; sie hatte die Hände über den Knieen zusammengepreßt und ihr langes Haar beschattete ihr Gesicht, wie sie vorwärts geneigt voll düsterer Trauer in die glühende Asche starrte.

„Du siehst ganz hübsch aus in Deinem rothen Rocke, Kleine," sagte die neidische Linda endlich, „aber ich rathe Dir, es für die nächste Messe in Croydon abzulegen und Dich passender zu kleiden. Der Winter ist vor der Thür und tanzende Zigeunermädchen kommen aus der Mode. Wie viel hast Du denn heute mit Deinen zierlichen Füßen und Händen verdient? Keinen Pfennig, ich wette."

„Ich habe gar nicht getanzt," entgegnete Eola schüchtern.

„Nicht! Und was hast Du denn gethan? Ich erwartete, Du würdest mit geldgefüllter Tasche heimkommen, nachdem Du so lange ausgeblieben; Du rechnest jetzt wohl auf Abendbrod, aber wer nicht arbeitet, darf nicht von dem Erwerb Anderer zehren."

„Ich bin nicht hungrig," entgegnete leise das arme junge Mädchen, während die hellen Thränentropfen auf ihre Hände niederzufallen begannen.

„Linda, diese Behandlung ist abscheulich!" fiel Ralph entrüstet ein. „Ich möchte doch wissen, wie es Dir gefallen würde, ohne Abendbrod zu Bett zu gehen! Und arbeitest denn Du? Müssen

Digitized by Google

wir Dich oft nicht wochenlang erhalten, wenn es Deinem Mann beliebt, fortzugehen, um für sich allein sein Spiel zu treiben?"

„Nun hört doch einmal mit Streiten auf," krächzte die Alte, zum ersten Male sprechend; „Eola, Kind," setzte sie hinzu, das Mädchen anredend, „hole Dir Etwas zu essen und geh' zu Bett."

Die Arme stand gehorsam auf, nahm ein Stück Brod und Käse aus einem kleinen Schrank und verschwand mit kaum hörbarem „Gute Nacht" hinter dem Vorhange, der quer vor eine Ecke des Raumes gezogen war und die Schlafstube der Frauen abschloß.

Ralph verließ bald darauf die Zelthütte, und seine Mutter und Schwester blieben allein.

„Linda," zischelte die Alte, sobald er fort war, und beugte sich, auf den Vorhang deutend, zu ihrer Tochter, „ist sie Dir nicht in letzter Zeit sehr sonderbar vorgekommen?"

„Ja," antwortete Linda's leise Antwort, „und ich errathe die Ursache. Ich sagte es dem Narren Ralph immer, daß die glattwangige Kokette sich keinen Strohhalm werth um ihn kümmerte. Fürwahr! das zarte Dämchen ist zu sehr ein Reis vom alten Stamme, um tiefer zu blicken, als zu einem Lord oder Baron. Der Apfel fällt nicht weit vom Baume."

Dabei lachte die Sprechende verschmitzt und höhnisch.

„Denkst Du wirklich, es ist so?" fragte die Aeltere.

„Ob ich es denke?" war die schnippische Antwort, „ich weiß es, denn meine Augen sehen so gut, als die anderer Leute."

„Hast Du sie mit ihm gesehen?"

„Nicht kürzlich. Aber einmal waren sie bei einander im Gehölz bei der Abtei und unsere reizende Schöne war besser beschäftigt, als zu tanzen. Sie saßen auf einem alten Baumstamme, des feinen Püppchens Kopf ruhte an seiner Schulter und des hochgebornen Herrchens Arm schlang sich um ihre Taille, so zärtlich als man's nur wünschen kann. Natürlich mußte sie immer ihren schönen rothen Rock tragen. Die Lügnerin! — tanzen —, das war eine gute Ausrede."

„Aber Du hättest mir dies sagen sollen, Linda."

„Nicht ich, fürwahr. Warum hätte ich ihr Spiel verderben sollen? Es war Ralph's Sache, seine Schöne zu hüten. Ich habe an Anderes zu denken, als an die Bewachung eines Zieräffchens."

„Es scheint mir, Linda, als ob des Mädchens Schmach Dir Freude macht."

Ein verächtliches Lächeln bewegte die Lippe des hübschen Zigeunerweibes. Hatte ihre Mutter mit dem eben gemachten Vorwurf Recht?

Nur zu wahrscheinlich, denn Ralph's Schwester haßte die arme Eola mit aller Macht eines eifersüchtigen mißvergnügten Herzens.

„Und wenn es so wäre?" entgegnete sie. „Ich wollte niemals, daß Ralph sie heirathete und ich hatte Recht."

„Aber sie ist eine große Hilfe für uns."

„Ja, — daran allein denkt Ihr Alle, an das Geld, das sie verdient. Und um ein paar elender Silberstücke willen möchtest Du Deinen Sohn mit der weggeworfenen Puppe eines adeligen Buben verheirathen."

„Nein, nein, Linda; das möchte ich jetzt nicht mehr, weder um seiner Liebe, noch um des Geldes willen. Aber wenn es nicht so gekommen wäre, so hätte ich sehr gewünscht, er möchte sie heirathen. Und bist Du auch der Sache ganz sicher?"

„Sicher? Gewiß. Sie denkt, sie sei ungeheuer klug, aber mir kann sie keinen Sand in die Augen streuen."

„Dann muß man Ralph sogleich Alles sagen, Linda!"

„Wozu? Er wird bald von selbst die Wahrheit entdecken."

„Ja, und einstweilen sie vielleicht heirathen. O nein; Ralph soll nicht mit dem Kopfe in's Feuer rennen, wenn seine Mutter es verhüten kann. Ich werde ihm Alles sagen, sobald ich ihn sehe."

„Und einen hübschen Lärm für die Nacht verursachen, nicht wahr? Du weißt, daß er sich wie ein Teufel geberden kann. In seiner Wuth möchte er hingehen und ihr den Hals abschneiden."

„Das wird er nicht thun, Linda. Ich verstehe ihn zu behandeln."

„Ja, Du bist außerordentlich klug, oder bildest Dir ein es zu sein."

Mit dieser höflichen Erwiederung stand die Tochter auf, um ihrem Kinde die fertig gewordene Speise zu reichen, und das Zwischengespräch endete.

Es war übrigens in einem so leisen Tone geführt worden, daß es nicht das Ohr des beklagenswerthen Gegenstandes desselben erreichte, welche müde und krank am Herzen, fröstelnd auf ihrem ärmlichen Lager ruhte.

(Fortsetzung folgt.)

# Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Plötzlich hielt die junge Frau, die sich schon eifrig mit den Goldstücken befaßte, in dieser Beschäftigung inne. Ein Gedanke sonderbarer Art mußte ihr durch den Kopf gefahren sein, denn ihre bleichen Gesichtszüge wurden wo möglich noch fahler, und sie mußte sich auf ihren Stuhl zurücklehnen, um dem sichtlich zitternden Körper einen Halt zu geben. Einen Augenblick schaute sie, sich gleichsam sammelnd, ihren Mann an, der sich schon wieder mit den Kleinen beschäftigte, dann aber sprach sie mit leisem Tone: „Und den Brief — den fremden Brief, mit dem Gelde — hast Du ihn seinem Eigenthümer wieder zugestellt?“

„Natürlich!“ antwortete Waldner leichthin und sich nicht in seinem heiteren Spiele mit den Kindern stören lassend. „Ich habe den Brief nach Tisch, während Du Deine Gänge besorgtest, dem Postboten Meusel wieder zugestellt; er hat mir versprochen, ihn sofort Herrn Waldheim zu überbringen.“

„Waldner!“ entgegnete die Frau nach einer kleinen Pause leise, doch auffallend ernst, „hast Du auch recht — klug gehandelt, indem Du dem Briefträger den offenen Brief mit der Geldeinlage in die Hände gabst?“

„Der alte Meusel ist ein ehrlicher Mensch! Ich sah ihn auf der Gasse, winkte ihn zu mir herauf, und als er mir die Versicherung gegeben, daß keine Verwechslung von Briefen stattgefunden, daß er keinen weiteren Brief an meine Adresse gehabt habe, gab ich ihm den Waldheim'schen Brief, zeigte ihm die Geldeinlage, und Meusel versprach sogleich seinen Fehler wieder gut zu machen und sich bei Herrn Waldheim bestens entschuldigen zu wollen. Er bat mich noch dringend, ja nicht über das Vorgefallene zu reden, weil er sonst große Unannehmlichkeiten haben, sogar um den Dienst kommen könnte. Herr Waldheim wird seinen Brief sammt dem Gelde schon längst haben und wohl nichts anderes mehr denken, als es sei ein ehrlicher Mann gewesen, der das Schreiben vor ihm in Händen gehabt und geöffnet.“

Also sprach Waldner und seine Frau schien sich durch seine Zuversicht nach und nach über diesen Punkt zu beruhigen und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Angelegenheit demnach einen richtigen Verlauf genommen. Sie wendete ihre Aufmerksamkeit abermals den Goldstücken zu und sprach dann ebenso ernst als dringend: „Aber jetzt sage mir auch, wer Dir das Geld gegeben hat?“

Waldner mochte durch das Reden seiner Frau wohl errathen haben, welche Gedanken in ihr aufgetaucht. Er ließ ab von seinem Scherzen und Spielen mit den Kindern, trat auf die ihn fragend und bittend Anschauende zu, und indem er ihr seine Rechte auf die Schulter legte, blickte er ihr liebevoll in das bleiche Gesicht und sprach: „Sei ruhig, liebes Weib; das Geld darfst Du getrost Dein Eigen nennen, wie ich es von dem, der es mir gegeben, annehmen durfte. Höre mich!“

Und nun erzählte er der hochaufhorchenden Frau, wie er am Abend, nach geschlossenem Komptoir, um sich in Etwas zu zerstreuen, zu erholen, einen Spaziergang um die Stadt gemacht habe. Vor dem Stationsgebäude der Eisenbahn angelangt, habe er plötzlich seinen Namen rufen hören, und wie er aus seinem trüben Brüten emporgefahren, einen alten lieben und guten Freund vor sich gesehen. Derselbe, ein vermögender Junggeselle, habe ihm dann nach den ersten Begrüßungen erzählt, wie er auf dem Wege sei, zu seinem Vergnügen eine kleine Reise durch das halbe Europa, durch Frankreich, Spanien und endlich durch die drei Königreiche Großbritanniens zu machen. Wie der Freund sich dann nach seinen Verhältnissen erkundigt, habe er, Waldner, ihm offen und ohne Scheu seine gedrückte Lage mitgetheilt. Da habe plötzlich die Glocke die Reisenden zur Weiterfahrt gerufen, und als der Freund Abschied von ihm genommen, habe er gefühlt, wie bei seinem Händedruck die kleinen schweren Goldstücke in seiner Hand zurückgeblieben. Anfangs habe er sich geschämt und das Geld zurückgeben wollen, doch der Freund habe schon im Wagen gesessen und ihm zugerufen, daß er bei seiner Rückkehr in etwelchen Monden wieder bei ihm vorsprechen würde, um dieses und noch ganz Anderes zu ordnen. Noch ein gegenseitiges, herzliches Lebewohl, und der Zug sei dahingebraust in die Dämmerung hinein. „Glücklicherweise“ — also schloß Waldner seine Erzählung — „waren wenige Leute und durchaus keine mir bekannten Persönlichkeiten auf dem Perron des Bahnhofes, die meine Verlegenheit, mein Erröthen beim Empfangen des Geldes bemerkt haben konnten. Doch was hätte dies am Ende auch geschadet? Ich durfte das Geld von dem reichen Manne, von dem alten Freunde schon annehmen, und wer weiß, ob ich nicht bei seiner Zurückkunft im Stande sein werde, es ihm mit Zinsen wieder zuzustellen! Laß uns hoffen, liebes Weib, das Allerbeste hoffen, und der Himmel, der sich uns jetzt so gnädig und gewogen gezeigt hat, wird uns auch ferner schirmen und schützen!“

Digitized by Google

Frau Waldner hatte den allerdings merkwürdigen Bericht ihres Mannes staunend mit angehört. Letzterer, welcher ganz gewiß einen Ausbruch der Freude erwartet hatte, war nicht wenig erstaunt, als nichts Derartiges erfolgte, sondern seine Gattin, deren Zweifel mit aller Macht wiedergekehrt zu sein schienen, nach einigen Augenblicken und mit erzwungener Ruhe also reden hörte: „Was Du mir da gesagt, klingt mir fast wie eine jener Erzählungen, von der der Verfasser betheuert, sie sei vollständig wahr, während dies im Grunde — durchaus nicht der Fall ist. O Waldner!“ fuhr sie plötzlich auf, indem sie emporsprang und beide Arme dem Gatten um den Hals schlang, ihm mit thränenden Augen in's Gesicht schaute, „Waldner, sprich die Wahrheit, noch ist es vielleicht nicht zu spät, ein Unrecht, eine Uebereilung wieder gut zu machen. Dein strenger Blick von heute Morgen sagte mir, daß Du den bösen Gedanken errathen, der mich einen Augenblick lang beherrschte, den ich nicht auszusprechen, nicht einmal mehr auszudenken wagte. Und jetzt foltert mich das Denken, daß Du vielleicht selbst gethan —“

Sie konnte nicht weiter reden, Thränen erstickten ihre Stimme und leise schluchzend barg sie ihr Gesicht an der Brust des Mannes. Dieser war während der Rede seiner Frau auffallend bleich geworden; sein ganzer Körper zitterte und er vermochte anfänglich — war es Ueberraschung und Staunen, oder Furcht und Schrecken? — kein Wort zu erwiedern. Dann aber fand er mit der wiederkehrenden Gluth seines Gesichtes die Sprache wieder, und mit beredten Worten stellte er seiner Frau vor, wie ungerechtfertigt, ja strafbar ihr Denken sei, und wie sich Alles in der That also ereignet, wie er es ihr mitgetheilt. Frau Waldner beruhigte sich endlich — es mußte ja so, es konnte nicht anders sein als wie ihr Mann, der ein Muster von Treue und Ehrlichkeit, gesagt! — und bald trafen ihn wieder freudige, zufriedene Blicke, während ihr Herz gewiß ein Gebet des Dankes für den wackern, braven Freund sprach, der ihrem Manne, ihrer Familie so zu rechter Zeit beigestanden. Ein inniger Kuß zeigte dann Waldner, daß alle Zweifel geschwunden, Glaube und Zufriedenheit, Liebe und Vertrauen wieder bei ihr eingekehrt. Nun verschloß sie die Goldstücke in ihre Schublade und trat zu der Gruppe der spielenden und laut und fröhlich plaudernden Kinder, sich erfreuend an den glänzenden Blicken ihrer Lieben, an der in letzter Zeit so selten zum Vorschein gekommenen Heiterkeit ihres Gatten.

Es war eine kurze, selige Stunde, die die beide Gatten, die Familie Waldner durchlebten. Rasc verflog sie — nur zu rasch! — und leider soll ihr so bald keine gleiche mehr folgen!

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Ein fortschrittlicher Schneidermeister, der den charakteristischen Namen Lehmann besitzt und in der Junkerstraße in Berlin wohnt, veröffentlicht in der Volkszeitung folgendes reklamirende Gedicht:

Zu mir, ihr wackeren Fortschrittsgenossen!
Laßt mich nicht sitzen hier so abgeschlossen.
Mit Rock und Hose, Mantel, Frack und West'
Bedient euch Lehmann auf das Best'.
Doch nur dem Fortschritt geb' ich Garderobe,
Die Reaktion kriegt nicht die Nagelprobe,
Und böte sie mir Preise dreifach an —
Nein! — Lehmann ist ein Fortschrittsmann!
Ich habe keinen orientat'schen Namen,
Verstehe mich auch gar nicht auf Reklamen;
Reell zu sein, da setz ich alles dran,
Denn ich heiß' Lehmann und bin Fortschrittsmann!

In den Anlagen der königlichen Gartenbaugesellschaft in London ist ein Fruchtbündel der westindischen Banane (**Musa Cavendishii**) von ungewöhnlicher Größe zu sehen. Es hat an seinem breitern Ende fünf Fuß im Umfang und wiegt volle 86 Pfund, — eine Schwere von 60 Pfund gehört sonst schon zu den Seltenheiten. Der Beweis ist zugleich geliefert, daß die Banane nicht, wie man meist glaubt, einer langen Reihe von Jahren bedarf, um hier in England Frucht zu tragen. Herr P. L. Hind, ein Mitglied der Gesellschaft, hatte erst am 6. September 1862 einige kleine Pflanzen aus Westindien erhalten, und von diesen hat die eine, in sorgsamster Pflege, bereits die ungeheure Frucht getragen, welche in der That kaum kleiner als der Baum selbst. Die Frucht ist zu einem Geschenk für die Königin bestimmt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Freitag, 8. Januar 1864.


## Das Salz der Ehe.

Am Tische saß ein junges Ehepaar;
Es war bereits seit vierundzwanzig Stunden
Durch Priesterhand an dem Altar verbunden,
Kein Wunder, daß er überglücklich war,
Daß ihre Blicke sel'ge Wonne zeigen —
Der Himmel hängt bei ihnen noch voll Geigen,
Dir Liebesgötter singen Melodie'n
So süß, daß Gram und Unmuth schnell entflieh'n!
„Nie soll aus unsrem Haus die Eintracht weichen,
Mein holdes Jettchen," spricht der junge Mann,
„Nie soll ein Zwist Dir ir die Wangen bleichen,"
Und sieht dabei sein Weibchen schmachtend an.
„Mein guter Fritz, was ich Dir an den Blicken
Absehen kann, das wird sogleich geschehn,"
Ruft Jettchen zärtlich, sinkt dann vor Entzücken
An seiner Brust — — kann man was Schön'res sehn!
Doch bei dem Sinken stößt sie mit dem Arme
Das erste vollgefüllte Salzfaß um,
Und hastig spricht sie: „Daß sich Gott erbarme!
Das war von mir wahrhaftig mehr als dumm!"
„Was ist geschehn, lieb Jettchen?" — „Süßes Leben,
Das Salzfaß — sieh doch nur das Salzfaß an.
Da liegt's — nun wird es Zank ganz sicher geben."
„Ei, Gott bewahre! Denk' doch nicht daran,
Wie kann ein Salzfaß unsre Eintracht stören?" —
„Und doch ist's so, mein Fritz, — ich werde krank!
Von meiner Mutter mußt' ich immer hören:
Wenns's Salzfaß fällt, dann gibts es sicher Zank."
„Ei, Deine Mutter scherzte, liebes Weibchen." —
„Mit ernsten Sachen scherzte Mutter nie." —
„Du bist so fromm und sanft ja wie ein Täubchen,
Wie kämr da je Zank zu uns, wohl wie?" —
„Ja freilich bin ich sanft," spricht Jettchen kläglich, —
„Allein, wenn's Salzfaß fällt" — „Mein Engel, laß
Das Salzfaß ruh'n, ich lieb' Dich ja unsäglich,
Und zanken werd ich nie," so brummt im Baß
Der junge Mann, — „nun laß uns ruhig essen!"
Frau Jettchen nimmt zwei Löffel Suppe ein,
Dann spricht sie seufzend: „Fritz — es geht nicht, — nein!
Ich kann das böse Salzfaß nicht vergessen!
Es wär' doch arg, wenn gleich am ersten Tage
Ein Streit sich zwischen uns entspänne, Fritz!"
„Mein Engel, mach' Dir deßhalb keine Plage,
Das mit dem Salzfaß, Kind, ist nur ein Witz."
„Mein lieber Mann, es ist kein Witz, — seit Jahren
Hat meine gute Mutter es erfahren:
Wenn's Salzfaß fiel, da gab es Zank sogleich." —
„So schweig' doch nur mit solchem dummen Zeug!"
Ruft Fritz verstimmt. — „Was sagst Du da, mein Lieber?
Du sprichst von dummem Zeuge, theurer Schatz?
Ich glaube, süßer Fritz, Du hast das Fieber!
Der Ausdruck war hier nicht an seinem Platze!"
„Platz hin, Platz her, lieb' Jettchen! Deine Klagen —
Um so ein Salzfaß — ich sag's ungenirt —
Die kann, wahrhaft'ger Gott, kein Mensch ertragen!"
So spricht der sanfte Fritz etwas piquirt. —
„Ei, bin ich Dir schon lästig, Fritz? Gebrechen
Bemerkest Du an mir? Ei, das geht ja schnell."
„Wie kannst Du, Kind, so unvernünftig sprechen?
Ich meinte" — „Was Du meinest, wird mir hell:
Erst dummes Zeug — dann unvernünftig — freilich,
Ich bin ein Gänschen, — bin zu dumm für Dich." —
„Nein, Jettchen, Du bist wirklich recht abscheulich —!"
„Nun auch abscheulich? ich bedanke mich!
Das Salzfaß — ja, das Salzfaß!" „Du sollst schweigen
Von Deinem Salzfaß." — „Nein, das brauch' ich nicht!
Ich werde mir mich unterthänig zeigen,
Wenn man so diktatorisch mit mir spricht.
Wirft man ein Salzfaß um, sagt meine Mutter —"
„Ach, Deine Mutter ist 'ne Frau vom Land;"
Ruft Fritz ergrimmt und schmeißt, wie Martin Luther
Das Dintenfaß, den Löffel an die Wand.
Das Zeichen zu der Schlacht war nun gegeben,
Dir Eintracht gab der Zwietracht ihren Platz;
Man hörte nicht mehr: „Engel — süßes Leben,"
Nicht mehr: „Mein trautes Liebchen — holder Schatz"

„Tyrann — Barbar,“ erscholl's aus Jettchens Munde —
„Angehende Xantippe!“ schrie Herr Fritz in Wuth,
Und so bekam ein Jedes seine Wunde. —
Was doch nicht Alles so ein Salzfaß thut! —
Nachdem sich nun die feindlichen Parteien
Rein ausgesprochen hatten, zog Herr Fritz
Sich in den Lehnstuhl, um sich zu zerstreuen,
Und Jettchen nahm am Fenster ihren Sitz.
Aus ihren Augen flossen sanfte Thränen,
Aus ihrem Munde drang ein „O!“ und „Ach!“
Und unser Fritz fing herzhaft an zu stöhnen
Und stöhnte jedes „Ach!“ ein paarmal nach.
Zuletzt begegneten sich ihre Blicke,
Zuerst ganz flüchtig, später länger dann —
Ihr war's, als ob er mit dem Kopfe nicke,
Er las in ihrem Auge: „Lieber Mann!“
Da konnte sich der Gute nicht mehr halten,
Schnell sprang er auf, umarmte herzlich sie,
Und sprach gerührt: „Es bleibt mit uns beim Alten,
Zank, liebes Jettchen, gibt es nie mehr, nie!“
„Nie mehr,“ spricht Jettchen, „Du mein süßes Leben!
Ertragen will ich Alles mit Geduld —
Auch bin ich an dem heut'gen Streit nicht Schuld:
Das Salzfaß fiel, — da mußt' es Zank ja geben.“

Jetzt die Moral! Fest könnt ihr darauf bauen,
Stellt in der Eh' sich Zank und Hader ein,
So sind unschuldig stets die guten Frauen,
Das Salzfaß trägt die Schuld dann ganz allein.

Brettenbach, im Dezember 1863.

Z.

---

## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Eola's Geschichte war, so weit sie selbst davon wußte, in ein Geheimniß gehüllt.

Sie hatte niemals gehört, wann und unter welchen Verhältnissen sie geboren worden.

Sie hatte, so lange sie denken konnte, bei ihren gegenwärtigen Beschützern gelebt und kannte keine andern.

Aber sie wußte, daß keine Verwandtschaftsbande zwischen ihnen und ihr bestanden; das hatten sie ihr gesagt, über alles Uebrige aber hartnäckig geschwiegen.

Von Kindheit an war sie gewöhnt, der alten Zigeunerin zu gehorchen, und dazu und zwar beträchtlich beizutragen, daß die Taschen ihrer Genossen sich füllten.

Das junge Mädchen war von diesen allgemein geliebt, ausgenommen von Linda und ihrer Mutter.

Die Erstere, sey es aus Eifersucht oder einer unbekannten Ursache, behandelte sie mit Hohn und Härte; die Letztere war zwar freundlicher, aber lediglich aus habsüchtigen Beweggründen; denn Eola's Verdienst war der alten Zigeunerin zu willkommen, als daß sie es hätte wagen mögen, durch schlechte Behandlung das Mädchen von sich zu scheuchen.

Wenn Linda der Waise Gefühle durch harte Worte verwundete, hatte die Mutter stets als Balsam ein freundliches in Bereitschaft, so daß sich Eola zwischen den beiden Frauen in einem fortwährenden Zustande von Verdruß und Unentschlossenheit befand.

Selbst Ralph konnte ihre Lage wenig bessern, denn obschon er bei Streitigkeiten sie immer in Schutz nahm, schüchterte er sie doch sonst durch die Heftigkeit seines Charakters mehr ein, als daß er ihr Vertrauen gewann.

Dessenungeachtet hatte sie sich willenlos zu einer Art von Verlöbniß mit ihm verleiten lassen, sie galt bei dem ganzen Stamme für seine zukünftige Frau und sogar der Tag der Verbindung war festgesetzt worden.

Eola hatte diesen Tag gefürchtet, jetzt aber that sie es nicht mehr, da sie wußte, daß er nie anbrechen konnte.

Schlimmeres jedoch war ihr noch vorbehalten.

Das unglückliche Mädchen war kaum in einen leichten Schlummer gefallen, als ein schweres Stöhnen, das durch den Vorhang zu ihr drang, sie wieder in's Bewußtsein rief. Sie hob horchend den Kopf und vernahm darauf die Stimme der Alten, welche sagte:

„Still, Ralph; sei kein Thor. Du wirst sie aufwecken.“

Die einzige Antwort war ein abermaliges Stöhnen, noch lauter und tiefer, als das erste.

Eola horchte in athemlosem Schweigen.

Endlich hörte sie Ralph Leighton's tiefe Stimme.

„Es kann nicht sein, Mutter,“ sagte er, „ich kann und will es nicht glauben.“

„Ralph, Du bist ein mattherziger Thor und ein größerer, als ich für möglich gehalten,“ ließ sich darauf Linda sarkastisch vernehmen.

„Ich sagte Dir schon lange, daß sie nichts nach Dir fragte. Sie gleicht ihrer Mutter in mehr als einer Art. Aber wenn Du mir nicht glauben willst, so kannst Du ja warten und für Dich selbst urtheilen.“

„Linda, Linda, das ist entsetzlich! Du bist gefühllos und kannst nicht meine Liebe für sie verstehen.“

Digitized by Google

„Nein, auch sonst Niemand, für das eitle Ding. Ich sagte immer, wohin es kommen würde. In kurzen Röcken vor jedem reichen Schurken zu tanzen, der ihr in den Weg kommt! Das mag in Spanien schicklich sein, aber nicht hier. Und wohin gelangte ihre feine Mutter mit ihren rothen Röcken und Kastagnetten?"

„Weil ihre Mutter Unrecht that, braucht man noch nicht das Gleiche von Eola zu glauben. Du hassest das Mädchen, Linda, und bist bitter gegen sie."

„Wie Dir's beliebt. Thu' nach Deinem Willen. Heirathe sie auf jeden Fall, es wird eine lustige Hochzeit sein."

„Linda, es ist jetzt nicht Zeit zum Scherzen. Sage mir offen, was Du argwöhnst."

„Mutter sagte es Dir. Es ist Alles wahr, ich kann es beschwören. Ich las es in seinem Auge, als die Thörin das erste Mal in den alten Ruinen ihn mit ihren Sprüngen belustigte, daß er sie zu seinem nächsten Spielzeug auserlas."

„Und warum hast Du es nicht verhindert, Linda? Es war gewiß nicht weiblich oder als Schwester gehandelt, Deines Bruders verlobte Braut dem Abgrunde zueilen zu sehen, ohne die Hand zu ihrer Rettung auszustrecken."

„Ich bin nicht Eola's Hüterin," lautete die herzlose Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

### II.

Palmsonntag.

An dem nun folgenden Palmsonntag wurden die Miethe, die verschiedenen anderen Rechnungen und Posten bezahlt und es blieb schließlich immer noch eine kleine Summe übrig für die Bedürfnisse der Familie, der Haushaltung; es war sogar Aussicht zu Osterkuchen vorhanden, was dem kleinen Knaben auch durchaus nicht verhehlt wurde und diesen überglücklich zu machen schien. Osterkuchen und bunte Eier waren von nun an einzig und allein sein Denken und Reden, und zwar große, große Stücke Kuchen und viele, viele Eier! Ob seine kindliche Hoffnung, seine Osterfreude sich erfüllen, verwirklichen wird? — Wer weiß es!

Am selben Palmsonntag fand Nachmittags eine geistliche Musikaufführung in einer der Kirchen statt und vereinigte in jenen Räumen eine große Menge Andächtiger und Musikfreunde bunt durcheinander. Waldner, der ein großer Verehrer und Liebhaber der heiligen Musika war, hatte sich von seiner Frau bestimmen lassen, doch zu seiner Erholung und so nothwendigen Erheiterung dieser Aufführung beizuwohnen. Als er zur Kirche kam, fand er alle Plätze bereits besetzt. Es gelang ihm indessen doch, noch ein Sitzplätzchen zu finden, und zwar durch die Freundlichkeit eines kleinen alten Herrn mit weißem Kopfe und gar offen und behaglich dreinschauendem Gesichte, der bei Waldner's Erscheinen seine Nachbarn zum Zusammenrücken aufgefordert. Zu seiner Verwunderung hörte Waldner im Verlauf der Aufführung seinen freundlichen Nachbar des öftern „Herr Waldheim" nennen. Die Briefverwechslung, an die er schon nicht mehr gedacht, trat wieder lebhaft vor seine Seele und er brannte vor Begierde, mit Herrn Waldheim — wenn er der Adressat sein sollte — darüber zu reden. Eine solche Gelegenheit fand sich denn auch in der nächsten Pause. Auf seine bescheiden angebrachte Frage erfuhr Waldner denn auch sofort von dem freundlichen Herrn, daß er allerdings Waldheim heiße, früher Privatlehrer gewesen, jetzt aber Privatier, daß heißt Rentner sei und in der Felsstraße als der einzige seines Namens wohne. Waldner nannte ihm nun auch seinen Namen und knüpfte daran die Bemerkung, was er denn wohl gedacht, als er vor einigen Tagen einen Brief mit englischen Banknoten, den er, Waldner, geöffnet habe, empfangen.

Der kleine Herr ließ bei dieser Mittheilung fast die goldene Dose, aus der er soeben seine Nase gespeist, zu Boden fallen und mit weitgeöffneten Augen starrte er seinen Nebenmann an, kaum fähig zu stammeln: „Einen geöffneten Brief? — mit englischen Banknoten? — von einem solchen weiß ich nichts — gar nichts!"

Jetzt war es an Waldner, zu erstaunen, und zugleich bemächtigte sich seiner ein Gefühl des Schreckens und Entsetzens. Doch nein! es konnte ja nicht möglich sein. Er hatte ja selbst dem Briefträger, dem alten Meusel, den Brief in die Hand gegeben, ihm das darinnenliegende Geld gezeigt. Es mußte ein Irrthum obwalten!

Der kleine alte Herr, unbehaglich aufgeregt, bat um weitere Aufklärung, und da diese in der Kirche nicht wohl zu geben war, ersuchte er Waldner, mit ihm hinaus, oder noch besser in seine Wohnung zu gehen, allwo seine Frau, die gewöhnlich die Korrespondenzen besorge, vielleicht etwas Näheres über den Brief wisse und einen etwaigen Irrthum aufklären könne.

Waldner war dieses zufrieden, und Beide verließen die Kirche und schlugen den Weg nach der Felsstraße, nach der Wohnung des Herrn Waldheim ein.

Alldort angekommen, stellte Herr Waldheim seinen Gast seiner Frau vor, und Waldner berichtete und erzählte mit haarklein, was ihm vor ein paar Tagen mit jenem Briefe passirt. Frau Waldheim, eine freundliche und noch recht lebhafte alte Dame, wußte ebenfalls nichts von einem Briefe in einem blaßrothen Couvert mit Banknoteneinlagen; sie hatte weder einen solchen offen noch versiegelt empfangen. Mit Geschäftigkeit holte sie die kleine Korrespondenz der vergangenen Woche herbei. Doch unter diesen Briefen war keiner, der nur im Entferntesten Aehnlichkeit mit dem fraglichen, aus England gekommenen Schriftstück gehabt hätte.

„Und haben Sie denn auch kein Geld aus England, aus London zu empfangen?“ fragte Waldner endlich das von unruhigem Staunen erfüllte Ehepaar.

„Nicht einen Kreuzer!“ erwiederte Herr Waldheim. „Ja, in früheren Jahren, als ich noch einer Privatlehranstalt vorstand, hatte ich verschiedene junge Engländer in Pension, doch diese waren aus guten Häusern und alle meine Forderungen sind mir stets regelmäßig bezahlt worden.“

„Großer Gott!“ rief jetzt Frau Waldheim plötzlich mit vieler Lebendigkeit. „Welch ein Gedanke! Erinnerst Du Dich noch des jungen Hopkins, der sich so behaglich in unserem Hause, in unserer Familie fühlte? Er ging von hier aus direkt nach Indien, und oft sagte er mir vor seiner Abreise, daß er mich einstens zu seiner Erbin einsetzen würde. Wenn der Brief vielleicht eine solche Erbschaft enthalten hätte!“

Herr Waldheim zuckte ob dieser von etwas allzu lebhafter Phantasie zeugenden Rede seiner Gattin merklich die Achseln, und warf derselben einen Blick zu, der mehr als alle Antworten ihre kühnen Vermuthungen widerlegte und niederschlug. „Bleiben wir einfach bei der Sache,“ sprach er dann ruhig weiter. „Ein Brief an meine Adresse mit Geldeinlage war da. Herr Waldner hat ihn in Händen gehabt, die Adresse gelesen, die Einlage, deren Größe und Betrag er aber nicht kennt, gesehen. Der Briefträger, der den Brief Herrn Waldner gebracht, von demselben zurück empfangen zur Beförderung an unsere Adresse, ist der alte Meusel. Derselbe existirt hoffentlich noch. Es ist also nichts Anderes zu thun, als die Sache auf der Post zur Anzeige zu bringen, wogegen Herr Waldner wohl nichts einzuwenden haben wird.“

Waldner war natürlich mit solchem Vorschlage vollkommen einverstanden, obschon ihm die ganze Sache unbehaglich zu werden anfing. Er erbot sich jedoch sofort, Herrn Waldheim zur Post zu begleiten, was Letzterer indessen vor der Hand dankend ablehnte. Der Postdirektor, der ein Freund von ihm sei, würde ihn schon, wenn nöthig, rufen lassen, meinte er.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Es ist doch gut, wenn man eine Frau hat. Nr. 100 des zu Frankenstein erscheinenden Kreisblattes enthält folgende Anzeige: Da ich in diesem Jahre an einer ungewöhnlichen Aufregung des Geistes leide, welche mich, besonders wenn ich noch ein Glas getrunken habe, keine Folgen meiner Handlungen bedenken läßt, so daß ich wiederholt im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit durch ausgestellte Wechsel die empfindlichsten Verluste erlitten habe; so erkläre ich hiermit öffentlich, weil ich mich und die Meinigen durch meinen beklagenswerthen Zustand nicht unglücklicher machen will: „Niemand darf mir, ohne daß meine Frau Wissen davon hat, das Geringste mehr borgen, wenn er sich nicht in den Verdacht bringen will, er benutze in schlechter Weise meine traurige Lage zu meinem Verderben. Dittmannsdorf, Kreis Frankenstein, 8. Dezember 1863. Ernst Scholz, Bauergutsbesitzer.“

In Holdmezö-Vasarhely hat einige Zeit hindurch eine Glaubensschwärmerei gespuckt, nach welcher die Taufe erst im dreißigsten Jahre nöthig wäre, Schule und Geistliche für überflüssig erklärt wurden, und die ganze Ceremonie der Trauung darin bestand, daß der Mann die Schulter seiner Auserwählten berührte und sie fragte, ob sie mit ihm gehen wolle. Der Anführer der neuen Sekte war ein ehemaliger Student, der wegen Mord in Ilova gefangen war. Dieser und noch ein anderer Hauptschwärmer wurden verhaftet, und der ganze Spuck hat ein Ende.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Sonntag, 10. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Seufzend und voll Verachtung wandte sich Ralph von Linda ab.

Dann folgte eine lange Pause, während welcher die entsetzte Lauscherin deutlich das halb unterdrückte Aechzen hörte, das sich der belasteten Brust ihres beleidigten Verlobten entrang.

Endlich sprang er auf. Die Heftigkeit seines Temperoments gewann allgemach den Sieg über seinen Schmerz, und Wuth, Eifersucht und verwundeter Stolz verjagten die zärtlicheren, weichern Regungen seines Herzens.

„O, dafür will ich Rache haben!“ rief er und schritt, als ob zu verzweifelten Maßregeln entschlossen, hastig durch den Raum.

Eola hörte dann, wie eine der Frauen sich ihm in den Weg warf; es folgten Reden und Gegenreden, Drohungen und Bitten, bis sich das Weinen des aus seinem Schlummer aufgestörten unschuldigen Kindes in den Lärm mischte.

Eola schauderte und ihre Zähne klapperten aus Angst. Jedes Wort hatte sie wie ein Dolchstoß getroffen, dennoch mußte sie sich still verhalten, als ob kein Laut sie erreicht hätte, um sich nicht der leidenschaftlichen Rachsucht Ralph Leighton's sogleich preiszugeben.

Endlich trat Ruhe ein.

Das Kind ward in Schlaf gewiegt und der erzürnte Ralph durch die vereinten Bemühungen von Mutter und Schwester zu einstweiliger Ruhe gebracht.

„Das Mädchen muß zu den Siebenschläfern gehören, bei solchem Lärm nicht aufzuwachen,“ sagte plötzlich Linda. „Wahrscheinlich verstellt sie sich nur.“

Die Mutter stand auf um nachzusehen, und als Eola ihren schlürfenden Gang sich nähern hörte, steckte sie den Kopf unter die Decke und bezwang mit äußerster Anstrengung das Beben ihrer Glieder. Die Alte beugte sich über sie und lauschte.

„Sie schläft wirklich,“ murmelte sie, sich wegwendend, und nahm dann ihren Platz am Feuer wieder ein.

„Ihr heutiges Tagwerk wird sie ermüdet haben,“ bemerkte Linda höhnisch.

Die Mutter gab ihr einen warnenden Wink, indem sie auf Ralph deutete, der, das Gesicht in den Händen verborgen, in einer Ecke saß.

„Such' ihn los zu werden,“ flüsterte Linda.

„Ich bin müde, Ralph,“ sagte die alte Zigeunerin, die Hand auf des Sohnes Schulter legend, „und es ist spät. Linda und ihre kleine Zerny sind schläfrig; willst Du nicht auch zu Bett gehen?“

Er sah auf.

„Ihr habt mir einen guten Schlaftrunk gegeben,“ sagte er ironisch. „Aber ich will Euch nicht stören. Morgen will ich von Eola's meineidigem Herzen die Wahrheit ringen. Gute Nacht.“

Darauf verließ er das Zelt. Seine Mutter und Schwester gingen zur Ruhe. Die Letztere und das Kind theilten Eola's Lager, die Alte kauerte auf einer Matratze am Boden nieder.

In der Stille der späten Nacht, als ihre Gefährten im festen Schlafe lagen, erhob sich Eola leise, kleidete sich lautlos an, verließ die Zelthütte und ohne nur einen Blick zurück auf ihr einstiges Obdach zu werfen, eilte sie vorwärts durch die lange, düstere Gasse, ohne zu wissen, wohin ihre Schritte sie tragen möchten.

### 3.

Groß war die Ueberraschung und der Verdruß der kaltherzigen Linda und ihrer Mutter, als sie beim Erwachen Eola's Flucht gewahrten.

Beide kamen indeß darin überein, daß das junge Mädchen in der Nacht gelauscht und aus Angst vor Ralph's Zorn das Weite gesucht hatte.

Digitized by Google

Es dauerte lange, ehe sie sich entschließen konnten, dem gefürchteten Sohn und Bruder die Unheilsbotschaft zu bringen.

Endlich entschloß sich Linda, kühner als ihre Mutter, zu der unangenehmen Aufgabe und entledigte sich derselben in ihrer gewohnten gefühllosen Weise.

Eine Weile wankte der unglückliche Mann wie zu Tode getroffen unter dem Schlage.

Dann stürzte er, die Lippen zusammengepreßt und das Auge Blitze sprühend, in der Richtung des Herrenhauses von dannen.

Als er jedoch bei Lord Eswald's glänzendem Wohnsitz anlangte, ward ihm der Eintritt entschieden verweigert. Der Thürsteher bedeutete ihm unverschämt und vornehmthuerisch, „daß sein Herr im ersten Schlafe läge und nicht durch müßige Landstreicher gestört werden dürfte," für welche Mittheilung die bebänderte Livreepuppe von Ralph's kräftiger Hand einen Schlag hinter die Ohren empfing und es in ihrer Betäubung nicht hindern konnte, daß der Eindringling an ihm vorbei und auf die Treppe zurannte, dort einen andern der Diener am Kragen packte und gebieterisch verlangte, Seine Lordschaft zu sprechen.

„Gott im Himmel!" keuchte der unglückliche Diener und bestrebte sich vergebens, sein Genick aus der Klammer der Eisenfaust zu befreien, „wollt Ihr mich denn erwürgen, Bursche? Holla! holla! hierher!" begann er zu schreien, „zu Hilfe! Diebe im Hause! Feuer! Mord —"

Ein noch festerer Griff am Kragen schnitt ihm die fernere Rede ab.

„Du keifender Schurke!" rief der Zigeuner, „ich bin weder ein Dieb noch Mörder; ich verlange nur Deinen Herrn zu sprechen."

„Was bedeutet der Lärm da unten?" fragte jetzt eine weiche, jugendliche Stimme in einem der oberen Gänge.

Im nächsten Augenblick erschien ein schlanker, hübscher, für sein Alter männlich aussehender Jüngling von fünfzehn Jahren oben an der Treppe.

Die beiden Diener, sichtlich ermuthigt durch den unerwartet sich ihnen bietenden Schutz, begannen jetzt eine übertriebene Schilderung des Vorgefallenen, nach welcher Ralph mindestens als ein Räuberhauptmann erschien und sie selbst die tapfersten Kämpfer für Leben und Gut ihres Herrn gewesen waren.

Aber der Jüngling, der ohne Zweifel aus Erfahrung die Wahrhaftigkeit solcher Schilderungen kannte, fiel ihnen gebieterisch in die Rede.

„Laßt mich selbst die Sache untersuchen," sagte er.

Er winkte dabei mit der schmalen, zarten Hand, wandte sein edel gebildetes Antlitz dem Zigeuner zu und blickte ihn mit den glänzenden Augen forschend an.

„Ich habe mit Lord Eswald zu sprechen," sagte Ralph in Erwiederung des fragenden Blicks.

„Seine Lordschaft schläft, guter Mann," entgegnete der Jüngling, „aber Ihr könnt mir Euer Anliegen mittheilen.

„Ich kann, aber ich will nicht," gab der Zigeuner mürrisch zurück.

Der Jüngling erröthete über das unverschämte Wort und einen Augenblick ballte sich seine Hand; dann aber mit einer für seine Jugend wunderbaren Anstrengung bezwang er sich und sagte ruhig:

„Ich versichere Euch, daß Lord Eswald erst vor Kurzem zur Ruhe gegangen ist und Euch jetzt unmöglich sprechen kann."

„Aber er muß und soll mich sprechen und wenn ich ihn bis in seinem Bette aufsuchen sollte," entgegnete unerschrocken der Zigeuner. „Deßhalb geht zur Seite, Knabe, und laßt mich vorbei, wenn Ihr nicht die Kraft meines Armes erproben wollt."

„Unverschämter!" rief jetzt zornglühend der Jüngling; „wenn ich nicht sähe, daß Ihr aus irgend einer unglücklichen Ursache halb wahnwitzig seid, so würde ich Euch lehren, mit Vornehmern zu reden."

„Ha! ha!" lachte Ralph höhnisch. „Ihr mögt wohl vornehm sein, aber bemerkt, daß Ihr einen Mann vor Euch habt. Ich bin nicht gewohnt, mit bartlosen Knaben zu fechten."

Ein Murmeln des Entsetzens und Erstaunens lief durch die jetzt zahlreiche Gruppe der Diener am Fuße der Treppe, auf welcher die Gegner sich bedrohten; und dies Erstaunen wuchs wo möglich noch, als der Jüngling unerschrocken mit seinen schlanken Fingern den Zigeuner an der Schulter packte und ihn einige Stufen abwärts stieß. Da erschien plötzlich ein anderer Charakter auf der Scene.

Lord Eswald, den der ungewohnte Lärm erweckt und der einigemal vergebens gerufen hatte, die Ursache zu erfahren, kam aus seinem Schlafgemach, sich selbst von der Art des Vorganges zu unterrichten.

„Was gibt's, Elwyn?" rief er, den Jüngling in drohender Stellung gewahrend.

„Es ist ein wahnwitziger Landstreicher, Percy, welcher Dich durchaus bis in Dein Schlafgemach aufsuchen will," entgegnete der Gefragte.

Lord Eswald wechselte die Farbe, als er Ralph gewahrte.

„Ah!" sagte er, „Einer von diesem Zigeunergesindel!"

Digitized by Google

„Ja," entgegnete Ralph spöttisch, „wirklich Einer von ihnen. Euere Lordschaft irrt sich nicht."

„Was meinst Du, Bursche? Und was willst Du hier? Denkst Du, eines Edelmannes Haus ist da, daß Du darin sprechen darfst? Bah! dort ist der Hof!"

Und der junge Lord deutete mit der beringten Hand auf die Thür.

Ralph wich keinen Schritt.

„Ich will hier sprechen!" rief er stolz und laut.

„Gut, so sprich und —"

Ein Fluch, den wir nicht wiederholen wollen, beendigte den Satz.

„Eile Dich," fügte Percy Eswald hinzu; „ich bin schläfrig. Was begehrst Du?"

„Eola. Was habt Ihr mit Ihr gethan?"

„Mit wem?"

„Mit Eola."

Des Edelmannes Keckheit reichte einen Moment nicht aus; verrätherisch stieg das Blut in seine Wangen. Doch das dauerte nicht lange.

„Und wer in aller Welt ist Eola?" fragte er mit wiedergewonnener Dreistigkeit.

„Eine von jenem Zigeunergesindel," entgegnete Ralph höhnisch, „welche Euere Lordschaft mit einiger Beachtung zu beehren geruhten, als sie vor einiger Zeit dort in den Ruinen der Abtei zur Belustigung Euerer Lordschaft tanzte."

„Ah!" bemerkte der junge Wüstling nachlässig, „das hübsche schwarzlockige Mädchen, das die Kastagnetten schlug?"

„Dieselbe. Es war Eola."

„Nun, und was ist's mit ihr?"

„O, eine Kleinigkeit, wie Ihr sie nennen würdet. Sie wurde von irgend einem ehrlosen Schurken verlockt und da sie in letzter Nacht geheimnißvoll verschwand und ihre Angehörigen ängstlich sind, — und —"

„Und was?" fragte Lord Eswald heftig, als Ralph zögerte.

„Und, kurz, mein Lord, da man Euch stark beargwöhnt, das Mädchen verlockt zu haben, so ist es wahrscheinlich, daß sie zu Euch geflohen ist. Die Wahrheit zu sagen, ich glaube, sie ist irgendwo bei Euch versteckt."

„Bei mir, Bursche, bei mir?" rief der junge Lord mit gutgeheuchelter Entrüstung. „Hüte Dich, Elender," fügte er herrisch hinzu; „es ist gefährlich, mit Edelleuten zu spielen, hüte Dich, sie zu beleidigen, — es geschieht niemals straflos."

„So sollen sie auch nicht die Kinder unseres Volkes straflos entehren!" rief Ralph dagegen, seine dunklen Augen in zorniger Verachtung blitzend.

(Fortsetzung folgt.)

# Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Bald hierauf verließen beide Männer die Waldheim'sche Wohnung; Waldner, um sich, um eine Sorge reicher, nach Hause zu begeben, der kleine Rentner aber, um seinen Freund, den Postdirektor, aufzusuchen und diesem die eigenthümlich verwickelte Sache zur Anzeige zu bringen.

Unterwegs begegnete Waldner seinem Kollegen, dem Herrn Buchhalter Meermann. Da derselbe sich ihm gegenüber stets als Freund geberdet hatte, nahm Waldner keinen Anstand, ihm den, ihn so sehr beschäftigenden Vorfall mit allen Umständen mitzutheilen. Herr Meermann hörte mit offenem Munde die merkwürdige Geschichte an. Hätte der arglose Waldner gewußt, nur geahnt, wie gefährlich es sei, einem redseligen, redebedürftigen Manne eine solche delikate Sache vorzeitig anzuvertrauen, er hätte sicher stille geschwiegen. Doch die Mittheilung war einmal erfolgt und, wie das Geschehene überhaupt, nicht mehr rückgängig zu machen.

Mit einem: „Sehen wir uns heute Abend noch auf dem Klub?" welche Frage Waldner ziemlich zerstreut mit „Ja" beantwortete, trennte sich Herr Meermann von ihm und Waldner langte bald darauf bei den Seinen an.

Frau Waldner wurde von der unerwarteten Mittheilung ihres Gatten sehr ergriffen; sie ahnte Unangenehmes, Schlimmes. „Du hättest den Brief nicht also dem Postboten wieder übergeben, ihn am Ende selbst Herrn Waldheim bringen sollen," meinte sie. Doch Waldner beschwichtigte ihre Zweifel. Der alte Meusel könne ja nicht in Abrede stellen, den Brief von ihm empfangen zu haben. Wenn er ihn bis jetzt nicht abgegeben, so sei dies wohl gar aus Furcht geschehen, weil er geöffnet worden war. Vielleicht, und dies sei das Wahrscheinlichste, habe er ihn sogar auf der Post deponirt. Dort würde sich auf alle Fälle die Sache schon aufklären. Doch alle vorgebrachten Argumente vermochten indessen nicht recht ihn selbst zu beruhigen und eine weitere bange Ahnung trieb ihn hinaus nach dem Klub, allwo sein Kollege mit der, für Unbetheiligte höchst interessanten, ja pikanten Neuigkeit schon längst eingezogen sein mußte und wo dieselbe in diesem Augenblicke vielleicht schon lebhaft besprochen und in verschiedenster Weise gedeutet und erörtert wurde.

Waldner täuschte sich in diesen Vermuthungen nicht. Kaum hatte er das Lokal des Klubs betreten, als er auch schon die weithin schallende Stimme des Herrn Meermann hörte. Ein großer Kreis

von Zuhörern hatte sich um ihn gebildet, denen er schon das „Unglück“, welches seinen Kollegen Waldner betroffen, des Längeren und Breiteren auseinandergesetzt hatte. „Ich an seiner Stelle,“ so schloß er seine Rede, „hätte allerdings ganz anders gehandelt. Ich wäre auf das Stadtgericht gegangen, hätte dort das Geld hingezählt, es sammt dem Brief deponirt, sodann den ganzen Vorfall zu Protokoll nehmen, in gehöriger Form Rechtens unterzeichnen lassen, und dann wäre ich ruhig wieder nach Hause gegangen und ruhig hätte ich schlafen können!“

Waldner war nicht wenig empört über die Art und Weise, wie der Mann, der sein Kollege war, sein Freund sein wollte, seine Angelegenheit behandelte, ihn vertheidigte. Heftig erregt trat er vor und in den Kreis und sprach: „Ich danke Ihnen, Herr Kollege, daß Sie meine Sache in so freundschaftlicher Art darstellen und verfechten, zugleich so klar darlegen, was Sie an meiner Stelle gethan haben würden. Es dürfte Ihnen aber wohl in diesem Falle gerade ebenso gehen wie jenen Rathsherren, die klüger vom Rathhause herunter kamen als sie hinauf gegangen waren. Wenn ich zu jener Zeit in einer ruhigen normalen Stimmung gewesen wäre, so hätte ich noch natürlicher und wohl auch noch weiser gehandelt, als Sie anzugeben für gut befunden. Ich würde einfach den einmal geöffneten Brief selbst an seine wirkliche Adresse befördert haben. Daß ich diese natürliche, so nahe liegende Lösung unterlassen konnte, mag Ihnen Beweis sein, wie düster es damals in meinem Innern aussah, und welche schwere Sorgen und Gedanken mich drückten und beherrschten. Danken Sie übrigens dem Himmel, daß er Sie mit solcher Weisheit begabte. Wenn Sie einmal in eine ähnliche verwickelte Lage — vor der Sie der Himmel in Gnaden bewahren möge! — gerathen sollten, so werden Sie sich schon zu helfen wissen!“

Diese Rede machte scheinbaren Eindruck auf den frühern Sprecher, wie auch auf seine zahlreiche Zuhörerschaft, und der Kreis wurde sichtlich lichter. Manches ehrsame Klubmitglied entfernte sich sogar mit einem heimlichen Lächeln der Befriedigung über die kleine Niederlage des gewaltigen Mannes, hütete sich aber, solche Gesinnungen laut oder auch nur sichtbar werden zu lassen, was Herr Meermann sicher auf's strengste geahndet haben würde. Denn ein großer Theil der Gesellschaftsmitglieder fürchtete sich gleichsam vor ihm, und das aus Ursache! Herr Meermann hatte nämlich unter Anderm noch ie schöne Gewohnheit, jedes Gespräch so laut zu führen, daß man es sogar in den Nebenzimmern noch recht deutlich hören konnte. Eine solche Konversation ist natürlich nicht Jedermanns Sache noch Liebhaberei, und wird auf alle Fälle doppelt unangenehm, wenn sie sich in Meinungsverschiedenheiten ergeht. Also kam es denn auch, daß der redegewaltige Buchhalter auf dem Klub stets das letzte Wort behielt.

Bald darauf verließ Herr Meermann das Gesellschaftslokal; die achte Stunde hatte geschlagen, und das war die Zeit, wo er sich allabendlich in den ersten, vornehmsten Gasthof der Stadt verfügte, um daselbst sein Abendbrod nebst einem guten Schoppen einzunehmen; wobei er natürlich nicht verfehlte, seine Tischnachbarn, sowie alle übrigen versammelten Gäste in seiner lauten Redeweise mit der pikanten Neuigkeit, dem Briefabenteuer seines Kollegen Waldner, zu unterhalten.

Daß er dabei die Begebenheit auf seine Weise darstellte und beurtheilte, wird sich der geneigte Leser nach dem oben Mitgetheilten wohl zur Genüge vorstellen können.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Ein Korrespondent der „Elberfelder Zeitung“ aus dem Elsaß gibt ein deutsches Wort zum Besten für „photographiren“. Er schreibt: „Seit einiger Zeit hat man von der Möglichkeit gesprochen, farbige photographische Bildnisse auf Papier zu liefern. Die Nachricht bestätigt sich vollkommen durch die Erfindung des Herrn Leonhard Landmann in Markirch (**Marie aux mines**), welcher dem Gewerbeverein in Mühlhausen seine neueste Erfindung unterbreitete, die darin besteht, natürliche Blumen in ihrer natürlichen Größe mit ihren natürlichen Farben auf Kattun zu lichtschildern.“

## Räthsel.

Verfertigt ist's seit langer Zeit,
Doch mehrentheils gemacht erst heut';
Höchst schätzbar ist es seinem Herrn,
Und dennoch hütet's Niemand gern.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Dienstag, 12. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Der junge Elwyn, der sich bis dahin schweigend verhalten, warf jetzt einen mitleidigen Blick auf seinen früheren Angreifer und sagte:

„Nein, Vetter, gehe nicht zu hart mit dem armen Manne um. Er scheint schweres Leiden erduldet zu haben und obschon er in seiner Anschuldigung irrt, so sei nachsichtig und vermehre nicht seine Noth. Wir wollen lieber suchen, sie ihm zu erleichtern und ihm Rath und Beistand gewähren."

Der Zigeuner sah dankbar auf den Jüngling. Er fühlte in dessen kunstlosen Worten die Sprache der Wahrheit und war überzeugt, daß, falls Lord Eswald wirklich Eola's Verderben beschlossen, sein junger Vetter nichts von der Unheilsthat wußte.

„Ist das Mädchen, von dem Ihr sprecht, Euere Schwester?" fuhr Elwyn fort, während Percy verdrossen und zögernd dastand.

„Nein," antwortete Ralph traurig, „sie ist meine Braut."

„Armer Mann!" entgegnete Elwyn mitleidig, „Ihr dauert mich in tiefster Seele. Aber warum klagt Ihr Lord Eswald des Unrechts an?"

„Ja, warum, Bursche?" fiel der Letztere ein, denn er fühlte die Nothwendigkeit, Etwas zu sagen.

„Weil," sprach Ralph, „es bekannt ist, daß Lord Eswald sie mehr bewunderte, als ein Edelmann ein armes Zigeunermädchen bewundern soll; auch hat man sie oft belauscht, wie sie in der Nähe seiner Behausung umherschlich."

„Ach, armer Mann," sagte Elwyn, „ich fürchte, Euer Kummer verleitet Euch, Kleinigkeiten zu übertreiben und bloße Einbildungen in Thatsachen zu verwandeln. Was ist natürlicher, als daß ein junger Edelmann ein hübsches Mädchen gern tanzen sieht und was ist natürlicher, als daß ihr diese Bewunderung gefällt? Wer weiß auch, ob sie wirklich entflohen; vielleicht will sie Euch nur necken, junge Mädchen necken gern ihre Liebhaber, wie ich höre."

Der junge Logiker führte seines Vetters Vertheidigung so geschickt, daß dieser nicht umhin konnte zu lächeln.

Ralph wußte nicht, was er beginnen sollte. Er konnte keine Beweise für des Lords Schuld liefern und glaubte doch hartnäckig an dieselbe.

„Ihr schweigt, mein Lord," sagte er endlich, „und Schweigen, so sagt man, ist eine Anerkennung des Unrechts."

„In meinem Falle," entgegnete der Aristokrat gähnend, „ist es eine Anerkennung der Müdigkeit. Wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß Eure flüchtige Schöne nicht in diesem Hause verborgen ist, so laßt mich in mein Bett zurückkehren; wenn Ihr aber noch zweifelt, nun, so gehe ich doch zu Bett und Ihr könnt die Sache mit Master Elwyn ausmachen. Er liebt dergleichen Zwiegespräch, ich hasse es."

Und nachdem Percy Eswald diese höfliche Rede gehalten, wandte er sich zum Gehen.

Aber Ralph sprang auf ihn zu und packte seinen Arm.

„Sie ist also, bei Euerem Wort, wirklich nicht hier?" schrie er wild, fast wahnwitzig.

„Nein, Mann! Genügt Dir keine Antwort?" brüllte Eswald außer sich; und heftig seinen Arm losmachend, eilte er zurück in sein Zimmer.

„Glaubt meinem Vetter!" bat der sanfte Elwyn.

Ralph antwortete nicht, sondern verließ, tief aufseufzend, die Brust von Schmerz und Zorn erfüllt, die Halle des Herrenhauses.

„Ich will dem gleißnerischen Verräther nicht glauben!" rief er leidenschaftlich aus, „aber wie kann ich sein Unrecht beweisen?"

Wie, in der That! Und wenn er es auch vermocht hätte, es würde ihm wenig genützt haben.

Digitized by Google

Das Gesetz hat nur Strafen für Verbrechen, nicht für Laster und dem hochgebornen Reichen werden von der Welt die letzteren vergeben.

4.

„Du hast des armen Burschen Braut nicht entwendet, Percy?“ fragte Elwyn Eswald, als er einige Stunden nach Ralph's Besuch im Herrenhause, mit seinem Vetter beim späten Frühstück saß.

Der Edelmann lächelte geringschätzig.

„Und wenn ich hätte?“ sagte er.

„Wie! Das wäre ein schmachvolles Unrecht!“ rief der freimüthige Knabe mit dem Erröthen der Entrüstung. „Aber Du würdest dergleichen nicht thun, Percy?“

„Ach, Elwyn, Du hättest ein Methodistenpfarrer werden sollen,“ war die spöttische Antwort. „Du bist wie ein zimperliches Schulgänschen und ich sehe, ich werde nie einen Mann aus Dir machen. In Deinem Alter kannte ich die Welt schon besser.“

„Das glaube ich, Vetter, nach der Art, wie Du Dich damals schon mit ihr bekannt machtest,“ entgegnete Elwyn in fast scharfem Tone.

„Ja, ich hatte meine Art,“ sagte Lord Eswald bestimmt, „und ich meine, sie ist für Jeden, der ein Mann werden will, die beste.“

„Das ist Deine Ansicht von der Sache, Percy; aber ich sehe nicht ein, daß Du Recht hast.“

„Nein, mein kostbares Milchsüppchen, und Du wirst es nie einsehen. Je früher Du zu Ball und Kreisel und zur lateinischen Grammatik zurückkehrst, je besser. Ich wiederhole es, ich werde nie einen Mann aus Dir machen.“

Der Jüngling beugte sich über seine Tasse, damit Eswald nicht das leichte Lächeln sähe, das seinen Mund umspielte.

„Du siehst, Percy,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „ich bin nicht so früh klug, als Du warst.“

„Nein; aber Du bist verteufelt mehr unverschämt, Master Elwyn, und wenn Du mich nicht mit mehr Respekt behandeln willst, so werde ich Dich fortschicken und Du kannst Deine Ferien mit Deinem alten gichtkranken Vormund, in der alten baufälligen Scheuer in Sussex beendigen.“

„O, der Ort ist ganz hübsch, Percy, wenn die jungen Barters zu Hause sind, mir Gesellschaft zu leisten. Immerhin ist es nicht so schön dort, als hier. Hier könnte ich jahrelang leben, ohne mich zu langweilen. Wie entzückend muß es hier um die Osterzeit sein.“

„Eine feine Anspielung, daß Du gern auch die Osterferien hier zubringen möchtest, eh, Elwyn?“

„Nein; es ist nicht meine Art, auf Etwas anzuspielen. Wenn ich kommen wollte, so würde ich Dich in einfachen Worten bitten, mich einzuladen.“

„Du kannst kommen, wenn Du willst und die Aufsicht hier übernehmen, denn auf meine Gesellschaft kannst Du nicht rechnen. Ich gehe zu Ostern nach London. Mir wird es hier langweilig.“

„Ich denke nicht, daß der Vormund mich so bald schon wieder fortlassen wird. Auch möchte ich nicht ohne Dich hier sein. Wie aber kannst Du der Abtei schon überdrüssig sein.“

„Du scheinst den Ort wunderbar schön zu finden?“

„Gewiß; ich wollte er wäre mein.“

Ein unangenehmes Lächeln umspielte Lord Eswald's hübschen Mund und er dachte:

„Sicherlich und der Titel auch; aber ich will Deine Rechnung durchkreuzen, mein junges Herrchen.“

Es war ersichtlich, daß, welches auch die Umstände sein mochten, welche die Vettern zusammengeführt, die Freundschaft nur auf einer Seite bestand.

Elwyn war jedoch so sehr an die gefühllose Gleichgiltigkeit Percy's gegen Andere gewöhnt, daß er dieselbe nicht besonders in Bezug auf sich beachtete und nicht sah, was jede dritte Person bemerkt haben würde, daß Lord Eswald ihm entschieden abgeneigt war.

Elwyn besaß keine andern Verwandten, er war vater- und mutterlos und dies Alles bildete vielleicht die Ursache, warum er sich zu seinem Vetter hingezogen fühlte. Ihre Väter waren Brüder gewesen.

Elwyn war der Sohn des jüngeren Bruders.

Der Letztere hatte gegen seiner Familie Willen eine Heirath aus Liebe mit einem schönen und tugendhaften, aber ihm nicht ebenbürtigen Mädchen geschlossen. Die Folge davon war seine Ausstoßung aus dem Vaterhause.

Jahrelang lebte er als Verbannter in fremdem Lande, mit Mißgeschick kämpfend, unverdrossen sich mühend, bis sein schönes, junges Weib ihm durch den Tod geraubt ward. Des nunmehr lebensmüden, verzweifelnden Mannes Stolz war gebrochen, er gedachte nur noch der Zukunft seines einzigen Kindes und sein eigenes Ende nahe fühlend, kehrte er versöhnungsuchend zur Heimath und unter das väterliche Dach zurück.

Dort hatte die Zeit ebenfalls große Veränderungen vollbracht.

Der stolze Grundherr, Elwyn's und Percy's Großvater, lag bekümmert, gedemüthigt und bereuend, auf dem Krankenbette.

Schon lange war er von Gewissensbissen über die Verstoßung seines jüngeren Sohnes gefoltert worden und freudig begrüßte er nun dessen Rückkehr.

Er lebte noch so lange, um gut zu machen, was möglich, so daß, nachdem er dahingeschieden und auch Elwyn's Vater ihm bald gefolgt war, des Knaben Zukunft sich gesichert fand. Der Frühverwaiste am unter die Obhut eines Freundes seines verstorbenen Vaters, der ihm zugleich zum Vormund erwählt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

### III.

### Die Char- und Leidenswoche beginnt.

Am andern Morgen saß Waldner recht stillvergnügt bei seiner Familie in der kleinen Wohnstube. Seine Frau hatte ihn so viel als möglich aufzumuntern gesucht, und es war ihr mit Hilfe des kleinen Knaben, den der Vater so sehr liebte, auch gelungen. Waldner schaukelte den Kleinen auf seinen Knien und erzählte ihm dann von den bevorstehenden Osterfesttagen, wo das Häslein ganz gewiß für ihn und die beiden Schwesterchen, das große wie das kleine, auch einige bunte Eier legen würde. Das Mädchen hatte sich ebenfalls an den Vater herangedrängt und schmiegte sein blondes Lockenköpfchen an seine Brust, mit ihren blauen Augen recht vergnügt und voll Erwartung auf die schönen Ostereier zu ihm aufschauend. Die Mutter saß wieder mit ihrem kleinen Kindchen in der Ecke, wo wir sie vor einigen Tagen gesehen haben, und ihr blasses Gesicht wurde von einem Strahl der innigsten Freude verklärt, da sie auf die Gruppe ihres Mannes und der beiden Kinder blickte. Ach, wie glücklich, wie stillvergnügt und zufrieden würden sie zusammen leben können — wenn die leidigen Nahrungssorgen nicht wären! Also dachte die gute Frau. Doch hoffte sie fest auf bessere Zeiten und dann hatte sie ja das schönste Glück dieser armen Erde errungen. Besaßen sie doch die ersten Bedingungen dazu: gegenseitiges Vertrauen und Liebe im vollsten Maße. Von solchen schönen Gedanken erfüllt war sie aufgestanden und auch zu dem Gatten hingetreten. Während ihr einer Arm den kleinen Säugling hielt, umschlang sie mit dem andern den Hals des geliebten Mannes, und ihre bleiche kalte Wange an die seinige drückend, schaute sie selig vergnügt auf die fröhlich plaudernden Kleinen, sich selbst erfreuend an den Erzählungen des Gatten.

Da klopfte es plötzlich draußen an der Eingangsthüre mit starken Schlägen und gleich darauf trat ein Polizeidiener in die Stube. Der Anblick dieser stets eigenthümlich wirkenden Persönlichkeit verscheuchte im Augenblick die stille Heiterkeit. Die junge Frau mußte ihren frühern Platz wieder aufsuchen, und Waldner, die Kinder zu Boden gleiten lassend und sanft von sich abwehrend, erhob sich und fragte staunend nach des Mannes Begehr.

Der Polizeidiener reichte ihm ein beschriebenes Papier und sagte dabei im gleichgiltigsten Tone: „Es betrifft eine Vorladung auf das Stadtgericht und zwar in das Arresthaus, wegen dem verloren gegangenen Geldbrief."

„Auf das Stadtgericht? — Und in's Arresthaus?!" sprach Waldner, auf das Höchste erstaunt. „Ich dachte, nach meiner gestrigen Absprache mit Herrn Waldheim, daß die Untersuchung auf der Postdirektion stattfinden würde?"

„Ist bereits gestern Abend schon geschehen, und die Umstände haben wahrscheinlich Ihre Vernehmung auf dem Stadtgericht nothwendig gemacht. Das vermuthete übrigens schon die ganze Stadt, denn der Vorfall wird seit gestern Abend in indiskretester Weise in allen Gast- und Wirthshäusern besprochen und höchst eigenthümlich beurtheilt." Also sprach der Mann in polizeilicher Uniform.

„So?" sprach Waldner mit flammendem Blick. „Und wer hat sich denn erlaubt, ihn so eigenthümlich zu beurtheilen?"

„Sie werden wohl am besten wissen, wem Sie die Geschichte mitgetheilt haben," erwiederte der Andere mit sonderbarem Lächeln.

Waldner fiel sogleich die Scene auf dem Klub ein. Ein bitteres Gefühl schnürte ihm das Herz zusammen. Es war nicht anders möglich, es konnte nur sein Kollege, der Mann, der sein Freund sein wollte, sich stets als solcher geberdet hatte, gewesen sein, der seine allerdings etwas delikate Angelegenheit in der Stadt herum getragen und gewiß in ziemlich rücksichtsloser Weise besprochen hatte. War ihm doch gestern Abend selbst eine Probe davon geworden!

„Ich werde auf dem Stadtgericht, im — Arresthause erscheinen," sagte er nach einer kleinen Pause zu dem Diener.

„Sie werden erwartet; zögern Sie deßhalb um Ihrer selbst willen nicht zu lange," antwortete der Andere, worauf er sich kurzweg empfahl und Stube und Wohnung verließ.

Waldner schickte sich zum Ausgehen an. Er nahm zärtlichen Abschied von seinem besorgt dreinschauenden Weibe, beschwor sie, ruhig zu sein; die Sache werde sich natürlich durch seine persönliche Aussage sofort aufklären. Dann küßte er die Kinder und versprach, ehe er vom Stadtgericht auf das Komptoir gehen würde, noch einmal nach Hause zu kommen, um, wie er fest hoffe, beruhigende Mittheilungen machen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Schuldner-Exekution.) Auf Ceylon zieht der Gläubiger seinem Schuldner bei der ersten Mahnung die Kleider vom Leibe; dann gibt er ihm bei Tag und Nacht einen Wächter bei. Hat der Schuldner nach abgelaufenem Termin nicht bezahlt, so bekommt er einen schweren Stein zu tragen. Ist nach dem zweiten, dritten Termin die Schuld nicht getilgt, so wird die Anzahl und das Gewicht der Steine verdoppelt und verdreifacht. Zugleich werden ihm die nackten Lenden mit Dornen umwunden und er muß lange Strecken mit dem Wächter spazieren gehen. Ganz zuletzt kommt der Gläubiger in Person zu ihm und droht, sich zu vergiften. Manchmal hält er Wort, und dann wird der Schuldner als Mörder hingerichtet. — Zu Kanton in China trifft man am Abend vor dem neuen Jahre, in dem die Schuldforderungen des vergangenen nicht mehr gelten, folgendes Abkommen mit dem bösen Schuldner: Der unbefriedigte Gläubiger geht in die Wohnung des Schuldners, zerschlägt ihm sein Geschirr und seine Möbel und prügelt ihn selbst ordentlich durch, worüber dieser nicht klagen darf. Ist die letzte Stunde des alten Jahres verflossen, so setzen sich Gläubiger und Schuldner freundlich zusammen und trinken mit einander. Schuldforderung und Schläge sind vergessen.

(Die früheren vierundsechziger Jahre.) Die älteste Nachricht von den Witterungs- und andern Verhältnissen früherer Jahrgänge ist uns aus dem Jahre 764 bekannt, wo auf einen sehr kalten Winter ein heißer Sommer mit reicher Ernte folgte. Aus den nächsten Jahrhunderten wird nichts Ungewöhnliches über die vierundsechziger Jahrgänge berichtet. Im Jahre 1364 herrschte eine Seuche, die viel Menschen wegraffte und bis in's nächste Jahr fortdauerte. Im Jahr 1464 gab es viel Getreide und zwar wenig, aber guten Wein. Das Jahr 1564 war ein schlimmes, am 13. April, als die Bäume schon überall blühten und die Reben weit vorgeschritten waren, kam ein kalter Regen, am 8. Mai ein Reifen, und noch am 24. Mai fiel ein starker Schnee, die Ernte war daher schlecht und der Wein mißrieth völlig, dazu kam dann noch eine Seuche, an welcher in Eßlingen 3000 Menschen starben. Im Jahr 1664 folgte auf günstige Witterung an Jakobi anhaltendes Regenwetter und am 17. Sept. erfroren die Reben, so daß Ernte und Weinlese schlecht ausfielen. Im Jahr 1764 aber schadete die nasse und kalte Witterung während der Traubenblüthe sehr und die Weinlese lieferte einen in Quantität wie Qualität mittelmäßigen Ertrag.

## Vor fünfzig Jahren.

### Januar 1814.

1. Jan. Die Verbündeten überschreiten den Rhein. Napoleons I. donnernde Strafrede an den gesetzgebenden Körper in Paris: „in drei Monaten!“
7. Jan. Errichtung des Landsturms in Würtemberg.
11. Jan. Sieg der Verbündeten bei Epinal.
12. Jan. Tauenzien erstürmt Wittenberg.
14. Jan. Die Preußen rücken in Nancy ein.
18. Jan. Sieg der Verbündeten bei Chaumont.
23. Jan. Pius VII. tritt die Rückreise von Fontainebleau nach Rom an. Theatralischer Abschied Napoleons I. von den Chefs der Nationalgarde in den Tuillerien.
24. Jan. Sieg der Verbündeten bei Bar für Aube.
25. Jan. Napoleon I. reist von Paris ab; letzter Abschied von Maria Louise und dem König von Rom.
27. Jan. J. G. Fichte in Berlin.

Als man Jemand fragte, warum er mehr Geld auf Wein als auf Bücher verwende, antwortete er: „Weil der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht.“

Auflösung des Räthsels in № 5:
Das Bett.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Freitag, 15. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Bis zu seinem zwölften Jahre sah Elwyn niemals seinen Vetter Percy, welcher in Deutschland erzogen wurde und, wenn er je nach England kam, bei seinen den Weltfreuden nachlebenden Eltern in London weilte.

Diese Zustände dauerten, bis ein trauriges Ereigniß eine Veränderung bewirkte.

Percy's Vater kam bei einem Unfalle auf der Jagd um's Leben und die Wittwe zog sich, den Sohn zu sich berufend, für die Trauerzeit nach Eswald Abtei zurück.

Gleich allen thörichten Müttern, welche ihre Kinder in früher Jugend verzärteln, fand Lady Eswald bei ihrem Sohne weder Gehorsam noch Liebe; er ließ es sie sofort fühlen, daß er jetzt Herr und sie nur eine Null sei; und erst nachdem sie sich willig gezeigt, für seine Unterhaltung auf dem Landsitze zu sorgen, bequemte er sich, seinen Aufenthalt dort für einige Zeit zu nehmen.

Elwyn, welcher nach Knabenart lange ein großes Verlangen gehegt hatte, seinen Vetter zu sehen, war der kleinen Zahl der Gäste, welche dem neuen Lord zum Zeitvertreib behilflich sein sollten, eingereiht worden.

Er wußte, daß Percy mehrere Jahre älter als er war, erwartete aber keineswegs, die modisch gekleidete, selbstgefällige Persönlichkeit anzutreffen, welche ihm bei der Ankunft im Herrenhause der Abtei als Lord Eswald vorgestellt ward. Die Wirklichkeit war so ungleich dem Bilde seiner Phantasie. Statt des fröhlichen, gutmüthigen, ihm mit herzlichem Willkomm entgegenspringenden Jünglings, trat ihm an der Schwelle ein schöner hochmüthiger Elegant entgegen, beäugelte ihn mit weltgeübtem Aplomb, reichte ihm die Fingerspitzen dar und lispelte:

„Daß er verteufelt froh wäre, ihn zu sehen, denn das Leben auf dem Lande sei verdammt langweilig."

Dies war Beider erstes Zusammentreffen.

Obschon sich während dieses Besuchs nichts ereignete, das Percy in günstigerem Lichte hätte erscheinen lassen können, so konnte sich Elwyn doch nicht von der Zuneigung, die er so voreilig für seinen Vetter gefaßt, losmachen. Eine Trennung von drei Jahren, welche darauf eintrat, diente dazu, dem alten Phantasiebilde, das er sich früh von Percy entworfen, wieder zu neuem Rechte zu verhelfen, er besuchte denselben nicht eher wieder, als bis nicht lange vor dem Beginne unserer Erzählung Lady Eswald gestorben und Percy alleiniger Herr über sich selbst und den unermeßlichen Reichthum der Eswald's geworden war.

Obschon Elwyn für seines Verwandten augenfällige Fehler nicht gänzlich blind sein konnte, bestrebte er sich doch, ihn in dem bestmöglichsten Lichte zu betrachten und bewahrte sich so seine Anhänglichkeit an ihn.

Vielleicht ließ sich diese Neigung auch dem Zauber zuschreiben, den Percy, wenn er wollte, auf seine Umgebung auszuüben verstand und welcher später so manches Opfer dem Untergange zulockte.

Percy seinerseits empfand nur Geringschätzung für seines Vetters Nachsicht und Ergebenheit. Er ging sogar so weit, ihn als einen überlästigen Eindringling zu betrachten, der als Sohn einer bürgerlichen Mutter es nicht verdiente, auf auch nur den geringsten Theil der Familiengüter ein Recht zu haben und vielleicht gar noch weiter zu streben.

Elwyn war der nächste Erbe des Titels und der Güter, falls Percy ohne männliche Nachkommen stürbe; und nach seiner eigenen Sinnesart die Empfindungen des Andern beurtheilend, deutete er Elwyn's Freundlichkeit als List und Heuchelei und freute sich, dessen vermeintliche Hoffnungen mit einem Schlage vernichten zu können.

Digitized by Google

Er äußerte oft, daß er nie heirathen würde, lediglich um Elwyn's Erwartungen zu steigern, während er im Stillen nachsann, wie er auf die überraschendste Weise zu seiner Vermählung schreiten könne.

Er hätte sich die Mühe dieser Berechnungen sparen können, denn Elwyn gedachte nie auch nur im Traum der Möglichkeit, einst selbst der Gebieter dieser weiten Ländereien zu werden, und kein Herz konnte aufrichtiger und ehrlicher sein, als das seine.

5.

An einem schwülen Tage des nächstfolgenden Sommers schritt eine schlanke, zarte Frauengestalt, mit einem Kinde in den Armen, langsam auf der Landstraße von Mitcham einher. Oft stand sie still und setzte sich am Rande des staubigen Weges nieder, als ob ihr das Weitergehen unmöglich wäre; dann wieder erhob sie sich mit verzweifelnder Anstrengung, drückte das Kind fester an die Brust und schleppte sich noch eine Strecke, bis sie, mit erlöschendem Auge die sich hindehnende, in der Sonne glühende Straße abwärts blickend, von Neuem in gänzlicher Erschöpfung zur Erde sank.

Endlich erhob das Kind ein leises, klägliches Weinen, das die zartesten Saiten des Herzens der armen Mutter berührte. Noch einmal raffte sie sich auf und versuchte, einige Schritte zu machen, dann aber lehnte sie sich an eine Umfriedigung der Wegseite und stöhnte:

„Es ist umsonst — umsonst! Ich kann nicht weiter. O Gott! und soll ich denn hier sterben und mein armes Kind hilflos auf der Landstraße umkommen lassen!"

Die Unglückliche brach in heftige Thränen aus, welche gleich einem Regenstrom auf des kleinen Säuglings zarte Wange fielen.

„Du bist hungrig, armes Würmchen," seufzte die junge Mutter weiter, als das Kind, wie in Mitgefühl mit ihrem Leide, noch kläglicher wimmerte, „und ich kann Dir nichts geben!"

Und als ob sie die Wahrheit dieses traurigen Ausspruchs beweisen wollte, legte sie das Kind an die Brust, von der es jetzt aber mit seinem kleinen Rosenmunde vergeblich die gewohnte Nahrung zu gewinnen sich abmühte.

In diesem Augenblick kam ein stämmiger Pächter des Weges. Die Klagetöne hatten seine Aufmerksamkeit erregt und er gewahrte nun mit Erstaunen die beiden verlassenen Wesen.

Die außergewöhnliche Schönheit der jungen Mutter, welche ungeachtet der Zerstörungen, die Armuth und Kummer vollbracht, noch immer der Bewunderung gebieten konnte, überraschte ihn sichtlich und erhöhte sein Mitleid.

Sein gutmüthiges Antlitz rief die Hoffnung im Herzen der Unglücklichen wach.

Sie sprang mit der Energie der Verzweiflung auf ihn zu, hielt ihr Kind in die Höhe und sprach:

„O, Sir, um Gotteswillen, laßt uns nicht umkommen, — gebt mir Etwas für mein Kind, — seht, es stirbt!"

Und sie wendete dem Manne das kleine Antlitz zu, das in der That sich mit erschreckender Bläße überzog.

Der Pächter blickte von der Bittenden zu dem Kinde und von diesem wieder zu jener, als ob er etwas Wichtiges in seinem ehrlichen Sinn erwäge und sagte dann:

„Seid Ihr des Kindes Mutter?"

„Ja, ja," rief das junge Geschöpf mit einer Geberde der Ungeduld.

„Und sein Vater?" war die nächste Frage.

Das junge Wesen erröthete tief, dann trat sie mit vorwurfsvollem Blick einen Schritt zurück und rief aus:

„O, Sir! Ich bitte um Nahrung, das Leben meines Kindes zu retten und Ihr richtet Fragen an mich, während es in meinen Armen verendet. O Gott! Sind alle Männer herzlos?"

Mit diesem bitteren Ausruf wandte sich die Unglückliche langsam ab, aber der alte Mann legte die Hand auf ihre Schulter.

„Verzeih' mir, Kind, — verzeih' mir!" sagte er freundlich. „Ich bedachte nicht, wie dringend die Noth war. Ich glaube, Du selbst bist sterbend. Wie blaß Du bist! Mein Haus ist nahe, und Du sollst bald zu essen haben, glaube mir. Gib mir das Kleine, armes Kind, und stütze Dich auf meinen Arm. Ich will mich Deiner annehmen."

Und der gute Alte nahm zärtlich das Kind von der Mutter sinkenden Armen und geleitete sie zu einem hübschen Hause, das landeinwärts in kleiner Entfernung von der Wegstraße stand und mit Feldern und Obstgärten umgeben war.

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Die Untersuchungslokale befanden sich — wahrscheinlich wegen Mangel an Raum im Polizeigebäude — im Arresthause jener Stadt. Obgleich dies an und für sich nichts Auffallendes noch Absonderliches

war, so konnte sich Waldner doch eines Gefühls des Unbehagens nicht erwehren, als er durch die mit Wachen stark besetzte Thüre jenes düstern Gebäudes trat. Von einem harrenden Diener wurde er dann in das Verhörzimmer vor den Untersuchungsrichter geführt. Derselbe, ein noch junger Mann, empfing Waldner ernst und gemessen, und nachdem er ihm mitgetheilt, daß er von der Postbehörde die Anzeige des fraglichen Falls erhalten, forderte er Waldner auf, den ganzen Hergang genau und vor allen Dingen der Wahrheit gemäß darzulegen.

Waldner kam dieser Aufforderung nach und erzählte offen, was wir bereits wissen. Aus Zartgefühl verschwieg er jedoch seine eigene drückende Lage und die Stimmung, in der er sich zur Zeit, als der Brief anlangte, befunden. Schließlich sagte er noch, daß der Briefträger, der ja wohlbekannt sei, sich über den Brief und wohin derselbe gekommen, auslassen müsse.

Der Untersuchungsrichter war der ganzen Mittheilung aufmerksam gefolgt, sein Auge hatte scharf und durchdringend auf dem Sprechenden geruht. Als dieser zu Ende war, stellte er nochmals die Frage an Waldner, ob seine Aussage die ganze, volle Wahrheit enthalte und ob er bereit sei, das von einem Schreiber darüber aufzusetzende Protokoll zu unterzeichnen. Waldner bejahte natürlich beides.

„Nun denn," sprach der Untersuchungsrichter weiter, „so muß ich Ihnen die Mittheilung machen, daß der Briefträger Meusel, der gestern Abend noch auf der Postdirektion über den Fall vernommen wurde, ausgesagt, daß er wohl wisse, wie er Ihnen an jenem Tage einen Brief in einem blaßrothen Couvert gebracht, jedoch weder diesen, noch einen andern von Ihnen zurückerhalten habe. Diese Aussage ist der Mann bereit, mit einem Eide zu bekräftigen."

Und wenn ein Blitz vor ihm in die Erde gefahren wäre, so hätte Waldner nicht mehr zusammenschrecken können, als da er diese Worte hörte. Alle entsetzlichen Folgen, die ein solches Ableugnen für ihn haben konnte, tauchten grell vor seiner Seele auf.

„Unmöglich!" schrie er. „Nimmer kann der Mann dieses gesagt haben! Aus meinen Händen empfing er den Brief mit den früher angegebenen Worten."

„Ich habe diesen Widerspruch in den Aussagen vorhergesehen," entgegnete ruhig der Richter, „und deßhalb den Postdiener zu einer Konfrontation mit Ihnen hierher citirt. Derselbe wird sogleich erscheinen. Doch bitte ich Sie, sich zu mäßigen; ein Aufbrausen kann Ihre Sache nur verschlimmern."

Hierauf klingelte er und Waldner mußte sich krampfhaft an der Lehne des Stuhles halten, den der Schreiber ihm zuvorkommend, wohl gar mitleidig hingeschoben.

Die Thüre öffnete sich und der alte Meusel trat ein. Es war eine ziemlich bekannte Persönlichkeit, ein ältlicher Mann von fünfzig und einigen Jahren, von kleiner gedrungener Gestalt und stumpfen, nichtssagenden Gesichtszügen. Unter buschigen Augenbraunen blickten ein paar graue matte Augen nur dann und wann auf, um mit mürrischem Ausdruck auf seinem Gegenüber zu weilen. Er war schon lange Jahre im Dienste der Post und genoß allgemein den Ruf eines ehrlichen, treuen Menschen.

„Sie haben erklärt," fuhr Waldner den Eingetretenen, eine Aufforderung zum Reden nicht abwartend, an, „den Brief mit der Geldeinlage nicht von mir erhalten zu haben? Das kann doch nur eine Vergeßlichkeit — einen schlimmern Ausdruck will ich nicht gebrauchen! — von Ihnen sein!"

Jetzt schlug der Mann langsam seine Augen auf, schaute Waldner einen Augenblick starr und trotzig in das erhitzte Gesicht, wobei er wie verächtlich die Achseln zuckte, dann wandte er sich an den Richter und sprach mit seinem gewöhnlichen mürrischen Ton und mit größter Ruhe: „Wie ich dem Herrn Richter gestern Abend schon gesagt habe, so verhält es sich. Einen Brief, klein gefattet, in einem rothen Couvert, habe ich dem Herrn da vor einigen Tagen gebracht. Dieses erinnere ich mich genau. Was er enthielt, weiß ich natürlich nicht. Geldwerth war weder deklarirt noch durch Siegel angedeutet. Der Herr gibt zu, ihn von mir empfangen, geöffnet, sowie Geld, Banknoten darinnen gefunden zu haben, wie mir Alles gestern Abend auf der Postdirektion mitgetheilt worden ist. Da Herr Waldner dies selbst sagt, muß es auch wohl wahr sein. Aber es ist ein Irrthum von ihm, wenn er glaubt, mir den Brief zurück gegeben zu haben. Ich habe Herrn Waldner seit jenem Tage nicht mehr gesehen, da ich keine Briefe an ihn abzugeben hatte."

„Mensch, wie könnt Ihr so" — ein ernster mahnender Blick des Richters unterdrückte das beleidigende, doch hier wohl verzeihliche Wort — „sprechen! Es war am Donnerstag vor Palmsonntag, Nachmittags gegen zwei Uhr, als ich Euch auf der Straße sah und zu mir herauf winkte. Da waret Ihr bei mir; da gab ich Euch den Brief, eröffnete die Blätter und zeigte Euch die inneliegende Banknote. Ihr beschwort mich, nichts von dem Vorfall zu sagen, ihn nicht zur Anzeige zu bringen, weil Ihr sonst um Amt und Brod

Digitized by Google

kommen könntet, und verspracht, den Brief sofort an seine richtige Adresse zu bringen. Ich glaubte Euren Worten, traute Euch, und nun unterfteht Ihr Euch, alles dieses in Abrede zu stellen?!"

„Herr Richter," sprach der Postdiener ruhig und mit getränkt lautendem Tone, „ich weiß nicht, was der Herr da redet; ich verstehe ihn nicht. Ich weiß nichts weiter — von dem Briefe und kann dies mit ruhigem Gewissen beschwören."

„Heiliger Gott!" fuhr Waldner in furchtbarster Aufregung heraus. „Wißt Ihr denn nicht, daß Ihr mich durch dieses Leugnen anklagt, als hätte ich den Brief mit dem Gelde unterschlagen?"

„Was Sie gethan haben, werden Sie wohl selbst am Besten wissen; mich geht es weiter nichts an!" entgegnete der Andere mit größter Ruhe und Kälte, die grell gegen die Aufregung Waldner's abstach.

„Waret Ihr denn an jenem Donnerstag Nachmittags überhaupt in dem Hause Waldner's?" fragte der Richter den Postboten.

„Ich weiß es nicht mehr genau," antwortete dieser nach einigem Besinnen. „Doch kann es möglich sein, daß ich zu jener Zeit einen Brief auf demselben Stockwerk, wo der Herr wohnt, abzugeben hatte. — Ja, ja! — Ich erinnere mich nunmehr deutlich; es war also!"

„Und haben Sie keinen Zeugen, daß der Mann um die von Ihnen angegebene Stunde bei Ihnen in Ihrem Zimmer war?" fragte nun der Richter Waldner weiter.

„Ich war allein," entgegnete dieser. „Meine Frau war ausgegangen, die Kinder waren nicht zugegen."

„Können Sie mir denn nicht sagen, wie viel Geld in Banknoten in dem Briefe war?"

„Ich habe die Banknote nicht berührt. Sobald ich den werthvollen Inhalt, der nicht mein Eigenthum war, erblickte, brannte mir der Brief wie Feuer zwischen den Fingern."

„Und haben Sie denn auch nichts von dem Inhalt des Briefes gelesen, nicht nach dem Namen des Absenders gesehen? Es wäre dies doch eine verzeihliche Neugierde gewesen."

„Kein Wort habe ich mehr gelesen, von dem Augenblick an, da ich wußte, daß der Brief nicht an mich gerichtet war."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

**Nürnberger Todtenorgel.** Bald nach Einführung der Geschütze in Deutschland gab sich das Bedürfniß kund, eine Büchse zu besitzen, aus welcher man auf einmal einem in eine Bresche oder durch ein Thor eindringenden Feinde viele Kugeln entgegensenden könnte. Man vereinte zu diesem Zwecke in der Form eines Drei- oder Vierecks Flintenläufe, verband diese durch eine gemeinschaftliche Zündpulverleitung und gab ihnen den Namen: „Todtenorgel, Schreigeschütze". Die beste uns erhaltene Beschreibung einer solchen Höllenmaschine des fünfzehnten Jahrhunderts liefert ein Verzeichniß des Nürnberger Zeughauses vom Jahre 1580.

Selbe Todtenmusik findet sich auf einem Triangel mit dreiunddreißig Pfeifen, und wieder auf einem Viereck mit achtzig Pfeifen oder Röhren wie lange Pistolenläufe also gerichtet, daß zu jeder Seite der dritte, als elfte, oder aber der vierte Theil als zwanzig, nebeneinander geordnet, und mit einem laufenden Feuer alle Zündlöcher zugleich angefeuert werden können. Besagte Zündlöcher sind mit einem eisernen Blech bedeckt, und sobald man auf einer Seite losgebrannt, so darf man nur den Triangel wenden, so ist die andere, dann nachgehends die dritte, oder vierte Reihe in Bereitschaft. Vor diesem Triangel liegen noch sechs Rohre, welche theils klein, theils groß, um ein großes Rohr gewunden, das mit Brennzeug angefüllet, eines nach dem andern anzündet. Dieses alles liegt auf einem Karren zwischen zwei Rädern, den man wenden kann, wie man will, und kann solcher anstatt so vielen Soldaten ohne Sold und Unterhalt dienen, so viel Röhren losgebrannt werden können.

---

(Zur Geschichte der Malerei.) Ein Maler in Rom hat die Kunst erfunden, auf Blätter zu malen. Helden malt er auf Lorbeer, Liebende auf Myrrthe, Trinker auf Epheu, Feige auf Zitterpattel, Kinder auf Rosen, Todtengräber auf Cypressen und Advokaten auf Brennesseln.

---

Welche klassische Mythe gilt noch heute bei allen Damen für eine ausgemachte Wahrheit? — Daß sich der Himmel auf den Atlas stützt.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Sonntag, 17. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Eine hübsche junge Frauensperson, welche der Pächter als seine Tochter anredete, empfing sie am Eingange. Sie zeigte großes Erstaunen, als sie ihres Vaters kleine Bürde gewahrte und die wankende Gestalt, die an seinem Arm hing; aber er unterbrach ihren Ausruf, indem er ihr gebot, eine Tasse warme Milch für das Kind und einige Erfrischungen für die verschmachtende Mutter herbeizuholen, welchen Auftrag sie sogleich vollzog. Inzwischen legte der Mann den Säugling auf ein nahestehendes Sopha und setzte die zitternde Mutter daneben.

Diese drückte in stummer Dankbarkeit seine braune Hand an ihre Lippen und als er sie wieder zurückzog, war sie feucht von Thränen.

„Armes, armes Kind!“ dachte der gutmüthige Mann, indem er besorgt in ihr bleiches Gesicht blickte, „wie jung und schon das Opfer solchen Kummers zu sein!“

Seine Tochter erschien jetzt mit den erforderlichen Nahrungsmitteln.

Die junge Mutter streckte begierig die Hand nach der für ihr Kind bestimmten Milch aus, es ihm zu reichen, aber auf einen Wink des Pächters nahm die Tochter das Kleine in ihre Arme und die Mutter bedeutend, selbst erst Speise zu sich zu nehmen, begann sie das hilflose Wesen mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit zu füttern, die ihrem mitleidigen Herzen Ehre machten.

Das halbverhungerte Kind sog begierig die gebotene Nahrung ein, aber seine Mutter konnte nur einen Bissen Brod und etwas Wein genießen.

Ihre zu völlig erschöpfte Natur konnte nicht sogleich die ursprünglichen Fähigkeiten wieder erlangen und die Bitten der gutmüthigen Leute, daß sie noch mehr essen und trinken möge, konnten nicht erfüllt werden.

Als das Kind gesättigt und eingeschlummert war, sagte die Mutter:

„Ich habe nicht mehr weit zu gehen und ich möchte um des Kindes willen bald bei meinen Freunden sein.“

Umsonst redete ihr der Pächter zu, sich noch länger auszuruhen; sie schien so begierig, ihren Weg fortzusetzen, daß er endlich mit Bitten nachließ.

„Segen, — Segen über Euch!“ sprach sie innig. „O, Ihr wißt nicht, wie eine mitleidige That sich dem unglücklichen Herzen einprägt, wie lange der Elende sich ihrer erinnert! Möge Gott sie Euch in reichem Maße vergelten!“

Mit diesen Worten verließ sie das gastliche Dach und setzte ihren Weg fort.

Auf der Straße von Mitcham, ungefähr eine Meile von Croydon, trennen sich vier Wege, die Kreuzpfade genannt.

Einen dieser Pfade ging das junge Geschöpf abwärts, und nachdem sie eine Strecke vorwärts gewandert war, wandte sie sich links zu einer Wiese, die sie überschritt, worauf sie zu einem Gebüsch gelangte.

Neben demselben waren mehrere Zelten aufgeschlagen, und außerhalb derselben lagerten verschiedene Gruppen Zigeuner beiderlei Geschlechts.

Einige waren beschäftigt, über einem Feuer zu kochen, Andere, meistens Männer, lagen im Grase und rauchten, und eine starke Anzahl zerlumpter Kinder balgte sich im Sonnenschein.

Als die Wandernde sich den Zelten näherte, ging sie langsamer und eine jähe Röthe überflog ihr blasses Gesicht. Ein oder zweimal stand sie still und sah zurück, als ob sie sich wieder wegwenden wollte; dann aber schien ein Blick auf ihr Kind sie mit neuem Muth zu erfüllen, so daß sie den eingeschlagenen Weg weiter verfolgte.

Plötzlich fuhr ein anderer Gedanke ihr durch den Sinn. Sie hielt an, blickte sich um und kroch durch eine seitwärts befindliche Hecke.

Dann ging sie auf einem Nebenpfade weiter und gelangte auf demselben an die Rückseite der Zelte, auf der es verhältnißmäßig einsam war.

Als sie sich einem der Zelte näherte, kam ein großer Mann ihr in den Weg.

Sie schrie laut auf und fiel gebrochen zu seinen Füßen nieder.

Er wich, als wie in Entsetzen, einen Schritt zurück, dann sprang er näher und hob sie auf.

„Eola!“ rief er, hielt sie auf Armeslänge von sich und blickte mit Grausen in ihr todtblasses Gesicht.

Sie sah ihn mit ihren dunklen Augen flehend und demüthig an, ein krampfhafter Schauer flog durch ihre abgezehrte Gestalt und eine fürchterliche Veränderung ging in ihren Zügen vor.

„Ich bin zurückgekehrt, um zu sterben,“ flüsterte sie heiser. „O Ralph!“ — und sie ächzte aus Scham und bitterer Qual, — „willst Du in ihrer letzten Stunde mit der Verlorenen Mitleid haben?“

„Ich will — ich will — von Herzen!“ sprach der Zigeuner in erregtem Tone und mit einem zärtlich-traurigen Blick in das noch immer reizende Antlitz. „O Eola! Eola! wenn Du mich nicht verlassen, mich nicht getäuscht hättest, dahin wäre es nicht gekommen!“

„Ralph! Die Vergangenheit kann nicht geändert werden; aber ach! habe Mitleid mit meinem armen Kinde! Ich habe keinen Freund, als Dich, auf Erden!“

Mit flehender Geberde deutete sie auf das kleine Geschöpf, das im weichen Gräse zu ihren Füßen lag; dann flog es wie eine Purpurwolke über ihr Gesicht und schaudernd schloß sie die Augen.

„O Gott! sie stirbt!“ schrie Ralph wild und beugte sich jammernd über ihre ohnmächtige Gestalt; „Eola, Eola! — ein Wort, aus Mitleid! — Wer — wer war es?“

Er hielt sein Ohr dicht an ihre Lippen, den Laut zu erhaschen.

Ein krampfhaftes Zucken des Mundes, ein schwaches Zittern der Augenlider und wie ein leiser Seufzer tönte der verfluchte Name „Eswald!“

Es war die letzte Anstrengung der erschöpften Natur. Noch einmal fuhr es gleich einem elektrischen Beben durch die Glieder, dann war das Leben für immer entflohen.

Ralph hielt sie noch immer in seinen Armen.

Seine Thränen fielen brennend und unaufhaltsam auf die erstarrenden Züge und Erinnerungen ohne Zahl drängten sich seinem Geiste auf.

Die ungewöhnlichen Töne hatten mehrere Glieder des Stammes herbeigezogen. Ihnen voran schritt eine alte Frau und eine jüngere, welche ein kleines Kind zwischen sich führten.

Die Alte nahm den Säugling, welcher nun zu schreien begann, auf und näherte sich ihrem bei der Todten knieenden Sohne.

Ralph sagte ihr, daß es Eola sei und ließ das Haupt der von fernerer Qual Erlösten sanft auf den Rasen nieder.

Die Alte blickte mitleidslos auf die Leiche und wandte sich dann zu der Jüngern.

„Sie hat es geschickt eingerichtet, den Balg herzubringen,“ sagte sie; „es ist nur Schade, daß sie nicht lange genug gelebt, ihn wieder wegzutragen, denn fort muß er. Wir haben genug zu thun, unsere eigenen Kinder zu erhalten, und können uns nicht auch noch einen fremden Bastard auf den Hals laden.“

Ralph fuhr von der Leiche in die Höhe und sah der Sprecherin streng in's Gesicht.

„Was sagtest Du eben, Mutter?“ fragte er in vorwurfsvollem Tone.

„O,“ entgegnete die Tochter, auf das Kind deutend, „wir überlegten nur, ob es nicht besser sei, das kostbare Kleinod Lord Eswald zu senden, oder die Sache kürzer zu machen und es seiner Mutter nachzuschicken.“

„Schmach über Dich, Linda!“ rief der Zigeuner; „bist Du selbst eine Mutter und sprichst in dieser herzlosen Art? Gib mir das Kleine,“ fuhr er fort, das Kind den dürren Armen der Alten entreißend, „ich will Euch Euere Pflicht lehren. Sie hat Unrecht gethan und sie hat gebüßt; aber das unschuldige Kind soll nicht um seiner Eltern Sünde willen leiden. Ich werde es beschützen.“

„Einfältiger Thor!“ rief Linda, sich verächtlich abwendend, „ich hoffe nur, er wird auch im Stande sein, es zu füttern.

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Ein ungläubiges Lächeln schien auf dem Gesichte des Richters auftauchen zu wollen, doch es verschwand sofort wieder. Der Postbote mußte es aber doch bemerkt, den Grund desselben errathen haben, und den Augenblick gewandt benutzend, sprach er mit schlecht verhehltem höhnischen Lächeln: „Das soll ein Mensch glauben! Der Herr hat den Brief geöffnet, in seinen Händen gehabt und soll das Geld nicht ein

wenig näher angeschaut haben? Seine Angabe darüber ist ebenso wenig wahr, als seine Behauptung, daß er mir den Brief wieder zurück gegeben."

„Sie haben hier weiter keine Meinungen auszusprechen," bedeutete ihn strenge der Richter, „sondern nur zu antworten. — Haben Sie noch eine Frage an den Mann zu richten oder etwas zu erwähnen?" wandte er sich hierauf an Waldner.

Waldner richtete sich hoch auf; die krampfhaft geballte Hand auf die heftig arbeitende Brust drückend und den Richter, dann den Postboten mit flammenden Blicken anschauend, sprach er: „Ich kann nichts weiter sagen, als daß der alte Mann da die Unwahrheit gesprochen, so wahr ein Gott über uns ist, der in das Innerste der Menschen schaut und einst uns Beide richten wird." Hierauf brach er erschöpft zusammen.

Der alte Meusel hörte diese mit starker Stimme und heftigem Ausdruck gesprochenen Worte so ruhig und gleichgiltig an, als ob sie ihn gar nichts angegangen, an eine ganz andere Person gerichtet gewesen wären. Einen Augenblick schaute er den Zusammengesunkenen mitleidig an, welcher Blick von einem bezeichnenden Achselzucken begleitet war, dann wandte er sich langsam wieder zu dem Richter hin und sagte in anscheinend gleichgiltigem Tone: „Fragen Sie den Herrn doch einmal, Herr Richter, wo er just nach der Zeit, als der vermißte Brief bei ihm eingetroffen, das viele Geld, die Goldstücke her bekommen? — Am Tage nach jenem bewußten Donnerstage sind der Bäcker, der Schuster — und wahrscheinlich noch andere Leute mehr — von Frau Waldner in — Gold bezahlt worden!"

Als hätte ihn eine Natter gebissen, sprang Waldner von seinem Sitz empor und mit glühenden Blicken starrte er den Sprechenden an, während seinen zitternden Lippen das Wort „Schurke!" entfuhr.

Ein ernster Verweis des Untersuchungsrichters traf ihn; sodann folgte die Frage, ob die Angabe Meusel's richtig sei, und als Waldner bejahend antwortete, die Aufforderung, diese allerdings für seine Lage eigenthümliche Erscheinung zu erklären.

Waldner erzählte nun die Begegnung mit seinem Freunde, mit der Röthe der Scham im Gesichte, das Empfangen der zehn Goldstücke, genau wie er es an jenem Abende seiner Frau mitgetheilt hatte. Doch hatte diese damals die Begebenheit auffallend und fast unwahrscheinlich gefunden, so schienen seine beiden jetzigen Zuhörer vollständig überzeugt zu sein, daß sie soeben ein Märchen vernommen, denn Meusel blickte, als Waldner geendet, mitleidig zu dem Untersuchungsrichter auf, und dieser hatte alle Mühe, seinen Zügen den nothwendigen Ernst zu bewahren und dem Zeugen gegenüber nicht zu verrathen, daß er denke wie dieser. Er entließ endlich den Briefträger mit dem Bemerken, jeden Augenblick bereit zu sein, zu weiterer Vernehmung vor ihm zu erscheinen.

Als er sodann mit Waldner allein war, sprach er mit ruhigem, doch ernstem Tone zu diesem: „Ihre Lage ist eine eigenthümliche und verwickelte. Ich muß meiner Pflicht genügen. Sie geben zu, den Brief mit der Geldeinlage geöffnet, in ihren Händen gehabt zu haben. Der Postbote, ein Mann, der lange Jahre treu und redlich gedient hat, gegen den seine Vorgesetzten keinerlei Klagen zu erheben vermögen, versichert auf seinen Eid, nichts von Ihnen zurück erhalten zu haben. Nachdem der Brief angelangt und verschwunden, befinden Sie sich im Besitz von Goldstücken, deren Erwerbung Sie durch eine Erzählung, die — ich kann nicht anders sagen — gar zu romanhaft und unwahrscheinlich klingt, zu erklären versuchen. Brief und Geld müssen, da sie einmal da waren, irgendwo geblieben sein. Sie sind dem Eigenthümer, dem Gericht bis jetzt verantwortlich dafür. — Gehen Sie in sich! — Denken Sie nach!" fuhr er dringender und mit mild erregtem Tone fort, „ob Sie vielleicht nur der Meinung gewesen sind, den Brief dem Boten zurück gegeben zu haben, ob das Objekt — etwa verlegt — sich nicht vielleicht noch bei Ihnen befindet!"

„Reden Sie nicht weiter, Herr Richter!" fuhr Waldner mit unterdrückter Bewegung auf. „Ich sprach die Wahrheit. — Thun Sie Ihre Pflicht; ich bin auf Alles gefaßt!"

„So bedauere ich, Ihnen mittheilen zu müssen, daß Sie vor der Hand das Arresthaus — nicht verlassen dürfen. Ich werde die Untersuchung so rasch als möglich zu Ende zu führen suchen."

Waldner war auf's Neue auf seinem Sitze zusammen gebrochen, und unmöglich, sich ferner zu beherrschen, seine nun vollends unglücklich gewordene, verzweifelnde Familie vor Augen, brach er in ein krampfhaftes Schluchzen aus, kaum fähig, in abgerissenen Sätzen hervor zu stoßen: „Bedenken Sie, was Sie thun — Herr Richter! Es ist mein Todesurtheil, das — meines guten ehrlichen Namens — meiner ganzen — armen Familie!"

„Ich kann — darf nicht anders handeln," entgegnete dieser ernst. „Fühlen Sie sich schuldlos, so warten Sie ruhig den Ausgang der Angelegenheit ab. — Ich werde Ihnen eine — ein Zimmer anweisen, Schreibzeug zustellen lassen. Schreiben Sie an die Ihrigen, an Ihre Freunde. Doch bemerke ich Ihnen, daß die Briefe, sowie die Ant-

Digitized by Google

worten durch meine Hand gehen müssen! Und bleiben Sie ruhig und gefaßt!"

Hierauf klingelte er und ein Gerichtsdiener trat ein, empfing leise eine Weisung, worauf letzterer an Waldner heran trat und ihn bedeutete, ihm zu folgen. Willenlos, gebrochen an Körper und Geist, richtete dieser sich auf und verließ das Untersuchungslokal, seinem Führer folgend, der ihn durch einen langen düstern Gang führte, dann eine schwere eisenbeschlagene Thüre öffnete, worauf beide in den Theil des Gebäudes eintraten, worinnen die eigentlichen Gefängnisse lagen und der von nun an auch Waldner als Wohnung dienen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Wir wünschen einem Buche, welches u. d. T.: **„Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper, unter dem Einflusse der menschlichen Hand (Daktylomantie). Von Carus Sterne. Mit 23 Illustrationen"** kürzlich erschienen ist, von Herzen eine siegreiche Wirkung, weil es den edelsten Zweck, den der Aufklärung verfolgt. Der Titel selbst verleitet zwar zu dem Glauben, man habe es hier mit einem Anhänger der Wahrsagekunst zu thun, welcher seine „Wissenschaft" zu Markte bringt. Das wäre jedoch eine voreilige Annahme. Es ist vielmehr ein ruhig prüfender Gegner des gerade in unserer Zeit blühenden Humbug, welcher mit verständiger Einsicht Wahres vom Falschen, Irrthum von Wahrheit sondert. „Jeder Irrthum," sagt der Verfasser, „ist eine Staffel zur Wahrheit und die Kenntniß der mannigfachen Irrthümer der Zeiten ein treffliches Mittel zur Heranbildung und Läuterung des menschlichen Geistes. Freilich kommt hier Alles auf eine sachgemäße Entwickelung und Darstellung dieser Irrwege des Verstandes an, und wer ohne Ariadnefaden sich hineinbegibt in das Labyrinth des Aberglaubens, verirrt sich leicht selbst in dem Gewirr der dunklen Gänge."

Dies vorzügliche Buch bringt nun Mittheilungen über die verschiedenen Zweige der Wahrsagekunst, unter denen wir „das magische Pendel" — „die Wünschelruthe" — „das Metallfühlen" — und „das Tischrücken" hervorheben. Von besonderem Interesse ist das Kapitel von der „Kunst des Wasserspürens". Bekanntlich hat ein Franzose, der Abbé **Richard**, auf seinen Reisen in dieser Kunst neuerdings ganz außerordentliche Erfolge erzielt. Der Verfasser gibt nun eine Erläuterung des Richard'schen Systems, aus welcher sich Jeder über diese so viel angestaunte Kunst genügend orientiren kann. —

Wir theilen mit dem verdienstvollen Verfasser die Hoffnung, daß seine Schrift das Ihre dazu beitragen möge, allen Vorurtheilen für künftig den Boden zu unterhöhlen.

## Mannigfaltiges.

Friedrich der Große begegnete eines Tages einem Menschen, der ziemlich lüderlich aussah und angetrunken war. Es war ein Ministerialsekretär, und der König entsann sich seiner noch sehr gut. Zornig über diesen Skandal eines Beamten, fragte er ihn: „Wie heißt Er? Wo wohnt Er?" Der Angetrunkene entgegnete muthwillig: „Er — heißt die dritte Person in der Deklination der persönlichen Pronomen! Er dient in der Kanzlei des Grafen Herzberg." „Er Schlingel!" entgegnete Friedrich. „Will Er mich deutsche Grammatik lehren? Er weiß ja nicht einmal, daß der Eigenname, sobald er den Artikel vor sich hat, nicht gebeugt wird!" Bei den Worten schien der Angetrunkene plötzlich nüchtern zu werden, denn er erwiederte mit einer den König in Erstaunen setzenden Geistesgegenwart und indem er sich graziös verbeugte: „Vor Ew. königlichen Majestät muß sich Alles beugen, möge es einen Artikel vor sich haben oder nicht!" Friedrich lächelte: „Er weiß zu antworten, aber zum Friedensrichter möchte ich Ihn nicht haben, denn er verdreht die Bedeutung der Wörter zu gut. Geh' Er nur nach Hause und laß Er sich nicht wieder so sehen!"

## Zweisilbige Charade.

**Such' meine Erste nur im Alphabet,**
**Und wenn Dein Fuß auf Liebeswegen geht,**
**Wird meine Zweite dir willkommen sein,**
**Das Ohr des schönen Liebchens zu erfreu'n.**
**Mein Ganzes ist ein Ort nur, den zu sehen**
**Du nicht nach China brauchst zu gehn.**

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Dienstag, 19. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

6.

Zwölf Jahre haben ihren Lauf vollendet, seit die im letzten Kapitel erzählten Ereignisse sich zutrugen. Unter den Bewohnern der Zigeunerzelte sind wenige Veränderungen sichtbar, ausgenommen die, welche die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Fliehen unausbleiblich mit sich bringt.

Es war ein heiterer Septembertag.

Zwei Kinder sammeln Brombeeren in einem lieblichen Waldgehege an der Grenze von —shire.

Eines ist eine dunkeläugige, schwarzlockige kleine Schöne von etwa dreizehn Jahren, das Andere ein reizendes blauäugiges Geschöpfchen von vielleicht zwölf, mit Haaren gleich gesponnenem Golde.

Obgleich ihrer Kleidung nach derselben Familie angehörend und Beide demselben Geschäft nachgehend, scheinen sie doch nicht auf freundschaftlichem Fuße mit einander zu stehen. Sie füllen ihre kleinen Körbe unter fortwährendem Hader. Wenn die eine einen reich mit Beeren bedeckten Zweig erblickt, so ist die andere gleich daran, sich die Ernte anzueignen, oder die schon gesammelten Früchte Jener wegzunehmen, während diese sie pflückt. Dann erhebt sich der Streit und tobt einige Minuten mit aller Heftigkeit. Doch in jedem Sturm ist die Dunkeläugige die, welche zuerst anfängt und zuletzt aufhört.

Der Anzug der beiden Kinder, obschon beschmutzt und schadhaft, kleidet deren anmuthige Gestalten ausnehmend gut. Jede trägt einen feuerrothen, nur bis zum Knie reichenden Rock, ein schwarzes Sammtjäckchen und einen kleinen mit rothen Bändern gezierten Strohhut, unter dem die langen, glänzenden Locken bis zur Taille herabfallen.

Plötzlich wirft die Dunkle ihren Korb weg und klettert mit der Behendigkeit einer Katze auf eine hohe Zaunthür, welche zu einem nahen Felde führt.

„Ich höre Pferde kommen," ruft sie, den Weg entlang blickend. „Ja, hier kommen zwei vornehme Reiter. Stell' den Korb hin, Olly, und laß uns sehen, ob wir nicht Etwas von ihnen herausbringen."

„Nein, ich thu's nicht," entgegnete die Blonde, „ich soll Brombeeren pflücken und ich will Brombeeren pflücken und nichts Anderes thun."

„Das werde ich der Großmutter sagen," spricht die Aeltere mit drohender Geberde.

„Und ich werde ihr sagen, wer die Aepfel gestohlen hat," antwortete die Jüngere.

Die Dunkle schüttelte die Faust, die Blonde blickt trotzig drein, — eine Herausforderung, welche, obschon stumm, doch Beiden vollkommen verständlich ist.

Jetzt aber nähern sich die beiden Reiter und der Streit bleibt schwebend.

Das ältere Kind stellt sich aufrecht auf die Zaunspitze und ruft, in die Hände klatschend:

„Meine gnädigen Herren, ich will Euch für einen Sixpence ein schönes Lied singen."

Dieses freimüthige Anerbieten schien die beiden Gentleman höchlich zu belustigen.

Sie hielten an, und als das Kind sich wiederholt zum Singen erbot, sagte der Eine, indem er sich verneigte und ihr auf die sonngebräunte Wange klopfte:

„Deiner Stellung nach meine ich, Du müßtest auch tanzen können."

„Das kann ich auch. Ich will Euch einen Dudelsackpfeifer auf Eueres Pferdes Rücken tanzen."

Und das Wort zur That machend, sprang das verwegene Kind vom Zaun auf des Pferdes Hals, während der erstaunte Reiter sie an ihrem kurzen Rocke packte, um sie am Fallen zu verhindern.

Digitized by Google

Die Vorsicht erwies sich jedoch als unnöthig, denn die leichte Gestalt wiegte sich auf dem unsichern Standpunkte graziös wie ein Schmetterling.

„Du bist behend wie ein kleiner Affe," sagte der Reiter.

„O, Ihr könntet wohl etwas höflicher sein und sagen wie eine Fee," entgegnete schmollend das Kind und sprang wie im Aerger zur Erde.

Der andere Reiter, welcher auf die Scene mit dem gleichgiltigen Auge eines Mannes geblickt hatte, für den nichts auf Erden mehr der Beachtung werth scheint, sagte jetzt:

„O, sie ist Eine von dem herumziehenden Jahrmarktsvolk; die können Alles, nur nicht beten, Elwyn."

Die Schwarze warf ihm einen zürnenden Blick zu.

„Das kann ich auch, wenn ich will," sprach sie. „Aber, Sir," und sie ging in einen schmeichelnden Ton über, „ich möchte Euch lieber Etwas singen oder vortanzen."

„Nun, so beginn'."

„Was zuerst?"

„Beides."

„Auf einmal?"

„Ja, zusammen."

„Ihr treibt Scherz mit mir."

„Ich? Durchaus nicht."

„Nun, wenn ich tanzte?"

„Hm! Wo sind Deine Musikanten?"

„Hier!"

Und sie hielt ein Paar Kastagnetten in die Höhe.

„Eile Dich."

„Soll ich auf Eueres Pferdes Rücken tanzen?"

„Auf seinem Kopf, wenn Du willst."

„Ihr seid sehr gütig."

„Ohne Zweifel."

„So steigt ab und laßt mich anfangen."

Der Reiter schickte sich an, des Kindes Willen zu thun, als der Andere ausrief:

„Wie, Percy, Du wirst es doch nicht dulden, daß die Kleine sich in Gefahr bringt, den Hals zu brechen?"

Aber das Mädchen sprang an seine Seite und flüsterte:

„Laßt mich nur machen, ich werde nicht tanzen; ich will ihm nur einen Streich spielen."

Der Andere, welcher ihr Flüstern nicht beachtet hatte, stieg ab und im Nu war die Kleine auf des Pferdes Rücken; anstatt aber eine Tanzstellung anzunehmen, ließ sie sich zum Sitzen niedergleiten, ergriff die Zügel mit geübter Hand, drückte dem Thiere die kleinen Füße in die Flanken und war in der nächsten Minute auf und davon.

Zu gleicher Zeit schlug ein silbernes Lachen an das Ohr der erstaunten Gentleman und sie gewahrten die liebliche blauäugige Olly, (oder Eola, wie ihr eigentlicher Name war,) oben auf dem Zaun, wo ihre Gefährtin zuerst gestanden hatte.

„Ha! ha!" lachte das hübsche Kind, mit dem Finger der wilden Reiterin nachdeutend, „Ihr hättet Zerny Euer Pferd nicht anvertrauen sollen. Seht, sie ist schon am Ende des Weges. Ich wußte, Zerny würde Euch mit allen ihren schönen Versprechungen einen Streich spielen."

„Verteufelt!" rief Lord Eswald, denn er war es, „von dem Gesindel ist Eines so schlimm als das Andere."

„Still!" sagte das Kind sanft. „Werdet nicht böse. Zerny wird Euch Euer Pferd gleich wieder zurückbringen. Sie treibt nur Scherz. Sie macht es oft so."

Dabei stieg die kleine Eola vom Zaun und erbot sich ihrerseits, zu tanzen, bis ihre Gefährlin wiederkäme.

Als sie so dastand, den schönen Kopf zurückgeworfen und das Füßchen wie zum Beginn des versprochenen Tanzes erhoben, erschien sie Elwyn wie das entzückendste Bild kindlicher Grazie, das er je gesehen.

Eswald jedoch fuhr fort, mit der achtlosen Gleichgiltigkeit eines Mannes auf sie zu blicken, dessen Phantasie durch jede Art weiblichen Liebreizes übersättigt wurde, und welcher längst aufgehört hat, einen Unterschied darin zu bemerken.

„Ist sie nicht ein schönes, engelhaftes kleines Geschöpf?" flüsterte Elwyn begeistert.

„Bah, Elwyn;" entgegnete kühl der Roué, „Du siehst, wie Goethe sagt, eine Helena in jedem Weibe. Mir gefiele eigentlich die Dunkle besser!"

„Willst Du jetzt tanzen?" fragte Elwyn die Kleine.

„Ja, für Euch. Ihr gefällt mir!" entgegnete sie unschuldsvoll.

„Wahrhaftig!" lachte Lord Eswald, „Du hast Glück, Elwyn. Die Knospe kann einst eine Blume werden. Es ist Schade, daß sie nicht jetzt schon ein paar Jahre älter."

Das Kind zog verdrießlich die Brauen zusammen, aber ein Blick Elwyn's beruhigte sie wieder und sie schickte sich an, ihren Tanz zu beginnen, als Zerny auf einer nahen kleinen Anhöhe sichtbar wurde und im nächsten Augenblicke dicht bei ihnen das Roß zum Stehen brachte.

„Da ist Euer Pferd," rief sie und mit neidischem Blick auf Eola, fügte sie hinzu:

„Olly hat Euch unterhalten."

„Sie hat noch nicht angefangen," sagte Etwyn. „Sie ist schüchtern. Ich will sie anführen. Nun, — Olly!"

Die kecke Zerny lief zu ihrer scheuen Gefährtin, warf die Arme empor, schlug die Kastagnetten und wirbelte in einem phantastischen, aber anmuthvollen Tanze herum, in welchen das jüngere Kind sogleich einfiel. Der Liebreiz Beider, der Blonden und der Braunen, war so verschieden und die Art ihres Tanzes so charakteristisch und doch so harmonisch zusammenstimmend, daß sogar Eswald mit einem Schimmer von Interesse der Scene zusah.

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

### IV.

### Im Arresthause.

Daheim saß Frau Waldner und wartete mit banger Sorge auf die Zurückkunft ihres Mannes. Die Mittagsstunde war nahe und noch immer erschien er nicht. Er hatte doch versprochen, bevor er auf's Komptoir gehen würde, noch einmal nach Hause zu kommen. Eine bange Ahnung überkam die arme schwächliche Frau, und kaum vermochte sie sich aufrecht zu erhalten, ihren kleinen häuslichen Angelegenheiten nachzugehen. Da erschien endlich ein Gerichtsdiener mit einem großgesiegelten Briefe. Hastig nahm ihn die arme Frau in Empfang und erbrach ihn. Doch kaum hatte sie einen Blick hineingeworfen, als sie mit einem schwachen Aufschrei zusammenbrach und leblos zu Boden sank. Die beiden Kinder hatten im Nebenzimmer den Schrei gehört; sie eilten herbei und als sie die Mutter wie todt am Boden liegen sahen, stürzten sie sich mit herzzerreißendem Weinen auf sie. Dem Gerichtsdiener, der gewiß schon manches menschliche Leid gesehen haben mochte, mußte es bei diesem Jammer doch weich um das Herz werden. Er legte einen zweiten Brief, den er in der Hand hielt, rasch auf den Tisch und beeilte sich, der Armen beizustehen, sie nach einem Sitze zu bringen. Endlich erholte sie sich so weit, daß sie die Augen aufzuschlagen, um sich zu blicken vermochte. Ihr Schmerz löste sich in ein heftiges Weinen auf und fest, fest preßte sie ihre beiden armen Kleinen, die sich ebenfalls weinend an die Mutter herangedrängt, an ihr Herz.

Nach einer kleinen Pause sprach sie mit tonloser, vom Weinen fast erstickter Stimme: „Kann ich meinen Mann sehen? Darf ich mit den Kindern zu ihm?"

„Gewiß, beste Frau," entgegnete der Gerichtsdiener. „Ich habe hier noch einen Brief Ihres Mannes an seinen Prinzipal, wie er sagte, zu besorgen. Ich werde dann sogleich in die Wohnung des Herrn Untersuchungsrichters gehen, der das Arresthaus schon verlassen, um die schriftliche Erlaubniß, die allerdings nothwendig ist, für Sie zu beschaffen."

Ein matter Blick des Dankes belohnte den guten Mann für sein Mitgefühl, welches sich sowohl in seinen Worten, als in dem Ton, womit er sie gesprochen, kundgab.

„Thun Sie einer armen unglücklichen Frau die Liebe," sprach sie mit schwacher Stimme. „Ich muß meinen Mann sehen und sprechen, und die Kinder müssen auch zu ihm. Wir wollen uns gleich auf den Weg machen."

Der Gerichtsdiener mahnte sie noch, sich vorher etwas zu erholen, durch Speise und Trank zu stärken. Zugleich tröstete er die Arme, so gut er es in seiner etwas rauhen Weise vermochte, versprach den Herrn Untersuchungsrichter sogleich aufzusuchen, und wenn er auch sein Mittagessen darüber versäumen müßte. Dann ging er seiner nächsten Obliegenheit, den Brief Waldner's an dessen Prinzipal zu besorgen, nach.

In dem Komptoir, wo Waldner bis jetzt Unterkunft gefunden, war zur Zeit Alles in größter Aufregung. Das gesammte Personal hatte sich in der Kasse um den Herrn Buchhalter Meermann versammelt. Zu diesem war nämlich der Briefträger Meusel, der auch für das Haus die Briefe brachte, gleich nach beendigtem Verhör gegangen und hatte ihm lang und breit den Verlauf der Verhandlung mitgetheilt, und daß Waldner schließlich der Unterschlagung des Briefes verdächtig — nach Meusel's Meinung schon vollständig überführt — im Arresthause eingesperrt worden sei. Der Mann, welcher die Schwächen und Talente des Herrn Meermann wohl genau kannte, hatte ganz richtig geschlossen, daß er an ihm und seiner Redseligkeit gewichtige Vertheidiger haben werde. Und er hatte sich auch durchaus nicht geirrt! Nachdem der Herr Buchhalter die wichtige, höchst merkwürdige Nachricht empfangen, der alte Meusel sich wieder entfernt hatte, berief er das gesammte Komptoirpersonal um sich und theilte diesem in breiter, kräftiger und gar wohlgesetzter Rede das Vorgefallene mit, wobei er nicht unterließ, seine eigene unmaß-

gebliche Meinung dahin auszusprechen, daß es nunmehr gar keinem Zweifel unterliege, daß Waldner den Brief behalten. Besonders und am lautesten sprächen hiefür die in seinem Besitz gewesenen vielen Goldstücke, deren Erwerb er auf eine so unwahrscheinliche Weise angegeben. Die Versuchung sei aber auch für ihn, den armen, bis über die Ohren im Vorschusse steckenden Mann gar zu groß gewesen, als daß er ihr siegreich habe widerstehen können, und er deßhalb wohl in etwas zu entschuldigen sein dürfte. Unbegreiflich bleibe es nur immer, daß er nach begangener That selbst den wirklichen Eigenthümer des Geldes, die Gerichte auf die Spur des Verbrechens gebracht, und nachdem er diese Unklugheit einmal begangen, noch die weitere begehe, Alles, sogar das Allerwahrscheinlichste zu leugnen. Er habe sogar angegeben, so schloß er seine Rede mit schlecht verhehltem spöttischen Lächeln, daß er die Banknoten nicht gezählt, nicht einmal näher angesehen, den Brief, nicht einmal die Unterschrift desselben, den Namen des Schreibers und Absenders gelesen. Und dies sei doch etwas gar zu stark, gar zu unglaublich und müsse ihn überführen, ihm den Hals brechen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Ein heroischer Petroleumhändler.) Der erbitterte Kampf der Oel- und Petroleumhändler füllt gegenwärtig die Spalten der Journale; bald schwimmt die eine, bald die andere Oelspecies obenauf. Natürlich bildet dieser merkantile Wettstreit auch den Gesprächsstoff, wie dies neulichst in einem Zirkel in einem Wiener Speise-Salon der Fall war. Einer aus der Gesellschaft zählte alle Nachtheile des Petroleums auf, allein ein an demselben Tische sitzender Petroleumhändler opponirte mit aller ihm zu Gebote stehenden Eloquenz und verstieg sich so weit, daß er in dem Plaidoyer für die brennbare Flüssigkeit in einen diesen Stoff an Hitze überbietenden Eifer gerieth und sich anbot, als Beweis für die Unschädlichkeit des Petroleums, ein Glas dieses edlen Trankes zu leeren. Bevor man noch Zeit hatte, dem Petroleum-Märtyrer seinen Plan auszureden, hatte der den Kellner gerufen und ein Glas Petroleum bestellt. Der dienende Geist kam mit der Erklärung zurück, er finde diese Sorte nicht auf der Weinkarte, worauf ihm der den Petroleumbeweis **ad absurdum** führende Mann bedeutete, aus dem Keller, in dem Petroleum liege, etwas davon zu bringen. Der petroleumgefüllte Becher steht vor ihm, „er setzt ihn an, er trinkt ihn aus, o Trank voll süßer Labe!“ Das Petroleum mußte aber polnisches gewesen sein, denn kaum war es im Magen, als in demselben eine Revolution entstand. Es mußte aber noch dazu ein unpurifizirtes Petroleum gewesen sein, denn der Trinker konnte dem Purifikationsdrange nicht widerstehen, und erholte sich erst von den Folgen der Wette, als der Champagner, um den gewettet worden war, die unangenehmen Reminiszenzen an Petroleum hinunterspülte.

---

In einem englischen Gerichtshofe fiel neulich ein erbaulicher Rechtsfall vor. Ein junger Mann war mit zwei Frauenzimmern in einem Zimmer allein, und die eine derselben bemerkte, daß sie ihrem Liebhaber versprochen habe, Niemanden in seiner Abwesenheit zu küssen. Der junge Mann, der solche Aeußerung für eine leise Invitation hielt, war nicht faul und küßte die Scherzende tüchtig, die auch gar nicht böse darüber war und sich's ruhig gefallen ließ. Die Schwester schien jedoch die Sache übel zu nehmen und meinte, daß Niemand solches bei ihr versuchen sollte. Der Küssende hielt diese Aeußerung nur für gekränkte Eitelkeit und suchte seine Schmollende durch einen herzhaften Kuß zu versöhnen. Die Spröde verstand diesen Spaß jedoch nicht, vertheidigte sich und fiel in einem darauf entstandenen Gefechte mit dem Kußdieb zur Erde. Nun glaubte derselbe den richtigen Zeitpunkt erhascht zu haben und wollte eben seiner besiegten Feindin ihre geifernden Lippen mit einem Kusse schließen, als er die Zähne seiner Gegnerin in seiner Nase spürte, die dieselbe zu seinem großen Entsetzen gleich darauf ausspie. Auf die Klage auf Entschädigung für die abgebissene Nase fällte das Gericht die Entscheidung: daß Niemand das Recht habe, ein Frauenzimmer, ohne erhaltene Erlaubniß, zu küssen und solches auf eigene Gefahr hin unternehme.

---

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 8:
Dschatz.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Freitag, 22. Januar 1864.


## Deutscher Trost.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte nichts!

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Steh'n dir wohl, o Sohn des Teuts!

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei!
Laß den Welschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir!

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese steh'n wie Felsenburg,
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

E. M. Arndt.

## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

7.

Als der Tanz beendet, lief Zerny zu Lord Eswald, nahm ihren Hut ab und hielt ihn ihm, ihre Belohnung erbittend, mit theatralischer Geberde hin. Er warf ein Goldstück hinein und wandte sich wie gelangweilt ab. Der Reiz der Scene war für ihn schon vorüber.

Elwyn erwartete, daß Olly sich ihm in gleicher Absicht nähern würde, allein sie stand regungslos und ihre blauen Augen blickten beschämt und fast bemitleidend auf ihre Gefährtin.

„Nun, Kleine," sagte Elwyn endlich, „warum holst Du Dir nicht auch Deinen Lohn?"

„Ich kann nicht betteln," entgegnete sie mit Erröthen.

„O, das ist nicht betteln. Du hast eine Belohnung verdient. Da, nimm das."

„Komm, komm," rief Lord Eswald ungeduldig aus, „willst Du mit der kleinen Zigeunerin den ganzen Morgen vertändeln?"

„Sogleich, Vetter," entgegnete Elwyn.

Dennoch redete er das Kind abermals an.

„Wie heißt Du?" fragte er sie.

„Cola, Sir."

Lord Eswald fuhr auf und sein Vetter sah überrascht aus.

„Ich meine, wir haben diesen Namen schon irgendwo gehört, Percy," sagte er; „war es nicht einmal vor langen Jahren, als ein Zigeuner Dich so ungestüm zu sprechen verlangte?"

„Ich glaube, ich entsinne mich," erwiederte Eswald gleichgiltig, blickte jedoch dabei mit besonderem Interesse, das seinen ruhigen Ton Lügen strafte, in des Kindes Antlitz. Dann fragte er

seinerseits, als ob er sich über irgend eine Vermuthung Gewißheit verschaffen wollte:

„Und Dein anderer Name, hübsche Kleine?"

„Leigthon."

Der Mann sah beruhigt aus.

„Hast Du einen Vater?" lautete seine nächste Frage.

„Ja."

Der Edelmann sah noch mehr beruhigt aus.

„Und Deine Mutter?"

„Sie ist todt," antwortete traurig die kleine Eola.

„Du scheinst Dich ja auf einmal wunderbar für das Zigeunerkind zu interessiren!" rief Elwyn aus.

„O, es geschieht nur aus Neugierde, um zu wissen, warum ihr Benehmen von dem der Andern so verschieden ist," erwiederte der Weltmann kaltblütig. „Der Name Eola scheint bei diesen Abkömmlingen Ismaels sehr beliebt zu sein."

Herzloser Mann! Er konnte diesen Namen ohne Erbeben, ohne einen Schatten von Reue aussprechen.

Keine Regung des Bedauerns, des Mitleids, machte sich in seiner Brust von Erz fühlbar.

Dieser Name erinnerte ihn nur dunkel, fern im Hintergrunde seines Gedächtnisses, an eine schöne Blume, die er unter die Füße getreten, an eines der vielen Spielzeuge, welche er gebrochen und von sich geworfen.

„Jetzt ist's genug, Elwyn," sagte er, sich zu seinem Pferde wendend; „lebt wohl, kleine Engel der Wildniß, auf Nimmerwiedersehen, wahrscheinlich."

In diesem Augenblick knallte ein Pistolenschuß und eine Kugel pfiff durch die Luft, dicht über Eola's Kopf auf Eswald zu.

Sie fuhr durch den Aermel seines Rockes und hätte, wenn er nicht in demselben Moment seine Stellung verändert, sein Herz durchbohrt.

„Großer Gott, Percy, bist Du verwundet?" rief Elwyn, an seine Seite springend.

„Nein, nur etwas erschreckt," entgegnete der Lord.

„Aber wer kann uns den Streich gespielt haben? Das muß ich entdecken!"

Und Eswald schickte sich zum Durchsuchen des Gehölzes an.

Elwyn hielt ihn zurück.

„Es ist nutzlos, ganz nutzlos," sagte er. „Wenn der Schuß in mörderischer Absicht gethan wurde, so hatte der Uebelthäter schon Zeit zu entfliehen; und wenn, wie ich eher vermuthe, irgend ein Bauerntölpel aus Uebermuth schoß, so ist es kaum der Mühe werth, das Gehölz zu durchstreifen, um den Stiel Deiner neuen Peitsche auf seinem dicken Schädel zu probiren."

„Du hast Recht; so laß uns heimreiten und nach einem guten Frühstück sehen."

Die Vettern ritten davon.

Zerny rief ihnen einen heitern Abschiedsgruß nach, Eola winkte schweigend mit der Hand.

„Nun, welcher gefiel Dir besser, Olly?" fragte Zerny, als sie wieder des Weges entlang gingen.

„O, der mit den klaren braunen Augen, der mir das Geld gab."

„Und mir gefällt der mit den blauen Augen, der mir mein Geld gab."

„Mir nicht. Er sieht böse aus und spricht auch so."

„Aber er sagte, daß ich die Hübscheste sei und deßhalb gefällt er mir," gestand Zerny.

„Ja, weil Du ein eitles Mädchen bist," erwiederte Eola. „Und der Andere, der mit den braunen Augen, sagte, ich sei einem Engel gleich."

„Ich bin also noch schöner als ein Engel," beharrte Zerny, „nun weißt Du wie es ist."

Eola schien nicht geneigt, den Streit fortzusetzen, so daß die Kinder schweigend den Rest des Heimweges zurücklegten. Bald befanden sie sich in der Nähe einer Anzahl weißer Zelte. Vor einem derselben stand ein Mann, mit düsterer Miene seine Pfeife rauchend; und im Innern, in das man durch die Eingangsöffnung einen Blick werfen konnte, war eine alte Frau mit dem Bereiten des Mittagsmahles beschäftigt.

Die Kinder liefen auf die Letztere zu und hielten jubelnd die Goldstücke in die Höhe.

„Sieh, sieh, Großmutter!" riefen Beide zugleich, „was wir verdient haben."

Die Alte streckte gierig ihre knochigen Finger aus, die Münzen zu packen, aber der Mann schlug sie den Kindern aus den kleinen erhobenen Händen und warf sie zornig auf den Boden des Zeltes.

„Verflucht sei ihr Gold!" knirschte er zwischen den Zähnen.

„O Vater!" sagte Eola vorwurfsvoll.

„O, Onkel, wie dumm Du bist," sagte ihrerseits Zerny in dem ihrer Mutter Linda eigenen, verächtlichen Tone.

Die Letztere trat eben ein.

„Es ist nur billig," rief sie aus, „daß er ein elendes Goldstück zum Unterhalt seines eigenen Kindes hinwirft, und —"

„Still, Linda!" fiel die Alte ein und sah ängstlich auf die Kinder, welche mit aller Neugierde ihres Alters auf jedes Wort lauschten; „wirst Du niemals lernen, Deine Zunge im Zaum zu halten,

Digitized by Google

wenn Du sollst? Hebt das Gold auf, Kinder; gelbes Metall ist stets willkommen."

Die Kinder gehorchten bereitwillig und der Mann schlich sich mürrisch aus dem Zelte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Das ganze Komptoirpersonal nickte der Rede des Gewaltigen Beifall und Zustimmung zu; es war da Keiner, der es gewagt hätte, nur entfernt anderer Meinung als der Herr Buchhalter zu sein, obschon einige der Herren im Herzen, aber ganz insgeheim, nicht so vollständig von der Schuld ihres armen Kollegen überzeugt sein mochten als der Mann, der sich stets den Freund des Unglücklichen genannt und, wenn auch mit etwas stark hervortretender Protektormiene, als solcher geberdet hatte.

Noch lange hätte Herr Meermann zur Erbauung seiner Kollegen — vielleicht auch zu ihrer Langeweile — fortgeredet, moralisirt und gesprochen, wenn er nicht plötzlich durch einen Diener zu dem Herrn Prinzipal beschieden worden wäre. Es sei ein Brief von Waldner aus dem Arresthause angelangt, hieß es, und der Prinzipal wünsche sich über den Inhalt desselben mit dem Herrn Buchhalter zu besprechen.

Mit recht vergnügtem Schmunzeln, so er mühsam unter einer ernsten, theilnehmenden Miene zu verbergen suchte, eilte Herr Meermann in die Wohnung seines Chefs. Wie mag er sich innerlich gefreut haben! erwartete ihn doch neues und sicher wichtiges und interessantes Material zu neuen Reden und Vorträgen heute Abend im Klub und in seinem Stammgasthofe!

Wir wollen zur Ehre des sonst ganz wackern Mannes gern annehmen, daß die Triebfeder seines derartigen Denkens und Handelns mehr eine Schwäche für seine Rednergelüste, denn wirkliche Freude an dem Unglück seines Kollegen und Freundes war.

Nachdem Frau Waldner sich in etwas von dem furchtbaren Schlage, der sie betroffen, erholt, die weinenden Kinder so gut sie vermochte, beruhigt, hatte sie mit diesen den schweren Gang nach dem Arresthause zum Vater angetreten. Eine mitleidige Seele im Hause hatte es gerne übernommen, über den kleinen Säugling bis zur Zurückkunft der Mutter zu wachen. An dem fatalen Orte angekommen, bedeutete sie der Schließer und Verwalter achselzuckend, daß er ohne vorherige Erlaubniß des Herrn Untersuchungsrichters Niemanden zu irgend einem der Gefangenen lassen könne. Als er aber vernommen, daß eine solche Erlaubniß für Frau Waldner sicher anlangen würde, führte er die Familie in ein kleines Zimmerchen, daselbst die Ankunft des Gerichtsboten abzuwarten. Die nackten, kahlen Wände, die ärmliche Ausstattung des Gemaches und mehr noch das stark vergitterte Fenster, die dumpfe, kalte Luft, die den Raum erfüllte, waren wohl geeignet, an den Ort, wo man sich befinde, zu mahnen und auf einen Besuch der Gefängnisse selbst vorzubereiten. Das Herz der armen Frau zog sich unter dem Einflusse des traurigen Aufenthalts krampfhaft zusammen, und auch die Kinder, die nicht wußten, um was es sich handelte, die die Größe ihres Unglücks auch nicht wohl fassen konnten, drängten sich ängstlich und furchtsam an die leise weinende Mutter heran. Minuten um Minuten vergingen, die der Wartenden Ewigkeiten dünkten, und noch immer wollte der Gerichtsdiener nicht kommen. Endlich, wohl nach einer Stunde peinlichsten, trostlosen Wartens, erschien der alte Diener mit fast glühendem Gesicht. Er hatte den Herrn Richter erst mit vieler Mühe, nach langem Laufen und Suchen treffen und sprechen können und dieser ihm denn auch sofort den schriftlichen Befehl zum Einlaß der Frau Waldner in die Zelle ihres Mannes ausgestellt. Jedoch hatte er die Bedingung daran knüpfen müssen, daß die Unterredung der beiden Gatten nur vor einem Zeugen stattfinden dürfe. So schonend als möglich theilte der Mann dieses Frau Waldner mit und forderte sie dann auf, ihm und dem Schließer zu folgen.

Die schwere eisenbeschlagene Thüre öffnete sich bald vor ihnen und die Familie betrat den düstern, feuchtkalten Gang, der auf beiden Seiten die Zellen für die Gefangenen und Verbrecher enthielt. Vor einem kleinen, starkverschlossenen Eingang machte der Schließer Halt. Das gewichtige Schloß knarrte, die Thüre öffnete sich und Frau Waldner befand sich in der kleinen Gefängnißzelle ihrem armen Gatten gegenüber. Dieser, als er sein liebes, gutes Weib, seine Kinder auf der Schwelle seines Gefängnisses erblickte, stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, indem Freude und Schmerz gewaltsam um die Herrschaft rangen, und eilte auf seine Lieben zu, alle an seine Brust drückend und unter still herabrieselnden Thränen küssend und begrüßend.

Der Gerichtsdiener hatte sich scheu und verlegen in eine Ecke der Zelle gedrückt und wagte kaum, auf die bemitleidenswerthe Familiengruppe zu schauen. In dem Herzen des sonst wohl harten Mannes mußte sich mehr als Mitgefühl, wohl gar der Glaube an die Unschuld des Eingekerkerten regen.

Der Auftritt, der nun folgte, war wahrhaft herzzerreißend. Waldner hatte seine durch die Aufregung furchtbar angegriffene Frau zu dem ärmlichen Lager geführt und die Wankende dort niedersitzen lassen. Dann nahm er die Kinder auf seinen Schoß, umfing sie mit dem einen Arm, während er mit dem andern seine arme Frau, die heftig zu weinen begonnen, unterstützte. Sein Herz schnürte sich beim Anblick seiner Armen, dem Unglück preisgegebenen Familie gewaltsam zusammen, und er fand anfänglich selbst kaum einige Worte des Trostes und der Ermuthigung. Doch gab ihm der jammernswerthe Anblick der Seinen bald wieder Stärke und Kraft, und sein Gefühl der Unschuld hob ihn mächtig empor. Seine Sache müsse sich aufklären, meinte er; der Himmel könne nicht zugeben, daß er so unschuldig leide und jener schurkische Postbote ungestraft so Entsetzliches vollführe. Die Untersuchung werde wohl Alles bald ans Licht ziehen und er sicher gereinigt, gerechtfertigt aus dieser Prüfung hervorgehen.

„Habe nur Muth und Vertrauen, mein liebes Weib," so sprach er. „Glaube an mich! Du mußt ja wie ich selbst von meiner Unschuld überzeugt sein! Bald, gewiß recht bald wirst Du mich wieder bei Dir, in der Mitte der Kinder sehen. Denke an dieses, an unser armes kleines Mädchen, welches Deiner Pflege — Deiner Gesundheit so sehr bedarf und sei stark! laß Dich nicht niederbeugen. Ich bin voll froher Hoffnung, voll Gottvertrauen. Du wirst sehen, er, der Schutz und Schirm der Armen und Bedrängten ist, wird uns nicht zu Schanden werden lassen! Drum habe Muth und hoffe; es wird gewiß noch Alles gut und wir werden wieder glücklich werden!"

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

**Die Naturgeschichte der Gespenster. Physikalisch-physiologisch-psychologische Studien von Carus Sterne. Mit 17 Illustrationen. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 15 Sgr.**

Der Verfasser dieses merkwürdigen Buches hat es sich zur rühmlichen Aufgabe gestellt, alles Uebernatürliche aus der Welt zu verdrängen und mit allen gespenstischen Erscheinungen den Kampf aufzunehmen. Er rückt in dem vorliegenden Buche den armen Gespenstern dermaßen auf den Leib und dringt so tief in ihr geheimnißvolles und in Dunkel gehülltes Reich ein, daß Jeder zuletzt erstaunen muß, dort so wenig Bevölkerung zu finden. Er verbreitet sich über alle möglichen Arten dieser Plagegeister der Menschheit, indem er ihre Entstehung auf die natürlichen Ursachen zurückführt und ihr wirkliches Erschauen von der eigenthümlichen Beschaffenheit und den Täuschungen des Sehorgans, der mehr oder minder phantastischen Einbildungskraft, wie der größeren Reizbarkeit eines krankhaften Organismus abhängig macht. Keineswegs erklärt er demnach jeden Gespensterseher für verrückt oder beschränkt, sondern dadurch, daß er das Wesen und die Natur der Gespenster wissenschaftlich untersucht und zerlegt, weiß er die Furcht vor denselben wirkungslos zu machen. Die tiefe Gründlichkeit bei der Behandlung des schwierigen Themas, so wie die populäre Darstellungsweise des Verfassers machen das Buch zu einer überaus belehrenden und interessanten Lektüre, der wir nur eine recht weite Verbreitung wünschen können.

## Mannigfaltiges.

(Oeltinte.) Ein der Pariser Stempelfarbe ganz ähnliches Produkt soll man durch Vermischen von 2 Theilen Berlinerblau und 3 Theilen Kienruß erhalten. Dieses Gemenge wird sodann mit so viel Ochsenklauenöl abgerieben, daß man eine etwas schwer flüssige schwarze Masse erhält, welche man leicht mit einem kleinen Pinsel auf das Tuch auftragen kann, welches zum Schwärzen des Stempels dient. Statt des Klauenfettes kann auch Olivenöl oder dgl. verwendet werden; das Klauenfett hat vor diesem nur den Vorzug, daß es nicht ranzig wird; die vorräthige fertige Tinte wird durch die Zeit wenig verändert.

(Strafe für Verfälschung der Nahrungsmittel.) Im Jahre 1580 hatte ein Bäcker zu Frankfurt a. M. sein Mehl mit Sand vermischt. Zur Strafe dafür mußte er ein Malter zu Brod verbacken und es in dem Polizeigefängnisse verzehren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Sonntag, 24. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Wie sonderbar, daß der Vater heute das Geld nicht nahm!“ flüsterte Eola Zerny zu.

„Ja, sonst nehmen sie doch Alle, was sie nur immer bekommen können,“ meinte die Andere. „Ich werde heute nicht klug daraus.“

„Hörtest Du, was die Tante sagte? War es nicht drollig?“

„Ja, aber sie ist heute wieder mit dem Onkel im Zank, und dann weiß sie nie, was sie spricht.“

„Ja, das ist wahr; aber drollig war's doch.“

„Zum Mittagessen!“ rief die Großmutter und die kleinen Zungen waren für eine Weile wenigstens zum Schweigen gebracht.

8.

Die nächste Woche fand die beiden kleinen Mädchen mit ihren Angehörigen auf dem Jahrmarkt in Croydon.

Das schlechte Wetter machte einen Strich durch manche Rechnung, war aber auch die Ursache, daß Zerny und Eola nicht so oft zum Seiltanzen angetrieben wurden und sich größerer Freiheit als sonst erfreuen konnten.

Sie durften sich mit andern Kindern des Ortes in den Straßen und Alleen herumtummeln und wenn sie müde waren, die Ruhe ihres ärmlichen Lagers aufsuchen.

Wie einst ihre Mutter, als man sie schlafend glaubte, aus einem ähnlichen Versteck eine Unterredung belauschte, welche ihr ferneres, kurzes Dasein verhängnißvoll beeinflußte, so war es nun des verwaisten Zigeunerkindes, der lieblichen blonden Eola Geschick, Worte zu hören, welche ihrem harmlosen Sinn die Reife fast des Weibes verliehen.

„Ich hoffe, die Kinder werden uns, wenn nur das Wetter sich bessert, eine gute Einnahme bringen,“ sprach Ralph's tiefe, gedämpfte Stimme.

„Das hoffe ich auch,“ entgegnete Linda. „Dank dem Goldregen, der ihnen neulich widerfuhr, können wir sie prächtig kleiden und ein blitzender Anzug ist überall die Hauptsache.“

„Es war doch sonderbar, daß sie dem Eswald begegnen mußten,“ fuhr Ralph wie nachsinnend fort, „und ich konnte mich kaum bezwingen, als ich sah, wie des Schurken Vetter so freundlich mit Eola war.“

Die vermeintliche Schläferin hinter dem Vorhang in der Zeltecke öffnete ihre wachen Augen immer weiter.

„Die kleine Närrin dachte sicher nicht, wer er war,“ sagte Linda, „und ich möchte wissen, wie ihr wohl zu Sinn sein würde, wenn sie erführe, daß der feingeputzte Lord mit dem gekräuselten Schnurrbart, den Brillanten an den Fingern und dem duftenden Schnupftuch, ihr Vater sei!“

„Du meine Güte!“ dachte Eola, „was kann sie meinen?“

„Wirst Du ihr je sagen, Ralph, wer ihr wirklicher Vater ist?“ sprach Linda weiter.

„Wie, — und das arme kleine Ding antreiben, daß sie zu ihm geht und es ihm sagt und wie ein Hund mit dem Fuße von ihm fortgestoßen wird? Nein, — nimmer! Ich liebte ihre Mutter zu sehr, um das Kind elend zu machen.“

„Aber sie wird Dir's doch nicht besser lohnen, als ihre Mutter. Es liegt im Blute. Sie ist außer sich vor Vergnügen, wenn ein vornehmer Herr sie ansieht, sobald aber Einer von unseren Leuten ihr die Wange streichelt, fährt sie beleidigt auf wie eine Prinzessin.“

„Weil sie zu rauh mit ihr umgehen. Sie ist ein zartes Geschöpf, obschon nicht so hübsch, als ihre Mutter war. Ich kann sie deßhalb auch nicht

Digitized by Google

so lieben, wie ich gern möchte; sie gleicht dem Schurken, der mich elend gemacht."

„Nun, wie dem sei," meinte Linda, „so bin ich doch froh, daß Du sie aufgezogen, denn sie ist ein wahres Kleinod von Tänzerin und paßt vortrefflich zu Zerny. Wenn sie nur nicht ihrer Mutter nachartet."

„Nun, laß' die Todte in Frieden. Ich weiß überhaupt nicht, warum Du immer in dem Tone sprechen mußt; es bringt mich auf, ich sagte Dir's schon mehr als einmal."

„Dich bringt Alles auf, Ralph; und mit alledem wirst Du noch einmal mit dem Hitzkopf in eine Schlinge gerathen. Welcher Einfall war's von Dir, den seinen Lord erschießen zu wollen. Du mußt ganz verrückt gewesen sein!"

„Ich wollte, ich hätte es gethan. Meine rechte Hand gebe ich für eine zweite Gelegenheit zur Rache!"

„Rache! bah! Um solcher Kleinigkeit willen brächte ich meinen Hals nicht in Gefahr. Aber, Ralph, Eola wird es doch eines Tages entdecken, daß Du nicht ihr Vater bist. Erst letzte Woche zankte sie sich mit Dich's Kindern und der Junge rief ihr zu, sie sei doch nur ein Bastard, wie stolz sie sich auch geberden möge."

„That er das? Nun, bei meinem Leben, das will ich ihm gedenken, sobald ich ihn sehe."

„Das ist Alles umsonst; es kommt doch an den Tag."

„Nicht, wenn ich es verhüten kann. Wenn es aber je geschehen muß, so werde ich es selbst dem Kinde sagen. Aber jetzt fort und zur Ruhe, wenn ich sie finden kann."

Diese Nacht schlief Eola nicht, obgleich sie sich nicht regte, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ihr kleiner Kopf faßte kaum die Fülle neuer, durch Ralph's und Linda's Zwiesprach hervorgerufener Gedanken; sie hatte vollauf zu thun, darüber zu brüten und sie zu ordnen.

Zuerst kam die bewältigende Gewißheit, daß sie, das kleine Zigeunermädchen, das wandernde Kind der Jahrmärkte und Schaubuden, nicht Ralph's Tochter, sondern die eines vornehmen Edelmannes sei. Diesen stolzen Gedanken folgte die demüthigende Vorstellung von etwas Schmachvollem, das damit verbunden sei und dem durch den Vorwurf, daß sie ein Bastard, Ausdruck gegeben war.

Und dann ihre todte Mutter! Darin lag das Hauptgeheimniß. Was konnten ihrer Mutter Verbrechen gewesen sein, daß Linda so erbittert über sie sprechen mußte? Und Ralph so erbittert über Lord Eswald? Was hatte dieser gethan und was die Verstorbene? Und warum sollte Lord Eswald sich weigern, sie als sein Kind anzuerkennen?

So fügte der schnell reifende Sinn des Kindes Glied an Glied in der Kette bitterer Ueberzeugung.

„Ja, ich sehe wie es ist," dachte Eola weiter; „Ralph sagte, daß er sie geliebt. Wenn sie des vornehmen Mannes Frau war, so war es unrecht von ihm und wenn sie Ralph wieder liebte, so sündigte sie ebenfalls und der Lord schickte sie fort, unter den Zigeunern zu sterben. Er muß mich hassen, weil ich zu ihr gehörte und es ist ihm gewiß ganz gleichgiltig, ob ich noch lebe oder nicht; es könnte wohl sein, daß er mich fortjagte, wenn ich zu ihm käme und sagte ihm, ich sei sein Kind. Wie schrecklich! Er ist doch recht hartherzig und dennoch — ist er mein Vater!"

Ihre Gedanken wurden immer trüber. Das Bewußtsein der Schmach, welche auf die eine oder andere Art mit ihrem Dasein verbunden war, drang wie ein scharfes Eisen in ihre Seele und das stolze Gefühl, das sich einen Augenblick ihrer bemächtigt hatte, als sie vernommen, daß sie eines Lords Tochter sei, wandelte sich zu der demüthigenden Ueberzeugung, daß sie darum nur noch mehr zu den Ausgestoßenen zähle.

## 9.

Der nächste Tag war abermals verhängnißvoll für Eola.

Das Wetter hatte sich aufgehellt und beide Kinder waren für die Nachmittagsvorstellung angekleidet.

Eola sah entzückend aus in ihrem kurzen, weitgebauschten Röckchen von rosa Gaze, ihre sonnig schimmernden Locken von einem glänzenden Reif zusammengehalten.

Die dunkle Zerny, im Kostüm eines Knaben, Grün und Gold, bildete einen nicht minder anziehenden Gegensatz zu ihrer sanfteren Gefährtin.

Die Kinder hatten zuerst einige Scenen auf dem Seil auszuführen und dann auf der Bühne einen spanischen Tanz zum Besten zu geben, bei welchem sie sich so sehr des Beifalls der Zuschauer zu erfreuen hatten, daß die Letzteren, ohne Rücksicht auf die zunehmende Ermüdung der kleinen Künstlerinnen, immer und immer eine Wiederholung verlangten.

Die Folge davon war, daß Eola und Zerny bei der nur ein paar Stunden später stattfindenden Abendvorstellung gänzlich außer Stande waren, ihre Aufgabe mit der gewohnten Virtuosität auszuführen und daß diesmal die Versammlung, anstatt in einen Beifallssturm, mit rohem Wankelmuth,

der keine Nachsicht kannte, in lautes Zischen und Pfeifen ausbrach.

Demüthigend wie diese Mißfallensäußerung für die armen Mädchen war, fürchteten sie doch noch weit mehr die Züchtigung, welche ihrer von Linda's Hand wartete und welche, wie sie aus Erfahrung wußten, desto unbarmherziger ausfiel, je länger sie sich derselben zu entziehen suchten. Sie krochen deßhalb widerstandlos in eine Ecke ihres traurigen Zeltobdaches und erwarteten geduldig ihr Schicksal.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Unter Thränen schaute die Frau zu Waldner auf und sprach so fest, als es das Weinen, die Aufregung ihrer Stimme nur gestattete: „Ja, Waldner, ich glaube an Dich, an Deine Unschuld! Doch —" fügte sie hinzu, indem sie das Haupt schüttelte — „wage ich nicht mehr, auf ein Glück, auf schönere, bessere Zeiten zu hoffen! Dieser Schlag ist zu hart: er wird Dich und mich, uns Alle vernichten. Du hast Dich selbst ins Unglück geredet. Hättest Du nichts mehr von dem unglückseligen Brief gesprochen, so wäre die Sache, wie so manche andere, im Strome der Zeit verschwunden — untergegangen. Der Briefträger, der da leugnet, den Brief wieder zurück erhalten zu haben, kann keines Andern überführt werden und die Unterschlagung des Schriftstückes mit dem Gelde bleibt auf Dir, auf Deinen armen Kindern für ewige Zeiten haften. Man wird Dich von uns reißen für lange, lange Zeit! — O Gott! o Gott! was soll dann aus uns werden, aus mir und aus den Kleinen?!"

Ein neues Schluchzen unterbrach ihre Worte, in das die Kinder, die aus den Reden der Mutter nunmehr ahnten und hörten, daß der Vater sie verlassen würde, laut und herzzerreißend miteinstimmten, indem sie sich zugleich fest an ihn klammerten.

Dem Gerichtsdiener, der bis jetzt stille in der Ecke gestanden, mußten wohl auch die Thränen in die Augen getreten sein. Er fuhr sich unbemerkt einige Male über das Gesicht, dann arbeitete er sich sachte nach der Thüre hin, und für diesmal seine Pflicht vergessend, stahl er sich leise und unbemerkt aus der Zelle.

„Du gehst nicht fort von uns, Vater! Du kommst mit uns und der Mutter nach Hause!" so stammelte der kleine Knabe, indem er fast konvulsivisch den Hals des Vaters umfaßte.

„Sei ruhig, mein Söhnchen! ich komme bald wieder zu Euch, dann bringe ich das Osterhäschen und schöne bunte Eier mit. Aber hübsch ruhig und artig mußt Du sein, der guten Mutter keinen Kummer machen. Nicht wahr, das versprichst Du mir?"

„Ach ja, Vater! ich will schon ganz artig sein, aber Du mußt mit kommen," antwortete der Kleine.

„Es ist Zeit," sagte Waldner jetzt gefaßt zu seiner Frau. „Geh' mit den Kindern nach Hause. Ihr macht mir sonst das Herz zu schwer und ich habe Muth und Kraft nothwendig. Deine Gegenwart, die Küsse meiner lieben Kleinen haben mich gestärkt und ich werde ruhig ertragen können, was der Himmel über mich verhängt. Er wird es wohl nicht zu schwer machen und sicher zur rechten Zeit mit seiner Hilfe bereit sein. Dies bedenke, beherzige, gutes Weib, und darum nochmals, Muth und Vertrauen!"

Frau Waldner hatte sich erhoben, und indem sie ihren Mann fest und lange umhalste, barg sie ihr weinendes Antlitz an seiner Brust.

„Muth! Fassung, Weib!" flüsterte dieser ihr zu, sie sanft auf die Stirne küssend. „Denk' an die Kinder und mache uns alle den Abschied nicht gar so schwer!"

Noch einige Augenblicke verharrte die arme Frau in der frühern Stellung, dann aber hatte auch sie sich so viel als möglich gefaßt. Sie erhob das Haupt und einen herzlichen Kuß auf die Lippen ihres Gatten drückend, ihm mit inniger Liebe in die treuen Augen schauend, erwiederte sie leise: „Ja, Du hast recht! Ich will gefaßt und ruhig sein um — der Kinder willen. Der Herr kann uns nicht so tief, so furchtbar tief sinken lassen. Er wird uns schon zur rechten Zeit beistehen und helfen!"

„So recht, mein gutes, braves Weib! Und nun lebt wohl, lebt Alle wohl!" sprach Waldner, sie sanft an sich drückend. Hierauf hob er die beiden Kleinen zu sich empor, um sie zum Abschied noch einmal herzlich zu küssen. Mit dem Mädchen, welches leise fortweinte, gelang ihm dieses, doch der Knabe wollte nicht vom Halse des Vaters lassen. „Du mußt mit uns gehen, Vater," jammerte er, „fort aus diesem häßlichen dunklen Zimmer mit den kleinen Gitterfensterchen. — Ich will es, Du darfst nicht hier bleiben!"

Fast mit Gewalt mußte sich Waldner des Knaben entledigen. Dann ging er selbst zur Thüre der Zelle, öffnete sie und während er seine arme Frau

hinausgeleitete, versuchte er, den lautweinenden Knaben zu trösten und zum Stillsein zu bewegen. Doch vergebens! Das Kind wollte sich nicht beruhigen lassen. Nachdem sich die eisenbeschlagene Thüre hinter den Seinigen geschlossen, hörte er die Stimme des Jammernden noch lange draußen auf dem Gange. Sie weckte ein Echo in dem Herzen des armen Mannes und laut weinend und schluchzend warf er sich auf sein ärmliches, hartes Lager.

Frau Waldner langte endlich in ihrer Wohnung an. Doch das Leid des Tages sollte sein Ende noch nicht erreicht haben. Ein Schreiben von Waldner's Principal war angekommen. Auf Alles gefaßt, öffnete sie es. Doch der Inhalt, obschon er ihr Elend zu vollenden drohte, entpreßte ihr keine Thränen mehr. Das Schlimmste und Herbste hatte ihr Herz ja soeben schon erfahren und durchgemacht! — Der Kaufherr, der ehemalige Jugendfreund Waldner's, schrieb ihrem Manne durch Herrn Meermann, daß er unter obwaltenden Umständen sich leider genöthigt sehe, das bestandene Verhältniß zwischen ihm und Waldner hiermit zu lösen. Die bereits empfangenen Vorlagen auf dessen Gehalt wolle er jedoch in Betracht der traurigen Lage der Familie als getilgt betrachten!

So handelte ein Freund an den Armen!

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Dreizehn bei Tische werden von Manchem als eine Unglückszahl angesehen. Bei einer Gelegenheit dieser Art bemerkte Jemand: „Es gibt allerdings einen Fall, wo es ein Unglück ist, wenn Dreizehn bei Tische sitzen." — „Was ist das für ein Fall?" fragten seine Tischgenossen. — „Wenn blos für 12 gekocht worden ist."

## Logogryph.

Ein Fischchen blieb an einer Angel hangen;
Bald ward ich selbst in einem Netz gefangen:
Weg war mein Herz, dahin war meine Ruh.
Man zog das Netz nicht zu, nein! es ward aufgeschlagen —
Ich soll den Fisch, ich soll das Netz dir sagen?
Setz' nur zu Sieben noch den Achten zu!

Du räthst es nicht? Nimm von den Achten wieder
Drei vorn hinweg, so tönt es süße Lieder,
Nimmst du noch Eins, so sind sie weiß und rund,
Doch zu gewisser Zeit auch gelb, roth oder bunt.

## Zweibrücken.

Somtag den 24. Januar 1864

# Vocal- & Instrumental-Concert

im

**Casino-Saale**

gegeben von

**JOSEPH HESS**

mit seinen Söhnen und unter gefälliger Mitwirkung hiesiger musikalischen Kräfte.

### PROGRAMM.

#### I. Abtheilung.

1) **Sinfonie**, C dur, von L. van Beethoven.
2) **Grande Fantaisie** über Motive aus der Oper: „Die Stumme von Portici", für die Violine von C. P. Lafont, gespielt von **Rudolph Heß.**
3) **Arie** für Bariton aus dem Oratorium „Elias": „Es ist genug", von Mendelssohn-Bartholdy, gesungen von Hrn. **August Keller.**
4) **Concert** für die Violine von Mendelssohn-Bartholdy, gespielt von **Moriz Heß.**

#### II. Abtheilung.

5) **Scherzo** für Piano-Forte von Chopin, gespielt von Herrn Musikdirektor **Neher.**
6) **Männerchöre:**
   a. „Dem Vaterlande", von Fr. Abt.
   b. „Der Wirthin Töchterlein", von Silcher.
7) **2 Lieder:**
   a. „Die Liebe hat gelogen" } von Fr. Schubert, gesungen von Hrn. **August Keller.**
   b. „Normann's Gesang" }
8) **Variationen** für die Violine über ein Thema von Haydn, gespielt von **Moriz Heß.**

**Anfang 6 Uhr.**

Billets à 30 kr. und für Familien zu 3 Personen à 1 fl. 12 kr. sind in der Wohnung des Concertgebers bei Wittwe Klensch in der Karlsstraße und bei Hrn. Buchbinder Römer zu haben.

An der Kasse à Person 36 kr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Dienstag, 26. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Eola legte ihr lockiges Köpfchen in Zerny's Schooß und weinte leise.

„Ich wollte sie käme, wenn sie mich doch schlagen muß. Ich kann mich dann doch niederlegen, ich bin so müde," schluchzte sie.

„Ich auch," entgegnete das ältere Mädchen, „aber ich möchte lieber die ganze Nacht hier sitzen, als eine Tracht von Mutter's Schlägen bekommen. Ich habe gar keine Eile, sie zu sehen."

„Aber vielleicht, wenn wir sie recht bitten —" meinte die geängstigte Eola.

„Schlägt sie uns doch," lautete die entmuthigende Antwort. „Sie hat es uns versprochen und in dem Falle hält sie immer Wort."

Zerny hatte Recht.

Sobald Linda ihre Geschäfte in der Schaubude beendet hatte, beeilte sie sich, ihre Angelegenheit mit den Kindern in Ordnung zu bringen, das heißt, sie riß sie aus ihrer Ecke, schlug sie, ungeachtet aller Thränen, Bitten und Versprechungen, auf das Unbarmherzigste und schickte sie dann ohne Nachtessen auf ihr elendes Lager.

Dort setzten sie sich auf ihre kleinen, harten Matratzen, bargen die thränenfeuchten Gesichter in die kalten Hände, brüteten über das erlebte Unrecht und nährten ihren kindischen Kummer.

So verging eine halbe Stunde. Düster mußten ihre Gedanken gewesen sein, daß sie die kleinen, so mittheilsamen Zungen in Schweigen banden.

„Warum muß ich all das Elend erdulden?" grollte es in Eola's Herzen. „Sie hat kein Recht mich zu schlagen, denn ich gehöre nicht zu ihr und den Ihrigen. Sie kann Zerny prügeln, denn Zerny ist ihr Kind, aber ich will's nicht länger tragen. Ich will fortlaufen, das will ich. London, so habe ich gehört, ist ein schöner Ort. Ich will nach London gehen. Zerny's Mutter sagt, daß es leicht sei, dort Geld zu verdienen. Dort gebe es Theater, Gärten und derlei Plätze. Man wird Tänzerinnen dabei brauchen und ich will sehen, ob sie mich annehmen. Dann wäre ich frei und Niemand dürfte mich schlagen. Und vielleicht sähe ich meinen Vater in London wieder. Reiche Leute gehen doch gewiß oft nach der großen Stadt. Vielleicht wohnt er dort. Ich möchte ihn wohl wiedersehen. Wenn ich ihm auch nicht sagen soll, daß ich sein Kind bin, so ist mir's doch nicht verboten, ihn zu sehen. Ich weiß doch, ich könnte ihn lieben, wenn er auch hartherzig ist. Und den Vater soll man auch lieben.

„Gut, — ich werde nach London gehen. Aber Zerny muß nichts davon hören, sie möchte es ausplaudern und dann würde ich geprügelt und eingesperrt. Wie ruhig sie ist. Ich glaube sie ist eingeschlafen."

Das Mädchen rückte dichter zu ihrer ältern Gefährtin.

„Zerny," flüsterte sie, „Zerny, schläfst Du?"

„Nein, ich denke nach," war die Antwort.

„Worüber?"

„Ueber Weglaufen."

„Wohin?"

„Nach London."

Eola fuhr auf.

„Nun, wahrhaftig!" rief es in ihr. „Wie seltsam, daß sie an ganz dasselbe denkt, als ich."

Es war in der That ein seltsames Zusammentreffen.

Eola wurde es leichter um's Herz. Zerny wollte ja mit ihr gehen. Obschon sie oft in Streit geriethen, so war ihre Gesellschaft doch immer besser als keine. Sie beugte sich daher ganz dicht zu ihr hin und flüsterte:

„Zerny, ich will auch fortlaufen. Wir gehen zusammen."

Digitized by Google

„Das ist recht, — thu's!“ entgegnete Zerny freudig.

„Aber willst Du wirklich Deine Mutter verlassen?“ fragte Eola.

„Meine Mutter! Ja; warum nicht?“

Armes Kind! Sie konnte wohl sagen: warum nicht? Kein zärtliches Band vereinte ihre Herzen. Sie galt nur für ein schätzbares Erwerbsmittel und Alle betrachteten sie als solches, ausgenommen ihr Onkel Ralph, welcher allein menschlichere Gefühle zu hegen schien. Ihren Vater, welcher im Lande herumzuwandern liebte, kannte sie kaum.

„Wann sollen wir gehen?“ fragte Eola nach einer Weile.

„Die nächste Nacht,“ entgegnete Zerny entschlossen.

„Aber wir müssen Geld haben.“

„Wir müssen und werden haben.“

„Aber wo willst Du es hernehmen?“

„Aus Nunk's Lederbeutel, natürlich.“

„Deine Angehörigen bestehlen?“

„Bestehlen, — einfältiges Ding! Wir haben unsern Antheil verdient, warum sollten wir ihn nicht wieder nehmen?“

„Ich weiß nicht; aber es scheint mir unrecht. Weil Du aber älter bist als ich und daher klüger, so muß ich Dir wohl glauben. Wie aber willst Du es anfangen, zu dem Gelde zu gelangen?“

„Das will ich Dir sagen. Du stellst Dich krank und ohnmächtig, — es ist ganz natürlich bei solcher Behandlung, — und dann hole ich Mutter's Riechsalz. Bei dieser Gelegenheit kann ich den Beutel erwischen. Wir nehmen heraus, was wir brauchen und das Uebrige legen wir unter unser Kissen. Mutter wird's schon finden, wenn sie uns aufwecken kommt.“

„Aber wenn sie selbst mit dem Riechsalz kommt?“

„Nun?“

„Nun, Zerny, ich war noch nie ohnmächtig und weiß nicht, wie mich dabei anstellen. Willst Du nicht lieber ohnmächtig werden und mich das Geld holen lassen?“

Die Wahrheit war, daß Eola weder zu dem Einen noch Andern Lust hatte, weil es ihr unrecht schien und deßhalb Schwierigkeiten machte.

„Nein, nein, Olly,“ entgegnete Zerny in scharfem Tone, „Du bist zu ungeschickt für Das. Du mußt ohnmächtig werden. Ich will Dir's zeigen, wie man's macht.“

Zur nämlichen Stunde in nächster Nacht hatte Zerny ihren Plan, den sie klug ausgedacht, mit großer Gewandtheit und zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit ausgeführt.

Ralph, welcher Eola mehr liebte, als er sich eingestehen mochte, hatte zwar bei der Nachricht von des Kindes Ohnmacht eine gewisse Unruhe empfunden und erklärt, selbst zu ihr gehen zu wollen, allein Zerny hatte dies verhindert, indem sie ihre Meinung äußerte, daß Eola sich nur verstelle und die vornehme Dame spiele.

Als sie mit dem Riechsalz und dem Beutel bei der vermeintlichen Kranken angelangt war, nahm sie aus dem letztern, ohne sich mit Zählen aufzuhalten, eine Handvoll Münze, steckte sie in ein Arbeitssäckchen und befestigte dieses unter ihren Röcken.

Es war ein Uhr Morgens, als die beiden Kinder in ihren rothen Anzügen, welche ein Paar alte warme Shwals bedeckten, sich aus ihrem elenden Schlafraume stahlen und auf den wohlbekannten Wegen von Croydon, das sie immer zur Jahrmarktzeit besucht hatten, die nach London führende Landstraße erreichten. Fort gingen sie, entlang den endlosen, öden Pfad, Hand in Hand, die kleinen Gesichter weiß vor Kälte, ihre Schultern noch schmerzend von den schweren Schlägen, die sie aus ihrem bisherigen Obdach in die Dunkelheit hinausgetrieben.

Stunde um Stunde wanderten sie weiter, bald auf dem feuchten Boden ausruhend, bald mit neuem Muth sich wieder aufraffend, bis sie gegen vier Uhr bei Kennington Gate ankamen.

Die Policemen, welche ihnen in den Straßen der Vorstadt begegneten, sahen erstaunt auf das malerische Kostüm und in die hübschen Gesichter; da aber weder Eines noch das Andere vom Gesetz verboten ist, so ließen sie die Fremdlinge unbehelligt weiter ziehen.

Als die Letzteren Kennington Gate passirt hatten, standen sie, des Weges ungewiß, still.

„Geh' über die Straße und frage den Policeman,“ sagte Zerny zu ihrer jüngeren Gefährtin.

„Welche von diesen Straßen führt nach London?“ fragte Eola schüchtern, ohne die blauen Augen aufzuschlagen.

„Beide, mein Kind,“ entgegnete der Mann freundlich. „Aber was willst Du denn so früh in London?“

Zerny hörte die Frage und sprang über den Weg, um eine ungeschickte Antwort ihrer weniger schlauen Begleiterin zu verhindern.

„Wir sind mit einem Auftrage zu unserer Tante geschickt worden und wir sollen bis zur Frühstückszeit wieder zurück sein. Wir sind aus Brixton.“

„So, — aus welchem Theil von Brixton?“ fragte der Policeman.

Digitized by Google

„Die Retreat," antwortete Zerny ſchnell.

Sie hatte den Namen zufällig gehört, wenn von Brixton die Rede geweſen.

Eola ſah ſtaunend zu ihr auf.

„So, — Ihr geht zu Euerer Tante?" forſchte der Mann weiter. „Ihr müßt doch wiſſen, in welchem Theile von London ſie wohnt? London iſt groß."

Diesmal half Eola mit dem rechten Worte aus.

„Weſtminſter, Sir," ſagte ſie leiſe.

„Ah, dann müßt Ihr dort hinunter gehen," und der Policeman deutete auf Weſtminſter Road.

„Dank, Sir, jetzt können wir nicht mehr irren," ſagte Zerny. „Komm', Olly, es iſt ſpät. Guten Morgen, Sir und nochmals Dank."

(Fortſetzung folgt)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortſetzung.)

### V.

### Verſchiedenartige Freunde.

Wie ein Lauffeuer hatte ſich die Neuigkeit, daß Waldner als der Unterſchlagung des Briefes dringend verdächtig, verhaftet worden, in der Stadt verbreitet. Hierzu hatte die Redſeligkeit des Herrn Buchhalters Meermann natürlich das ihrige redlich beigetragen, ebenſo zu den meiſt harten und vorſchnellen Urtheilen, die über den armen Mann gefällt wurden.

Wer hätte das gedacht! ſo hieß es hier; ein Mann, der, nachdem er in ſeinem Geſchäfte bankerott geworden — wohl nur durch ſeine eigene Schuld! es kann ja nicht anders ſein! — von ſeinem alten Freunde, dem ehrenwerthen Kaufmann X. mitleidig in ſein Komptoir aufgenommen worden — daß dieſer Mann einen ſolchen ſchlechten Streich vollführen könnte!?

Herr X. kann ſich gratuliren, ihn los geworden zu ſein! Wer weiß, was er dort noch mit der Zeit angeſtellt haben würde! — hieß es anderwärts.

Und wieder ſagten die Einen: Unbegreiflich bleibt es doch, wie er noch die Keckheit haben konnte, nach begangener Unterſchlagung ſelbſt die Sache ans Licht, in die Oeffentlichkeit und vor das Gericht zu bringen?!

Das iſt ja eben das Entſetzliche, das Raffinirte ſeines Thuns, daß er ſo die Schuld auf den armen alten Briefträger Meuſel zu ſchieben verſuchte!

Schändlich! abſcheulich! — Wer hätte das gedacht?!

Uebrigens ſoll an ſeiner Frau auch nicht viel ſein.

Die kennt man wenig. Uebles hat man doch noch nicht von ihr gehört. Sie ſoll ſehr zurückgezogen leben.

O, über die — ſagte wieder ein Anderer — habe ich ſchöne Geſchichten vernommen! Eine ſtille, heimliche Verſchwenderin ſoll ſie ſein. Gut eſſen und trinken! den ganzen Tag Kuchen und Kaffee! und dabei keine Ordnung, keine Kenntniß des Hausweſens, keine Achtung vor dem Gelde! Da mußte der arme Mann denn natürlich zu Grunde gehen und ſo tief, zum Dieb herabſinken!

Es iſt entſetzlich, was man nicht Alles erlebt! Wer hätte das von dem Waldner gedacht?!

Er wird wohl ſeiner Strafe nicht entgehen, und hoffentlich bekommt ſeine ſaubere Hälfte auch etwas mit ab! — —

Alſo und ähnlich urtheilten über den ſchwer heimgeſuchten Mann und ſeine arme Frau, bunt durcheinander, Freund und Feind, Bekannte und ihnen fern ſtehende fremde Menſchen. Doch wahrlich am Schlimmſten geberdeten ſich die ſogenannten „guten Freunde!" — Was nützte es nun Waldner, daß, als er früher Jahre lang in der Stadt geweilt, er ein Muſter von Ordnung und Redlichkeit geweſen? Was nützte es ihm, daß er ſich während ſeines jetzigen Aufenthaltes ſo eingezogen und ſtill für ſich als nur möglich verhalten? Daß er faſt kein Wirthshaus beſucht, ſondern nur für ſeine Familie, ſeine Arbeiten gelebt hatte?

Alles, alles dies war vergeſſen und jede Schlechtigkeit traute ihm die Menge, trauten ihm charakterloſe Freunde zu!

Manche, die ihm näher geſtanden, fanden es nicht einmal der Mühe werth, ſeine Wohnung aufzuſuchen, ſich ſelbſt perſönlich nach dem Vorgefallenen zu erkundigen, um ſich ein freies, unparteiiſches Urtheil darüber zu bilden, ihn und ſeine Familie vorkommenden Falls vertheidigen zu können, oder letztere in etwas zu tröſten. Nichts von allem dem geſchah. Von Freund und Feind wurde er geächtet, verdammt.

Die arme kränkliche Frau Waldner empfand dies Alles ſchon am andern Tage im vollſten Maße. Die herzloſen Worte, die ſie beim Bäcker, beim Krämer, wo ſie ihre kleinen Einkäufe machen mußte, zu hören bekam, die rohe, geringſchätzende Behandlung, die ſie dabei ertragen mußte, kündeten ihr ganzes Elend nur zu deutlich an. Dazu kamen noch die zunächſt liegenden ſchweren Sorgen für ihren Lebensunterhalt. Alle diejenigen, welche noch etwas zu fordern hatten, ſtellten ſich ein und bald war das baare Geld ſeinem

Digitized by Google

Ende nah. Was endlich noch an klingender Münze im Hause geblieben, reichte kaum für einige Tage, denn daß man ihr noch für einen Heller Kredit geben würde, darauf durfte die Aermste nicht hoffen.

Dann fühlte sie, daß ihre schwache Gesundheit einen starken Rückschritt gemacht hatte. Mit Schrecken und Entsetzen bemerkte sie, daß ihr armes kleines Kindchen unter schwachen krampfhaften Anstrengungen vergebens versuchte, die gewohnte Nahrung von der Mutterbrust zu erhalten. Diese schien versiegt und somit die eigentliche Lebensquelle für das arme kleine Wesen, an das ihr Mutterherz mit so heißer Liebe, mit den festesten Banden gekettet war, an dem, sie fühlte es deutlich, ihr eigenes Leben hing. O, wer schildert den Jammer, der die arme Frau erfüllte, als sie so dasaß, einsam, von Allen verlassen, auf ihrer Stube allein mit ihren weinenden Kleinen, mit ihrem Gram, ohne Freunde, ohne Trost, ohne die geringste Aussicht auf eine Hilfe, auf eine bessere Zukunft! Nacht war es in ihr, Nacht um sie und nur einen Gedanken vermochte sie zu fassen — der Tod! — Sterben zusammen mit ihren armen Kindern!

Doch der alte treue Spruch sollte sich auch hier wieder bewahrheiten: „Wo die Noth am größten, da ist die Hilfe am nächsten!

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Haushaltungen und Oekonomien pflegen sich in der Regel weniger mit Büchern zu befassen. Das kann uns aber nicht abhalten, denselben zu ihrem eigenen Nutzen zwei kleine billige Schriften zu nennen, die in Haus- und Landwirthschaft der Beachtung verdienen; denn auch sie fördern das Gedeihen, das Erhalten und Beides muß ja doch, hier wie dort, stets Hauptaugenmerk sein. Wir geben von beiden gemeinnützigen Schriften nachstehend die Titel und lassen sie allen Hausfrauen und Landwirthen bestens empfohlen sein:

1) **Der Fleckenreiniger oder praktischer Unterricht über das Reinigen aller Arten Zeuge von Flecken, ohne Nachtheil der Farben und des Gewebes; nebst Anweisung, alle veränderten sowie die völlig zerstörten Farben auf Zeugen nach den Regeln der Farbekunst wieder herzustellen. 5. Auflage. 7½ Sgr.**
2) **Der untrügliche Maulwurffänger oder die Kunst, Maulwürfe auf eine völlig zuverlässige und sichere Weise zu fangen. Nebst einem Anhange verschiedener anderer Mittel zu deren Vertilgung. Mit Abbildungen. 7. Auflage. 10 Sgr.**

## Mannigfaltiges.

(Eine Ohrfeige.) Ein junger Mann wurde angeklagt, einem andern eine faftige Ohrfeige gegeben zu haben. Vom Richter befragt um die Ursache dieser Beschimpfung, erwiederte er: „Herr Richter, wir Beide saßen im Wirthshause beisammen. Wegen einer unschuldigen Aeußerung wurde mein Ankläger so erbittert, daß er anfing, über mich zu schimpfen und nannte mich einen Lumpen. Ich schwieg und steckte es ein. Er nannte mich einen schlechten Kerl, einen Schuft. Ich schwieg wieder. Nun nannte er mich gar einen Bismark. Da konnte ich mir aber nicht mehr helfen und versetzte ihm eine Ohrfeige aus dem Salz." Richter: „Dann haben Sie Recht gehabt. Sie sind frei."

Ein Vater geht mit seinem Söhnchen spazieren und begegnet einem Manne mit einem Höcker. Das Söhnchen fragt den Vater, was der Mann auf dem Buckel habe, worauf ihm die Antwort wird: er sei eben buckelig. Andern Tages geht das Söhnchen wieder mit seinem Vater spazieren und sieht einen Mann vor seiner Thüre stehen, dem Gott Speise und Trank reichlich gesegnet hat, so daß sein rundes Bäuchlein einen weit hervorragenden Theil seines Leibes bildet. „Vater," sagt der Knabe, „ist der Mann dort leiblich?"

Nicht was man ißt, sondern was man verdaut, macht stark! Nicht was man gewinnt, sondern was man erspart, macht reich! Nicht was man liest, sondern was man im Gedächtniß behält, macht gelehrt! Nicht was man glaubt, sondern wie man handelt, macht rechtschaffen! Würden die Leute hübsch darauf achten, so würde es keine Vielfraße, keine Verschwender, keine Bücherwürmer und keine Heuchler geben.

Auflösung des Logogryphs in № 11:
Schleie, Schleier, Leier, Eier.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Freitag, 29. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Befürchtend, daß noch weitere Fragen an sie gerichtet werden möchten, ergriff Zerny Eola's Hand und zog sie auf der angegebenen Straße von dannen.

Dies Beginnen, welches anfänglich eine Maßregel der Vorsicht war, wurde bald eine Nothwendigkeit, denn Eola, schwächlicher als Zerny, fühlte sich aus Hunger und Müdigkeit schon in der nächsten Viertelstunde außer Stande, weiterzugehen.

„O, Zerny," bat sie, „laß uns jetzt ausruhen! Sieh den schönen Fluß und die großen Häuser und diese Brücke, es muß London sein."

„Ja, ja," entgegnete die Andere, „aber nur ein Theil davon. Ich habe Leute sagen hören, daß das eigentliche London auf der andern Seite des Wassers liegt. Sieh hinüber, — jene Häuser und die riesige Kirche! Komm' nur noch bis über die Brücke und dann wollen wir ausruhen."

Wie sehr jedoch die muthige Zerny auch bitten, überreden und antreiben mochte, sie brachte Eola nicht weiter, als bis an den Fuß von Westminster Bridge. Dort setzte sich das Kind erschöpft auf den Steinstufen nieder.

Es war ein glückliches Ereigniß für sie, daß in diesem Augenblick eine jener wandelnden Maschinen, — halb Karren, halb Büffet, — welche Handwerker und Taglöhner mit zubereitetem, warmen Frühstück versehen und schon mit dem Morgengrauen ihre Runde beginnen, in ihre Nähe kam.

Zerny suchte in ihrer Tasche nach einem Sixpence und erhielt dafür für sich und ihre Gefährtin warmen Kaffee und Butterbrod, Beides in viel besserer Qualität, als sie es unter den Zigeunern gewöhnt gewesen waren.

Nachdem das Bedürfniß des Hungers gestillt war, überschritten die beiden Mädchen, ihrer Müdigkeit nicht weiter gedenkend, Westminster Bridge und auf's Gerathewohl die nächste große Straße einschlagend, setzten sie ihren Weg bis Charing Croß, den Strand und Fleet-Street fort.

Wir wollen nicht versuchen, ihr kindliches Entzücken, ihre lebhafte Neugierde, ihr maßloses Erstaunen zu beschreiben, als immer neue Bilder des ewig wechselnden Getriebes der Straßen London's sich ihren Blicken darboten.

Wir wollen nur noch berichten, wie die große Glocke der St. Paul's Kathedrale gerade neun Uhr schlug, als sie fast erschreckt an dem ungeheueren Bau hinaufschauten.

Sie setzten sich, abermals von Müdigkeit übermannt, auf die breiten Treppenstufen des Domes nieder und betrachteten mit gleichgiltiger werdendem Auge die Vorübergehenden und die ohne Unterbrechung vorbeirasselnden Omnibusse.

„Ich bin so schläfrig! Welch' große Wagen das sind!" murmelte Eola, zwischen Erschöpfung und Neugierde kämpfend.

Aber schon in der nächsten Sekunde siegte die erstere. Der kleine, blonde Kopf sank seitwärts auf eine höhere Stufe, die blauen Augen schlossen sich, des armen, verlassenen Kindes Seele entschwebte für eine glückliche Stunde in's Land der Träume; und während ihren zarten Gliedern der harte Stein als Lagerstätte diente, hielt ihr der Gott des Schlafes das Bild ihres hochgebornen Vaters vor, der auf weichen Kissen, hinter seidenen Vorhängen, die behagliche, gesicherte Ruhe des Reichthums genoß.

10.

Unsere Leser mögen uns wiederum erlauben, einen längern Zeitraum zu übergehen, — diesmal von drei Jahren.

In einem schönen Zimmer seines Stadtwohnsitzes in B*** Square sitzt Lord Percy Eswald bei seinem einsamen, späten Mittagessen.

Er ist nicht mehr der Mann von vor sechzehn Jahren. Thorheit und Modeleben haben, seit der frostigen Novembernacht, in welcher wir ihn zuerst in diese Erzählung einführten, eine große Veränderung in seinem Ansehen bewirkt. Allerdings ist er immer noch hübsch und möchte mancher verderbten Geschmacksrichtung jetzt noch anziehender erscheinen, als in den Tagen seiner frischen, kräftigen Jugend; aber Ausschweifung hat das einst so klare Auge wie mit Nebeln umschleiert und die einst vollgerundete Wange, obschon mit dunkelm Bartwuchs dicht bedeckt, ist jetzt eingefallen und farblos. Nächte wilder Zerstreuungen und Tage voll Unbehagen und Ruhelosigkeit, zogen ihrerseits über die breite, weiße Stirn manche Linie, die eher dem Fünfziger, als dem Manne von Siebenunddreißig hätte angehören sollen.

Dennoch ist Lord Eswald immer noch ein schönes Muster seiner Standesklasse; und der eigenthümliche Zauber, den er von jeher besessen, ist ihm auch jetzt nicht untreu geworden.

Nachdem er sein Mahl beendet, stand er auf und begab sich mit müdem Schritt in sein Ankleidezimmer. Sein Kammerdiener erwartete ihn dort.

„Nun, Miller," sagte der Edelmann und ließ sich auf weiche Kissen niederfallen, „ich glaube wirklich, es ist Zeit, sich für dies neue Vorhaben anzukleiden. Ist sonst Alles bereit?"

„Ja, mein Lord," entgegnete der Diener, „alles Nöthige ist in Lord Sackville's Zimmern in Bereitschaft."

„Ich denke, wir brauchen nicht zu befürchten, daß er uns überrascht, ehe Alles vorüber ist. Was denkst Du? Es wäre verteufelt, wenn er käme!"

„Allerdings, mein Lord; aber ich denke, es ist nicht wahrscheinlich."

„Wer weiß. Sackville ist nicht wählerisch in seinen Späßen. Er möchte es für einen Hauptwitz halten, sich die Geschichte anzusehen."

„Aber sein Kammerdiener sagte mir heute früh, daß er für den Abend einer Whistparthie bei Sir Sidney Morphal anwohnen müsse und schwerlich vor Tagesanbruch nach Hause kommen werde."

„Ah, das ändert die Sache; aber ich wollte doch, ich wäre nicht genöthigt, eines Andern Wohnung für solche lichtscheue Angelegenheiten zu borgen. Ich denke wirklich in allem Ernst daran, eine Zimmerreihe im Albany zu miethen. Verdammt seien diese großen, schwerfälligen Häuser! Wenn man irgend Etwas in aller Ordnung ausführen will, sind Junggesellenzimmer das Beste; eh, Miller?"

„Sie sind sehr bequem, mein Lord, obschon nicht so geräumig."

„Verdammte Geräumigkeit! Von welchem Nutzen ist denn in aller Welt dies ungeheuere elende Gebäude für einen ledigen Mann? Er kann darin nicht thun, was ihm beliebt. Ich glaube, die alte Närrin, Mrs. Hardy, dies vorsündfluthliche Inventarienstück der Familie, würde völlig den Verstand verlieren, wenn mit ihrem Wissen ein weibliches Gesicht sich hier blicken ließe. Sie ist die Schlimmste von allen alten Haushälterinnen. Mein hochachtbarer seliger Herr Papa hätte auch etwas Besseres thun können, als mir die Verpflichtung aufzuerlegen, die dürre Hexe als Wächterin meiner Moralität mit hundert Pfund per Jahr lebenslang im Dienst zu behalten."

„Der selige Lord war doch sonst nicht übermäßig geneigt, Wohlthaten zu üben, oder Moralität zu ermuthigen," schaltete Miller ein.

„Ganz recht, Miller; aber wer weiß, — sie war vielleicht einmal hübsch und nicht immer so streng —"

Der Edelmann und sein Vertrauter tauschten ein Lächeln. Dann versank der Erstere in Nachdenken und der Letztere beschäftigte sich mit dienstlichen Obliegenheiten.

Plötzlich brach Lord Eswald das Schweigen.

„Ich bin ganz entschlossen, Miller, Zimmer im Albany zu nehmen. Nro. 14 ist eine Reihe frei."

„Und dies Haus aufgeben, mein Lord?

„Wie kann ich das? Jetzt gerade brauche ich es. Wenn ich heirathe, brauche ich eine Stadtwohnung für die hochgeborne Lady Eswald, wer sie auch sein möge und es wäre Thorheit, gerade während ich daran denke, in den heiligen Ehestand zu treten, dies Haus aufzugeben."

Der Diener lächelte.

Seit fünfzehn Jahren hatte sein Gebieter davon gesprochen, in den „heiligen Stand" zu treten, ohne es zu thun. Vom Tage seiner Mündigkeit ab war das prächtige Haus in London lediglich für die künftige Lady Eswald in Stand erhalten worden.

Ihm selbst nützte es wenig, denn Seine Lordschaft pflegte vom Morgen bis zur Dämmerung und von der Dämmerung bis zum Morgen abwesend zu sein. Sein Klubb, das Kasino, Haymarket und Oper, Spielparthieen und Trinkgelage im Albany, nahmen seine ganze Zeit, wenn er in London war, in Anspruch.

Aber ungeachtet seines Wunsches, eine ebenbürtige Lady Eswald in die Welt zu führen, verschob er es, aus allerlei Gründen, mit besonderer Scheu von Jahr zu Jahr.

(Fortsetzung folgt.)

# Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Während der große Hause und die sogenannten „guten Freunde" die so schwer heimgesuchte Familie Waldner vorschnell und herzlos verdammten, sich von ihr wie von Pestkranken abwandten und zurückzogen, gab es unter andern doch noch zwei Leute, von denen man es noch am wenigsten erwarten durfte, die Mitleid mit den Armen fühlten, ihnen noch zur rechten Zeit helfend zur Seite stehen sollten.

Herr Waldheim, der Adressat des verhängnißvollen Briefes, hatte anfänglich mit Staunen und gerechtem Unwillen den Verlauf der Verhandlungen vernommen. Er mußte wohl unter den obwaltenden Umständen an eine Schuld Waldner's glauben. Doch wenn er sich wieder das offene Wesen des Mannes vergegenwärtigte, die Art und Weise, womit dieser ihm am Palmsonntag in der Stadtkirche entgegengekommen war, wenn er daran dachte, wie lebhaft und besorgt er sich geäußert, als er das Nichtanlangen des beschwerten Briefes erfahren, wie ungeduldig er auf Untersuchung gedrungen, so stiegen wiederum Zweifel in ihm auf, daß dieser Mann eine solche That habe begehen können, und trotz den Goldstücken, in deren Besitz sich Waldner befunden, trotz dem guten Zeugniß, welches sein Freund (der Postdirektor) ihm über den alten Meusel gegeben, regte sich doch unwillkürlich ein Argwohn gerade gegen diesen in ihm. Seine Gattin, der er seine Gedanken und Zweifel mittheilte, wurde nach und nach derselben Ansicht, und Beide machten sich endlich sogar Vorwürfe, die Ursache des über Waldner und seine Familie hereingebrochenen Unglücks gewesen zu sein. Waldheim beschloß im Einverständniß mit seiner Frau, sich unter der Hand nach der Familie des Verhafteten zu erkundigen und, im Falle diese wirklich bedrängt und hilflos sei, ihr beizustehen, gleichviel ob der Mann schuldig sei oder nicht. Der kleine alte Rentner machte sich demnach auf und besuchte den Herrn des Hauses, bei dem Waldner zur Miethe wohnte. Dieser hatte ein offenes Geschäft und war allgemein als ein tüchtiger, redlicher Mann bekannt. In einer kurzen Unterhaltung, die der alte Herr mit ihm pflog, erfuhr er denn auch, daß Waldner bis jetzt musterhaft ruhig und ordentlich gelebt, daß die Frau seit dem letzten Wochenbett sehr kränklich sei und mit ihren Kinderchen gewiß Mitleid verdiene. In wie fern Waldner schuldig, seine Frau mitschuldig an dem ihnen zu Last gelegten Verbrechen sei oder sein könne, darüber wagte der vorsichtige Mann sich nicht zu äußern. Richtig sei es, daß er in letzterer Zeit einiges mit Gold bezahlt habe. Er meinte, die Untersuchung würde dies schon an das Licht bringen. Vor der Hand wolle er die Familie in ihrer Wohnung nicht belästigen, besonders da die letzte Miethe zur gehörigen Zeit entrichtet worden wäre. Ihr aber in anderer Hinsicht beizustehen, dazu fühle er weder Beruf noch Neigung. Die ganze Angelegenheit sei so delikater, ja gefährlicher Natur, daß es am besten wäre, sich gar nicht damit zu befassen oder sich in irgend einer Weise hineinzumischen.

Waldheim dankte für die Auskunft, obgleich er sich mit den zuletzt ausgesprochenen Ansichten nicht einverstanden erklärte. Er empfahl sich und stieg dann ohne weiteres die Treppe hinauf, die Familie des Unglücklichen aufzusuchen.

Frau Waldner hatte just das Mittagessen für die Kinder zurechtgemacht. Der Tisch war einfach, doch reinlich gedeckt und mit einer Suppe, Kartoffeln und Brod besetzt. Die Kleinen saßen da und aßen, trotz allem Unglück, mit rechtem Appetit. Die Mutter beschäftigte sich mit dem Säugling. Das arme schwächtiche Kindchen war seit gestern um seine gewohnte Nahrung, die ihm bis jetzt das zarte Leben erhalten, gekommen. Anstatt der Mutterbrust, sorgte sich Frau Waldner ab, ihm eine Mischung von gewöhnlicher Milch mit etwas Zucker beizubringen, gegen welche Kostveränderung das kleine Kind sich jedoch mit aller Gewalt, mit Händen und Füßen strampelnd, und mit der ganzen Kraft seiner kleinen Lungen sträubte. Die Mutter war in Verzweiflung. Weinend, bittend in den zärtlichsten, rührendsten Ausdrücken, beschwor sie das schreiende Kindchen — als ob dieses die Worte, die der Schmerz der Mutter auspreßte, hätte verstehen können — ruhig zu sein, die gute, zubereitete Milch doch zu nehmen. Wohl mag bei solchem Thun ihr Mutterherz voll Verzweiflung gewesen sein, denn von dem Gelingen hing ja das Leben ihres Lieblings ab. Herzzerreißend war ihr leises Bitten, Weinen und Jammern. Dies spürte und fühlte auch Herr Waldheim, der, als auf sein mehrmaliges Klopfen an der Vorderthür keine Aufforderung zum Hereinkommen erfolgt, unbemerkt in die Stube eingetreten war und nun vor der Gruppe stand, und so Zeuge dieser kleinen, doch ergreifenden Familienscene war.

Frau Waldner ließ erschrocken ab von ihren vergeblichen Bemühungen, als sie den fremden Herrn gewahrte. Die Kleinen schauten ihn neugierig an, ohne sich jedoch durch den Besuch von dem eifrigen Vertilgen ihrer goldgelben dampfenden Kartoffeln abhalten zu lassen. Lächelnd schaute der

Digitized by Google

Eingetretene auf die lieben Kleinen, gerührt und recht verlegen auf die Mutter. Diese Verlegenheit wuchs noch mehr, als er seinen Namen nannte und sagte, daß er wie seine Frau es für Pflicht gehalten hätten, nach der Familie des Mannes zu schauen, die durch sie in eine gewiß traurige Lage gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Während die stickstoffreiche Nahrung, insbesondere die Fleischkost, muthige, energische, entschlossene und widerstandskräftige Menschen schafft, sind die von stickstoffarmen, vegetabilischen Substanzen lebenden sanft, aber auch unentschieden und feig. Es bildet sich, um es in einem Vergleich auszudrücken, ein ähnlicher Unterschied aus, wie der in der Thierwelt zwischen Fleischfressern und Pflanzenfressern vorhanden ist, ein Unterschied, der am Naturell des Löwen und des Kaninchens seine Grenze findet. Mit diesen Worten stellt der geniale Statistiker Herr Dr. Engel in Berlin die wichtige Bedeutung der Fleischkonsumtion für Leib und Seele des Menschen ins Licht. Es dürfte nicht uninteressant sein, an der Hand der Statistik die Fleischverzehrung einzelner Völker zu beleuchten. Nach glaubwürdigen Autoritäten konsumirt der Engländer am meisten unter allen Völkern, nämlich jährlich pro Kopf 134 bis 136 Pfund. Daher ist er auch der Löwe unter allen Völkern, besonders unter den asiatischen, welche, wie die Hindus, durch eine fast ausschließliche Pflanzennahrung (Reis) entkräftet sind. In Frankreich kommen jährlich 106 Pfund auf die Bevölkerung, jedoch nur auf die der Städte, da auf dem platten Lande nur 12 Pfund auf den Kopf kommen, ein Resultat, welches die nicht wegzuläugnende allmälige Degeneration der französischen Race erklärt, die sich besonders in der fast ganz fehlenden Zunahme der Bevölkerung ausspricht. Die Bevölkerung Frankreichs würde es schwer empfinden, wenn sie in länger dauernden Kriegen ihre kräftigste Mannschaft in die Schlacht- und Beinhäuser der von ihr so abgöttisch verehrten **gloire** schicken sollte. In der Schweiz verzehrt der Städter 180 Pfund pro Kopf, Städter und Landbewohner zusammengenommen aber nur 44 Pfund. In Preußen ist der Fleischkonsum in den schlachtsteuerpflichtigen Städten 76 Pfund, während der Gesammtdurchschnitt noch nicht die Hälfte erreicht.

In Wien ist es bei den reichen Hausbesitzern Mode geworden, ihre Salons durch Freskogemälde namhafter Meister ausschmücken zu lassen, damit sie, wenn Besuch kommt, sagen können: Sehen Sie, „Das ist von Rahl;“ oder „Das ist ein Kaulbach;“ oder „Das hat Schwind“ gemacht. Das kostet Geld, klingt aber gut. Von einem solchen Kunstenthusiasten erzählt die „Ostdeutsche Post“, daß er einen auswärtigen Maler um Vorlagen bat, und zwar wollte er, da er Vorliebe für Landschaften hatte, für seinen Salon eine Landschaft **al fresco** gemalt haben. Der fremde Meister schickte demzufolge eine Skizze ein, welche eine italienische Landschaft zeigte. Die Zeichnung gefiel dem reichen Herrn sehr wohl. Aber er refusirte trotzdem die Vorlage. Es befanden sich nämlich auf der Skizze, die ein Winzerfest vorstellte, einige reizende Mädchengestalten, Mädchen aus der Campagna, die barfuß durch's Leben gehen. Unser reicher Kaufherr mußte sich nicht wenig vor diesen hübschen Barfüßerinnen entsetzt haben, denn er setzte sich augenblicklich an seinen Schreibtisch und schrieb dem Maler ab mit dem Bemerken, daß er in seinem Salon barfüßige Gestalten nicht dulden könne, auch nicht einmal im Bilde, da er und seine Kreise dies für ganz unschicklich halten müßten. Der Meister möge also entweder für eine anständige Fußbekleidung sorgen, oder eine andere Vorlage einschicken. Der Maler soll beim Erhalten des Briefes aus Wien eine der heitersten Viertelstunden seines Lebens genossen und bald darauf dem reichen Freskoliebhaber in Wien kund und zu wissen gethan haben, er möge fortfahren, die Armen zu bekleiden und Schuhe auszutheilen, ihn selbst aber möge er mit Bechrung fernerer Aufträge gefälligst verschonen.

(Schriftstellerei, Bücher, Gelehrte.) Die Schriftstellerei ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Taglöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft, eine Tugend. Die Vorrede mancher Bücher könnte man Fliegenwedel, die Dedikation Klingelbeutel nennen, manches Buch für ein großes Futteral halten. Viele Gelehrte gleichen den Kanarienvögeln, beide gedeihen nur in der Stube; kommen sie heraus, so wissen sie sich nicht zu helfen. Ein Dichterling nannte seine Schreibfeder die Geburtshelferin des Genies, und, setzte ein Spötter hinzu, die Mutter von Makulatur.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Sonntag, 31. Januar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Es wird mir allerdings schwer, den Gedanken einer Heirath auszuführen," fuhr Lord Eswald fort. „Wie lästig ist es doch, daß ein Mann keine Erben haben kann, ohne eine Frau zu nehmen. Findest Du nicht auch, Miller?"

„Ja, mein Lord; besonders wenn er sich vom Ehestande kein großes Glück verspricht."

„Und einen Erben muß ich haben, das ist gewiß. Aber wie langweilig ist es, an eine einzige Frau gebunden zu sein! Und sie behalten zu müssen, wenn man sie satt hat und sie alt und häßlich geworden! Ich meinestheils, ich denke, daß alle Frauen das Zeitliche segnen sollten, wenn sie zu vier- oder fünfunddreißig Jahren gekommen sind."

„Das denke ich auch, mein Lord."

„Es ist wirklich ganz unbarmherzig von ihnen, länger zu leben. Sie sollten einsichtsvoller sein. Ach! wenn ich die Welt bilden könnte, wie ich wollte, — wie gut würden es die armen Männer haben!"

Und Eswald lachte behaglich bei diesem Gedanken.

„Jetzt klingele nach Ulrich," sagte er dann, während Miller die letzte Hand an seine Toilette legte, „ich will ihm meine Befehle geben."

Der Diener folgte dem Geheiß und einen Augenblick nachher trat ein hübscher, blondlockiger Knabe, von fast kindlichem Aussehen und mädchenhafter Schüchternheit, in's Zimmer.

Er blieb in angemessener Entfernung vor dem Edelmanne stehen und erwartete dessen Befehle.

„Nun, Ulrich, ich will Dir eine wichtige Sache anvertrauen; ich weiß, Du bist verschwiegen und plauderst nicht zu viel mit Mrs. Hardy. Was ich Dir sage, soll ein Geheimniß bleiben."

„Ganz wohl, mein Lord," entgegnete der Knabe mit leiser süßer Stimme.

„Und betrage Dich nicht wie ein Dummkopf."

„Mein Lord!" rief der Page, bis zu den Schläfen erröthend.

Der hochmüthige Edelmann ließ sich nicht herab, von der Beschämung eines Dieners Notiz zu nehmen.

„Du mußt sogleich nach S. gehen," fuhr er fort, „und Sarah sagen, daß ich auf jeden Fall heute Abend eintreffen werde. Du erinnerst Dich des Hauses?"

„Ja, mein Lord; ich begleitete Sie vergangene Woche dorthin."

„Ja, und wohin Du die Tapezierer schicktest. Also frage dort nach Sarah, richte meine Botschaft aus und warte bis auf Weiteres. Nimm einen Mantelsack mit Dir, da Du vielleicht einige Tage bleiben mußt. Natürlich gehst Du mit der Eisenbahn. Hier ist Geld. Nimm einen Flaker. Waterloo Bridge Station, wie Du weißt. So, das ist Alles, was ich Dir zu sagen hatte."

Und Lord Eswald nahm wie zum Ausgehen Hut und Handschuhe.

Etwa zwanzig Minuten später eilte er durch einen einsamen Corridor des Albany, nach den Zimmern des Lord Sackville, eines jungen Adeligen, mit dem er seit einiger Zeit auf vertrautem Fuße gestanden.

Wir wollen vor ihm einen Blick in dieses Zimmer werfen.

Ungefähr eine Viertelstunde vor Eswald's Eintreffen hatten zwei Damen dort Einlaß begehrt und waren von einer ältlichen Dienerin in ein großes, hellerleuchtetes und mit allem Luxus ausgestattetes Gemach geführt worden.

Nachdem die Letztere sich schweigend entfernt hatte, begann eine der Damen Hut und Shawl abzulegen; die Andere dagegen warf sich, ohne nur den ihr Gesicht dicht verhüllenden Schleier zurückzuschlagen,

Digitized by Google

in einen Lehnstuhl und schien sich tiefem Nachsinnen zu überlassen.

Ihre Begleiterin zeigte sich als eine zwar nicht mehr jugendliche, aber doch noch hübsche Frau und konnte in ihrer eleganten Kleidung und Haltung für ein Mitglied der besseren Klassen gelten. Nur lag in ihren Zügen ein Ausdruck, der den schärfern Beobachter abwehren und zu Zweifeln an der Dame Achtbarkeit geneigt machen mochte.

Die Andere dagegen schien der Gestalt und dem Anzuge nach ein junges Mädchen; sie war von mittlerer Größe und schlank gebaut.

„Nun, liebes Kind," sagte die Aeltere, „hören Sie auf zu träumen und legen Sie den häßlichen Schleier ab. Seine Lordschaft wird in wenigen Minuten hier sein und Sie sitzen noch immer unvorbereitet da."

Bei der Nennung des Erwarteten fuhr das Mädchen rasch in die Höhe.

„O," sagte sie mit reiner, melodischer Stimme, „ich vergaß meinen Anzug. Mein Herz ist so voll von wichtigeren Gedanken."

Dennoch legte schon ihre nächste Bewegung Zeugniß ab, daß sie ganz bereit war, das augenblickliche Vergessen aller weiblichen Eitelkeit wieder gut zu machen.

Hastig zog sie die Handschuhe ab, entfernte Mantel und Hut und trat vor einen der deckenhohen Spiegel, um jeder etwaigen Unordnung des reichen Haares abzuhelfen.

Aber welches Antlitz strahlt die schimmernde Spiegelfläche zurück? Wessen dunkle, feurige Augensterne funkeln so stolz dem eigenen schönen Bilde entgegen?

Zerny's!

Ja, Zerny's — des kleinen, unwissenden, verachteten Zigeunermädchens der vorhergehenden Kapitel.

Aber ist es möglich, daß das ungeschulte Kind, welches aus einer Schaubude nach London entlaufen, sich in die elegante junge Dame, die jetzt vor uns steht und die ihr Leben in einer Atmosphäre feiner Bildung und vornehmen Luxus verbracht zu haben scheint, verwandeln konnte?

Sehr möglich. Die oberflächliche Glätte der feineren Welt ist nur zu schnell erlangt, wenn Leidenschaft und Eitelkeit die Lehrmeister sind.

Nachdem sie ihr dunkles, glänzendes Haar und kleidsames Abendgewand geordnet hatte, setzte sich das schöne Mädchen wieder nieder.

„Wie viel Uhr ist es, Mrs. Maurice?" fragte sie und warf einen sehnsuchtsvollen Blick nach der Thür.

Die Dame nannte die Stunde und fügte hinzu:

„Es ist Zeit, er wäre hier. Ich hoffe, er wird vor dem Geistlichen kommen, es möchte sonst sonderbar erscheinen. Aber Sie sehen so erhitzt und aufgeregt aus, Zerlina; Sie müssen sich zu fassen suchen, liebes Kind, Sie könnten krank werden."

„Wie kann ich mich fassen?" entgegnete das Mädchen, während ein noch tieferes Roth ihre hübschen Züge überflog; „Wer könnte in solchem Augenblicke ruhig sein? Wer möchte — ah!"

Die Unterbrechung und der Ausruf waren durch das plötzliche Oeffnen der Thür veranlaßt worden. Lord Eswald trat ein.

Zerny, — oder Zerlina, wie seitdem ihr Name umgewandelt worden, — stand auf, als er sich ihr mit dem Lächeln der Liebe näherte. Der Edelmann aber schloß sie mit einer Zärtlichkeit in seine Arme, die einer reinern Neigung würdig gewesen wäre.

## 11.

„Mein süßes Lieb!" flüsterte Lord Eswald, indem er einen langen, glühenden Kuß auf die rosigen Lippen des jungen Mädchens drückte, welche mit kindlicher Innigkeit in seiner Umarmung weilte. Alles Feuer seiner stürmischen Jugend schien durch die Gegenwart dieses neuen, zauberischen Spielzeuges ihm wiedergegeben zu sein.

Die ältere Dame, welche sich inzwischen taktvoll mit einigen am andern Ende des Zimmers aufgelegten Kupferstichen beschäftigt hatte, trat näher, als der Edelmann, sich ihr mit ausgestreckter Hand zuwendend, zu ihr sagte:

„Wie befinden Sie sich, Mrs. Maurice?"

„Ganz wohl, ich danke, mein Lord," entgegnete sie.

Dann folgte eine verlegene Pause. Ohne Zweifel waren die Drei für einen Zweck zusammengekommen, der sie gleich lebhaft beschäftigte, von welchem jedoch keines sprechen mochte.

Endlich gab Seine Lordschaft, von Zerlina unbeachtet, Mrs. Maurice ein Zeichen.

Diese verschwand sogleich hinter einer Flügelthüre an der einen Seite des Zimmers, welche durch Vorhänge von reichem blauen Damast verborgen war.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Renten- und Unterstützungsverein für Frauen und Mädchen im Königreich Bayern,

gegründet im August 1862 von angesehenen und hochgestellten Männern und Frauen aus den verschiedensten Klassen der Bevölkerung der Residenzstadt München, dürfte unter den Anstalten, welche sich die Heilung, resp. Linderung sozialer Uebelstände als Ziel setzen, einen der ersten Plätze einnehmen.

Sein nächster Zweck ist theils Verbesserung, theils Sicherstellung der materiellen Lage weiblicher Personen, ohne Unterschied des Alters, Standes, Berufes und der Konfessionen, welche, ohne ausreichendes persönliches Vermögen, von zahlreichen Erwerbsquellen der männlichen Personen ausgeschlossen, in ihrer Vereinzelung mit dem besten Willen sich selbst zu helfen nicht im Stande sind und ohne anderweitige Hilfe, von Kummer und Nahrungssorgen gedrückt, oft den härtesten Gang durchs Leben gehen müssen.

Die Mittel, wodurch der Verein diesen seinen Zweck zu erreichen sucht, sind dreierlei: 1. Ertheilung von Jahresrenten; 2. momentane Unterstützungen; 3. Verschaffung von Arbeitsgelegenheit.

## I. Ertheilung von Jahresrenten.

Der Genuß derselben ist natürlich bedingt durch vorausgängige Leistungen der Vereins-Mitglieder. Um die Betheiligung auch den unbemitteltsten Personen zu ermöglichen, sind die Leistungen an den Verein in 5 Klassen gebracht:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| I. | Klasse | zahlt | Jahresbeitrag | 1 | fl. 12 | kr. |
| II. | „ | „ | „ | 2 | „ 24 | „ |
| III. | „ | „ | „ | 3 | „ 36 | „ |
| IV. | „ | „ | „ | 4 | „ 48 | „ |
| V. | „ | „ | „ | 6 | „ — | „ |

Für alle Klassen zusammen 18 fl. — kr.

Den Mitgliedern steht es frei, in einer oder mehreren oder allen Klassen zugleich, oder mehrfach in einer, oder mehreren, oder allen Klassen, jedoch in letzteren Fällen nur in Zwischenräumen von Halbjahr zu Halbjahr, — selbstverständlich mit dem Anspruch auf die entsprechenden Jahresrenten — sich zu betheiligen.

Die Eintrittsgebühr kommt in jeder Klasse dem betreffenden Jahresbeitrage gleich, so daß für das erste Vereinsjahr zu zahlen sind in der

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| I. | Klasse | 2 | fl. 24 | kr., | |
| II. | „ | 4 | „ 48 | „ | |
| III. | „ | 7 | „ 12 | „ | |
| IV. | „ | 9 | „ 36 | „ | |
| V. | „ | 12 | „ — | „ | |

Für alle Klassen 36 fl. — kr.

Die Eintrittsgebühr wird sogleich fällig; für die Jahresbeiträge werden halbjährige, vierteljährige, monatliche Raten bewilligt. Alle Zusendungen an den Verein oder dessen Sachwalter (Agenten) müssen portofrei geschehen.

Mit dem Beitritt zum Verein erwirbt sich das Mitglied die persönliche, unveräußerliche Anwartschaft auf die Gegenleistungen des Vereins, die zuvörderst in Ertheilnng von ständigen Jahresrenten bestehen:

Für die

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| I. | Klasse | beträgt | die Jahresrente | 4 | fl. 48 | kr. |
| II. | „ | „ | „ | 9 | „ 36 | „ |
| III. | „ | „ | „ | 14 | „ 24 | „ |
| IV. | „ | „ | „ | 19 | „ 12 | „ |
| V. | „ | „ | „ | 24 | „ — | „ |

für alle 5 Klassen zusammen 72 fl. — kr.

welche ein Kapital von 1440 fl. zu 5 Proz. repräsentiren.

Jedes Mitglied zahlt seinen Jahresbeitrag bis zum Bezuge der betreffenden Jahresrente. Die mittlere Wartezeit beträgt nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung 10 Jahre. Wer gerade nach 10 Jahren seiner Mitgliedschaft in den Genuß einer Rente gelangt, ist von jeder weiteren Beitragspflicht für dieselbe befreit. Wer früher eine Rente erhält, leistet auf den baaren Bezug derselben so lange Verzicht, bis die 10jährigen Jahresbeiträge mit derselben vollständig gedeckt sind.

Nimmt man demnach an, daß ein in allen fünf Klassen betheiligtes Mitglied nach 10 Jahren seiner Mitgliedschaft in den Genuß einer Rente eintritt, so hat es in den Verein bezahlt $10 \times 18 = 180$ und 18 fl. Eintrittsgeld, zusammen 198 fl. Dafür genießt es für seine übrige Lebensdauer eine ständige Jahresrente von netto 72 fl. Lebt dasselbe nur noch 10 Jahre, so bezieht es für die eingezahlten 198 fl. aus dem Verein 720 fl.

Wollte ein Familienvater, Gatte, Vormünder ꝛc. der Tochter, Frau, dem Mündel eine Jahresrente von 144 fl. sichern, so hätte er demnach ungefähr 10 Jahre lang jährlich 36 fl., also $10 \times 36 = 360$ und 36 fl. Eintrittsgeld, zusammen 396 fl. in den Verein zu zahlen. Genießt ein solches Mitglied nur 10 Jahre lang die Rente, so erhält

Digitized by Google

es für eingelegte 396 fl. aus der Vereinskasse 1440 fl.

Das nämliche Verhältniß zwischen Einlage und Rente findet natürlich in jeder einzelnen Klasse statt.

(Schluß folgt.)

## Literarisches.

Zu den Schriften, welche durch die, erfreulicherweise immer zunehmende Ausbildung der Gewerke hervorgerufen worden sind, gehört auch folgende:

**Elementarer Unterricht über orthographische Projektion, oder das geometrische (Linear-) Zeichnen. Nach einer neuen, gründlichen und leichtfaßlichen Methode vorgetragen und den Bedürfnissen der Ingenieure, Maschinisten, Mechaniker, Baugewerke jeder Art zum Selbststudium angepaßt von W. Binns. 2te vermehrte Auflage, mit 28 Quarttafeln.**

Dieses anerkannt gute Buch hat namentlich den Vorzug, daß es bei dem Leser keine höheren mathematischen Kenntnisse voraussetzt, als er aus einer Elementarschule mitbringt und die man berechtigt ist, bei jedem jungen Gewerbsmann unserer Zeit vorauszusetzen. Es gibt eine vortreffliche Grundlage des geometrischen Zeichnens für den Anfänger und bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes, worin es dem Leser — als Basis alles Maschinen- und Werkzeichnens — einen einfachen, möglichst gedrängten Kursus bietet und demselben dadurch das Verständniß von dergleichen Zeichnungen eröffnet, die ihm theils zur Beurtheilung, theils zur Ausführung vorgelegt werden. Jeder Werkmann wird durch dieses Hilfsmittel in den Stand gesetzt, seine Ideen über irgend einen auszuführenden Gegenstand — und wäre es nur mit einem Stück Kreide auf einem Brette — zu versinnlichen und Anderen dadurch das nöthige Verständniß zu geben.

## Mannigfaltiges.

In diesen Tagen ist in Berlin eine in mancher Beziehung interessante Persönlichkeit, nämlich das Urbild und Original des durch den „Kladderadatsch" berühmten Herrn „Zwickauer" gestorben. Derselbe war ein in der Berliner Geschäftswelt hinlänglich bekannter Banquier, der sich durch allerlei Sonderbarkeiten auszeichnete. Zu seinen eigenthümlichen Gewohnheiten gehörte unter Andern die Verwechslung der ähnlichen Vokale und Diphtongen, sowie der Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch von nicht immer zur rechten Zeit und in der rechten Bedeutung angewendeten Fremdwörter. So fragte er eines Tages einen seiner Gäste, der bei Tisch nicht die gewöhnliche Heiterkeit zeigte: Aber, lieber Freund, wo haben Sie Ihren „Homer" (Humor) gelassen? Bei dem letzten Wettrennen äußerte er, überrascht von der Menge der Zuschauer: „Ich habe mir gar nicht ein so großes „Auditorium" vorgestellt." Natürlich wurden dem Herrn Zwickauer, wie gewöhnlich großen Männern, unzählige Aussprüche zugeschrieben, die er nie gethan. Viele seiner Redensarten sind jedoch in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen und wahrhaft populär geworden, so daß seine Unsterblichkeit gesichert scheint. Im Privatleben wird besonders der Wohlthätigkeitssinn des Verstorbenen von Allen gerühmt, die ihm im Leben näher standen.

## Gemeinnütziges.

In Amerika bereitet man die Schinken auf folgende Weise: Zum Einsalzen nimmt man eine Mischung von vier Theilen Kochsalz mit einem Theile rein gesiebter Holzasche. Mit dieser Mischung wird jeder Schinken 3/4 Zoll hoch bedeckt. Leichtere Schinken bleiben fünf, schwerere sechs bis sieben Wochen in der Salzlacke liegen. Vor dem Räuchern werden sie in lauwarmem Wasser abgewaschen und dann in die sogenannte Fleischfarbe getaucht. Letztere besteht aus feiner Holzasche, welche mit lauwarmem Wasser angemacht wird und dem Fleische einen Ueberzug gibt, der dasselbe gegen die Fliegen schützt und das Abtröpfen des Fettes verhindert.

## Homonyme.

Schmelzend klingt's im Reich der Töne,
Voller bald in dem Gesang;
Faßt der Mater rein das Schöne,
Harmonirt's im Farbenklang;
Willst Etwas du zum Handel bringen,
Mußt du's zuerst als Schluß bedingen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Dienstag. 2. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Lord Eswald nahm seinen Platz auf dem Sopha neben Zerlina.

„Du bebst, Geliebte," sagte er, indem er ihre kleine Hand faßte und mit aufrichtiger Bewunderung in ihre schönen Züge blickte. „Bin ich denn so fürchterlich in Deinen Augen geworden, daß ich Dir Unruhe einflöße?"

„O Percy! — nein," flüsterte das Mädchen mit einem schüchternen Liebesblick auf den bezaubernden Mann. „Wie könnte ich Dich je fürchterlich finden? Ich bebe nicht aus Furcht, sondern, — sondern, — o Percy, ich bin so glücklich!"

Und als wie beschämt über ihr Geständniß, barg sie ihr erröthendes Antlitz an seiner Schulter.

„Meine holde Zerlina," sprach Eswald zärtlich und fuhr liebkosend mit der Hand über ihre klare Stirn, „Du bereust also Deinen Entschluß nicht?"

„Ihn bereuen! O Percy!"

Ein vorwurfsvoller Blick schoß unter den seidenen Wimpern aus den herrlichen dunkeln Augen.

„Dann bist Du ganz bereit, ihn auszuführen?" fragte der Liebhaber zärtlich.

Aber jede andere als eine inng ergebene Frau hätte in der Frage eine leichte Ungeduld herausgefühlt, welche deutlich bewies, daß lange Bewerbungen durchaus nicht nach Seiner Lordschaft Geschmack waren.

Lord Eswald konnte lieben, d. h. er war einer Leidenschaft fähig, welcher häufig die Benennung „Liebe" beigelegt wird, — niemals jedoch war er unter ihrem Einfluß sehr geduldig.

„Ich bin bereit zu sterben, Percy, wenn Du es willst," war Zerlina's Antwort.

„Das verlange ich nicht von Dir," erwiederte er lächelnd, betonte jedoch das erste Wort, als ob er unwillkürlich fühlte, daß ein Opfer von Seiten des Mädchens erforderlich war.

Zerlina hörte indeß nur die Stimme ihrer eigenen tiefen Leidenschaft und erkannte in Lord Eswald's Ausspruch nichts als die Sprache der Wahrheit und Liebe.

Jetzt trat Mrs. Maurice wieder in's Zimmer.

„Alles ist bereit," sagte sie, „und Euere Lordschaft wird mich entschuldigen, wenn ich daran erinnere, daß es spät wird. Zerlina, Theuere, darf ich Sie in das nächste Zimmer geleiten?"

„Noch einen Augenblick," sagte er, „fast hätte ich Etwas vergessen. Meine süße Braut soll nicht aller bei solchen Gelegenheiten üblichen Ehren ledig bleiben. Mrs. Maurice, wollen Sie so gefällig sein, statt meiner jenes Packet zu öffnen? Ich bin nicht gewöhnt, mit solch zierlichen Dingen umzugehen."

Schnell that die Dame, wie ihr geheißen. Der fragliche Gegenstand war eine leichte Kartonschachtel und barg einen reizenden Brautschleier und Kranz.

Zerlina's Augen funkelten in stolzer Befriedigung und richteten sich dann dankbar auf den Geber.

„Laß mich diesmal Toilettendienste bei Dir thun, Geliebte," bat Eswald in dem leisen, einschmeichelnden Ton, den er so wohl anzunehmen verstand, „und Dich für die Stunde unseres Glückes schmücken."

Und dabei legte er mit leichter Hand Kranz und Schleier auf ihr sich neigendes Haupt.

Das Mädchen blickte mit nicht zu verhehlender Freude auf ihr Bild, das die zahlreichen Spiegel von allen Seiten wiedergaben.

Selbst in dieser ernsten Stunde konnte sie sich nicht enthalten, ihrem bösen Dämon, Eitelkeit, Gehör zu geben.

Eswald sah ihr eine Weile mit Entzücken zu; dann schritt er gegen die schon erwähnte Thür mit den blauen Damastvorhängen und schlug diese zurück.

Digitized by Google

In der Mitte des auf diese Weise enthüllten Nebengemachs stand vor einem holzgeschnitzten Pult, auf welchem ein offenes Buch lag, ein Mann im Gewande eines Geistlichen, augenscheinlich bereit, eine Trauung zu vollziehen. Vor dem Pult lagen zwei Sammtkissen.

Mrs. Maurice nahm Zerlina's Hand, sie vorwärts zu führen und als sie bemerkte, daß das Mädchen erblaßte und heftig zu zittern begann, legte sie den Arm um ihre Taille und geleitete sie fast mit Zwang an Lord Eswald's Seite.

Der Geistliche begann sogleich die Ceremonie, aber Zerlina's Hirn schwindelte und brannte; sie vernahm eine Reihenfolge unverständlicher Worte, antwortete mechanisch auf einige ihr fast eben so unverständliche Fragen, fühlte, wie ein Ring an ihren Finger gesteckt ward und sank ohnmächtig zusammen.

Als ihre Sinne wiederkehrten, fand sie sich wieder auf dem Sopha des ersten Zimmers liegend.

Mrs. Maurice stand, hilfespendend, an ihrer Seite, der Edelmann saß zu ihren Füßen.

„Du wurdest ohnmächtig, Geliebte," flüsterte er, sanft ihr gelöstes Haar ordnend.

Ihr Blick glitt von dem Sprecher auf den Goldreif an ihrer linken Hand und richtete sich dann wieder mit zärtlichem, vertrauensvollem Lächeln auf Jenen.

Lord Eswald richtete sie dann auf, bewog sie, wenigstens etwas Wein als Erfrischung zu nehmen und geleitete sie, nachdem sie mit Mrs. Maurice's Hilfe Hut und Shawl wieder angelegt, zu einer unten am Eingange wartenden Reisekalesche, welche das Paar seinem nächsten Bestimmungsorte zuführen sollte.

Mrs. Maurice verabschiedete sich, indem sie die Braut zärtlich umarmte, welche von Eswald zärtlich in den Wagen gehoben wurde.

Der Letztere stieg nicht sogleich ein, sondern benutzte den Vorwand, für Mrs. Maurice einen Fiaker herbeizurufen, um mit dieser Dame eine kurze, obschon sichtlich ernste Unterredung zu führen.

„Sie werden also ganz gewiß in einigen Tagen nachfragen?" waren seine letzten Worte, als er ihr in den Fiaker steigen half.

„Sie können sich auf mich verlassen, mein Lord; guten Abend."

Der Edelmann zog mit verstellter Höflichkeit den Hut vor der sich neigenden Dame und nahm dann seinen Platz neben seiner lieblichen jungen Braut ein.

Das Haus, in welches er diese führte und dessen schon, als in der Vorstadt S. liegend, Erwähnung geschah, war eine hübsche, geräumige Villa in der Nähe des Flußufers und von wohlgehegten Gärten umgeben. Als die Kalesche über den glatten Kiesweg, der auf das Gebäude zulief, rollte, konnte Zerlina sich nicht enthalten, laut die elegante Heimath zu bewundern, welche ihr angebeteter Percy ihr zum ersten Aufenthalt bereitet hatte. Ein Gefühl namenloser Seligkeit durchbebte ihr Herz, als sie bedachte, daß der stattliche Mann mit den edlen Zügen an ihrer Seite, künftighin der Herr ihres Schicksals, so voll liebender Sorgfalt für sie war!

Als sie am Eingange abstiegen, stand eine junge Zofe in Bereitschaft, die Neuvermählte in ihr Ankleidezimmer zu führen.

Eswald küßte mit leidenschaftlicher Innigkeit ihre Hand, als sie seine Seite verließ und blickte ihrer anmuthigen Gestalt, wie sie sich über die reich mit Teppichen belegte Treppe entfernte, mit einem so unverkennbaren Ausdruck sehnsüchtiger Liebe nach, daß kaum Jemand, der ihn gesehen, an der Wahrheit und Beständigkeit seiner Liebe hätte zweifeln können.

Zerlina's freudiges Erstaunen über den ihr bestimmten reizenden Aufenthalt wuchs, als sie ihr Schlafzimmer und Ankleidekabinet betrat.

Das Erstere war ganz in rosa mit weißen Musselindraperien und Spitzen dekorirt; Tapeten, Teppiche, Möbelbekleidungen und Kissen, Alles trug den zarten Farbenhauch in dem jedem Theile eigenthümlichen, aber stets kostharen Material.

Das Gemach war nur mit Wachskerzen erhellt, deren reines, sanftes Licht vortrefflich zu der weichen Schönheit des Ganzen paßte.

Wie das Schlafgemach rosa, so war das Ankleidegemach mit hellblauer Seide und gesticktem Musselin geschmückt, blaue Sammtkissen bedeckten die phantastisch geformten Sessel und silberne Armleuchter trugen die durchsichtigen Kerzen.

Das junge Mädchen betrachtete Alles mit der staunenden Bewunderung eines Kindes.

Aber dies Gefühl verstärkte sich noch, als die Zofe einen Theil der seidenen Draperien zurückzog und einen großen, eleganten Kleiderschrank enthüllte, welcher Alles enthielt, was die eitelste Schöne hätte wünschen können, ihre Reize zu schmücken oder zu erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Renten- und Unterstützungsverein für Frauen und Mädchen im Königreich Bayern.

(Schluß.)

Die großen Vortheile, welche dieser Renten- und Unterstützungs-Verein schon durch diese Gegenleistung vor jeder bestehenden Anstalt dieser Art bietet, springen wohl Jedem alsbald in die Augen.

Dabei ist zu betonen, daß der ganze Plan nicht auf schwanken Voraussetzungen oder künstlichen Berechnungen, sondern auf einfachen, Jedermann verständlichen Grundlagen beruht, die aus den Vereinsstatuten des Nähern ersichtlich sind.

Der Verein wird jederzeit im Stande sein und bleiben, diesen seinen Mitgliedern gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten vollkommen zu erfüllen.

Fragt man aber: Wie ist es möglich, daß dieser Verein einerseits auf so soliden Grundlagen beruht, anderseits den Mitgliedern so große Vortheile bietet, wie keine andere Anstalt? so lautet die einfache Antwort:

Diese Anstalt ist kein spekulatives Unternehmen, etwa zu Gunsten ihrer Gründer, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes eine Sparkasse für alle jene weiblichen Personen, die sich für ihre Zukunft einen nachhaltigen Nothpfennig sichern wollen; eine Sparkasse, die in Form von Jahresrenten nach und nach das eingelegte Kapital mit den reichlichsten Zinsen zurückerstattet; eine Sparkasse, die alle ihr zufließenden Mittel zum Besten ihrer Mitglieder verwendet; eine Sparkasse, deren zweckmäßige und gewissenhafte Verwaltung ein Verwaltungsrath von 24 zur Hälfte weiblicher, zur Hälfte männlicher Personen besorgt, welche gleich ihren Arbeitsgenossen (Agenten) im ganzen Königreiche von ihrem Zeit- und Arbeitsaufwande keinen andern Vortheil ziehen, als das Bewußtsein, zur Linderung sozialer Uebelstände ihr Scherflein beigetragen zu haben.

Da der Verein somit die edelsten Zwecke der Humanität verfolgt, so glaubt er, auch denen, die im Besitze der nöthigen Mittel und demnach im Stande sind, zur Erreichung dieses edeln Zweckes Etwas beizutragen, Gelegenheit zur geeigneten Betheiligung bieten zu sollen, und nimmt daher auch Ehren- und außerordentliche Mitglieder auf. Ehrenmitglied wird ein Jeder, ohne Unterschied des Geschlechts, der dem Verein einen einmaligen Beitrag von mindestens 24 fl. zuweist; außerordentliches Mitglied, wer sich mit dem Jahresbeitrage mindestens der I. Klasse betheiligt, so jedoch, daß diese beiden Kategorien auf Gegenleistungen des Vereins verzichten.

## II. Unterstützungen.

Es liegt mit in den Zwecken des Vereins, seinen Mitgliedern, namentlich denen, die noch nicht im Genuß einer Rente, aber durch Krankheit, Unglücksfälle u. dgl. unverschuldet in Noth gerathen sind, durch Verabreichung von momentanen Unterstützungen — jedoch nur auf Grund einer gewissenhaften Erhebung des Thatbestandes — unter die Arme zu greifen.

Außer diesen unmittelbaren Unterstützungen gewährt der Verein noch mittelbare durch

## III. Verschaffung von Arbeitsgelegenheit.

Eine reiche, unversiegbare Quelle der Wohlfahrt ist die Arbeitsamkeit. Auf diese Quelle das weibliche Geschlecht hinzuweisen und ihm dieselbe zugänglich zu machen, ist eine Hauptaufgabe, die sich der Verein gestellt hat. Er sucht diese Aufgabe seinerseits zu lösen, indem er unter Angelobung der strengsten Verschwiegenheit

1. gangbare und preiswürdige weibliche Handarbeiten nicht nur an Zahlungsstatt annimmt, sondern auch die Verwerthung anderer solcher Arbeiten seiner Mitglieder entweder auf ihre oder seine eigene Rechnung in einem zu diesem Zwecke in München eigens gegründeten Kaufladen übernimmt;

2. wenn nöthig und soweit thunlich, für nützliche Beschäftigung der Mitglieder selbst durch Lieferung der Rohstoffe zu weiblichen Handarbeiten Sorge trägt.

Der Verein, anfangs hauptsächlich für München, dann für den Kreis Oberbayern berechnet, hat zuletzt, durch seine schönen Erfolge ermuthigt, seine Wirksamkeit auf das ganze Königreich ausgedehnt und besitzt seit seinem 16monatlichen Bestehen bereits einen Kapital- und Reservefond von 28,000 fl.

Die erste Rentenvertheilung an ein Fünftel sämmtlicher ordentlichen Mitglieder geschah am 1. Januar 1864, so daß dieses Fünftel von da an nichts mehr in den Verein bezahlt, und vom 1. April 1866 an — dem Termine, an welchem ihre statutenmäßigen, 10jährigen Jahresbeiträge durch die bis dahin fälligen Jahresrenten vollständig gedeckt sein werden — ständige, baare Renten aus dem Vereine bezieht.

Digitized by Google

Sämmtliche ordentliche Mitglieder zerfallen wieder in 2 Kategorien: in solche, deren Reihenfolge nach der Zeit ihres Beitritts bestimmt wird, und in solche, die das höchste Lebensalter haben. Zu der ersteren Kategorie gehören $^2/_3$, zu der letzteren $^1/_3$ sämmtlicher ordentlicher Mitglieder. Darnach kommen jedesmal $^2/_3$ der Anzahl Renten auf erstere, $^1/_3$ derselben auf letztere Kategorie. Diese Eintheilung wurde nach dem Gesetze der Billigkeit getroffen, um auch dem Erwachsenen und im Alter mehr Vorgeschrittenen die Vortheile des Vereins zugänglich zu machen.

Alle innerhalb eines Monates angemeldeten Mitglieder werden als an einem Tage eingetreten angesehen und darnach eingereiht.

Der Beitrittserklärung muß ein Geburtsschein in Urschrift oder beglaubigter Abschrift, und wenn die Erklärung für ein noch unmündiges Mädchen geschieht, außerdem der vollständige Name, Stand, Beruf, Aufenthaltsort des Vertreters beigegeben sein.

Nach dieser möglichst kurzen Darlegung bedarf der Verein wohl keiner weiteren Empfehlung, und kann mit Zuversicht erwartet werden, daß Aeltern, Gatten, Wittwen, Militärs, Geistliche, Beamte, Handwerker, Dienstboten, kurz Personen jedes Standes und Berufes mit Freuden diese Gelegenheit ergreifen werden, mit verhältnißmäßig geringen Opfern sich oder ihre weiblichen Angehörigen gegen die so häufig vorkommenden Wechselfälle des Lebens sicher zu stellen.

Durch den Verwaltungsrath des Renten- und Unterstützungs-Vereins in München, mit Genehmigung der kgl. Kreisregierung, mit der Besorgung aller Vereins-Angelegenheiten für den Regierungsbezirk der Pfalz betraut, erklärt sich zur Ertheilung jeder sachdienlichen Auskunft, zur Uebermittlung von Vereinsstatuten und zur Entgegennahme von Beitrittserklärungen mit Vergnügen bereit

Speyer, den 20. Januar 1864.

**Ad. Lehmann**, kgl. Studienlehrer.

## Mannigfaltiges.

(Die Kopulation im Sattel.) Die Eheschließungen in Amerika unterliegen bekanntlich nicht den geringsten Hindernissen, und nach amerikanischen Begriffen würde man einen Zustand wie in Mecklenburg, wo Hans erst die hohe Obrigkeit oder wohl gar den Gutsherrn um Erlaubniß fragen muß, ob er seine Hanne heirathen darf, für eine Barbarei halten. Auch keine Ceremonien finden jenseits des Oceans statt, und manchmal wird eine Verbindung in so echt patriarchalischer Weise geschlossen, wie zu weiland Vater Abrahams Zeit. Neulich war ein alter Landmann in Gironville, einem Ort im Staate New-York, auf das Feld hinausgegangen, um Getreide zu mähen. Er bekleidete im genannten Orte die Würde eines Friedensrichters. Als er sich an die Arbeit machen wollte, hörte er plötzlich den Galopp eines Pferdes. Sich umsehend, gewahrte er einen jungen Mann, der, ein junges Mädchen vor sich auf dem Sattel, in aller Eile heransprengte. Am Felde des Friedensrichters hielt der Reiter an. „Freund, seid Ihr der Friedensrichter Jakob Flimmers?“ fragte er. „Ja wohl,“ entgegnete der Greis. „Eure Frau hat uns hierher gewiesen und wir sind froh, Euch zu treffen, Alter. Seht, dies ist meine Braut Sally, wir sind einig darüber, uns zu verheirathen. Aber wir haben es eilig, denn wir müssen schon mit dem nächsten Eisenbahnzuge nach Haus, wo die Gäste schon bestellt sind, und Ihr wißt, der Zug wartet nicht.“ „Gut, meine Kinder, kommt mit mir nach Haus und ich will Euch in aller Form trauen.“ „Aber geht das nicht auch hier an? Wir haben Eile.“ „Hier? Ei meiner Treu, da ist ja des alten Gottes Himmel über uns; ich sehe darin nichts Unschickliches. Steigt ab. Ich will Euch nicht aufhalten.“ „Hm, muß es denn abgestiegen sein, Alter? Wie gesagt, wir haben furchtbare Eile. Die Eisenbahn ——“ „Gut, gut, junger Mann, gebt Eurer Sally die rechte Hand und antwortet mit Ja auf meine Fragen.“ Der Greis that nun die üblichen Fragen, Beide antworteten, es wurde bestimmt, wohin ihnen der Heirathsschein nachgeschickt werden sollte, und fort galoppirte das Paar, das im Sattel Mann und Frau geworden.

Die Bewohner des Schuldgefängnisses in Berlin haben einen Neujahrswunsch in Form einer Karte unter sich an ihre Bekannten vertheilt. Die Karte zeigt zwischen zwei Schlössern die Worte: „Möser's Ruh in der Köpnickerstraße empfiehlt zum neuen Jahr denjenigen geehrten Herrschaften, welche sich wegen Wechselfieber und zurückgetretener Miethe auf einige Zeit vom Weltgetümmel zurückzuziehen wünschen, seine einfach aber dauerhaft möblirten Chambres garnis. Die Beköstigung ist naturgemäß, die Bedienung aufmerksam, die Gesellschaft auserlesen. — Aerztliche Behandlung gratis.“

Auflösung der Homonyme in № 14:

Afford.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Freitag, 5. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Das Zigeunermädchen war jedoch bereits zu sehr in den Formen der Welt geübt, um vor einer Dienerin ihr ganzes Entzücken über diese kostbaren Putzgegenstände zu verrathen. Sie sah nur leicht darauf hin, genauere Untersuchung für eine Stunde des Alleinseins aufsparend und begab sich mit stattlichem Schritt an den Toilettentisch.

Die Harmonie des Entzückens, in welche das Kind des Wanderstammes versetzt worden, war jedoch nicht ganz ohne Mißklang. Die Zofe schien nicht recht von der Würde ihrer neuen Herrin durchdrungen. Anstatt die Neuvermählte als „My-lady" anzureden, nannte sie dieselbe einfach „Madame". Auch sonst fehlte ihrem Benehmen jene Ehrerbietung, welche die Gattin eines vornehmen Mannes von ihrer Dienerin zu erwarten das Recht hatte.

Sie dachte, mit Lord Eswald sogleich darüber zu sprechen; bei besserer Ueberlegung aber sagte sie sich, daß es unklug sein würde, die ersten Stunden ihres ehelichen Glückes durch Verdrießlichkeiten über eines einfältigen Mädchens Verabsäumung zu trüben.

Und als sie ihre eigene schöne Gestalt in der reizenden Umhüllung eines Abendnegligées erblickte, schwand bald jeder Schatten aus ihrer Seele und Empfindungen liebenden, freudigen Stolzes traten an deren Stelle.

### 12.

Während Lord Eswald's neues Opfer, nicht ahnend, daß sie ein solches war, sich mit dem ganzen Feuer ihrer jungen Seele an ihrer glänzenden Lage erfreut, wollen wir kurz die Umstände mittheilen, welche sie von den Steinstufen der Kathedrale von St. Paul in die elegante Villa eines der ersten Adeligen Englands geführt.

Wir verließen Zerlina neben der kleinen eingeschlafenen Eola. Eine Weile blieb sie, obschon selbst mit Müdigkeit kämpfend, neben der Schläferin sitzen, dann siegte ihre rastlose, thatendurstige Natur.

Sie begann, als ächtes Tanzgenie, allerlei Stellungen und Evolutionen auf den Treppen zu machen und als sie bald darauf gewahrte, wie eine dichte Menschengruppe sich in einer benachbarten Straße zusammenzog, ließ Neugierde sie vollends Sorge und Müdigkeit vergessen und lockte sie, für einen Augenblick, wie sie wähnte, in das Getümmel.

Ein Taschenspieler, zugleich Wahrsager und Straßencharlatan, zeigte seine Künste und pries seine Arzneien, aber das Zigeunermädchen konnte nur hören, nicht sehen, wie sehr sie sich auch auf den Fußspitzen in die Höhe reckte. Eola hatte ja so fest geschlafen, sie konnte wohl noch eine Weile ausbleiben.

Der Mann war gerade am Ende seiner Vorstellung und wanderte in die nächste Straße, von Neuem zu beginnen.

Zerlina folgte und um diesmal nichts von dem Schauspiel zu verlieren, schwang sie sich auf ein Eisengitter an der Seite der Straße und zog bald durch die kühne Anmuth ihrer Stellung und das Malerische ihrer ganzen Erscheinung, die Blicke mehrerer Umstehenden auf sich.

Unter den Letzteren war ein kleiner, fremdländisch aussehender Mann, der, während er dem Straßenkünstler eine nur vorübergehende Aufmerksamkeit zuwandte, mit unverhohlener Bewunderung auf das reizende, in allem Glanze ihrer originellen Schönheit und wahrhaft künstlerischen Haltung dastehende Mädchen hinsah.

Der Mann war ein französischer Balletmeister, dessen Hauptgewerbe darin bestand, talentvolle Kinder für das Ballet der Oper heranzubilden und,

Digitized by Google

wenn diese zu Ruhm und gutem Einkommen gelangt, von dem letzteren wenigstens einen ansehnlichen Tribut einzustecken. Er hielt es für den glücklichsten Zufall von der Welt, das kleine Zigeunermädchen erblickt zu haben, in dem sein Kennerauge schon den Stern erster Größe am künftigen Himmel der Tanzkunst gewahrte.

Während er überlegte, wie er am leichtesten Näheres über die bisherigen Verhältnisse des Mädchens von ihr herauslocken könnte, war des Charlatans Vorstellung auch an dieser Straßenecke zu Ende.

Zerlina klatschte vergnügt in die Hände; der kleine Mann trat zu ihr heran, als ob er ihr beim Herabsteigen vom Eisengitter behilflich sein wollte, sie aber war mit einem leichten, graziösen Sprunge unten.

„Du bist sehr hübsch, Kleine, und sehr geschickt," redete sie der Tanzmeister an.

„Bin ich es?" antwortete Zerlina rasch und sichtlich geschmeichelt, denn Eitelkeit war der Hauptzug ihres Charakters.

„Ja; wie alt bist Du?"

„Dreizehn vorbei."

„Hast Du eine Mutter?"

„Nein!" war die dreiste Antwort.

„Einen Vater?"

„Nein."

„Himmel! Gar keine Verwandten?"

„Nur eine Cousine."

„Ah — also diese sorgt wohl für Dich?"

„Durchaus nicht; sie ist ein Jahr jünger als ich."

„Aber wer sorgt denn für Euch Beide?"

„Niemand, wir sorgen für uns allein."

„Und wovon lebt Ihr denn?"

Zerlina hatte keine Lust, den Fremden mit der Wahrheit bekannt zu machen, sie antwortete daher mit unerschütterlicher Kühnheit:

„O, wir tanzen und singen und verkaufen Blumen."

„Aber wo ist Deine Cousine?"

„Olly — Eola? Sehen Sie, Sir, wir waren heute schon sehr beschäftigt und sie ist nicht so stark als ich. Sie hat sich dort auf die Treppe der großen Kirche gesetzt und schläft. Aber ich muß jetzt nach ihr sehen," fügte Zerlina besorgt hinzu.

„Du bist ein gutes Mädchen, ich will mit Dir gehen," sagte der Tanzmeister, welcher doch sehen wollte, ob er die Cousine nicht etwa auch brauchen könne.

Eola aber war verschwunden!

Es wäre ungerecht zu verschweigen, daß Zerlina in eine ganz verzweifelte Angst um ihre zarte, blonde Gefährtin gerieth.

Mit dem ihr eigenen praktischen Sinn fiel es ihr sogleich ein, daß Eola keinen Penny bei sich hatte, da sie, als die Aeltere, ihren Geldvorrath in Verwahrung genommen. Das schüchterne Kind allein, wildfremd in der großen Stadt!

Sie lief, der Franzose immer hinter ihr her, von Straße zu Straße, forschte in jeden Laden, in jeden Omnibus, lugte in alle Fenster, — vergebens! Sie fand Eola nicht wieder.

Als sie sich von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt hatte, gedachte sie wieder ihres neuen Bekannten und hörte endlich auf seine Trostsprüche und Rathschläge.

„Aber wer sind Sie denn?" fragte sie auf einmal wie argwöhnisch.

„Ich heiße Vantini und bin Balletmeister am ***Theater; und wenn Du Dich meiner Leitung anvertrauen willst, so werde ich Dich zu meiner Frau bringen und zu einer weltberühmten Tänzerin machen."

„Aber Eola?" fragte Zerlina, obschon bereits in weniger besorgtem Tone.

„Deine Cousine werden wir wieder finden und dies kann doch leichter und schneller mit meinem Beistande geschehen, als ohne denselben. Und dann werde ich auch für sie in irgend einer Art sorgen können."

Zerlina ward es nicht schwer, das Vortheilhafte des Vorschlags einzusehen. Gefiel es ihr bei dem Tanzmeister nicht, so konnte sie ja wieder fortlaufen. Dies war ihre Logik.

Vantini rief einen Fiaker herbei und in kurzer Zeit stellte der Franzose seiner Gattin den kostbaren Fund vor. Am nächsten Tage bereits begann für Zerlina der für die Bühne vorbereitende Lehrkursus.

Während desselben ließen Lehrer und Schülerin, — denn der Erstere war seines Erwerbfleißes unbeschadet ein gutmüthiger Mann, — keine Maßregel unversucht, die Verschwundene aufzufinden. Dennoch vermochten sie keine Spur von ihr zu entdecken und mußten zuletzt alle Hoffnung aufgeben.

„Arme Eola," seufzte Zerlina wohl noch manches Mal. Nach und nach aber sank die liebliche Gespielin ihrer Kindheit in Vergessenheit und das „Ich" gewann in der Brust von Vantini's reizendem Zöglinge die Oberhand.

In kurzer Zeit wurde sie zu einem ersten Debut zugelassen, welches nur den Anfang immer wachsender Triumphe bildete.

Zwei Jahre nach ihrem ersten Auftreten war sie die Gefeierteste der Truppe, und zog als solche Lord Oswald's Aufmerksamkeit auf sich.

Ihre Schönheit, und kaum brauchen wir hinzuzufügen, ihre Eitelkeit, hatten mit ihrem Talent Schritt gehalten. Ihre Gestalt hatte sich gerundet und über Mittelgröße erhoben, die Olivenfarbe ihres Gesichts sich gelichtet, Sprache und Benehmen sich verfeinert.

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung von Nro. 13.)

Der alte Herr hatte sich nach dieser Einführung auf einen starken Ausbruch von Vorwürfen, vielleicht gar verzweifelnden Verwünschungen gefaßt gemacht; er hätte solches der armen Frau in ihrer Lage gar nicht einmal übel genommen. Doch von allem dem erfolgte nichts. Stille und resignirt ließ die Mutter von dem Säugling, der sich müde geschrieen zu haben schien, ab und holte einen Stuhl, den fremden Herrn bittend, sich nieder zu lassen. Waldheim hatte während dem seine Blicke forschend durch das Zimmer, sogar in die offen stehende Schlafstube schweifen lassen und fand Alles, wenn auch einfach, ja ärmlich, doch reinlich und sauber. Er setzte sich an den Tisch, und indem er recht aufgeräumt den Kleinen zuredete, sich in ihrem Essen nicht stören zu lassen, fragte er mit leiserem Tone, ob er oder seine Gattin nichts für Frau Waldner, für ihre kleine Familie thun könnten.

Frau Waldner schüttelte anfänglich leise mit dem Kopfe, dann aber richtete sie ihre verweinten Augen, ihre thränenumflorten Blicke auf den alten Herrn und sagte mit rührender Stimme: „Geben Sie mir meinen Gatten, meinen Kindern den Vater wieder und ich will Ihnen auf den Knieen dafür danken, gern Alles verzeihen, was Sie uns gethan haben!"

„Wenn das nur in meiner Macht stände!" entgegnete gerührt der kleine alte Herr. „Sie wissen, was vorgefallen, welche schwere Anschuldigung gegen Ihren Mann vorliegt. Wenn es auf mich ankäme, ich wollte gerne auf das Geld verzichten — Ihretwillen! — Aber das Gericht! —"

„Sie glauben also auch an die Schuld meines armen Mannes?"

„Es spricht leider zu viel gegen ihn," sagte etwas zögernd und verlegen Herr Waldheim. „Doch muß ich auch wieder solche Gedanken verbannen, wenn ich mir das offene Wesen Ihres Mannes vergegenwärtige, und besonders nachdem ich Sie, beste Frau, Ihre Kinderchen gesehen, meinen Blick in Ihre Häuslichkeit gethan. — Jetzt möchte ich fast darauf schwören, daß er — unschuldig ist!"

„Tausend Dank!" rief Frau Waldner, indem sie aufstand und dem alten freundlichen Herrn herzlich die Hand drückte, ihn mit leuchtenden Augen anschaute. „Ihre Worte sind Balsam für mein armes Herz. O halten Sie diesen guten Glauben ja fest. So wahr ein Gott über uns wohnt, der uns alle recht bald zu sich nehmen wird," — fuhr sie wieder mit Aufregung und unter plötzlich hervor brechenden Thränen fort — „so wahr ist mein Mann unschuldig an dem ihm durch die Schlechtigkeit jenes Menschen aufgebürdeten Verbrechen!"

„Ich glaube Ihnen ja, beste Frau!" rief Herr Waldheim mit wahrem Eifer und fast auch mit Thränen in den Augen, so sehr hatte ihn der Ausbruch des Dankes, des Schmerzes der Armen ergriffen. „Ich glaube Ihnen und ganz gewiß hat Ihr Mann die Wahrheit gesprochen. Doch beruhigen Sie sich um Gotteswillen! Denken Sie an Ihre Kinder, und wenn Sie können und ruhig genug dazu sind, so erzählen Sie mir nochmals genau den ganzen Vorgang!"

Der Säugling war eingeschlafen, wohl aus Schwäche. Die Mutter brachte ihn in sein Bettchen und auf ihren Wink deckte das kleine Mädchen, von dem Knaben unterstützt, stille und geräuschlos den Tisch ab. Herr Waldheim sah dies Alles mit wahrhafter Rührung an. Seine von Hause aus freundlichen Züge drückten ein solches herzliches Wohlwollen aus, daß Frau Waldner, als sie dies bemerkte, Gott im Herzen dankte, daß er ihr in ihrer Noth, wo sie sich von allen ihren Freunden verlassen sah, in diesem Fremden doch einen Tröster gesandt!

Sie erzählte nun Herrn Waldheim nochmals den ganzen Verlauf der Angelegenheit, verschwieg nichts, nicht einmal ihre bedrängte Lage zur Zeit der Ankunft des verhängnißvollen Briefes, nicht ihre gegenwärtige. Sie betonte fest und bestimmt, daß ihr Mann keine weiteren Zeilen des Briefes gelesen, als die Anrede, das einliegende Geld nicht mit einem Finger angerührt, diese oft angeführten Goldstücke wirklich von seinem alten reisenden Freunde erhalten habe. Alles dieses erzählte sie, von der vollen Wahrheit durchdrungen, in so einfacher, natürlicher und doch so überzeugender Weise, daß dem guten alten Herrn der letzte Zweifel an der Schuld Waldner's schwinden mußte. Als Frau Waldner mit ihrem Bericht fertig war, als sie ihm offen, ohne Rückhalt, doch auch ohne Bitterkeit gesagt, daß sie durch die Entlassung ihres Mannes aus dem Komptoir seines bisherigen Prinzipals an den Rand des Abgrundes gebracht worden

sei, daß ihr armes Kindchen durch die erneuerte Schwächung ihrer Gesundheit nunmehr wohl sterben würde, da stand es bei Herrn Waldheim fest, was er hier zu thun habe, und — er gestand es sich klopfenden Herzens ein — auch gerne und mit Freuden thue.

Er theilte dann der recht freudig aufhorchenden Frau mit, wie er sogleich zum Postdirektor gehen, alle nöthigen Schritte thun wolle, um eine Aufklärung in der Sache herbeizuführen. Doch auch für sie, für ihre Familie wolle er sorgen — sie müsse ihm dieses schon erlauben. Zuerst müsse sie bessere Kost zu sich nehmen, um Kraft für sich, für ihr armes Kind zu gewinnen. Sodann beschwor er sie, sich zu fassen, zu ermannen, das Beste zu hoffen; dies sei vor allen Dingen in ihrer Lage nothwendig, und Alles würde dann schon wieder gut werden.

Wie dankte Frau Waldner dem guten alten Herrn! Wie drängten sich die Kleinen an ihn heran, um ihm die Hand zu drücken und ihm in kindlicher rührender Weise zu danken dafür, daß er ihnen den lieben guten Vater wieder geben wolle! Dem kleinen freundlichen Manne wurde es ganz warm und weich um das Herz. Um seine tiefe Aufregung noch bei Zeiten zu verbergen, nahm er Stock und Hut, drückte Frau Waldner herzlich die Hand, küßte sogar den kleinen Buben auf beide Wangen und empfahl sich rasch, ihnen unter der Thüre noch zurufend, daß er bald, recht bald wiederkehren werde.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Frau von Eindhofen, bereits bekannt durch mehrere treffliche Frauenschriften, hat unlängst wieder ein Werkchen der Oeffentlichkeit übergeben, u. d. T.: **„Die vornehme Dame. Winke und Rathschläge für Erzieherinnen und junge Mädchen von Stand bei ihrem Eintritte in die Welt“**. Wenn der Leser aber glaubt, das vorliegende Buch sei allein nur für die höhere Gesellschaftswelt geschrieben, so irrt er hierin. Die Verfasserin möchte im Gegentheile auch der minder bevorzugten Klasse Gelegenheit bieten, zu prüfen, inwiefern junge Damen jeden Standes aus ihrem Buche Nutzen ziehen können. Redlich bemüht, jungen Mädchen, die in die Welt treten sollen, eine treue Führerin und Rathgeberin zu sein, gibt sie treffliche Fingerzeige und Anleitungen, wie sie sich in den verschiedenen Verhältnissen zu benehmen, wie sie ihre Handlungen einzurichten haben, um den gefährlichen Klippen auszuweichen, die ihnen in der größeren Gesellschaft drohen. Auch Gouvernanten und Erzieherinnen dürfte dieses Buch sehr zu empfehlen sein.

**Eine neue populäre Bienen-Zeitung.** Vom 1. Februar an erscheint bei B. Müller in Meppen (Hannover) eine „Dorfzeitung für praktische Bienenzucht“, unter Mitwirkung der bewährtesten Bienen-Meister, Apisten und Bienenzüchter. Redakteur derselben ist J. X. Burr, Pfarrer in Schlier bei Ravensburg, Präsident des schwäbischen Bienenzuchtvereins, der seit 30 Jahren die Bienenzucht, im Großen, mit spezieller Würdigung der Dzierzon'schen und Berlep'schen Grundsätze betreibt und von hoher k. landw. Zentralstelle Würtembergs längst um Veröffentlichung seiner Erfahrungen aufgefordert wurde. Unter den Mitarbeitern werden genannt: Pfarrer J. N. Oettl, Präsident des Böhmischen Bienenzüchter-Vereins, Verfasser des berühmten Buches: „Klaus der Bienenvater“. Die Redaktion wird, wie es im Prospekt heißt, in ihrem Blatte nur ganz Praktisches und zuverlässig Erprobtes sowohl über die italienische wie deutsche Bienenzucht in populärer, Jedermann verständlicher Fassung bringen; es handelt sich hier allein um Wahrheit und Belehrung auf die alleruneigennützigste Weise. Ohne das Blatt zum Tummelplatz verworrener und gehässiger Ansichten zu machen, werden auf eine freundliche, Allen zugängliche Weise nur die Früchte gereifter Erfahrungen darin niedergelegt. Unter der Ueberschrift: „Anfragen und Auskunft“ wird die Redaktion jede Auskunft über Bienenzucht unentgeldlich ertheilen, was für Anfänger u. s. w. von besonderem Werthe sein dürfte. Die Zeitung stellt sich somit auf einen vorzugsweise praktischen Standpunkt. Sie erscheint monatlich, kostet jährlich 20 Ngr. = 1 fl. 12 kr. und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten Deutschlands und der Schweiz zu beziehen. Bei Anmeldung von 6 Abonnenten 1 Freiexemplar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Sonntag, 7. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Niemand, selbst nicht ein weniger durch ewigen Wechsel zerstreuter Mann als Lord Eswald, hätte in der eleganten, mit vollendeter Feinheit der Manieren sich im Kreise des Luxus bewegenden ersten Tänzerin eines berühmten Theaters, das verwilderte Zigeunerkind wiedererkannt, welches sich einst den Scherz erlaubte, mit Lord Eswald's Reitpferd durchzugehen und welches seine frühe Jugend in Zelten und wandernden Schaubuden zugebracht hatte.

Lord Eswald besaß zudem ein höchst bequemes Talent, Gesichtszüge und Namen zu vergessen und hätte sich auch dann des Namens „Zerny" nicht erinnert, wenn die Tänzerin es unterlassen hätte, ihn in „Zerlina" umzuwandeln.

Sie indeß erkannte ihn sogleich und zitterte, daß er seinerseits auch sie erkennen und ihrem zahlreichen Anbeterkreise die Niedrigkeit ihrer Herkunft verrathen würde. Die Furcht war grundlos; auch war Seine Lordschaft bei galanten Unternehmungen allem Unnöthigen abhold, nicht im geringsten neugierig, Näheres über die Verwandtschaftsverhältnisse des Mädchens zu erfahren, die er wahr und ehrlich zu lieben vorgab und zu der jedenfalls in genauere Beziehungen zu treten, er sich vorgesetzt hatte.

Eswald war im Verfolgen seiner neuen Neigung ausdauernder und geduldiger, als er es jemals in ähnlichen Fällen gewesen.

Er schmeichelte und huldigte mit dem ganzen Zauber seiner Persönlichkeit; und während er auf diese Weise sich selbst immer tiefer im Netz der Leidenschaft verstrickte, rief er in dem bisher von zärtlicheren Regungen verschont gebliebenen Herzen des sechzehnjährigen Mädchens eine wilde, unbezwingliche Liebe hervor, die um so festere Wurzel schlug, als sie zugleich der Eitelkeit und dem Ehrgeiz dieses Herzens Befriedigung verhieß.

Es war daher ein empfindlicher Schlag für Zerlina, als sie zu der Erkenntniß gelangte, daß sie wohl über Eswald's Herz, nicht aber über seine Hand zu gebieten, von ihm ausersehen sei; auch war sie stolz und rein genug, den Theilbesitz mit Entrüstung zu verschmähen.

Der Leser weiß bereits, was folgte.

Lord Eswald's an Widerstand ganz ungewohnter Sinn konnte es nicht ertragen, das reizende Wesen, dessen Zuneigung ihn in die schönsten Tage seiner Jugend zurückversetzt, aufzugeben; er nahm zu dem Maskenspiel einer „geheimen" Ehe seine Zuflucht und wußte es Zerlina begreiflich zu machen, daß er nur ihre Ehrenhaftigkeit hatte auf die Probe stellen wollen und sie öffentlich als seine rechtmäßige Gattin anzuerkennen entschlossen sei, sobald sie die für ihre künftige glänzende Stellung nöthige Bildung erlangt haben würde.

Mrs. Maurice, die schon zu mancher lichtscheuen Handlung die Hand geboten, war auch hier die feile, bereitwillige Helferin.

Zu ihr brachte Eswald die Betrogene, bis die Vorbereitungen zu der schmachvollen Komödie getroffen waren; und um jeder möglichen entehrenden Blosstellung vorzubeugen, wurde die strafbare Handlung in der Wohnung eines Andern vollzogen.

Man sagte Zerlina, daß es Lord Eswald's Zimmer wären und leitete sie auf Umwegen dahin. Diese Vorsichtsmaßregeln, in Verbindung mit der Erregtheit des Augenblicks, bewirkten vollkommen, daß das Mädchen so wenig von der Lage der Gemächer Etwas wußte, als ob sie dieselben nie betreten hätte.

Armes, unberathenes Geschöpf! Selbst vor Bantini und seiner Frau hatte sie das Geheimniß ihrer Bekanntschaft mit Lord Eswald bewahrt.

Der Tanzmeister forschte der Verschwundenen lange nach, war aber nicht erfolgreicher, als einst in seinen Bemühungen, Cola zu entdecken.

## 13.

Es ist der Morgen nach der vorgeblichen Trauung. Die Neuvermählten, — für einige Zeit müssen wir dem Paar wohl diesen Titel beilegen, — sitzen an einem reich versehenen Frühstückstisch, in einem reizenden Gemach, mit der Aussicht auf den Fluß.

Eswald lehnt nachlässig in seinem weichen Sessel und betrachtet mit unverstellter Bewunderung das entzückende Zigeunermädchen, welche in einem bezaubernden, kleidsamen Morgenanzuge, mit strahlendem, in Seligkeit schwimmenden Blick, die Honneurs des Mahles macht.

Er genießt in behaglicher Ruhe das Liebliche der Situation, ohne sich darin auch nur durch den Schatten des Gedankens stören zu lassen, daß er ganz unwürdig sei, den Schatz der Anmuth und unbegrenzter Liebe, den Zerlina ihm als Mitgift zugebracht, sein eigen zu nennen.

„Ich muß mit dem Einuhrzuge nach London, mein Liebling," sagte er und wählte dabei gemächlich unter den Delikatessen des Frühstücks, „es thut mir leid, Dich schon so bald nach unserer — nach — nach unserer Heirath zu verlassen, aber Du mußt suchen, mich während meiner Abwesenheit zu vergessen. Du wirst auch Stoff genug zur Unterhaltung hier finden."

„Dich vergessen! O, Percy, wie kannst Du das für möglich halten?" war die halb zärtliche, halb vorwurfsvolle Antwort.

„Nun, mein Engel, ich meine es nicht gerade wörtlich; Du sollst nur nicht so viel an mich denken, wenn Umstände mich nöthigen, von Dir fern zu sein, Du möchtest sonst mißvergnügt werden. Ich kann leider nicht immer bei Dir bleiben."

Ein Ausdruck der Ungeduld nahm einen Moment von Zerlina's schönen Zügen Besitz, als sie diese Worte vernahm; allein sie schien auch entschlossen, ihr heftiges Temperament in seiner Gegenwart wo möglich bis zum kleinsten Anzeichen desselben zu bändigen und sie entgegnete mit anscheinender Ruhe:

„Dein Bild wird in meinen einsamen Stunden meine tröstende Gesellschaft sein, wie und wo ich sie zubringen möge und ich könnte mich kaum über Deine Abwesenheit für Stunden beklagen, da ich weiß, daß Du für's ganze Leben mir angehörst."

Und in dem Gefühl der Seligkeit, das dieser Gedanke eingab, alles Andere vergessend, sah sie mit dem Blick leidenschaftlicher Liebe in des Wüstlings edel-schönes Antlitz, welches jetzt ein Lächeln heimlichen Spottes erhellte, das sie für ein Zeichen der Zärtlichkeit deutete.

„Aber, Percy," fuhr sie plötzlich fort, „wann denkst Du, daß ich Dein schönes Haus in der Stadt werde betreten dürfen? Wie bald meinst Du, daß ich fähig sein werde, öffentlich als Deine Gattin zu erscheinen? Ich sehne mich so darnach, Alles zu sehen, was Deine Liebe mir gegeben hat!"

„Eitelkeit!" dachte Seine Lordschaft mit einem Gefühl tiefer Befriedigung, „Dank dem Himmel, sie ist eitel. Diese Eigenschaft verstehe ich zu behandeln."

Dann sagte er laut:

„Mein süßes Kind, das Verlangen ist gegenseitig. Du kannst nicht eifriger wünschen, meine verschiedenen Wohnsitze zu sehen, als ich, meine liebliche Gattin in dieselben einzuführen; aber dies wird wohl erst in einigen Monaten geschehen können. Du kennst bereits meine Gründe für diese einstweilige Zurückgezogenheit."

„Ja, Percy, aber ich könnte doch wenigstens Deinen Landsitz besuchen. Ich wäre dort so verborgen als hier und Niemand würde Etwas von mir erfahren."

„Nun, dies ist doch auch ein Landsitz, nicht wahr?"

„Ja, — aber, — aber —"

Sie stockte und erröthete. Sie schämte sich, ihr ehrgeiziges Verlangen in seinem ganzen Umfange einzugestehen. Die Wahrheit war, daß die Villa, in der sie sich eben befand, obwohl schöner und größer als irgend ein Haus, das sie je bewohnt, ihr doch nicht umfangreich und großartig genug erschien.

Sie wäre lieber die Herrin eines stattlichen, düstern Schlosses, und eines Gefolges im Dienst ergrauter Untergebener geworden, als die Bewohnerin eines heitern, eleganten Ortes, mit zwei oder drei modern geschulten Domestiken.

„Du mußt geduldig sein, Lieb," antwortete der Edelmann. „Ich kann Dir für den Augenblick keinen bessern Aufenthalt als diesen anbieten. Wie ich mich auch sehne, meine reizende Königin der bewundernden Welt vorzustellen, so kann ich es doch jetzt noch nicht thun."

„Ich verlange auch nicht, schon jetzt bei Deinen vornehmen Bekanntschaften eingeführt zu werden, Percy; aber ich könnte doch gewiß zu dem entlegenen Ort, den Du die Abtei nennst, gehen."

Zerlina hegte den unbezwinglichen Wunsch, als Eswald's Gattin gerade dies Besitzthum zu besuchen.

Digitized by Google

„Und gaffende Bauern zuerst meine holde Zerlina erblicken lassen!“ rief Eswald mit gut nachgeahmter Verachtung aus.

„O — nein,“ fügte er hinzu, „wenn sie zuerst öffentlich erscheint, so soll es in einer solchem Glanzgestirn würdigen Atmosphäre geschehen und nicht in einer Wildniß wie —shire.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Das war Hilfe in der Noth, zur rechten Zeit! Neues Vertrauen war in das Herz der armen Frau eingezogen, und Dankesthränen in den Augen küßte sie ihre Kleinen, während ihr Herz sich mit Gewalt hin zu ihrem gefangenen Gatten sehnte, um auch diesen durch ihre zurückgekehrte Hoffnung zu trösten, neu zu beleben.

Wie leicht wäre es den alten „guten Freunden“ geworden, der armen Frau in ihren Bedrängnissen also beizustehen! Doch sie waren verschwunden, verflogen und zergangen wie Schaum auf den Wassern beim ersten Windstoß!

Eine Stunde etwa nach jener Unterredung trat eine Frau mit einem großen verdeckten Korb in die Wohnung der Frau Waldner. Es war die Köchin des Herrn Haldheim, und der Korb enthielt eine Menge guter nahrhafter Speisen, die noch dazu ganz warm waren. Sodann noch einige dunkle bestaubte Flaschen, deren Etiquette alten französischen Bordeaux aus dem gewiß wohlversehenen Keller des alten Herrn ankündigten. Frau Waldner nahm Alles ohne Ziererei und übel angebrachte Schüchternheit dankbar an, und nachdem die freundliche Bringerin noch einen schönen Gruß von Herrn und Frau Waldheim ausgerichtet, den besten Appetit gewünscht, sich dann entfernt hatte, setzte sich die Mutter mit den Kindern nochmals zu Tisch. In ihren Gebeten vergaßen sie nicht, dankend der edlen Geber zu gedenken.

Wie labten sich die Kinder an den guten seltenen Speisen! Wie erquickte die Mutter ein Gläschen des alten guten Weines, noch mehr das zufriedene fröhliche Plaudern der Kinder! Neue Lebenskraft war vereint mit der Hoffnung bei ihr eingezogen, und trotz körperlicher Schwäche fühlte sie sich stark, Alles muthig zu ertragen.

Als am Abend das kleine Kindchen wieder ruhig schlief und die Mutter hoffen durfte, daß ihr Töchterchen auf kurze Zeit die Wache bei demselben ohne Gefährde würde besorgen können, warf sie rasch den Mantel um, nahm einige Flaschen des guten alten Weines und eilte flüchtigen Fußes durch die winkeligen Straßen der alten Stadt dem entsetzlichen düstern Hause zu, das ihr Liebstes barg. Es gelang ihr zwar nicht, zu ihrem Manne zu kommen; der Aufseher, so gerne er auch gewollt, durfte einen weitern Besuch bei dem Gefangenen ohne vorherige Erlaubniß des Richters nicht gestatten. Wohl aber versprach er gerne der bittenden Frau, die Flaschen sofort selbst in die betreffende Zelle zu tragen und sie dort nebst ihren innigsten herzlichsten Grüßen und der Versicherung, daß zu Hause Alles wohl und gut stehe, abzugeben.

Dem armen Gefangenen wird die erquickende Gabe des braven edlen Gebers gewiß auch wohlgethan haben, sicher aber noch mehr die beruhigenden Worte, die er aus dem Munde des Schließers über die Seinigen hörte. Hoffen wir, daß ihm eine ruhige Nacht wurde, daß schöne Traumbilder ihn entschädigten für die Qual der letzten Tage, ihn stärkten, das, was das Schicksal noch über ihn verhängt hatte, ruhig, gefaßt zu ertragen!

### VI.

### Der Morgen dämmert.

Der kleine Rentner hatte im Laufe des Nachmittags allerlei vergebliche Versuche gemacht, um den Postdirektor sowie den Untersuchungsrichter zu sehen und zu sprechen. Ersterer hatte in einer wichtigen Angelegenheit plötzlich eine Reise antreten müssen und wurde erst am andern Tage wieder zurückerwartet, also sagte man ihm auf der Post. Der andere Beamte war mit Geschäften überhäuft und Herr Waldheim konnte auch seiner nicht habhaft werden. Doch erfuhr er auf einem der Büreaus unter der Hand, daß die Untersuchung in Sachen Waldner's eifrigst fortgesetzt werden würde. Es blieb dem gutmüthigen Manne, der da so gerne helfen wollte, nichts anders übrig, als zu warten und die arme Frau Waldner zu trösten, so gut er es vermochte. Diese und die Kinder hatten ihm bei seiner Wiederkehr am folgenden Morgen so herzlich gedankt, er hatte sich in dem Kreise der kleinen Familie so wohl gefühlt, daß er nochmals Alles aufzubieten beschloß, was nur irgend in seinen Kräften stehe, um hier zu helfen, wie auch die Sache sich wenden, welchen Ausgang sie nehmen möchte.

Endlich gelang es ihm, den Postdirektor zu sprechen. Derselbe war sehr verstimmt von seiner kleinen Reise zurückgekehrt. Waldheim fand überhaupt das ganze Postpersonal in ziemlicher Aufregung

Digitized by Google

und Unruhe. Es mußte etwas Besonderes, Wichtiges vorgefallen sein und allerlei Vermuthungen, kühne Hoffnungen für den Erfolg seiner Bemühungen, das Wohl seiner Schützlinge betreffend, tauchten in ihm auf.

Nicht lange sollte er in Ungewißheit dessen bleiben, was da vorgefallen. Der Postdirektor theilte ihm mit, daß ein abermaliger und wahrhaft räthselhafter Postdiebstahl begangen worden sei. Im Laufe des gestrigen Tages sei ihm die Anzeige geworden, daß ein Brief, beschwert mit 200 Thaler, der seinen Weg durch den hiesigen Postrayon genommen, nicht an seinem Bestimmungsorte angelangt, sondern spurlos verschwunden sei, und zwar allem Anscheine nach im hiesigen Postlokale. Er habe deßhalb gestern sofort die Reise nach der Grenzstation seines Postbezirks gemacht und dort von dem Beamten die vollständigsten Beweise erhalten, daß das Objekt alldort angelangt und weiter befördert worden sei. Auf hiesiger Post habe dann das fragliche Postfelleisen die Nacht gelagert und sei am folgenden frühen Morgen weiter expedirt worden zur nahgelegenen Stadt, allwo sich, als am Knotenpunkte sämmtlicher Posten, das Hauptpostamt befand. Auch dorthin habe er sich nun verfügt und daselbst sei ihm eben so unumstößlich festgestellt worden, daß die fragliche Geldsendung alldort nicht angelangt war. Es sei deßhalb so gut wie erwiesen, daß das Geld in seinem Lokale, während es hier die Nacht gelagert, aus dem wohlverschlossenen Postfelleisen entwendet worden, und dies könne nur durch einen Beamten der Post geschehen sein. Eine Untersuchung würde natürlich eingeleitet werden; auch habe er bereits alle Beamten hoch und niedrig vernommen, bis auf den Briefträger Meusel, der zur Zeit sich bei dem Untersuchungsrichter in Sachen Waldner's befinde. Diesen werde er doppelt strenge vernehmen, da derselbe, obgleich ein langjähriger und stets treuer Diener, doch zur Zeit in eine ähnliche zweideutige Angelegenheit verwickelt sei.

Also erzählte der Postdirektor, dem die Sache höchst unangenehm war, dem hoch- und freudig aufhorchenden Waldheim. Dieser stellte seinem Freunde nun mit beredten Worten vor, wie er die Familie Waldner gefunden, welchen überaus guten Eindruck diese auf ihn gemacht und wie er für seine Person keinen Augenblick mehr an der Unschuld Waldner's zweifle. Der Postdirektor, kälter und weniger Enthusiast als sein gutmüthiger Freund, meinte, daß die Untersuchung die Wahrheit in dieser Angelegenheit gewiß ans Licht ziehen würde. Er nahm sich aber dabei um so fester vor, Meusel auf's schärfste zu inquiriren und fortan zu beobachten.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Vor wenigen Tagen — schreibt man aus Berlin — starben hier drei kaum eine Woche alte Kinder an einer neu entdeckten Krankheit, der „Statutenkrankheit". Da diese Krankheitserscheinung wahrscheinlich noch ziemlich unbekannt sein wird, so wollen wir dem allgemeinen Verständniß durch eine kurze Darstellung der Symptome entgegenkommen. Die Opfer der Krankheit waren die am 25. Dez. v. J. von der Frau eines armen Steinsetzers geborenen Drillinge. Der Mutter fehlte es gänzlich an Nahrung für die Kleinen, eben so wenig besaß der Mann die Mittel zum Ankauf einiger Schachteln „Auerbach'schen Kindermalzpulvers" oder eines andern Surrogats für die mangelnde Muttermilch. In seiner Verzweiflung wandte sich der arme Steinsetzer an den „Frauenverein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen". In diesem Stadium aber entwickelte sich die gedachte neue Krankheit. — Der „Frauenverein" konnte und wollte gern helfen, aber — — die Vereinsstatuten verboten dies! Denn dieselben gestatteten Unterstützungen ausdrücklich nur an solche Wöchnerinnen, die mindestens — 12 Monate verheirathet sind, während die junge Mutter der Drillinge erst — 10 Monate in der Ehe lebte, so daß mithin 2 volle Monate an dem in den Statuten vorgesehenen Zeitraume fehlten. Während der Steinsetzer mit dem Vorstande des Vereins noch über den verhängnißvollen Statuten-Paragraphen diskutirte, fanden die 3 jungen Weltbürger es für angemessen, in Anbetracht des ihren verweigerten Budgets das Zeitliche zu segnen! — Dem Vernehmen nach soll durch eine 12monatliche Ehe die Sittlichkeit der Mutter vor der Verheirathung konstatirt und hiernach der Wöchnerin Hilfe gewährt oder verweigert werden!?

## Buchstabenräthsel.

Mit K werd' ich gesteckt,
Doch nicht in kühle Erde.
Mit L werd' ich erschreckt
Ganz leicht — selbst in der Heerde.
Mit O oft starke Wellen
An mir machtlos zerschellen.
Mit St schmück' im Walde
Ich jedes Berges Halde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Dienstag, 9. Februar 1864.


## Zwei Engel.

Kennst du die Engel, die für dieses Leben,
Wenn bitt'rer Schmerz das arme Herz bewegt,
Der güt'ge Gott dem Menschen mitgegeben,
Bis man ihn starr in's kühle Grab gelegt?
Kennst du die Engel, die uns freundlich winken,
Wenn uns das Unglück zu erdrücken droht;
Die uns begleiten, bis wir sterbend sinken?
Die beiden Engel heißen — Schlaf und Tod!

Hier kniet ein Kind — aus seinem Auge weichen
Will nicht des Schmerzes bittre Thränenfluth;
Es kniet ja bei des Vaters, bei der Mutter Leichen,
An deren Brust noch gestern es geruht.
Heut' steht's allein! Was es geliebt auf Erden,
Der eine Engel hat es ihm geraubt.
„Herr!" — bittet es — „o laß' bald Abend werden,
Denn meines Glückes Baum ward früh entlaubt!"

Dort steht verkannt ein Jüngling und betrogen
Um seines Lebens höchstes, schönstes Gut —
Die Lieb', die Freundschaft haben ihn belogen,
Der Freiheit floß umsonst sein edles Blut.
Nun weilt er fern vom lieben Heimathlande,
Und finst'rer Schmerz durchfurcht sein Angesicht.
„Zurück!" — ruft's laut in ihm. — Ach, der Verbannte,
Er hört den Ruf, doch — folgen darf er nicht.

Die Jungfrau hier, in ihren goldnen Locken
Den schönsten Schmuck, den grünen Myrthenkranz;
Das Herz voll Glück, denn schon hört sie die Glocken
Ihr leise rufen zu dem Hochzeitstanz.
Da sieht sie plötzlich, wie mit diesen Blüthen
Treuloses Spiel ein list'ger Frevler treibt,
Und es entflieht — Glück, Hoffnung, Ehre, Frieden,
Indeß der Schmerz ihr — mit der Liebe bleibt.

Und dort das Antlitz gramentstellt zerrissen,
In das kein Einz'ger ohne Grauen blickt? —
Das ist die Schuld! Die Züge, die's Gewissen
In des Gefall'nen edel Antlitz drückt.
„Ist denn des Mitleids Born, o Gott! versieget?"
So stöhnt der Mensch. „Bin ich verflucht?
Ist's nicht genug, daß hier im Staube lieget
Dies elend Ding, das jeden Schmerz versucht?"

Da schweben sanft die beiden Engel nieder;
Hier kehrt der Schlaf, der Tod kehrt dorten ein.
Der Schlaf — bringt Trost, der Tod bringt Ruhe wieder, —
Nach kurzer Trübe beide Sonnenschein.
Ein lichter Traum, von Engelshand geboren,
Gibt Kind und Jungfrau wiederum zurück
Der Tod, dem Jüngling und dem Mann, was sie verloren —
Die Eltern, Liebe, Vaterland und Glück.

## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Mein theuerer Lord und Gatte," beharrte Zerlina mit Enttäuschung im Ton, „warum wünschest Du mich denn gerade in dieser Villa mehr denn irgendwo sonst zurückzuhalten? Ich bin zu unbedingtem Gehorsam in allen Stücken bereit, aber —"

„Bist Du denn entschlossen, immer die Gründe von Allem zu wissen?" fiel Eswald mit düster werdender Miene ein. „Gelobtest Du nicht erst gestern Abend, mich zu lieben und mir zu gehorchen?"

„Ja, Percy, o ich thue es, — ich will — ich will!" rief das junge Geschöpf halb erschreckt.

„Dann wisse, Zerlina, daß ein wirklich liebendes Weib gehorcht und glaubt, ohne zu fragen," war die fast strenge Antwort.

Zerlina erröthete.

„Er hat Recht," dachte sie. „Es ziemt sich nicht für mich, in seine geheimen Beweggründe eindringen zu wollen, nachdem er mich durch seine Hand so hoch geehrt hat."

Eswald aber, der in ihren Zügen ihre Reue las, zog sie zu sich, streichelte ihre Sammtwange und sagte begütigend:

„Liebe mich, Kind, ohne zu fragen; vertraue mir ohne zu zweifeln; höre mich an ohne zu argwöhnen; — dies ist der einzige Weg, der uns in der Verbindung, die wir geschlossen, zu vollkommenem Glücke führen kann."

„Ich will alles thun, was Du willst," stammelte Zerlina.

Aber schon hatte sich ein Schatten über ihren Sinn gelagert und ein Dorn ihr Herz berührt; und noch ungewöhnt an Verstellung, konnte sie dem vielgeübten Auge Eswald's dies nicht verbergen.

„Du wirst hoffentlich nicht so kindisch sein, Dich durch meine Worte verstimmen zu lassen," sagte er; „eine trübe Stirn ist durchaus nicht nach meinem Geschmack und Du mußt vermeiden, mich zu ermüden."

„Vergib mir, Percy," entgegnete das Mädchen leise und unterdrückte die aufsteigenden Thränen, „ich bin noch ungeübt in Selbstbeherrschung."

„Du sollst Dich auch nicht verstellen, thörichtes Kind," schmeichelte er wieder, „ich glaube doch nicht, ein so strenger Gebieter zu sein, daß Du es nöthig hast, vor mir ein Lächeln zu erzwingen, das Deine Seele nicht empfinden könnte?"

Und mit der vollen Wiederkehr der frühern Zärtlichkeit zog er sein arglosses Opfer an seine Brust und wehrte jetzt nicht den Thränen, die den schönen Augen Zerlina's entfielen, diesmal aber dem Glücke angehörten.

Dann stand er auf und führte sie unter eine kleine Säulenhalle, die vor den Fenstern hinlief.

„Wie wirst Du Dich heute unterhalten?" fragte er. „Dort sind Pferde, wenn Du reiten willst, ein Brougham, falls Du eine Spazierfahrt vorziehst; auch liegt ein kleines Boot bereit, sollst Du eine ruhige Stunde auf dem Flusse zubringen wollen."

„Wie gut und besorgt Du bist, Percy," rief sie aus. „Ich will heute nur einen kleinen Spaziergang machen und alles Andere aufschieben, bis Du mein Führer und Beschützer sein kannst."

„Wie Du willst, mein Liebling; und wisse, daß der Page Ulrich, mit dem ich gestern Abend einen Augenblick in der Halle sprach, eine passende Begleitung für Dich sein wird. Er ist zuverlässiger, als die andern Dienstboten und nicht halb so neugierig, deßhalb habe ich ihn zu Deinen Befehlen eigens hierher beordert."

Bald darauf nahm Lord Eswald von seiner schönen Gefährtin zärtlich Abschied und ritt zur Eisenbahnstation. Mit freudigem Stolze sah sie seiner stattlichen Erscheinung nach, bis eine Wegesbiegung ihn ihren Blicken entzog.

Plötzlich flüsterte eine Stimme in ihr Ohr:

„Zerny!"

Mit einem Ausruf der Ueberraschung wandte sie sie sich um und gewahrte den Pagen Ulrich.

Sein Kopf war jetzt unbedeckt und in den reichen goldenen Locken, in der klaren jungen Stirn, den schimmernden blauen Augen, so schüchtern und unschuldig in ihrem Ausdruck, erkannte Zerlina die Gespielin ihrer Kinderjahre, — die langverlorene Eola!

Im nächsten Augenblick lagen sie einander in den Armen, denn ungeachtet ihrer entgegengesetzten Neigungen und des mancherlei Haders, der ihr früheres Zusammenleben bezeichnet, waren sie doch als Kinder desselben Volkes einander im Herzen zugethan und durch Erinnerungen an das, was sie Heimath genannt, mit einander verbunden. Sobald jedoch die erste warme Aufwallung vorüber, erinnerte sich die Aeltere, daß sie Lady Eswald war und die Jüngere, daß sie schmählich verlassen worden.

„Ah, Zerny! Wie konntest Du so grausam gegen mich sein?" rief die Letztere.

„Was bedeutet diese sonderbare Verkleidung?" rief die Erstere.

Dann blickten sie sich in stummem Erstaunen an. Zerlina brach zuerst das Schweigen.

„Ich vermuthe, Du weißt, — Du hast gehört," stammelte sie, „daß ich jetzt, — daß ich als Lady Eswald hier bin?"

„Ich habe nichts gehört, — ich weiß nichts," entgegnete der Pseudopage, „die Leute hier sind wie taub und stumm."

„Das ist des Lords Wunsch," bemerkte Zerlina mit Stolz; „unsere Heirath soll für einige Zeit geheim bleiben, und natürlich dürfen die Domestiken nicht darüber sprechen."

Eola zuckte bei dem Worte „Heirath". Durch langes Grübeln und allmälige Kenntniß des Getriebes der Welt, war sie zur Gewißheit über ihrer Mutter Schicksal gelangt, und sie fragte sich, welches größere Recht denn Zerlina hatte, als die unglückliche Urheberin ihres Daseins?

Und welche sonderbare Glückslaune hatte die Gefährtin ihres wandernden und ärmlichen Heimathlebens auf die Höhe des Reichthums und weltlicher Ehren gehoben, während sie, — das Kind des Mannes, den Jene Gatte nannte, — in lästiger Verkleidung das Brod der Dienstbarkeit essen mußte?

Aber ihre natürliche Seelengüte besiegte die aufsteigende Bitterkeit und rief die Sorge für Zerlina wach.

„Bist Du auch gewiß," sagte sie, „seine Gattin zu sein?"

„Wie kannst Du eine solche Frage wagen?" rief Jene mit aufbrausendem Zorn, „wie darfst Du Dich erdreisten, meine Ehre in Zweifel zu ziehen?"

„Vergib mir, Zerny;" flüsterte Eola traurig, „ich hätte so nicht fragen sollen; es kam daher, weil ich dachte, wie Andere betrogen wurden."

„Andere — betrogen! Was soll das heißen? Doch nicht, — gewiß, — doch nicht, — Du —?"

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Während solches Gespräch auf der Post geführt wurde, befand sich der Briefträger Meusel, ohne Kenntniß dessen, was da vorgefallen, vor dem Untersuchungsrichter. Die Sache Waldner's hatte sich bedeutend verschlimmert. Es war dem armen Manne nicht möglich geworden, irgend einen Beweis für seine Angabe bezüglich der Goldstücke beizubringen. Der Aufenthalt seines reisenden, so ziemlich alleinstehenden Freundes hatte nur oberflächlich ermittelt werden können. Briefe waren zwar geschrieben, nach den verschiedensten Richtungen hin abgesendet worden, doch bis jetzt ohne Erfolg. Auch vermochte Waldner durchaus Niemanden zu nennen, der ihn damals auf dem Perron des Bahnhofes gesehen und wie er mit einem Fremden gesprochen, da er eben keine ihm bekannte Persönlichkeit dort bemerkt zu haben vorgab. Indessen fand sich eben so wenig in der Stadt ein Banquier oder Geldwechsler, welcher um jene Zeit eine englische Banknote gegen Gold umgesetzt haben wollte. An dem benachbarten größeren Handelsplatze waren dergleichen Geschäfte vielfach vorgekommen, doch war es eine Unmöglichkeit, festzustellen, ob gerade Waldner eine solche Note eingewechselt oder nicht. Meusel hatte bis jetzt trotz der dringendsten, schärfsten Einreden auf seiner einmal gemachten Aussage beharrt und sich jederzeit bereit gezeigt, dieselbe zu beschwören. Er wurde zur Zeit nochmals Waldner gegenüber gestellt, doch ohne andern Erfolg als den schon früher mitgetheilten. Der Richter mußte Meusel endlich entlassen, und als dies geschehen, kündigte er Waldner an, daß er nunmehr die Untersuchung selbst schließen müsse, um die Sache zur endlichen Aburtheilung — dem Schwurgerichte, welches kurz nach Ostern zusammen treten würde, zu übergeben.

Es war dies ein neuer und schrecklicher Schlag für den armen Mann, und verzweifelnd an seinem Schicksal, das Herz zerrissen von Kummer und Weh über das traurige Loos seiner Familie, kehrte er in seine kalte öde Zelle zurück.

Nach Meusel's Ankunft auf der Post war derselbe vor den Herrn Postdirektor gefordert und von diesem bezüglich des neuen räthselhaften Diebstahls befragt worden. Der Briefträger hörte die Mittheilung der gravirenden Thatsache ruhig an, ohne eine weitere Veränderung in seinen Mienen zu zeigen als ein stumpfes Erstaunen. Auch wußte er in der gleichgiltigsten Weise von der Welt darzuthun, daß er weder mit dem Briefs- und Paketwagen an der Eisenbahn gewesen, um die Nachtpost in Empfang zu nehmen — da dies ja gar nicht zu seinem Dienst gehöre und er nur ausnahmsweise dazu beauftragt werde — noch daß er am Abend oder am andern Morgen mit dem Postselleisen oder dem Briefbeutel zu schaffen gehabt habe. Er nannte diejenigen seiner Kollegen, die solches gewiß bezeugen könnten und würden. Der Postdirektor mußte sich damit zufrieden geben. Die Aussagen Meusel's waren so natürlich, anscheinend so wahr, wurden auch durch einige Fragen an die genannten Personen so vollständig bestätigt, daß der durch den Bericht Waldheim's aufgetauchte Verdacht gegen den alten Mann schon wieder vollständig zu schwinden begann. Der arme Postvorstand wußte sich fast nicht mehr zu helfen. In seinem Bezirk, der übrigens von Grenze zu Grenze nur wenige Meilen umfaßte, in seinem Postlokale war das Geld verschwunden, das stand fest; er mußte darüber Auskunft geben, das einmal begangene Verbrechen ans Licht ziehen. Da ihm dies aber persönlich nicht gelingen zu wollen schien, so mußte er natürlich die Gerichte zu Hilfe nehmen, hoffend, daß diese in ihren Untersuchungen glücklicher sein würden wie er selbst.

Waldheim hatte das Resultat der Untersuchung gegen Waldner, die Verweisung der Angelegenheit vor das Schwurgericht erfahren, und diese traurige Nachricht mit so viel Schonung als möglich der armen Frau Waldner mitgetheilt, zugleich aber auch das neue zu Tage getretene Verbrechen, an das er die größten Hoffnungen für seinen Schützling knüpfen durfte. Es war ein fast vernichtender Schlag für die arme Frau, und es bedurfte aller Anstrengung von Seiten des guten alten Herrn, um sie nur einigermaßen aufrecht zu halten. Doch langsam sammelte sie sich wieder und öffnete Herz

und Ohr willig den Trostgründen ihres Beschützers. Es däuchte ihr bald selbst, daß die Unschuld ihres Gatten von den Geschwornen erkannt werden müsse, und sie betrachtete es als eine Fügung des Himmels, daß gerade jetzt ein neues und ähnliches Verbrechen begangen worden war, fest überzeugt, daß Niemand anders der Thäter desselben sein könne, als der schlechte, schurkische Mensch, der ihren armen Mann so tief ins Unglück gebracht.

Es war eine wahre Leidenswoche, die die arme Frau durchlebte. Doch der Gedanke, daß der Herr und Erlöser in dieser Zeit auch so hart und unschuldig gelitten, gab ihrem gläubigen Herzen Muth und Kraft, das eigene schwere Kreuz geduldig zu tragen, ein Anrecht, auch ihrer endlichen Auferstehung aus dieser Leidensnacht hoffend zu gedenken.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Wir glauben uns den Dank aller auf Sparsamkeit hinzielenden Haushaltungen zu erwerben, wenn wir auf ein Buch aufmerksam machen, dessen sehr ausführlichen Titel wir hier vollständig mittheilen. Es heißt: „**Benutze Alles und laß in der Wirthschaft nichts umkommen!** Oder wie man aus den Resten der Mahlzeiten schmackhafte Gerichte nochmals und mit aller Nettigkeit auf den Mittags- und Abendtisch bringen kann. Nebst praktischen Vorschlägen zur bedeutenden Ersparniß in jedem Artikel des hauswirthschaftlichen Bedarfs, denen zufolge bei erhöhter Behaglichkeit die Hauswirthschaftspflichten vereinfacht, der Gewinn der Arbeit vermehrt und der gesammte Aufwand einer Familie um den vierten Theil verringert werden kann. In langjähriger Erfahrung gesammelt und herausgegeben von Hermann und Sophie Körner. 25 Sgr."

In diesem Titel ist eigentlich schon der ganze Inhalt des praktisch-brauchbaren Buches dargethan und es genüge zur Empfehlung desselben allein unsere Mahnung: „Ihr Hausfrauen und Alle, die Ihr einer Wirthschaft vorzustehen berufen seid, lernt dieses Buch kennen, — es wird Euch und Eurem Hausstande zum Segen gereichen!"

## Mannigfaltiges.

Eisenbahn-Theater. Auf der Manchester-Liverpooler Eisenbahn hat ein Herr Smarth den Versuch gemacht, ein Eisenbahn-Theater ins Leben zu rufen. Fünf lange Waggons sind derart eingerichtet, daß das Ganze einem langen Saal gleicht. Der gewölbte Plafond ist mit Lustres, die Seitenwände des Raumes sind mit akustisch gebauten Holzwänden versehen, ferner sind eine Menge mechanische Vorkehrungen getroffen, um jedes störende Geräusch so viel als möglich fern zu halten. Auf dem Dache ist eine Vertiefung, wo sechs Musiker mit ihren Instrumenten Platz haben. Die Bühne erhebt sich ungefähr sechs Fuß über das Niveau des Waggons. Die Scenen sind derart eingerichtet und berechnet, daß mit je einer Station eine Scene beendet ist. Am 8. Dezember 1863 gab Herr Smarth mit seiner aus zwölf Köpfen bestehenden Truppe die erste Vorstellung, es war das in England sehr populäre Stück: „Die Kunst, eine böse Sieben zu zähmen", und fand außerordentlichen Beifall.

Ballmann, der bekannte beliebte Komiker des Leipziger Theaters, kehrte einst spät in der Nacht aus einer Gesellschaft zurück. Lustig, wie immer, trällerte er ziemlich laut einige der neuesten Opern-Arien vor sich hin. Plötzlich trat einer der mit langen Spießen bewaffneten Nachtwächter auf ihn zu: „Herr, wissen Sie nicht, daß man in Leipzig, wenn man nach Hause geht, nicht singen darf?" Ruhig legte Ballmann seine Hand auf die Schulter des Bespießten und sagte: „Ja, lieber Freund, ich gehe aber noch nicht nach Hause."

In Dublin hat man vor einigen Jahren angefangen, die dortige Patrizius-Kathedrale zu restauriren. Die bisherigen Kosten der Restauration belaufen sich auf 80,000 Pfd. Sterling, welche ein einziger Mann, ein Bierbrauer, Herr Benj. Lee Guineß, bestritt, der zugleich die Laune hat, selbst Architekt des Baues zu sein.

In Utrecht hat man gefunden, daß Kinder, die am Keuchhusten leiden, dadurch rasch und sicher geheilt werden, wenn man sie in dem Reinigungslokale der Gasfabrik Gas durch einige Augenblicke einathmen läßt; in keinem Falle mißlang der Versuch.

Auflösung des Buchstabenräthsels in № 17:

Kamm, Lamm, Damm, Stamm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Freitag, 12. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Zerlina's dunkles Auge heftete sich mit einem Ausdruck argwöhnischer Eifersucht auf das verkleidete Mädchen.

Eola's feines Gefühl deutete den Argwohn in rechtem Sinne und mit tiefem Erröthen erwiederte sie: „Fürchte nichts. Ich bin keine der Betrogenen."

„Dann, um's Himmelswillen, wie kommst Du hierher? Was bist Du hier? Was ist Dir Lord Eswald?"

„Er ist — er ist —"

„Sprich!" gebot Zerlina ungeduldig.

„Ich bin sein Kind," sagte Eola leise, ohne die Augen vom Boden zu erheben.

„Sein Kind!" schrie Zerlina auf. „Sein Kind, sagtest Du? Es kann nicht sein. Du rasest, Eola."

„Es ist dennoch wahr, leider," entgegnete der Page. „Ich bin das Kind eines langvergessenen, schmählich verlassenen Wesens, das er einst geliebt."

„Ha! Wie kann ich es glauben? Und wenn es wahr wäre? Du bist also nicht meines Onkels Tochter? Bist Du nicht bei uns geboren?"

„Ich bin nicht Ralph's Tochter; wo ich geboren wurde, weiß ich nicht."

„Wie aber kamst Du zu der Kenntniß des Geheimnisses?"

„Das will ich Dir sagen. Du erinnerst Dich doch, daß, kurz zuvor wir von den Zigeunern wegliefen, wir eines Tages am Waldesrand in —shire zwei Reiter trafen?"

„Ja, gewiß. Der Eine war Lord Eswald. Immer seitdem habe ich an ihn gedacht!" sprach Zerlina mit Innigkeit.

„Ja und der Andere war sein Vetter, der später auf Reisen ging," sagte Eola seufzend, wie sie immer that, wenn sie Elwyn's gedachte.

„Als wir das Geld nach Hause brachten, das sie uns gegeben, gab es einen Streit zwischen Großmutter und Ralph, weil der Letztere das Gold verfluchte."

„Ja, ja, ich erinnere mich, und daß Mutter sagte, es wäre nur billig, daß er ein elendes Goldstück zum Unterhalt seines eigenen Kindes hinwürfe."

„Wir legten damals der Rede keine besondere Bedeutung bei. Später jedoch, in Croydon, belauschte ich ein Gespräch zwischen Ralph und Deiner Mutter Linda, welches mir Alles enthüllte."

„Und dies Alles verschwiegst Du mir?" rief Zerlina vorwurfsvoll. „Du machtest mich nie zur Vertrauten."

„Verzib mir, Zerny. Ich war ein thörichtes Kind und fürchtete Deine Neckereien."

„Ah, — das war es. Aber nun, diese Verkleidung? Was bedeutet das? Und warum bist Du in Seiner Lordschaft Diensten?"

„Ach, Zerny, ich liebe meinen Vater so sehr! Als Du mich verließest —"

„Ich verließ Dich nicht, Eola; ich ließ mich für eine Weile hinweglocken, weil Du schliefst und als ich wieder zu Dir eilte, warst Du verschwunden. Aber erzähle mir Deine Geschichte, später sollst Du die meine hören."

### 14.

„Laß mich in meiner Erzählung kurz sein," begann Eola, „man könnte uns überraschen und wir dürfen nicht zu viel und vertraut mit einander gesehen werden.

„Als ich auf den Treppenstufen der Kirche erwachte, sah ich Dich nicht. Ich glaubte anfänglich, Du hättest Dich aus Scherz versteckt, bald aber erkannte ich mit wachsender Angst, daß ich Dich, meine einzige Stütze, auch verloren hatte. Ich lief durch die Straßen, ich rief Deinen Namen, — umsonst — das Menschengewühl, meine Verzweiflung,

Digitized by Google

Hunger und Erschöpfung, raubten mir fast die Sinne. Ich hatte keinen Penny bei mir und keine Aussicht, Hülfe zu finden. Nur wie im Traum war ich mir bewußt, daß ich mich auf der Treppe eines großen Hauses niedersetzte und stumpfen Blicks auf ein anderes Haus hinsah, das gegenüber lag.

„Da öffnete sich die Thür desselben und zwei Herren traten heraus. Der Eine winkte einem Fiaker und rief: „Nach Vaurhall!"

„Ich fuhr aus meiner Betäubung auf, — es war mein Vater!

Ihn so unerwartet wiederzusehen, gab mir neue Kraft. Ich hatte nur noch einen Wunsch: nach Vaurhall zu gelangen, obschon ich keine Ahnung hatte, wo Vaurhall lag und was es war."

„Ohne das Unsinnige meines Unternehmens zu überlegen, raffte ich mich auf und rannte in der Richtung hin, die der Wagen eingeschlagen. Es dunkelte bereits, in wenigen Augenblicken war er verschwunden.

„Mein Gott, mein Gott! rief ich laut und in Thränen ausbrechend.

„Was fehlt Dir, Kleine?" fragte mich Jemand.

„Ein elegant gekleideter junger Mann stand vor mir.

„Können Sie mich auf den Weg nach Vaurhall weisen?" fragte ich rasch.

„Was willst Du in Vaurhall?"

„Einen Herrn aufsuchen," entgegnete ich arglos.

„Der junge Mann lachte.

„Du bist aufrichtig," sagte er, „daher will ich es auch sein. Ich gehe ebenfalls nach Vaurhall und um eine Dame aufzusuchen. Ich will sogar den Angenehmen für Dich spielen und Dich im Fiaker mitnehmen. Hast Du Geld? Nein? — Nun so bezahle ich auch das Eintrittsgeld für Dich!"

„Was ist denn Vaurhall, Sir," fragte ich.

„Halte mich nicht zum Besten, mein Engel, als ob Du's nicht wüßtest; — Lustgärten."

„Die Fahrt dauerte ziemlich lange, aber mein Begleiter sprach nicht mehr.

„Als der Wagen hielt, half er mir aussteigen, zahlte das Eintrittsgeld, sagte: „Dies ist Vaurhall," und ließ mich stehen.

„Musik, Gelächter und lautes Gespräch ertönte um mich her. Geputzte Gestalten, farbige Lampen, düstere Alleen, rauschende Bäume, weiße Statuen, plätschernde Fontänen, Alles schien sich vor meinem geblendeten Auge im Kreise zu drehen. Nur das Eine war mir sofort klar, — daß ohne einen besonders glücklichen Zufall ich in diesem Gewirr meinen Vater nicht würde herausfinden können.

„Von Neuem sah ich trostsuchend zum Himmel auf und wirklich traf ein tröstender Anblick mein Auge. Ich gewahrte ein ausgespanntes Seil.

„Hier kannst Du Beschäftigung finden, sagte ich zu mir selbst.

„Ich fragte mich bis zum Unternehmer der Lustbarkeiten durch und bot ihm meine Dienste an. Er betrachtete ungläubig und mißtrauisch meine schmächtige Gestalt und mein blasses Gesicht, sagte aber, daß, wenn ich mich wirklich auf's Seiltanzen verstünde, ich ihm sehr erwünscht käme, denn dies sei die letzte Nacht und die einträglichste der Saison in London, und seine beste Tänzerin habe gestern einen Unglücksfall gehabt und sei außer Stande mitzuwirken.

„Ich bat und flehte, er möge es mit mir versuchen, die Noth trieb ihn zur Einwilligung. Man gab mir zu essen und zu trinken, legte mir die schimmernden Gewänder meiner verunglückten Vorgängerin an und ließ mich beginnen. Von dem Verlangen beseelt, dem Unternehmer keine Unehre zu machen und noch mehr von dem Gedanken, daß mich vielleicht mein Vater sähe, that ich, was in meinen Kräften stand; rauschender Beifall bewies mir auch, daß ich die Vorstellung zur Zufriedenheit der Anwesenden durchgeführt hatte.

„Gleich darauf bot mir der Unternehmer an, mich bei sich zu behalten und nächsten Tages mit nach Manchester zu nehmen.

„Meinen Vater hatte ich nicht wiedergesehen.

„In Manchester mußte ich allabendlich in einem großen Saale mich im Seiltanzen produziren und erhielt eine verhältnißmäßig gute Bezahlung. Ich wohnte bei meinem neuen Herrn und seiner Frau und würde, ungeachtet der oft übeln Behandlung, vielleicht noch lange bei ihnen geblieben sein, wenn nicht ein besonderes Ereigniß mich abermals schutzlos in die Welt hinausgetrieben hätte.

„Das Ehepaar hatte einen Neffen bei sich, einen kleinen, schwächlichen Knaben von kaum zwölf Jahren. Willie sollte auch Seiltänzer werden, war aber leidenschaftlich der Musik ergeben und hatte keinen höhern Wunsch, als Organist zu werden. Er nahm heimlich Unterricht auf der Orgel und ich bezahlte die Stunden von meinem Verdienst. Sein Lehrer, der sich für ihn interessirte, verwandte sich bei einflußreichen Personen und erwirkte ihm eine Freistelle in einer Musikbildungsanstalt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

### VII.

Ostern — Auferstehung.

Einige Tage nach dem oben erzählten Vorfall auf der Post waren verflossen und der Samstag vor Ostern war da. Da geschah etwas Merkwürdiges. Der Postdirektor empfing am Nachmittage jenes Tages ein Schreiben von dem Absender der verschwundenen 200 Thaler, worin ihm dieser mittheilte, daß er soeben das vermißte Geld in einem einfachen Couvert liegend und ganz wie einen gewöhnlichen Brief durch die Post erhalten habe. Zugleich sandte er das beschriebene Couvert dem Herrn Postdirektor zu, auf daß dieser vielleicht durch die Handschrift den Thäter ermitteln könne, der, das Begangene gewiß bereuend, es auf solche Weise hatte ungeschehen machen wollen und deßhalb wohl auch eine mildernde Beurtheilung seines Vergehens verdiene.

Der erstaunte Postvorstand las den merkwürdigen Brief mehrmals durch, warf die sonderbare unerwartete Lösung der räthselhaften Begebenheit in seinem Kopfe hin und her, und als er sich dann in etwas von seinem Erstaunen erholt hatte, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit dem verdächtigen und verrätherischen Couvert zu. Dasselbe trug den Poststempel der nahgelegenen großen Stadt, und war demnach alldort der Post zur Beförderung übergeben worden. Der Diebstahl aber hatte an hiesigem Orte, in seinem Lokale stattgefunden. Der Thäter hatte aller Wahrscheinlichkeit nach, um den Verdacht von sich abzulenken, den Brief nach jener Stadt gebracht oder durch einen Vertrauten bringen lassen. Es handelte sich nun darum, diesen zu ermitteln, und solches konnte nicht allzuschwer sein, da die groben Schriftzüge der Adresse, obschon sichtlich entstellt, dennoch eine gewisse Eigenthümlichkeit zeigten. Der Dieb, der da meinte, mit aller Schlauheit gehandelt, jede Spur seines Verbrechens von sich abgeleitet zu haben, hatte wahrscheinlich nicht daran gedacht, daß seine eigene Hand ihn anzeigen, der strafenden Gerechtigkeit verrathen und überliefern würde.

Der Direktor berief sofort die Vorstände der verschiedenen Büreaux in sein Kabinet, und ohne ihnen von dem merkwürdigen Inhalt des empfangenen Schreibens irgend etwas mitzutheilen, zeigte er das Couvert vor und fragte sie, ob einem von ihnen die Schriftzüge auf demselben wohl bekannt wären. Der erste der Herren, welcher das Couvert betrachtete, meinte unbefangen, daß die Schrift, wenn sie sich nur ein wenig fließender darstellte, genau der des Briefträgers Meusel gliche.

Ein anderer Beamte, in dessen Departement Meusel am meisten verkehrte, äußerte sich in gleicher Weise und fügte noch hinzu, daß der Herr Direktor sich davon am besten durch irgend einen Vergleich überzeugen könne. Notizen von Meusel's Hand seien in verschiedenen Dienstbüchern in Menge vorhanden, und er wolle, im Falle der Herr Direktor es wünsche, einige derselben sogleich herbeiholen.

Der Direktor bejahte natürlich diesen Vorschlag, und der Beamte brachte denn auch bald darauf mehrere Bücher, in denen er verschiedene Eintragungen des Postboten dem Direktor und seinen Kollegen vorzeigte. Alle erkannten sofort die genaue Uebereinstimmung dieser Schriftzüge mit denen des Couverts, und nun erzählte der Postvorstand seinen horchenden und staunenden Untergebenen, was das Couvert enthalten und was jener Kaufmann ihm geschrieben. Es war kein Zweifel mehr, Meusel, der alte langjährige Diener der Post, auf dessen Treue und Zuverlässigkeit man so fest gebaut, hatte den Diebstahl begangen, ganz sicher auch den fraglichen Brief, wegen dessen Waldner in Untersuchung, in so schwere Haft gerathen war, unterschlagen, vielleicht gar noch andere Verbrechen, die bis dahin nicht an das Tageslicht gekommen waren, verübt. Die Herren waren auf's Aeußerste erstaunt und entrüstet, doch auch wieder erfreut darüber, daß das begangene Verbrechen, welches unentdeckt auf dem ganzen Personal haften geblieben wäre, durch einen solchen Zufall, oder vielmehr durch den Verbrecher selbst bloßgelegt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

## Gemeinnütziges.

(Etwas über die Heizung der Zimmer.) Ich habe den so oft wiederholten Ausspruch, Kälte sei leichter zu ertragen als Hitze, da man sich gegen die erstere weit besser als gegen die letztere schützen könne, als einen Gemeinplatz stets mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung behandelt, heute jedoch ertappe ich mich selbst in Gedanken darauf.

Die Sonne scheint ihre stärkste Kraft für die letzten Augusttage aufgespart zu haben, ihre glühendheißen Strahlen verbreiten eine wahrhaft afrikanische Temperatur und ich sehe kein anderes Hilfsmittel, den Qualen der erschlaffenden Hitze zu entrinnen, als das Flügelroß der Phantasie. Durch

sie versetze ich mich plötzlich nach einem schönen klaren Winterlage; blendend weiß sind die Straßen, der festgefrorene Schnee knistert unter meinen Schritten, Pelz, Muff und Schleier sind gar nothwendige Kleidungsstücke, nichts aber geht über ein traulich erwärmtes und erleuchtetes Zimmer. Ja, der Winter ist noch einmal so angenehm, als der Sommer, man kann ja der Kälte entrinnen, indem man tüchtig einheizt. Doch halt! gerade durch das Heizen wird gar oft gegen die Gesundheit gesündigt. Ueber das Heizen der Zimmer möchte ich denn hier einige Worte sagen und auf diese Weise meine Sommertagsphantasie nutzbar für meine Leserinnen machen und ihnen darbieten in jenen Tagen, wo der Sommer längst Abschied genommen.

Unser Blut besitzt eine Wärme von 30° R. und verträgt weder einen höheren, noch einen niederern Grad der Erwärmung. Die Annahme liegt hiernach nahe, daß man in einem Zimmer, wo der erwähnte Wärmegrad herrscht, am behaglichsten fühlen müsse, die Erfahrung belehrt uns jedoch eines Andern. Unsere ganze Konstitution bedingt, daß wir stets einen bedeutenden Theil Wärme verlieren müssen; in einem Zimmer, wo 30° R. herrschen, würden wir also, wenn ich mich so ausdrücken darf, gewissermaßen in unserer eigenen Wärme ersticken. Wir fühlen uns nur wohl in einem Zimmer, dessen Luft bedeutend kälter ist, als unser Körper, wo wir mithin derselben einen Theil unserer eigenen Wärme abgeben können.

Ein gesunder Mensch fühlt sich am wohlsten bei einer Luftwärme von 15° R. Wer in dieser Temperatur fröstelt, ist entweder krank oder hat sich durch Unthätigkeit oder Reizbarkeit in einen krankhaften Zustand versetzt. Es bedarf, wo dies der Fall, meist nur einiger Leibesbewegung oder einer leichten Thätigkeit, um das richtige Gleichgewicht wieder herzustellen. Mehr, als dies gewöhnlich geschieht, sollte deßhalb darauf geachtet werden, die Familienzimmer und ganz besonders die Zimmer der Kinder nie höher als bis zu 15° R. zu erwärmen. Einige Grad Wärme weniger schadet den Kindern durchaus nicht, mehr aber ist nicht nur der Gesundheit nicht zuträglich, sondern macht sie schläfrig und träge. Jüngere Leute erzeugen, selbst wenn sie nur mit leichter Handarbeit beschäftigt sind, mehr Wärme, als sie bei 15° Wärme im Zimmer verlieren. Es ist ihnen daher nicht zu verdenken, wenn sie sich in einer Temperatur behaglich fühlen, wo ältere Leute frösteln. Der Jugend ist unter allen Umständen die durch Bewegung erzeugte Wärme zuträglicher, als die durch Heizung im Zimmer hervorgebrachte.

Bei bejahrten Personen, welche naturgemäß nicht mehr so viel Wärme hervorbringen, wie man bei 15° R. verliert, stellt sich das Verhältniß allerdings etwas anders. Sie frösteln in einer Zimmerwärme von 15° R. und dürfen dieselbe wohl um einige Grade erhöhen. Mehr als 18° R. ist aber auch für das Alter nicht rathsam, da eine zu hohe Luftwärme eine große Trockenheit erzeugt und dem Blute beim Ausathmen zu viel Feuchtigkeit entzieht; ein Beweis dafür ist, daß wir im heißen Zimmer stärkern Durst haben, als im kühlen. Eine wärmere Kleidung, welche die Körperwärme nicht so leicht fortströmen läßt, ist älteren Leuten daher weit zuträglicher, als ein zu warmes Zimmer. Ganz dasselbe gilt von Personen, welche ein leichtes Lungenleiden haben und deßhalb in mäßiger Wärme ein Frösteln empfinden, da sie durch die Athmung nicht die volle Wärme erzeugen können, welche sie bei 15° R. verlieren. Sie glauben sich Wohlbehagen durch ein im höheren Maße erwärmtes Zimmer zu bereiten, während sie sich durch die auf diese Weise hervorgerufene Trockenheit der Luft schaden, indem die Lungen beim Ausathmen stark angegriffen und dadurch oft ein recht ernstliches Uebel hervorgerufen ward.

Im mittleren Lebensalter richtet sich das Wohlbehagen der Zimmerwärme außerordentlich nach den Beschäftigungen. Am Schreib- und Nähtisch brennt bei 15° R. zuweilen der Kopf, während die Füße eiskalt sind, dagegen ermöglicht eine zu rüstiger Thätigkeit nöthigende Beschäftigung den Aufenthalt in einem weit kälteren Raume.

Fassen wir nun den Grad der Heizung als für die Gesundheit zuträglich in einer Durchschnittsangabe zusammen, so ist je nach den verschiedenen Altersstufen und Beschäftigungen 12° R. bis 18° R. die angemessenste Temperatur, die kein Wohnzimmer übersteigen sollte. Schlafzimmer sollten gar nicht, und wo dies geschieht, doch nur sehr mäßig geheizt werden.

## Mannigfaltiges.

Ein aufopfernder Vater. Ein Pfarrer fragte einen Bauer, der sein Kind taufen lassen wollte: „Welchen Namen soll der Knabe bekommen?“ „Ick weet nicht, Herr Pfarrer,“ antwortete der Bauer. „So gebt ihm Euern Namen, wie heißt Ihr denn?“ „Ick heeße Hans Jürgen; na wie Sie wollen, Herr Pfarrer, ick werde mir schonst ohne Namen behelfen.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Sonntag, 14. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Freimüthig theilte Willie seinen Angehörigen den Stand der Dinge mit und bat, die Laufbahn, die seiner Neigung angemessen war, verfolgen zu dürfen. Er fand den unerbittlichsten Widerstand und mußte eine schwere Mißhandlung erleiden. Noch Schlimmeres befürchtend, rieth ich ihm zur Flucht und half ihm dazu. Ich wußte, man würde meine Mitwirkung entdecken und mich für ihn büßen lassen, allein das schreckte mich nicht ab. Schläge waren mir nichts Fremdes und sonst fiel mir keine Strafe ein, die man mir auferlegen könnte. Allein es kam für mich eine andere Strafe.

„Ich verlor meine Stelle, — man stieß mich aus dem Hause.

„Nun war ich wieder heimathlos. Eines jedoch hatte ich gelernt, seit ich nach Deinem Verschwinden die Erfahrung gemacht, was es heißt, ohne Geld zu sein. Ich trug, seit ich über etwas Geld gebieten konnte, immer eine kleine Summe versteckt bei mir. Dieser Umstand war diesmal meine Rettung. Ich wußte mir keinen andern Rath, als wieder nach London zu gehen; laß mich Dir gestehen, Zerny, daß es die unbezwingliche Sehnsucht nach meinem Vater war, die den Rath unterstützte.

„Das Geld, das ich bei mir hatte, bezahlte die Eisenbahnfahrt, — in London angekommen, war ich abermals ohne alle Mittel. Aber den Kindern der Armuth ist Vieles bekannt, was Glücklichere nie erfahren; ich wußte, daß schönes, langes Haar gut bezahlt wird und ich wußte auch, daß das meine schön und lang war. Ich suchte nach dem Laden eines Coiffeurs, trat ein und bot mein Haar an.

„Der Mann mußte an derartige Anerbietungen gewöhnt gewesen sein, denn er sah gar nicht erstaunt aus, sondern fing sogleich an, mein Haar, seine Farbe, Länge und Gewicht, zu untersuchen.

„Dann sagte er, es sei fünfzehn Schillinge werth. Nach einigem Handeln erhielt ich einen Sovereign und überließ ihm dafür mein Haar.

„Nun ging ich in ein nahes Kaffeehaus und stärkte mich mit einer kleinen Mahlzeit.

„Zugleich benutzte ich die Gelegenheit, in der offen daliegenden Zeitung nachzulesen, ob nicht irgend eine für mich passende Stelle angezeigt war. Nach längerem Suchen fiel mein Auge auf die Zeilen:

„Gesucht im Haushalt eines Edelmannes ein
„junger Page von angenehmem Aeußern und an-
„ständiger Herkunft. Nachzufragen zwischen elf
„und vier Uhr Nro. 6, B. — Square."

„Es war meines Vaters Haus! Ich hatte in Manchester zu erfragen gewußt, wo er in London wohnte. Ich war dort mit verschiedenen Personen zusammengetroffen, welche mit den Londoner Verhältnissen gut bekannt waren. Ich hätte aber aus der Anzeige keinen Nutzen ziehen können, wenn Willie mich nicht während der Zeit unseres Beisammenseins lesen gelehrt hätte.

„O, Zerny, wie mein Antlitz glühte! Lord Eswald suchte einen Pagen, — mein Vater!

„War nicht mein Haar bereits knabenhaft geschnitten? Was brauchte ich mehr als einen Knabenanzug? Um meinem Vater nahe zu sein, konnte ich Alles wagen.

„In London erregt nichts Erstaunen. In der nächsten Stunde ging ich aus dem Magazin eines Händlers mit alten Kleidern als Knabe heraus, — der Erlös meines Haares hatte den Anzug bezahlt, — und wenig später stand ich vor Lord Eswald's Haushälterin, Mrs. Hardy, als Bewerber um die Pagenstelle.

„Sie sah ehrwürdig und gutmüthig aus und nachdem sie meine aus Wahrheit und Erfindung zusammengesetzte Erzählung angehört hatte, als sie

Digitized by Google

vernommen, daß ich ohne alle Angehörigen sei und meine letzte Stelle durch die Abreise meiner letzten Herrschaft von England verloren hatte, sagte sie mitleidig:

„Armes Kind, Sie sollen die Stelle haben. Sie sehen zwar zart und schwächlich aus, aber Ihre Pflichten sind auch leicht. Lord Eswald wünschte nur einen jungen hübschen Pagen, und so wird ihm die Wahl schon recht sein."

„Die gute alte Frau hat seitdem stets mütterlich für mich gesorgt und ich blieb in London in B. — Square, bis Lord Eswald mich hierher schickte.

„Meine Erzählung ist geendet. Seit fast zwei Jahren bin ich nun in meines jetzigen Gebieters Diensten; ich harre seines leisesten Winkes, ertrage geduldig seine wechselvolle Laune, und bete ihn ungekannt im Stillen an."

Eola schwieg und senkte ihr kindlich-schönes Haupt in Kummer um die Vergangenheit, in Sorge für die Zukunft.

Zerlina hatte der Mittheilung Eola's mit einem Interesse gelauscht, welches alle andern Rücksichten in den Hintergrund schob. Ganz von Neugierde erfüllt, vergaß sie ihre muthmaßliche Würde und ihren Arm vertraulich um des Pagen Schultern legend, bot sie ein Bild sonderbarer Verschmelzung der Dame und der Zigeunerin, der Gebieterin und der Freundin.

Allerdings glaubte sie sich von Niemanden gesehen, — dem war aber nicht so. Späheraugen der schlimmsten Art waren auf sie gerichtet.

„Und wann erkanntest Du mich zuerst?" fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Erst heute Morgen. Gestern Morgen konnte ich Dein Gesicht nicht sehen, da Du verschleiert warst. Vor einer Stunde schlich ich mich um die Kolonnade, Lord Eswald's Braut zu sehen, und erkannte Dich sogleich. Du bist Deiner Mutter so ähnlich. Fast hätte ich aufgeschrieen."

„Nun, Eola, ich glaube, auch ich hätte Dich sogleich wiedererkannt, selbst wenn Du mich nicht bei Namen genannt; es ist sonderbar, daß Eswald sich nie Deiner erinnerte. Freilich er hat ein schlechtes Gedächtniß für Gesichter; er erinnert sich sogar meiner nicht mehr."

„Ich dachte es. Aber willst Du ihm nie sagen, wer Du bist?"

„Nimmer; er kennt mich als die berühmte Tänzerin. Warum soll er erfahren, daß ich einst als zerlumptes Kind auf der Landstraße ein elendes Geldstück von ihm erbettete? Ich werde mein Geheimniß für ewig bewahren."

„Und das meine auch."

„Das Deine?"

„Ja. Ich flehe Dein Mitleid an, Zerny. Als die Freundin Deiner Kindheit, die Pflegetochter Deines Volkes, beschwöre ich Dich, es zu bewahren."

„Aber es ist unmöglich, Eola, ganz unmöglich."

„Um's Himmelswillen, sprich nicht so laut; Du kannst nicht wissen, ob man uns nicht belauscht."

Zerlina fuhr entsetzt von des Pagen Seite.

„Du mußt selbst einsehen, daß es unmöglich für uns ist, unter demselben Dache zu bleiben, wenn Du Deine Verkleidung beibehältst," sagte sie.

„Was aber soll ich thun?"

„Dies Haus verlassen," sprach Zerlina gebieterisch, „oder Dich Lord Eswald zu erkennen geben. Im ersteren Fall will ich Dir Geld, Juwelen, Alles geben, was ich entbehren kann; im letzteren, vorausgesetzt, Du schweigst über meine Geburt, Lord Eswald vermögen, Dich als meine Gesellschafterin in seinem Hause zu behalten."

„Nein, nein," entgegnete Eola, „Keines von Beiden. Soll ich mich von meines Vaters Seite verbannen. Soll ich ihm fern sein, wenn er sich vielleicht einst in trüben Tagen nach treuer Kindespflicht sehnt? Oder es wagen, von ihm verachtet und verstoßen zu werden, wenn ich mich ihm jetzt entdecke? O Zerny, laß Alles wie es ist und vertraue meiner Vorsicht und Verschwiegenheit."

„Du verkennst ihn, Eola; er ist nicht herzlos und grausam, wie Du zu glauben scheinst; und wenn Du als meine Gesellschafterin bei mir bleibst, findest Du sicher Gelegenheit zu einer guten Heirath. Bedenke das."

„Heirath!" wiederholte traurig Eola und Thränen stiegen in ihren Augen auf. Dann sagte sie, die Bewegung unterdrückend:

„Laß mir nur ein paar Tage Bedenkzeit."

Zerlina willigte, obschon widerstrebend ein, aber ehe noch Eola's Entschluß gefaßt war, wurden die Beiden von Neuem getrennt und in einer Art, welche Keine vorausgesehen hatte.

Die Späheraugen, welche die Vertraulichkeit der Herrin und des Pagen erschaut, waren die von Eswald's Kammerdiener Miller.

Jedem neuen Gestirn abhold, das seinen Einfluß in Schatten zu stellen drohte, wußte er mit halben Worten und Anspielungen seines Gebieters Aufmerksamkeit wach zu rufen und es einzurichten, daß dieser ihm zuletzt befahl, gerade herauszusagen, was er gesehen.

Die Dame und den Pagen Arm in Arm!

Der Fall war allerdings beachtenswerth und Eswald noch nicht in seiner Leidenschaft für seine schöne neue Gefährtin so weit herabgestimmt, um es für einen äußerst bequemen Glücksfall zu halten,

Digitized by Google

wenn seine Angebetete mit irgend einem Mitgliede seines Haushalts durchginge.

Als Mann jedoch, der Vieles erlebt und mehr als einmal erfahren hatte, daß man jeden Umstand und jedes Ereigniß zu eigenem Vortheile ausbeuten könne, überlegte er, statt der ersten Aufwallung nachzugeben, und kam zu dem weisen Entschluß, Dame und Page unter einem gleichgiltigen Vorwande zu trennen und doch weder die Eine, noch den Andern zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Der Direktor trug einem der Sekretäre auf, sofort den Herrn Untersuchungsrichter herbeizuholen und sobald Meusel von seiner Tour zurückgekehrt sei, ihn davon zu benachrichtigen. Einstweilen aber sollten Alle wieder ruhig an ihre Geschäfte gehen und nichts von dem Vorgefallenen verlauten lassen.

Also geschah es. Nach etwa einer Stunde empfing der Postdirektor die Nachricht, daß Meusel eingerückt sei; sofort versammelte er die Herren wieder um sich und beschied dann den Briefträger in sein Kabinet. Meusel erschien mit seiner gewöhnlichen mürrischen Miene, die noch einen Anstrich von starrem Trotz erhielt, als er seine Vorgesetzten alle, wie um Gericht über ihn zu halten, versammelt sah.

Ohne weitere Einleitung hielt ihm der Direktor das Couvert hin und ihn scharf anschauend, richtete er laut und ernst die Frage an ihn, ob er dasselbe kenne.

Der Briefträger, der auf alles Andere gefaßt gewesen, nur nicht auf diesen Anblick, war wie vom Blitz getroffen. Sein Gesicht wurde erdfahl und indem er mit weit aufgerissenen Augen nach dem verrätherischen Couvert starrte, die Hände krampfhaft nach demselben ausstreckte, vermochte er kaum zu stammeln: „Nein! — Warum soll ich den Brief kennen? — Ich weiß nicht — wer das geschrieben!“

„Ihr wißt es wohl!“ donnerte ihn der entrüstete Postdirektor an. „Wenn Eure Schrift Euch nicht schon verrathen hätte, so würde es Euer Aussehen, würden es Eure soeben gesprochenen Worte thun. Ihr habt dies geschrieben! — Ihr seid es, der den Diebstahl begangen!“

Der Direktor hatte mit solcher Ueberzeugung gesprochen, daß Meusel auch den letzten Rest von Fassung verlor. Er war vernichtet. Alles war so rasch, so gewaltig auf ihn eingestürmt, daß er sich, schon vollständig überführt sah und nicht mehr daran dachte, zu leugnen. Heftig arbeitete seine Brust, seine Hände fuhren zuckend über sein todtbleiches Antlitz, dann stürzte er vor seinem Chef nieder und stöhnte mit fast tonloser Stimme: „Gnade! Erbarmen! Ich will Alles bekennen, nur machen Sie mich — nicht unglücklich!“

Die übrigen Anwesenden, die mit nicht geringer Spannung dieser entsetzlichen Scene gefolgt waren, machten ihren Empfindungen durch unterdrückte Ausrufe des Erstaunens, der Entrüstung Luft, während der Direktor dem entlarvten, zu Boden gesunkenen Verbrecher mit flammendem Blick gebot, zu reden, zu bekennen.

Nachdem der gänzlich gebrochene Mann nach einem Stuhl geführt worden war und sich in etwas erholt hatte, bekannte er, keines Widerstandes mehr fähig, daß er die fragliche Geldsendung von 200 Thalern an jenem Abend heimlich aus dem Postfelleisen entwendet. Den Schlüssel dazu habe er von dem Pulte des Sekretärs genommen, als dieser just einen Augenblick anderwärts beschäftigt gewesen sei. Als die That bekannt geworden und auf der hiesigen Post haften geblieben war, habe er, um das Geschehene wieder gut zu machen, das Geld sammt und sonders genommen, in ein Couvert gethan und dasselbe an den Absender adressirt. Seine Frau sei dann mit dem Brief, um allen Verdacht zu beseitigen, auf der Eisenbahn nach der benachbarten Stadt gefahren und habe solchen dort zur Post gegeben. Er sei an jenem Abende von dem Gelde verblendet gewesen, doch habe er sofort sein begangenes Unrecht bereut, was sein späteres Thun auch gewiß beweise. Er bitte den Herrn Direktor dringend, seiner langjährigen treuesten Dienste eingedenk zu sein und ihm zu vergeben; ihn nicht zur Anzeige zu bringen, weil er sonst ein unglücklicher verlorener Mensch werden würde und ein solches hartes Schicksal doch nicht verdiene.

Der Schluß seines Bekenntnisses erfolgte unter krampfhaftem Weinen und machte einen sichtlichen Eindruck auf die Anwesenden, die schon anfingen, Mitleid mit dem alten Manne zu fühlen. Doch das Geschehene war nicht mehr zu ändern, der Lauf der Gerechtigkeit nicht mehr aufzuhalten, denn schon trat der Untersuchungsrichter mit dem Sekretär in das Kabinet, gefolgt von dem kleinen rührigen Herrn Waldheim. Derselbe hatte den ihm wohlbekannten Postsekretär unterwegs getroffen und von ihm erfahren, was Merkwürdiges vorgefallen. Voll Eifer für seine Schützlinge, wollte er es sich nicht nehmen lassen, bei der bevorstehenden Untersuchung

gegenwärtig zu sein und diese vor allen Dingen auf Waldner's Angelegenheit zu lenken.

Der Untersuchungsrichter war rasch von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt worden, und nachdem er einen der Herren gebeten, die Aussage Meusel's zu Protokoll zu nehmen, forderte er diesen auf, nochmals ein volles umständliches Bekenntniß des begangenen Verbrechens abzulegen.

Der Briefträger war unterdessen wieder etwas ruhiger und gefaßter geworden, doch durfte er nicht wagen, das einmal Gesagte, wenn auch nur zum Theil, zurück zu nehmen. Er fühlte nur zu wohl, daß ein Leugnen ihm nichts mehr helfen, sondern seine Lage nur noch verschlimmern würde, und wiederholte deßhalb das früher gemachte Bekenntniß mit allen Umständen, doch stets betonend, daß er gleich nach vollbrachter That die bitterste Reue empfunden und auch sofort versucht habe, das einmal Geschehene wieder gut zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Professor Lardner, durch die Herausgabe mehrerer populärer, naturwissenschaftlicher Werke hinlänglich bekannt, bietet Denjenigen, welche sich dem Studium der Chemie widmen wollen, in einem neuern Werke u. d. T.: **„Unorganische und organische Chemie für Schulen"** das Wichtigste aus dem Gebiete dieser höchst interessanten Wissenschaft und hat solches Herr G. Tröbst, Direktor der Realschule in Weimar, mit großer Sachkenntniß und in vorzüglicher Weise bearbeitet. Dies Buch ist für Anfänger bestimmt; demgemäß werden zunächst in einer Einleitung die Hauptgrundbegriffe erörtert, worauf dann die Elemente und ihre vorzüglichsten Verbindungen mit andern Körpern vermittels 152 zweckentsprechender in den Text eingedruckter sehr guter Illustrationen erläutert werden. — Die Darstellung des Ganzen ist kurz; aber dennoch bietet sie alles das, was der Anfänger zu wissen nöthig hat, auch ist in vielen Fällen Rücksicht genommen auf die Technik, sowie überhaupt auf die im gewöhnlichen Leben sich darbietenden Erscheinungen. Wir wollen daher nicht versäumt haben, auf dieses wahrhaft gute Buch (Preis 20 Sgr.) hiermit hinzuweisen. —

Von der in Stuttgart erscheinenden **Allgemeinen Illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer"** liegt der Redaktion dieses Blattes wieder eine Reihe neu erschienener Nummern vor. Dieselben bestätigen auf das Vollkommenste unsere früheren Empfehlungen dieser prachtvollen, unterhaltenden und, trotz der Masse des Gebotenen so enorm billigen Zeitung (per Quartal von 13 Nummern mit je **16 dreispaltigen reich illustrirten Groß-Folio**-Seiten nur 1 Thaler!). Alles Neue von sämmtlichen Gebieten menschlicher Thätigkeit bringt sie meisterhaft geschildert, in Wort und Bild, dem Leser vor Augen. Den nationalen Aufschwung des deutschen Vaterlandes warm vertretend, macht „Ueber Land und Meer" uns mit Schleswig-Holstein und den für die Rechte dieses Landes kämpfenden Männern durch gediegene Aufsätze, Schilderungen und Abbildungen der neuesten Ereignisse, sowie Biographieen und Porträts bekannt. Wie wir erfahren, sind Veranstattungen getroffen, durch bereits nach Schleswig-Holstein gesandte Künstler und Korrespondenten auch ferner Alles, was dort passirt, in getreuen Bildern und Schilderungen auf's Schnellste in den Spalten des Blattes zur Anschauung zu bringen. Vom nordamerikanischen Kriegsschauplatze enthält das Journal fortwährend interessante Berichte und Abbildungen. — Was den in „Ueber Land und Meer" besonders reichhaltigen, unterhaltenden Theil betrifft, so können wir den soeben darin zur Veröffentlichung gelangenden neuesten Roman des berühmten Hackländer „Fürst und Kavalier" als ein wahres Meisterwerk bezeichnen, in dem der allbeliebte Schriftsteller die ihm in so hohem Grade eigene Gabe der Erzählung auf's Reichste entfaltet. Außerdem bietet der neue Jahrgang eine Reihe spannender, werthvoller Novellen. — Die bereits auf 50,000 Exemplare gestiegene Auflage des Journals beweist, daß das wahrhaft Gute in Deutschland immer Anerkennung findet. Diese großartige Verbreitung ist aber auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß dieses umfangreiche Journal sogar für den geringen Betrag von monatlich nur 10 Sgr. oder 36 kr. angeschafft werden kann, falls man sich entschließt, die in monatlichen Heften erscheinende Ausgabe zu beziehen. Wir werden später wieder über den Fortgang des Unternehmens berichten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Dienstag, 16. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Du bist ein eilfertiger Zuträger, Miller," sagte Lord Eswald, „und wirst wohl übertrieben haben. Der Page ist ein bloßes Kind und „Madame" mag ihn als ein artiges Spielzeug angesehen haben. Armes Ding! Gewiß liebt sie mich aufrichtig und ich könnte sie nicht beargwöhnen. Ulrich hingegen möchte ich nicht aufgeben, denn er dürfte mir noch lange angenehm sein, nachdem sie aufgehört hat, es zu sein. Ich werde ihn auf eines meiner Güter schicken, — laß mich nachdenken, — ja, auf die Abtei, das wird recht sein. Madame soll glauben, ich hätte ihn entlassen und später kann mir der Vorfall als Entschuldigung einer Trennung dienen. Und jetzt beende schnell meine Toilette, Miller, denn meine holde Gefangene wird sonst zu ungeduldig. Ich bin auch ungewöhnlich vernarrt in sie. Sie ist ein wahres Kleinod," setzte er wie im Selbstgespräch hinzu, „und könnte die Zierde jeder Stellung sein. Schade, daß Einem Alles so schnell überdrüssig wird; ich kann es nicht begreifen."

Des Pagen Uebersiedlung nach der Abtei wurde so sehr beeilt, daß ihm jedes nochmalige Zusammentreffen mit Zerlina unmöglich gemacht wurde.

Nächsten Tages theilte Eswald beim Diner ihr in gleichgiltigem Tone mit, daß Ulrich, um einer Dienstversäumniß willen, entlassen worden sei; und als der Lord den unverkennbaren Ausdruck der Befriedigung gewahrte, der bei der Nachricht ihre lebendigen Züge überflog, dachte er, obschon dieser Ausdruck ihm einigermaßen räthselhaft vorkam:

„Miller ist entweder ein großer Lügner, oder ein großer Narr, — sie ist ohne Falsch und mir allein ergeben."

Damit war bei ihm der Zwischenfall einstweilen in Vergessenheit versenkt.

Nicht so bei Zerlina.

Sie fühlte sich allerdings erleichtert, der Zeugin ihrer frühern Niedrigkeit ledig zu sein, allein bei längerem Nachsinnen verursachte ihr diese plötzliche und schwachbegründete Entlassung keine geringe Besorgniß.

Auch empfand sie wirklich, wenn auch nur vorübergehend, Mitleid mit der heimathlosen Waise.

„Wenn ich sie nur noch einmal hätte sprechen können," dachte sie, „ich hätte sie wenigstens mit Geld versehen können! Arme Olly! — Nun, — sie ist am Ende kein Kind mehr und versteht, sich ihren Unterhalt zu verschaffen. Wer weiß, ob ich sie nicht einst als schmucke Operntänzerin wiedersehe. Wie schön wird es sein, neben Percy in einer Loge zu sitzen und mich zu freuen, daß ich nicht mehr zu tanzen brauche!"

In dieser selbstsüchtigen Betrachtung und mancher andern ähnlicher Art, gingen Unruhe und Mitleid im Herzen des eitlen Mädchens unter.

### 15.

Drei Monate eilten vorüber. Am Abend derselben war Zerlina zwar noch eine Bewohnerin des Paradieses, welches Eswald's verhängnißvolle Neigung ihr erschaffen hatte, allein sie war darin nicht mehr die willige und zufriedene Gefangene.

Ihre Liebe für den Unwürdigen, den sie ihren rechtmäßigen Gatten glaubte, brannte noch in voller Gluth, konnte indeß nicht verhindern, daß der eitle Stolz ihres Charakters stürmisch seine Rechte forderte.

Er empörte sich gegen eine, wenn gleich glänzende Gefangenhaltung, die sie von dem ersehnten Dasein inmitten der Welt des Pomps und der Mode fern hielt.

Sie hatte Sprachlehrer, Zeichenlehrer, Musiklehrer, sie lernte und studirte in jedem freien Augenblick; sie ließ Percy die wirklich erstaunlichen Kenntnisse sehen, die sie einsammelte, — dennoch blieb er unempfindlich gegen alle ihre offenen und ver-

Digitized by Google

steckten Mahnungen, sie endlich öffentlich als seine Gattin anzuerkennen.

Im Gegentheil, weit entfernt, die gewünschte Wirkung zu erzielen, machten sie ihn übellaunig, erregten oft seinen unverhehlten Zorn und ließen seine Leidenschaft erkalten.

Der verwöhnte Sohn des Vergnügens haßte eine umwölkte Stirn und mied deßhalb oft mehrere Tage lang die Villa.

Mrs. Maurice war und blieb die einzige Besucherin der vermeintlichen Lady Eswald und ihre glatte Zunge vermochte zuweilen Zerlina's Unmuth für kurze Zeit zu besänftigen. Dies war jedoch nur ein vorübergehender Trost und konnte gegenüber der immer unverkennbarer hervortretenden Wahrheit nicht mehr lange ausreichen.

Eswald's strafbare Neigung ging ihrem natürlichen, für ihr Opfer schrecklichen Ende zu. Er ward Zerlina's überdrüssig. Ihre Ungeduld und Ungefügigkeit beschleunigten den Ausgang, denn Percy Eswald fand es ganz unerhört, daß sie nicht immer, dankbar für den goldenen Käfig, den er ihr mit dem Glücke und der Ehre seiner Liebe geboten, blind gehorsam zu seinen Füßen lag.

Nachdem er Alles aufgeboten, ihr den Glauben an die Rechtmäßigkeit ihrer Verbindung beizubringen, fing er an, es ihr übel zu nehmen, daß sie, die Operntänzerin von obskurer Herkunft, es sich nur hatte träumen lassen können, seine Gattin zu sein.

Er sah die Nothwendigkeit ein, sie zu enttäuschen, und dies um so mehr, als er seine langgehegten Heirathspläne jetzt endlich zur Ausführung zu bringen gedachte.

Seines Freundes, Lord Sackville's, junge und reizende Schwester, Lady Isabella, war von ihm auserwählt worden, seine Gemahlin und die Mutter des Erben zu werden, den er schon allein deßhalb so eifrig herbeisehnte, um seines Vetters Etwyn vermeintliche Hoffnungen auf die Erbschaft seines Titels und seiner Reichthümer zu vereiteln.

Das Mittel, dessen er sich bediente, um die gewünschte Krisis herbeizuführen, war dem Charakter des Sybariten angemessen: es war schonungslos und feig.

Er kündigte Zerlina eines Morgens an, daß er ihren Wunsch, sie einigen seiner Bekannten vorzustellen, jetzt endlich erfüllen wolle und deßhalb für den folgenden Tag ein kleines Diner angeordnet habe.

Des reizenden Wesens seit Wochen schwermuthsvolle Züge erheiterten sich sofort zu ihrem vollen frühern Glanz und der Dämon der Eitelkeit hielt ihr das stolze Bild vor Augen, wie sie in reicher, sorgfältig gewählter Toilette als Lady Eswald den hochgeborenen Bekannten ihres Gatten vorgestellt wurde.

Die ersehnte Stunde brachte die Gäste: Lord Sackville, der zu dem „Spaß" der vorgeblichen Trauung gefällig seine Zimmer geliehen und noch ein anderer junger Adeliger; Jeder in Begleitung einer Dame, deren Schönheit und Eleganz sie beim ersten Anblick als Mitglieder der höheren Stände konnten erscheinen lassen, die aber in Wahrheit nichts Anderes waren, als freiwillige Inhaberinnen derselben Stellung, zu welcher Zerlina ohne ihr Wissen erniedrigt worden war.

Es warf den ersten Schatten in ihr freudeerregtes Gemüth, sich bei der Vorstellung nicht ein einziges Mal Lady Eswald nennen zu hören.

„Die Fee von Roseland Villa," „meine schöne Königin," dies waren die Bezeichnungen, mit denen sie sich zufrieden geben mußte.

Eswald hatte darauf gerechnet, daß der freie Redefluß der eingeladenen Damen, welche Zerlina als völlig zu ihnen gehörig betrachteten, ihn der Mühe überheben würde, es dem unglücklichen Geschöpf allmälig klar zu machen, was sie ihm eigentlich gewesen.

So groß war indeß das Vertrauen der Betrogenen zu dem Manne ihrer ersten unbegrenzten Liebe, zu seiner Ehre und Wahrhaftigkeit, daß es noch niederschlagenderer Beweise bedurfte, sie aus dem Himmel ihrer Illusionen zu reißen.

Die Freimüthigkeit, mit welcher die neuen weiblichen Bekanntschaften Zerlina's ergötzliche Anekdoten, deren galante Heldinnen sie gewesen, zum Besten gaben und mit welcher sie sowohl, als die anwesenden Herren der früheren Stellung Jener als erste Tänzerin am ***Theater Erwähnung thaten, erhielt sie allerdings in einem fortwährenden Zustande des Unmuths und Erstaunens, gab jedoch noch keinem Argwohn Gestalt und Farbe.

Sie ging durch die Feuerprobe dieses Mittagsmahles ungefährdet an Liebe und Vertrauen hervor, und Eswald mußte mehr als einmal und wider seinen Willen den anmuthvollen Anstand bewundern, mit dem sie die seltsame Konversation von sich abgleiten ließ und ihr sogar in kritischen Momenten Zaum und Zügel anzulegen verstand.

(Fortsetzung folgt.)

# Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Der Richter hatte die Aussage des Mannes ernst mit angehört, doch ohne sich im Geringsten durch die reuevollen Aeußerungen rühren zu lassen. Als Meusel geendet, richtete er, ohne weiter auf das abgelegte Bekenntniß einzugehen, sofort die Frage an ihn: „Und bekennt ihr Euch nunmehr auch schuldig, das zweite Verbrechen, bei dem Ihr zur Zeit betheiligt seid, die Unterschlagung des Waldheim'schen Geldbriefes, begangen zu haben?"

„Nein, nimmermehr!" fuhr Meusel mit altem mürrischen Tone auf, indem seine grauen Augen den Fragenden einen Augenblick lang trotzig anschauten, sich jedoch sofort wieder vor dem ernsten, festen Blick des Richters senkten.

„Leugnen hilft Euch hier nicht!" sprach der Richter nunmehr langsam und mit feierlichem Ernste. „Alles spricht nunmehr dafür, daß Ihr — nur Ihr der Urheber jener That seid! Geht in Euch, alter Mann, bekennt jetzt feierlich und offen Eure Schuld, und entbindet dadurch den unschuldig Leidenden von so harter, ungerechter Anklage. Es ist der einzige Weg, das einzige Mittel, Euch der Gnade Eurer Richter zu empfehlen!"

Eine Pause entstand nach diesen Worten und alle Anwesenden horchten gespannt, fast athemlos auf die Antwort des alten Mannes. Dieser blieb zusammengesunken, lautlos auf seinem Stuhle sitzen, seine Brust arbeitete heftig, dann aber erhob er den Kopf und erwiederte mit schwacher, doch ziemlich fester Stimme: „Ich bin an diesem Verbrechen unschuldig; ich habe — von Herrn Waldner keinen Brief zurück erhalten und beharre — bei meiner gemachten Aussage."

Todesstille herrschte einen Augenblick lang in dem Kabinet. Nur ein schwerer Seufzer, den der alte Herr Waldheim ausstieß, wurde hörbar. Ein heißer Schweiß war dem alten Herrn auf die Stirne getreten, und er hatte Mühe, seine heftige Gemüthsbewegung zu unterdrücken. Mit fast bittendem Blick schaute er den Richter an, ihn gleichsam auffordernd, in seinen Bemühungen, den alten Verbrecher zu weiterem Geständniß zu bringen, nicht abzulassen. Doch dieser, ohne viel auf den würdigen Rentner zu achten, fuhr, zu dem Angeklagten gewendet, also fort:

„Wohlan denn, so mag die Sache ihren Lauf haben, und die Wahrheit, die volle Wahrheit wird ans Licht kommen. Doch wehe Euch, alter Mann, wenn Ihr jetzt unwahr gesprochen! Wehe! wehe dann dem doppelten Verbrecher: dem Dieb — dem Meineidigen!"

Der Oberkörper Meusel's knickte zuckend zusammen, und einer der Herren Sekretäre sprang ihm mitleidig bei, um ihn zu unterstützen, auf daß er nicht vollends zu Boden sinke.

Der Richter sagte hierauf dem Herrn, der ihn gerufen, leise einige Worte, worauf dieser die Stube verließ. Dann ersuchte er die übrigen Anwesenden, noch einige Augenblicke zu verweilen, und setzte sich sodann hin, um das von einem der Herren Sekretäre Niedergeschriebene zu überlesen und mit noch einigen Notizen zu versehen. Der Postdirektor unterhielt sich während dieser Zeit leise mit den übrigen Anwesenden, doch stellte er sich unwillkürlich in der Nähe der Thüre auf, um einen etwaigen — doch wohl kaum möglichen Fluchtversuch Meusel's zu verhindern.

Nach etwa einer Viertelstunde hörte man draußen vor der Thüre schwere Tritte und das Klirren von Waffen, und der Sekretär trat ein, dem Richter meldend, daß er seinen Auftrag ausgeführt. Zugleich traten zwei Gendarmen und ein Schreiber des Polizeiamtes in das Zimmer, und erstere stellten sich, den weitern Befehlen des Richters harrend, am Eingange auf.

Der Richter befahl einem der Bewaffneten, um alles unnöthige Aufsehen zu vermeiden, einen geschlossenen Wagen herbei zu holen. Dann bedeutete er dem Andern, dem wie abwesend dasitzenden Meusel die Handschellen anzulegen. Fast willenlos ließ der alte Mann dies geschehen, und als nun der erste Gendarm wieder eintrat, mit der Meldung, daß der Wagen bereit sei, befahl er diesem, den Verbrecher so geräuschlos als möglich in das Arresthaus zu bringen und alldort in ein festes Gefängniß setzen zu lassen. In einer Stunde schon hoffe er ebenfalls dort einzutreffen, um das Weitere alsdann zu verfügen.

Ohne ein Wort zu sagen, faßte der Gendarm den Briefträger am Arm und hob ihn kräftig empor, und rasch, ihn mehr ziehend als führend, brachte er ihn hinaus zu dem Wagen, den man gleich darauf fortrollen hörte.

„Jetzt zu seiner Wohnung!" sprach der Richter. „Dort allein ist die Lösung des andern Verbrechens zu suchen, und wird auch, so Gott will, alldort gefunden werden!"

Der kleine Rentner konnte ein lautes „Bravo" nicht unterdrücken und freudig die Hände reibend, nahm er Hut und Stock, um ebenfalls mitzugehen. Betrachtete der alte gute Herr sich doch mehr und mehr als eine Hauptperson in dieser merkwürdigen,

Digitized by Google

so verwickelt gewesenen, doch nun gottlob ihrem glücklichen Ausgang sich nähernden Angelegenheit.

Der Postdirektor bezeichnete einen der Herren Sekretäre, in dessen Departement Meusel gehört hatte, um der Haussuchung mit beizuwohnen. Dann verließen die vier Herren die Stube und schlugen, gefolgt von dem Gendarmen und dem Schreiber, den Weg nach Meusel's Hause ein.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Wie nüchtern und praktisch die ersten Amerikaner manche unsinnigen Gebräuche, die heute noch nicht aus der Welt haben geschafft werden können, betrachteten, davon gibt der folgende originelle Brief eines pennsylvanischen Schiffskapitäns, der von einem Major der Vereinigten-Staaten-Armee auf Pistolen gefordert worden war, einen merkwürdigen Beleg. Die Sache spielte 1796. Der Brief lautete:

„Mein Herr — ich habe zwei Einwendungen gegen die grausame Geschichte. Die eine ist, ich möchte Sie verletzen, und die andere ist, Sie möchten mich verletzen. Ich sehe nicht, welchen Vortheil ich davon hätte, eine Kugel durch irgend einen Theil Ihres Körpers zu jagen. Ich könnte, wenn Sie todt wären, nicht so viel von Ihnen Gebrauch machen, als von einem todten Kaninchen. Ich bin kein Kannibale, um mich mit Menschenfleisch zu ernähren. Weßhalb sollte ich denn ein menschliches Geschöpf über den Haufen schießen? Ein Büffel würde besseres Fleisch abgeben, denn wiewohl Sie zart und saftig sein mögen, so geht Ihrem Fleisch doch die Festigkeit und Zähigkeit ab, die Salz annimmt und behält. Auf keinen Fall würde es für lange Seereisen geeignet sein. Was Ihre Haut betrifft, so lohnt es sich der Mühe nicht, sie abzunehmen, da sie nicht viel besser ist, als die eines einjährigen Füllens.

Mir will es seltsam vorkommen, auf einen Menschen zu schießen, der ruhig still steht, um geschossen zu werden, insoweit ich bisher gewöhnt gewesen bin, auf Fliegendes oder Springendes zu schießen. Befänden Sie sich auf einem Baume, gleich einem Eichhörnchen, bemüht, sich in den Zweigen zu verbergen, oder gleich einem Raccoon, das ich nach vielem Aufpassen und Suchen zuletzt an den Knorren einer Rieseneiche durch Zweige und Blätter hindurch bemerke, so könnte ich es eher vergnüglich finden, Ihnen ein paar Schrotkörner zuzuschicken. Aber wie die Sachen jetzt stehen, ist eben nicht viel nothwendig, um Sie niederzustrecken. Was mich betrifft, so behagt es mir nicht sehr, etwas Schädlichem wie einer Kugel als Zielscheibe zu dienen. Ich gebe mich der Befürchtung hin, Sie möchten mich treffen, und erachte ich es unter solchen Umständen für das Rathsamste, mich fern vom Schuß zu halten. Wünschen Sie Ihre Pistolen zu probiren, so fassen Sie einen Gegenstand von meiner Größe — einen Baum oder eine Stallthür ins Auge. Treffen Sie ihn, so lassen Sie es mich wissen und ich werde anerkennen, daß, wenn ich an derselben Stelle gestanden, Sie ebenso gut mich hätten treffen mögen. Und damit leben Sie wohl!"

---

In der ganzen Gemeinde G. traf man vor Zeiten keinen Kalender, deßhalb es dem Meßner oblag, jeden Sonntag 7 Kübel voll Wasser in der Kirche aufzustellen und jeden Morgen einen davon auszuleeren, um so den Sonntag bestimmen zu können. Eines Tages geschah es, daß die Kuh eines in der Nähe der Kirche wohnenden Bauern durch die offene Kirchthüre zu dem wässerigen Kalender gelangte und ihren Durst mit einem Kübel voll Wasser stillte. Dieses brachte nun die Konfusion, daß die Gemeinde G. den Sonntag am Samstag feierte und am Sonntag den gewöhnlichen Geschäften nachging, bis einige Bewohner, die den Wochenmarkt in J. besuchen wollten, die Nachricht brachten, daß andere Christen erst heute Sonntag haben. Von dort an kaufte sich Jeder einen eigenen Kalender.

---

(Wie Einer zur Unzeit Temperament zeigte.) Ein Brautpaar auf einem Dorfe ging zur Kirche, um sich trauen zu lassen. Der Geistliche, durch Amtsgeschäfte verspätet, kam lange nicht, und die gelangweilte Braut fragte ihren künftigen Ehegespons, wie viel Uhr es sei. — „Was geht Dich das an? !" brummte der Bräutigam barsch und ziemlich laut. — „Ja Du hast Recht," sagte die Braut; „ich weiß jetzt schon ungefähr, was die Uhr geschlagen hat!" Dabei stand sie auf und verließ die Kirche; unter dem Thore des Kirchhofs begegnete sie dem Pfarrer, den sie nun nur immerhin umzukehren bat, da es ihr noch zu frühe sei, um sich zu verheirathen.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Freitag, 19. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Es war schon spät in der Nacht, als Eswald's Gäste sich verabschiedeten, mit Ausnahme Lord Sackville's, der als vertrauter Freund noch mit Eswald beim Weine sitzend, zurückblieb.

Zerlina hatte sich augenblicklich nach der Entfernung der Damen in ihre Zimmer begeben, und überließ sich dann mit einem Gefühl unsäglichen Elends und der Last banger Vorahnungen auf dem Herzen, willenlos den Händen ihrer Zofe, die schweigend und verwundert die Nachttoilette ihrer unglücklichen Gebieterin vollendete.

Unterdessen sprachen Eswald und Sackville den Flaschen fleißig zu und achteten nicht der Wirkung, welche dies in ihren Köpfen hervorbringen mußte. Das Projekt der Heirath des Ersteren mit des Letzteren Schwester bildete anfänglich den Gegenstand ihrer Unterhaltung.

„Natürlich mußt Du diese Verbindung gänzlich abbrechen, ehe Isabella Deine Frau wird," bemerkte Sackville, welcher in Eswald nur den unermeßlich reichen, vornehmen Freier sah und seiner tiefgewurzelten Unmoralität keine besondere Bedeutung beimaß. „Meine Schwester darf nicht nur dem Namen nach Deine Gattin sein, — arme Bell, es würde ihr Herz brechen, wenn Du sie mit Kälte behandeltest."

„Sei ohne Furcht, Gustav;" entgegnete Eswald mit schwerer Zunge. „Leute meiner Art werden die besten Ehemänner; überdies wünsche ich selbst nichts sehnlicher, als Zerlina loszuwerden."

„Weißt Du auch, Percy, daß es verteufelt schlau von Dir war, Deine neue Flamme so lange und sogar vor mir verborgen zu halten? Halb London schmachtete nach der bezaubernden Tanzgöttin, meine Wenigkeit mit eingeschlossen, und man hatte seine Vermuthungen über das plötzliche Verschwinden der kleinen Hexe. Niemand ahnte, daß der flatterhafte Eswald das Vöglein eingefangen."

„Und der flatterhafte Eswald war kein solcher Thor zu plaudern," war des Letzteren Antwort. „Arme Zerlina," fügte er mit einem Anflug reuevoller Zärtlichkeit hinzu, „ich hätte sie gern noch eine Zeitlang geschont, aber sie ist rebellisch und — Isabella ist so schön!"

„Nun, wenn Du in Isabella verliebt bist, so ist's schon recht und die Sache kann arrangirt werden. Vor allen Dingen mußt Du Dein Täubchen mit ihrer eigentlichen Stellung bekannt machen. Was Du ihr dabei zu sagen hast, kann sie nach dem Diner von heute kaum überraschen. Bekenne ihr offen, daß Du heirathen mußt und gib ihr eine hübsche runde Summe als krampfstillendes Mittel; vergiß auch nicht, ihr einzuschärfen, daß sie zum Trost etwas gnädiger auf mich herabblicken soll."

„Wie? Du wolltest?" fiel Eswald ein.

„Dir als guter Freund die Sache leicht machen, ja; obschon Du sagen mußt, es ist verteufelt unselbstsüchtig."

Nach einer Pause fragte Eswald:

„Du kommst doch zu meinem letzten Junggesellensouper?"

„Gewiß; und dann Deine Hochzeit, und hurrah! nach Paris, — und — Großer Gott!"

Eswald blickte nach der Richtung, wohin seines Freundes plötzlich ausgestreckter Arm deutete.

In dem Halbschatten der geöffneten Thür stand eine schlanke weibliche Gestalt, in ein langes weißes Gewand gehüllt und das gelöste schwarze Haar zurückhaltend, während ihre glühenden Augen geisterhaft auf die beiden weintrunkenen Zecher hinstierten.

Es währte einige Minuten, ehe die Letzteren genugsam ihrer Sinne mächtig wurden, die Ursache ihres Schreckens zu erkennen.

Arme Zerlina! Sie hatte Alles gehört!

Digitized by Google

Nicht mehr war es nöthig, ihr mit Umschweifen die Wahrheit klar zu machen, Sophismen zu drehen und zu drechseln, den Schimpf zu beschönigen. Sie wußte Alles.

Der Schleier war von ihrem Blick gefallen und schonungslos enthüllte sich ihr der Abgrund, in den Leichtgläubigkeit und eitler Sinn sie hinabgestürzt.

Mit einem rohen Fluch stürzte Eswald, sobald er die Fassung wiedererlangt hatte, auf das unglückliche Mädchen zu, ergriff sie bei der Hand und schleppte sie gewaltsam gegen das Licht.

„Warum horchten Sie, Madame?" fragte er barsch.

„Frage und quäle mich nicht, Percy," flüsterte sie, mit einer ganzen Welt von Gram und Weh in der gebrochenen Stimme. „Ich habe Alles gehört, — laß mich gehen."

Ihr thränenloser, versteinerter Blick begegnete dem Auge Sackville's, der mit unverschämtem Ausdruck nach ihr hinsah, aber sie achtete dessen nicht. Sie sah und hörte nur Einen und mehr aus weiblichem Instinkt als mit Bewußtsein, zog sie ihr loses Gewand fester um ihre Taille.

„Noch einmal, Madame, frage ich Sie, warum Sie die Horcherin spielten?" rief Eswald mit steigendem Zorn.

Das Herz des jungen Wesens zog sich immer angstvoller zusammen und ihre Seele hauchte mehr die Worte, als ihre Lippen sie sprachen:

„Mein Schicksal zu beschleunigen, Percy."

„Thörin!" rief Eswald, in seinem halbtrunkenen Zustande nicht wählerisch in Worten, „ich will keine Räthsel. Da Du Dich von selbst des Geheimnisses Deiner Spottheirath bemächtigt hast, so glaube ich, wir können ohne Umwege uns auch weiter verständigen. Ich meinestheils bin des einfälligen Komödienspiels längst überdrüssig."

Dieser Ausbruch unmännlicher Rohheit lockte keine Thräne in Zerlina's Auge; nur einmal bebten ihre Lippen; es war der letzte vergebliche Kampf der Vernunft gegen ein dunkles und entsetzliches Verhängniß.

„Ha! ha! ha! Meine Spottheirath! Ah, bald wird eine andere folgen! Wie schön wird Deine Braut in ihrem Leichentuche sein! Ha! ha! ha!"

Scharf und deutlich klang das bittere Lachen durch das schweigsame Zimmer.

Eswald stieß abermals einen Fluch aus und erhob die Hand.

Der Zigeunerin zarte Gestalt wankte unter dem Schlage eines starken Armes, der mit erbarmungsloser Wucht auf ihre schönen Schultern niederfiel.

Sackville, bei aller eigenen Verderbtheit doch nicht so herzlos als sein älterer Freund, sprang mit hastiger Abwehr vor und suchte die Wankende in seinen Armen aufzufangen.

Zerlina aber stieß ihn, wild aufschreiend, von sich und stürzte verzweifelnd aus dem Zimmer.

## 16.

Unterdessen vergingen Eola's Tage in der Abtei in friedlicher Einförmigkeit und allmälig sogar in ruhiger Zufriedenheit.

Sie verbrachte einen großen Theil ihrer Zeit mit Streifereien durch die romantische Umgegend; und fern von spähenden Alltagsseelen, inmitten der reinen Schönheiten der Natur, fühlte sie sich glücklich und in Frieden.

Die einzige Unterbrechung ihrer gleichmäßigen Lebensweise bestand in den Besuchen, welche sie den ärmeren Bewohnern von Lord Eswald's Besitzthum abstattete. Ihr sanftes theilnehmendes Wesen erschuf ihr in diesem Kreise zahlreiche Freunde; sie pflegte und tröstete die Kranken, lehrte die Kinder lesen und richtete manches trauernde Gemüth zu neuer Hoffnung auf.

So war es nur natürlich, daß der hübsche, blonde Page überall mit Freude und dankbarer Herzlichkeit willkommen geheißen ward.

Bald jedoch sollte ein neues Ereigniß abermals den für eine Weile friedlichen Lauf ihres Daseins in andere Bahnen lenken.

Eines Abends, als sie von einer der oben erwähnten menschenfreundlichen Wanderungen heimkehrte, war sie überrascht, aus dem offenen Fenster des Bibliothekzimmers im Herrenhause die Töne eines Piano erklingen zu hören. Sie blieb stehen und lugte hinein.

Sie sah eine Männergestalt mit dem Rücken gegen das Fenster gewandt, am Piano sitzen und bald hub eine volle, weiche Stimme ein liebliches, schwermuthsvolles Lied zu singen an.

Mit wunderbarer Macht drangen die Töne durch die Stille des Abends zum Herzen der Lauschenden. Unwillkürlich trat sie näher und neigte sich weiter vor. Sie hielt die kleine Pagenmütze in der Hand, die blonden Locken umschatteten ihr erröthendes Antlitz, die rosigen Lippen waren wie erwartungsvoll halb geöffnet; — da endete das Lied, der Sänger wandte sich aufstehend um und Eola's Blick begegnete dem Auge Elwyn Eswald's!

Seine plötzliche Ankunft in der Abtei war durch den kürzlich erfolgten Tod des Verwalters veranlaßt worden.

Percy Eswald, der Alles haßte, was die geringste Mühe verursachte und jeder Art von Ge-

schäften entschieden abgeneigt war, hatte bei dieser Gelegenheit an Elwyn geschrieben und ihn gebeten, heimzukehren, um die Regulirung der, durch des Verstorbenen nachlässige Verwaltung in traurige Unordnung gerathenen Angelegenheiten auf der Abtei zu übernehmen. Seine Lordschaft fand es ganz natürlich, daß während er in London sich schwelgerischem Nichtsthun hingab, sein von ihm heimlich gehaßter Vetter sich an seiner Statt mit dem Durchsehen von Rechnungen und Einziehen von Ausständen abmühte, und Elwyn's in seiner verwaisten Knabenzeit für Percy entstandene Neigung war noch nicht genug erkaltet, um ihn nicht gutmüthig willig finden zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Es war unter der Zeit langsam Abend geworden, und ohne Aufsehen langten sie in der stillen Gasse der alten Stadt an, in welcher Meusel's Wohnung lag. Die Frau des Briefträgers, eine kleine geschäftige Alte mit schlau blickenden Augen, stellte sich anfänglich erstaunt und hocherfreut, als sie den Postdirektor erblickte, der zuerst ihre Stube betrat. Dann aber, als sie den Herrn Richter und besonders den Mann in der gefürchteten Uniform schaute, ging ihre staunende Freude in Entsetzen und Schrecken über, und sie machte, alle schuldige Ehrerbietung vergessend und sicher das Schrecklichste ahnend, einen Versuch, in die Nebenstube zu flüchten, um entweder zu entwischen oder wohl auch Verfängliches bei Seite zu schaffen. Der Gendarm aber, der an dergleichen Extravaganzen wohl ziemlich gewöhnt sein mochte, war wie der Blitz hinter ihr her, und ehe sie sich's nur versah, ehe sie nur einen Versuch zum Widerstande machen konnte, fühlte sie die kalten eisernen Handschellen sich eng und fest um ihre zusammen gefügten Gelenke schließen und sich zugleich auf einen Stuhl niedergedrückt.

Die Alte, obschon allem Anschein nach verschmitzter und gewandter als ihr Mann, war doch von dem plötzlichen unerwarteten Ueberfall so überrascht, daß sie Fassung, ja Besinnung vollständig verloren zu haben schien.

Diesen Augenblick gedachte der Untersuchungsrichter zu benutzen. In rascher, fast bestimmter Weise sagte er ihr, daß ihr Mann Alles bekannt habe, den Diebstahl der 200 Thaler sowohl, die sie, seine Frau, in der benachbarten Stadt in einem Briefe wieder zur Post gegeben, als auch die Unterschlagung des Waldheim'schen Geldbriefes und noch andere Verbrechen mehr. Er fordere sie nun auf, ihrerseits Alles genau und wahrhaft zu bekennen, wenn sie auf irgend eine Rücksicht von Seiten ihrer Richter hoffen, ihrem Manne noch in etwas beistehen wolle.

Das Weib war durch das Gehörte vollständig niedergedonnert. Sie antwortete nicht, nur blickte sie dann und wann scheu und ängstlich nach dem Nebenzimmer, das wohl Beweise ihrer Schuld und der ihres Mannes bergen mochte. Nochmals von dem Richter ernst und drohend zum Reden aufgefordert, antwortete sie endlich: „Nun denn, wenn der alte Narr alles bekannt hat, wie ich höre, so kann und mag ich auch nicht leugnen."

„Also auch meinen Brief hat der alte Spitzbube unterschlagen?" platzte nun plötzlich der kleine Rentner heraus, der bis dahin vor Ungeduld zappelnd dagestanden und das eigentliche Geständniß der That nicht hatte abwarten können, das nun aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgt wäre.

Ein strafender, recht ärgerlicher Blick des Richters traf den Unvorsichtigen, und beschämt, seine begangene Unklugheit einsehend, verbarg er sich hinter dem schirmenden Rücken seines Freundes, des Postdirektors.

Die schlaue Alte hatte dies Alles wohl gemerkt und sicher gefühlt, daß ihr Mann nicht Alles bekannt haben müsse, daß der Richter sie nur hatte fangen wollen. Sie antwortete daher wieder dreister geworden: „Nein, diesen Brief hat mein Mann nicht unterschlagen. Wie er es angegeben, so verhält es sich. Er hat da nur die Wahrheit gesprochen."

„Gut, das wollen wir sehen!" herrschte ihr der Richter zu, der wohl wußte, was ihm jetzt zu thun übrig blieb. Zugleich schritt er auf die Nebenstube zu und machte Miene, dort einzutreten. Die Alte schien einen Versuch machen zu wollen, um ihn zurückzuhalten, doch mußte sie sich plötzlich wieder anders besonnen haben, denn sie wandte den Kopf von ihm ab und blieb mit zusammengekniffenen Lippen ruhig auf ihrem Stuhle sitzen.

Es war vorbei! Der günstige Augenblick, wo man sie zum Reden, zum Bekennen hätte bringen können, war vorüber, das fühlten alle Anwesenden und es gab nunmehr nur einen Weg, um zu irgend einem Ziele zu gelangen, nämlich das Auffinden von Beweisstücken.

Die Herren betraten die Nebenstube, das Schlafzimmer der beiden Alten, während Herr Waldheim, in der vorderen Stube auf einen Stuhl zusammengesunken, sich den Schweiß abtrocknete, sich auch

Digitized by Google

wohl mit dem Tuche so unsanft als nur möglich auf den Mund schlug, der da so zur Unzeit gesprochen. Der gute Mann wollte schier verzweifeln! So nahe dem Ziele, schien wieder Alles verloren zu sein. Doch gar zu lange sollte die gute treue Seele nicht in dieser bangen, ungewissen Lage zu verweilen haben, denn plötzlich drangen aus dem Nebenzimmer laute Ausrufungen des Erstaunens. Rasch und voll neuer Hoffnung sprang Waldheim auf und eilte in die Kammer. Dort hatten die Herren nach kurzem Suchen einen Kasten unter dem Bette hervorgezogen, der weiter nichts enthielt als — Briefe, mit und ohne Couverts, bunt durcheinander, wie man etwa altes Papier ohne Werth in einen besonderen Behälter anhäuft und aufhebt.

Der Schreiber trug den offenen Kasten in die Wohnstube und setzte ihn dort auf einen Wink des Richters auf den Tisch. Das Weib schaute zwar ein wenig zusammenfahrend und verstohlen auf, doch zuckte sie verächtlich mit den Achseln, als der Richter sie mit ernster Stimme fragte, was das für Papiere seien.

„Was sollen es für Papiere sein?! Alte Briefschaften, altes Papier zum Feuermachen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Petroleumöfen. Nach dem „Scient. Amer.“ hat W. J. Ededy in Newyersey praktische Lampenöfen für Erdöl angefertigt, die zum raschen Erwärmen von Zimmern und zum raschen Kochen und zugleich zum Erleuchten dienen und mit 1—3 Brennern hergestellt werden. Eine Glasglocke umschließt diese Brenner und strahlt das Licht aus; mit ihr steht ein kleiner Blechofen in Verbindung, dessen Schornstein den nöthigen Luftzug hervorbringt. Ein wesentlicher Vortheil der Vorrichtung ist der, daß das Erdöl keinen Rauch erzeugt, daher der Ofen an jedem beliebigen Punkte aufgestellt werden kann, während durch die große Wärme, welche das Oel bei seiner Verbrennung entwickelt, die Zimmerwärmung, das Kochen ꝛc. in kurzer Zeit erreicht wird.

„Sie glauben gar nicht,“ sagte eine Dame zu einem großen Pferdeliebhaber, „wie ungemein wenig meine Töchter zu sich nehmen!“ — „Dieselben werden wohl, meine Gnädigste, denken wie ich: Putzen ist halbe Fütterung!“ war die Antwort.

## Die Macht der Liebe.

Mächtig ist der Drang der Liebe,
Furchtbar oft ihr grausses End';
Denn es reicht in diesem Triebe
Der Verzweiflung Tod die Händ'.

Phöbus, der die Pfeile senket,
Nach Geheiß und auch nach Lust,
Traf, nachdem er einst gelenket,
Tief in eines Jünglings Brust.

Schwer getroffen sinkt er nieder;
Doch es zieht ihn mächtig fort.
Nächtlich wandeln seine Glieder;
Denn ihn stört nicht Zeit noch Ort.

Auf der Stirn lag tiefes Trauern
Und zum Kloster zieht's ihn hin.
Dort erklimmt er still die Mauern.
Es gelang ihm sein Bemüh'n.

Plötzlich setzt vor einem Grabe,
Dessen Hügel frisch noch war,
Ruft er, dieses birgt die Gabe,
Die dein Eigen war ein Jahr!

Mitten aus des Glückes Güte
Raubest Tod du mir die Braut!
Schicksal, du zertnickst die Blüthe,
Jede, die auf dich vertraut!

Spricht's und aus dem Heiligthume
Tönet dumpf der Brüder Chor,
Und der Mond bescheint die Blume,
Die dem Grabe sproßt empor.

Thränen netzen ihm die Wangen,
Matt erschließt sich ihm das Aug'.
Es ergreift ihn heimlich Bangen,
Dumpfer tönt der Brüder Brauch.

Tags darauf ward er gefunden,
Aus dem Angesicht sprach Ruh'.
Glücklich hatt' er überwunden,
Ihm drückt Lieb' die Augen zu.

Modernd ruh'n hier seine Glieder,
Und ein Stein deckt beide zu.
Bis er einst erwachet wieder,
Süßet Liebe ihm die Ruh'.

Zweibrücken, im Februar 1861. L. K—r.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Sonntag, 21. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

So traf Eola nach Jahren den Mann wieder, der bei der flüchtigen Begegnung am Waldesrand in —shire, durch die wohlwollende Zartheit seines Benehmens dem armen Zigeunerkinde gegenüber, den ersten Keim wärmern Empfindens tief in ihr junges Herz gesenkt und den sie nimmer hatte vergessen können. Hatte er wohl ihrer gedacht?

Einen Augenblick schien es, als ob das Bild, das sich ihm so plötzlich bot, ein freudiges Ueberraschen in ihm hervorrief, dann aber bemerkte er die Pagenlivree und die Illusion schwand.

„Was machst Du da, Knabe? Warum horchtest Du?" fragte er näher tretend.

Eola erröthete noch mehr. In ihrer Freude hatte sie jede Vorsicht vergessen.

„Ich lauschte Ihrem Gesange, Herr," stammelte sie und blickte verlegen zu Boden; „ich liebe Musik so sehr," setzte sie entschuldigend hinzu.

„Armes Kind!" entgegnete Elwyn gutherzig, „ich wollte Dich nicht erschrecken. Ich sehe jetzt, Du bist in seiner Lordschaft Diensten, was hat Dich hergeführt?"

„Seine Lordschaft schickte mich nach der Abtei und ich soll hier weitere Befehle erwarten."

„Findest Du es hier nicht langweilig, Knabe? Doch — wie heißt Du?"

„Ulrich, Herr. Und Sie sind Sir Elwyn?"

„Woher weißt Du das?"

Eola's Herz klopfte von neuem in angstvoller Verlegenheit.

„Es hängt ein Bild von Ihnen im grünen Zimmer des Herrenhauses und die Diener sagten mir, wen es vorstelle."

Das Letztere war eine unschuldige Lüge.

„Werden Sie hier bleiben, Herr?" erdreistete sich der Page zu fragen.

„Einige Zeit gewiß. Warum fragst Du?"

„Weil ich es gern sehen möchte, wenn Sie blieben," erwiederte der Page unschuldig.

„Gutes Kind, — gewiß fühlst Du Dich vereinsamt unter Fremden, wie es mir zuweilen geschieht. Du hast wohl keine Eltern mehr?"

„Nein, Herr; auch keine Verwandten, — Niemanden, dem ich zugehören darf."

„Nun, Ulrich, da wir Beide freundlos sind, so wollen wir, so lange wir zusammen bleiben, gute Freunde sein. Laß uns diesen Abend verplaudern. Komm' zum Fenster herein, ich will Dir helfen."

Eola streckte ihre kleine Hand aus. Wie sie voll Entzücken erbebte!

„Stelle Deinen Fuß hierher," sagte Elwyn. „Wie klein Deine Hand ist und zart wie die eines Mädchens. Aber, Knabe, Du zitterst ja! Ich will nicht hoffen, Du hast keinen Muth?"

„Ich bin muthig, Herr, sehen Sie!"

Und der Page sprang leicht durch's Fenster.

„Bravo!" rief Elwyn; „ich kannte nur ein Kind, das so springen konnte und Du siehst dem Mädchen so ähnlich, daß ich glauben möchte, Du seist ihr Bruder. Aber das kann natürlich nicht sein. Du stammst doch gewiß nicht von Zigeunern ab, Ulrich?"

„Nein, Herr," antwortete das von Neuem erbebende und tiefer erröthende Mädchen; „war denn das Kind, von dem Sie sprechen, eine Zigeunerin?" wagte sie leise hinzuzufügen.

„Ja, ein Schaubudenmädchen oder etwas Derartiges," entgegnete Elwyn, „aber der bezauberndste kleine Engel, den ich je sah."

Eola's Herz war dem Zerspringen nahe. Er gedachte ihrer noch! Sie hätte aus Dankbarkeit und Freude zu seinen Füßen nieder sinken mögen.

Ein Diener trat jetzt ein, die Lampen anzuzünden. Wie wenn das Licht das Herzliche und Vertrauliche ihres Zwiegesprächs verscheuchte, nahm es eine allgemeinere, gleichgiltigere Richtung.

Digitized by Google

Der Page mußte dem Neuangekommenen von London und was sich in der letzten Zeit dort zugetragen, erzählen, und Elwyn sprach von seinen Reisen und den Sehenswürdigkeiten des Festlandes.

Es war spät, als die Beiden schieden und Eola ihr kleines Gemach aufsuchte, nicht aber um zu ruhen. Sie verbrachte die Nacht in wachen Träumen, in seligem Nachempfinden der letztverlebten Stunden, in freudebebender Erwartung des kommenden Morgens. Sie sollte ihm nahe sein, seinen Worten lauschen, sich an seinem Lächeln erfreuen! Die unentweihte Reinheit ihres Herzens ließ es sie als den Höhepunkt des Glückes erkennen, dieselbe Luft mit ihm athmen zu dürfen!

O wie viele gibt es in dieser Welt, welche ein halbes Leben hingeben möchten, um wieder unschuldsvoll genug zu sein, in dem, was sie nach Jahren der Leidenschaft und Thorheit Kleinigkeiten nennen, des Daseins höchste Seligkeit zu finden!

Ungefähr einen Monat später und an demselben Abende, an dem Zerlina in ihrer glänzenden Villa von dem harten Schlage völliger Enttäuschung betroffen wurde, erscholl in der Nähe der Abtei Feuerruf.

Eola, welche es zuerst hörte, ergriff ihre Mütze und eilte zu Elwyn in das Bibliothekzimmer.

„O, Herr," rief sie, „es brennt auf dem Gute; des armen alten Smith Pachthaus steht in Flammen, sagte mir eben ein Vorübereilender."

Elwyn sprang auf.

„So eile, Ulrich," sagte er, „und laß die Leute die Spritzen bereit machen. Du aber gehst dann mit mir, Du kannst von Nutzen sein."

Der Page gehorchte mit Blitzesschnelle und bald waren die Beiden auf der Feuerstätte.

Das brennende Gebäude war ein altes, von einem bejahrten Manne und dessen zwei Kindern bewohntes Haus.

Der untere Theil derselben war schon in Flammen gehüllt; der alte Mann lief auf und ab, hilflos die Hände ringend; die Tochter lag in Krämpfen in den Armen einer Nachbarin und als Elwyn den Alten fragte, wo sein Schwiegersohn sei, deutete er auf die Eingangsthür, aus der dichte Rauchmassen hervordrangen.

„Er ging nach den Kindern, Sir," sagte er, „aber ich fürchte, er ist erstickt, — er bleibt so lange aus. O Gott! will Niemand meinen armen James retten?"

Ein paar Männer aus der Menge bewegten sich mehr aus Beschämung, unthätig dazustehen, als aus wirklichem Muth, gegen die Thür, aber noch ehe sie dieselbe erreichten, kam James herausgestürzt.

Ein etwa zwei Jahre altes Kind hing an seinem Halse und schrie aus Angst und Schmerz.

Vater und Kind waren mit Brandwunden bedeckt, aber der Erstere achtete derselben nicht, da ein noch größeres Weh ihn alle Schmerzen vergessen ließ. Er hatte das Aeltere der Kinder nicht im Bette gefunden und vermuthete, daß es dasselbe verlassen, um Schutz zu suchen, und im Rauch erstickt sei.

„Ich muß mein Kind finden! Ich muß sie retten!" rief der unglückliche Vater, indem er sich von denen, welche ihn zurückhalten wollten, loszumachen suchte.

„Nein, Ihr habt genug gethan," sagte Elwyn; „denkt an Euer Weib und dies kleine arme Kind. Ich will sehen, was für das andere geschehen kann."

„Gott segne Sie, Herr! Gott segne Sie!" rief der alte Mann mit gefalteten Händen, während Thränen seine gefurchten Wangen niederrollten.

„Vater, er soll nicht sein Leben für mich wagen!" fiel des Alten Schwiegersohn ein und rang entschlossen, Elwyn von seinem Vorsatz abzuhalten; doch dieser rief einigen starken Burschen zu, Jenen am Nachfolgen zu hindern und war im Nu im Rauch des Hausganges verschwunden.

Eola stieß einen Schrei aus und die Arme gegen das brennende Haus emporstreckend, entstieg ihrem Herzen ein glühendes Gebet für seine Sicherheit.

Die Menge stand athemlos vor Angst und Erwartung.

„Er ist gut und edel," sagte endlich Einer mit Bewunderung.

„Sehr verschieden von einem Andern seines Namens," bemerkte ein Zweiter.

„Herzloser Schurke!" murmelte rachsüchtig eine Frau und dachte an Percy.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Die Herren von der Post stießen bei dieser mit kalter Ruhe gemachten Abfertigung wahre Schreie des Entsetzens aus, denn sie hatten in den Papieren auf den ersten Blick unterschlagene Briefe entdeckt. Der kleine Waldheim hatte sich auch herangemacht, und sich mühsam auf den Fußspitzen emporrichtend, wühlte er mit fast fieberhafter Hast in dem Wust

Digitized by Google

von Papieren herum, trotz aller Abmahnung des Postdirektors, immer nur nach einem Gegenstand suchend.

Die Aufmerksamkeit der Uebrigen wurde jetzt wieder auf die Verbrecherin gelenkt, die nun auf's Neue und schärfer von dem Richter über den Brief befragt worden war. Doch in demselben Augenblicke, als das Weib sich zu einer Antwort, zu einer neuen Lüge anschickte, stieß Herr Waldheim einen durchdringenden Freudenruf aus und ein Oktavbriefchen von blaßrother Farbe hoch emporhaltend, so hoch es seine kleinen Arme nur vermochten, schrie er seiner fast nicht mehr mächtig: „Da ist er! — Da ist er! — Da steht's! — London, den 3. April. — Mein lieber Herr Waldheim! — Das ist mein Brief, und zwar von meinem alten Schüler, dem sehr ehrenwerthen Kaufherrn und großen Schiffsrheder Warrens in London geschrieben! Kein Zweifel mehr, daß der Schurke, der Meusel den Brief unterschlagen, und daß der arme Waldner — Gott sei tausendmal gepriesen und gelobt! — ganz unschuldig, ganz unschuldig gelitten hat!"

Also und ähnlich rief und jubilirte der kleine Rentner in Einem fort, und der Untersuchungsrichter, den die gemachte Entdeckung ebenfalls hoch erfreute, sah vollständig ein, daß er unter solchen Umständen und bei solchen Unterbrechungen nicht weiter inquiriren könne. Er nahm deßhalb ruhig den blaßrothen Brief an sich, befahl dem Schreiber, den Kasten zu schließen, sowie heute noch die Möbel, dann die Thüre der Wohnung unter gehöriger Beihilfe zu versiegeln. Der Gendarm erhielt den Auftrag, die Frau sofort ins Arresthaus abzuliefern, dann sogleich mit seinem Kameraden zurückzukehren.

Der bewaffnete Diener des Gerichts führte den Befehl auch sofort und ohne viele Umstände zu machen, aus. Glücklicher Weise war die Wohnung nicht weit von dem neuen wohlverwahrten Aufenthaltsorte der Familie Meusel entfernt, und ohne allzugroßes Aufsehen in der Gasse zu erregen, ging die etwas gewaltsame Uebersiedlung von Statten.

Der Postdirektor und sein Sekretär konnten sich von ihrem Erstaunen, ihrem Entsetzen nicht erholen, so sie beim Anblick der großen Anzahl unterschlagener Briefe befallen. Ein solches unerhörtes Verbrechen war also schon seit längerer Zeit von dem als so ehrlich und treu geglaubten Mann, und unentdeckt, ungestraft und sogar unter ihren Augen verübt worden! Es war schrecklich, kaum glaublich! — Doch ihre derartige Gedanken und Aeußerungen wurden in den Hintergrund gedrängt von dem Zunächstliegenden. Es galt vor allen Dingen, einen unschuldig Verhafteten in Freiheit zu setzen, ihn seiner Familie wiederzugeben.

Es dauerte indessen noch eine kleine Weile, bis die beiden Gendarmen zurückkehrten. Diese erhielten den Auftrag, die Thüre der Wohnung so lange zu bewachen, bis die gerichtliche Versieglung vollzogen sei; dann nahm der Schreiber den inhaltschweren Kasten auf seine Schulter und alle Herren machten sich nunmehr ungesäumt auf den Weg nach dem Arresthause.

Wer war froher, glücklicher als der kleine gutmüthige Rentner Waldheim! O wie freute er sich, dem armen, unschuldig Angeklagten die Freiheit verkünden, der guten Frau Waldheim, die er ordentlich lieb gewonnen, die Nachricht von der Unschuld ihres Mannes, diesen selbst bringen zu können! Wie seelenvergnügt war er bei dem Gedanken, daß sein gutes Herz ihn richtig geleitet, als er der armen, von der ganzen Stadt verlassenen Frau beigestanden, so gut er es vermochte, daß er sie nach Kräften unterstützt, an die Schuldlosigkeit des Mannes geglaubt und stets für diesen gesprochen! Vergnügt trippelte er neben den übrigen Herren her und dünkte sich im Gefühl des errungenen Sieges groß und gewaltig wie der Herr Untersuchungsrichter, der hochaufgerichteten Hauptes mit ernsten, ja majestätischen Geberden neben ihm die Gasse entlang und auf seinen eigentlichen Kampfplatz, das Arresthaus, zuschritt.

Alldort angelangt, ließ der Untersuchungsrichter sogleich ein besseres Zimmer öffnen und vollständig erleuchten, dann befahl er, Herrn Waldner hereinzuführen. Letzterer, ein neues Verhör erwartend und ohne Ahnung dessen, was vorgefallen, trat gefaßt und schweigend in das hell erleuchtete Zimmer. Doch war er nicht wenig erstaunt, als er anstatt der ernsten Miene, die der Gerichtsbeamte ihm bisher gezeigt, ein wohlwollendes, freundliches Lächeln auf dessen Antlitz bemerkte. Besonders fiel ihm das überaus freundliche, ja strahlende Gesicht des kleinen alten Herrn auf, der ihm in herzlichster Weise grüßend zunickte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Mannigfaltiges.

### Dichter und Aerzte.

... Aus dem soeben den Druck verlassen habenden „Beitrag zur Geschichte der Literatur und zur Geschichte der Medizin mit poe-

Digitized by Google

lischen Proben" von Dr. R. Finkenstein ꝛc. (Breslau, 1864) theilen wir unter Anderem als Curiosa medicinischer Poesie die „Kanons und Regeln" des berühmten französischen Chirurgen Ambrosius Paré, welche aus dem Jahre 1575 datiren und heute dem trefflichen Biedermaier keine Schande machen würden, mit. Die Uebertragung aus dem Französischen in's Deutsche ist dem Verfasser ganz gut gelungen.

Die Praxis sei nur jederzeit
Die Theorie in Wirksamkeit.
Man heilt nicht mit dem bloßen Wort,
Das Mittel thut's am rechten Ort.
Was ich erprobte für und für,
Gilt mehr als Neuerfund'nes mir.
Bei wem ein groß' Gefäß verletzt,
Der ist dem Tode ausgesetzt.
Wenn eine Quetschung ist geschehen,
Laß sie in Eit'rung übergehen.
Für Nervenstechen wende man
Ableitende Arzneien an.
Für den bösen Fuß, für das böse Bein,
Wird das Bett recht nützlich und heilsam sein.
Jede Medizin, welche beißt,
Bei Geschwüren sich nützlich erweist.
Verrenkungen zu kuriren gut,
Auf Festhalten, Stoßen und Zieh'n beruht.
Ist der Brand bereits sehr groß,
Dann hilft nur das Messer bloß.
Die Mißgeburt ist eine Kreatur
Wider alle Regeln der Natur.
Ging eine Wunde in die Brust hinein,
Wird sie bald voll Eiter sein.
Von jedem gift'gen Thiere, wißt,
Der Stich gar sehr gefährlich ist.
Wenn der Südwind weht mit großer Gewalt,
Dann werden die Wunden faulig bald.
Der Verwundete halte sich mäßig und still,
Wenn er recht bald erleichtert sein will.
Die Kur eines Uebels wird nicht erzielt,
Wenn der Körper nicht ordentlich abgekühlt.
Ein rundes Geschwür wird nicht eher heil,
Als bis ihm eine and're Gestalt wird zu Theil.
Ein Geschwür, das immer fort jaucht,
Ein kräftiges Heilmittel braucht.
Wer bloß um des Habens, nicht um des Wissens wegen
Die Chirurgie treibt, ist um's Können verlegen.
Das Bad löst auf und durchdringt die Feuchtigkeiten,
Kann auch einen sanften Schweiß bereiten.
Dem Kranken muß man immer Hoffnung geben,
Sollte selbst der Tod schon auf der Zunge schweben.
Das Wechseln der Aerzte oder Chirurgen laß sein,
Denn es bringt oft nichts als neue Pein.
Bei einer verzweifelten Krankheit laß nur bleiben,
Dem Kranken noch irgend etwas zu verschreiben.

Auch ein aus dem Englischen übersetztes humoristisches Gedicht eines Arztes wollen wir anführen:

Warum ist mir der Kopf so schwer?
Wo kommt die rothe Nase her?
Da sagen die Doktoren all':
Von der Leber.
Was juckt mich denn die Haut so sehr?
Wo kommen all' die Schmerzen her?
Wie kommt's, daß ich täglich dünner werd'?
Von der Leber.
Wie kommt die Gicht in Hand und Fuß?
Und auf die Nase die Haselnuß?
Nein, offenbar das kommen muß
Von der Leber.

---

Auf der Eisenbahn im Elsaß saßen jüngst in einem Coupé erster Klasse zwei Herren und unterhielten sich, bis der eine dem anderen eine Prise Tabak anbot, die letzteren sofort in Betäubung und tiefen Schlaf versetzte. Als der Schläfer nach geraumer Zeit erwachte, fand er sich allein und — vollständig ausgeplündert. Nicht nur Uhr, Kette und Siegelring, sondern auch die Börse mit 3000 Frcs. und das Portefeuille mit 15,000 Frcs. Banknoten hatte der artige Reisegefährte mitgenommen.

---

Irgendwo ward der Boden des Rathhauses allzuviel zum Trocknen der Wäsche gebraucht. Endlich verfügte der Bürgermeister: „Ich werde von nun an keinen Menschen mehr auf dem Boden aufhängen lassen, als die Rathsherren."

---

## Charade.

Die ersten zwei Sylben sind eine heilige Zahl;
Mit letzten zwei kriegst du wohl Geld überall;
Schaust du dich nach dem Ganzen um,
So findest ein Großfürstenthum.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Dienstag, 23. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Ein greller Schrei aus einer anderen Gruppe der Zuschauer richtete die Aufmerksamkeit Aller von Neuem auf das Haus.

Man sah Elwyn an einem der Dachfenster stehen, mit dem kleinen Mädchen auf den Armen. Aus seinen Geberden ließ sich erkennen, daß eine neue Gefahr im Nahen sei und bald verkündete lautes Krachen das Einstürzen der Treppe.

Die Noth wuchs mit jedem Moment. Die Flammen drangen jetzt auch in das bisher nur mit Rauch gefüllte Gemach, in dem Elwyn das Kind gefunden. Vor ihm war das offene Haus in großer Höhe von dem Boden, hinter ihm ein Abgrund voll Qualm und Gluth.

„Eine Leiter! eine Leiter!" schrie der Page verzweiflungsvoll. Aber zwei waren schon in verschiedenen Rettungsversuchen zerstört worden und keine andere schnell genug zur Hand.

„Gott steh' ihm bei!" flüsterte es in der Menge, welche zagend zu dem jungen Manne emporsah, der mit dem an ihm hängenden Kinde, bleich, aber gefaßt, dastand, denn er konnte ohne Gewissensvorwurf auf seine Vergangenheit blicken und getrost den Willen seines Schöpfers erwarten.

„O! er soll nicht sterben!" rief fast wahnsinnig Eola. „Hierher! Einen Strick! Ich will ihn retten oder mit ihm untergehen!"

Eola war nicht umsonst in einem Zigeunerzelt erzogen worden; sie vereinte mit großer körperlicher Gewandtheit einen schnellen, praktischen Blick und mit diesem gewahrte sie eine alte Epheupflanze, deren dünner, knotiger Stamm, obschon morsch von der Hitze, sich doch noch aufrecht an der Mauer des Hauses emporwand.

Die Umstehenden schalten es Wahnsinn, sich ihr anvertrauen zu wollen, allein der kühne Page duldete keinen Widerspruch, und mit einem aus mehreren Stücken schnell zusammengefügten Stricke um den Leib geschlungen, begann er das gewagte Emporklettern an der gebrechlichen Pflanze.

Unterdessen blickte Elwyn in Todesangst von seinem immer gefährlicher werdenden Standpunkte hernieder. Alle Sorge für sich selbst ging völlig in der für den aufopfernden Knaben unter, welcher einen so schwärmerischen Eifer bezeigte, sein Leben für das seines gegenwärtigen Herrn einzusetzen. Was würde er empfunden haben, hätte er die Wahrheit gekannt?

Noch eine bange Minute der Erwartung und Eola erreichte die Fensterbrüstung.

„Ulrich! Ulrich!" ächzte Elwyn mit tiefer Bewegung, „dies um meinetwillen?"

„Es ist keine Zeit zu verlieren, Herr," antwortete sie mit heiserer Stimme, „können wir das Seil an irgend Etwas befestigen?"

Elwyn half dem Pagen ins Zimmer steigen, legte das Kind in seine Arme, und nachdem er eine Weile im Rauch herumgetastet, zog er eine Kommode herbei, um welche er das Seil befestigte; dann warf er das Ende zum Fenster hinaus, welches sogleich von denen, die unten standen, straff angezogen wurde.

„Erst Sie und das Kind," sagte der Page; und als Elwyn erst seinen Retter in Sicherheit sehen wollte, setzte der Letztere hastig hinzu:

„Zögern bringt uns Allen den Tod, und ich rühre mich nicht, bis Sie der Gefahr entgangen sind."

„Tapferer, aber thörichter Knabe," rief Elwyn mit Rührung aus.

Einsehend, daß Schnelligkeit ihre einzige Rettung war, begann er, mit dem Kinde an seinem Halse hängend, über die Fensterbrüstung hinaus, an dem Seil hinabzusteigen.

Eola lehnte sich weit aus dem Fenster, um dem Rauch und den immer drohender sich herbeizüngelnden Flammen möglichst zu entgehen, bis Freudenrufe

Digitized by Google

von unten ihr verkündeten, daß der Gegenstand ihrer geheimen Anbetung in Sicherheit sei. Dann begann sie ihm zu folgen.

Kaum war sie auf der Hälfte der Höhe am Seil hinabgeglitten, als die Flammen am Fensterſims zu lodern begangen, und sie mit Entsetzen gewahr ward, daß das Seil in der Hitze zu krachen und zu wanken anfing.

Mit krampfhafter Anstrengung suchte sie wieder den Epheu zu fassen, aber ihre Kraft war erschöpft und die Augen schließend, um die Gefahr wenigstens nicht zu sehen, erwartete sie jeden Augenblick, zu Boden geschleudert zu werden.

Als sie noch in beträchtlicher Höhe schwebte, brach das Seil und mit grellem Aufschrei fiel sie nieder, aber nicht auf die harte Erde.

Ein Paar starke Arme fingen sie auf, ein edles, männliches Herz klopfte nahe dem ihrigen und eine geliebte Stimme flüsterte zärtliche Segensworte in ihr Ohr.

Wie glücklich fühlte sie sich! Einen Augenblick an dieser geliebten Brust zu ruhen, war unaussprechliche Seligkeit und volle Belohnung für alle ausgestandene Mühsal, selbst wenn sie ihr junges Leben dabei hätte opfern müssen.

So dachte das liebliche Geschöpf, als sie schwach vor Anstrengung und Schrecken, in der Umarmung des Mannes ruhte, den ihre kindlichen Hände von einer fürchterlichen Todesart errettet hatten.

Das Feuer wüthete noch fast zwei Stunden lang, dann kam ein starker Regen den Löschmaschinen zu Hilfe und erstickte die letzte Gluth. Die gerettete Familie fand bei freundlichen Nachbarn Aufnahme und Elwyn und der Page kehrten ins Herrenhaus zurück.

„Wie konntest Du so viel für mich wagen? Für mich, der Dir fremd ist, Ulrich?“ fragte der Erstere, nachdem er dafür gesorgt hätte, daß seinem jungen Retter alle mögliche Pflege zu Theil ward.

„Weil ich Sie liebe, Herr,“ stammelte der vermeintliche Page und bestrebte sich vergebens, den früheren Ton achtungsvoller Untergebenheit wieder zu finden.

„Gott segne Dich, mein Knabe!“ rief Elwyn, seine Hand fassend; „ich glaube es Dir. Ohne Dich läge ich jetzt als verkohlte Leiche unter jenen Ruinen.“

„O, Gott verhüte! ich kann sogar den Gedanken nicht ertragen,“ murmelte der Page schaudernd.

Elwyn lächelte und fuhr schmeichelnd mit der Hand über das goldlockige, junge Haupt.

„Sonderbar,“ sprach er bei sich, „sehr sonderbar, daß in dieser kalten Welt mir ein Wesen so zugethan ist und ich wußte es nicht.“

Von dieser Stunde an waren das Zigeunermädchen und ihr Idol unzertrennlich.

Elwyn empfand für den Retter seiner Tage alle sorgliche Zärtlichkeit eines ältern Bruders, und mit der ächten Großmuth einer edlen Seele nur noch den Freund und nicht den Untergebenen in ihm erblickend, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Nicht ahnte er, daß eine Welt von tiefer, sehnsüchtiger Neigung in dem Herzen lebte, das so stürmisch unter der Pagenjacke schlug!

Eola aber verbrachte ihre Tage in einer Art von begeisterter Verzauberung, — einem Seligkeitstraum so schön, daß sie oft an der Wirklichkeit zweifelte; was die Zukunft ihr bringen könnte, — sie wagte nicht daran zu denken.

## 17.

Zwei oder drei Tage nach dem denkwürdigen Diner in der Roseland Villa saßen Eswald und Sackville beim Frühstück in des Letzteren Zimmer.

Beide waren noch im Abendanzuge, oder eigentlich theilweise so: denn Sackville's Handschuhe und Kravatte lagen unter dem Tische, und Eswald's Frack, der einem brillanten türkischen Schlafrock Platz gemacht hatte, ruhte in kläglicher Gemeinschaft in einer Ecke des Zimmers bei einem zerknitterten Hut und zerbrochenen Opernglase.

So standen die Sachen in dem eleganten Junggesellengemach des aristokratischen Sackville; der Anblick des Ersteren deutete zur Genüge an, in welchem Zustande die beiden Freunde nach einer durchschwärmten Nacht es zu früher Morgendämmerung aufgesucht hatten.

Nachdem das Frühstück gekostet war, zog Eswald seinen Stuhl an das Feuer, stellte die Füße auf das Kamingitter und fiel in einen gemächlichen Schlummer.

Sackville zündete eine Cigarre an und begann etwa ein Halbdutzend zierliche, weiblich aussehende, nach jedem modischen Parfüm duftende Briefchen zu öffnen und mit dem Blick zu überfliegen.

In dieser Beschäftigung wurde er durch den Eintritt von Eswald's Kammerdiener Miller unterbrochen, welcher mit dem Vorrecht eines vertrauten Faktotums zu jeder Zeit ohne Umstände ein- und ausgehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

# Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Der Richter deutete freundlich auf einen Stuhl, und als Waldner, dessen Erstaunen in banges Hoffen überging, sich niedergelassen, fragte ihn der Beamte, ob er wohl im Stande sei, vorkommenden Falls den unterschlagenen Brief wieder zu erkennen. Waldner richtete sich bei diesen Worten wieder hoch auf; eine Ahnung sagte ihm, daß der Brief aufgefunden worden sei.

„O gewiß!“ rief er. „Die Anrede, die ich gelesen, steht lebendig vor mir; ich könnte die Schriftzüge nachmalen.“

„Nun, so schauen Sie sich diesen Brief an,“ entgegnete der Richter und hielt ihm das blaßrothe Blättchen hin.

„Ja, ja, das ist er! — Da steht's: Mein lieber Herr Waldheim! Das ist der Brief! — Gott im Himmel sei gepriesen, daß er sich gefunden hat!“ Also jubelte der Glückliche auf und schaute leuchtenden Auges auf die Herren in der Runde.

„So freue ich mich von Herzen, Herr Waldner, daß Ihre Schuldlosigkeit an den Tag gekommen, daß ich Ihnen die Freiheit wiedergeben kann. Der Brief befand sich im Besitz Meusel's, der seinen Empfang so hartnäckig geleugnet.“ Bei diesen Worten stand der Richter auf und schritt auf Waldner zu, der im Uebermaß seiner Freuden sich kaum aufrecht zu halten vermochte und sich auf die Lehne des Stuhles stützte. Der Beamte drückte ihm herzlich die Hand, ebenso auch der Postdirektor und der Sekretär, und flüchtig wurde ihm dann mitgetheilt, was sich begeben, wie seine Unschuld sich so merkwürdig dargethan.

Waldner, kaum eines Wortes fähig, versuchte zu danken, doch vermochte er es nicht. Mit Thränen der Freude in den Augen erwiederte er den Händedruck der Männer, während sein Geist — wer will es ihm verargen! — daheim bei den Seinen war.

Plötzlich wurde die frohe, glückliche Stimmung der Männer durch einen lauten, ja furchtbaren Aufschrei des kleinen Rentners unterbrochen. Derselbe hatte den Brief, nachdem ihn der Richter aus der Hand gelegt, als sein unbestreitbares Eigenthum an sich genommen und einen Blick hineingeworfen. Je weiter er aber las, je größer wurde sein Erstaunen, je fieberhafter seine Aufregung. Endlich hatte er das Schreiben gänzlich durchflogen und mit einem lauten, markdurchdringenden Aufschrei, der die übrigen Anwesenden ordentlich zusammenfahren machte, rief er: „Ein Wort, meine Herren! Etwas Wunderbares hat sich kundgegeben. Wenn das nicht des Himmels Fügung ist, um die Unschuld jenes Mannes dort auf's klarste hinzustellen, so gibt es überhaupt keinen Gott dort oben, der die Geschicke der Menschen lenkt! Ja ihr Herren, hier ist der lauteste Beweis, daß Herr Waldner die Wahrheit zu allen Zeiten, die vollste Wahrheit gesprochen. Wie er gesagt, so verhält es sich. Keine Zeile des Briefes selbst hat er gelesen, denn hätte er es gethan, so wäre er im vollsten Rechte gewesen, den Inhalt desselben, eine Hundertpfundnote zu behalten, denn das Geld — gehörte ihm!“

Die Anwesenden, anfänglich etwas ärgerlich über die immerwährenden, so unglücklichen Unterbrechungen des kleinen Mannes, wurden nun in der That auf's höchste erstaunt und der Richter, der seine ganze Würde fahren ließ, bat eben so neugierig wie die Uebrigen um Aufklärung.

„Hören Sie, was der Brief sagt,“ erwiederte voll stolzer Freude der kleine alte Herr, indem er sich hoch aufrichtete und mit triumphirenden Blicken Einen nach dem Anderen anschaute. „Hören Sie. Der Schreiber ist Herr Warrens, Kaufherr und Schiffsrheder in London und mein ehemaliger wackerer Schüler. Er schreibt mir, daß er vor einigen Monaten ein Schiff nach Nordamerika expedirt, auf dem sich ein deutscher Kaufmann des Namens Spalding als Passagier befunden. Derselbe habe ihn kurz vor der Abfahrt aufgesucht und ihm mitgetheilt, daß ein Bankerott ihn gezwungen, seine Heimath zu verlassen. In diesen Bankerott habe er einen Geschäftsfreund verwickelt, der durch seinen Fall wohl vollständig ins Unglück gerathen sein möge. Er wolle sein begangenes Unrecht diesem Manne gegenüber so viel in seinen Kräften stehe wieder gut zu machen suchen und bäte ihn deßhalb, eine Hundertpfundnote, die er Herrn Warrens übergab, nach Deutschland und an seinen ehemaligen Geschäftsfreund zu senden. Warrens mußte die nähere Adresse nun nicht mehr recht gewußt haben, denn er fand es am gerathensten, mir, seinem alten Lehrer und Freunde, das Geld zu schicken und mich zu beauftragen, dasselbe dem fraglichen Herrn zu übermitteln. — Und dieser Kaufmann, der durch den Bankerott Spalding's zu Fall, ins Unglück gebracht wurde, meine Herren, wißt Ihr, wer er ist? — Da steht er vor Euch; es ist Herr Waldner! Hier ist der Brief, da könnt Ihr es lesen, daß ich die Wahrheit gesprochen!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Mannigfaltiges.

Ernst Kossak macht von Berlin aus der Wiener „Presse“ folgende scherzhafte Bemerkungen über die jetzt vielfach annoncirten Heilmittel: Die akademische Heilkunde ist zur Disposition gestellt, die Apotheke ist von jetzt an überflüssig; Dank der Industrie nimmt der Mensch schon in seinen Nahrungsmitteln oder doch in den Getränken, mit denen er seinen Durst löscht, die wirksamsten Medikamente in sich auf. Kaum hat er den Schlaf aus seinen Augen gerieben, so dampft auf seinem Tische der Kaffee, aber nicht der Kaffee der alten Schule, jenes erhitzende Gift, vor dem Goethe in einem seiner Briefe Frau v. Stein warnte, nein der koffeinfreie Kaffee, die neueste Errungenschaft chemischer Materialwaaren-Händler. Demnächst zündet er die Cigarre an; er darf sie mit voller Beruhigung rauchen. Sie enthält nicht mehr das furchtbare Gift, welches Graf Bocarme aus Tabaksblättern gewann und seinem Schwager gewaltsam einflößte; die neueste Cigarre ist nicotinfrei. Die unentbehrlichsten Genüsse des Jahrhunderts sind fortan von allen schmerzlichen Nachwehen befreit. Die Toilette beginnt, und der Dandy, dessen Glieder bei dem unablässigen Witterungswechsel des Nordens an Rheumatismus leiden, hüllt sie in ein leichtes Gewand von Waldwolle. Ist die Entwicklung des Leidens vorgeschritten, so bedient er sich vielleicht des aromatischen Fichtennadel-Extraktes, des persischen Balsams, oder er legt ein galvanisches Geschmeide von Kunzemann an. Die Stunde des Dejeuners rückt heran, und die Auswahl des Stärkungmittels ist nicht schwer. Die Trauben des Ungarlandes und des Caps der guten Hoffnung wetteifern mit einander. Für die Wunderkräfte beider sprechen ganze Stöße von Danksagungsschreiben. Bei bescheideneren Mitteln stehen die Präparate des Bacchus **junior** zur Verfügung. Der Ruhm Boonekamps of Magenbitter, der von der Münchener Industrie-Ausstellung so laut erschallte, ist freilich noch immer nicht verdunkelt, allein Daubitz hat ihm in der Praxis den Rang abgelaufen. Von jeher war der Schnaps ungemein bildungsfähig; selbst für Sportsmen und Jäger ist eine unentbehrliche Species desselben erfunden worden. Sie nennt sich „Jockeykümmel“. Der tapfere Krieger in leidendem Zustande trinkt den „Malakoff“. Nach einem längeren Spaziergange erschallt die Tischglocke. Die etwaigen Verdauungsbeschwerden wurden längst durch eine Messerspitze „Bullrich'sches Salz“ beseitigt, das ein vorsichtiger Gourmand in seiner Brieftasche stets mit sich führet. Ueber das ersprießlichste Getränk kann seit der Erfindung des „Hoff'schen Malz-Extrakts“ kein Zweifel mehr obwalten. Wer auf Weingenuß nicht verzichten mag, hat wohl die Wahl zwischen „Eisenwein“ und „Kräuterwein“. Bedarf er ungemein restaurirender Nahrungsmittel, so findet er in den Anzeigen mindestens ein halbes Dutzend Garköche, die täglich die merkwürdigsten Kraftbrühen ausbieten. Was ist die „Broda“, welche Madame Elpis Melena nach ihrem eben erschienenen Buche in Spezzia kochte und täglich Garibaldi nach dem Fort Varignano überbrachte? Dem durch öffentliche Reden geschwächten Berliner dampfen täglich: Turtle-, Mock-Turtle und Ochsenschwanzsuppe. Leidet er dagegen an einem Uebermaß von Säften und haben sich bei ihm die schmerzlichen Uebel des Wohllebens eingestellt, so darf er sich keineswegs Entbehrungen auferlegen. Welche kärgliche Diät auch die graduirten Aerzte bei Gichtanfällen vorschreiben, die wilde Medicin heilt mit einigen Wollbüschelchen, mit einem Blatte Papier, das erwärmt und auf das leidende Glied geklebt wird.

---

(Wie ein bestimmter Tag in dem Leben berühmter Leute eine Rolle spielt.) Am 6. April war Alexander der Große geboren, besiegte den Darius und starb an diesem Tage. Am 30. September war Pompejus geboren, hielt seinen Triumphzug nach den asiatischen Eroberungen und starb am 30. September. An einem Donnerstage, 28. Januar, starb Heinrich **VIII.** von England, Donnerstag den 6. Januar Eduard **VI.**, Donnerstag den 17. November Maria, Donnerstag den 24. März Elisabeth. Am 14. Juni 1800 gewann Napoleon die Schlacht von Marengo; am 14. Oktober 1805 die bei Ulm; am 14. Oktober 1806 die bei Jena; am 14. Juni 1807 die bei Friedland.

---

(Zwei Dienstmädchen am Brunnen.) „Rieschen, kam denn gestern Dein heißgeliebter Peppi?“ „Ei ja wohl! Er war's aber nit selber, er hatte einen Andern von seiner Kompagnie geschickt.“

---

Auflösung der Charade in № 23:

**Siebenbürgen.**

---

**Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.**

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Freitag, 26. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Nun, Miller," rief Sackville, „was gibt's? Welches Teufelsglück bringt Dich so früh hieher?"

„Ich kann nicht sagen, es ist Glück, mein Lord," lautete die Antwort. „Ich wünschte nur, Seiner Lordschaft Aufmerksamkeit sobald als möglich auf einen Paragraphen in den Morgenblättern zu richten."

Seine Lordschaft am Kamin öffnete träge die Augen und gebot, ihm die Zeitung zu reichen.

Er blickte flüchtig darüber hin und rief dann, plötzlich munter geworden, aus:

„Bei Jupiter! Es ist von Zerlina die Rede, Gustav;" dann las er laut folgenden Paragraphen:

„Seltsames Abenteuer. — Letzten Mittwoch Morgen etwa um 2 Uhr, als Dr. L. von einem ärztlichen Besuch in der Umgegend von S. heimkehrte, machte ihn sein Kutscher auf einen sonderbaren Gegenstand am Wege aufmerksam. Der Doktor stieg aus und sah eine junge, zarte Gestalt, die den höheren Ständen anzugehören schien. Sie trug einen reichen Morgenmantel über dem gewöhnlichen Nachtkleide einer Dame und irrte entweder im Zustande von Somnambulismus oder Geistesstörung umher. Sie stand, als der Doktor sich näherte, am Ufer des Flusses, als ob sie Selbstmord beabsichtigte. Zuerst wehrte sie seinen Beistand ab, endlich jedoch gelang es ihm, ihrem hartnäckigen Sträuben ungeachtet, sie in seinen Wagen zu bringen. Die ganze Angelegenheit ist in tiefes Geheimniß gehüllt, da der Dame Gemüth sich unzweifelhaft in großer Störung befindet und man von ihr nicht erfahren kann, wer sie ist und woher sie kam. Alle möglichen Nachforschungen sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Das junge Wesen, das von wirklichem oder eingebildetem Unrecht, welches man ihr zugefügt, schwer zu leiden scheint, erregt die lebhafteste Theilnahme. Dr. L. hat den Vorfall in den gelesensten Zeitungen veröffentlicht, und man hofft, daß es auf diese Weise gelingen würde, die Unglückliche ihren Angehörigen wiederzugeben."

„Was denkst Du dazu, Gustav?" rief Eswald, als er geendet; „wahnsinnig! es kann nicht möglich sein."

„Ich weiß nicht," äußerte der Andere. „Ich möchte allerdings jede Frau für wahnsinnig halten, welche um 2 Uhr Morgens im Nachtkleide über Feld läuft."

Diese Bemerkung schien Eswald noch mehr zu beunruhigen.

„Wie konnte ich denken," sagte er, „daß sie das Haus in diesem Zustande verlassen würde! Im Nachtkleide! Das geht über Alles!"

Die Wahrheit war, daß Zerlina nach der beschriebenen schmachvollen Scene mit Eswald, in einem Anfall an Geistesstörung streifender Verzweiflung, selbst nicht wissend, was ihr nächstes Beginnen sein werde, aus der Villa entflohen war, ohne daß die beiden Freunde ahnten, bis zu welchem Grade die Aufregung des armen Geschöpfs reichte.

Ein vorübergehendes Gefühl zärtlichen Bedauerns zog durch des verweichlichten Wüstlings Brust; in der nächsten Minute jedoch gewann der Gott seines Innern, das Selbst, die Oberhand und ließ ihn auf Mittel sinnen, sich am sichersten aus der Affaire zu ziehen.

Demgemäß beorderte er zuvörderst Miller, in die Villa zu eilen und Zerlina's Verschwinden den niederen Dienstboten auf irgend eine natürliche Weise zu erklären. Dies gab ihm einige freie Zeit des Nachsinnens; und wirklich verbrachte er einen beträchtlichen Theil des Tages, mit Sackville hundert Pläne zur geschickten Behandlung des verdrießlichen Vorfalls zu ersinnen und wieder zu verwerfen.

Eswald war ganz bereit, Zerlina's Zukunft sicher zu stellen, ihr wo möglich die Rückkehr zu ihrer

früheren Laufbahn als Tänzerin auf's Angemessenste zu erleichtern, nur wollte er sie persönlich los sein und seinen Namen nicht in die Sache gemischt sehen. Das Letztere bot die größere Schwierigkeit, und man mußte endlich zu Miller's Rathschlägen Zuflucht nehmen.

Um es dem Leser zu veranschaulichen, welches Resultat aus der Berathung des Trios hervorging, führen wir ihn in Dr. L's. hübsches Haus in Harley Street und zu diesem selbst in sein Morgengemach.

Der Doktor war ein freundlich aussehender, behäbiger Mann von etwa vierzig Jahren, und das Zimmer, in dem er saß, mit vollkommener Ordnung und Wohnlichkeit eingerichtet. Das Letztere bildete den auffallendsten Kontrast zu dem vorhin beschriebenen Frühstückszimmer Sackville's im fashionabten Junggesellenhotel des Albany.

Doktor L. war in die gewohnte Frühlektüre der Morgenblätter vertieft, als ein Diener einen Besuch meldete.

„Seine Karte?" fragte der Doktor kurz.

„Er gab keine; er sagte, er sei ein Fremder und komme in wichtigen Angelegenheiten."

„Ah — schon gut; führen Sie ihn herein."

Der Diener gehorchte und ein ernster, blasser Mann in tiefer Trauer trat ein.

Der Doktor reichte ihm höflich einen Stuhl und sagte, nachdem der Diener sich entfernt hatte:

„Sie wünschten mich wegen einer wichtigen Sache zu sprechen. Darf ich fragen, worin sie besteht?"

„Ich kam in Folge eines in den gestrigen Morgenblättern erschienenen Paragraphen," entgegnete der Fremde, „und ich befinde mich in dem unglücklichen Falle, sagen zu müssen, daß die in demselben erwähnte Dame in naher Beziehung zu mir steht."

„Ah, ich verstehe; sie ist —"

„Meine Frau."

„Ein höchst bedauerliches Ereigniß," schaltete der Doktor ein, „und wie geschah es, daß sie in einer so seltsamen Lage gefunden werden konnte?"

„Das ist eine lange Geschichte, deren schmerzliche Einzelheiten ich Ihnen ersparen möchte," entgegnete der Gatte, der Niemand Anderes war, als der Kammerdiener Miller.

„Genüge es zu sagen, daß ihre Geistesstörung sich schon vor längerer Zeit bemerkbar gemacht hat, daß aber eine zärtliche Anhänglichkeit an sie es mir nicht gestattete, ihren unglücklichen Zustand in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Die Ursache ihrer Flucht ist durchaus häuslicher Natur, deutet jedoch auf eine Verschlimmerung der Krankheit, welche bisher mild und harmlos aufgetreten, obschon, — mit tiefem Schmerz spreche ich es aus, — dieselbe erblich ist."

„Vielleicht ist die Frage unzart, als Arzt jedoch muß ich sie stellen: war Ihnen diese Erblichkeit der Krankheit in der Familie bekannt, ehe Sie heiratheten?"

„Nein."

Diese lakonische Antwort schien des Doktors Neugierde zum Schweigen zu bringen; er nahm daher eine rein professionelle Miene an und fragte nur, was der Gentleman zu thun beabsichtige.

„Ich weiß kaum, was ich beginnen soll," war des schlauen Intriganten Antwort.

„Ich bin in äußerster Betrübniß. Ich kam nach London, um dem Begräbniß eines nahen, theuern Verwandten beizuwohnen, und da ich nicht geneigt war, meine arme, geliebte Frau in der willkürlichen Obhut von Domestiken zu lassen, so nahm ich sie mit. Die schreckliche Folge konnte ich nicht ahnen. Aber, werther Sir, halten Sie sie für sehr krank? Denken Sie, sie sei nicht im Stande, mit mir zurückzukehren?"

„Darf ich fragen wohin?"

„Ich wohne in H***, an der Grenze von —shire."

„Es ist eine lange Reise. Ihre Frau ist gerade nicht völlig wahnsinnig zu nennen, ob sie es indeß noch wird oder nicht, hängt gänzlich von Umständen ab. Es wäre vielleicht sogar gefährlich, wenn sie Sie sähe; obschon ich nicht eher darüber urtheilen kann, als bis Sie mir drei ärztliche Fragen wahrheitsgetreu beantwortet haben."

„War die Ursache ihres Entfliehens ein Streit?" begann Dr. L.

„Ja."

„Zwischen Ihnen und ihr?"

„Ja."

„Nun, Sir, ich will Sie nicht beleidigen, aber meine nächste Frage ist eine höchst unangenehme."

„Bitte, fahren Sie fort."

„Schlugen Sie sie?"

Das blasse Gesicht des Abgesandten röthete sich tief.

„Ich schlug sie," stammelte er endlich heraus, „aber ich bitte Sie, zu beachten, daß sie mich schwer reizte und es in Selbstvertheidigung von meiner Seite geschah."

„Gewiß," betheuerte der Doktor, „denn es wäre nicht möglich, daß ohne eine solche Veranlassung ein Mann und ein Gentleman sich der Gewalt gegen ein so zartes, weibliches Wesen schuldig machen könnte. Ich wußte aus ihren Irrreden, daß sie geschlagen worden war. Sie sagt nicht viel, aber stets das Nämliche."

„Eine fixe Idee, ich vermuthe?" warf der gewandte Lügner ein.

„Sie spricht von einer Spottheirath und einem Diner."

Digitized by Google

„Gerade so. Dies ist ihre festgewurzelte Einbildung. Sie schrieb einen Roman über eine Spottheirath, als ich zuerst Anzeichen von Irrsinn bei ihr entdeckte.“

„Wirklich!“

„Ja. Aber was ist zu machen? Soll ich sie sehen?“

„Ich würde es kaum rathsam nennen. Nach Allem, was ich jetzt vernommen, kann ich Sie übrigens versichern, daß Hoffnung vorhanden ist, sie mit geeigneter Behandlung und ungeachtet aller bedenklichen Symptome, zu heilen; aber nur bei höchst sorgfältiger Behandlung.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Waldner hatte mit steigendem Erstaunen diesen höchst merkwürdigen Bericht mit angehört. Er konnte das Gehörte kaum fassen, für möglich halten, und doch war es also. Spalding war ja der Geschäftsfreund, der seine Gutheit nur zu sehr mißbraucht, der ihn vermocht hatte, die Wechsel zu acceptiren, die seinen Fall herbeigeführt. Doch Herr Waldheim ließ ihm keine Zeit zu weiterem Erstaunen; er eilte auf ihn zu, umarmte ihn einüber das andere Mal, während die übrigen Herren, sichtlich und tief ergriffen, sich abermals an ihn drängten, um ihn zu beglückwünschen, ihm als Zeichen der herzlichsten Theilnahme die Hand zu drücken.

Waldner war selig. Doch jetzt hielt es ihn nicht mehr. „Laßt mich nach Hause, zu den Meinen!“ stammelte er unter Thränen hervor. Doch Waldheim, der seine Gefühle wohl errathen haben mochte, reichte ihm schon einen Hut — wessen Kopfbedeckung er in der Eile in seinem Eifer ergriffen, ob die des Richters oder des Postdirektors, wußte er nicht; es war ihm auch vollständig gleich! — dann, nachdem er selbst Hut und Stock genommen, griff er dem Ueberglücklichen unter den Arm und empfahl sich kurzweg den Herren allgesammt, Waldner mit sich zur Thüre hinausziehend. Die Zurückbleibenden ließen ihn lächelnd gewähren; sie kannten ja sein gutes, vortreffliches Herz und räumten ihm gerne das schöne Recht ein, den Befreiten seiner Familie wieder zuzuführen.

Frau Waldner hatte mit den Kindern just das Abendgebet gesprochen, in das Alle inbrünstig und aus tiefem Herzen den armen duldenden Vater mit eingeschlossen, als es plötzlich draußen, noch auf der Treppe rief: „Ich bringe ihn! — Aufgemacht, Frau! — Er ist frei — unschuldig!“

Welch ein freudiges Echo weckten diese Worte in dem Herzen der armen Frau, und unbewußt, ahnungsvoll bei den beiden Kleinen! Frau Waldner hatte sofort die Stimme Waldheim's erkannt. Vor freudigem Schreck vermochte sie Anfangs kaum sich zu erheben, doch schon öffnete sich die Thüre und unter dem lauten Jubel der Kleinen stürzte Waldner herein und auf sein liebes, braves Weib zu, sie in seinen Armen auffangend, an sein laut und heftig pochendes Herz drückend.

Welcher stille doch hohe Jubel herrschte in den Herzen der beiden wieder vereinten Gatten! Wie klammerten sich die Kleinen an den Vater an, ihn begrüßend und seine Grüße und Küsse empfangend! Es war eine rührende und gewiß tief ergreifende Scene. Dies fühlte auch der gute Herr Waldheim, der fast keuchend hinter Waldner eingetreten war und nun dastand und sich mit dem Taschentuche nicht allein den Schweiß abtrocknete, sondern auch die Thränen, die reichlich seinen Augen entströmten. Er fühlte trotz aller Theilnahme, die er der Familie bezeigt, trotz ihres Dankes, dessen er gewiß war, daß er doch hier, in dieser Stunde überflüssig sei, und schlich sich deßhalb auch nach einigen Augenblicken ganz stille und sachte wieder hinaus, die Glücklichen sich selbst überlassend und in seinem Herzen, seinem Bewußtsein den Lohn vollständig findend, den sein wackeres, edles Thun verdient hatte. Noch lange hörte er draußen horchend und im Hinabsteigen das Jubeln der Kinder, und wie der kleine Knabe einmal über das andere Mal rief: „Jetzt ist der liebe Papa wieder da, jetzt gibt's auch Osterkuchen!“

Ja, Du sollst Osterkuchen haben, lieber Junge, dachte der Rentner bei sich und verließ freudig das Haus, um seiner Hälfte und dann auch allen guten Freunden, die es hören wollten, ja der ganzen Stadt zu erzählen, was Merkwürdiges sich mit ihm und dem unschuldig eingekerkerten Waldner ereignet habe.

Machen wir es wie der gute, wackere Mann, und überlassen wir die Glücklichen ihrem Jubel, ihrer Zufriedenheit. Lassen wir sie ungestört das schöne Fest ihrer Wiedervereinigung, ihre Ostern — ihre Auferstehung feiern!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Mannigfaltiges.

(Gefahrvolle Explikation.) Am 5. Februar standen mehrere österreichische Offiziere auf der Spitze des Königsberges, einem kleinen Plateau von einigen Quadratfuß Umfang. Der Major Neubauer von der Artillerie, ein Offizier von außerordentlicher Kaltblütigkeit, der sich bereits im italienischen Feldzuge große Verdienste erworben, deduzirte den Herren gerade, daß die Dänen, wenn sie zu schießen verständen, genau auf den Punkt werfen müßten, wo man sich eben befinde. Kaum war das Wort gesprochen, als eine Granate zu den Füßen des Majors niederfiel. Diesen schlagenden Beweis von der Richtigkeit seiner Behauptung bestens acceptirend, fuhr der Major aber in seinen artilleristischen Explikationen mit der größten Ruhe fort und begab sich erst kurz vor dem Momente der Explosion des Geschosses mit den anderen Herren den steilen Abhang des Plateau's hinunter.

(Freimaurerei unter den Hindu's.) Darüber ist in Delhi eine interessante Entdeckung gemacht worden. Während der großen Sipahi-Meuterei wurde ein verwundeter englischer Offizier an einen sicheren Ort gebracht und verbunden. Dabei erzählte er, daß er sich verloren geglaubt und vielleicht unwillkürlich das in größter Noth gebräuchliche Maurerzeichen gemacht habe; auch sprach er ein Wort aus, das nur Eingeweihte kennen. Zu seiner Ueberraschung wiederholte ein vornehmer Hindu Zeichen und Wort und nahm sich des Bruders an. Seitdem haben sich die Engländer viele Mühe gegeben, um der Verbindung unter den Eingeborenen, von der sie nicht einmal eine Ahnung hatten, auf die Spur zu kommen. Man weiß, daß in Indien sehr viele Geheimbünde vorhanden sind, aber sie haben keine schriftlichen Urkunden, sondern nur Zeichen und Symbole. Vor dem Ausbruch des großen Aufstandes wurde in geheimnißvoller Weise eine Lotosblume unter den verschiedenen Sipahi-Regimentern herumgeschickt; bald nachher spielten Honigkuchen eine ähnliche Rolle.

(Anekdote über Napoleon.) Als vor einigen Tagen der Kaiser, vom General Fleury begleitet, im Bois de Boulogne spazieren ging, flog ein Ballon, von einem Knaben geschleudert, dicht an Sr. Majestät vorüber und drohte in den See zu rollen. Der Kaiser hielt den Ballon mit dem Stocke auf, gab den Ballon dem Kinde zurück, welches er küßte und sprach lächelnd: „Sage Deinem Vater, daß der Kaiser Deinen Ballon rettete." — „Werde mich wohl hüten," erwiederte das **Enfant terrible**, „mein Vater mag den Kaiser nicht leiden!" — „Was thut denn Dein Vater?" forschte General Fleury. — „Nichts — er ist Senator!" — „Lassen Sie uns weiter gehen," fiel der Kaiser ins Wort und zog den General fort — er wollte nicht den Namen des Senators hören.

(Zum Alter des Menschengeschlechts.) In der Sitzung vom 4 Jan. l. J. der kaiserl. Akademie zu Paris theilte Boutin mit, daß man bei der Untersuchung der Grotte von Laroque in Herat sichere Spuren von dem Vorhandensein des Menschen zu einer von der unseren sehr weit entfernten Zeitepoche gefunden habe. Weiter fanden sich Gebeine von Kaninchen, Steinböcken, Ochsen vor, ferner Asche und Kohle, endlich geschnittene Steine, welch letztere sich durch ihre Gestalt als Kunstprodukte offenbaren.

(Neues Theater in Paris.) Ein eigener Theaterbau ist eben nach der jetzt in Frankreich zum Gesetz erhobenen Theaterfreiheit im Werke. Der Name, den es führen soll, ist noch unbekannt. Es soll nur klein, aber höchst elegant werden, mit 300 Plätzen zu dem gleichmäßigen Preise von 10 Frcs. Man will dort zwei Arten Komödieen spielen, an einem Abende ein Schauspiel, welches niemals mit einer Ehe endigen darf, am anderen ein improvisirtes Lustspiel, an welchem die Zuschauer Theil nehmen können.

Paris. Die „Opinion nationale" berichtet über eine große Rattenjagd, welche in diesen Tagen in den Cloaken des rechten Seine-Ufers stattgefunden hat. Die Ratten wurden, da sie der Frost in die Cloaken treibt, mit Benützung der gegenwärtigen Witterung systematisch aus den Nebencloaken von dem 800 Mann starken Korps der Egoutiers in die Hauptcloake getrieben, welche bei der Brücke Asnières endet. Diese war mit Versatzthüren abgeschlossen. Es wurde darauf die 40 Stück zählende Terrier-Meute in die Hauptcloake gelassen, deren Schmutzbett in Folge des Frostes gefroren ist. Der Kampf dauerte 45 Stunden, und es blieben 4 Hunde und etwa 110,000 Ratten todt auf dem Platze, 15 Hunde sind schwer verwundet.

(Verabschiedung.) In der schleswig'schen Landschaft Angeln fand man in den letzten Tagen an den Pfarrhäusern dänischer Pfarrer Morgens früh einen Reisestock, zwei dänische Holzschuhe, darin zwei kupferne dänische Pfennige und daneben mit Kreide die Worte: „Glückliche Reise!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 26. Sonntag, 28. Februar 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Und welchen Rath könnten Sie mir geben? Ich vertraue ganz auf Ihren Beistand," sagte demüthig der Kammerdiener.

„Nun, lassen Sie mich sehen," sprach der Doktor nachsinnend. „Ihre arme junge Frau bedarf zugleich geschickter Behandlung und sorgfältiger Pflege, d. h. einen erfahrenen Arzt und einen ruhigen Aufenthalt. Sie sollte Sie wenigstens einen Monat lang nicht sehen. Mein Plan ist folgender: ich kenne einen geschickten Arzt, der sich seit Jahren ausschließlich mit der Heilung Geisteskranker beschäftigte, der aber jetzt in anderen Zweigen der Heilkunst in einem englischen Seebade praktizirt. Vor einiger Zeit benachrichtigte mich dieser Gentleman, daß er geneigt wäre, eine Dame, vielleicht kränklich oder dergleichen, als Kostgängerin in seine Familie aufzunehmen. Das wäre eine passende Zuflucht für Ihre Frau. Was sagen Sie dazu? Soll ich an ihn schreiben?"

„Wenn es mit vollkommener Verschwiegenheit geschehen könnte, so würde ich den Vorschlag dankbar annehmen."

„Darauf können Sie sich verlassen. Wenn Sie die Sache mir anvertrauen wollen, so könnte ich es einrichten, daß Sie gänzlich aus dem Spiele bleiben. Ich denke, Sie könnten keinen besseren Weg wählen. Ihre Frau wird nicht nur vortrefflichen ärztlichen Beistand, sondern auch die Bequemlichkeit und Annehmlichkeiten der Häuslichkeit haben."

„Nun, ich will es überlegen und Sie sollen bestimmt bis heute Abend meine Antwort empfangen," entgegnete Eswald's Abgesandter, zum Weggehen aufstehend.

„Unterdessen erbitte ich Ihre gütige Aufmerksamkeit für mein theueres Weib, und sollte es schlimmer mit ihr gehen, — so benachrichtigen Sie mich aus Barmherzigkeit ohne Aufschub. Hier ist meine Karte. Ich bin bei Wood's zu finden."

„Verlassen Sie sich darauf," entgegnete der Doktor und verneigte sich höflich, mehr vor dem aristokratischen Namen der Karte, als vor dem vorgeblichen Träger desselben.

Gleich darauf wurde „Mr. Lestock Newington" von dem Diener zum Hinausgehen begleitet.

Mr. Lestock Newington, der bei Wood's logiren sollte, eilte, so schnell er konnte, nach dem Albany zurück, wo ihn die beiden Edelleute ängstlich erwarteten.

„Nun, würdiger Abgesandter und Intriguenprofessor," rief Sackville aus, „wie fandest Du Deine Frau Gemahlin?"

„Nun, Miller," fragte seinerseits Eswald, mit mehr Unruhe, als er zeigen mochte; „was hast Du ausgerichtet? Sahst Du sie? Wie geht es ihr?"

„Mein Lord, ich entledigte mich meiner Sendung in der befriedigendsten Weise. Ich sah die Dame nicht. Nach dem, was ich hörte, steht es schlimm mit ihr, und das Gerücht spricht die Wahrheit."

„Sie ist also wirklich — in — geringem Grade — irrsinnig?" stotterte Eswald, wider Willen bewegt. „Aber, Miller, diese Geistesstörung kann doch nicht so plötzlich eingetreten sein?" setzte er in Selbstentschuldigung hinzu.

„Ich möchte vermuthen," bemerkte der geschmeidige Untergebene, „daß diese Geisteskrankheit schon lange ohne Ihr Wissen bestanden hat."

Es ist unnöthig und wäre peinlich, länger bei den leeren Sophismen zu verweilen, mit denen Percy Eswald seine mitleidslose Behandlung seines noch vor Kurzem so zärtlich gehätschelten Spielzeuges vor sich selbst zu beschönigen suchte. Es war sogar schon etwas in seinem Falle Außerordentliches, daß er nur das Bedürfniß empfand, es zu thun, und das erste Mal, daß er bei solchem Anlaß einen Schatten von Reue in seiner Brust aufsteigen ließ.

Reue und Bereuen sind jedoch verschieden, und Eswald's Herz war so sehr in Selbstsucht, langer

Gewohnheit des Lasters und gesellschaftlichen Vorurtheilen verhärtet, daß ein besseres Gefühl, an dem überdies auch feige Angst ihren Antheil hatte, keinen dauernden Aufenthalt darin finden konnte.

„Arme Zerlina! Ich möchte sie wohl noch einmal sehen," war Eswald's halb bedauernder Ausruf, als er Miller's ausführlichen Bericht vernommen hatte. „Zu was aber," setzte er hinzu, „nützt es, mich zu grämen? Wenn ich in irgend einer Weise an ihrem Unglück schuld bin, so will ich es gern nach Kräften gut machen. Wenn ein paar hundert Pfund jährlich ihr nützen können, so stehen sie zu ihrer Verfügung. Was kann ich mehr thun? Nicht viele Männer wären dazu bereit. Wie konnte ich wissen, sie würde wahnsinnig werden? Ich konnte eine solche Kalamität nicht vorhersehen."

So endete die Sache.

Mr. Joseph Miller, alias „Mr. Lestock Newington", hatte eine zweite Unterredung mit dem wohlwollenden Doktor und machte, seinem eigenen Ausdruck zufolge, „Alles glatt". Die unglückliche Zerlina wurde nach dem fashionablen Seebade transportirt, um dort eine Kostgängerin des fashionablen Irrenarztes zu werden.

Lord Eswald war wieder einmal frei. Er konnte sich nun der Mühe unterziehen, der schönen Lady Isabella legitim zu huldigen, um sie sich als Braut zu erringen und zugleich Alles für seine letzte Junggesellenschwelgerei auf Eswald's Abtei anzuordnen.

## 18.

Gerne kehren wir zu den hellern Scenen, welche diese Erzählung bietet, zurück, und zu den reinern Charakteren derselben: zu Elwyn und Eola.

Es ist ein schöner Oktobertag.

Ein junger Page, in schmucker Livrée, fährt langsam in einem netten kleinen Wagen durch einen waldbeschatteten Weg in —shire.

Die zarten, im Verhältniß zu der zierlichen Gestalt gebildeten, kleinen Hände halten die Zügel des stolz auftretenden Pferdes sicher und fest und die goldenen Locken und tiefblauen Augen lassen uns in dem Lenker des Gefährts eine alte Bekanntschaft erkennen.

Liebliche, unschuldige Eola!

Das Kind der Natur ist noch ein Kind in Reinheit der Seele und Gedanken, noch unentweiht durch die Welt, gleich der ersten, lichten Blüthe des Frühlings.

Dennoch ist sie traurig. Ein Schatten hat sich in ihr Herz geschlichen. Es ist der Gedanke, daß früher oder später die Maske, welche sie trägt, abfallen muß, und tiefe Beschämung, wenn nicht sogar Verachtung von Seiten derer, die sie heimlich anbetet, ihr zu Theil werden wird.

Allmälig, instinktmäßig und ihr selbst unbewußt, war diese Befürchtung in ihr entstanden, und während sie früher in der Annahme ihrer Verkleidung durchaus nichts Unpassendes gewahrte, konnte sie jetzt nicht ohne Erröthen darauf hinblicken.

Was aber sollte sie beginnen?

Elwyn war vor ein paar Tagen in Geschäften nach London gegangen und wurde jetzt in der Abtei zurückerwartet. Er hatte dem Pagen geschrieben, ihn mit dem Wagen an der Eisenbahnstation abzuholen, und Eola war jetzt auf dem Wege dahin.

Sie hatte die Fahrt früh angetreten, um lang und ungestört über ihre Lage und was sie thun sollte, nachdenken zu können.

Mit bitterem Seufzen und bangem Weh ihres jungen Herzens mußte sie es sich, nachdem Schicklichkeitsgefühl und Neigung einen harten Kampf bestanden, eingestehen, daß der einzig mögliche und ehrenhafte Weg für sie sei, sich von dem Schauplatze ihres Wagnisses zurückzuziehen, so lange sie noch unentdeckt war.

Es war hart, den einzigen Glücksschimmer ihres Daseins aufzugeben, dennoch, — sie mußte gehen. Aber wohin? Auf der ganzen, weiten Erde gab es nicht eine Stelle, welche das arme, verwaiste Geschöpf als eine Zuflucht hätte beanspruchen, nicht ein Herz unter Millionen, auf dessen Mitleid sie hätte vertrauen können. Sie war allein.

Allein! Wer kennt die wirkliche, zermalmende Bedeutung dieses Wortes? Viele sprechen davon und von der Kälte der Welt, denen Verlassenheit und fremde Kälte verschlossene Bücher sind. Die Armen und Ausgestoßenen sind die einzigen Bewahrer dieser Kenntniß.

Eola war noch in tiefes Nachsinnen verloren, als beim Wenden um eine Wegesbiegung, welche zu einem dichten Gehölz führte, der wohlbekannte Anblick eines Zigeunerlagers ihr Auge traf.

Erschreckt und befürchtend, vielleicht erkannt zu werden, suchte sie wo möglich unbemerkt vorbeizufahren; ein dunkeläugiges Mädchen aber sprang plötzlich aus dem Dickicht hervor und dreist die Zügel des Pferdes packend, rief sie dem vermeintlichen Pagen zu:

„Laßt mich Euch wahrsagen, junger Herr, und seht mich nicht so finster an. Stirnrunzeln paßt nicht zu einem schönen Gesicht wie das Euere," setzte sie kokett und lachend hinzu.

Die arme Eola, welche sich die größte Mühe gegeben hatte, zürnend auszusehen, um das Zigeuner-

mädchen abzuwehren, machte jetzt durch ihr Erröthen die Sache noch schlimmer.

„Ha, ha!“ lachte das wilde Kind des Waldes, „Ihr werdet roth! Welches Schicksal muß das Euere sein! Laßt es mich Euch wahrsagen.“

„Nein, nein, nein!“ rief das verkleidete Mädchen; „ich will Euch Geld geben, aber mein Schicksal will ich von Euch nicht hören. Ich kenne es bereits,“ fügte sie mit einer Bitterkeit im Ton hinzu, welche den Tollkopf vor ihr fast erschreckte.

„So lebt denn wohl,“ sagte die kleine Zigeunerin und zog sich schmollend zurück. „Euer Geld will ich nicht, Knabe!“

Abermals trat sie einen Schritt näher und sagte in freundlicherer Weise:

„Ich wollte Euch nicht beleidigen. Laßt uns als Freunde scheiden.“

„Von ganzem Herzen,“ entgegnete der Page und beugte sich herab, die willig dargebotene, sonngebräunte Wange des Zigeunermädchens zu küssen.

Dann sprang die Letztere lachend hinweg und der Erstere fuhr davon.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der verhängnißvolle Brief.

(Fortsetzung.)

### VIII.

Osterkuchen — Osterfreude.

Ja, der kommende Ostertag war im vollen Sinne des Wortes ein Tag der Auferstehung für die Familie Waldner, und Kuchen, Osterkuchen sollte es geben, und zwar für Groß und Klein.

Am frühen Morgen schon erschien die wohlbekannte Köchin Waldheim's mit einem Diener und brachte im Namen ihrer Herrschaft zwei gewaltige Osterkuchen und ein Körbchen voll schön gefärbter bunter Eier, wie sie sagte, für die Kinder. Die Tische waren zu klein, um die süß duftenden Gaben zu tragen, und der eine Kuchen mußte sogar auf den Boden gestellt werden. Wie jubelten die Kinder! Wie dankte Waldner, der von seiner Frau erfahren hatte, was der gute alte Herr für sie gethan! Bald saß die wieder wahrhaft glücklich gewordene kleine Familie um den Frühstückstisch. Die Sonne schien hell und lachend in die Stube und verklärte noch die frohen Gesichter. Sogar die Wangen der Frau Waldner waren sanft geröthet und kündeten deutlich die wiederkehrende Gesundheit an. Das Kindchen wieder an der Brust, saß sie da und schaute selig bald auf ihren lieben Mann, bald auf die lustig und frisch den Kuchen vertilgenden Kinder. Noch war das Frühstück nicht beendet, als auch schon Herr Waldheim und seine Gattin erschienen, um dem Befreiten und seiner Familie nochmals Glück zu wünschen, ihnen ganz offenherzig jede weitere Hilfe, die in ihren Kräften stehe, zuzusagen. Eben so herzlich war der Dank Waldner's und der Seinen. Die beiden alten würdigen Leute mußten sich mit an den Tisch setzen und thaten es gerne, sich wahrhaft an der Lust der Kleinen, an der stillen Glückseligkeit des Paares erfreuend.

Doch noch eine große freudige Ueberraschung wartete der glücklichen Familie. Auch Waldner sollte noch, gleich den Kindern, einen Osterkuchen erhalten, ihm noch eine Osterfreude seltener Art zu Theil werden, die sein Glück und das der Seinen wahrhaft vollkommen zu machen im Stande war. Während Alle noch um den mit Kuchen beladenen Tisch herum saßen, meldete sich der Briefträger, der Nachfolger Meusel's, an; er brachte einen großen Brief für Herrn Waldner, diesem zugleich herztich Glück wünschend. Waldner erkannte auf den ersten Blick das Siegel des Schreibens: es gehörte dem Verwaltungsrathe des großen Fabrikunternehmens, an den er sich wegen der vakanten Stelle gewendet. Hastig erbrach er das Schreiben, hastig durchflog sein Auge den Inhalt; dann entsank das Blatt seinen Händen, und diese faltend, schaute er mit dankendem Blick nach oben, dabei rufend: „Zu viel des Glücks, o Herr, hast Du mir und den Meinigen zu dieser Stunde beschieden! Gib, daß wir dessen würdig werden!“

Der Inhalt des Schreibens war aber auch derart, um die Freude der Familie auf den höchsten Gipfel zu heben: Der Verwaltungsrath jenes großen Unternehmens theilte Herrn Waldner mit, daß man seine Vorschläge, Ansichten über Geschäftsgang und Controlen reiflich geprüft und vortrefflich befunden und ihm nach genauesten Erkundigungen über seine Person, seine Verhältnisse, nunmehr den Posten eines Geschäftsführes des ganzen Fabrikwesens mit dem Titel „Direktor“ anbiete, und zwar mit einem Gehalte für das erste Jahr von 1200 Thalern, freier Wohnung in dem Fabrikgebäude mit großem Garten, herrlich an dem Ufer des Rheines gelegen. Würde seine Verwaltung die gewünschten und gehofften Resultate liefern, so sei man bereit, seinen Gehalt nicht allein zu erhöhen, sondern ihm auch noch eine entsprechende Tantième an dem Gewinnste des Unternehmens zu bewilligen. Der Verwaltungsrath hoffte, daß Herr Waldner damit zufriedengestellt sein würde, und fügte in

dieſer Vorausſicht dem Briefe einen Wechſel im Betrage von 200 Thalern zur Beſtreitung der etwaigen Ueberſiedelungskoſten bei, beſten Empfang wünſchend und hoffend, ihn recht bald am Orte ſeiner neuen Beſtimmung begrüßen zu können.

Das war eine Freude in der kleinen Familie, an der das Waldheim'ſche Ehepaar den aufrichtigſten und innigſten Antheil nahm. Dieſe luden dann noch Vater und Mutter, ſowie die Kinder ſämmtlich zu ſich zum Mittageſſen ein, was dankbar angenommen wurde. Dann nahmen ſie Abſchied und überließen die Glücklichen ihrer neuen großen Freude.

(Schluß folgt)

## Mannigfaltiges.

(Ein Nebenbuhler des Niagara.) Der Niagarafall galt bis jetzt für den erſten Waſſerfall der Welt, er ſcheint aber jetzt eben ſo ſeiner Würde entſetzt werden zu ſollen, wie dies ehemals mit dem Chimboraſſo als dem vermeintlich höchſten Berge der Erde der Fall war. Eine Abtheilung amerikaniſcher Truppen nämlich, welche jüngſt am Schlangenfluſſe, einem Zufluſſe des Columbia, rekognoszirte, entdeckte einen Waſſerfall, welcher den Niagara ebenſo ſehr an Größe und Erhabenheit übertreffen ſoll, wie dieſer ſeine etwaigen Nebenbuhler. Die ganze Maſſe des Schlangenfluſſes ſtürzt einen Abhang von 168 Fuß hinunter, 38 Fuß höher als der Niagara. Der Schlangenfluß iſt eben ſo breit wie letzterer, und der Fall bildet eine gleichmäßig ſenkrechte Fläche. Die Exiſtenz dieſes ungeheueren Waſſerfalls war im Allgemeinen bekannt, aber immer in Dunkel gehüllt. Reiſende, welche vor einigen Jahren die Gegend in der Nähe des Schlangenfluſſes durchzogen, hörten zwei Tage hindurch das Toſen der ungeheueren Waſſermaſſe, und es wurde ihnen geſagt, daß es Fälle ſeien, welche auf einer Strecke von 7 engl. Meilen einen 700 Fuß tiefen Sturz hätten. Auf Hunderte von Meilen fließt der Schlangenfluß zwiſchen ſenkrechten, ſehr hohen Felſen, die nur ſelten einen Zugang zu ihm offen laſſen. Die Straße durch jene ungeheueren Ebenen berührt nur da den Fluß, wo die Möglichkeit vorhanden iſt, Waſſer zu ſchöpfen, und ſo ſind Tauſende von Abenteuern vorübergezogen, ohne einen Blick auf das größte Wunder Amerika's zu werfen, zu welchem die Touriſten der Union ebenſo hin wallfahren werden wie zum Niagara. Die jetzigen Entdecker des erſten Waſſerfalles der Erde können nicht genug die außerordentliche Erhabenheit der Scenerie rühmen.

(Eine verkaufte Frau.) Die „Nachrichten vom Zürichſee" bringen aus Wädensweil folgende Kurioſität: Ein ſeit einem Jahre verheiratheter Ehemann wird ſeiner ſchönen Hälfte überdrüſſig, und ſchließt mit ihrer Einwilligung mit dem früher von ihm ausgeſtochenen Liebhaber einen förmlichen Vertrag, wonach er ihm die Holde gegen Bezahlung von 150 Francs ſammt der zugebrachten Ausſteuer abtritt. Zum Abſchied ſchießt der fröhliche „Wittwer" dem nach Amerika abziehenden Paare aus dem hohen Giebelfenſter mit dem eidgenöſſiſchen Stutzen ein weithin ſchallendes „Lebt wohl!" nach.

## Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Mit ſieben bin ich in dem Pfälzerland
In ſchwarz, roth, weiß gar wohl bekannt.

2. 3. 4. 5. 6. 7.

Wer mit mir erringt ſein Brod,
Dem droht Gefängniß, ja oft der Tod.

5. 2. 3. 4. 1.

Den Jünglingen zum Eheſtand
Sind dieſe fünf ein ſicheres Band.

5. 2. 3. 4. 6. 2.

Wer auch ſei zu dieſem erkoren,
Bei Vielen iſt Hopfen und Malz verloren.

2. 3. 5. 6.

Unter einem Fluge Krähen
Wirſt Du nie mich fliegen ſehen.

1. 3. 4. 5. 6.

Eh' man die Eiſenbahnen erfand,
War oft ich unter dem Briefträgerſtand.

1. 3. 4. 5.

Es möge donnern und ſtürmen ohn' End',
Der achtet's nicht, der mich ſein eigen nennt.

7. 6. 5. 6. 7.

Ich bin weder vornen noch hinten,
Und doch noch bei Dir zu finden.

2. 4. 5. 6. 7.

Wie das alte Teſtament uns lehrt,
Wurden mir elf Brüder und eine Schweſter beſcheert.

5. 3. 3. 2.

Bei jedem Handel in der Welt
Mir dieſes Wort am beſten g'fällt.

. r.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Dienstag, 1. März 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Diese an sich unbedeutende Begebenheit regte in Eola's Herzen eine ganze Reihe von Erinnerungen auf und uneingedenk der oft harten Behandlung, die sie von den Beschützern ihrer Kindheit erlitten, empfand sie unwillkürlich das Verlangen, sie heimlich wiederzusehen.

„Ich möchte wohl auf Ralph und Linda einen Blick werfen, wenn es unbemerkt geschehen könnte," sprach sie bei sich selbst. „Aber dieses herumwandelnde Leben könnte ich nicht mehr führen. Doch es wird spät, d'rum vorwärts!"

Der Page erreichte zu rechter Zeit die Station, Elwyn zu treffen.

„Nun, Ulrich," sprach der Letztere, als Beide in dem kleinen Wagen saßen und nach der Abtei fuhren, „ich bringe Neuigkeiten. Dein hoher Gebieter, Lord Eswald, wird in wenig Tagen mit einem Trupp lustiger Freunde hier eintreffen. Er will ein letztes Junggesellenfest hier abhalten, denn wisse, Sir Page, bald wirst Du eine edle Dame zu bedienen haben. Wie gefällt Dir die Aussicht?"

Der Page schien die Nachricht nicht recht zu begreifen.

„Wird Lord Eswald seine Gemahlin nach der Abtei bringen?" fragte er.

„Ja, das heißt, wenn er erst eine haben wird. Du weißt, Ulrich, zwischen Wunsch und Gelingen liegt mancher Schritt —"

„Aber, — aber, Sir," stotterte der Page, „mein Lord ist verheirathet, — ist er es nicht?"

„Habe nie Etwas davon gehört," entgegnete Elwyn leichthin.

„Aber, Sir —"

Der Page stockte.

Ein Blitzstrahl des Gedankens erhellte Eola die Wahrheit. Zerlina war betrogen worden. Sie konnte nicht mehr zweifeln. Sie hatte jedoch Lord Eswald versprochen, nie über seine häuslichen Angelegenheiten zu sprechen und sie würde ihr Wort, nicht einmal dem Abgott ihres jungen Herzens gegenüber, gebrochen haben.

Elwyn bemerkte den halb erstaunten, halb entsetzten Blick seines jungen Gefährten, sagte aber Nichts. Er wußte, wie weit sein Vetter in das Reich der Weltlust einzudringen vermochte und vermuthete, daß der unschuldige Page eines der Liebesverhältnisse des Flatterhaften mißdeutet haben konnte.

Die Beiden schwiegen für eine Weile.

Als sie sich dem Zeltlager der Zigeuner näherten, hub Elwyn an:

„Ah! wir haben Glück, Ulrich; sieh' dort meine Freunde, die Zigeuner!"

Eola erbebte, sie hegte Befürchtungen, die Jener sich nicht träumen ließ.

„Stelle Dir vor, Ulrich," fuhr Elwyn ahnungslos fort, „wenn wir meine kleine Eola unter ihnen wiederfänden! Liebesfüßes, kleines Geschöpf, — ich möchte Alles darum geben, ihr wieder zu begegnen."

Wie klopfte des Pagen Herz in Entzücken und zugleich in unbeschreiblicher Angst. Mußte er ihr Geheimniß entdecken, so sollte es nicht jetzt, nicht hier geschehen.

Sie waren nahe an dem Gehölz, in welchem der Wanderstamm sein bewegliches Obdach aufgeschlagen, und in der nächsten Minute zeigte sich wieder das junge Mädchen, das den Pagen schon einmal angeredet.

Elwyn winkte ihr zu.

„Nicht wahr, Kleine," sagte er, „Du gehörst in jenes Zeltlager?"

„Ja, Sir," war die lakonische Antwort, von einem Seitenblick auf den Pagen begleitet.

„Und Du kannst auch wahrsagen?"

„Ich kann, Sir; aber meine Großmutter versteht es am besten. Wollt Ihr sie sehen?"

Digitized by Google

„Nicht gerade jetzt," meinte Elwyn, „aber Du kannst mir vielleicht eine Frage beantworten. Weißt Du, ob sich unter den Eurigen ein Mädchen Namens Eola befindet?"

„Eola!" rief die Zigeunerin mit lebhaftem Erstaunen, dann setzte sie, den Fragenden argwöhnisch anblickend, hinzu: „Was wißt Ihr von ihr?"

„Nichts; aber ich möchte Etwas von ihr wissen."

„Dann müßt Ihr weiter gehen, es zu erfahren," lautete die kurze Antwort. „Die Töchter unseres Volkes plaudern nicht aus, was Aeltere wissen."

„Du kannst mir aber doch sagen, hübsche Kleine, ob das Mädchen, das ich nannte, dort unter den Zelten bei Euch ist?"

„Nein."

„War sie jemals dort?"

„Noch einmal sage ich Euch, Ihr müßt weiter gehen, wenn Ihr mehr wissen wollt."

„Zu wem soll ich gehen?"

„Zu meiner Großmutter."

„Wo ist sie?"

„Dort in der Waldhöhle."

„Gut, ich will zu ihr."

Elwyn gab dem Pagen die Zügel, sprang aus dem Wagen und ging einige Schritte in der Richtung, welche das Mädchen angedeutet, als diese plötzlich ausrief:

„Ah! dort kommt Großmutter selbst, Sir; Ihr braucht jetzt nicht weiter zu gehen."

In demselben Augenblicke gewahrten sie, aus dem Gebüsch sich nähernd, eine alte, gekrümmte Frau, welche ihre wankenden Schritte durch einen Stock stützte, während sie mit der anderen Hand ein rothes Tuch um ihren Kopf zusammenhielt.

Eola wagte kaum, den Blick zu erheben und doch zwang sie die Neugierde dazu.

Dem letzteren Antrieb nachgebend, erkannte sie in der verwitterten Gestalt der Herkommenden den Schrecken ihrer Kindertage, — Großmutter Leighton! Voll Entsetzen bückte sie sich, um sich zu verbergen, nieder und zog die Mütze tief über die Stirn.

Elwyn aber wandte sich, die Alte anzureden.

Diese ließ ihren Adlerblick über das Gefährt und den jungen Pagen streifen und als sie die Livrée der Eswald's erkannte, fragte sie, zu Elwyn gewendet, in scharfem Tone:

„Was wollt Ihr von mir? Es ist lange her, seit Einer Eueres verhaßten Namens mir nahe kam."

„Ich will Euch auch in keiner Weise belästigen," entgegnete Elwyn ruhig, „und wünsche nur, einige Fragen an Euch zu richten."

„So sprecht sie aus und geht dann wieder, Sprößling eines verfluchten Geschlechts," rief die Alte heftig aus.

Elwyn fühlte sein Blut in Zorn aufwallen, allein in dem Bestreben, seinen Zweck zu erreichen, bekämpfte er sich, und der Alten ein Goldstück hinreichend, sagte er:

„Wollt Ihr dies als ein Zeichen meines guten Willens annehmen?"

Der Zigeunerin Augen funkelten beim Anblick des willkommenen Metalls und schnell besänftigt, streckte sie die knöcherne Hand darnach aus, indem sie wie zur Selbstentschuldigung erwiederte:

„Nun, nun, Ihr seid nicht so schlimm, als der Andere Eueres Stammes; und Gold ist selten bei uns. Also, was wollt Ihr von mir, denn umsonst habt Ihr das Goldstück doch nicht gegeben?"

„Ich wünsche nur, wie ich vorhin sagte, ein Paar Fragen zu thun."

Eola erbebte.

Scheinbar gleichgiltig lauschte sie mit stockendem Athem auf jedes gesprochene Wort.

„Ist ein Mädchen unter Euch," begann Elwyn wieder, „das Eola heißt?"

„Ihr habt ein gutes Gedächtniß," sprach die Alte höhnisch, „in Anbetracht des Stammes, dem Ihr entsprossen. Ihr meint das junge Ding, das Ihr vor einigen Jahren auf dem Waldwege trafet?"

„So ist es," rief Elwyn erstaunt und freudig zugleich. „Ihr kennt sie also? Könnt Ihr mir sagen, wo sie ist?"

„So, so," murmelte die Alte leise vor sich hin, „der eine Vetter die Mutter, der andere die Tochter. Ha! ha! so geht es heutzutage in der Welt."

Dann setzte sie laut hinzu:

„Ich soll es Euch sagen? Daß Ihr Eueres sauberen Verwandten Beispiel folgen möget? Es scheint Euch gerade jetzt gewaltig an einem neuen Spielzeug zu fehlen, daß es Euch plötzlich einfällt, das Zigeunerkind sei zu einem Mädchen herangewachsen. Ha! ha!"

„Wenn Ihr mir keine Auskunft geben könnt, so spart Euch die Mühe, mich zu beleidigen," entgegnete Elwyn und wandte sich erzürnt ab.

Die Zigeunerin aber legte ihre dürre Hand auf seinen Arm und sagte in begütigendem Tone:

„Nun, nun, ich will ja antworten; Eola ist nicht mehr bei uns."

„Wo ist sie denn?"

„Niemand weiß es. Sie verließ uns bald, nachdem wir aus dieser Gegend gingen, und nie wieder hörten wir von ihr. Ein Großkind von mir, das Ihr damals bei ihr gesehen, verschwand mit ihr und Beide sind für uns verloren. Und es ist ein großer Verlust, sage ich Euch."

„Armes kleines Mädchen!“ seufzte Elwyn, dessen Sinn augenblicklich von den traurigsten Vorstellungen erfüllt ward. Alle seine Visionen waren entflohen. Sein klares Liebesideal war ihm für immer entschwunden!

„Und habt Ihr gar keine Vermuthung über ihr Schicksal?“ forschte er weiter.

„Keine. Wenn wir nur die geringste Spur wüßten, hätten wir sie längst verfolgt.“

Elwyn dankte der Alten für die Auskunft und wandte sich mit schwerem Herzen ab.

Wie fern lag ihm der Gedanke, daß, während er heimfuhr, die Gesuchte an seiner Seite war!

Der Page wünschte sich Glück, daß er unentdeckt entkommen!

Elwyn war zu Allem bereit, sie zu entdecken!

Wie verschieden die Ueberlegungen Beider!

(Fortsetzung folgt.)

## Der verhängnißvolle Brief.

(Schluß.)

In der Stadt hatte die neue Nachricht über Waldner, die sich seit dem vorigen Abend mit Blitzesschnelle verbreitet hatte, gar großen und eigenthümlichen Eindruck gemacht. Die sogenannten „guten Freunde“, an deren Spitze der Herr Buchhalter Meermann stand, die mit so bedauerndem Tone über den Angeklagten gesprochen, ihn verurtheilt, ja schonungslos verdammt hatten, waren ganz betäubt von dieser merkwürdigen doppelten Neuigkeit. Wer hätte aber auch denken können, daß der Mann, gegen den Alles sprach, dennoch unschuldig und sogar in allen Theilen, bis aufs Kleinste herab unschuldig war! Der Herr Buchhalter Meermann hatte seine Redseligkeit so zu sagen vollständig verloren und kündete sofort ein Unwohlsein an, das ihn aller Wahrscheinlichkeit nach für mehrere Tage fern vom Club und seinem Stammgasthause halten dürfte. Der ehemalige Prinzipal und Jugendfreund Waldner's, der ihm so vorschnell und herzlos seine Stelle gekündigt, kratzte sich beschämt und verlegen hinter den Ohren und trug einem andern Angehörigen des Komptoirs auf — da Herr Meermann aus Bescheidenheit oder aus andern Ursachen eine solche Mission ablehnte — zu Herrn Waldner zu gehen, um ihn einzuladen, seinen Platz im Komptoir wieder einzunehmen. Daß dieser Vorschlag von Letzterem kalt, doch höflich abgelehnt wurde, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Der Abgesandte brachte diesen Bescheid, sowie die erfolgte Ernennung Waldner's zum Leiter des wohlbekannten und wohlrenommirten großen Fabrikunternehmens seinem sich nicht wenig schämenden Herrn, zugleich mit einer Summe Geldes, die Waldner ihm dankend eingehändigt und die den Betrag seiner früher empfangenen Vorlagen ausmachte.

Wenige Tage brauchte Waldner, um sich und die Seinigen reisefertig zu machen. Diese Zeit war ein wahrer Triumph für ihn, denn wo er sich zeigte, wurde er von den Leuten, die ihn auf den bloßen Verdacht hin so unbarmherzig und herzlos verurtheilt, mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen und mit Freundschaftsbezeugungen wahrhaft überschüttet. Waldner wußte indessen, was er davon zu halten hatte, und freundlich, doch ungerührt dankte er für Alles, seinen alten und neuen Freunden so rasch als möglich den Rücken kehrend. Nur mit den alten Waldheim's blieb er in herzlichem innigem Verkehr, und so leicht ihm der Abschied von der Stadt wurde, die er gehofft nie mehr zu verlassen, so schwer trennten er und die Seinigen sich von diesem wackeren, braven Paare, das ihnen allein in so schwerer Zeit beigestanden. Doch geschieden mußte sein, und noch in der Woche nach Ostern führte das schnaubende Dampfroß ihn, begleitet von den aufrichtigsten Segenswünschen der beiden Waldheim's, fort von der Stätte, wo er so Bitteres erlebt und erfahren, einer neuen und schönen Heimath zu, die ihn froh willkommen hieß und ihm und seiner Familie ein dauerndes ungetrübtes Glück versprach.

Und ein solches war er berechtigt zu erwarten; sein Fleiß, seine Thätigkeit, seine Kenntnisse und sein rechtschaffenes Wollen bürgten ihm dafür!

Was aus Meusel und seiner Ehehälfte geworden, ist leicht zu errathen. Aller begangenen Vergehen und Verbrechen, der langjährigen Unterschlagung von Briefen, die irgend einen Geldinhalt ahnen ließen, in der Untersuchung geständig, wurden die beiden Verbrecher vor das Schwurgericht verwiesen, welches bestimmt gewesen war, über das Opfer ihrer Schlechtigkeit abzurtheilen.

Sie wurden zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, und büßten so, hoffentlich bereuend, was sie verbrochen.

Noch muß ich bemerken, daß sich bei der vorgenommenen Durchsuchung ihres Hauses, ihrer Habe, eine nicht unbedeutende Summe Geldes versteckt vorfand. Davon wurden später, nach beendigtem Verfahren gegen sie, unter Andern auch Waldner die entwendeten 100 Guineen wieder zugestellt, was den neu beginnenden und blühenden Wohlstand der Familie nicht wenig beförderte und hob.

Digitized by Google

Was ich Euch hier erzählt habe, liebe Leser, ist buchstäblich wahr. Ihr könnt es mir glauben, ich bin selbst dabei gewesen und in der Familie Waldner könnt Ihr den verhängnißvollen blaßrothen Brief noch heute schauen, denn er wird alldort wie eine Reliquie aufbewahrt. Will nun Einer oder der Andere von Euch aus der mitgetheilten wahren Begebenheit irgend eine Lehre ziehen, so möge es vor allen Dingen die sein, nie zu rasch, noch zu lieblos über einen Mitmenschen, mag auch Manches gegen ihn sprechen, abzuurtheilen. Ein jeder von Euch kann ja unverschuldet und schuldlos in eine ähnliche zweideutige Lage — vor der Euch übrigens der Himmel in Gnaden bewahren möge! — gerathen!

Dies bedenkt! Und nun wünsche ich Euch von ganzem Herzen nie im Leben schlimmere Ostern als die, welche mein würdiger Freund Waldner zu obiger Zeit mit dankerfülltem Herzen feierte!

## Mannigfaltiges.

(Die Stimmung in Schleswig.) Darüber lesen wir in den „Kölnischen Blättern“: In Flensburg, Appenrade, Hadersleben und Sonderburg ist der Haß der Nationalitäten einem aus Deutschland Kommenden nicht blos auffällig, sondern geradezu unheimlich. Nicht blos Jünglinge und Männer fragen bei allen Vorkommnissen erst ihr beziehendliches Losungswort „Schleswig-Holstein“ oder „Danemark til Eideren“ um Rath; auch Frauen thun dies, und noch viel konsequenter wie Männer; ja, Kinder im zartesten Alter haben schon in so fern einen Begriff von Nationalität, als sie die Bezeichnung „Deutscher“ resp. „Däne“ für das schlimmste Schimpfwort halten, das ihr kindliches Ehrgefühl verletzen und ihren Zorn reizen kann. Man sieht auch deßhalb nie die Kinder Deutschgesinnter mit denen Dänischgesinnter spielen oder anders als gezwungen und feindlich verkehren. Dienstboten entschließen sich äußerst schwer dazu, bei einem Herrn zu dienen, der anderer Nationalität huldigt wie sie, und das kauflustige Publikum wendet sich nur an Kaufleute, mit denen man in dieser wichtigen Frage übereinstimmt. In Angeln ist der Fall vorgekommen, daß ein deutschgesinnter Töpfer erst verarmen und schließlich vor Noth buchstäblich zu Grunde gehen mußte, weil seine Gesinnungsgenossen die Acht über ihn ausgesprochen hatten; denn er war beim Tode seines einzigen Kindes schwach genug gewesen, den Bitten seiner dänisch geborenen Frau, mit der er vor dem Kriege schon verheirathet gewesen, nachzugeben und die Leichenpredigt in dänischer Sprache zu erlauben!

(Ein neues Jerusalem.) In China hat man in der jüngsten Zeit eine nette von Juden bewohnte Stadt entdeckt, die eine Million Einwohner zählt. Sie leben genau nach dem Gesetze Mosis und durch besondere Privilegien geschützt mitten unter den Chinesen. Ein englischer Lieutenant, selbst Jude, hat diese bis jetzt unbekannte Stadt entdeckt und gibt im „Jewish Chronicle“ die interessantesten Details darüber.

## Winterfreuden.

Und're mögen laut besingen
Frühlingsluft und Sonnenschein,
Und der Nachtigallen Lieder
Und den grünen, duft'gen Hain.

Mich laßt singen von den Freuden,
Die der Winter reich uns schenkt,
Wenn der Frost mit eis'gem Hauch
Sich zur Erde niedersenkt.

Mich laßt singen von dem Eise,
Wo uns viele Freude blüht,
Wo von Lust in raschem Lauf
Uns die Wange heißer glüht.

O wer mit beschwingtem Fuße
Die krystall'ne Bahn durcheilt,
Nicht des Vogels Flug beneidet,
Der die Lüfte frei durcheilt.

Schönste aller Winterfreuden,
Wie bist du so schnell entfloh'n,
Von der Sonne Blick geschmolzen
Ist des Eises Fläche schon.

Frühling will es wieder werden,
Schon der Lerche Lied erscholl,
Schon die ersten Keime schwellen,
Winterfreude, lebe wohl.

Auflösung des Logogryphs in № 26:

Trauben, rauben, Brant, Brauer, Rabe, Taube, taub, neben, Ruben, baar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Freitag, 4. März 1864.


## Februar 1864.

So wäre denn der Würfel nun gefallen,
Der eiserne, er fiel auf blut'gen Krieg;
Der Trommeln Wirbeln, der Trompeten Schallen
Rief Deutschlands Söhne schon zu Kampf und Sieg.
Es trotzen kühn die muth'gen Kriegerschaaren
Des Winters Graus, sowie dem frechen Feind;
Und Preußens, Oestreichs Krieger, nun vereint:
Sie treiben kühn jetzt Deutschlands Feind zu Paaren!

Das deutsche Schwert — es schien der Welt verrostet —
Schnell war es blank und schnell auch blutigroth;
Doch hat's auch theu're Opfer schon gekostet,
Denn viel der Braven fanden ihren Tod.
Es leckt ihr Blut den Schnee von Schleswigs Erde,
Ach, viel schon ruh'n im kalten Grabesschooß
Dafür, daß Deutschlands Name wieder groß
Und frei das Land, in dem sie starben, werde.

„Für Deutschlands Ehr'!" so dachten wohl die Braven,
Als laut der Ruf: „nun Deutsche d'rauf!" erscholl;
Denn endlich galt's, den frechen Feind zu strafen,
Zerreißen nun ein schmählich Protokoll.
Zerreißen, ja — Doch wär' es nicht zerrissen?
Sollt's wiederum ein Spiel des Truges sein?
Dies deutsche Blut für Nichts geflossen? nein,
Nicht Satan nähm' die Morde auf's Gewissen!

Doch nein, so tief kann ja kein Deutscher sinken! —
War's auch schon arg, dies wär' das Aergste doch.
Sollt' Schleswigs Erd' das Blut der Deutschen trinken,
Daß es sollt' bleiben unter'm Dänenjoch? —
So dürfte man mit Menschenleben spielen!
Führt Tausende zum blut'gen Schwertertanz!
Stellt deutsche Männer hin vor Wall und Schanz'
Und läßt den Feind nach ihren Herzen zielen!

Dann hebt die Axt und fällt die deutsche Eiche,
Sie soll der Sarg für Deutschlands Ehre sein!
Und dort, wo jetzt die Feinde vor euch weichen,
Dort bettet sie, die Längstgeschmähte, ein. —
Doch führt den Zug ihr, blut'ge Heldenleichen!
Ihr Wittwen, Waisen, heult den Todtenchor!
Daß laut es schall' zum Himmelszelt empor:
„Du Rächer, laß der Rache Blitze leuchten!"

Landstuhl. A. Kurz.

## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

19.

Mehrere Tage vergingen und Eola trug noch immer die ihr nun verhaßte Verkleidung eines Pagen ihres Vaters. Wie sehr sie sich auch sehnte, sie abzuwerfen, so fühlte sie sich doch nicht stark genug, plötzlich und auf einmal liebgewordene Bande zu zerreißen und allen Hoffnungen zu entsagen. Wohl sagte sie sich, daß sie es endlich doch würde thun müssen; wer aber möchte sie verdammen, weil sie den Tag des Uebels hinausschob?

Spät eines Abends in dieser Zeit langte der Gebieter des schönen Landsitzes mit einem Trupp wilder Genossen an. Schon die erste Stunde ihres Aufenthaltes daselbst wurde durch ein lärmendes Gelage bezeichnet, welches Elwyn mit Widerwillen erfüllte und der armen Eola ins Herz schnitt. Da sie wußte, daß bei solchen Gelegenheiten ihre Dienste als die eines unerfahrenen Knaben nicht begehrt zu werden pflegten, so schlich sie sich hinweg in die Stille der umgebenden Waldungen, auf welche das Mondlicht seine bleichen Strahlen warf. Dorthin flüchtete sie immer, wenn sie sich besonders unglücklich fühlte.

Seltsames Spiel des Schicksals! In dem Schatten dieser Waldungen war ihre Mutter zuerst ihrem Verführer begegnet, hier hatte sie in trostloser Verlassenheit ihre betrogene Liebe, den Verrath ihres

Digitized by Google

Vertrauens, beweint. Und hier trauerte ihr verlassenes Kind über der Mutter Schmach, über des Vaters Grausamkeit und ihr eigenes umdüstertes Leben!

In trübseliges Sinnen versunken, achtete sie nicht des Fluges der Zeit, bis der dumpfe Schall der großen Uhr der Abtei, die elfte Stunde verkündend, sie daran erinnerte. Elf Uhr!

Hastig schlug sie den Rückweg ein und in verhältnißmäßig kurzer Zeit befand sie sich wieder angesichts des stattlichen Herrenhauses, aus dessen erleuchteten Fenstern verworrenes Geräusch wie von ungebundener Lustigkeit ihr entgegentönte. Was aber bedeutete der Schatten, der vor einem der großen, tief hinunter reichenden Fenster sich hin und her bewegte?

Wie vor langen Jahren, als Eola's Mutter vor diesem Fenster ihre verzweiflungsvolle Wache hielt, war der Damastvorhang leicht geöffnet und gestattete eine Aussicht in das Innere.

Wie damals lehnte Lord Eswald in behaglicher Ueppigkeit im weichen Sessel, der heitere Wirth seiner schmeichelnden Gäste.

Aber das Augenpaar, das der ungesehene Zeuge der Scene war, blickte nicht thränenvoll, nicht klagend und sehnsüchtig verlangend, sondern Blitze der verzehrendsten Rachsucht schleuderte es auf den bezaubernden Wüstling, der sich einer langen Straflosigkeit erfreut und der nun daran dachte, das Dasein eines schönen, schuldlosen, vornehmen jungen Mädchens mit seinem schuldbeladenen auf immer zu verbinden.

Eola gewahrte den Schatten und vorsichtig näher kommend, unterschied sie die Gestalt eines Mannes. Mit dem Instinkt der Liebe, die sie an ihren Vater kettete, wie unwürdig er auch derselben war, empfand sie die Ahnung einer Gefahr für denselben. Mit geräuschlosen Schritten schlüpfte sie hinter den Stamm einer alten Eiche, die nahe beim Herrenhause ihr vielarmiges Gezweig ausbreitete und der Lauschenden einen Standpunkt bot, von dem aus sie ungesehen den verdächtig scheinenden Mann beobachten konnte.

Er war dicht in einen Mantel gewickelt und ein breitgeränderter Hut beschattete sein Gesicht. Er fuhr fort, mit gespannter Aufmerksamkeit in das hellerleuchtete Zimmer zu spähen, dann plötzlich streckte er die geballte Rechte empor und hob das Antlitz zum Himmel, als ob er diesem ein düsteres Gelübde anvertrauen wolle. Voll beleuchtete der Mond die scharf geschnittenen Züge, den hart zusammengepreßten Mund und das schwarze, wild umhängende Haar.

Fast hätte Eola aufgeschrieen; nur die Gewohnheit, in außerordentlichen Lagen die Geistesgegenwart nicht zu verlieren, verhinderte sie, sich zu verrathen.

Sie hatte Ralph erkannt.

Mit Blitzesschnelle fuhr es durch ihren Sinn, mit welcher Gehässigkeit Ralph den Namen Lord Eswald's genannt, als sie dem Letzteren auf dem Waldwege von —shire begegnet war, und wie er es bedauert hatte, daß seine Kugel damals ihr Ziel verfehlt! Was Anderes konnte ihres früheren Beschützers Anwesenheit zu dieser Stunde und vor diesem Fenster zu bedeuten haben, als die Ausführung der langverschobenen Rache!

Ihr Vater in Gefahr!

Dieser Gedanke jagte das rasche, warme Blut mit verdoppelter Gewalt durch des armen Kindes Adern.

Zu ihm zu eilen, ihn vor der drohenden Gefahr zu warnen und wenn es sein müsse, ihr Leben für das seine hinzugeben, war nun die einzige sie bewältigende Vorstellung. Einem Lustbilde gleich, glitt sie von dem Baume hinweg über den mondbeschienenen Rasen zu dem Eingange des Hauses auf der anderen Seite, und auf einmal sicher, von Ralph nicht mehr gesehen zu werden, stürzte sie an den erstaunten Dienern vorbei, in den Speisesaal.

Das späte Mittagessen war vorüber und die ausgelassene Schaar saß beim Weine, den sie wie Wasser in die immer durstigen Kehlen hinabgossen.

Lord Eswald saß am oberen Ende des Tisches, mit dem Rücken gegen die Fenster gekehrt, und suchte in wilder Lustigkeit nicht minder als im Trinken seine Gäste zu übertreffen.

„Nun, Gustav," sagte er zu dem anwesenden Lord Sackville, „was denkst Du, daß Isabella sagen würde, sähe sie uns hier beisammen? Meinst Du nicht, sie würde sich wo möglich noch einmal in mich verlieben, weil ich ihr das Opfer meines göttlichen Junggesellendaseins bringen und ein Mann werden will, der sich des Lebens nur noch im Verborgenen freuen darf?"

Lord Sackville war zu wenig nüchtern, um eine Beleidigung darin zu sehen, daß seiner jungen schönen Schwester in solcher Weise und bei solchem Anlaß Erwähnung geschah; er lächelte zustimmend und entgegnete:

„Bei Bacchus, Percy, Dein Junggesellenleben war der Mühe werth, und ich wollte, Du gäbest uns heute zum Schluß das Register Derer zum Besten, welche Du im Lauf der Jahre mit Deiner Liebe beglückt —"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Der Ritt in die Schule.

### Eine Mittheilung aus England.

Unzählige Mal wiederholt, und in jeder Wiederholung schön ist die Geschichte von jenem großen Momente des Lebens, in dem, vom stolzen Lächeln der Mutter und vom glücklichen Auge des Vaters begleitet, das Kind frei aufgerichtet die ersten Schrittchen über die Erde hin versucht; — mag es im seidenen Stiefelchen oder mag es barfuß geschehen, immer schwebt bei diesem ersten Schritte des Kindes dem liebenden Elternherzen schon die ferne Zukunft vor, wo es auch im anderen Sinne auf eigenen Füßen stehen soll.

Doch nicht allen Eltern ist ein solcher glücklicher Augenblick, nicht allen Kindern die freie Kraft der Füße beschieden; und zweifach traurig ist ein solches Loos, wenn zu Lähmung und Verkrüppelung auch noch die Noth der Armuth tritt, die nicht die Mittel findet, die Bande zu lösen, und die Eltern zwingt, das unglückliche Wesen in einem Kästchen mit vier Rädern seine Kindheit verträumen und sein weiteres Leben hinter dem großen Ofen einer dumpfen Bauernstube verkümmern zu lassen.

Ein solches Bild aus einer deutschen Hütte schwebt mir vor und ich reihe ihm ein anderes an, das mir kürzlich im Süden von England begegnete.

Bei einem Spaziergange durch eine schöne ländliche Gegend hörte ich hinter mir leisen Hufschlag und den Hügel herauf kam bedächtig ein Esel mit einem Knaben von ungefähr dreizehn Jahren auf dem Rücken. Das Kind sah so strahlend aus seinen dunkeln Augen und grüßte so freundlich mit der netten Handbewegung, mit der in jener Gegend die Bauernjungen grüßen, daß ich näher trat und ihn fragte, woher er käme. Er antwortete mir: „von der Schule," und als Entschuldigung, weßhalb er nicht zu Fuß ginge, deutete er auf seine schwachen Füße. Während ich neben ihm heranschritt, erzählte er mir, daß er bis zu seinem neunten Jahre nichts gelernt und nicht weiter, als in das Gärtchen vor seinem Haus, gekommen wäre. Da habe eines Tages sein Onkel aus Brasilien geschrieben, wenn er bis zu seinem sechzehnten Jahre etwas Tüchtiges gelernt habe, wolle er ihn zu sich holen. Da aber die Schule für ihn unerreichbar gewesen, so habe seine Mutter sich an einen geistvollen und wohlwollenden Mann gewandt, der eine Besitzung in der Nähe hat und den Bewohnern der Umgegend oft Rath und thätige Hilfe ertheilt. Ihm klagte sie ihre Noth, und als er den Stand der Dinge geprüft, machte er den sinnreichen Vorschlag, für den Knaben einen Esel zu kaufen, auf welchem er täglich zur Schule reiten könnte. Der Mutter fehlten freilich auch dazu die Mittel, aber der Menschenfreund ließ es nicht bei einem guten Rath. Wenige Tage darauf stand ein sanftes Grauthier mit Sattel und Geschirr vor der Thüre der Wittwe und der Kleine macht nun seit vier Jahren täglich seinen Ritt zur Schule. Er hat bereits alle seine Mitschüler überflügelt, und wie gut ihm die Bewegung in frischer Luft thut, zeigt sein blühendes Gesichtchen. Und was Tausende zu Fuß, was vom Schicksal Begünstigtere in den schwellenden Kissen ihrer Equipagen erreichen wollen — nämlich am Lebensende das Gefühl, ihr Pfund nicht vergraben zu haben, das wird unser Kleiner auf seinem Grauthier zwar langsamer, aber sicher auch erreichen.

Ich wollte schon meiner Verwunderung für den zarten Sinn der Engländer Worte geben, als ich erfuhr, daß der Wohlthäter des armen Knaben ein Deutscher sei, und ich lasse nun mein Geschichtchen nicht zum Preise englischen Sinnes in die Heimath gehen, sondern in der Hoffnung, daß das Beispiel deutscher Tugend in Deutschland zur Nachahmung ermuntere und vielleicht einem gleich unglücklichen Kinde gleich großmüthige und sinnreiche Hilfe zuwende.

## Mannigfaltiges.

Den letzten Worten Sterbender hat man stets eine besondere Beachtung geschenkt. Goethe's Ausruf ist allgemein bekannt: „Zieh den Vorhang zurück und laß' mehr Licht herein." Bei Humboldt's Tode schien die Sonne glänzend in das Zimmer, in dem er lag und seine letzten Worte, die er an seine Nichte gerichtet, sollen gewesen sein: „Wie herrlich diese Strahlen, sie scheinen die Erde zum Himmel zu rufen!"

Watter Scott wandte sich während seiner letzten Krankheit mehr als einmal zu seinem Schwiegersohn Lockhardt und sagte mit großem Eifer: „Bleibe ein guter Mann, mein Theuerer!"

„Ich bin fertig!" waren die letzten Worte des großen englischen Schauspielers Chartes Mathews. General Washington's letzte Worte waren fest, kalt und vertrauungsvoll: „Ich sterbe und ich fürchte mich nicht zu sterben!"

Des armen Oliver Goldsmith's Scheidewort war ebenso klagend: „Ist Ihr Geist ruhig?" fragte sein Doktor. „Nein, er ist es nicht," war Goldsmith's schwermüthige Antwort. Es war sein

letzter Ausspruch — der sorgenvoll wie sein ganzes Leben.

Eine von Keat's letzten Aeußerungen ist voll von eigenthümlichem Pathos und Schönheit. „Ich fühle die Blumen über mir wachsen." Tasso's letzte Worte waren: „**In manus tuas Domine.**" — „In deine Hände, o Herr!"

Napoleon starb an Fieberphantasien; er gab seinen Truppen Befehle und glaubte sich in der Schlacht: „**Tête d'ar mée!**" das war das letzte Wort, das seinen bleichen Lippen entschlüpfte.

Als Mozart, durch eine vierzehntägige Krankheit geschwächt, sein Ende nahe fühlte, wünschte er, daß sein „Requiem", eine seiner letzten musikalischen Schöpfungen, durch die Sänger des Schikaneder'schen Theaters vor ihm aufgeführt werden möchte. Er selbst sang die Altpartie, Schak den Sopran und Hofer den Baß. Kurz darauf athmete er seine melodieenreiche Seele aus.

Etty, ein englischer Maler, beobachtete ruhig den Gang seiner allmätigen Auflösung; er äußerte noch mit großer Ruhe: „Wunderbar, wunderbar dieser Tod!" und war verschieden.

Douglas Jerrold, einer der witzigsten Schriftsteller Englands, wurde auf seinem Sterbelager gefragt, wie er sich befände, und er antwortete: „Ich fühte mich wie einer der wartet und aufwartet."

Der große Reformator Zwingli fiel bekanntlich im Jahre 1531 in der Schlacht. Seine letzten Worte sind kalt und tapfer. Er blickte ruhig umher, und dann mit ungebeugtem Muth auf das Blut, das aus seinen Todeswunden rieselte, sagte er gelassen: „Das ist kein großes Unglück! Sie mögen immer den Körper tödten, aber sie können nicht die Seele tödten!"

„Wirst Du besser regieren?" waren die letzten Worte des griechischen Kaisers Phokas, als er von seinem Nachfolger Heraklius seine Verbrechen vorgeworfen erhielt.

König Karl II. von England starb mit einem Scherz auf den Lippen. Sein Tod war schon längere Zeit vorher erwartet worden und die Hofleute hatten alle Nächte an seinem Bette wachen müssen. Er entschuldigte sich bei denen, die an seinem Bett standen, daß er ihnen so viel Mühe gemacht habe, „es sei eine sehr unpassende Zeit zum Sterben gewesen; aber er hoffe, sie würden ihn entschuldigen."

Nelson starb mit den letzten Worten: „Ich danke Gott, daß ich meine Pflicht gethan habe."

(Ein Offiziersball im Jänner 1812 in Danzig.)

Der in Kolmar unter einem weißen Marmorblocke ruhende französische General Rapp, welcher im Winter 1812 Gouverneur in Danzig war, veranstaltete in seinem Hotel einen Ball, zu welchem alle damals in Danzig anwesenden Offiziere geladen wurden.

Nachdem der Ball um 8 Uhr angefangen und Alles im Gange war, ließ der Gouverneur dem wachthabenden Offizier der Hohenthor-Wache durch eine Ordonnanz den Befehl schriftlich zustellen, drei Allarmschüsse thun zu lassen, um zu sehen, wie sich seine Offiziere bei vollem Mondschein und den tausend und abermal tausend Sternen in ihrem Ballanzuge mit kurzen weißen Hosen, langen weißseidenen Strümpfen und Schuhen ausnähmen.

Als das Glockenspiel auf dem Münsterthurme die Stunde der Mitternacht verkündete und die drei Allarmschüsse fielen, eilten die Offiziere aus dem Hotel, alle Trompeten bließen zum Aufsitzen, wir Tambours schlugen: „Kamrad komm, Kamrad komm", und Jeder stürmte seinem bestimmten Sammelplatz zu. Die Offiziere, die auf dem Wege ihrer Versammlungs-Plätze an ihrem Logis vorbeikamen, zogen schnell ihre Ueberhosen und Stiefel ꝛc. an, viele aber mußten mit ihrem Ballanzuge bei 23 bis 30 Grad Kälte auf den Sammelplatz, wohin ihnen die Montur von ihren Dienern gebracht und hinter der Front angezogen wurde.

Der Gouverneur und sein Stab setzten sich zu Pferde und galoppirten von einer Abtheilung zur andern, bis die 36,000 Mann starke Besatzung durchgemustert war, was etwa gegen 3 Uhr gewesen sein mag, wobei, weil damals noch nicht das Militär mit Ohrenkappen u. s. w. versehen war, viele Leute Nase oder Ohren erfroren.

Von einem Augenzeugen.

---

Ein Geistlicher in Irland, der eine Leichenrede gehalten hatte, konnte sich, als er das vorgeschriebene Gebet las, bei der Stelle: „dieser unser Bruder" nicht gleich besinnen, ob die Leiche ein Mann oder eine Frau gewesen war; er wendete sich deßhalb leise an einen ihm nahestehenden Begleiter der Leiche und fragte: „Ist es ein Bruder oder eine Schwester?" — „Keins von beiden," antwortete der Irländer, „nur Bekanntschaft, Herr Pfarrer."

---

**Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.**

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Sonntag, 6. März 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Das plötzliche Eintreten des Pagen unterbrach die interessante Rede.

„Mein Lord! mein Lord!“ rief Eola, „einen Augenblick, ich habe Ihnen Etwas zu sagen, o, mein theuerer Lord —“

„Welchen Lärm macht der thörichte Knabe!“ rief Eswald, schwankend sich von seinem Stuhle erhebend. „Warum, Ulrich,“ setzte er zornig hinzu, „störst Du uns auf so unziemliche Weise?“

Eola ließ sich nicht einschüchtern.

„Mein Lord, um Gotteswillen —“ begann sie abermals.

„Sackville, stopfe ihm ein Tuch in den Mund, wenn er nicht schweigen will,“ schrie Eswald mit Rohheit.

Dann, den Pagen nicht mehr beachtend, fuhr er fort:

„Du willst ein Namensregister aller meiner Schönen, Gustav? Fürwahr, Du thust meinem Gedächtniß zu viel Ehre an. Aber sonderbar, hier auf der Abtei hatte ich nur eine einzige Liebe und sonderbar noch, daß mir der Name plötzlich einfällt.“

Und sich gegen die Fensterreihe umwendend, sagte er, mit der Hand nach Außen deutend:

„Vor vielen, vielen Jahren traf ich dort im Walde die Zigeunerin Eola —“

Es war Eswald's letztes Wort.

„Rache für Eola!“ tönte es wie ein grausiges Echo, ein Schuß fiel durch's Fenster und die Kugel, den herbeistürzenden Pagen am Handgelenk streifend, traf ihr wohlberechnetes Ziel.

Lord Eswald sank in schwerem Fall zu Boden und färbte den schimmernden Teppich mit seinem Blute, während der Schatten draußen vor dem Fenster im Dunkel des Waldes verschwand.

Ein langanhaltender Schrei hallte durch das hohe Gemach, eine leichte Gestalt beugte sich zu dem Verwundeten und sank mit ausgebreiteten Armen neben ihm nieder.

Der Gebieter und der Page lagen Seite an Seite, das sonnige Haar des Letzteren mischte sich mit den feuchten Locken des Leidenden, und Eola's kleine Jacke ward naß vom Blute ihres Vaters.

Der Tumult, welcher augenblicklich unter den bestürzten Tischgenossen ausbrach, theilte sich der Dienerschaft mit, aber Keiner von Allen verstand mit Besonnenheit zu handeln, und der unglückliche Lord würde noch lange ohne wirksamen Beistand geblieben sein, wenn nicht Elwyn, der sich dem Gelage fern gehalten hatte, herbeigeeilt wäre.

Der Anblick des Verwundeten sagte ihm deutlicher, als die verworrenen Reden der Anwesenden, daß der Schuß, dessen Knall er in seinem Zimmer vernommen, dem Uebermuth seines leichtsinnigen Vetters für diesmal wenigstens ein Ziel gesetzt; er war jedoch weit entfernt, etwas Anderes als Mitleid zu empfinden und gab schnell gefaßt die nöthigen Befehle zur Herbeischaffung zweckmäßiger Hilfe.

„Sie, Miller,“ sagte er zu dem geisterbleichen, würdigen Kammerdiener Eswald's, „Sie helfen mir, Ihren Herrn in sein Zimmer tragen; und Sie, Albert, wecken den Groom und sagen ihm, das schnellste Pferd zu satteln und im Galopp zu dem Arzte in Borer's Down zu reiten. Sie, Clarke, legen den armen, ohnmächtigen Knaben auf das Sopha dort und schaffen das Nöthige zu seiner Wiederbelebung herbei. Dixon soll mit zwei Stallknechten die Umgegend nach verschiedenen Richtungen durchsuchen, obschon kaum anzunehmen ist, daß man des Uebelthäters noch habhaft werden könne.“

Nachdem Elwyn diese Anordnungen getroffen, wurde der bewußtlose Lord in sein Zimmer verbracht.

Das schwere Aechzen, das sich seiner Brust entrang, sprach von den Schmerzen, welche die Wunde

ihm verursachte, und als er auf das Bett gelegt ward, sank er in völlige Ohnmacht. Er erwachte aus derselben erst, als der Arzt, der sich schleunigst eingefunden, die Wunde untersuchte.

Die Kugel war in die Schulter, dicht über der rechten Seite der Brust eingedrungen, und obschon sie keine edleren Theile verletzt hatte, war doch die langsame, schmerzvolle Herausziehung um so mehr mit Gefahr verbunden, als in Folge der Erhitzung des Blutes, durch den im Uebermaß stattgefundenen Weingenuß des Kranken, eine Entzündung zu befürchten stand.

Die Qualen, die der unglückliche Mann zu erdulden hatte, waren entsetzensvoll. Gegen das Ende der Operation verließ ihn abermals das Bewußtsein und sein Aussehen wurde das eines Todten.

Der Arzt jedoch sprach die Hoffnung aus, daß, falls kein neues Krankheitssymptom hinzuträte, des Verwundeten Leben gerettet werden würde.

Er erklärte sich bereit, mit der guten, alten Haushälterin zu wachen, und Elwyn konnte demnach seinen Vetter verlassen, um dem armen Pagen seinen Antheil und seine Sorgfalt zu bezeigen.

Die Verletzung desselben war nur leicht gewesen, und nachdem Eola zum Bewußtsein zurückgekehrt und das Handgelenk verbunden war, hatte sie jede weitere Hilfe von sich gewiesen.

Als Elwyn bei ihr eintreten wollte, blieb er zögernd auf der Schwelle, denn ein rührender Anblick bot sich ihm dar.

Der schöne Page lag in der Mitte des Zimmers auf den Knieen, die kleinen Hände, deren eine den Verband trug, zum Gebet gefaltet und das süße, jugendliche Antlitz mit dem Ausdruck kindlichen Vertrauens zum Himmel emporgewendet.

„Wie schön, — wie unirdisch er aussieht," murmelte Elwyn; „er betet für das Leben dessen, der von solcher Hingebung nichts ahnt. Dies wenigstens ist eine Seele, welche die Lehren der Welt noch unbefleckt ließen. Ulrich!"

Das verkleidete Mädchen wandte den Kopf und stieß einen halb freudigen, halb angstvollen Ausruf aus.

„O, Sir! Ist mein — mein — mein Lord außer Gefahr?"

„Ja, Ulrich, wenigstens für jetzt," entgegnete Elwyn ernst.

„Und — und —" stotterte Eola weiter, „der, welcher nach ihm schoß?"

„Ist nicht gefunden worden, wie zu vermuthen stand."

Eola athmete auf; wie sehr sie sich auch um ihren Vater ängstigte, zitterte sie doch ebenfalls, daß Ralph, dem Beschützer ihrer Kindheit, ein Leid geschehen möge. Die widerstreitenden Empfindungen, deren Beute sie während der letzten Stunde gewesen, übten auf das zarte Wesen ihre erschütternde Gewalt; unfähig sich länger aufrecht zu erhalten, sank sie in einen nahen Sessel und brach in heftige Thränen aus. Mit der Zärtlichkeit eines Vaters oder älteren Bruders suchte Elwyn sie zu beruhigen und als ihm dies einigermaßen gelungen war, kehrte er zu Oswald zurück.

Dieser war in Folge eines wirksamen, schlafbefördernden Mittels in einen tiefen, obschon von Zeit zu Zeit fieberhaften Schlummer versunken, der, wie der Arzt hoffte, von einiger Dauer sein würde. Durch die Anstrengungen der letzten Stunden ermüdet, suchte nun Elwyn auch seinerseits die Ruhe.

## 20.

Ungefähr um dieselbe Zeit, da die eben mitgetheilten Ereignisse sich auf der Abtei zutrugen, erhielt die Kette der Begebenheiten an einem anderen Orte durch einen unerwarteten Vorfall ein wichtiges Glied.

Admiral Sir George Shipton, ein noch stattlicher und schöner, obschon bereits fünfundfünfzig Jahre zählender Mann, saß in dem Bibliothekzimmer seines Hauses in London, in Gespräch mit einem Mädchen, das unzweifelhaft noch sehr jung war, wenn auch Schuld und Elend ihre Jugendblüthe in der Knospe zerstört hatten. Ihr ärmlicher Anzug zeigte durch seine Zusammenstellung, daß weibliche Gefallsucht mit geringen Mitteln einen harten Kampf bestanden.

„Also Ihr Vater schickte Sie zu mir," fuhr der Admiral in der begonnenen Unterredung fort.

„Ja, Sir."

„Sein Name?"

„Ich bin beauftragt," entgegnete das Mädchen mit einigem Zögern, „Ihnen erst meines Vaters Verlangen mitzutheilen und wo möglich ein Versprechen von Ihnen zu empfangen."

„Reden Sie ohne Scheu."

„Mein Vater wünscht Sie zu sehen, um Ihnen Dinge zu enthüllen, die von großer Wichtigkeit für Sie sind; da er aber krank, ich fürchte, sterbend darniederliegt, so müßten Sie sich die Mühe geben, ihn aufzusuchen und zwar ohne Zögern. Ferner müssen Sie mir versprechen, daß, welche Mittheilungen mein Vater Ihnen auch machen möge, ihm in keiner Weise ein Leid geschehe."

„Was das Erstere betrifft," antwortete ernst der Admiral, „so hat noch nie ein Leidender vergebens mich um eine Gunst angesprochen; im Uebrigen verpfände ich mein Wort als Gentleman, daß ich

Digitized by Google

die Enthüllungen Ihres Vaters nicht zu seinem Nachtheil mißbrauchen werde. Sind Sie zufrieden?"

„Ja. Wann darf mein Vater Sie erwarten?"

„Morgen früh. Aber jetzt sein Name und die Wohnung?"

„Richard Wingfield, 19. York Street, Westminster."

„Gerechter Himmel!" rief der Admiral entsetzt aus, des Mädchens Hand ergreifend, „dieser Mann, — wo sagten Sie, daß er zu finden sei?"

Das Mädchen wiederholte die Namen der Straße und des Stadttheils.

Dann setzte sie hinzu:

„Sie müssen sich auf einen ungewohnten Anblick gefaßt machen; wir sind nicht eingerichtet, Leute von Stand zu empfangen."

Es war eine herbe Bitterkeit im Ton, mit dem sie sprach.

„Armes Kind," sprach mitleidig der Admiral, „Ihr Vater hätte sich früher an mich wenden sollen."

„Ich weiß nicht, ob sie noch so sprechen werden, nachdem Sie ihn gesehen," sagte die Besucherin, „aber ich vertraue Ihrem Wort. Also morgen früh."

Das Mädchen verbeugte sich nicht ohne Anstand, und im nächsten Augenblick war der Admiral allein.

Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„O Ines, Ines!" sprach er bei sich, „werde ich Dich doch noch wiedersehen? Doch nein, — wenn Du lebtest, hättest Du die Welt durchirrt, mich wiederzufinden!"

(Fortsetzung folgt.)

## Entstehung und Kraft des Dampfes.

Die Anwendung der Dampfkraft ist bereits eine so allgemeine geworden, daß es unsern Lesern gewiß erwünscht erscheint, über den Dampf etwas Näheres zu erfahren. — Jedermann weiß, daß Wasser in einem offenen Gefäße um so schneller verdunstet, je stärker man es erhitzt, und daß die Verdunstung am schnellsten vor sich geht bei einer Temperatur von 80° Hitze nach Reaumur, wobei das Wasser in wallende Bewegung übergeht. Die Ursache der wallenden Bewegung aber ist keine andere, als daß die auf dem Boden und an den Wandungen des erhitzten Gefäßes anliegenden Wassertheilchen Wärme empfangen, sich dadurch in Dampf verwandeln und als solcher mit großer Schnelligkeit durch das heiße Wasser in die Höhe steigen, um dann in die Luft zu entweichen. Somit entsteht Dampf, wenn Wasser Wärme in sich aufnimmt, welche letztere sich zwischen die Wassertheilchen hinein- und diese auseinanderschiebt und dadurch dem Wasser die luftförmige Gestalt gibt. Man kann aber dem Dampf durch Abkühlung seine Wärme auch wieder entziehen; dann treten die Wassertheilchen wieder zusammen, sie erscheinen nun nicht mehr als Dampf, sondern als tropfbar flüssiges Wasser, was sie vorher waren. Der wässerige Beschlag an kühlen Fenstern ist zu tropfbarflüssigem Wasser abgekühlter Wasserdampf, der im warmen Zimmer in unsichtbarem Zustand enthalten war.

Wenn wir nun am Dampfe, der in offenen Gefäßen sich entwickelt, keinerlei Kraft bemerken, so kommt dies daher, daß er in der Luft frei und ungehindert sich ausdehnen kann; wir wollen ihn aber in einen festgeschlossenen Raum einsperren und stärker erhitzen, und gleich werden wir finden, daß er Kraft äußert, denn sein Streben sich auszudehnen, sein Streben nach Freiheit ist dann außerordentlich groß, und er drängt mit unwiderstehlicher Macht auf Alles, was ihn einengt. Es wird dies uns einleuchten, wenn wir folgende Betrachtung anstellen:

Erhitzen wir einen Kubikzoll Wasser zum Sieden, so verwandelt er sich, wie wir also wissen, in Dampf; allein dieser Dampf, wenn wir ihn auffangen, nimmt nicht etwa ebenfalls den Raum eines Kubikzolles ein, sondern er bedarf zu seiner Aufnahme eines Raumes von 1700 Kubikzoll, einen um so viel größern Umfang hat also das Wasser in Gestalt von Dampf eingenommen; man sagt daher kurz, beim Uebergang des Wassers in Dampf dehnt es sich um das 1700fache aus. Hat der Raum die bezeichnete Größe, so drückt der Dampf auf jeden Quadratzoll der Wandungen desselben mit einem Gewicht von 15 Pfund; das ist aber dasselbe Gewicht, mit welchem die Atmosphäre auf jeden Körper und folglich auch auf obige Wandungen und zwar von Außen drückt. Von solchem Dampf pflegt man zu sagen, er übe den Druck einer Atmosphäre auf seine Umgebung aus, der aber thatsächlich von ihr nicht empfunden wird, weil auf sie durch die Atmosphäre von Außen der Gegendruck von 15 Pfund ausgeübt wird.

Ganz anders aber ist das Verhalten des Dampfes in einem zu seiner Ausdehnung unverhältnißmäßig kleinen abgesperrten Raum, z. B. in einem Dampfkessel; — denken wir uns z. B., daß derselbe in zwei Drittheiten mit Wasser angefüllt ist, so kann selbstverständlich der übrige Raum nicht im Entferntesten zureichen, den vielen, in Dampf verwandelten Wassertheilchen den nothwendigen Platz zu gewähren; die Folge davon ist, daß der Ueber-

schuß nicht bestehen kann und folglich nur so viel Dampf bleibt, der der Wärme von 80 Grad entspricht. Der Druck dieses Dampfes auf das Wasser ist aber die Ursache, daß nicht mehr 80° R., sondern eine höhere Temperatur, z. B. 90° R., angewandt werden muß, um weiteres Wasser in Dampf zu verwandeln. Der Heizer legt neue Kohlen nach, und 90 Grad heißer Dampf steigt aus dem Wasser in die Höhe und nimmt über demselben die Stelle des vorigen 80 Grad heißen ein — denn der Dampf hat immer diejenige Temperatur des Wassers, bei der er aus demselben entstanden ist. Da aber der 90° heiße Dampf mehr Wärme als der 80° heiße enthält und die Wärme die Ursache der Ausdehnung des Dampfes ist, so ist es auch klar, daß der erstere ein energischeres Bestreben, sich auszudehnen, äußern und demgemäß auch einen intensiveren Druck erzeugen kann, denn 90 Grad heißer Dampf macht zur weiteren Bildung von Dampf aus dem Wasser die höhere Erhitzung desselben z. B. bis zu 100 Grad nothwendig, so daß nun 100 Grad heißer Dampf, der einen Druck von ca. $2^1/_4$ Atmosphäre (= 34 Pfd. auf den Quadratzoll) ausübt, den Raum über dem Wasser ausfüllt. So steigt in dem Maße, als man Feuermaterial zulegt, die Temperatur des Wassers und mit ihr die weitere Entwickelung von neuen und heißeren Dämpfen, oder, was dasselbe sagen will, die Spannkraft des Dampfes bis zu 10 Atmosphärendruck und darüber; denn was sich ausdehnen will, aber nicht kann, befindet sich im Zustand der Spannung und drückt auf die Umgebung. Bei der Bezeichnung des Druckes irgend eines Dampfes legt man den Druck der Atmosphäre als Maßstab zu Grunde und bezeichnet z. B. die Spannkräfte der oben erwähnten Dämpfe als solche von 1, $1^1/_2$ und $2^1/_4$ Atmosphärendruck. Werden derartig gespannte Dämpfe aus dem Dampfkessel in eine Dampfmaschine geleitet, so setzen sie dieselbe, nach Verhältniß ihrer Kraft, in Bewegung und gleichzeitig die Arbeitsmaschine, die mit der ersteren in Verbindung gebracht ist.

## Mannigfaltiges.

Es ist vielleicht nicht uninteressant zu hören, wie es um den deutschen Gesang und um die deutsche Musik in Frankreichs Hauptstadt steht; folgenden Artikel lesen wir darüber in der „Temps“: „Der deutsche Musikverein, „Liederkranz“, hielt Samstag Abend im Hotel du Louvre seine Jahresfeier. Bekanntlich ist der Liederkranz ein Verein von deutschen Künstlern und Laien, als: Banquiers, Fabrikbesitzer, Kaufleute ꝛc.; gerade so, wie auch solche Vereine in jeder großen und kleinen Stadt Deutschlands bestehen. Der Liederkranz pflegt sowohl Instrumental-, als auch Vokalmusik. Das Festprogramm zerfiel in 3 Theile: Aufführung klassischer Musik, Souper und Aufführung von Gesellschaftsliedern. Es kamen zur Aufführung: Die Ouverture zur Oper les **Arbencerages**, diese wurde mit größter Bravour ausgeführt; ferner ein Concert von Beethoven für Klavier, Violine und Violoncello von den Herren Krüger, Heermann und Müller mit bewunderungswürdigem **Ensemble**, und zwei allerliebste Melodieen von dem Klavierkomponisten Krüger in bezaubernden Spiele vorgetragen. Die Aufführung der Chöre der Antigone von Mendelssohn und eines Hymnus vom Herzog Ernst von Koburg-Gotha haben den vollsten Beifall erhalten. Der Dirigent Herr Ehmant hat in der That den Chorgesang auf eine bewunderungswürdige Stufe gebracht; man kann wirklich sagen, daß weder in der großen Opera, noch auf irgend einem unserer lyrischen Theater die Chöre mit ähnlicher Präzision gesungen werden, wie von diesen Dilettanten. Der Hymnus von Herzog Ernst wurde mit dreifachem Applaus begrüßt, der sowohl dem Komponisten, als dem volksthümlichen Fürsten galt.“ — So die Deutschen in Paris.

(Sonderbares Testament.) Eine alte Dame, Besitzerin eines bedeutenden Vermögens, starb vor kurzer Zeit in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Die Verstorbene, die, wie man sagt, ein ziemlich freies Leben führte, hatte in ihrem Testamente verordnet, daß sie 200 Meilen von ihrem Sterborte entfernt begraben werde. Der Transport der Leiche dürfe nicht auf der Eisenbahn, sondern müsse zu Wagen geschehen, dem andere mit Bettlerinnen besetzte Wagen folgen sollten, während Bettler mit brennenden Fackeln den Leichenwagen zu begleiten hätten. Täglich sollten nur 20 Kilometer zurückgelegt und an jedem Aufenthaltsorte eine Leichenfeier gehalten werden, nach welcher alle Theilnehmer an dieser Feier bewirthet werden sollten. 300,000 Frcs. bestimmte sie für das Begräbniß. 12 Wagen und 200 Arme bilden die Begleitung. Jeder Arme bekommt täglich 5 Frcs. Die Dienerschaft der Verstorbenen ist ebenfalls sehr gut bedacht, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie sich nur in einer Entfernung von wenigstens 60 Meilen von einander niederlassen dürften, damit sie, so lautet das Testament, nach ihrem Tode sich nicht über sie unterhalten und ihr nichts Böses nachsagen könnten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Dienstag, 8. März 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Wir müssen hier ein Blatt aus Sir George Shipton's Lebensgeschichte einschalten.

Nachdem er als Jüngling von 21 Jahren seine erste Seefahrt bestanden, unternahm er eine Reise auf den Kontinent.

Richard Wingfield begleitete ihn in der Eigenschaft eines Dieners; Beide waren ungefähr in gleichem Alter und Sir George setzte großes Vertrauen in die Treue und Anhänglichkeit seines Untergebenen.

George's Erzieher, ein schon alternder Mann, der ihm von seinem Vater als Rathgeber beigesellt war, starb während ihrer Tour durch Spanien und damit war seinem einstigen Zöglinge die Freiheit gegeben, zu thun, was ihm beliebte. Bald darauf lernte Sir George eine junge, reizende Spanierin kennen.

Sie war ein Engel an Schönheit und Unschuld, aber von geringer Herkunft. Unter dem warmen Himmel jenes Landes entstand und reifte die Liebe zwischen Beiden schnell, und obschon der junge Mann wußte, daß er Stellung und Vermögen auf's Spiel setzte, verband er sich mit Ines, welche im gläubigen Vertrauen ihrer Liebe keinen Widerspruch machte, die Ehe geheim zu halten.

Nach einem in unaussprechlichem Glücke verlebten Jahre gab Ines einer Tochter das Leben, doch während so die Wonne der jungen Gatten den höchsten Gipfel erreichte, war das Unheil geschäftig, dieselbe für immer zu zerstören. Wenige Wochen nach der Geburt des Kindes erhielt Sir George die Nachricht von seines Vaters Tode und die Mahnung seiner Mutter, sogleich nach England zurückzukehren.

Es war unter den obwaltenden Umständen eine Unmöglichkeit, seine junge Gattin ihn begleiten zu lassen. In seinem Schmerze glaubte Sir George endlich ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, indem er Weib und Kind mit einer beträchtlichen Summe Geldes zu ihrem Unterhalt, seinem Diener Richard anvertraute und ihm die Weisung ertheilte, Beide nach Ablauf einiger Zeit sicher nach England zu geleiten. Er bezeichnete ihm den Ort, wo er sich heimlich mit ihnen vereinigen wollte, sobald es ihm möglich geworden, seine Mutter und Verwandten zu verlassen, und nahm mit blutendem Herzen von den theueren Wesen Abschied.

Es war eine lange Trennung, denn niemals sah er sie wieder!

Ines und ihr Kind erreichten niemals England, und Sir George, wie sehr er auch das Land nach allen Richtungen durchstreifte und die ausgedehntesten Nachforschungen anstellte, konnte nicht die geringste Spur von ihnen oder dem vertrauten Diener auffinden. Alles was er erfuhr, war, daß sie Spanien wirklich verlassen hatten.

Der unglückliche Mann mußte endlich sein geliebtes Weib als todt beweinen und in der Bitterkeit seiner Gefühle wünschte er, daß sein armes, hilfloses Kind demselben Schicksal anheimgefallen sein möge.

Dreiunddreißig Jahre waren seitdem verflossen. Sir George war zu hohen Würden emporgestiegen, hatte aber den harten Verlust seiner Jugend nie verschmerzt und war unvermählt geblieben. —

Frühe am nächsten Morgen nach seiner Unterredung mit Richard Wingfield's Tochter, war Sir George Shipton auf dem Wege nach der ihm ziemlich unbekannten Region von York Street Westminster.

Endlich unter der Führung eines kleinen, schmutzigen Jungen, der ein besonderes Vergnügen daran zu finden schien, durch die engsten und unreinlichsten Gassen zu schlüpfen, fand sich der Baronet vor dem gesuchten Hause.

Das Untergeschoß desselben war ein großer, offener Laden ohne Thür und Fenster, wie man sie in den ärmsten Theilen London's findet, in welchem Kartoffeln, Holz und Kohlen in Haufen durcheinanderlagen, aber keine Seele war darin sichtbar.

Nachdem Sir George eine Weile unschlüssig um sich geblickt, hörte er einen Fußtritt auf der Treppe, welche vom Hintergrunde des Ladens in die oberen Stockwerke führte, und bald wurde ein nachlässig gekleidetes Mädchen, mit einem Eimer voll schmutzigen Wassers in der Hand, sichtbar.

Erstaunt riß sie die Augen auf, als sie den vornehm gekleideten Herrn gewahrte, dann fragte sie kurz:

„Sie suchen Jemanden?"

„Ja, mein gutes Mädchen, ich suche einen Mr. Wingfield; können Sie mich zu ihm weisen?"

„Nur grade die Treppe hinauf, Sir, bis in die Hintermansarde. Sie können geradezu hineingehen. Er sagt, er sei krank, aber ich weiß, daß er entweder betrunken ist, oder schläft."

Langsam und vorsichtig tastete der Baronet die dunkle Treppe hinauf und mit der Hilfe einer anderen Bewohnerin dieses entsetzlichen Ortes fand er sich endlich an Wingfield's Thür.

Auf sein Klopfen erscholl ein Herein! von einer weiblichen Stimme gerufen.

Das Gemach, das sich seinen Blicken bot, war eine niedere Mansarde, ungefähr 12 Fuß im Geviert, mit einem einzigen, zerbrochenen Fenster, das mit Papier und Lumpen zugestopft war.

Eine wurmstichige Bettlade, zwei Stühle ohne Lehne und ein kleiner, runder Tisch, auf dem eine Rumflasche mit schmutzigen Tabakspfeifen Gemeinschaft hielt, bildeten die Einrichtung.

In der Bettlade, oder vielmehr auf dem Stroh, das dieselbe halb ausfüllte, lag der Inhaber dieses elenden Obdachs.

Seine Tochter stand am Kamin, in dem ein mühselig unterhaltenes Feuer, das vielleicht nur zu Ehren des erwarteten Besuchers angezündet worden war, mehr Rauch als Wärme verbreitete.

Das Mädchen trug denselben schlecht zusammenpassenden Anzug des vorigen Tages und der sichtlich erborgte Flitterputz bildete einen traurigen Kontrast zu dem Elend des ganzen Gemaches.

Sir George überlief es kalt. Er hatte wohl von Höhlen der Armuth gehört, war aber nie tief genug in das düstere Labyrinth von Westminster, Lambeth und St. Gites eingedrungen, um je eine solche gesehen zu haben.

Die Anwesenheit des Mädchens überzeugte ihn, daß er sich in dem Orte nicht geirrt und daß er seinen früheren Diener, Richard Wingfield, vor Augen habe.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser in seinem Aeußern noch durch andere Einwirkungen, als diejenigen der Jahre, eine große Veränderung erlitten hatte. Gewissensbisse, Armuth und deren nur zu häufige Folge, Trunksucht, hatten sich in seinen Zügen und seiner Gestalt mit ehernem Griffel eingeschrieben.

Die Hände, die auf der zerlumpten Decke lagen, glichen denen eines Skelets und zitterten beständig; das Gesicht war dünn und scharf; die verglasten Augen waren blutunterlaufen und geschwollen.

Der Admiral war bei diesem Anblick um das erste Wort verlegen, dennoch verzehrte ihn die Ungeduld, das langverborgene, räthselvolle Geheimniß seines Lebens enthüllt zu sehen.

Endlich begann er:

„Sie verlangten mich zu sehen, — ich bin Sir George Shipton."

„Und ich bin Richard Wingfield," entgegnete der elende Mann in bitterem Tone, „ich glaube, ich bin schwerer wiederzuerkennen, als Sie."

„Verlieren wir keine Worte," fiel Sir George mit bebender Stimme ein, „was wissen Sie von den theueren Wesen, die ich vor 33 Jahren Ihrer Sorge anvertraute?"

Ein widriges Lachen verzerrte Wingfield's Züge, es schien, er freue sich, daß elend, wie er war, er doch die Macht besaß, einen Anderen elend zu machen. Er zögerte noch eine Weile, dann sprach er:

„Todt, todt, Beide todt!"

Der Baronet fuhr mit der Hand mehrere Male über seine brennende Stirne, als ob er das Klopfen seiner Pulse besänftigen wollte, dann fragte er mit gepreßter, heiserer Stimme:

„Und wie — wie starben sie?"

„Ich bin bereit, zu antworten," sprach Wingfield in verändertem, ernsten Tone, „denn deßhalb berief ich Sie hierher. Das Elend, dem ich anheimgefallen, wird bald aus mir eine Beute gemacht haben, und ich möchte vorher gut machen, was gut zu machen ist. Nicht gerade aus Reue," setzte er bitterlachend hinzu, „sondern weil ich mit meinem Bekenntniß für meine Tochter Ihren Schutz erkaufen will. Ich werde sprechen, sobald Sie mir geloben, dem Mädchen da zu einer ehrenhaften Existenz zu verhelfen, wenn sie ganz allein auf der Welt dastehen wird."

„Das verspreche ich bei meiner Ehre," erwiederte feiertich Sir George.

Das Mädchen, das bis dahin eine stumme Zeugin der Scene gewesen, sagte mit hartem, auf

Digitized by Google

klagendem Ausdruck: „Du vergißt, Vater, daß bei mir jede Hilfe zu spät kommt. Ich danke Ihnen Sir," fügte sie zu Sir George gewendet, hinzu, „ich danke Ihnen für Ihre Güte, aber sie wäre an mich verschwendet. Und jetzt will ich Sie mit meinem Vater allein lassen."

Hastig griff sie nach Hut und Tuch und war im nächsten Augenblick aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine amerikanische Geschichte.

Otto Ruppius erzählt im Sonntags-Blatt nachstehende für gewisse gesellschaftliche Annehmlichkeiten in den Südstaaten Nordamerika's sehr charakteristische Geschichte:

„Ein Franzose, erst vor wenigen Wochen in New-Orleans gelandet, trat in ein Gasthaus, um sich zu erfrischen. „Garçon!" rief er, „ein Glas Bier!" Der Kellner schenkte das Bier ein, aber in dem Augenblicke, als der Franzose das Glas nehmen wollte, bemächtigte sich ein Unbekannter desselben und trank es mit einem Zuge aus. „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen," sagte der Franzose, den diese allzugroße Freiheit sehr überraschte. „Ich kenne Sie auch nicht!" entgegnete der Unbekannte. „So suchen Sie also Händel!" „Es sollte mir leid thun, Sie darüber in Zweifel zu lassen. Sie sind mir widerlich! — Ist das deutlich?" „Sehen Sie sich vor," sagte der Franzose ruhig und wie mit verächtlichem Tone. „Ich bin ein Mensch, der von seiner Arbeit lebt; ich beleidige keinen Menschen, aber ich bin es auch nicht gewohnt, mich beleidigen zu lassen. — Für diesmal verzeihe ich Ihnen. — Kellner, ein zweites Glas Bier!" Der Händelmacher, der nur durch ein höhnisches Lachen geantwortet hatte, wartete, bis das zweite Glas Bier eingeschenkt war; dann bemächtigte er sich dessen abermals, trank einen Schluck und goß das Uebrige auf den Boden. Im höchsten Grade gereizt, wollte der Franzose auf ihn zustürzen, doch ein Zeuge dieses ganzen Auftritts hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu: „Halten Sie ein, oder Sie sind verloren! Ermordet er Sie nicht auf der Stelle, so tödtet er sie später im Zweikampf, denn er ist der geschickteste Duellant in ganz Louisiana. Im Schießen mit der Büchse oder Pistole, in der Handhabung des Degens wie des Säbels, des Dolches wie der Lanze thut es ihm Niemand zuvor. Er hat bereits zweiunddreißig Menschen getödtet und über sechzig verwundet." „Was Sie mir da sagen, beschwichtigt meinen Zorn!" sagte der Franzose. „Nicht wahr, das ist entsetzlich?" „Im Gegentheil, es beruhigt mich vollkommen." Nach diesen schnell gewechselten Worten näherte der Franzose sich dem Händelmacher, der ihn mit spöttischen Blicken betrachtete, und sagte dann zu ihm: „Mein Herr, ich bin heute zufällig guter Laune und möchte mir diese nicht gern verderben. Sie haben mir zwei Gläser Bier weggetrunken; das ist genug. Jetzt kommt an mich die Reihe. Ich hoffe, daß meine Nachsicht Sie zur Reue, sowie zu einem anständigeren Betragen bewegen wird. Kellner, ein drittes Glas Bier!" Der Kellner goß zitternd das Bier ein, das unfehlbar zu einer Katastrophe führen mußte. Und in der That stand es kaum auf dem Tische, als der Händelmacher es auch schon ergriffen und den ganzen Inhalt ausgeschüttet hatte. Schneller als der Tiger, der sich auf seine Beute stürzt, warf sich der Franzose jetzt auf seinen Gegner und versetzte ihm mit den Fäusten und Füßen furchtbare Schläge und Stöße in das Gesicht, auf die Brust und in die Seiten. Der Händelmacher gewann nicht einmal Zeit, sich zu vertheidigen; er taumelte umher und sank dann ohnmächtig nieder, das Gesicht furchtbar entstellt und über und über mit Blut bedeckt. Erst als er am Boden lag, hörte sein Sieger auf, ihm Schläge zu versetzen. Dann zog er ruhig eine Brieftasche hervor, nahm eine Karte aus derselben und befestigte sie mit einer Stecknadel auf der Brust des Ohnmächtigen. Darauf sagte er, sich gegen die Anwesenden wendend: „Ist hier irgend ein Freund dieses Menschen, so bitte ich, demselben zu sagen, daß er mich jeden Morgen von acht bis elf Uhr in meiner Wohnung treffen kann. — Kellner, noch ein Glas Bier!"

Diesmal machte ihm Niemand die Erfrischung streitig, deren er nach der gehabten Anstrengung doppelt bedürftig war. Er trank ruhig das Bier aus, bezahlte alsdann alle vier Gläser und ließ die ganze Gesellschaft stumm vor Erstaunen und Ueberraschung zurück. Als man später den Betäubten aufhob, fand man, daß ihm zwei Rippen gebrochen wären und daß ein Faustschlag ihm das eine Auge aus der Höhle getrieben hatte. Auf der Karte an seiner Brust las man: „Lucian Petit, Fechtmeister aus Paris, ertheilt Unterricht im Fechten, Boxen, in der Führung des Kampfstockes und im Ringkampf. Stundengeld billig."

Etwa sechs Wochen nach diesem Auftritte wurde die Thüre des Fechtmeisters Petit eines Morgens aufgerissen und ohne vorher angeklopft zu haben, stürmte ein Mensch herein.

Digitized by Google

„Erkennen Sie mich?“ fragte er mit zornerstickter Stimme. „Vollkommen!“ entgegnete Herr Petit. „Was wünschen Sie?“ „Ich komme, um Sie zu tödten,“ sagte der Händelmacher, der erst jetzt von seinen Wunden wiederhergestellt war, aber die Spuren desselben immer noch trug. „Ich gestehe, daß ich Sie beleidigt habe, deßhalb lasse ich Ihnen die Wahl der Waffen. Aber beeilen Sie sich, denn ich muß sie todt sehen; dabei gilt es mir gleich, ob ich Ihnen mit dem Kampfstocke den Schädel einschlage, oder Ihnen meinen Degen durch die Brust renne.“ „Lassen Sie uns weniger, aber vernünftig sprechen,“ sagte der Fechtmeister, „besonders aber ohne Zorn. Folgen Sie meinem Rathe, so lassen wir unsere Sache abgemacht sein. Sie tranken mein Bier — ich prügelte Sie dafür, das ist also in der größten Ordnung. Mir liegt heute eben so wenig daran, Sie zu tödten, wie an jenem Tage, Ihnen die Rippen einzuschlagen. Das ist mein Geschäft und macht mir daher kein Vergnügen; bestehen Sie aber durchaus darauf, meine Ruhe zu stören und mich auf den Kampfplatz zu schleppen, so bleiben Sie darauf, das schwöre ich Ihnen.“ „Elender Prahler, das wollen wir sehen! — Lies einstweilen hier die getreue Liste der vierunddreißig Personen, die ich im Duell getödtet und der achtundsiebzig, die ich verwundet habe und frage Dich dann, ob ich der Mann bin, mich vor einem Petit zu fürchten.“ „Sie wollen sich also durchaus schlagen?“ „Alberne Frage!“ „Nun, so kommen Sie,“ sagte der Fechtmeister. „Ich wähle den Degen.“ „Ihre Zeugen?“ „Die Ihrigen. — Vorwärts.“ Der Creole führte den Degen sehr geschickt, aber es fehlte ihm in diesem Augenblicke die Kaltblütigkeit, die im Duell unerläßlich nothwendig ist. Nach einigen Gängen wurde er durch seinen Gegner am Arme leicht verwundet. Der Anblick seines fließenden Blutes machte ihn wüthend. „Folgen Sie mir,“ sagte der Fechtmeister gelassen. „Sie sind verwundet und damit ist der Ehre genug gethan. Lassen wir es nun gut sein.“ „Nein, auf Leben und Tod!“ schrie der Creole außer sich. „Auf Leben und Tod!“ „Wenn Sie es denn durchaus wollen, so sei es!“ rief Petit und wenige Augenblicke nachher durchbohrte sein Degen die Brust des Händelmachers. Lucian Petit's Ruf war durch diese Züchtigung des Allgefürchteten schnell begründet, und von allen Seiten strömten ihm Schüler zu, so daß er kaum die Zeit finden konnte, Allen Unterricht zu ertheilen, die denselben von ihm begehrten; er ist heute der gesuchteste Lehrer in ganz Louisiana.“ Und wenn die ganze Geschichte nichts weiter, als eine Ente wäre, so gäbe es keine bessere Reklame für das Geschäft des Fechtlehrers.

## Mannigfaltiges.

(Warnung.) Seit längerer Zeit sind mehrfach Plätt- und Bügel-Eisen in Gebrauch, die von innen mit Kohlen, nicht durch glühende Plättbolzen geheizt werden. So vortheilhaft diese Erfindung der Neuzeit auch für den Geschäftsmann wie für den Haushalt sein mag, so ist der Gebrauch derselben doch nicht ohne Gefahr für Leben und Gesundheit, da sich aus den glühenden Kohlen das gefährliche Kohlengas entwickelt, das, schwerer als die Luft, zu Boden sinkt und dort auf den Dielen spielenden Kindern ꝛc. leicht tödtlich werden kann, während die erwachsenen Personen in demselben Zimmer, da sie ihrer Größe wegen über den Bereich des vergifteten Dunstkreises hinausragen, von dem Vorhandensein des Gases und der Gefahr für die am Boden befindlichen Kinder kaum etwas gewahr werden. Vorsicht ist daher beim Gebrauch dieser Kohlen-Plätteisen sehr zu empfehlen.

(Naturwissenschaftliches.) Der Floh springt zweihundertmal so hoch als er selbst ist; könnte ein Windhund von 3 Fuß Länge eben so hoch springen, wie der Floh, so würde er in 219,632 Sprüngen um die Erde springen. Wenn er zu jedem Sprunge eine Sekunde brauche, so würde er die Reise in etwas mehr als zwei und einem halben Tage machen. Ließe er sich fünfzehn Sekunden Zeit zu einem Sprunge, brauchte er 38 und $^3/_5$ Tage.

(Der größte Luxus.) „Ich finde es nur in der Ordnung,“ sagte eine Dame zu einem Hagestolzen, „daß alle Luxusgegenstände besteuert werden. So wär' ich auch dafür, daß alle Hagestolzen besteuert würden.“ „Bitte recht sehr, schöne Frau,“ antwortete der Hagestolze, „wenn von einer Steuer auf Luxusgegenstände die Rede ist, so ist die Reihe an den Ehemännern, denn eine Frau ist unstreitig der größte Luxus.“

(Beichte.) Einst kam ein Mädchen zu seinem Beichtvater. „Ehrwürdiger Vater,“ sagte sie, „ich habe einen großen Fehler, ich bin hochmüthig.“ — „Hast Du viel Geld?“ — „Nein!“ — „Nun, dann schadet's nicht.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No 31. Freitag, 11. März 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Der Baronet wiederholte nichtsdestoweniger das Versprechen, sich des Mädchens anzunehmen.

„Sie verdient es," sagte fast gerührt Wingfield, dessen einzige bessere Eigenschaft die Liebe zu seinem Kinde war, „denn sie sündigte, um mich nicht verhungern zu lassen. Und nun hören Sie."

Der Baronet horchte in angstvoller Erwartung.

„Zuerst müssen Sie wissen," begann Richard, „daß ich gleichfalls Ines liebte."

„Du liebtest sie!" rief der Baronet wild, indem er seine starke Hand ballte.

„Ja, stolzer Baronet, ich liebte sie. Wie ich mich auch zu betäuben strebte, meine Leidenschaft wuchs mit jedem meiner Athemzüge. Ich habe die Erde, auf der sie ging, die kleine Sohle ihres seidenen Schuhes geküßt. O, Ihre Liebe war nichts im Vergleich zu der meinen! Sie verbrannte meine Seele, sie versengte mein Herz, sie entzündete mein Blut, bis es wie kochendes Blei durch meine Adern fuhr. Ah! — wie ich knirschte, wenn ich Sie auf dem mondscheinbeleuchteten Platze von Sevilla an ihrer Seite wandeln sah, mit der ruhigen Freude des Besitzes in ihre dunkeln, feurigen Augen blickend, während ich für ein einziges Lächeln derselben mein halbes Leben hingegeben haben würde! Ich liebte Sie, Sie George, als wir England verließen, — von der Zeit aber, da Sie Ines trafen und für sich gewannen, haßte ich Sie! Sie waren weit entfernt, es zu ahnen! Ich trug das Lächeln auf den Lippen, während dunkle Mordgedanken meinen Sinn erfüllten. Ich stand vor Ihnen, wenn Sie auf Sammtkissen ruhten, Ihr schönes Weib zu Ihren Füßen, Ihre weiße Hand mit den nachtschwarzen Flechten des himmlischen Wesens spielend, und Ihr heiteres Auge dem Liebesblick desselben begegnend! Ich stand vor Ihnen und beugte mich und lächelte demüthig! O, meine Verstellung war Ihnen unergründlich!"

Wie vor sich selbst entsetzt und schaudernd schwieg Wingfield eine Weile, dann hub er mit beängstigender Stimme wieder an:

„Was ich hoffte, was ich erwartete, war mir damals selbst nicht bewußt; ich hatte nur das dunkle Gefühl, daß, wenn das Schicksal mir nicht zu Hilfe käme, ich auf irgend eine Art dasselbe zu meinen Gunsten wenden müsse. Das Erstere trat ein: Sie mußten Ines verlassen und waren genöthigt, sie mit dem neugeborenen Kinde mir anzuvertrauen. Wie frohlockte ich, daß es mir gelungen war, Sie so lange zu täuschen! Sie reisten ab, überzeugt, daß Ines mit dem Kinde Ihnen unter meinem Schutze bald nachfolgen würde! Wir verließen Spanien, ja; aber nicht nach England, sondern nach Paris geleitete ich Ihre Schätze.

„Ines machte ich glauben, wir wären in England; wie konnte sie etwas Anderes vermuthen? Sie verstand nur Spanisch, während ich Englisch und Französisch gleich fließend sprach. Auch trug ich Sorge, sie von aller Welt abgeschlossen zu halten.

„Ich miethete ein Zimmer in der Rue de la Pair, und Ines glaubte, ihren Bestimmungsort erreicht zu haben. Lassen Sie mich kurz sein, — das Bekenntniß meines Verrathes fällt mir schwerer, als ich dachte. Alles erscheint mir jetzt in anderem Lichte, — o wie feig ist der Mensch im Angesicht des Todes!

„Ich wartete nicht lange, Ihrer Gattin meine Leidenschaft zu gestehen, ich fürchtete, sie möchte den Betrug ahnen. Ich war unsinnig und verblendet genug, zu wähnen, sie möchte sich rühren lassen. Ich ging so weit, zu versuchen, ihren Glauben an Sie erschüttern zu wollen.

„Ich benutzte den Umstand, daß Sie nicht bei uns erschienen, was natürlich nicht möglich war, Sie ihr als treulos zu schildern. Da ich mit der

Beförderung der Briefe betraut war, erreichte natürlich keiner seine Bestimmung.

„So war Ines ganz in meine Hand gegeben. Die Folgen waren fürchterlich, sie vernichteten alle meine Berechnungen. Ich kannte die stolze Seele und das reine Herz nicht, welche in dieser reizenden Hülle wohnten. Die Angst vor meinen Verfolgungen, das Bewußtsein ihrer Hilflosigkeit, der Schmerz um Ihre Abwesenheit, vielleicht auch keimende Zweifel an Ihre Treue, warfen das unglückliche, kaum genesene Geschöpf auf's Krankenlager. Das Nervenfieber trat in seiner furchtbarsten Gestalt auf, und besser wäre es für mich gewesen, hätte es ihr in natürlichem Verlauf den Tod gebracht.

„Aber nein, — Schrecklicheres war mir noch vorbehalten! — Als einmal Nachts die Wärterin ermüdet eingeschlafen, sprang Ines, von Fieberphantosieen verfolgt, von ihrem Lager und in der nächsten Minute lag sie, von der Höhe des Fensters hinabgestürzt, als verstümmelte Leiche auf dem Pflaster."

„Schurke! Teufel!" schrie der Baronet, wie ein verwundeter Löwe auf den Mörder seines Weibes zuspringend, „hat denn der Himmel keine Strafe für solche Unthaten? O, könnte ich Dein schwarzes Herz Dir aus dem elenden Leibe reißen!"

„Ihr Versprechen, — Ihr Versprechen, Sir Baronet," höhnte der Verworfene, „Ihr Wort, Ihr Ehrenwort, — hochtönende Redensarten unter Männern, wie Sie!"

„O ja; Sie sind sicher vor meiner Rache," entgegnete der Admiral mit vor Aufregung heiserer Stimme, „fahren Sie fort."

„So war ich allein," begann Wingfield von Neuem, „allein mit dem Bewußtsein meiner Unthat, allein mit dem Kinde der Gemordeten. Ich schickte die spanische Amme in ihre Heimath zurück, ich sagte ihr einige Unwahrheiten, ich weiß nicht mehr welche, — sie reiste ab und ich brachte mit Hilfe einer französischen Dienerin, die ich für die Ueberfahrt gemiethet, das Kind nach England.

„Verkleidet lebte ich längere Zeit als Mitglied einer Zigeunerbande. Ich durchstreifte mit ihnen das Land, nahm Theil an ihren Diebereien und half ihnen bei ihren verschiedenen Erwerbszweigen. Endlich ward ich dieses Lebens überdrüssig, ich trennte mich von der Bande und ließ ihr das feengleiche Kind.

„Ich konnte dessen Nähe nicht länger ertragen, täglich glich sie mehr und mehr ihrer gemordeten Mutter, und ihre unschuldigen Liebkosungen waren Dolchstiche für mein Herz.

„Die Zigeuner behielten sie gerne bei sich, denn ihre Schönheit und Talente verhießen ihnen reichen Gewinn. Sie wußten, daß sie nicht mein Kind war, ich erzählte ihnen eine Geschichte, aus Wahrheit und Lüge zusammengesetzt. Ich beschimpfte Ines's Andenken, um meine eigene Strafbarkeit zu verdecken.

„Ich unterhandelte mit den Zigeunern, daß sie das Kind in dem Glauben auferziehen sollten, es sei eine Waise, die sie aus Barmherzigkeit aufgenommen. Sie willigten ein, unter der Bedingung, daß ich es nie zurückverlangen würde. So verließ ich sie und blieb ihnen viele Jahre fern.

„Als ich sie wieder besuchte, war Eola zu einem reizenden Mädchen herangewachsen; sie war der Liebling der Bande. Später sah ich sie nicht mehr wieder. Ich verheirathete mich und wohnte in London. Noch einmal hörte ich von ihr. Sie war gebrochenen Herzens gestorben, ein frühes Grab hatte ihre Schmach verdeckt. Auch sie hinterließ eine Tochter."

„Wie!" rief der Baronet, „eine Tochter, sagten Sie, ein Kind meines Kindes? Wo ist sie? O aus Barmherzigkeit, — wo kann ich sie finden?"

„Ich weiß nicht viel von ihr. Eola ist ihr Name gleich der der Mutter. Sie entlief den Zigeunern, als sie ungefähr 13 Jahre alt war. Ich bin nicht so ganz verhärtet, als Sie glauben mögen, und ich wollte, Sie fänden sie auf. Den Reichen ist Alles möglich. Eola war vor etwa 4 Jahren zuletzt bei den Zigeunern auf der Messe von Croydon. Ein anderes, etwas älteres Kind entlief mit ihr."

„Genug," sagte der Baronet, „wenn sie nicht auch bereits einem frühen Grabe anheimgefallen, werde ich sie entdecken und mein Lebensabend wird nicht einsam sein."

Er seufzte tief und schmerzlich; und unfähig die Nähe des Mannes, der so furchtbares Elend über ihn gebracht, ohne eine neue Aufwallung des Zornes zu ertragen, wiederholte er nur seine Zusage, sich Wingfield's verlassener Tochter anzunehmen, — eine Zusage, die er getreulich hielt, — legte eine gefüllte Börse auf den Tisch und verließ den schrecklichen Ort.

Sobald Wingfield allein war, versuchte er, sich von seinem elenden Lager zu erheben und griff nach der Börse. Obgleich er sich dem Tode nahe fühlte, konnte er doch nicht der Versuchung widerstehen, noch einmal in vollen Zügen sich seiner letzten Leidenschaft, dem Trunke hinzugeben.

Verhängnißvoll wurde ihm die Wohlthat des Mannes, den er so maßlos beleidigt.

Im Zustande schweren Rausches kam er, noch an demselben Abende, dem Feuer nahe, sein wankender Fuß strauchelte am Gitter des Kamins, er fiel und fand durch Verbrennung einen gräßlichen Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Eine falsche Jungfrau von Orleans.

Aus dem „Deutschen Magazin“.

Das Großartige und Erhabene, das Edle und Hohe in der Geschichte soll uns zur Nachahmung reizen. Aber gerade dieser Reiz ist in Verbindung mit dem stachelnden Ehrgeize und gewissen oft merkwürdig zusammentreffenden Umständen äußerer Aehnlichkeit, nicht selten ein wahrhaft krankhafter und zur fixen Idee geworden. Geschichtliche Persönlichkeiten, an die sich das lebhafte Interesse der unmittelbaren Nachwelt knüpfte, wurden zuweilen so täuschend nachgeahmt, daß selbst die Akten der nüchternen Historie darüber in Verwirrung zu gerathen drohten. Man denke an das Auftreten eines Pseudo-Waldemar, Pseudo-Demetrius, Pseudo-Warwick, Pseudo-Sebastian. Ein Schmiedegesell aus Ochsenfurt verstand es, sich acht Monate als der wiederaufgelebte Konradin von Schwaben auszugeben, und durch seine Aehnlichkeit selbst die Baseler Rathsherren zu täuschen, bis er endlich wieder zu seinem Ambos zurückkehrte. Und noch in unserem Jahrhunderte hat bekanntlich der Uhrmacher Raundorf von Spandau, der sich für den glücklich geretteten Sohn des unglücklichen Ludwigs XVI. erklärte, die legitimistischen Kreise des französischen Adels eine Zeittang in staunende Bewegung zu versetzen gewußt.

In dasselbe Kapitel täuschender Nachahmungen, so zu sagen der historischen Travestie, gehört jene seltsame Doppelgängerin, von der wir heute unsern Lesern kurz erzählen wollen.

Am 30. Mai 1431 war Jeanne d'Arc ein Opfer des englischen Hasses geworden und zu Rouen als Hexe den Flammentod gestorben. Ihre Asche wurde, damit nichts von ihr übrig bliebe, in die Seine gestreut. Aber die fromme Ergebung, mit der sie geendet, galt in den Augen des französischen Volkes als sicherstes Zeugniß ihrer Unschuld. Das heldenmüthige Mädchen, das einst bei Compiegne sich den Pfeil aus der Wunde gezogen mit der echt französischen Bemerkung: es ist nicht Blut, es ist Ruhm! — war jetzt, nachdem der Glorienschein des Märtyrerthums ihr Andenken krönte, eine eigentliche Nationalheilige geworden.

Da trat im Jahre 1436 in Lothringen abermals ein junges Weib in ritterlichem Gewande auf, sie gab sich für die wiedererstandene Jungfrau von Orleans aus, die durch ihre Heilige aus dem Feuer gerettet und, eine zweite Iphigenie, mit Hilfe der Mutter Gottes in die Einsamkeit entrückt worden sei. Neugierige strömten herzu, und in der That war die Aehnlichkeit überraschend, selbst die beiden noch lebenden Brüder Johanna's eilten von Domremy herbei, und auch sie erkannten sie als ihre Schwester. Im Triumphe führte man die Wiedererstandene nach Orleans, der Stätte ihrer ersten Waffenthat; die Einwohner zogen ihr festlich entgegen; kein Zweifel, sie ist es selbst, das Heldenmädchen, die Prophetin! Auch Karl VII. konnte nach solchen Vorgängen nicht umhin, die Wunderbare vor sich zu bescheiden. In den Memoiren des alten Sala, Kammerdieners Karl's VIII., der nach dem Berichte de Boisy's, eines Kammerherrn Karl's VII., erzählt, lesen wir das Nähere über diesen seltsamen Empfang. Er geschah in einer großen Weinlaube. Der einstmaligen Probe gedenkend, womit er zu Chinon die ächte Jungfrau geprüft, ließ Karl auch diesmal wieder durch einen seiner Ritter den König vorstellen. Aber die Doppelgängerin war diesmal im Voraus unterrichtet, daß der König wegen einer Wunde am Fuße einen Stiefel von besonderer Art trage, daher sie, den falschen König zurückweisend, sofort auf den rechten losging. Da sprach Karl der VII. bewegt: „Jungfrau, meine Freundin (Pucelle m'amye) seid willkommen im Namen Gottes, der das Geheimniß kennt, das zwischen mir und Euch ist.“ Als sie dies Wort von einem Geheimnisse hörte, fiel sie dem König zu Füßen und aus Furcht, doch entlarvt zu werden, bekannte sie selbst ihre Täuschung.

In Folge dessen wurde sie nach Paris gebracht, im Schloßhofe als Betrügerin ausgestellt und ihr seitheriges Leben veröffentlicht. Darnach hatte sie allerdings in den Reihen der Krieger gegen England mitgefochten, war dann in Begleitung eines Grafen v. Virmburg nach Köln gegangen, wo sie unter den Kriegsleuten ein lustiges Leben führte. Später hatte sie mit einem Ritter Hermoise sich verheirathet, von dem sie zwei Kinder erhielt. Die öfter von ihren Bekannten an ihr gerühmte Aehnlichkeit mit der Jungfrau hatte sie veranlaßt, diese Maske anzunehmen und die leicht entflammte Phantasie des Volksgtaubens war ihr dabei zu Hilfe gekommen. Seitdem verschwindet die Abenteurerin aus der Geschichte. Möglich, daß sie ihr gewagtes Spiel mit lebenslängtichem Kerker büßen mußte. Gerade diese Doppelgängerin aber trug nicht wenig dazu bei, das Gedächtniß der ächten Jungfrau in Frankreich noch mehr wachzurufen und an ihren noch ungesühnten Tod zu erinnern.

Digitized by Google

## Mannigfaltiges.

Ein in Berlin studirender Mediziner hatte eine Aufwärterin, von welcher er die Ueberzeugung gewann, daß sie die zarte Grenze zwischen Mein und Dein nicht allzu peinlich beachtete. Waren es auch meist nur Kleinigkeiten, welche nach und nach ohne Quittung von kundiger Hand in Empfang genommen wurden, so verdroß es doch den Betroffenen derart, daß er beschloß, die Unehrlichkeit zu züchtigen. Als er daher kürzlich in den Besitz eines sehr schönen menschlichen Skeletts gelangt war, dessen einzelne Theile durch künstliche Gelenke mit einander verbunden waren, stellte er dasselbe in eine Ecke seines Schlafzimmers, brachte es durch ein angehängtes Gewicht in eine nach vorn gebückte Stellung und verband es durch einen unsichtbaren Faden mit einer Chatouille seines selten verschlossenen Schreibsekretärs. Diese Chatouille enthielt nämlich mancherlei ungezählte Gegenstände und war deßhalb in der Regel einer Untersuchung der Aufwärterin ausgesetzt. Wurde sie aber jetzt nach den beschriebenen Vorrichtungen berührt, so hemmte der Faden die Wirkung des Gewichtes; das Skelett richtete sich auf, erhob einen Arm und machte eine Bewegung nach vorn. Nachdem der Student diese Einrichtung getroffen und ihre Wirkung auch einige Male probirt hatte, verdeckte er das Skelett, welches die Aufwärterin natürlich noch nicht gesehen hatte, mit einem weißen Betttuch und ging zu einem Kollegen, der nebenan nur durch eine Wand von ihm getrennt wohnte, da die Stunde heranrückte, in welcher die Aufwärterin zu kommen pflegte. Er erzählte dem Freunde seinen Plan; beide lachten über die Idee und legten sich auf die Lauer. Bald hörten sie die Erwartete kommen, aufschließen und in der Wohnung umherpoltern. Jetzt wurde die Thüre zum Schlafkabinet geöffnet und bald darauf dreht sich der im Schloß steckende Schlüssel des Schreibsekretärs. Da ertönt durch das ganze Haus der Mark und Bein durchdringende Schrei einer Frauenstimme und ihm folgt dumpfes Gepolter eines umfallenden Körpers. Den beiden Freunden wird die Sache doch bedenklich; schnell eilen sie an den Ort des Schreckens und finden die Frau vor dem Gespenst ohnmächtig auf der Erde liegend. Das mit drohend erhobenem Arm dastehende Gerippe wird hinter einem Bettschirm versteckt und die Ohnmächtige nach kurzen Bemühungen wieder zum Bewußtsein gebracht. Wie sie die Augen aufschlägt, sieht sie sich wild im Zimmer um und starrt dann mit dem Ausdruck des Entsetzens auf die halb herausgezogene Schublade. Trotz aller Fragen ist sie aber nicht zu bewegen, einen Grund ihres tödtlichen Schreckens anzugeben und erklärt nur auf das Allerbestimmteste, daß sie um keinen Preis der Welt ihrem bisherigen guten Herrn mehr dienen könne. Damit hat sie sich denn auch entfernt und in der ganzen Nachbarschaft eine so grausige Beschreibung von dem Spuck in der Wohnung des Studenten gemacht, daß es diesem sehr schwer wurde, wieder eine Aufwärterin zu erhalten.

(Dienstmanns-Humor.) Neulich pfiff ein Herr seinem in der Königsstraße in Berlin umherlaufenden Hunde. Das Thier achtete aber auf das Pfeifen nicht. Sein Herr rief deßhalb einem vorübergehenden Dienstmann zu: „Dienstmann, laufen Sie doch meinem Hunde da nach!“ — Der geflügelte Bote thut, wie ihm geheißen und bald sind Dienstmann und Hund außerhalb des Gesichtskreises. Gegen Abend kehrt Jolly, gefolgt von dem athemlosen, keuchenden Dienstbeflissenen, zurück. — „Aber mein Gott,“ ruft der Herr aus, „konnten sie denn das Thier nicht früher einfangen?“ — „Um Verzeihung,“ entgegnete der Dienstmann; „Sie befahlen mir, dem Hunde nachzulaufen, und das habe ich fünf Stunden lang redlich gethan. Für die Stunde fünf Silbergroschen, macht fünfundzwanzig Silbergroschen!“ — Der Herr mochte wohl oder übel, er mußte bezahlen, denn der Dienstmann hatte seinen Auftrag buchstäblich ausgeführt.

(Ein eigenthümliches Wechselgeschäft.) Eine dem Arbeiterstande angehörige Frau hatte an einem der letzten Markttage aus einer Schlachterbude einen großen Kalbskopf entwendet und entkam auch mit ihrer Beute. Eine in der Nähe befindliche Handelsfrau hatte jedoch den Diebstahl bemerkt, lief der Diebin nach und forderte sie auf, ihr zu folgen. Wohl oder übel mußte die Letztere sich dieser Weisung fügen. Nachdem die Schlächterfrau von dem Vorfall benachrichtigt, bat die Diebin, sie nicht unglücklich zu machen. — „I Gott bewahre,“ erwiederte die Bestohlene, „fällt mir jar nich in. Aber blos man een kleenet Wechselgeschäft. So geben Se mal den Kalbskopp her — un da“ — bei diesen Worten applizirte sie derselben zwei so gewaltige Ohrfeigen, daß die geängstigte Diebin beinahe zur Erde fiel. — „Da,“ fuhr sie fort, „nehmen Se davor die beeden Katzenköppe, die ick mir blos, um Ihnen eenen Denkzeddel zu geben, habe inwechseln wollen. Nun kennen Se lodsen. Adje!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 32.** Sonntag, 13. März **1864.**


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

21.

Sir George Shipton war kein romantischer Enthusiast, kein rathloser Träumer; wenn er es je gewesen, so hatte das Leben mit seinen Kämpfen einen praktischen Mann aus ihm gemacht.

Anstatt, wie vielleicht Romanstyl es erfordern würde, das Land in allen Richtungen zu durchstreifen und jeder Schaubude nachzujagen, entschloß er sich zu einem ganz gewöhnlichen Verfahren, um sein verlorenes Großkind aufzufinden.

Er entschloß sich zu einem öffentlichen Aufruf: In den nächsten Tagen las man in mehreren der verbreitetsten Zeitungen:

„Eola. — Sollte dies einem jungen Mädchen dieses Namens zu Augen kommen, welches vor ungefähr 4 Jahren im Alter von 12 oder 13, in Begleitung eines anderen, etwas älteren Mädchens, ihre Freunde in der Gegend von Croydon verließ, so ist dasselbe von Jemanden, der ihr wohl will und Verwandtschaftsansprüche an sie hat, dringend gebeten, sich ohne Verzug mit Mr. M***, Notar, Lincoln's Inn, in Verbindung zu setzen.

„NB. Jeder Person, welche, wenn auch nur die geringste, Auskunft zu geben vermag, wird eine gute Belohnung zugesichert."

Dies war jedoch nicht die einzige mit den Personen dieser Erzählung in Verbindung stehende Anzeige, welche die Blätter der nächsten Tage enthielten.

In einer anderen Spalte fand sich Folgendes:

„Beklagenswerthes Ereigniß. — Lord E*****, einer der reichsten und angesehensten Mitglieder der englischen Adelsaristokratie, ist von einem außerordentlichen Unfall betroffen worden, der die traurigsten Folgen nach sich ziehen kann.

„Er befand sich im Kreise heiterer, gleich ihm hochgestellter Freunde, auf einem seiner Landsitze, der Abtei in —shire. Man war beim fröhlichen Mahle, als ein Schuß durch's Fenster fiel und Seine Lordschaft in die Brust traf.

„Der schnell herbeigerufene Arzt erklärte die Wunde nicht gerade für tödtlich, den ganzen Zustand des Leidenden jedoch bedenklich. Der Mörder blieb unentdeckt. Das Ereigniß ist um so betrübender, als Lord E***** im Begriff stand, sich mit einer durch Rang, Schönheit und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichneten jungen Dame, Lady Isabella S., zu vermählen."

Die beiden eben mitgetheilten Artikel fanden ihren Weg auf viele Frühstückstische, unter andern auch auf den des menschenfreundlichen Doktors, der gegen ein höchst liberales Honorar die vorgebliche Gattin des sogenannten „Mr. Lestock Newington", zu ihrer Heilung von Geistesstörung, großmüthig in seinen Familienkreis aufgenommen hatte.

Der Verlauf der Erzählung bringt uns somit wieder zu der unglücklichen Zerlina, Percy Oswald's letztem Opfer.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Zerlina's Geisteszustand durchaus nicht ärztlicher Hilfe bedurfte. Die unglücklichen Entdeckungen, welche sie so plötzlich und unvorbereitet an jenem verhängnißvollen letzten Abende ihres Aufenthaltes in Roseland Villa machen mußte, hatten allerdings ihrem Gemüthe eine heftige und gefährliche Erschütterung beigebracht, allein diese war nur vorübergehend gewesen, und zu der Zeit, da sie eine unfreiwillige Bewohnerin von des Irrenarztes Hause wurde, war ihr Verstand zu völliger Klarheit zurückgekehrt.

Der Arzt ging nichtsdestoweniger von der Ansicht aus, daß er eine Geisteskranke zu kuriren habe und traf demnach seine Maßregeln.

Zerlina sollte sich einer bestimmten Diät unterwerfen, beständig eine Wärterin um sich dulden und vor Allem das Haus nicht unbegleitet verlassen.

Der letzten Weisung lag wohl des Doktors Befürchtung zu Grunde, daß die Patientin entwischen und die Fortbezahlung des Honorars gefährdet werden möchte.

Mit dem scharfen Verstande ihrer Race begriff Zerlina sofort das ganze Spiel, und die Energie ihres Charakters gab ihr die geeigneten Mittel an die Hand, dasselbe zu vereiteln. Wie sehr auch ihre Empfindungen zwischen dem Wunsch nach Rache und dem maßlosen Schmerze getäuschter Liebe und oft sogar der Sehnsucht nach dem unwürdigen Gegenstande derselben schwankten, so war ihr doch das Eine klar, daß sie das eine oder andere Ziel nur durch Flucht erlangen könne. Sie lehnte sich deßhalb gegen die beständige Bewachung durch die gemeinaussehende, unsaubere Wärterin und gegen die Abgeschiedenheit von Lektüren und gewählten Beschäftigungen mit solch entschiedener Heftigkeit auf, daß der Arzt, eine Handlung der Gewaltthätigkeit von Seiten seiner interessanten Patientin befürchtend, es für gerathen hielt, in seiner Strenge ihrer Behandlung nachzulassen.

Im Gegensatz zu ihrer früheren zornigen Widerspenstigkeit zeigte sich dann Zerlina sanft und gefügig und schläferte somit jede Bedenklichkeit und Befürchtung ihres Hüters mehr und mehr ein.

Der Arzt und dessen Schwester und Nichte fingen sogar an, Gefallen an ihrer Gesellschaft zu finden, und die Wärterin, die in der Besorgtheit, ihre einträgliche Stelle nicht zu verlieren, sich anfänglich wie ein Argus benommen, milderte bald ihr unnachsichtliches System.

Die weitere Folge von allem Diesem war, daß Zerlina, so gut wie die Anderen, mit den beiden Zeilungsparagraphen bekannt wurde.

Sie bedurfte ihrer ganzen Schlauheit und Charakterstärke, um vor ihrer Umgebung den Eindruck zu verheimlichen, den namentlich die Nachricht von Eswald's gefährlicher Verwundung auf sie machte. Erst jetzt fühlte sie, wie unaussprechlich sie ihn geliebt und vielleicht war ihre Liebe jetzt erst zu völliger Reinheit geläutert.

Er war nun nicht mehr der heitere, glänzende, übermüthige Edelmann, dem verbunden zu sein ihrer Eitelkeit schmeichelte; er war der Gebrochene und Leidende, der gleich dem Aermsten Schmerzen erdulden und den Tod fürchten mußte.

Das schreckliche Schicksal, das ihn betroffen, sühnte seine Schuld, löschte sie fast aus ihrer Erinnerung. Sie vergab, wie nur das liebende Weib vergeben kann: — bis zum Vergessen.

Sie hatte kein anderes Ziel, keine andere Sehnsucht, als zu ihm zu eilen, seiner zu warten, ihn zu pflegen, auf der Erde vor seinem Lager wie eine Sklavin demüthig seines Winkes zu harren.

Ihre Sehnsucht nach ihm wuchs zu solch brennendem Verlangen, daß sie glaubte, ihr Herz müsse zerspringen.

Um Zerlina Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, darf nicht unerwähnt bleiben, daß der an Eola ergangene Aufruf sie keineswegs gleichgiltig fand.

Sie wußte nichts von dem Schicksal derselben, seit der vermeintliche Page so plötzlich seines Dienstes entlassen worden und möglicherweise war die Gefährtin ihrer Kindheit für Eswald verschollen. Doch würde unter seiner Dienerschaft vielleicht zu erfahren sein, wohin sich der Page zunächst gewendet.

Früh zog sich Zerlina in ihr Zimmer zurück, legte sich zu Bett und grübelte.

Es dauerte nicht lange, so war der Plan, dessen Ausführung ihr zu dem Wiedersehen dessen, den sie Gatte genannt, verhelfen und zugleich Eola's Interessen fördern sollte, in ihrem emsigen Kopfe fertig.

Der nächste Tag fand sie schon im Geheimen thätig. Sie begann damit, im ersten unbewachten Augenblick hastig einige Zeilen auf's Papier zu werfen und die in dem Aufruf an Eola bezeichnete Adresse darauf zu schreiben. Die Zeilen lauteten:

„Wenn die Person, welche Eola sucht, sich nächsten Freitag Abend an der Ecke von L**street in B*** mit einem Wagen und raschen Pferden einfinden will, so wird dieselbe auf der Vermißten Spur geleitet werden."

Sie siegelte das Blatt und barg es in ihrer Tasche.

Obgleich nicht mehr so scharf als in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in B*** bewacht, war es doch einer Unmöglichkeit gleich, das Haus allein zu verlassen; sie mußte daher warten, bis die Stunde gekommen war, in welcher sie in Begleitung der Wärterin oder einer der Damen der Familie ihren erlaubten täglichen Ausgang machen durfte.

Glücklicherweise war es diesmal die Nichte des Arztes.

Das junge, hübsche Mädchen hatte unterwegs auch noch Anderes zu thun, als jede Bewegung der Pflegebefohlenen ihres Onkels zu beobachten und daher wurde es der Letzteren nicht schwer, an geeigneter Stelle unvermerkt den Brief aus der Tasche zu ziehen und in eine Brieflade gleiten zu lassen.

Die erste Maßregel war somit gelungen.

Bis Freitag waren noch zwei Tage.

Sie hatte die Abendstunde nicht genau angegeben, da sie nicht vorher mit Genauigkeit bestimmen konnte, wann sie aus dem Hause würde entfliehen können.

Digitized by Google

Sie war überzeugt, daß man warten würde. Zerlina benutzte die unerläßliche Frist, um weitere Vorbereitungen zu treffen. Dann wartete sie. Aeußerlich ruhig, aber im Innern von der folterndsten Ungeduld verzehrt, dünkten ihr die zwei Tage eine Ewigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

## Zum St. Martinstag.

St. Martinsgans. St. Martinsbrüder. St. Martinshörner ꝛc.

Wohl überall ist der Martinstag bekannt und im „guten Geruche", da er auf die meisten Tische den düsteverbreitenden Gänsebraten spendet, namentlich dort, wo derlei heilige Tage sich nicht zu oft wiederholen, und ganz besonders unter den Handwerkslehrjungen, die, nebenbei erwähnt, auch Michaeli und Lichtmeß wegen der „Michaeli- und Lichtbraten" verehren.

Wie kömmt aber der heilige Martin zur Gans, oder vielmehr wie die Gans zum heiligen Martin? Der heilige Martin war in der Jugend ein tapferer und zugleich edelmüthiger Kriegsmann. Später wählte ihn das Volk zum Bischofe, und zwar von Tours. Nach einer Sage hätte nun der Heilige, als ihn diese Wahl traf, aus Demuth sich versteckt, wäre aber unter die Gänse gekommen und diese hätten durch ihr Geschnatter — wer gibt gerne seine Traditionen auf? — ihn verrathen. Im heiligen Zorne soll hierauf St. Martinus die Gänse all haben schlachten lassen. Martin selbst starb um 400 oder 402 n. Chr.

Nach den kirchlichen Traditionen wäre die Verehrung des heiligen Martin eine allgemein verbreitete gewesen und deßhalb Martin zum Schutzpatron großer Länder erhoben und auch seinem Namen viele Kirchen und Kapellen geweiht worden. Interessant ist die Ableitung des Wortes Capella von diesem Heiligen. Der Glaube an ihn war im Volke so stark, daß man wichtige Dinge bei seinen Reliquien beschwor, seinen Mantel, seine Kappe (Cappa) ins Feld mitnahm. Der Ort, wo jene Cappa verwahrt wurde, hieß Capella und der die Aufsicht darüber führende Geistliche Capellan. Ludwig XI., der ebenso grausame als bigotte König, ließ dem Heiligen in Tours um das Grab ein silbernes Gitter aufführen, welches die damals große Summe von 200,000 Franken gekostet haben soll. Nach einer kirchengeschichtlichen Mittheilung haben besonders die in strenger klösterlicher Zucht lebenden Mönche den Martinstag (11. November) zu verehren Ursache gehabt, da ihnen ausnahmsweise an diesem Tage gestattet worden war, sich besonders gütlich zu thun. Da war denn nun auch das Landvolk mit seinen Gaben herbeigekommen, um zu dem Tische der armen Mönche etwas beizutragen. Bekannt ist, daß im Mittelalter ein gut Theil der geistlichen Einkünfte in Eiern, Hühnern, Gänsen, Käsen ꝛc. bestand.

Weil nun zur Zeit des Martinsfestes das Gänsefleisch eben am besten ist, so war es zumeist dieser kapitolinische Vogel, dessen Geruch sich mit dem der Heiligkeit zu mischen berufen war. Später wurde daraus eine fixe jährliche Abgabe u. d. T.: „die Martinsgans", wenn es auch nicht immer einzig und allein bei der Gans blieb.

Wie oben bemerkt worden, war der Kultus dieses Heiligen ein in ungewöhnlicher Weise verbreiteter. Von den 25 Pfarreien, welche König Karlmann dem Stifte Würzburg gegeben, waren 14 zu Ehren des heiligen Martin eingeweiht und noch heute befinden sich in jener Gegend viele Martinskirchen. Die Beliebtheit des Heiligen im protestantischen Deutschland beruht nicht nur auf seiner Güte, Gerechtigkeit und Duldsamkeit gegen Andersdenkende in Glaubenssachen, sondern auch in der Namensverwandtschaft mit dem großen Reformator der christlichen Kirche.

Der heilige Martin ist aber auch ein Kinderfreund und daher die Sitte, Kindern zu Martini kleine Geschenke zu machen. Das hängt wohl mit der unten bei den „Martinshörnern" näher beleuchteten Sitte der Opfergaben zusammen. Auf Bildern erscheint St. Martin öfter als Mann, der Aepfel unter Kinder vertheilt. In Holland z. B. ist der Martinstag ein Jugendfest. Die Jugend zündet große Feuer an und tanzt und singt dabei:

Stookt Vyer an, makt Vyer!
Sinte Martin kommt hier
Met syne bloten Armen
Hy soude gerne warmen.

das heißt:

Steckt's Feuer an, macht Feuer an,
Der heilige Martin kommt heran
Mit seinen bloßen Armen,
Er will sich gerne warmen.

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

Eine reiche Dame aus der Provinz kam kürzlich nach Berlin, um ihr Vermögen mit mehr Annehmlichkeiten des Lebens zu verzehren. In der Wohnung, die sie bezogen hatte, befand sich auch ein Zimmer, welches nicht nach ihrem Geschmack war. Sie befahl daher ihrem Bedienten, ihr einen Stubenmaler und Anstreicher zur Umgestaltung des Zimmers zu schaffen. Der Bursche vom Lande fragte in dem ersten besten Laden der Nachbarschaft nach einem Maler und bestellte, als man ihm einen solchen nachgewiesen, bei demselben den Auftrag seiner Herrschaft. Bei näherer Erkundigung merkte der Künstler bald, daß der Einfaltspinsel ihn mit einem handwerksmäßigen Anstreicher verwechselt habe; um sich jedoch einen Scherz zu machen, benahm er dem Bedienten seinen Irrthum nicht, erklärte sich vielmehr bereit, dem Verlangen zu genügen. Sein Anzug und die Feinheit seines Benehmens fielen der Dame zwar auf, doch ahnte sie nichts von dem Mißgriff. Die Arbeiten hatten begonnen, der Maler fand die Arbeitgeberin ungemein schön und knüpfte, so oft er Gelegenheit dazu fand, ein geistreiches Gespräch mit ihr an, so daß die erstaunte Dame sich für den jungen Anstreicher zu interessiren anfing. Als sie schließlich lächelnd darein willigte, daß der Künstler eines ihrer mittelmäßigen Oelgemälde durch eine seiner Arbeiten ersetzen dürfe, und dieser mit einem kleinen Meisterwerke zurückkehrte, klärte sich das Mißverständniß auf. Es kam zu einer näheren Erklärung, und in Folge der Bedientenalbernheit ist der junge Künstler ein gemachter Mann geworden.

---

Ein Bauer in der Nähe von Breslau erhielt am 8. v. Mts. einen Brief, der seines Gleichen sucht, da ihn eine dänische Kugel zugleich mit der Brust seines Schreibers durchbohrt und diesen selbst getödtet hatte. Der Brief war, wie die Bemerkung auf der Rückseite von Seiten des betreffenden Feldpostamtes lautete, bei einem vor Missunde gefallenen preußischen Soldaten gefunden worden, der ihn in trüber Todesahnung kurz vor dem Treffen flüchtig geschrieben hatte und ihn dann nicht mehr rechtzeitig zur Feldpost besorgen konnte. Man kann sich den Schrecken der armen Eltern denken, als sie den traurigen Brief erhielten, der ihnen schon durch sein Aeußeres so beredt ihren Verlust kund gab.

---

**Ein satyrisches Volkslied.** Die „Neue Preußische Zeitung" theilt die folgenden zwei Strophen eines Liedes mit, welches in Schleswig und Holstein den dänisch Gesinnten gegenüber gesungen wird:

Wat is den Dän' sin Vaaderland?
So nenn' doch endlich mi dat Land,
Wat immer höger ropper gelbt,
Dat min Verstand gar still bi steiht;
Denn höger kann ick nich herop,
Sonst wer ick swindelig in'n Kopp.

Dat is den Dän' sin Vaaderland:
Grön-, Is-, See-, Laa- und Langeland,
Und Fünen, Falster und Faröer;
Da nennt se di de Bodder Smör.
Dat fall dat sin, dat fall dat sin,
Dat, Danstemann, dat nenne din.

---

## Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6.
Oft zeigen wir Natur, öfter Phantasie,
„Wann" sagen wir nie, doch „wo" oft und „wie".

3. 2. 5. 1. 5.
Nichts bin ich und soll überirdisch sein;
Nun es sei: man nenne mich „Schein"!

3. 2. 5. 4.
Ob rauschend, ob stille auch sei mein Tönen,
Oft vermag ich das Herz mit der Welt zu versöhnen.

6. 5 4. 5.
Um die Gedanken zu verbergen,
Dien' ich Schurken nur und Schergen.

1. 6. 5. 2. 4.
Bereise die Erde in Kreuz und in Quer,
Schmal findest du mich nimmermehr.

1. 6. 2. 3. 3. 5.
Dem Kurzsichtigen zeige die Ferne ich klar,
Dem Fernsicht'gen deutlich die Buchstabenschaar.

5. 6. 4. 5.
Keine Gestalt ließ die Natur umsonst erstehen,
Mich schuf sie rund, „um mich zu drehen".

6. 5. 1. 5.
Ich bin des Weines erster Lieferant
Im fremden und einheim'schen Land.

5. 2. 4.
Wo „ja ist ja" und „nein ist nein",
Sind diese drei nur eitel Schein.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Dienstag, 15. März 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Freitag war ein regnerischer Tag. Um 8 Uhr herrschte völlige Dunkelheit.

Zerlina zog sich, nachdem sie mit der Familie den Abendthee eingenommen hatte, in ihr Zimmer zurück, gab Unwohlsein und Müdigkeit vor und legte sich nieder. Die Wärterin, welche in einem anstoßenden Kabinet zu schlafen pflegte, schloß Fenster und Läden, zündete die Nachtlampe an und verschloß sorgfältig alle Thüren, ehe sie auf eine halbe Stunde zu ihrer verheiratheten Tochter ging, die in der Nähe wohnte und im Wochenbette lag.

Sobald sie sich entfernt hatte, sprang Zerlina aus dem Bette, legte ein einfaches Kleid an, schlug ein dunkles Tuch um den Kopf und zog einen langen, schmalen Leinwandstreifen unter ihrer Matratze hervor, welcher nichts Anderes war, als eines ihrer Bettücher, das sie heimlich entfernt, in Stücke gerissen und dann sorgfältig verborgen gehalten hatte.

Mit der Gewandtheit, welche ihr das Leben unter den Zigeunern gegeben, öffnete sie flink und geräuschlos dasjenige der Fenster, welches gegen den Garten lag, befestigte den Zeugstreifen am Sims und ließ sich wie an einem Seil daran hinabgleiten. Mit gewagtem Sprunge füllte sie die noch übrige Entfernung zwischen dem Ende des improvisirten Stricks bis auf den Boden aus; dann stand sie eine Weile still und horchte.

Nichts regte sich im Untergeschoß; der Regen fiel in dichten Tropfen und der plätschernde Ton verschlang jedes andere Geräusch.

Wie ein Schatten huschte die Flüchtige durch den Garten, kletterte wie eine Katze über das verschlossene Gitter und war in der nächsten Minute an der Ecke der Straße.

Wie klopfte ihr Herz, als sie einen mit 4 Pferden bespannten Wagen gewahrte!

Dennoch trat sie nur zögernd näher und wagte nur vorsichtig einen Blick in das Innere desselben zu werfen.

Der am Schlag postirte Diener flüsterte ein paar Worte durch das Wagenfenster dem innen Sitzenden zu und sogleich wurde der Kopf eines ältlichen Herrn sichtbar.

„Sind Sie die Person, die mich hierher beschieden?“ fragte Sir George Shipton, denn er war es selbst.

„Eola,“ gab Zerlina als Antwort zurück.

Der Baronet stieg sogleich aus und hob Zerlina in den Wagen.

„Wir haben weit zu fahren, Sir,“ sagte sie, „nach der Abtei, Landsitz der Eswald's, —shire.“

Sir George wiederholte dem Kutscher die Richtung. Dann nahm er seinen Platz neben Zerlina ein.

Während in der Wohnung des Doktors über ihr Entfliehen, das bald entdeckt wurde, die größte Bestürzung herrschte und man die eifrigsten Nachforschungen anstellte, rollte das auf so sonderbare Weise zusammengeführte Paar auf der Straße nach —shire seiner Bestimmung zu.

Zerlina gab dem Baronet als Erklärung ihrer unerwarteten Einmischung eine Schilderung ihrer Lebensgeschichte, soweit sie es thun konnte, ohne Eswald bloszustellen. Auch verschwieg sie den Umstand, daß Eola das Kind desselben sei.

Sie gab nur an, daß diese eine Zeitlang dem Haushalte des Lords angehört und denselben noch nicht lange verlassen hatte, daß somit ihre Spur dort am sichersten aufzufinden sein würde.

Der Admiral seinerseits, der sogleich Mitleid und Interesse für Zerlina empfand, sprach wiederholt sein lebhaftes Dankgefühl für ihre Hilfe aus und gab die Versicherung, sie fortan vor weiterem Ungemach schützen zu wollen. Als Mann jedoch, den Jahre und Erfahrung zurückhaltend gemacht, ließ er seine Beziehungen zu Eola unberührt und äußerte

sich über sein Verlangen, sie aufzufinden, nur in allgemeiner Weise.

So fuhren sie die Nacht hindurch. Gegen Morgen hielt man vor einem Wirthshause, in welchem der Admiral Erfrischungen einnahm, seiner Gefährtin aber, welche den Wagen nicht verlassen wollte, solche hineinreichen ließ. Der Regen hatte aufgehört und die Herbstsonne schien hell und freundlich auf das vielfarbige Laub der Blumen, als Sir George Shipton und Zerlina vor dem Herrenhause der Abtei anlangten.

## 22.

Mittlerweile lag Lord Eswald auf seinem Krankenlager, ein vernichteter und gebrochener Mann. Obgleich seine Wunde an sich nicht der Art war, unabweislich den Tod herbeizuführen, so übte sie doch auf eine Natur, welche durch ungeregelte Lebensweise seit lange in ihrem innersten Kern erschüttert war, einen bedenklichen Einfluß.

Im Feuer beständiger Aufregungen war Lord Eswald, gleich dem Salamander, äußerlich unversehrt geblieben; aber dieser unnatürliche Zustand, den er für unversiegliche Kraft gehalten, erlitt eine furchtbare Umwandlung, sobald er gewaltsam aus dem Kreise seiner gewohnten Zerstreuungen gerissen war.

In der Stille des Krankenzimmers sanken die Nerven, denen so lange außerordentliche Anstrengungen zugemuthet worden, schlaff und unthätig zusammen, der Geist, von den Schattenbildern böser Erinnerungen umgeben, verdüsterte sich, und der noch vor Kurzem so siegestrunkene, bezaubernde Edelmann verfiel in jenes zehrende, langsame Siechthum, mit dem die beleidigte Natur sich früher oder später immer rächt und für welches die Wissenschaft noch keinen Namen gefunden hat.

Edelmüthig suchte Elwyn des Leidenden Lage mit allen nur erdenklichen Mitteln zu erleichtern, dieser aber konnte halb aus eingewurzeltem Vorurtheil für den, welchen er nach seinem Erbe lüstern glaubte, halb aus bösem Gewissen, nur schwer seine Nähe ertragen.

Das einzige Wesen in der That, das er gern um sich duldete, war der Page Ulrich. Es schien, als ob das geheime Band, welches Vater und Kind zusammenhielt, allmälig seine Rechte geltend zu machen begann, nun da allen andern, allen künstlichen Lebensfesseln Auflösung drohte.

Eswald hatte in lichten Augenblicken immer ein freundliches Wort für den unermüdlich ihn pflegenden Knaben, und dieser glaubte den Höhepunkt alles ersehnten Glückes erreicht zu haben, indem er dem Kranken jene ungetheilte, aufopfernde Sorgfalt widmen durfte, welche auszuüben einem anerkannten Kinde vergönnt gewesen wäre.

Wie innig betete Eola für des Vaters Genesung, wie küßte sie so glühend und ergeben seine abgemagerte Hand, wenn er in Schlummer gesunken war!

Tag und Nacht war sie um ihn beschäftigt oder harrte, jedes leisen Rufes gewärtig, im Vorzimmer.

Sie verließ seine Nähe nur, wenn sie, irgend einen Auftrag zu vollziehen, von Elwyn fortgeschickt wurde.

Bei einer solchen Veranlassung war sie am Morgen des Tages, an dem Sir George Shipton und Zerlina die Abtei erreichten, genöthigt gewesen, sich ziemlich weit von derselben zu entfernen.

Begierig, so schnell als möglich wieder zurückzukehren, schlug sie auf dem Heimgange einen sonst wenig betretenen, versteckt gelegenen Waldpfad ein, auf dem sie einen großen Umweg abzuschneiden hoffte.

In der ganzen Natur herrschte jene Stille, welche dem Winterschlafe vorherzugehen pflegt; die Blätter glitzerten regungslos im Sonnenschein und lautlos streckten die Vögel die Köpfchen aus den Zweigen.

Plötzlich vernahm Eola ein Rascheln, wie wenn ein Fuß das dürre Laub aufstörte. Im nächsten Augenblick trat eine hohe Männergestalt ihr in den Weg: es war Ralph.

Von den widerstreitendsten Empfindungen bewegt, fuhr sie mit der Hand zum Herzen und machte eine Bewegung wie zum Fliehen; dabei streifte sie mit dem Kopfe an einen vorstehenden Ast, so daß ihre Mütze zu Boden fiel.

Hastig trat Ralph auf sie zu, faßte heftig ihren Arm, legte die andere Hand gegen ihre Stirn, um sie zu zwingen, ihn gerade anzusehen und rief dann mit mehr und mehr schwindendem Zögern:

„Ja, — ja, — ich täusche mich nicht; — sie ist es, — Du bist es, Eola!“

„Ja!“ entgegnete diese mit Bitterkeit, „ja, ich bin das Kind des Mannes, den Du gemordet!“

„Ha! ist Dir das Geheimniß enthüllt, unglückliches Mädchen, — aber beruhige Dich, er ist auch diesmal meiner Rache entgangen, meine Hand war nicht fest genug, — er lebt!“

Dabei knirschte Ralph mit den Zähnen und ballte die Faust.

„Und Du, Du,“ fuhr er dann fort, „Du wirst mich verrathen; Du trägst das Bedientenkleid des Verruchten, Du bist sein Geschöpf. Vertheidige Dich über dies Alles, ehe Du mich anklagst!“

„O Ralph,“ sprach Eola bittend und traurig, „Du weißt, daß ich Dich immer wie einen Vater liebte und daß Deine Sicherheit mir heilig ist. O, hätte ich Deinen Arm aufgehalten, die Unheilsthat!

verhindert! Daß Du mich in dieser Kleidung siehst, — laß es mich Dir kurz erklären."

In wenig Worten theilte Eola ihrem einstigen Beschützer die Hauptmomente ihres Schicksals mit und beschwor ihn dann, um seiner Sicherheit willen sich aus der Gegend zu entfernen.

„Ich beabsichtigte dies schon seit einigen Tagen," entgegnete er, indem das schmerzliche Zucken seiner Gesichtsmuskeln seine innere heftige Bewegung verrieth, „aber es war, wie wenn eine unsichtbare Gewalt mich zurückhielt. Meine Angehörigen und die ganze Bande haben —shire bereits verlassen, — bald werde ich dasselbe thun, aber nicht um mich ihnen wieder anzuschließen. Seit Deine Mutter mir so grausam entrissen, war ich ja auf immer im Herzen vereinsamt, alle anderen Bande waren mir eine Last. Nun, da ich Dich noch einmal gesehen, werfe ich sie von mir und gehe weit fort — fort, auf fremder Erde als Verbannter, als Ausgestoßener zu sterben. Was Dich betrifft, so wisse, ja, höre es durch mich bestätigt, — daß Lord Eswald Dein Vater ist. Er raubte mir die geliebte Braut. Entdecke Dich ihm, vielleicht hat meine Kugel aus dem Tiger einen Menschen gemacht. Es leben Dir auch noch andere in der Welt angesehene Verwandten, doch ihre Namen sind uns nicht bekannt und es muß dem Schicksal überlassen bleiben, ob es Dich ihnen noch zuführen will oder nicht. Und nun, Kind des Wesens, das ich mit namenloser Zärtlichkeit geliebt, das schmählich gemordet, in meinen Armen gestorben und dem ich bis zum letzten Athemzuge eine unverbrüchliche Treue bewahren werde, lebe wohl! Gott schütze Dich, — auf Erden treffen wir uns nimmer wieder!"

Des rauhen, gehärteten Mannes Stimme wurde weich und bebend und zwei schwere Thränen rollten über seine braune Wange hinab. Mit flehendem Ausdruck blickte er Eola an, die leise und schmerzlich weinte, und breitete die Arme aus. Sie verstand das Flehen und die Bewegung und warf sich an seine Brust. Fest preßte er sie an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, legte die Hand wie zum Segen auf ihr Haupt, riß sich dann mit schwerem Seufzer los und enteilte in das Labyrinth des Waldes.

Eola aber fiel auf die Kniee und weinte, als ob ihr Herz brechen wolle. Dann bei dem Gedanken an ihren leidenden Vater sich ermannend, stand sie endlich auf und beschleunigte den Schritt, die Abtei so bald als möglich zu erreichen.

Als sie beim Eingang des Herrenhauses anlangte, sah sie, wie ein ihr unbekannter Reisewagen vor demselben hielt und ein fremder Diener die Klingel zog.

Sie eilte herbei, um Näheres zu erfahren und vielleicht Auskunft geben zu können, aber kaum hatte sie schnellen Fußes ein paar Stufen der Ausgangstreppe überschritten, als ein leiser Schrei aus dem Wagen ertönte und eine bekannte Stimme ihren Namen rief.

(Schluß folgt.)

---

## Zum St. Martinstag.

St. Martinsgans. St. Martinsbrüder. St. Martinshörner. ꝛc.

(Schluß.)

Dem heiligen Martin zu Ehren haben sich in der Folge Gesellschaften gebildet, die ihn zum Schutzpatrone erkoren und sich Martinsgilden, Martinsbrüder, Martinsmänner nannten. Wenn nun der 11. November heran gekommen war, setzten sie sich zu fröhlichen Gelagen, Martinsschmausereien genannt, und thaten sich recht gütlich, oft so, daß sie den Heiligen in üblen Ruf hätten bringen können. Der Umstand, daß gerade um diese Zeit — der Martinstag fällt auf den 11. November — die Weinlese endet und man sich aller Gaben der ländlichen Natur erfreuen kann, trug wesentlich zu den etwas überschwenglichen Martins-Ovationen bei. In der That schalten die Franziskaner im Jahr 1488 ihre Gegner: Martinsmänner, d. h. Schwelger und Schlemmer.

Ein Lied, das bei solchen Gelagen gesungen ward, läßt die Färbung derselben am besten sehen:

„Das Geld aus den Taschen,
Der Wein aus den Flaschen,
Die Gans vom Spieß,
Da sauf und friß —
Wer sich recht voll saufen kann,
Ist ein rechter Martinsmann."

Auch die Entstehung der „Martinshörner" gründet sich auf eine, diesen Heiligen betreffende Legende. Der heilige Martin sei einst krank gewesen und habe dem Tode nahe auf der Erde liegend sehr gelitten. Da sei der Teufel mit einem großen blutigen Horne in der Hand vor ihm erschienen und habe ihm — der Teufel dem Heiligen! — Vorwürfe wegen seiner Sünden gemacht. Martin erwiederte darauf: „Christi Blut habe sie getilgt," auf welche Entgegnung der Teufel das Feld geräumt." — Was sind aber diese Martinshörner? Zu allererst scheinen es Opferkuchen gewesen zu sein, welche man dem Capellan, der die Cappa hütete, dargebracht. Die Hörner waren nichts als eine Nachahmung der Heiligenstrahlen, denn die

alten Maler und Bildhauer gingen bei Ausführung solcher sinnbolischen Attribute etwas derb zu Werke und so ein Heiligenstrahl auf einem alten Bilde sieht oft einem Horn ähnlich. Nach Andern wieder wären die bei den Martinsgastereien gebrauchten Trinkgefäße „Hörner" genannt worden, sei es nun ihrer Form wegen oder in geschichtlicher Reminiscenz.

Aber der heilige Martin lebt nicht blos in den Gänsen, den Schmäusen und Hörnern fort, er tritt noch in anderer und schlimmerer Gesellschaft auf, oder spielt in „Aller Praktik Großmutter", wie man die Wetterregeln nennt, eine Rolle. So z. B. nennt man den leibhaften Teufel: „den Bedienten des heiligen Martin" und rührt dies daher, daß man auf älteren Gemälden den Heiligen oft in Gesellschaft des „Gottseibeiuns" erblickt. Wieder eine andere, aber nicht näher erklärte Redensart meldet:

**Was der heilige Martin nicht verzehrt, verzehrt sein Esel.**

Auch als Kenner guten Weines wird er aufgeführt — um St. Martin ist ja meist die Lesezeit zu Ende — indem es von ihm im sechzehnten Jahrhundert hieß:

**Der heilige Martin liebt Wein zu saufen**
**Und läßt das Wasser zur Mühle laufen;**

was offenbar mit dem Bauernspruch im Zusammenhange steht:

Zu Sanct Martein
Trinkt man guten Wein;

endlich ist St. Martin Wetterprophet:

Zu Sankt Martin
Feuer im Kamin;

auch:

Zu St. Martin wenn die Störche kommen;

oder:

Sankt Märten Miß
Is der Winter wiß;

und:

**Wenn das Brustbein an der gebratenen Martinsgans braun ist, gibt's mehr Schnee als Kälte, ist's aber weiß, mehr Kälte denn Schnee.**

Einige Beispiele, wie der Volksscherz mit dem heiligen Martin umsprang, mögen diese Spruchsammlung schließen:

**San Martin war ein milder Mann,**
**Trank gerne cerevisiam,**
**Und hatt' er nicht pecuniam,**
**So ließ er seine tunicam.**

Und der alte Volkshumorist Zeiler sagt:

**San Martin gab den Mantel, ein Spielter gibt Hosen, Wamms und Hemd!**
**Darum er wohl heiliger ist, wenn er nacket seinem Herrn, dem Teufel, nachrennt;**

und:

**Heiliger San Martin! dies lebendig Opfer geb' ich dir,**

sprach die Frau, als ihr ein Falke den Hahn wegtrug.

Noch wollen wir hier einer bei den niederen englischen Volksklassen von Liebhabern sehr gebrauchten Redensart und Artigkeit gedenken, welche lautet: „**Oh, my eye, Betty Martin,**" d. i. O mein liebster Augapfel Betty Martin. Diese Liebesformel stammt merkwürdig genug vom heiligen Martin; sie ist nämlich eine Verdrehung der Anfangsworte eines lateinischen Gebetes im katholischen Brevier, ein Ausruf an den heiligen Martin: „**Oh mihi beate Martine,**" welcher nach der Art, wie die Engländer das Latein aussprechen, gerade wie obige Schmeichelei klingt.

## Mannigfaltiges.

Jemand hatte bei einem Büchsenmacher eine Flinte gekauft, kehrte aber mit derselben bald wieder zurück, sich beschwerend, daß der Lauf gebogen sei. „Ist das wirklich?" sagte der Büchsenmacher, „dann hätte ich mehr dafür fordern sollen." — „Wie so?" fragte der Käufer. — „Weil diese Gattung dazu eingerichtet ist, um damit um die Ecke zu schießen."

Die „Nürnberger Abendzeitung" bringt folgenden Witz aus Frankfurt, 3. März: Der Bundestag beabsichtige, die Hyäne des Bodensees, den Dampfer „Stadt Zürich" als Kaper abrüsten und auf dänische Schiffe auf dem Bodensee kreuzen zu lassen.

Vor dem Münchener Schwurgericht gab ein Zeuge am 1. d. eine komische Definition seines Standes. Präsident: Wessen Standes? Zeuge: „Ich war Hausknecht". Präsident: Und jetzt? Zeuge: „Nichts, Privatier."

Auflösung des Logogryphs in Nr. 32:
Bilder, Liebe, Lied, Rede, breit, Bettler,
Erde, Rebe, Eid.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 34. Freitag, 18. März 1864.


## Zwei Kinder der Armuth.

(Schluß.)

23.

Zerlina hatte mit großer Ueberraschung Eola sogleich erkannt und ihr in Sir George Shipton sofort den Gentleman vorgestellt, der sich eifrig bemüht habe, sie aufzufinden. Dann verlangte sie mit stürmischer Hast, zu Lord Eswald geführt zu werden.

Hierin konnte jedoch Eola nicht sogleich willigen, da sie befürchtete, das plötzliche Wiedersehen möchte den Zustand des Kranken verschlimmern.

Zerlina mußte sich vorläufig mit der Versicherung zufrieden geben, daß keine augenblickliche Gefahr vorhanden sei und daß Lord Eswald baldmöglichst auf ihre Anwesenheit vorbereitet werden würde.

Darauf übergab Eola die unglückliche Genossin ihrer Kindheit der Obhut der Haushälterin und führte Sir George Shipton in ein Besuchzimmer, um zu hören, was er ihr zu sagen habe.

Groß war das Erstaunen des würdigen Gentlemon, seine Enkelin in einer so befremdlichen Verkleidung zu finden und noch größer die Verwunderung des armen Pagen, sich aus einer verlassenen Waise in die einzige nächste Angehörige eines Mannes von Rang verwandelt zu sehen.

Was Eola von ihrem früheren Leben berichtete, stimmte vollkommen zu der Beichte Richard Wingfield's; überdies entzückte ihre Schönheit und Grazie und der Hauch der Unschuld, der ihre ganze Erscheinung umfloß, den Baronet so sehr, daß ihm Nichts unwillkommener gewesen wäre, als Gründe für einen Zweifel an ihrer Identität aufzufinden.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Lord Eswald's herzloses Benehmen gegen das Kind seiner Ines ihn in höchstem Grade gegen diesen erbitterte; allein Eola's rührendes Flehen besänftigte für den Augenblick wenigstens seinen Unwillen, um so mehr, als der Gegenstand desselben hilflos darniederlag und außer Stand war, die Vergangenheit zu sühnen.

Jedoch verlangte der Baronet, daß sich Eola sobald als möglich ihrem Vater zu erkennen geben solle, wogegen sie in diesem Falle natürlich keine Einsprache erheben konnte.

Mit banger Scheu gedachte sie jedoch nun der unabweislichen Nothwendigkeit, die Maske vor Elwyn fallen zu lassen, während es sich zugleich mit seligem Entzücken erfüllte, daß die Entdeckung jetzt auf eine würdigere, ehrenvollere Weise stattfinden konnte, als sie je für möglich gehalten.

Nachdem sie dem Vetter Lord Eswald's eine begeisterte Lobrede gehalten, die der Baronet lächelnd anhörte, übernahm es der Letztere, Elwyn mit der neuen Wendung der Dinge bekannt zu machen.

Eola führte deßhalb ihren Großvater zu dem Manne, der seit Jahren im Geheimen der Abgott ihres jungen Herzens gewesen und begab sich dann zu ihrem Vater, ihn auf Zerlina's Besuch vorzubereiten.

Wie wunderbar ist die Macht der Liebe und großmuthsvoller Vergebung! Alle Strafpredigten der Erde, jede Art von Vergeltung, welche die raffinirteste Rachsucht hätte ersinnen können, wären nicht im Stande gewesen, Lord Eswald zum vollen Erkennen seiner Schuld gegen Zerlina zu bringen. Aber Hingebung und Treue bewirkten das Wunder.

Als eine halbe Stunde später die ängstlich Harrende von Eola zu dem Leidenden geführt wurde und das arme mißhandelte Geschöpf weinend vor seinem Lager auf die Kniee niedersank, streckte er mit dem Blick der früheren Liebe die dünne Hand nach ihr aus und sagte zärtlich:

„Mein armes Weib!“

Ja, der stolze, kaltherzige, flatterhafte Lord sprach freiwillig das Wort aus, das die innere Heiligkeit des Bundes, den er in frechem Uebermuth nur zum Schein mit Zerlina geschlossen, anerkannte!

Unter leidenschaftlichen Thränen küßte sie die Hand, deren Mißhandlung sie einst, eine Wahnwitzige, in Nacht und Verzweiflung hinausgestoßen.

Eola, mit seinem Takte fühlend, daß ein solches Wiedersehen keine Zeugen duldete, verließ das Zimmer.

Welche Veränderung war seit jenem letzten Abende in Roseland Villa mit den jetzt Wiedervereinten vorangegangen! Die einst so lieblich gerundete, rosige Wange Zerlina's war bleich und eingefallen, die feurigen Augen hatten die frühere Gluth in Thränen gelöscht, Silberfäden durchzogen das nachtschwarze Haar und auf der marmorweißen Stirn hatte der Gram zwei unauslöschliche Furchen eingegraben.

Bei Lord Eswald war die Veränderung noch furchtbarer. Fast bis zur Unkenntlichkeit verwandelt, lag er da, das traurige Bild des siechen Greises, ohne die Heiligkeit des Alters. Dennoch hatte Zerlina ihn nie so wahr, so innig, so unaussprechlich geliebt, als jetzt.

Sie wich nicht mehr von seinem Lager, sie verließ ihn nicht mehr mit ihrem Blick, sie war gleichgiltig gegen die verwunderten Mienen der Dienerschaft; sie lächelte tröstend und aufmunternd, wenn er wachte, sie weinte und betete, wenn Erschöpfung ihm vorübergehenden Schlummer brachte. Sie ertrug mit Engelsgeduld seinen Unmuth und seine Launen, denn nicht immer herrschten die besseren Engel seiner Brust; sie waren zu lange daraus verbannt gewesen, um so leicht darin wieder ihre Heimath zu finden.

Und Elwyn und Eola?

Hand in Hand saßen sie bei einander in dem Zimmer, durch dessen Fenster sie ihn am ersten Abende seines Aufenthalts auf der Abtei erspäht hatte.

Nachdem Elwyn in dem Pagen das kleine liebliche Mädchen wiedererkannt, dessen einmal erblicktes Bild sich seiner liebenden Erinnerung unauslöschlich eingeprägt hatte, war ihm plötzlich zu Muthe, als sei jetzt das Räthsel seines Lebens gelöst und das Sehnen seines Herzens einem Ziele zugeführt.

Es bedurfte zwischen diesen beiden edlen, klaren, unverdorbenen Naturen nicht der Zeit und vieler Worte, um zum Verständniß ihrer gegenseitigen Empfindungen zu gelangen. Wie das Licht zweier Sterne, welche eine Weile durch Nebelwolken einander zugelächelt, in einen Strahl zusammenfließt, sobald diese Wolken zerstoben, so fanden sich ihre Herzen in einem Gefühl der Hingebung und zärtlichen Vertrauens vereinigt.

Sanft schalt Elwyn die Geliebte, daß sie so lange sich ihm verborgen, und er zitterte bei dem Gedanken, daß ohne die wunderbare Wendung der Ereignisse sie sich ihm vielleicht auf immer entzogen haben würde. Sie aber lächelte durch Thränen zu ihm auf und sagte mit der Einfachheit eines von Natur frommen Gemüths:

„Laß uns Gott danken, mein Elwyn, daß er unsere Liebe segnete."

So weilten die beiden Kinder der Armuth unter demselben Dache, Jede an der Seite des Abgotts ihres Herzens; nur war für die Eine Alles Licht, Hoffnung und Zukunft, für die Andere Dunkelheit und schwere Sorge.

Zerlina stand am offenen Grabe ihrer Träume, ihres Glücks.

Bald konnte es sich Keiner der Bewohner der Abtei mehr verheimlichen, daß Lord Eswald's Tage gezählt waren. Die Kunst der geschicktesten Aerzte erwies sich machtlos gegenüber der Gewalt des verzehrenden Fiebers, dem die seit lange unlergrabene Kraft des Körpers keinen Damm entgegenzustellen vermochte.

Das vergeltende Schicksal ereilte ihn, nun, da er erst mit dem Leben von Neuem beginnen wollte. Er lag auf dem Krankenlager, das ein Todtenbett für ihn werden sollte, ein kinderloser Mann.

Nein, nicht kinderlos.

Eola, die sanfte blonde Tochter der geopferten Mutter, war an seiner Seite und empfing den Lohn ihrer stillen, felsenfesten, zärtlichen Treue.

Sie empfing ihren Lohn in den Worten: „Mein Kind!" die der Vater zu ihr sprach und in dem Kusse, den er auf ihre Stirn drückte. Dieser Lohn war ihrem Herzen der höchste und herrlichste.

Percy Eswald's Todesstunde war schmerzlos und ruhig. Hätten wir nur einen Roman geschrieben, so wären wir genöthigt gewesen, zu berichten, wie er von den Furien eines bösen Gewissens gefoltert, in harlem, qualvollem Kampfe gerungen.

Die Wirklichkeit aber, die dieser Erzählung zu Grunde liegt, hat selten gerade diese Strafe für den, der sündigte. Und wer wollte sich vermessen, das Maß der Strafe abzuwägen?

Wer sich erdreisten, zu bestimmen, welche Zahl der begangenen Sünden äußeren Umständen und Verlockungen und welche der eigentlichen Verderbtheit des Sinnes zuzuschreiben ist?

Nachdem die irdische Hülle ihres Vaters in die Familiengruft verbracht worden, geleitete Sir George Shiplon Eola nach London, woselbst sie sich während des folgenden Jahres jene Kenntnisse, und gesellschaftliche Bildung aneignen sollte, welche ihre künftige Stellung erforderten.

Nach Ablauf desselben wurde sie Elwyn's, des neuen Lord Eswald's, glückliche Gattin, und der

Digitized by Google

gute Engel aller Leidenden und der Bedrängten, die sie auf ihrem ferneren, an Segnungen reichen Lebenswege antraf.

Sie trennte sich nicht mehr von Zerlina, welche seit dem Tode Percy Oswald's, in starrem Kummer versunken, keinen anderen Wunsch mehr hegte, als ihm bald nachzufolgen.

Als dieser Wunsch nach zwei Jahren in Erfüllung ging, ehrte Cola die letzte Bitte der Dulderin und bettete sie zur ewigen Ruhe an des vorangegangenen Gatten Seite.

---

## Ein Sturm in der Sandwüste.

In den ausgedehnten Ebenen des nordwestlichen Asiens, wo sich weder Baum noch Strauch findet und nur selten eine geringe Erhöhung dem in die unendliche Ferne sich verlierenden Blick einen Ruhepunkt bietet, so wie in den dortigen Sandwüsten werden die Reisenden oft von Stürmen heimgesucht, die, besonders im Herbst und Winter, bisweilen eine so furchtbare Gewalt erlangen, daß sie Menschen und Thiere niederwerfen und sie unaufhaltsam über die Fläche hinschleifen. Noch schlimmer aber, wenn die Betroffenen vom Sturm emporgehoben werden. Ihr Loos ist unfehlbar, zerschmettert zu werden.

Zum Glück verkünden sich die heftigsten Stürme vorher und lassen den Bewohnern gewöhnlich noch Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Dann zeigt sich unter Menschen und Thieren erst eine wachsame Aufmerksamkeit und eine ängstliche Stille, die dann von dem wildesten Treiben und Drängen unterbrochen wird, sobald die Zeichen der hereinbrechenden Naturerscheinung als untrüglich erkannt werden. Aus der Nähe und Ferne eilen die Heerden und die zerstreut weidenden Thiere herbei, legen sich nieder und schließen sich so fest wie möglich zusammen, ohne Unterschied: Kameele und Schafe, Pferde und Rindvieh, so zahlreich sie immer vorhanden sind. Die Menschen beeilen sich, ihre Hütten niederzureißen und die Stäbe, Matten und Hausgeräthe so fest als möglich zusammenzubinden; Andere haben während der Zeit Gruben gegraben, worin sich die Familien verbergen, wenn auf der Oberfläche der Widerstand nicht mehr möglich wird. So vorbereitet kann man den furchtbaren Druck noch ertragen. Wo aber im rasenden Sturme eine Windsbraut aufwirbelt, da reißt sie ihre Opfer in Masse vom Boden empor und führt sie mit zerbrochenen und zerstückten Gliedern auf ihrer tosenden Säule meilenweit in die Ferne hinaus.

Im Winter, bei eisiger Kälte und heftigem Schneegestöber, worunter sich die Augen krankhaft schließen, finden sich die Heerden nicht immer zusammen. Manche Hütte wird dann vom Sturme entführt, noch ehe es gelang, dieselbe niederzureißen. Die Menschen in ihren Vertiefungen und Gruben werden vom Schnee bedeckt, worunter sie, von der Kälte betäubt, in einen festen Schlaf versinken, aus welchem sie oft nie wieder erwachen. Doch findet hier in der Regel noch Rettung statt. Aber wen das Unwetter ohne Vorbereitung auf der Sandwüste überkommt, den begräbt es unter schwerem Sand und Tod ist die unvermeidliche Folge.

Auf den Ebenen, wo vor Jahrtausenden die Wogen des kaspischen Meeres sich weithin nach Norden erstreckten und die bis jetzt zum Theil den zahlreichen Heerden der mohamedanischen Hirlenvölker, der Kirgisen, üppige Gras- und Kräuterweiden bieten, häufte sich an verschiedenen Stellen durch die Kraft des Sturmes auf den ausgedehnten Flächen der sandige Meeresgrund so hoch, daß auch ein mildes Klima nicht mehr im Stande ist, diese Dünen mit Gras zu bekleiden. Die Kirgisen müssen die Strecken oft durchwandern, um die jenseits derselben liegenden Weideplätze zu erreichen. Während meines Aufenthalts unter ihnen, erzählt Herr Kiesewetter in seinem Tagebuch, wohnte ich selbst einige Zeit in der Nähe einer solchen Sandfläche in einer aus Lehm und unbehauenen Steinen erbauten Hütte. In der Umgegend befanden sich mehrere Hirlenfamilien, zum Theil in ähnlichen Lehmhäuschen, größtentheils aber unter transportablen Zelten von rohen, künstlich ineinandergefügten Stäben unter baumwollenen Decken. Ich ritt öfters einige Stunden in die Sandwüste hinein und fand ein seltsames Vergnügen darin, mich von den vom Sturme gebildeten wellenförmigen Bergen und Hügeln des zarten Sandes rings umgeben zu sehen, wie von einem Meere, welches im Augenblick der größten Erregung seine Gewalt ruhen läßt und es dem Wanderer erlaubt, einige Zeit trockenen Fußes über seine aufgethürmten Wellen dahinzueilen. Auf dem Sande sah ich oft eine Art Eidechsen mit Blitzesschnelle dahingleiten und vermittelst einer eigenen zitternden Bewegung ihres Körpers in den Sand versinken, um spurlos darunter zu verschwinden. Eines Tages, als ich mich von einem weiteren Ausflug heimkehrend auf dem Wege nach meiner Wohnung befand, bemerkte ich die Kinder eines meiner Nachbarn, einen Knaben und ein Mädchen, welche im Sande spielten. Der Knabe belustigte sich damit, auf die Eidechsen Jagd zu machen. Wo er wußte, daß sich eine unter dem Sande

Digitized by Google

verborgen hielt, berührte er sie mit einem Stäbchen, welches er in den Sand steckte, worauf das Thier sogleich hervorkam, schnell entfloh, in einiger Entfernung aber immer wieder unter der Oberfläche verschwand. Eines von diesen Thieren, welches der Knabe verscheuchte, entfloh nicht sogleich, sondern lief der Gefahr entgegen, tauchte in den Sand, um einem dort verborgenen Gefährten, vielleicht einem Weibchen, ein Zeichen zu geben, worauf denn auch sogleich eine zweite Eidechse hervorkam und nun beide davoneilten. Ich ermahnte die Kinder, diese treuen Thierchen nicht ferner zu verfolgen und setzte den Weg nach meiner Wohnung fort. Hier angekommen, traf ich meine Nachbarn, wie sie in ängstlicher Hast ihre Wohnzelte niederrissen und erfuhr auf mein Befragen, daß wir einen Sturm zu erwarten hätten, welcher sich nach ihrer Meinung am äußersten Horizont in einer dunklen Streifwolke verkündete. Für mein steinernes Häuschen hatte ich nichts zu besorgen. Ich eilte nach dem Zelte, wo die Eltern der Kinder wohnten, welche ich vor etwa einer Stunde in der Sandwüste verlassen hatte. Aber sie befanden sich auf den entfernten Weideplätzen ihrer Heerden und weil alle Nachbarn mit der Bergung ihrer eigenen Familien und ihrer Habe beschäftigt waren, so ritt ich selbst in die Steppe zurück, um den Kindern zu Hilfe zu kommen.

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

Vor einem Jahrzehnt, schreibt man aus Paris, lachte man über die Einfalt eines Mannes, welcher auf dem Telegraphenbureau das Portrait seiner entfernten Braut verlangte; durch die Fortschritte der Wissenschaft ist es möglich geworden, auch solche Sehnsucht zu befriedigen. In den letztverflossenen Tagen wurde dies in der Gegenwart von vielen Künstlern im Atelier des Photographen Abbate Caselli, Straße Grenelle St. Germain in Paris, bewiesen. Tags zuvor hatte der belgische Maler Bauguiet einige Köpfe des Wettenden mit der Feder und gewöhnlicher Dinte auf kleine durchsilberte Papierblättchen gezeichnet, und diese an den Bruder des photographischen Künstlers in Marseille geschickt. Man umringte eine kleine Vorrichtung, auf welche man zwei Papierblättchen legte, die vorher in **cyanure de polaccium** getränkt waren. Dann begann der Mechanismus seine Arbeit. Eine Nadel, fein wie ein Haar, begann von der Linken zur Rechten, dann umgekehrt leise über das Papier zu streichen. Alsbald sah man die am Abend vorher gezeichneten Portraits zum Vorschein kommen. Sie schienen in schöner blauer Farbe aus dem Papiere stückweise unter der leisen Berührung der Nadel hervorzutreten. Nachdem sie fertig waren, wurde neues Papier aufgelegt und neue Ebenbilder dieses Portraits traten hervor. Der Künstler erklärte das Wunder den Anwesenden also: In Marseille war eine ähnliche Vorrichtung aufgestellt und darauf hatte man die Zeichnungen Bauguiet's gelegt. Eine feine Platinanadel fährt über diese Zeichnungen her, wie die Stahlnadel hier vor unserem Auge. Die Platinaspitze wie die Stahlspitze stehen an ihrem Ende mit einem telegraphischen Drahte in Verbindung, der die beiden Stationen Paris und Marseille verbindet. Jedesmal wenn die Platinaspitze in Marseille an die rothe Dinte rührt, welche die Zeichnung bildet, entsteht in dem Draht eine Strömung, welche die Stahlnadel in Paris positiv elektrisirt und unter unseren Augen eine chemische Reaktion bewirkt, die in der blauen Farbe hervorleuchtet. Der blaue Strich ist blausaures Eisen, hervorgegangen aus dem blausauren Kalium, das in dem Papier enthalten war. Wenn umgekehrt die Platinaspitze in Marseille die Stellen des Papiers berühren, die keine Dintenspuren zeigten, entsteht eine negative Strömung und verhindert augenblicklich die chemische Färbung des Papiers. Diese Erfindung ist von keiner geringen Wichtigkeit. Man kann das für diesen Zweck bereitete Papier überall nach Art der Postmarken feilstellen und zwar zum Preise der telegraphischen Depesche.

In Böhmen lebte ein Dorfschmied, der war immer Hammer und seine Frau war immer Ambos für seine rothen Fäuste. Neulich trommelte er wieder auf seinen armen Ambos los, da that sich die Thüre weit auf und herein drangen die ergrimmten Frauen und Mädchen des Dorfes, und nun ward der Mann Ambos für hundert Fäuste. Nach acht Tagen, als der Schmied einen Rückfall bekam, ward Repetition gehalten, und seitdem hat das arme Weib Ruhe vor seinem Blaubart.

Was ist das Freieste am Menschen? Auf jeden Fall die Haare; denn wenn auch der ganze Mensch hinter Schloß und Riegel im Gefängniß sitzt, so können die Haare doch ausgehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Sonntag, 20. März 1864.


## Vom Todten und dem Lebenden.

Der König Max ist todt! — Wer kann's noch fassen?
Noch ist von Schreck betäubt sein ganzes Reich.
Jetzt mußt' er sein getreues Volk verlassen?
Ist's möglich nur? — Jetzt liegt er stumm und bleich? —
In dieser Nacht des Wirrsals sonder Ende,
Jetzt mußte brechen dieser helle Blick?
Erstarret ruhen seine deutschen Hände —
O düstres, ganz unseliges Geschick!

Ja, wahrlich, dieses Königs Todesschauer,
Er rieselt nicht durch's Bayernland allein.
Ganz Deutschland, rüste jetzt dein Herz zur Trauer!
Denn, wie er unser war, so war er dein.
Wie er's gemeint mit seinem eignen Volke,
So treu besorgt er dich im Herzen trug.
Der Gram um dich war seine letzte Wolke,
Dein Reich vertrat sein letzter Federzug.

Und zählen auch ein paarmal hunderttausend
Von erznen Männern seine Gegner mehr,
Das Bayernbanner wallte doch gar brausend,
Sein König war allein ein mächt'ges Heer.
Er war der Stern in all' der Willkür Dunkel,
Nach dem das deutsche Volk vertrauend sah.
In all' dem rechtverdrehenden Gemunkel
Stand er als klares Licht der Wahrheit da.

Und wir, sein Volk, die wir Ihn heut' begraben,
Wo nehmen wir jetzt her der Thränen Maß?
Sein Volk, mit dem er wollte Frieden haben,
Für dessen Wohl er's eigne ganz vergaß! —
Wer war nicht stolz, wenn Fremden er begegnet,
Ein Unterthan zu sein in seinem Staat?
Wo grünt, von Königshänden mehr gesegnet,
Des Rechtes und der Bürgerfreiheit Saat? —

Ja, todter König, Deines Volkes Weinen,
Es quillt um Dich aus seinem tiefsten Schacht;
Und lang noch wird gar trüb sein Himmel scheinen
Vom finstern Schatten Deiner Todesnacht.
Noch lang wird seine Wunde nicht vernarben,
Und Heimweh wird's beschleichen noch gar oft.
Es wird gar lang noch Deines Herzens darben,
Auf das so fest das seine stets gehofft.

Ja, Dein Gedächtniß wird gesegnet währen,
So lang das deutsche Volk nur denken kann.
Der Stolz soll unsern düstern Schmerz verklären,
Du durch und durch einst königlicher Mann! —
Und die Geschichte wird von Dir einst sagen:
„Nie waren treuer Fürst und Volk vereint.
Als einz'ges hat ihr doppelt Herz geschlagen —
Nie hat ein König besser es gemeint!"

* * *

Und jetzt von Deines Vaters Königsleiche
Blickt das betrübte Volk zu Dir, dem Sohn;
Du noch so schlanke, junge Königseiche,
Der schon so bald ihr harmlos Blüh'n entfloh'n!
Du unser neuer Herr, ach wie zu frühe
Sank der erlauchte Vater Dir in's Grab!
Wie sank der goldnen Krone Last und Mühe
Auf's junge Haupt Dir also früh herab!

Wir hingen Alle längst mit frend'gen Blicken
An Deinem milden, sinn'gen Angesicht.
Doch sollte manches Jahr Dich noch erquicken
Der Jugend ungetrübtes Morgenlicht!
Wir wünschten nicht, daß Dir die schwere Krone
Vom herben Schicksal sei beschert schon jetzt.
Und seh'n wir dennoch jetzt Dich auf dem Throne,
Der Wehmuth Zähre unser Auge netzt.

Digitized by Google

Verzeih' es uns! — Es ist ein menschlich Zagen,
Aus Liebe für Dich selbst, so jung und zart.
Dein Volk will ja Dich auf den Händen tragen,
Will gern Dich schützen auf der rauhen Fahrt;
Will, wie's nur kann, die Last Dir leichter machen. —
O grausam, wer erschwerte sie nach mehr! —
Dach Dir thut Noth zu beten und zu wachen,
Und uns mit Dir — denn unser Herz ist schwer!

O daß nur weisen Räthen Du vertrauest
Auf dem so jung geerbten Königsthron!
Daß Du den Bau des Volkes weiterbauest
In des Verklärten Geist als frommer Sohn! —
Gewiß, Du wirst es thun trotz Deiner Jugend!
Ja, wir vertrauen: nicht im Thron allein,
Nein, mehr als dies! — auch in der Herrschertugend
Willst Du des Vaters voller Erbe sein!

Er stärke Dich, den wir die Allmacht nennen,
Dich unterrichte, der die Weisheit heißt,
In Liebe lehr' die Liebe Dich entbrennen,
Dir stehe bei der Vater, Sohn und Geist! —
Und so bewehrt zu Deinen Königswegen
Geh' stark und furchtlos Deines Vaters Bahn!
Gleich Ihm werd' Deutschlands Ehre, Bayerns Segen!
O Ludwig! werd' uns Maximilian!

München, am 14. März 1864.

**Oskar v. Redwitz.**

---

# Geld!

## I.

Durch eine der Hauptstraßen von H. ging im Frühlinge des Jahres 18 . . ein Mann, dessen Aeußeres in einer kleinen Stadt Aufsehen erregt haben würde. Er trug einen ziemlich langen grauen Rock, der bis an den Hals fest zugeknöpft war, lange Gamaschen von derselben Farbe und einen schwarzen Quäkerhut. Unter dem Hute hervor quoll ein dünnes, schneeweißes Haar, das sich auf dem Kragen des Rockes kräuselte. Weiß wie das Haupthaar war auch der Bart, der das kleine, hagere, von tausend Falten durchfurchte Gesicht zur Hälfte bedeckte. Gebeugt, auf seinen Rohrstock gestützt, wich er ängstlich den vorübergehenden Personen aus, als ob er fürchtete, gestoßen oder aufgehalten zu werden. Klein, hager und schwächtich, wie er war, hatte er allen Grund auf seiner Hut zu sein, um nicht von dem Strome der Passanten fortgerissen zu werden. Plötzlich blieb er vor einem Hause stehen, dem stattlichsten und größten in der Straße, über dessen geöffneter Thür sich ein großes Schild mit goldenen Buchstaben befand. Er sah auf und las laut:

„Daniel Neuberg. So bin ich am Ziele!" fügte er hinzu. „Gebe Gott, daß ich in meinen Hoffnungen nicht getäuscht werde. Ich habe einen langen, beschwerlichen Weg zurückgelegt!"

Rasch trat er in das Haus. Links zeigte sich eine große Glasthür, durch die man in eine Reihe von Komptoirs sehen konnte, in denen zahlreiche Kommis emsig arbeiteten. Rechts befand sich die Loge des Portiers, der an dem offenen Fenster saß.

„Wohin?" rief eine Stimme.

Der kleine Mann zog seinen Quäkerhut, trat lächelnd dem Fenster näher und antwortete sehr bescheiden:

„Zu Herrn Neuberg!"

Der Portier sah nach dem Chronometer, der über der Thür des Komptoirs hing.

„In 10 Minuten ist es 9 Uhr!" murmelte er. „Mein Herr empfängt noch in seinem Zimmer. Gehen Sie die Treppe hinan und wenden Sie sich an den Bedienten."

Der kleine Mann kam der Weisung nach. Ein Diener brachte ihn in das Vorzimmer, wo einige andere Personen bereits warteten. Er grüßte ruhig und bescheiden und ließ sich auf einem Stuhle nieder. Den Hut auf seinen Knieen haltend, musterte er mit seinen hellen, klugen Augen die Anwesenden, die den schlichten, fast ärmlich gekleideten Mann kaum zu bemerken schienen. Verließ eine Person das Zimmer des Banquiers, so meldete der Diener eine andere an. Diese Einzelheiten wurden so zeremoniell ausgeführt, als ob ein regierender Fürst Audienz ertheilte. Und wahrlich, Neuberg war ein Fürst, ein Geldfürst, der erste Banquier der großen Handelsstadt. Man las in den Gesichtern der Zurückkehrenden, wie sie der Gebieter empfangen hatte. Einige sahen freundlich und zufrieden aus — Andere besorgt und kummervoll; wieder Andere traten bleich und zitternd ein und verließen wie sinnverwirrt das Vorzimmer.

Der Bediente fragte höflich nach dem Namen des kleinen Mannes. Dieser holte eine Brieftasche von schwarzem Leder hervor, nahm eine Karte und gab sie dem Bedienten, der sich nun wieder an die Thür des Kabinets postirte. Nach einer halben Stunde war der kleine Mann der einzige, der wartete. Da trat hastig ein elegant gekleideter junger Mann ein.

„Ich will Herrn Neuberg sprechen!" rief er fast athemlos.

Der Diener verneigte sich und sagte:

„Belieben der Herr Baron Platz zu nehmen."

Digitized by Google

„Warten? Unmöglich, Freund!"

„Ich bedaure, Herr Baron — die Ordnung . . ."

„Melde Er mich auf der Stelle!"

„Wenn jener Herr, der an der Reihe ist, Ihnen gestattet . . ."

Der Baron sah den schlichten Mann geringschätzend an.

„Ihr Geschäft, mein Freund, ist wohl nicht dringend?" fragte er ungestüm.

„Und wenn es nun dringend wäre, Herr Baron?"

„Mein Gott! Was können Sie bei dem Banquier zu thun haben! Bagatellen, Anleihen, Belästigungen! Man kennt das!"

Der Fremde nahm ruhig Tabak aus seiner kleinen, dem Anscheine nach goldenen Dose und sagte lächelnd:

„Ich räume Ihnen gern meine Stelle ein, wenn Sie es auch verschmähen, mich darum zu bitten."

Die letzte Person verließ das Kabinet und das Vorzimmer.

„Melden Sie den Herrn Baron!" sagte der Fremde.

Es geschah, und der junge Mann trat rasch in das Kabinet.

„Wie nennt sich dieser Baron?" fragte der kleine Mann, der ruhig auf seinem Stuhle verblieb.

„Geyer," war die Antwort.

„Alfred von Geyer?"

„Ich glaube, ja. Der Edelmann hat viel mit meinem Herrn zu thun; es vergeht keine Woche, daß er nicht ein Geschäft hat."

„Und dennoch haben Sie ihn nicht sofort eingelassen?"

„Bei Herrn Neuberg gilt weder Rang noch Stand; ich würde meinen Dienst verlieren, meldete ich nicht in der Reihenfolge, wie die Herren kommen. Da Sie freiwillig zurückgetreten sind, habe ich keine Verantwortung."

„Das gefällt mir, das ist gut, das ist brav! Geschäft bleibt Geschäft, mag es groß oder klein sein. Und auf den Rock, den ein Geschäftsmann trägt, kommt es auch nicht an."

Schon nach einigen Minuten erschien der Baron wieder; er setzte zornig seinen Hut auf das schön frisirte Haupt und murmelte einen Fluch vor sich hin, während er das Vorzimmer durchschritt. Der Bediente trat in das Kabinet, um die Karte zu überreichen. Eine Minute später überschritt der kleine Mann die für so Manchen verhängnißvolle Schwelle. Eine Pendule schlug 10 Uhr.

Daniel Neuberg zählte zwar nur erst 56 Jahre; aber er schien viel älter zu sein. Die tiefen Furchen, die nach allen Richtungen sein Gesicht durchzogen, legten Zeugniß ab von einer rastlosen, anstrengenden Thätigkeit, von einem arbeitsvollen Leben. Seine hohe und breite Stirn verrieth den scharfen Denker und das große helle Auge den steten Beobachter. Die wenigen Haare, die sein Haupt noch schmückten, waren schneeweiß. Seine Toilette war einfach, überaus sauber und frei von Pretiosen. Trotz der breiten und knochigen Gestalt hatte das Benehmen des Banquiers einen gewissen Schliff, eine Leichtigkeit und Gewandtheit, die einem Diplomaten Ehre gemacht haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Sturm in der Sandwüste.

(Schluß.)

Die grasbedeckte Ebene hatte ich bald zurückgelegt, allein im Sande konnte ich meinem Pferde keinen raschen Schritt abgewinnen. Doch sah ich die Kinder bald; sie kamen mir weinend entgegen, denn sie hatten die herannahende Gefahr bemerkt und waren im Begriff, ihrer Heimath zuzueilen. Mir schien die Gefahr noch gar nicht so nahe, auch hatte ich nur einen unvollständigen Begriff von der Größe derselben. Ich nahm bis jetzt nur eine beängstigende Schwüle wahr und einen besondern Druck von oben herab. Plötzlich aber wurde mein Pferd unruhig und meiner ferneren Leitung ungehorsam; es lief mit mir um einen Sandhügel herum und legte sich hinter demselben nieder. In einer Entfernung von einigen tausend Schritten aber rückte eine wandelnde Mauer von Sand und Schutt, wie sie der tosende Sturm auf seinem Weg durch die Wüste aufgethürmt hatte, in furchtbarer Hast auf mein Versteck heran. Noch fühlte ich erst einige leise Rundbewegungen der Luft. Die Kinder waren höchstens hundert Schritte von mir entfernt, allein sie konnten mich nicht mehr erreichen. Ich selbst warf mich neben meinem Pferde zur Erde und wurde bald darauf unter dem furchtbaren Druck des Sturmes mit Sand und Steinen förmlich überschüttet.

Nach einiger Zeit war der erste Windstoß vorüber, mein Pferd schüttelte sich aus dem Sand hervor. Allein der Sturm war noch heftig genug und die Luft dermaßen mit feinem Sand gefüllt, daß das Athmen kaum noch fortzusetzen blieb. Von den Kindern glaubte ich, sie müßten in meiner Nähe begraben liegen. Ich klopfte meinen Gaul, der auf der Kalmückensteppe in seiner Heimath an ähnliche Erfahrungen gewöhnt schien, auf den Hals, rückte einige Mal am Zügel und das treue Thier erhob sich. Wir drangen, mit dem Sturm kämpfend,

Digitized by Google

vorwärts, um die Kinder in ihrer Noth zu unterstützen. Bei einem Versuch jedoch, meine Augen zu öffnen, waren dieselben sogleich mit Sand angefüllt. Ich versuchte also den durchdringenden Schrei nachzuahmen, den der Sohn der Steppe gellend in die weite Ferne zu schicken versteht, allein der heulende Sturm verschlang den Ton vor meinem Mund. Unter solchem Unwetter könnte auch eine Mutter ihr Kind nicht retten, und wenn es zu ihren Füßen mit dem Tod der Erstickung ränge.

An mein Pferd angeklammert, tappte ich noch eine Weile umher, nachgerade an meiner eigenen Erhaltung verzweifelnd. Da fühlte ich mich plötzlich von den zitternden Händen des Mädchens erfaßt, und als ich mit der Hand umhertastete, fand ich auch den Knaben auf, welcher seine Schwester fest umschlungen hielt. Ich ließ die Zügel meines Pferdes los, hielt mich an den Riemen des Steigbügels und überließ unser Geschick der Leitung des Thieres, denn ein Mensch ist nicht im Stand, sich aus der sturmerregten Sandwüste herauszuhelfen.

Nach langem Kampf, von dem fliegenden Sand und Steinen an Gesicht und Händen zerpeitscht, erreichten wir endlich die grasbewachsenen Ebenen, wo wir etwas freier athmen konnten, und bald darauf meine Wohnung. Die Kinder, welche ich für heute beherbergte, versanken, todesmüde, bald in einen festen Schlaf, und unser Retter, der Kalmückengaul, gab durch ein munteres Wiehern und Nicken mit dem Kopf sein Selbstbewußtsein zu erkennen, als ich ihn nach seiner Anstrengung so reichlich und kostbar bewirthete, als es meinen Vorräthen nach irgend thunlich war.

Am andern Morgen hatte sich der Sturm etwas gelegt, und die Eltern der beiden Geschwister waren in Todesängsten zurückgekehrt. Ihr Wohnzelt und Hausgeräthe hatte ihnen der Sturmwind allerdings entführt, aber sie trösteten sich gern über den Verlust, denn ihre Kinder fanden sie wohlbehalten in meiner Hütte.

## Mannigfaltiges.

(Exekution gegen Thiere.) Die Zeiten ändern sich. Heute finden wir Vereine gegen Thierquälerei; man hat die Thiere als dem Menschen befreundete Geschöpfe unter den Schutz des Gesetzes und der Humanität gestellt. Früher wurden sie nicht selten in gesetzlicher Weise verfolgt und verurtheilt. Im Jahre 1120 exkommunizirte der Bischof von Leon die Fledermäuse und Raupen, 1336 wurde auf richterliches Urtheil ein Schwein an den Galgen gehängt, weil es ein Kind zerrissen hatte. 1474 kondemnirte der hochweise Magistrat von Basel einen Hahn als Hexenmeister zum Feuertod, weil er unzweifelhaft ein Ei gelegt hatte! 1499 wurde nach Ausspruch eines hochnothpeinlichen Halsgerichtes zu Beauvais ein Ochse, der einen Burschen gespießt hatte, gehängt. 1699 machte das Parlament von Auvergne den Raupen den Prozeß, zitirte sie wegen Verletzung fremden Eigenthums vor Gericht, gab ihnen einen Vertheidiger und verurtheilte sie zuletzt, sich an einen bestimmten Ort zurückzuziehen und sich daselbst vernichten zu lassen. 1454 exkommunizirte der Bischof von Lausanne die Blutegel, weil sie die Fische tödteten, welche den Gläubigen in der Fastenzeit zur Speise dienten. In der gleichen Zeit wurden in Wallis die Maikäfer in den Kirchenbann gethan. 1394 erwürgte zu Mertian der Henker ein Schwein, weil es eine geweihte Hostie gefressen hatte.

(Zur Statistik der Juden.) Nach den in neuester Zeit von Judenmissionären angestellten Berechnungen beträgt die Zahl der gegenwärtig auf der Erde lebenden Juden ungefähr sieben Millionen, wovon die Hälfte allein in Europa wohnt, und zwar die meisten in Rußland, man zählt daselbst 1,220,000 Israeliten, die Zahl der in Oesterreich wohnenden Juden beträgt 853,000, in Preußen 284,500, im übrigen Deutschland 192,000. Während bei der Bevölkerung in Frankfurt a. M. auf 16 Christen 1 Jude gerechnet wird, kommt in Preußen erst auf 73 Christen 1 Jude. In Sachsen wohnen im Ganzen nur etwa 1600 Juden, und zwar zumeist in den beiden Städten Leipzig und Dresden. Am unbedeutendsten ist die Zahl der jüdischen Einwohner in Schweden und Norwegen, man rechnet daselbst auf 6000 Christen nur 1 Juden. In Frankreich wohnen ungefähr 800,000, in der Schweiz 3200, in Großbritannien 42,000.

Ein Pariser Wildprethändler verkaufte vom 1. September bis 10. Februar, also in sechs Monaten: Hirsche, Dammhirsche und Rehe 1,800; Wildschweine 50; Rebhühner 35,000; Fasanen 5,000; Wachteln 18,000; Lerchen 100,000; Schnepfen und Heerschnepfen 10,000; Auerhähne und Trappen 700; Hasen und Lapins 4,000; zusammen 174,550 Stück. Da war es gewiß Zeit, daß die Jagdzeit zu Ende ging.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Dienstag, 22. März 1864.


## Maximilian II.

Auf sonnige Tage folgen Sturmesschauer,
Um seinen König geht ein Volk in Trauer;
Um einen König, wie es wenige gab,
Seit Völker sich gebeugt dem Herrscherstab.
Eroberer, Helden hat man mehr gepriesen,
Doch keinen Fürsten mehr geliebt als diesen;
Drum senkt sich manch ein Haupt in trübem Sinnen,
Aus Männeraugen sieht man Thränen rinnen.
Die sich begegnen, seh'n sich trauernd an,
Man drückt sich stumm die Hand und geht von dann'.
Das ist kein augendienerischer Jammer,
Man betet, weint um ihn in stiller Kammer.
Das ist kein Schmerz, der anderm Schmerze gleicht,
Wenn Fürsten sterben, die ihr Ziel erreicht:
Er stand noch vor dem Ziele Seines Strebens,
Er schied in voller Mittagshöh' des Lebens.

Schon trieb der Lenz, die Amsel sang im Hag,
Da jäh und furchtbar kam der Schicksalsschlag,
Der beugte dieses königliche Haupt,
Der Deutschlands besten Fürsten uns geraubt.
An seiner Hand trug er den gold'nen Ring,
Daran des Volkes deutsche Hoffnung hing.
Denn von ihm wußte man: was Er versprochen,
Das ward erfüllt ... Nun ist sein Aug' gebrochen,
Sein milder Glanz strahlt Keinem mehr hienieden —
Der Friedensfürst ging ein zum ew'gen Frieden.
Der Tod erst zieht des Lebens Summe ganz;
Das Grab erst beut den ächten Ruhmeskranz.
Da schweigt der Schein, der Trug und die Verblendung,
Da steht der Mensch am Prüfstein seiner Sendung.

Heil Dir, mein König Maximilian!
Nur Segenswünsche folgen Deiner Bahn,
Die Du durchmessen mit bedachten Schritten,
Der nie sich überstürzt, nie ausgeglitten.
Dein hohes Ziel noch zeigtest Du im Sterben
Dem königlichen Sohne, Deinem Erben.
Ludwig der Zweite! Ehre das Gedächtniß
Des Vaters und erfülle Sein Vermächtniß.

Friedrich Bodenstedt.

## Geld!

(Fortsetzung.)

So einfach Herr Neuberg, so prachtvoll und reich war aber sein Kabinet. An den mit braunem Sammt beschlagenen Wänden hingen werthvolle Oelgemälde in schweren Goldrahmen. Die hohen Fenster umhüllten Gardinen von blaßgrüner Seide. Jedes einzelne Möbel war ein Meisterstück. Von der Decke herab hing ein glänzender Kronleuchter.

Der Banquier stand in der Mitte dieses reichen Gemaches, die Karte in der Hand haltend, als der kleine Mann eintrat. Nachdem er durch eine Verbeugung auf den Gruß des Ankommenden gedankt, fragte er:

„Herr Gotthelf Jonas?"

„Gotthelf Jonas aus New-York."

„Was führt Sie zu mir, mein Herr?"

„Lesen Sie diesen Brief und Sie werden Alles wissen."

Gotthelf Jonas holte sein schwarzes, viel gebrauchtes Taschenbuch wieder hervor und überreichte dem Banquier den Brief, den er sorgfältig verwahrt hatte.

„Von Herrn Ostermann in New-York!" fügte er hinzu.

Das Gesicht des Banquiers verklärte sich, als er diesen Namen gehört und die Adresse gelesen. Freundlich deutete er auf einen Sessel. Jonas ließ sich nieder und betrachtete die Gemälde und die Ausstattung des Zimmers wie ein Mann, der

Kostbarkeiten dieser Art zum ersten Male sieht. Neuberg hatte sich mit dem Rücken an sein großes Bureau gelehnt, öffnete den Brief und las:

„Verehrter Freund!

Ueberbringer dieser Zeilen ist Herr Gotthelf Jonas, ein Deutscher, der trotz aller Mühen und Arbeiten sein Vermögen in Amerika eingebüßt und viel Elend ertragen hat. Nehmen Sie sich seiner an; was Sie ihm thun, dankt Ihnen Ihr Freund Peter Ostermann."

„Sie bringen mir Zeilen von lieber Hand," sagte Neuberg, indem er die armselige Kleidung des Empfohlenen betrachtete, Peter Ostermann interessirt sich für Sie und das genügt mir, Ihnen eine Summe zukommen zu lassen, die Sie nach Belieben verwenden mögen."

Neuberg nahm eine Geldrolle von seinem Bureau und wollte sie Gotthelf Jonas geben, der sich erhoben hatte

„Danke, mein Herr!"

Und Jonas machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Wie, Sie weisen das Geld zurück?"

„Verzeihung, Herr Neuberg . . ."

„Es ist Gold! Leute, die mir Peter Ostermann empfiehlt, speise ich nicht mit grobem Courant ab."

„Kennen Sie den Inhalt des Briefes?"

„Nein. Als ich die neue Welt verlassen wollte, um mein Vaterland wieder aufzusuchen, ging ich zu Herrn Ostermann, der mich seit einer Reihe von Jahren kennt, theilte ihm den Plan mit und bat ihn, er möge mich unterstützen. Er schrieb jenen Brief, den er mir mit den Worten übergab: Herr Neuberg ist mein Kompagnon und wahrer Freund, obgleich wir uns im Leben nie gesehen haben: unsere Freundschaft ist aus dem ehrlichen und exakten Geschäftsverkehre entstanden, der unseren beiderseitigen Wohlstand gegründet hat. Die Uebereinstimmung unserer Ansichten und Charaktere hat uns einander nahe gebracht, und Alles, was der Eine ausführt, billigt der Andere. Sie verhandeln mit Peter Ostermann, wenn Sie mit Daniel Neuberg verhandeln, und was Neuberg verspricht, hält Ostermann — so umgekehrt. Es bedarf nur dieses Briefes, und Sie haben Peter Ostermann in Europa wiedergefunden. Reisen Sie mit Gott!"

„Mein Freund hat Recht!" sagte der Banquier, der den Fremden mit forschenden Blicken betrachtet hatte. „Nehmen Sie Platz und verhandeln Sie mit Peter Ostermann."

Beide Männer saßen sich einander gegenüber. In dem Wesen des Gotthelf Jonas zeigte sich jene feierliche Ruhe, die dem Greisenalter eigen ist; er bemerkte es wohl, daß der Banquier ihn mit Blicken maß, die nicht frei von Argwohn waren, er fühlte es, daß eine Inquisition beginnen sollte — sein Auge senkte sich nicht, hell und klug richtete es sich auf Neuberg, in dessen Zügen sich erkennen ließ, daß ihm die Würde des Greises imponirte.

„Was wollen Sie, Herr Jonas, daß ich für Sie thue?" fragte er mit einem Anfluge von Ironie, die seine Neugierde verdecken sollte.

„Ich fordere viel, sehr viel; aber wenn Sie mich anhören wollen, werden Sie meine Kühnheit erklärlich finden. Vor Jahren hatte mein Vater ein blühendes Geschäft in dieser Stadt — die Firma Gotthelf Jonas war an der Börse geachtet. Nach dem Tode meines Vaters ging die Firma auf mich über, nicht aber das Glück, das sie bisher begleitet hatte, obgleich ich mit Vorsicht und Berechnung spekulirte. Es traf mich Schlag auf Schlag; ich mußte, um mich vor dem Schuldgefängnisse zu retten, entfliehen. Nur ein kleines Kapital nahm ich mit mir, das als Grund zu einem neuen Geschäfte in Amerika dienen sollte. Sie, Herr Neuberg, werden sagen, daß ich unrecht gehandelt, meinen Gläubigern nicht Alles zurückgelassen zu haben — ich aber war der Meinung, daß ich in Amerika mit leerer Hand Nichts erwerben konnte, und erwerben mußte ich, um meinen Verbindlichkeiten in Europa nachzukommen. Von den zwanzigtausend Thalern, die mein Reiseportefeuille barg, wäre jedem einzelnen Gläubiger nur ein geringer Theil geworden, und ich wäre trotzdem ein Betrüger geblieben. So wanderte ich also aus, um für meine Gläubiger zu arbeiten, von denen einer durch meine Schuld zu Grunde gegangen war. In New-York hatte ich Glück, und schon nach einigen Jahren konnte ich daran denken, Rückzahlungen zu machen. Da trat eines Morgens derselbe Mann in mein Komptoir, den ich ruinirt hatte. Er war ein Bettler und hatte mit Weib und Kind an amerikanischen Eisenbahnen gearbeitet. Peter Ostermann empfing von mir die ganze Summe, die ich ihm schuldete."

„Peter Ostermann?" rief erstaunt der Banquier.

„Dies ist der Name des Bettlers, der meine Firma zufällig gefunden hatte und statt des Almosens, das er fordern wollte, fünfzigtausend Dollars empfing."

Der Banquier zog die Glocke. Der Diener trat ein.

„Ist Jemand im Vorzimmer?"

„Ja, Herr."

„Wer?"

„Der Herr Baron von Geyer."

Digitized by Google

„Ich empfange nicht mehr. Morgen früh acht Uhr ist mein Kabinet wieder geöffnet.“

Der Diener entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Kind der Wilden.

Aus dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“.

Mögt ihr eine Geschichte, die wahr und doch nicht wahr ist? Nun, ich will euch eine solche erzählen; es ist ein Fantasieschlößchen auf einem Unterbau von Thatsachen. Ihr müßt — und ich habe das Vertrauen zu euch, ihr werdet — nicht so skrupulös untersuchen, wo die Wahrheit aufhört und die Dichtung beginnt. Laßt euch, freundliche und billige Leser, mit der Versicherung genügen, daß die Hauptvorfälle, die in folgende Erzählung eingewebt sind, sich vor wenigen Jahren in einem unserer Weststaaten wirklich zugetragen haben.

Es war ein heller Frühlingsnachmittag. Die weite blühende Prärie wogte im goldenen Sonnenlicht und ferne Baumgruppen schimmerten in der klaren, glänzenden Luft. So weit das Auge blickte, waren nur zwei menschliche Wohnungen zu sehen; es waren kleine Blockhütten mit einigen Bäumen daran; über das Dach derselben klimmte die Prärierose. Auf der ländlichen Piazza einer dieser Hütten saß eine Frau, emsig nähend, die hin und wieder mit ihrem Fuße eine Wiege sanft anstieß. Auf den Stufen der Piazza saß ein Mann mit einer Zeitung in der Hand, aus der er mitunter Stellen laut vorlas. Von Zeit zu Zeit blickte die Frau von ihrer Arbeit auf und, die Augen mit der Hand beschattend, schaute sie unruhig hinaus in das wogende, duftende, leuchtende Blumenmeer.

„Bruder Georg,“ hub sie endlich an, „mir wird bang um Willie. Es ist ihm gesagt worden, sich nicht aus der Sicht zu entfernen und er ist sonst ein folgsames Kind. Doch habe ich ihn seit zehn Minuten nicht gesehen. Nimm, ich bitte Dich, das Augenglas zur Hand.“

Der Mann stand auf, und nachdem er eine Weile mit bloßen Augen ausgeschaut, ergriff er ein kleines Seerohr aus einem Winkel der Piazza und brachte es in die Richtung, die der Knabe genommen hatte.

„Aha,“ rief er, „da haben wir den kleinen Schelm. Das hohe Gras, glaub' ich, hat ihn Dir verborgen. Er war gar nicht weit und kommt nun des Weges. Aber was, in aller Welt, bringt er da mit? Der waghalsige Knirps wird sich doch nicht ins Land Nod *) verlaufen haben, um sich von dort eine Frau zu holen? Außer meiner Beß kenne ich kein Mädchen fünf Meilen in der Runde, und die ist es sicherlich nicht. Das quabblige Ding ist im Grase hingepurzelt und Willie rafft sie wieder auf. Ich glaube meiner Seele, es ist ein indianisches Kind.“

„Was!“ rief die Mutter erschrocken. „Hast Du denn gehört, daß sich hier herum Indianer blicken lassen? Stoß ins Horn, daß er nach Hause eile!“

Er nahm sofort das Blechhorn vom Nagel, und unter einem hellen Stoß erzitterte die ruhige Luft. Maulwürfe hielten mit Graben ein, Eichhörnchen unterbrachen ihre Luftsprünge, Präriehunde gaben einander Allarmsignale — kurz all' die kleinen Insassen der Thierwelt ringsumher verwunderten sich über die ungewohnten Töne, die in ihre stille Wohnungen drangen.

„Aengstige Dich nicht, Jenny,“ sagte Georg zu seiner Schwester, „und wenn auch ein Indianer bei uns einkehrt. Du warst stets mit mir Einer Meinung, daß sie so gut wie Christen wären, wenn wir sie gerecht und gütig behandelten. Ueberdies siehst Du, daß es uns vor den furchtbaren Streichen dieser kleinen Wilden nicht an Hilfe fehlt. Mein Horn hat mehr Lärm gemacht, als gerade nöthig war; es hat Deinen Mann aufgeschreckt und er kommt vom Pfluge herbei; da kommen auch meine Frau und Beß geranut, um zu sehen, was es hier gibt.“

Inzwischen kam der Bube mit seiner Gefährtin dem Hause näher; hastig stieg er die Stufen der Piazza hinauf, seine Begleiterin hinter sich her zerrend, und Alle, der Vater, die Mutter, Tante Mary und Muhme Beß, nach kurzer Erläuterung des Hornsignals, riefen: „Willie, wer ist das?“

„Hab' sie gefunden,“ antwortete er fast außer Athem; „hockte auf dem Grase und pflückte Blumen. Weiß nicht, wie sie heißt; spricht kauderwelsch Zeug.“

Die ganze Gesellschaft lachte und besah sich den Gast. Sie war rund wie ein Ball mit röthlichbrauner Gesichtsfarbe und einem Busch schwarzer Haare, die hart über den Augen gestutzt waren. Aber diese Augen! Groß und flammend, doch gemildert durch einen traurigen Zug, der aus ihnen sprach. Sie schimmerten in dem gebräunten Antlitz wie ein mondbeleuchteter See in dunkler Abendlandschaft. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem Schurz von geflochtenem Grase, der kaum ihre fleischigen Kniee bedeckte. Sie verstand kein Wort Englisch und wenn man sie anredete, wiederholte sie eine indianische Phrase, die allen Anwesenden ein Räthsel

*) Anspielung auf Genesis 11. 16, 17.

Digitized by Google

blieb. Sie klammerte sich an Willie, wie an einen alten Freund; und er, stolz auf sein Protektorat, stand da, den Arm um ihre braunen Schultern geschlungen.

„Sie ist mein Mädchen, ich hab' sie gefunden," rief er, halb beleidigt von dem Gelächter der Seinen.

„Ich dacht' mir's bald," sagte Onkel Georg lächelnd; „er war in das Land Nod gegangen, sich ein Weib zu holen."

Die kleine Beß mit ihrer sauberen Schürze, das blonde-Haar zierlich mit Bändern aufgebunden, zog sich scheu von der Fremden zurück.

„Wie sie schmutzig ist," lispelte sie, auf deren Füße deutend.

„Na," versetzte Willie, „ich denke, Du würdest auch schmutzig sein, wenn Du barfuß im Koth herumliefest. Aber sie ist hübsch; sie sieht aus, wie mein schwarzes Kätzchen, bis auf die weiße Nase, die ihr fehlt."

Der Vergleich wurde mit einem hellen Gelächter aufgenommen. Als aber das darüber gekränkte und beleidigte Mädchen sich noch fester an Willie klammerte, streichelte ihr der gutherzige Onkel das vorn gekürzte, dichte, schwarze Haar, das er aber vergeblich zu theilen suchte. Ueber dem Lärm erwachte Emma in der Wiege und fing an, sich die Augen zu reiben. Als sie die Mutter auf den Schooß nahm, versteckte sie eine Weile das Gesichtchen; endlich blinzelte sie schüchtern und stierte die neue Erscheinung verwundert an. Sie mußte ihr indeß zuletzt gefallen haben, denn sie streckte ihr die vollen Händchen entgegen und fing an zu jauchzen. Die Sprache der Kinder bedarf keines Dolmetschers. Die kleine Indianerin verstand den Kindergruß und lächelte.

Tante Mary brachte ihr Brod und Milch, was sie mit der Gier eines hungrigen Thieres verschlang.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Ein Lottogewinnst.) In Cremona trug sich unlängst folgende erbauliche Geschichte zu: Einer armen jungen Frau träumte vorigen Monats, ihr verstorbener Mann bringe ihr drei Nummern. Sie verkaufte nun den einzigen Werthgegenstand, der ihr noch übrig geblieben, ein Kruzifix aus Elfenbein und setzte den Erlös in das Lotto; die drei besetzten Nummern kamen wirklich und sie bekam 9000 Lire. Während sie die Verwendung des Geldes in ihrem Sinne überlegte, empfand sie Gewissensbisse über ihre Handlung, welche ihr einen ischariotischen Beigeschmack zu haben schien. Sie suchte sich bei einem Gewissensfreunde näher zu belehren, welcher sie in ihrem Zweifel noch mehr bestärkte und ihr rieth, das Geldsäckchen um Mitternacht auf den Friedhof zu tragen, wo ihr der Schatten ihres Mannes erscheinen und ihr die Bürde abnehmen werde. Eine Gestalt, in weiße Linnen gehüllt, stellte sich wirklich dort ein und nahm aus ihren Händen das Säckchen. Die Arme ging getröstet und erleichtert, als ob ihr ein zentnerschwerer Stein abgenommen wäre, wieder nach Hause. Sie erregte durch ihr vielleicht von der nächtlichen Erscheinung angegriffenes Wesen bei zwei Sicherheitswächtern, die ihr begegneten, Verdacht, wurde ausgeforscht und da sie die Sache glaubwürdig erzählte, entlassen; man begab sich zum Hause des Rathgebers. Dieser erschien in kurzer Zeit und wurde auf eine Polizeistation geführt, wo man bei ihm ein Pack Linnenzeug, einen Flügel von Pappe und die 9000 Lire fand.

(Ein Verurtheilter, der dem Gerichtshofe eine Rüge ertheilt.) Michael Weinhappel, Bauschlosser von Profession, stand des Verbrechens des Diebstahls angeklagt vor dem Wiener Landesgericht, war seiner That vollkommen geständig und entschuldigte dieselbe mit einer besonderen Noth, entstanden durch Erwerblosigkeit in der rauhen Jahreszeit. Der Staatsanwalt beantragte eine achtmonatliche Kerkerstrafe, der Gerichtshof erkannte auf eine neunmonatliche Kerkerstrafe. Nach verkündetem Urtheile sagte der Präsident: Sie haben das Urtheil gehört, und wenn Sie mit demselben nicht zufrieden sind, steht Ihnen das Recht der Berufung zu. — Angeklagter: Mit dem Urtheil bin ich schon nicht zufrieden, erstens haben Sie mir mehr gegeben, als verlangt worden ist, und nachher haben Sie die Sache so eingetheilt, daß ich gerade wieder in der Jahreszeit herauskomme, wo nichts zu thun ist, und ich frisch stehlen gehen kann. Entweder geben Sie mir mehr oder weniger, die Strafe nehme ich nicht an. — Präsident: Von Ihrer angemeldeten Berufung nimmt der Gerichtshof Kenntniß und erklärt die Verhandlung für beendet.

„Was will man im Himmel nur mit den gestorbenen Censoren anfangen?" frug Jemand in einer Gesellschaft. „Ei," erwiederte ein Witzbold, „die sind sehr gut zu gebrauchen. Die werden bei den himmlischen Concerten als — Streichinstrumente angestellt."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Freitag, 25. März 1864.


## Die Trauerweide.

Die Trauerweide neiget
Sich tief hinab zum See,
Die Krone senkt sie nieder,
Als wie gebeugt von Weh.

Warum strebt sie nicht aufwärts
Zum Lichte kühn und frei?
Zum Licht ja drängt sich Alles
Auf zu des Himmels Blau!

Und sie nur neiget träumend
Die hohe Kron' herab,
Und sie nur beugt sich nieder
Zum feuchten Wellengrab. —

Oft hab' ich ihn belauschet
Den stillen, düstern Baum,
In heil'gen Sternennächten,
Wenn Alles ruht im Traum:

Da kamen viele Elfen,
Die spielten auf der Flur,
Sie sangen sel'ge Lieder,
Die Kinder der Natur.

Sie kos'ten mit den Blumen,
Sie flogen her und hin,
Bald ruhen sie im Grase,
Bald wieder weg sie flieh'n

Und aus des Sees Fluthen
Stieg eine schöne Fee,
Im Nachtwind lose wallte
Ihr Kleid so weiß wie Schnee.

Die Vöglein sangen leise
Die süßen Melodien,
Die Elfen alle beugten
Sich vor der Königin.

Ihr langes Haar umwallte
Sie wie ein Schleier dicht,
So zog auf Windesflügel
Sie hin beim Sternenlicht.

Am Fuß der Trauerweide
Da setzte sie sich hin,
Und Blumendüfte lieblich
Um's schöne Haupt ihr zieh'n.

Und von des Baumes Zweigen,
Der feucht vom Thaue war,
Schlang sie ein junges Reis sich
In's lange, goldne Haar.

Da bebt ein Wonneschauer
Dem Baum durch's feste Mark,
Es rauschen seine Zweige
Als wie im Sturme stark.

Sie rauschen süß und klagend
Das stille Feld entlang,
Bald tiefes, sel'ges Flüstern,
Bald stürmisch, wild und bang.

Die Kön'gin lauscht den Tönen,
Sah zu der Elfen Tanz,
Im Mond wie Perlen glänzet
Der Thau auf ihrem Kranz. —

* * *

Die Nacht war bald vorüber,
Die Morgensonn' erwacht,
Und Alles grüßte jubelnd
Des Taggestirnes Pracht.

Und nur die Trauerweide
Beugt sich zum See hinab,
Die Krone neigt sie träumend
Zum feuchten Wellengrab.

Zweibrücken.

# Geld!

(Fortsetzung.)

„Kann ich fortfahren?“ fragte Jonas lächelnd, nachdem er seine kleine Nase durch eine duftende Prise erfrischt hatte.

„Ich bitte darum, mein Herr!“

„Peter Ostermann etablirte eine kleine Wechselstube, machte Exportgeschäfte in Tabak und ward nach wenig Jahren ein reicher Banquier. Sein Haus ist das größte und schönste am Broadway. Die Summe, die ich erübrigte, deponirte ich bei Peter Ostermann, dessen Firma für eine der solidesten der Stadt gehalten wird. Verhältnisse, deren ich der Kürze wegen weiter nicht erwähnen will, hemmten mich in meinen Unternehmungen; dazu kamen große Verluste, die mir listige Schurken zugefügt, wie man sie zu Tausenden in Amerika trifft, und ich verbrachte lange Zeit in dem Schuldgefängnisse. Als ich die Freiheit wieder erlangte, war ich alt und kränklich, und mir blieb nichts als die Summe, die ich Peter Ostermann übergeben hatte.“

„Konnte der Banquier Sie nicht vor dem Schuldgefängnisse retten?“

„O, mein Herr, das Geld, das meinen Gläubigern gehörte, war mir heilig!“ rief der Greis. „Lieber hätte ich das ganze Leben in dem Schuldgefängnisse hingebracht, ehe ich einen Dollar davon genommen. Und weßhalb saß ich in Haft? Ehrloser Schwindeleien wegen, deren Opfer ich geworden war. Müde des entsetzlichen Treibens in der neuen Welt, stellte ich mich Ostermann vor, der mich jahrelang nicht gesehen und geglaubt hatte, ich sei gestorben. Mein Vermögen betrug hunderfünfzigtausend Dollars, das er mir in Wechseln auf seinen Freund Daniel Neuberg einhändigte. Hier sind die Wechsel.“

Gotthelf Jonas holte ruhig zum drittenmal sein Taschenbuch hervor. Der Banquier prüfte die Wechsel und fand, daß sie in Ordnung waren.

„Gut,“ sagte er erstaunt; „man wird Ihnen das Geld, wie es Pflicht ist, einhändigen. Präsentiren Sie Ihre Papiere morgen meinem Kassier.“

„Verzeihung, Herr Neuberg, ich bedarf heute noch des Geldes!“

„Heute noch?“

„Ich möchte es sogleich mit mir nehmen.“

„Die ganze Summe?“

„Ja.“

„So muß ich es möglich zu machen suchen.

Der Banquier wollte nach der Glocke greifen.

„Warten Sie!“ sagte der kleine Mann, indem er seine magere Hand ausstreckte.

„Warum?“

„Ich komme jetzt auf die Bitte, die ich „Herrn Ostermann“ auszusprechen habe.“

Neuberg nahm seinen Platz wieder ein.

„Seit einigen Tagen,“ fuhr Jonas fort, „bin ich nun hier und meine erste Sorge war, die Leute aufzusuchen, denen ich schulde. Fast alle befinden sich in den mißlichsten Verhältnissen und nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, hat mein Fallissement das Unglück dieser sonst braven Geschäftsleute bewirkt, die sich in den ungünstigen Zeiten nicht wieder erholen konnten. Bin ich auch nicht so ganz strafbar, als es die Welt glaubt, so drängt es mich doch, die Schande von meinem Namen abzuwaschen und dahin zu streben, daß die Wunden geheilt werden, die ich geschlagen habe.“

„Das ist brav!“ murmelte der Banquier, der bewundernd dem Greise zuhörte.

„Bei der Ausführung dieses Vorhabens zähle ich auf Ihre Hilfe.“

„Sie werden den Betrag der Wechsel ausgezahlt erhalten.“

„Das genügt nicht.“

„Wie,“ fragte Neuberg, „hundertfünfzigtausend Dollars genügen nicht . . .“

„Mir fehlen noch fünfzigtausend Thaler, um Alles zu decken, und diese Summe erbitte ich mir von Ihnen, gestützt auf die Empfehlung Peter Ostermann's.“

„Mein Herr,“ sagte der Banquier nach einer kurzen Pause, „ich wiederhole Ihnen, daß ich die Wechsel meines Geschäftsfreundes anerkenne, aber ich kann es trotzdem nicht unterlassen, meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß Ostermann dieser Wechsel in seinem Briefe mit keiner Silbe erwähnt oder mir sonst einen Avis gegeben hat, wie dies geschäftlicher Brauch ist.“

Der Alte lächelte, indem er sagte:

„Ganz recht; der Avis wird auch nicht ausbleiben. Ich habe eine glückliche Fahrt gehabt, und darum bin ich der Korrespondenz zuvorgekommen. In der Ueberzeugung, daß Peter Ostermann mir sein Vertrauen nicht entzogen haben würde, habe ich mich an Sie gewendet.“

„Aber mein Freund in Newyork würde Sie auch gefragt haben: Sind Sie im Stande, die Summe, die ich Ihnen kredilire, zurückzuzahlen?“

„Diese Frage ist zu natürlich, als daß ich mich darüber wundern sollte,“ antwortete ruhig der Greis. „Der Geschäftsmann verlangt Garantieen. Könnte

ich Ihnen nun auch sagen, daß ich durch meine Ehrlichkeit ein Geschäft mache, dessen sicherer Ertrag mich nicht nur in den Stand setzt, binnen Jahresfrist die erhaltene Summe zurückzuzahlen, sondern mir auch einen Ueberschuß gewährt, der mich in meinem Alter vor Elend schützt, so hätte ich Ihnen zwar dargethan, daß ich nicht planlos handle, aber ich hätte immer noch keine Garantie geliefert, und darum stütze ich mich nur auf die Empfehlung Ostermanns, der mich genau kennt."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Kind der Wilden.

(Fortsetzung.)

Unterdessen kam Willie's älterer Bruder, Charley, von einer entfernten Mühle heimgefahren. Der stramme Bursche trat ganz in Feuer vor die Mutter: „Ach Mutter," rief er, „der Müllerbursche hat einen Präriehund gefangen. Ist das ein putziges Ding!" Plötzlich aber hielt er beim Anblick der Fremden ein und rief pfeifend: „Hoho! das ist ja eine putzige Präriekatze!"

„Sie ist keine Katze," schrie Willie und stieß ihn mit beiden Fäusten weg. „Sie ist ein Mädchen und sie ist mein Mädchen, ich hab' sie gefunden."

„Da hast Du was Rechtes gefunden," versetzte der Bruder spöttisch, indem er hinter das Mädchen trat und es an den langen über den Nacken herabwallenden Haaren zerrte.

„Du läßt sie in Ruhe!" schrie Willie, und im nächsten Augenblick wälzten sich die beiden Knaben über die Piazza und knufften einander weidlich, halb im Scherz, halb im Ernst. Die kleine Wilde, auf dem Boden sitzend, sah der Balgerei scheinbar theilnahmlos zu; als aber Willie, von einem derben Knuff getroffen, laut aufschrie, sprang sie, flink wie eine Katze, auf die Knaben zu und ein indianisches Wort zornig wiederholend, schlug sie mit aller Kraft auf Charley ein. Schon hob dieser die Hand, um die Schläge zurückzugeben, aber der Vater rief: „Halt, mein Junge; wer wird ein Mädchen schlagen?"

„Und wer wird einen Wanderer kränken, der des Schutzes bedarf! Es ist nicht mannhaft, Charley," sagte Onkel Georg.

Etwas beschämt durch diese Rüge, zog sich Charley nach dem anderen Ende der Piazza zurück, drehte sich aber noch einmal um und sang: „Willie ging auf die Jagd und jagte — eine Pappuse." *)

„Keine Pappuse," schrie Willie, „ein Mädchen, mein Mädchen; ich hab' sie nicht gejagt, ich hab' sie gefunden."

Erst als der Himmel sein warmes, goldhelles Kleid gegen das azurgraue Nachtgewand vertauschte, schieden Georg und seine Familie und kehrten zu ihrer Blockhütte heim. Während nun Rath gehalten wurde, wo die Kleine bestens unterzubringen sei, war sie, auf dem Boden kauernd, fest eingeschlafen. Es wurde für sie ein Bettchen in der Küche hergerichtet; als man sie aber weckte, schien sie die Vorgänge der jüngsten Zeit ganz vergessen zu haben, und sich unter lauter fremden Gesichtern erblickend, starrte sie Alle entsetzt an. Da brachte man Willie, der in einem andern Gemache ausgekleidet wurde, in seinem Nachtjäckchen herein, und bei seinem Anblick beruhigt, klammerte sie sich an ihn und wollte sich von ihm nicht trennen. Es wurde nun endlich beschlossen, sie bei ihrem Beschützer in seinem Rollbettchen schlafen zu lassen. Ein Zuber Wasser wurde herbeigeschafft, und als Willie hinein sprang und lustig darin herum plätscherte, folgte sie seinem Beispiel. Nach der nothwendigen Abwaschung und nachdem man ihnen reines Nachtzeug angelegt hatte, ging das kleine Paar Hand in Hand zu dem gemeinsamen Lager. Beim Vorübergehen zog Charley noch einmal an dem langen Haar und intonirte fein: „Willie ging auf die Jagd;" allein der irrende Ritter war zu schläfrig und müde, um den Streit wieder aufzunehmen; auch Charley suchte seine Schlafstätte auf, und bald trat innerhalb der Wohnung dieselbe Stille ein, wie sie draußen auf der weiten öden Prärie lagerte.

Vater und Mutter saßen noch eine Weile auf; er besserte ein Geschirr aus und sie flickte einen Kleiderriß. Sie sprachen leise über Willie's Abenteuer und Mrs. Wharton wollte wissen, ob ihr Mann glaube, daß das Kind den Indianern gehöre, deren Spuren sich auf dem Wege zur Mühle gezeigt haben. Sie theilte mit ihrem Bruder die wohlwollenden Gefühle für die gekränkte und unterdrückte Race der Rothhäute. Allein in ihrer früheren Heimath, Neu-England, hatte sie Geschichten gehört und gelesen, die auf die kindliche Fantasie einen peinlichen Eindruck machten, und obgleich jetzt eine verständige und muthige Frau, erschien ihr die Einsamkeit der Wildniß bei der vermutheten Nachbarschaft der Indianer in furchtbarer Gestalt.

„Sei ohne Bangen," besänftigte der Mann. „Es ist so, wie Georg sagt. Nur durch Gerechtig-

*) Ein junges Kind im Indianischen.

keit und Wohlwollen machen wir dieses wilde Volk zu standhaften Freunden der Weißen."

„Das glaub' ich," sagte sie. „Allein die Verträge mit ihnen wurden so arg verletzt, und sie werden täglich von den Regierungsagenten so schamlos betrogen, daß sie natürlich alle weißen Männer für ihre Feinde ansehen. Wie können sie wissen, daß wir gegen sie freundlicher gesinnt sind, als die Andern?"

„Wir waren freundlich gegen ihr Kind," erwiederte Mr. Wharton, „und das Kind wird sie abhalten, uns zu beschädigen."

„Ich wäre gegen ihr Kind eben so freundlich gewesen," meinte sie, „wenn wir ein ganzes Heer zu unserer Vertheidigung hier hätten."

„Das werden sie erkennen," sagte er. „Der Instinkt der Indianer ist sehr scharfsichtig. Deine lieben Augen und Dein mütterlicher Sinn sind uns eine bessere Vertheidigung, als ganze Armeen."

Ein liebevoller Strahl aus den milden blauen Augen dankte ihm. Seine Worte beschwichtigten zwar ihre Besorgnisse, doch bevor sie zur Ruhe ging, schaute sie noch einmal weit hinaus über die einsame Prärie. Schön, aber gespenstisch lag sie da in dem Schleier des Mondlichtes. Jeder Riegel wurde dann sorgfältig untersucht und das Blechhorn an der Bettwand aufgehängt. Nach diesen Vorbereitungen zog sie den Fenstervorhang bei Seite und betrachtete die beiden Kinder, die vom Silberlicht des Mondes übergossen in ihrem Rollbettchen schliefen. Der sechsjährige Knabe und das etwa vierjährige Mädchen lagen mit über dem Nacken wechselseitig verschlungenen Armen, die dunkle Stirne festgedrückt an die rosige Wange und das üppige schwarze Haar mit den lichtbraunen Locken gemischt.

„Ein köstlicher Anblick," sagte die Frau gerührt. „Ich denke oft an die schönen Segensworte des Orients: „Mögest Du ruhig schlafen, wie ein Kind, wenn seine Freunde um es sind."

„In der That ein reizendes Bild," fügte der Mann hinzu. „Es wäre ein Text für Georg, und das Thema seiner Predigt würde sein: Vertrauen wird stets von dem Wohlwollen geboren."

Die Furcht vor den Indianern schwand endlich aus den Gedanken der glücklichen Mutter und sie entschlief mit einem Herzen voll Liebe für alle Menschen.

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Alles hat seinen Grund.) „Ja, zum Kukuck, Bruder, sag' mir, warum trägst denn Du so einen elenden Deckel von einem dekrepiten Cylinder. Ich bitt' Dich, kauf' Dir einen neuen." — „Ah, das werd' ich noch hübsch lange bleiben lassen." — „Bist Du toll?" — „Das weniger. Aber daß ich Dir die Ursache sage (teise und geheimnißvoll): meine Frau hat gesagt, sie geht mit mir keinen Schritt, so lange ich den häßlichen Deckel trage. Kapirst Du jetzt?"

(Essig trink' ich nicht!) Ein Reisender war in einem Hause zum Mittagessen eingeladen, in welchem ein guter Tisch geführt wurde, wo aber der Wein so sauer war, daß er ihn unmöglich trinken konnte. Nach mehrmaliger Nöthigung zum Trinken, von Seiten der Hausfrau, gab er zur Antwort:

„Ich bin gerade wie ein Engländer:
Ess' ich, trink' ich nicht!" (Essig trink' ich nicht.)

Ein reisender Handwerksbursche, der lieber den Bettler machte, als arbeitete, zog an einer Hausthüre das Glöckchen. Der Besitzer öffnete das Fenster und fragte, was er wolle. Der Bursche bat ihn um eine Gabe und erhielt sie. „Was treibt ihr für ein Handwerk?" fragte hierauf der Hausherr. Der Mensch faßte noch ein Mal den Draht, welcher zum Glöckchen führte, und sagte: „Ich bin ein Drahtzieher."

(Vorliebe zum Frühling.) „Wie zweckmäßig und wohlthätig ist der Wechsel der Jahreszeiten," exklamirte ein Dorfschulmeister. „Worin mag wohl der Vortheil dieses Wechsels bestehen? Warum freut sich z. B. Dein Vater auf den Frühling?" — „Weil wir dann keine Schuhe mehr brauchen," antwortete der Kleine.

Wann sind die kleinen Krebse und Fische am besten? wurde in einer Gesellschaft gefragt. — „Wenn die großen nicht zu haben sind?" antwortete eiligst einer der Anwesenden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Sonntag, 27. März 1864.


## Ostern!

Du Osterzeit, so schön geweiht
Tiefinnerstem Gemüthe,
Der Lenz erneut und draußen reih't
Sich drängend Blüth' an Blüthe,
Die Amsel singt, die Lerche schwingt
Sich jubelnd in den Höhen,
Blauveilchen winkt, Waldbächlein springt.
Welch frohes Auferstehen!
O trag' dein Herz hinaus, hinaus,
Ist es dir bang und trübe,
Du bringst es frisch und froh nach Haus
Voll Frühling, Hoffnung, Liebe!
Du Osterzeit, wie weit, wie weit
Entflohn der Kindheit Tage,
Wo Mancher heut sich still erfreut,
Noch frei von Leid und Klage.
Und Mancher nun, in dunklen Truhn,
Schloß müd' die Augenlider, —
O laßt sie ruh'n, o laßt sie ruh'n!
Ein Ostern bringt sie wieder!
O trag dein Herz hinaus, hinaus,
Ist es die bang und trübe,
Du bringst es frisch und froh nach Haus,
Voll Frühling, Hoffnung, Liebe!
Ja, Osterzeit', so schön geweiht
Tiefinnerstem Gemüthe,
Der Lenz erneut — und draußen reiht
Sich drängend Blüth' an Blüthe.
Die Sonne heiß, sie brach das Eis
Und lockt die Blumendüfte.
Die Liebe leis, so sehnsuchtheiß,
Sie öffnet auch die Grüfte.
O trag' dein Herz hinaus, hinaus,
Ist es dir zweifelstrübe,
Du bringst es frisch und froh nach Haus,
Voll Glaube, Hoffnung, Liebe.

## Geld!

(Fortsetzung.)

Der Banquier hatte den Brief seines Geschäftsfreundes noch einmal gelesen.

„Herr Jonas," begann er dann, „ich bin als ein armer Kommis in diese Stadt gekommen, der nichts besaß, als einen Rock und in der Tasche desselben befand sich ein schlechter Dukaten. Mit diesem Dukaten habe ich mein Geschäft gegründet. Die Last der Arbeit und Sorgen erdrückte mich fast, es fehlte selbst nicht an Hohn und Spott, wenn ich, um Verbindungen anzuknüpfen, mich reichen Geschäftsleuten vorstellte — das Alles erschütterte meine Ausdauer nicht, und jeden Thaler, den ich besitze, habe ich im Schweiße meines Angesichtes verdient — ich besitze aber auch eine zahlreiche Familie, habe nach mehr als einer Seite hin Rücksichten zu nehmen — mein Freund Ostermann wird es mir nicht verargen, wenn ich Sie nicht in dem Umfange unterstütze, als Sie es wünschen. Sie haben mein Wort, daß sofort die Wechsel gezahlt werden — mehr kann ich vor der Hand nicht thun. Noch heute wird ein Brief nach Newyork abgehen — in vier Wochen werde ich Ihnen, bezüglich des letzten Punktes, definitive Antwort geben."

Neuberg sah nach der Uhr und erhob sich. Auch Gotthelf Jonas verließ seinen Platz, indem er sagte:

„So muß ich mir auf andere Weise Mittel zu verschaffen suchen, wenn Ihr Wille unbeugsam ist."

Der Banquier zog die Glocke. Er befahl dem eintretenden Diener, den Kassier zu rufen. Der Kassier kam. Man besprach die Zahlung. Jonas forderte Staatspapiere. Noch einmal wurden die Wechsel geprüft und für richtig befunden. Der Kassier, ebenfalls ein bejahrter Mann, ward aufmerksam, als er den Namen dessen hörte, der die Wechsel präsentirt hatte. Nach einigen Fragen und

Antworten ergab es sich, daß Bauer, so hieß der Kassemann, als Kommis in dem Komptoir des Gotthelf Jonas gearbeitet hatte. Während man noch sprach, brachte ein junger Mann die soeben angekommene Post. Unter den Briefen befand sich einer, der die Wechsel des Jonas avisirte. Die letzten Bedenken waren nun geschwunden, und der Greis erhielt in guten Papieren den Betrag, den er mit derselben Ruhe, die er stets gezeigt, in sein schwarzes Taschenbuch legte. Dann entfernte er sich, nachdem er bemerkt hatte, daß er nach vier Wochen wieder anfragen werde, wenn er dazu genöthigt sein sollte.

Die Geschäfte in dem Bankhause nahmen nun ihren gewöhnlichen Verlauf. Um ein Uhr Mittags fuhr Neuberg nach der Börse. Die Zeit begann, in der die Kourse stiegen und fielen. Der Banquier verkehrte mit seinen Sensalen, die ihn, wie Adjutanten den Feldherrn, umschwärmten. Die Negotianten machten heute gute Geschäfte. Plötzlich bahnte sich ein junger Kommis den Weg zu Neuberg, der an einem Pfeiler lehnte und Notizen in sein Portefeuille machte.

„Was bringen Sie, Gustav?" fragte er den Athemlosen.

„Von London ist eine telegraphische Depesche eingegangen."

Der Banquier erbrach das Siegel und las:

„Peter Ostermann in Newyork hat seine Zahlungen eingestellt. Die Kommandite hier ist geschlossen. Sidney und North sind gefallen. Nehmen Sie keine Anweisungen von O. mehr an. Paterson."

So niederschmetternd diese Nachricht auch war — Neuberg verrieth durch keine Bewegung den Eindruck, den sie auf ihn ausgeübt. Der größte Theil seines Vermögens stand auf dem Spiele. Noch vor einigen Stunden hatte er auf Rechnung des Falliten eine bedeutende Summe gezahlt. Die Wechsel des alten Jonas waren für ihn nun werthlos. Fast schien es, als ob der Greis unter der Maske der Ehrlichkeit eine Schurkerei verübt hätte und für diese Annahme sprach vorzüglich der Umstand, daß die Zahlung mit so großer Dringlichkeit betrieben worden war. Jonas hatte das Bekanntwerden des Fallissements gefürchtet. Aber in diesem Falle mußte er mit Peter Ostermann im Einverständnisse handeln, da nur ein Vertrauter den Stand des gefallenen Bankhauses wissen konnte. Um äußerlich seine Ruhe zu bewahren, gab sich Neuberg den Geschäften hin, denn man beobachtete ihn, nachdem er die Depesche gelesen hatte. Mit der Geschicklichkeit des Diplomaten wußte er den Anträgen auszuweichen, die irgendwie zu der Firma Ostermann in Beziehung standen. Noch vor dem Ablaufe der Börsenzeit trat er den Rückweg nach seiner Wohnung an. Er ließ den Buchhalter und Kassier in sein Kabinet kommen und theilte ihnen die verhängnißvolle Depesche mit. Bestürzt starrten die Männer ihren Chef an, denn sie kannten die Verluste, die bevorstanden. Man rieth, Gotthelf Jonas durch die Polizei aufsuchen zu lassen; Neuberg aber fand keinen Grund dazu, da das Geschäft ordnungsmäßig abgemacht war. Statt dessen begann er zu arbeiten, um wenigstens am Plahe zu retten, was noch zu retten möglich. Leider war dies nur wenig, da gegen Abend schon andere Depeschen das Fallissement Ostermanns in Newyork und den Sturz der englischen Häuser angezeigt hatten.

## II.

In der Dämmerung einer schmalen, von hohen Häusern gebildeten Straße schimmerte der graue Rock des kleinen Mannes, der langsam über das schlechte Pflaster dahinschritt. Diese Straße ward von armen Leuten bewohnt und erfreute sich nicht des besten Rufes. Die Häuser waren schmutzig, eng und finster. Dumpf und schwül war die Luft, die still in dem eingeschlossenen Raume lag. Hier ward es früher dunkel als in den übrigen Straßen, denn die hervorspringenden Dächer ließen nur einen schmalen Streifen des Firmamentes sehen.

Gotthelf Jonas redete eine alte Frau an, die gaffend auf der Schwelle stand.

„Sie wissen ohne Zweifel hier Bescheid, liebe Frau?" fragte er, den Hut in der Hand haltend.

„Das will ich meinen!" war die stolze Antwort. „Wer sechsundzwanzig Jahre in einem und demselben Logis wohnt, kennt die ganze Straße. Was wollen Sie denn wissen? Wen suchen Sie?"

„Man sagt mir, daß Friedrich Lewes hier wohne."

„Da hat man Ihnen die Wahrheit gesagt. Sehen Sie dort, schräg gegenüber, die erleuchtete Thür?"

„Ja, liebe Frau."

„Das ist der Laden des Friedrich Lewes."

„Er hat einen Laden?"

„Ei freilich! Und was für einen!" fügte lachend die Alte hinzu. „Bei Lewes kann man Alles bekommen: Seife und Schuhwichse, Wagenschmiere und Schwefelhölzer, Rauchfleisch und Lottozettel, Schweizerkäse und Cigarren, Thran und Briefpapier, Steinkohlen und Kaffee."

„Dies zu hören ist mir lieb. Demnach macht Lewes gute Geschäfte?"

(Fortsetzung folgt.)

# Das Kind der Wilden.

(Schluß.)

Mit Tagesanbruch waren die Kinder aus dem Bette. Die kleine Wilde trippelte barfuß umher und schien sich ganz heimisch zu fühlen; nur ihr Schlafröckchen beengte sie unbehaglich und sie riß daran von Zeit zu Zeit; die Worte, die sie dabei äußerte, wurden freilich nicht, aber wohl ihre Geberden verstanden, und als man ihr nun ihren Schurz von geflochtenem Grase zeigte, der von der gestrigen gründlichen Wäsche noch feucht war, wurde sie gar redselig. „Was für Kauderwelsch Du da plapperst!“ rief Charley. Sie ließ ihn sich nicht nahekommen. Sie vergaß es ihm nicht, daß er sie bei den Haaren gezupft und mit Willie gebalgt hatte. Doch zwei glänzende Knöpfe an einer Schnur machten Frieden zwischen ihnen. Er setzte sie sich auf den Kopf, den er gegen sie schüttelte, mit den Worten: „Haarbusch, Du wärest hübsch, wenn Du Dein Haar wie unsereins trügest.“ Willie war mit diesem Zugeständniß ganz zufrieden und schon begann die ganze Familie zu vergessen, daß der kleine Gast einer fremden Race angehöre.

Nachmittags kamen zwei Indianer, Mann und Frau, über die Prärie. Haarbusch erblickte sie zuerst und kündigte die Entdeckung durch einen gellen Schrei an, den die Indianer ersichtlich hörten; denn sie hielten einen Moment und schritten dann rascher zu. Als das Kind ihnen entgegenging, beschleunigte die Frau ihre Schritte und faßte es bei der Hand, ließ aber keine Spur von Aufregung merken. Als sie dem Blockhause nahe waren, schien Haarbusch ihre kurzen Fragen, aber ohne Zeichen von Furcht, zu beantworten. „Arme Kleine,“ sagte Mrs. Wharton, „ich bin froh, daß sie ihr nicht zürnen. Mir war bang, sie könnten sie züchtigen.“

Die Fremden wurden auf's Freundlichste empfangen, allein ihr Vorrath an Englisch war so kärglich bestellt, daß nur wenig aus ihnen herauszubringen war. Der Mann, auf das Kind zeigend, sagte: „Wik-ä-nie, mich gehn weg sie.“ Und die Frau sagte: „Mich danken.“ Kein weiteres Licht fiel auf Willie's Abenteuer. Die Frau streifte eine Schnur mit aufgereihten Körben vom Nacken und legte sie auf den Boden. Haarbusch sagte etwas zu der Mutter und legte ihre Hand auf ein kleines, roth und gelb bemaltes Körbchen; es wurde ihr gegeben und sofort reichte sie es Willie. Zugleich bot die Indianerin einen großen Korb Mrs. Wharton, wies auf das Kind und sagte: „Wik-ä-nie. Mich danken.“ Es wurde ihr Geld angeboten, doch sie schüttelte den Kopf und wiederholte: „Wik-ä-nie. Mich danken.“ Auch der Mann wies das Geldstück zurück und sagte mit einer leisen Kopfbewegung: „Mich danken.“ Sie aßen von den ihnen vorgesetzten Speisen und nahmen einen Salzfisch und ein Brod mit „Mich tanken“ an.

„Mutter,“ rief Willie, „ich muß Haarbusch etwas geben. Darf ich ihr meine Guinea-Erbsen schenken?“

„Gewiß, mein Sohn, wenn Du willst,“ sagte sie.

Er rannte in die Kammer und kam bald mit einer zinnernen Büchse heraus. Als er sie aufdeckte und Haarbusch die glänzend scharlachnen, mit einem schwarzen Fleck gezeichneten Körner zeigte, erglühten ihre schwarzen Augen und ein helles „Juch!“ sprach ihre Freude aus. In den duldend traurigen Zügen des indianischen Weibes ging ein Etwas, wie ein Lächeln auf, als sie sagte: „Wik-ä-nie tanken.“

Nach kurzer Rast nahm sie wieder die Körbe auf, faßte ihre Kleine bei der Hand und trat mit dem Manne den Rückweg quer durch die Prärie an; kein Mensch erfuhr aber, woher sie kamen, noch wohin sie gingen. So weit sie in Sicht waren, konnte man bemerken, daß das Kind von Zeit zu Zeit zurücksah.

„So ist Haarbusch fort,“ sagte Charley. „Mich soll wundern, ob wir sie jemals wieder sehen.“ — Willie seufzte und sagte: „Ich wünschte, sie wäre meine kleine Schwester.“

So trafen zwei unschuldige Wesen zusammen, die unbewußt zwei, durch eine weite Kluft moralischer und intellectueller Verschiedenheit getrennte Racen vertretend, dennoch Kinder eines Vaters im Himmel sind, dennoch zu einander sich gegenseitig hingezogen fühlen durch die Allmacht der großen Mutter Natur. Glückliche Kindheit, die sich diesem Zuge hingibt, ohne die Scheidewände des Stolzes und der Vorurtheile zu kennen! Wahrlich, alle Gemeinschaft mit den Engeln würde uns abhanden kommen, wäre nicht die Leiter der Kindheit, an der sie zu uns niedersteigen.

In den trägen Fluß des eintönigen Lebens, das die beiden Familien in der Prärie-Einsamkeit führten, brachte die kleine abenteuerliche Episode auf einige Zeit eine Art kräuselnder Bewegung. Noch viele Tage nach dem Abzuge der Indianer war bei jedem Zusammensein der beiden Familien das wilde und doch so anziehende Kind Gegenstand des Gesprächs. Charley blieb bei seiner Meinung: „Haarbusch würde hübsch sein, wenn sie das Haar wie unsereins trüge.“

Digitized by Google

„Ihre Eltern nannten sie Wik-ä-nie," warf Willie ein, „und der Name gefällt mir besser als Haarbusch." Er gab sich auch Mühe, ihn sein Schwesterchen nachsprechen zu lehren und er brachte es glücklich dahin, daß, wenn man ihr den roth und gelb bemalten Korb zeigte, sie „Wik-ä-nie" lallte; der Wlaut war ihrem kindisch schwachen Organ noch zu schwer.

In die Erinnerungen an die kleine Fremde mischte sich bei Mrs. Wharton eine gewisse mütterliche Zärtlichkeit. „Nie sah ich etwas dem Lichte einer Astrallampe so ähnlich," sagte sie, „wie ihre weitgeöffneten, schönen Augen. Ich war nahe daran, mich in das kleine Ding zu verlieben und wäre sie länger geblieben, ich hätte die Trennung von ihr schwer ertragen."

Allmälig indeß erloschen diese Erinnerungen; nur so oft ein entfernter Nachbar, oder ein vorüberziehender Auswanderer in dem Blockhaus einkehrte, verfehlte Willie nicht, sein Körbchen zum Vorscheine zu bringen und die Geschichte von Wik-ä-nie zu wiederholen, vergaß aber auch selten, den Jubelschrei nachzuahmen, den sie beim Anblick der scharlachrothen Erbsen ausstieß.

## Mannigfaltiges.

Einige Hamburger haben an die Soldaten in Schleswig Cigarren geschickt, die so schlecht waren, daß sie nicht gebraucht werden konnten. Glasbrenner's Montagspost schreibt deßhalb: „Die Cigarren-Sorten, welche edle Hamburger Geber nach dem Kriegsschauplatze spendeten, sind folgende: 1. **Rue de Bomba, Cigarros sub custos de noctu.** 2. **Nutandos,** Dessauer Papier-Cigarren. 3. **La Schmeissthnraussio,** die gewöhnliche Freundschafts-Cigarre. 4. **Vomitivos, Cigarros Ukermarkos pur raucho estra muros.** 5. **La Constitutionella assoluta,** die höhere Wegekraut-Cigarre, mit pfuidalem Deckblatt. 6. **Dannewirkos,** Cigarren, vor welchen die Dänen sofort die Flucht ergreifen. 7. **Loa Choierados,** die Erleichterungs-Cigarre. 8. **Freimaurer,** Cigarren, die selbst Maurer nur im Freien rauchen können. 9. **Impossibles.** (Diese Cigarre muß man noch zwei Jahre liegen lassen und dann wegschmeißen.) 10. **Doa a Ludros infama canailla stinkadores."**

Die in London bestehende kgl. Gesellschaft zur Rettung von Menschenleben aus Feuersgefahr hat jetzt ein Netz von 84 Stationen über London ausgespannt, bei deren jeder die ganze Nacht hindurch ein Chef verweilt, der eintretenden Falls binnen wenigen Minuten mit Mannschaften und Rettungs-Apparaten in jedem beliebigen Theile seines Distriktes zur Hilfe bereit ist. Während des verflossenen Jahres waren die Mannschaften der Gesellschaft bei 673 nächtlichen Bränden in Thätigkeit — und diese Zahl wird nicht um ein Dutzend hinter der gesammten Anzahl nächtlicher Feuer in der Hauptstadt zurückbleiben, — und unter Leitung der Chefs wurden 74 Menschen gerettet, welche ohne diese Hilfe dem gewissen Verbrennungstode anheimgegeben waren.

(Eine große Familie.) Die größte Familie in Europa dürfte das montenegrinische Dorf Batce aufzuweisen haben. Es heißen nämlich alle Bewohner dieses 200 Wohnhäuser zählenden Ortes Martinovic und sind mit einander verwandt.

Ein junger Mann, der eine Lebensgefährtin suchte, schrieb einen zärtlichen Brief an ein junges Frauenzimmer, das alle guten Eigenschaften in sich vereinigte. Er machte ihr darin einen Heirathsantrag und schloß mit folgenden Worten: „Haben Sie die Güte, mir baldigst Antwort zu geben, da ich noch eine Andere im Auge habe."

## Logogryph.

Horcht! eine Summe liebreicher Genüsse
Weck' ich in euch, nehmt und zergliedert mich!
Raubt mir den K o p f und laßt mir die v i e r Füße —
Ein edleres Getreide habt ihr; nehmt von meinem Ich
Den e r s t e n Fuß; und einen Leckerbissen
Geb' ich an euren Tafeln ab.
Doch ach! so tretet ihr mich oft mit Füßen!
Oft räch' ich mich und schling' euch ein ins Grab.
Wißt! euer Koch ist ohne meinen Kopf
Ein Nichts, ein jämmerlicher Tropf;
Und ohne meinen l e t z t e n Fuß
Ist euer schönster Schmaus kein rechtlicher Genuß.
Mit a l l e n F ü n f e n dien' ich euch bei Bällen:
Kein Tanzfest läßt sich ohne mich bestellen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Dienstag, 29. März 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

„Guter Herr, Sie müssen wohl fremd sein in unserer Stadt!“ sagte die Frau, indem sie von der hohen Schwelle herabtrat, als ob sie den Kleinen näher ins Auge fassen wollte.

„Ja, ich bin fremd.“

„Wären Sie einheimisch, so müßten Sie wissen, daß die Bewohner dieser Straße alle am Hungertuche nagen und daß, wer nur immer kann, es vermeidet, sich hier niederzulassen. Mit einem Arbeiter ist das anders — der geht Morgens und kommt Abends — aber ein Kaufmann, du lieber Gott! Lewes ist recht heruntergekommen.“

„So!“ sagte Jonas, der längst gemerkt hatte, daß er auf die rechte Person gestoßen war. „Ist Ihnen ein Prischen gefällig?“

Er präsentirte der Alten seine Dose.

„Danke! der Tabak ist gut. Diese Sorte hat Lewes nicht. Wie gesagt, er ist recht heruntergekommen. Ich erinnere mich noch, daß er ein großes Geschäft in der Wallstraße hatte, daß er während des Sommers in einem schönen Landhause vor dem Thore wohnte und seine Kutsche von zwei prächtigen Pferden ziehen ließ. Jetzt zieht der alte Mann einen Handwagen, auf dem er Kohlen und Holz holt für seinen Laden und Madame Lewes legt Gurken ein und Häringe.“

„Er ist also verheirathet, hat auch wohl Familie?“

„Das will ich meinen und was für eine Familie! Sieben Kinder, lauter Mädchen! das älteste ist 20 oder 21 Jahre alt — das hübscheste Kind, das ich kenne. Nun folgen die anderen wie die Orgelpfeifen in unserer Kirche. Und alle haben die schönsten Lockenköpfe — die Kinder sind bekannt, man sieht sie gern. Das ist auch der einzige Segen, der auf der Familie ruht, der Kindersegen nämlich. Man muß es der Madame Lewes nachsagen, sie ist eine prächtige Frau, die Tag und Nacht arbeitet. Und wenn man bedenkt, daß ihr von Jammer und Elend keine Silbe an der Wiege gesungen ist, so muß man wahrhaftig staunen, daß sie sich in die traurige Wirthschaft so gut findet.“

„Die Frau stammt also aus guter Familie?“ fragte Gotthelf.

„Das will ich meinen! Der Vater der Frau Lewes war ein angesehener Kaufmann und Friederike, seine einzige Tochter, ein sehr schönes Mädchen, das der Freier in Hülle und Fülle hatte. Sogar ein Baron lief dem Alten der Tochter wegen das Haus ein. Gotthelf Jonas, so hieß der Vater, wollte hoch hinaus und hätte gern den Baron zum Schwiegersohne gehabt; Friederike war aber anderer Meinung, der junge Kaufmann Lewes, ihr Nachbar, der sich erst etablirt hatte, war ihr lieber.“

„Wie gut Sie unterrichtet sind, liebe Frau!“

„Nun, wenn man Hausmädchen ist, kann man wohl so Etwas erfahren.“

„Das ist höchst interessant!“

„Warten Sie nur, das Beste kommt noch. „Geben Sie mir noch eine Prise, lieber Mann. So — danke — der ist besser als Schneeberger. Nun merken Sie auf: die Freier drängten sich also nach der schönen und reichen Friederike; aber mit einem Male blieben sie weg, als ob die Cholera ins Haus gefahren wäre.“

„Warum blieben sie weg?“

„Weil Gotthelf Jonas, der reiche Banquier, bankerott gemacht hatte und verschwunden war. Da konnte man deutlich sehen, was die jungen Herren eigentlich gewollt hatten — Geld, nichts als Geld! Friederike war durch den Bankerott um kein Haar anders geworden, aber man achtete nicht mehr auf sie. Das Gericht trieb das arme Mädchen aus dem Hause und verkaufte, was da war. Die gute Tochter gab Alles hin, selbst ihre Schmucksachen, um die Gläubiger zu befriedigen. Aber das war

Digitized by Google

nur ein Tropfen auf den heißen Stein und es ging Mancher zu Grunde. Auch Lewes hatte durch den alten Jonas viel verloren und man sprach davon, daß er sein Geschäft schließen müsse; aber er ließ es offen, holte sich die hübsche Friederike, die in einem Dachstübchen wohnte und heirathete sie zum Erstaunen der ganzen Stadt. Ich habe nicht gestaunt, denn ich wußte, daß sich Beide herzlich gut waren; Lewes machte nun die größten Anstrengungen, um den Verlust zu verschmerzen, den ihm sein unsichtbar gewordener Schwiegervater zugefügt hatte; aber es ging nicht, nach 3 Jahren mußte er sein Geschäft aufgeben und das Gericht verkaufte ihm das Haus und die Vorräthe, gerade wie dem alten Jonas. Friederike wurde zum zweiten Male an die Luft gesetzt. Lewes fing nun Mancherlei an — Nichts wollte glücken. Er war Makler, Schreiber, Lohnkellner und Fremdenführer. Endlich gewann er 600 Thaler im Lotto und mit diesem Gelde legte er da drüben das Geschäft an, das ihn kümmerlich ernährt. Der große Kaufmann ist ein Käseverkäufer geworden. Wenn nur der elende Laden in einer besseren Straße läge, so ließe ich es mir noch gefallen; aber so hat er nur arme Leute zu Kunden, die borgen und nicht bezahlen. Neulich hat er meinen Nachbar, einen Aufkäufer, verklagt und ihn mit Gewalt zum Zahlen einer ziemlich bedeutenden Schuld gezwungen, denn Lewes findet ja seine Waaren auch nicht auf der Straße — was thut nun der rohe Aufkäufer, um sich zu rächen? Er wirft dem armen Menschen, der lange Geduld mit ihm gehabt hat, die Ladenfenster ein. Man kann es ihm nicht beweisen, weil ihn Keiner dabei erwischt hat; aber ich wette einen Zentner Karpfen gegen einen faulen Häring, daß der Aufkäufer diese Nichtswürdigkeit verübt hat. — Aha, da kommt mein Mann angetorkelt — ich erkenne schon am Tritte, daß er schwer geladen hat. Na, warte, Dir will ich den heißen Kopf tüchtig abkühlen."

Es kamen wirklich schwere Schritte näher.

Ein starker Mann in Schurzfell und Jacke erschien.

„Platz da!" rief er, die knochigen Fäuste ausbreitend. „Goddam, die Hitze ist zum Ersticken."

„Aha, er spricht Englisch!" rief die Frau. „Nun weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat. Komm' nur herein, Alter, wir wollen ein Wort Deutsch mit einander reden."

„Goddam, die Hitze! Meta, eine Kanne Wasser!"

„Die sollst Du haben! Reines Flußwasser!"

Der Mann schwankte in das Haus, die Thür ward zugeschlagen und Gotthelf Jonas war allein.

Der Tumult, der sich in dem Hause erhob, hatte kein Interesse für ihn; er ging gedankenvoll über die Straße und blieb vor einem erleuchteten Fenster stehen, das mit Verkaufsartikeln, wie sie die Frau genannt, angefüllt war. Durch die trüben Scheiben ließ sich der kleine Raum des Ladens übersehen.

Jonas, die Hände auf seinen Stock gestützt, starrte durch das Fenster. Trotz der Armseligkeit herrschte eine musterhafte Ordnung in den aufgestellten Kleinigkeiten. Auf dem reinlichen Pulte, das neben dem Fenster stand, lag ein aufgeschlagenes Contobuch. Das braun angestrichene Geräth war spiegelblank. Die Reihe der Flaschen und Fläschchen erglänzte hell im Lichte der Lampe, die von der niederen Decke herabhing.

Da klingelte die Thür und ein kleiner zerlumpter Knabe trat von der Straße ein. Der schrille Ton der Glocke war noch nicht verklungen, als auch schon ein junges Mädchen hinter dem Ladentische stand und den Käufer bediente. Der Knabe ging; die Verkäuferin trat zu dem Pulte, ergriff die Feder und schrieb. Welch eine schlanke, reizende Gestalt beugte sich über das Pult! Wie schön war das Profil des zarten, bleichen, aber nicht krankhaften Gesichts! Die schweren Flechten des dunkelblonden Haares bildeten auf dem Hinterkopfe einen glänzenden Kranz. Das einfache Kleid von braunem Merino war so sauber und nett, daß es der Trägerin ein aristokratisches Ansehen verlieh. Jonas trocknete sich bewegt die Thränen aus den Augen.

„So sah meine Friederike aus, als ich sie verlassen mußte!" flüsterte er. „Ach, diese Züge, diese lieben Züge haben sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt. Die Enkelin tritt mir in der Gestalt meiner Tochter entgegen."

Der Greis weinte. Er mußte mit der zitternden Hand sich an die feuchte Mauer stützen, um nicht zu Boden zu sinken. So verblieb er einige Minuten. Die Vorübergehenden gewahrten den grauen Mann nicht, der, von tiefem Weh erfüllt, murmelte: Was mögen die armen Menschen gelitten haben! Bin ich denn auch im Stande, sie für die traurige Vergangenheit zu entschädigen? Auf dem Manne meiner Tochter hat der Fluch gelastet, den die Welt mir nachgerufen! Und diese Welt hat ihn sinken lassen.

(Fortsetzung folgt.)

# Das Stiefkind.

## Eine Familien- und Herzensgeschichte.

### 1.

Die Bewohner des Ritterguts Osterach waren in einer freudigen Aufregung. Paul Schellwitz, der einzige Sohn des pensionirten Oberlandesgerichtsraths, welchem Osterach gehörte, war nach vierjähriger Abwesenheit ins Vaterhaus zurückgekehrt, um den Winter mit den Seinigen zu verbringen. Ausgedehnte Reisen und häufiger Verkehr in der besten Gesellschaft hatten dem stattlichen fünfundzwanzigjährigen Paul eine Vollendung gegeben, wie sie wenige junge Männer seines Alters besitzen. Ein gediegener gerader Charakter, ein reich gebildeter Geist und ein sehr lebhaftes Selbstgefühl hatten ihn auf der Universität wie auf seinen Reisen vor Ausschweifungen bewahrt, und ein Musterbild von Jugendkraft, blühender Frische und Männlichkeit, war er in die Arme seiner Mutter zurückgekehrt, welche auf ihren Sohn stolz sein mußte, wenn sie ihn mit den beiden Freunden verglich, die er mitgebracht hatte, um einige Wochen der Jagdfreuden und der biedern Geselligkeit in dem kleinen Kreise seiner Eltern und Verwandten zu genießen. Auch der Vater, ein noch rüstiger Greis, war mit seinem Sohne zufrieden, welcher eben im Begriff stand, in einem deutschen Mittelstaate eine diplomatische Laufbahn anzutreten. Herr v. Schellwitz war reich und angesehen, eine jener ruhigen, würdevollen Naturen, wie sie im Richterstande so häufig sind, und mit innigem Vergnügen erkannte er in Paul das verjüngte Ebenbild seines eigenen Charakters, wenn Paul auch von der Mutter mehr die Schönheit der Züge und den Adel der Erscheinung sowie eine gewisse Freundlichkeit und wohlwollende Leutseligkeit der Umgangsformen geerbt hatte, die ihm rasch die Herzen gewann. In den Augen Korneliens aber, seiner einzigen Schwester, war Paul gar der Typus aller männlichen Vorzüge und verdunkelte beinahe vollständig seine beiden Begleiter.

Der eine derselben, Julian Forster, schien dies einigermaßen zu beklagen, ohne darob jedoch empfindlich zu sein. Der einzige Sohn eines reichen Fabrikanten in einer benachbarten Provinzialstadt, war er Pauls Schulgefährte und Universitätsfreund gewesen, denn er hatte sich auf der Hochschule mit Eifer dem Studium der Naturwissenschaften und der Nationalökonomie gewidmet, und mehrfach die Ferien mit Paul in Osterach verlebt, auch mit Paul England und Belgien durchreist. Er genoß seither die Rechte eines Hausfreunds in der Schellwitz'schen Familie, und es war gleichsam ein stillschweigendes Uebereinkommen der beiden Jugendfreunde, daß Julian sich um Herz und Hand Korneliens bewerben sollte, zu welcher ihn eine stille innige Neigung hinzog. Julian und Paul befanden sich nahezu im gleichen Fall, denn auch dieser hegte eine geheime Neigung zu einer entfernten Verwandten, Malwine von Tonnewald, die eine Freundin, Gespielin und Altersgenossin Korneliens und eben jetzt mit ihrer Stiefmutter, einer jüngern Schwester der Frau v. Schellwitz, auf Osterach zum Besuch anwesend war. Die heimliche Liebe, die mehr ahnungsvoll als ausgesprochen die beiden Freunde erfüllte und beider stilles Geheimniß war, hatte sie nicht nur enger mit einander verknüpft, sondern vorzugsweise auch vor jenen Ausschweifungen und Abwegen bewahrt, welche jungen Söhnen reicher und freigebiger Eltern so gefährlich sind.

Der andere Begleiter Pauls auf diesem Besuche in der Heimath war ein entfernter Verwandter seines Vaters, der Lehenrathsassessor Kahlau, aus derselben Residenz, wo Pauls künftige Laufbahn beginnen sollte. Er war ein schöner, gewandter Mann, fein gebildet, geistreich, von gediegenen Kenntnissen, welche ihm, im Verein mit dem Einflusse seiner Familie, schon verhältnißmäßig frühe — denn er war nur um einige Jahre älter als Paul — eine glänzende und vielversprechende Laufbahn eröffnet hatten. In der Residenz war Philibert Kahlau eine gefeierte Persönlichkeit. Die Sonne der Hofgunst bestrahlte ihn; er besaß für sein Alter schon einen bedeutenden Fond von Welt- und Menschenkenntniß und war Meister in der Kunst der Selbstbeherrschung und Zurückhaltung; er bescheid sich geflissentlich in Urtheil und Ansichten in Gegenwart älterer Personen, zeigte in seiner Kleidung wie in seinen Manieren eine gewisse edle Einfachheit und Anspruchslosigkeit, bekannte sich zu den Grundsätzen strenger Sittlichkeit, und galt daher für einen Mann von seltenem Geist und musterhaftem Lebenswandel, welchen Ruf er auch zu erhalten stets emsig bemüht war. Herr von Schellwitz betrachtete ihn daher für eine Bekanntschaft, welche seinem Sohn in jeder Hinsicht förderlich sein konnte, und suchte Kahlau durch die zuvorkommendste Freundlichkeit sich und Paul zu verbinden.

Es war am Abend der Ankunft Pauls. Der kurze Novembertag ging zu Rüste und die verlängerte Mittagstafel war eben aufgehoben. Die Gäste zerstreuten sich Gruppenweise in den wohldurchwärmten Zimmern des Herrenhauses. Die älteren Damen plauderten; den alten Herrn v. Schellwitz

hatte Kahlau in eine politische Diskussion verwickelt, welche den alten Juristen sehr interessirte, und so waren die beiden jungen Paare, Paul und Malwine und Julian mit Kornelie, beinahe unbemerkt in den hübschen Wintergarten entwichen, der an das Bibliothekzimmer stieß. Anfangs war das Gespräch ein allgemeines und verbreitete sich besonders über den reichen Flor exotischer Pflanzen, die hier in der Rotunde um den Springbrunnen grünten und blühten. Aber Pauls Augen hafteten öfter und länger auf dem freundlichen blühenden Antlitz Malwinens und auf ihren edlen Formen, als auf der Ueppigkeit der Farne und Musaceen, und als Kornelie endlich ihren Kavalier einlud, das hübsche Orchideenhaus zu besehen, welches ihr Papa in einer entfernten Abtheilung des Wintergartens eingerichtet habe, hielt Paul mit Blick und Hand Malwine zurück, welche der Freundin folgen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Es verdient die vollste Anerkennung, daß das in Weimar erscheinende große technische Sammelwerk: „Schauplatz der Künste und Handwerke" — bis jetzt 264 Bände — unermüdlich darauf bedacht ist, in seinen neuen Bänden neue bisher noch nicht kultivirte Gebiete zu betreten, wie sich in seinen früheren Bestandtheilen, vermöge der häufig erscheinenden neuen Auflagen stets frisch, auf der Höhe der Zeit und den heutigen Anforderungen entsprechend, zu erhalten. — Diese große Reihenfolge von Hand-, Lehr- und Musterbüchern bietet somit eine überaus schätzbare Quelle wichtiger gewerblicher Belehrungen nach allen Richtungen hin und in sämmtlichen Branchen der Technik. Jeder Gewerbsmann, gleichviel welchen Fachs, findet hier in ebenso faßlich dargestellten, als handlichen und wohlfeilen Compendiums eben das, was ihm noth thut und was er wissen muß, um gleichen Schritt mit seinen Berufsgenossen zu halten. Wir glauben darum eine Pflicht, sowohl gegen das gewerbliche Publikum, wie gegen das genannte verdienstliche Werk zu erfüllen, wenn wir ersteres von Zeit zu Zeit auf dasselbe hinweisen. — So liegen der Redaktion jetzt wieder drei neuerdings erschienene Bände vor. Dieselben führen folgende Spezialtitel:

1) Das Drechseln in Holz, Elfenbein, Perlmutter u. s. w., sowie Belehrungen über das bei diesen Arbeiten erforderliche Drechseln in Metall. Nebst einem Anhange über ornamentales Drehen und Beschreibung mehrerer neuen Drehbänke. Von F. Campin und S. Appenzeller. Mit 202 Figuren. 1 Thlr. 15 Sgr.
2) Beschreibung und Zeichnungen der praktisch bewährten, einfachsten Backöfen für Steinkohlenfeuerung und Teigknetmaschinen. Von W. Jeep. Mit 23 Abbildungen. 18 Sgr.
3) Die besten Wäschmangen, Rollmangen oder Mangeln, nebst Walzenmangen, Cylindermangen oder Kalandern, sowie die allgemein als äußerst brauchbar anerkannten hauswirthschaftlichen Waschmaschinen, als auch die bewährtesten Vorrichtungen für die Fabrikwäsche in Bleichereien, Färbereien, Zeugdruckereien u. s. w. Von C. Falk. Mit 137 Abbildungen. 1 Thlr.

## Mannigfaltiges.

In einer Eisengießerei, unweit Breslau, spuckte längere Zeit der Teufel. Wenn die Mitternachtsstunde schlug, erschien eine Gestalt von grauenhaftem Aussehen, mit Hörnern auf dem Kopf und feuerigem Munde; ein schwarzes Wesen, das ein feuriges Gefäß trug, begleitete die Schauergestalt. Ein panischer Schrecken ergriff den Wächter und er überließ den Ort, wo der Teufel sein Wesen trieb, seinem Schicksal. Die Teufelserscheinungen wiederholten sich, und jedesmal, wenn sich der Gottseibeiuns gezeigt hatte, fehlten am nächsten Morgen Eisen, Kupfer, Geräthschaften ꝛc. Endlich in der Nacht vom vergangenen Mittwoch faßten sich ein paar Arbeiter das Herz, den Teufel sich etwas näher zu besehen; sie rückten ihm mit Stangen, Hämmern u. dgl. auf den Leib und siehe da! der Teufel begann zu parlamentiren und um Gnade zu bitten. Es war ein in der Nähe der Eisengießerei wohnender Grundbesitzer, der eine Kuhhaut über sich zog, eine brennende Cigarre in den Mund steckte und von seinem schwarzen Hunde begleitet, den er ein Gefäß mit glimmenden Kohlen im Munde tragen ließ, seine Besuche in der Gießerei machte und dort ungehindert stahl.

Auflösung der Charade in № 38:
Kreis, Reis, Eis.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 40. Freitag, 1. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Die Glocke an der Thür ertönte von Neuem. In dem Laden stand eine korpulente Frau dem jungen Mädchen gegenüber, dessen ganzes Gesicht der Beobachter nun sehen konnte.

„Guten Abend, Mamsell Hedwig!"

„Was steht Ihnen zu Diensten, Frau Nachbarin?" fragte Hedwig.

Die Frau forderte und Hedwig kam der Forderung mit der Gewandtheit nach, die lange Uebung erzeugt. Das nun folgende Gespräch konnte Jonas deutlich verstehen, da in der Straße völlige Stille herrschte.

„Liebe Mamsell, ich muß Ihnen Etwas erzählen."

„Was denn?" fragte Hedwig mit einer Miene, welche die Ergebung in das unvermeidliche Schicksal verrieth, die Schwätzerin anhören zu müssen.

„Haben Sie Besuch gehabt?"

„Nein."

„Das wundert mich."

„Warum denn?"

„Vorhin fragte ein Fremder nach Ihnen."

Hedwig schien zu erschrecken.

„Ein Fremder?" wiederholte sie mit unsicherer Stimme.

„Er erkundigte sich nach dem Geschäft Ihres Vaters."

„Was haben Sie ihm geantwortet, Frau Nachbarin?"

„Die Wahrheit, und Sie wissen, ich bin Ihnen gut."

„Ich glaube Ihnen."

„Der Mensch kam mir verdächtig vor, denn er bot mir eine Prise, um mich zum Reden zu bewegen. Na, da habe ich ihm denn alles Gute gesagt, was ich von Ihnen weiß."

„Wie sah er denn aus?"

„Er hatte einen großen Bart und helle Augen, die selbst in der Dämmrung blitzten. Wie gesagt, er kam mir verdächtig vor. Wäre mein Mann nicht dazwischen gefahren mit seinem „Goddam!" — und Sie wissen, in welchem Zustande er englisch spricht — ich hätte den Fremden ausgefragt. Als ich meinem Manne einige Püffe versetzt und ihn in die Stube gesperrt hatte, wollte ich nachsehen — da war der Fremde verschwunden." „Mamsell Hedwig!" rief die Frau plötzlich.

„Was denn?"

„Sehen Sie nach dem Fenster!"

„Mein Gott, dieses Gesicht!" rief Hedwig erschreckt.

„Der Fremde! der Fremde!"

„Er umschleicht unsern Laden . . ."

„Jetzt ist er fort! Sehen Sie wohl, daß ich Recht habe. Das hat Etwas zu bedeuten."

„Und mein Vater ist nicht zu Hause!"

„Lassen Sie es nur gut sein, Mamsell; wenn irgend Etwas passirt — wir wohnen da drüben. Mein Mann hat zwar einen schweren Kopf, aber auch eine schwere Faust. Mit dem winzigen Patron wollen wir schon fertig werden."

Jonas hatte sich zurückgezogen, als er gehört, daß er für eine verdächtige Person gehalten wurde; um das Aufsehen zu vermeiden, war er rasch an den Häusern hingegangen.

„Warum erschrack Hedwig?" fragte er sich. „Fürchtet die Familie Verfolgungen? Vielleicht komme ich zur rechten Zeit, um einen Angriff abzuschlagen. Ich erinnere mich, daß auch ich in steter Angst bebte, als meine Verhältnisse anfingen mißlich zu werden. Jeder Fremde flößte mir Furcht ein, in jedem Gesichte erblickte ich einen Gläubiger und Leute, die Geld haben wollen, sind erbitterte Feinde, wenn sie nicht sofort befriedigt werden. Das ist nun einmal so in der Welt und wird auch wohl immer so bleiben."

Als er nach zehn Minuten zurückkam, war die gefährliche Nachbarin verschwunden. Statt ihrer stand ein junger Mann an dem Ladentische, der sich eifrig mit Hedwig unterhielt. Beide flüsterten, so daß Jonas kein Wort verstehen konnte. Aber aus ihren Mienen ließ sich schließen, daß sie sich zärtliche Worte zuflüsterten. Hedwig schien nicht mehr so bleich zu sein; ihr zartes Gesichtchen hatte ein leichtes Kolorit erhalten und ihre dunkelblauen Augen glänzten lebhaft.

Diese Augenblicke, dachte Jonas, sind vielleicht die einzigen glücklichen in dem Leben des jungen Mädchens, das den ganzen Tag mit rohen Menschen zu verkehren gezwungen ist.

Eine Frau, die aus einer dem Fenster gegenüber sich befindenden Thür eintrat, störte die Unterhaltung. Hedwig reichte dem jungen Manne einige Cigarren; dieser zündete gleichgiltig eine derselben an, grüßte und verließ den Laden, als ob er nur gekommen sei, einen Einkauf zu machen.

„Wie ist der Tag gewesen, Hedwig?" fragte die Frau, in deren bleichen Zügen der Kummer deutlich zu lesen war.

„Nicht gut, liebe Mutter," antwortete Hedwig traurig. „Die Leute müssen in andern Läden ihre Einkäufe machen. Unsere Waaren sind doch gut und preiswürdig . . ."

„Der Vater läßt lange auf sich warten!" sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer. Er wollte gegen Abend schon zurückgekehrt sein.

„Friederike!" murmelte Jonas, der die heiße Stirn an das Fenster gedrückt hatte. Gram und Sorgen haben ihr Haar gebleicht und ihr schönes Gesicht verunstaltet. Sie weint — armes Weib, wenn der Mammon deine Thränen trocknen kann, so werden sie bald nicht mehr fließen.

Hedwig hatte den Blick auf das Fenster gerichtet.

„Mutter," rief sie erschreckt, „dort zeigt sich das Gesicht wieder, das ich schon vor einer halben Stunde gesehen habe! Der Mensch muß ein besonderes Interesse haben, unsere Lage kennen zu lernen, denn er hat sich bei der Nachbarin erkundigt."

Frau Lewes hatte nur flüchtig den Kopf am Fenster sehen können, denn in demselben Augenblicke trat ihr Mann ein.

„Friedrich!" rief sie, „Du kommst spät!"

„Guten Abend, Friederike!" sagte der erschöpfte Mann, indem er seiner Gattin die Hand reichte und ihr einen Kuß auf die Stirn drückte.

„Ich lese es Dir in den Blicken, daß Deine Wege erfolglos gewesen sind."

„Ja Frau, ich habe nichts ausgerichtet. Wohin ich komme, werde ich abgewiesen. Die Leute können immer noch meine Vergangenheit nicht vergessen, die ihnen Mißtrauen eingeflößt hat. In Neuberg's Comptoir behandelte man mich wie einen Bettler — ich habe allen Muth verloren. Wie viel Geld ist in der Kasse?"

„Drei Thaler!" antwortete Hedwig weinend.

„Frau, Tochter," sagte Lewes, „wenn ich dem Schuldgefängnisse entgehen will, muß ich morgen früh meine Insolvenz anzeigen."

Die Mutter legte beide Hände vor das Gesicht und begann zu weinen.

„Einer so kleinen Summe wegen!" schluchzte sie. „Was soll aus uns werden?"

„Still! Da ist der Fremde noch!" flüsterte Hedwig.

„Der Bettler!" fügte Lewes hinzu. „Der Mann ist vielleicht glücklicher, als ich. Gebt ihm eine Münze, wenn er anklopft."

Die beiden Gatten zogen sich in das Innere der Wohnung zurück. Kaum war Hedwig allein, als Gotthelf Jonas eintrat. Bestürzt sah sie den Greis an. Dann wollte sie die Thür hinter sich öffnen, um den Vater zu rufen.

„Fürchten Sie nichts, mein liebes Kind," sagte der Alte mit bewegter Stimme. „Ich komme in der Absicht, mit Ihnen zu berathen, wie der Verlegenheit Ihres Vaters abzuhelfen sei. Der arme Mann sprach von Insolvenz — nein, das darf nicht geschehen! Friedrich Lewes, der brave Mann, der rechtliche Negoziant, er soll nur diesen Laden schließen, um sein Haus in der Wallstraße wieder zu beziehen und dort ein Geschäft zu eröffnen, das des tüchtigen Kaufmannes würdig ist. Nun, liebes Kind, nennen Sie mir die Summe, deren Ihr Vater für den Augenblick bedarf. Ich kann wohl annehmen, daß Sie darum wissen. Sehen Sie mich nicht ungläubig an," fügte der Greis hinzu, indem er sein schwarzes Taschenbuch hervorholte — „ich treibe keinen Scherz mit ernsten Dingen. Genügen tausend Thaler? Hier ist die Summe in guten Banknoten — morgen oder übermorgen sehen Sie mich wieder. Als Dank fordere ich nichts weiter, als daß Sie mir Ihre Hand reichen."

„Lieber Herr," stammelte Hedwig, „bleiben Sie doch!"

„Kann nicht!" rief Gotthelf, dem die Thränen über die Wangen rannen.

„Nennen Sie mir den Namen unseres Wohlthäters!" bat das reizende Kind mit gefalteten Händen.

„Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Das Stiefkind.

## Eine Familien- und Herzensgeschichte.

(Fortsetzung.)

Fast nur widerstrebend ließ sich Malwine zurückhalten. Ihre Hand zitterte merklich in der Hand Pauls; sie senkte den Blick vor der Gluth seiner dunklen Augen, die mit einem unnennbaren Ausdruck auf ihr hafteten, und Purpur und Bläße wechselten rasch auf dem zarten Sammet ihrer Wangen und ihres herrlichen Nackens.

„Malwine," hub er mit leiser, bewegter Stimme an und zog ihre Hand an sein Herz, „warum so scheu, so zurückhaltend und würdevoll gegen mich? Haben denn diese vier Jahre der Trennung unsere Freundschaft zu Grabe getragen? Sprich, warum fliehst Du mich beinahe?"

„Stünde ich denn hier, wenn ich Sie fliehen wollte, Herr v. Schellwitz?" stammelte sie und ein scheuer Blick aus ihrem tiefblauen Auge streifte zu ihm herauf.

„Herr v. Schellwitz? — Sie? — Ei, ei, Malwine, wer hätte dies gedacht?" erwiederte er mit einem leisen Vorwurfe. „Bin ich Dein Vetter Paul nicht mehr? Als wir vor vier Jahren schieden, Malwine, warst Du schon kein Kind mehr; Du standest auf der Grenzscheide zwischen Kind und Jungfrau und ich deutete mir die Thränen, die Du beim Abschiede vergossest, ganz anders. Bin ich denn ein Anderer für Dich geworden, Cousine?"

Sie blickte zu ihm auf und musterte durch den feuchten Glanz ihres Auges hindurch schüchtern und züchtig den Vetter. „O ja, Vetter, Sie sind ein Anderer als damals!" flüsterte sie. „Sie sind nicht mehr der junge heitere Student; — Sie sind ein Mann geworden, ein ganzer Kavalier, ein ... ein schöner Mann — und ich bin noch dasselbe Landmädchen, schlicht und zurückgezogen. Wie wollen Sie da, daß ich Sie anders, als mit einem gewissen Respekt betrachte und behandle? ..."

„Ich mißfalle Dir aber doch nicht, so wie ich jetzt bin?" fragte er hastig und mit einem glücklichen Lächeln.

„Mißfallen? ... O nein; ich finde Sie vielmehr so gediegen, so vollendet ..."

„Süßer kleiner Schelm!" flüsterte er und zog ihre rosigen Fingerspitzen an seine Lippen. „Holde kleine Schmeichlerin. Und soll ich Dir sagen, wie ich Dich finde? Du bist so herrlich aufgeblüht, so voll Anmuth und Würde, so züchtig und doch so erhaben, so blühend und doch so zart ..."

„Malwine!" rief in diesem Augenblick eine tiefe barsche Frauenstimme aus der nahen Thüre des Bibliothekzimmers. Die beiden jungen Leute schracken unwillkürlich zusammen, und das Mädchen stammelte verwirrt: „Mama! ..."

„Ah, da bist Du also?" rief Frau v. Tonnewald und trat in das Gewächshaus, über welches sich bereits die Dämmerung herniedersenkte. „Und auch Du hier, lieber Neffe?" wandte sie sich gegen Paul mit einem Lächeln, das ihm wenig Freundlichkeit abgewann. „Du entschuldigst, mein Lieber, daß ich Malwine auf einen Augenblick abrufe. Sie soll Deiner Mutter ein Buch holen, das sich noch in unseren Koffern befindet. Komm, Malwine.

Beide entfernten sich, ohne sich umzusehen, und Paul lehnte sich an einen der eisernen Pfeiler, welche die Kuppel trugen, und blickte ihnen sinnend nach.

Anfangs verdüsterte etwas wie Unmuth und Enttäuschung sein ausdrucksvolles Gesicht; dann aber dachte er wieder nur ausschließlich an Malwine, die zwar keine strahlende Schönheit war, deren Reize aber um so mächtiger zur Seele sprachen. Wie schön und stattlich war ihre schlanke, geschmeidige Gestalt, wie kräftig und doch voll Anmuth ihr Wuchs, wie seelenvoll und verständig dieses klare sanfte Auge, wie züchtig und schüchtern der Ausdruck dieses feinen und jugendlich frischen Gesichts, wie würdevoll und doch liebreizend ihre stolze Haltung, ihr schwebender Gang! Wie drang ihr stilles Lächeln, dem sich ein leiser Anflug von Wehmuth beigesellte, zum Herzen, und welcher sinnige, für ein Mädchen in ihren Jahren fast allzufrühe Ernst lag auf dieser klaren reinen Stirne! — So zerlegte er sich im Stillen all ihre Reize, und aus diesem Sinnen schreckte ihn erst die Rückkehr Julians und Corneliens auf, denen er nun stumm nach dem Gesellschaftszimmer folgte.

Mittlerweile war Malwine mit ihrer Stiefmutter auf deren Zimmer angelangt. Das junge Mädchen bebte vor Verlegenheit, als wäre sie auf einer bösen That überrascht worden; das Schweigen der Mutter deutete sie sich als schlimmes Anzeichen. Mit zitternder Hand suchte sie das verlangte Buch aus dem Koffer, reichte es der Mutter und wandte sich zum Gehen. Da rief Frau von Tonnewald sie zurück.

„Malwine," sagte sie mit einem Tone, welcher freundlich sein sollte, aber doch die Bestimmtheit des mütterlichen Willens nicht verschleiern konnte. „Ich habe Dir noch etwas mitzutheilen, wozu ich seither nicht Zeit noch Gelegenheit gefunden habe. Ich habe Dich vorhin in einem tête-à-tête mit

meinem Vetter überrascht, welches mir um so auffallender ist, als es den Wunsch von Deiner Seite bekundet, die Aufmerksamkeiten und Huldigungen Pauls auf Dich zu ziehen. Ich will nicht untersuchen, wie groß der Antheil meines Neffen an dieser Scene war, allein der Schein ist gegen Dich und ich halte es daher für das Gerathenste, Dir offen zu sagen: es ist zwischen Pauls Eltern und mir eine längst abgemachte Sache, daß Paul Deine Schwester Fanny heirathe, sobald sie ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hat. Ihr Vermögen wird in Folge von Umständen, die ich Dir nicht näher schildern kann, eine willkommene Vermehrung von Pauls Erbe sein und Fanny's Schönheit und sonstige Vorzüge lassen keinen Widerspruch von Seiten Pauls befürchten. Ich theile Dir dies, wohlgemerkt, nur im engsten Vertrauen und nur in Deinem eigenen Interesse mit, obschon ich es beklage, daß Du mir die Veranlassung geboten hast, Dich warnen zu müssen. Ich berufe mich auf Deine Loyalität und Dein Selbstgefühl und überlasse es Dir, wie Du einer Wiederholung ähnlicher Scenen vorbeugen willst!"

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Wenn Männer in den Zeitungen Frauen suchen, warum sollten sich im freien Amerika die Frauen nicht revanchiren? Miß George Mecleanan hat den Rubikon muthig überschritten. An der Spitze einer der gelesensten Zeitungen erläßt sie folgenden Aufruf an Heirathslustige: „Bürger Amerika's, werdet Ihr gleichgiltig bleiben, wenn eine Dame Eueres Landes, hübsch, gut erzogen, jung, und musikalisch eine Künstlerin, — ein Geschöpf, welches Alles besitzt, was eine Frau benöthigt, um vom Manne geliebt zu werden, — gezwungen ist, Zuflucht bei den Männern zu nehmen, um einen Gatten zu finden? Auf! säumet nicht länger, Euere Devise sei jetzt: „Vorwärts! die Ehe oder den Tod!" Ein furchtsames Herz hat noch nie eine schöne Frau erobert."

(Aus der Gaunerwelt.) Ein französischer Polizeibeamter macht in einem neuerschienenen Buche „**Le monde des coquins**" folgende Mittheilung: „In Frankreich werden Verbrechen gegen das Eigenthum begangen: 175,600! Und gegen das Menschenleben: 41,900. 70,200,000 Francs werden alljährlich für den Unterhalt der Schurken und Gauner verausgabt. Dazu kommt noch eine ganze Armee, die sie bewacht: 35,000 Feldwächter, 30,000 Privatwächter, 30,000 Zollbeamte, 15,000 Gendarmen, 10,000 Waldhüter, 3000 Polizeikommissäre, 3000 Straßenaufseher und die betreffenden Untergebenen. Ferner: Militärsoldaten, Nationalgarden, Sergeants de Ville und Brigadiertruppen; ein Justizminister, ein Minister des Innern, ein Polizeipräfekt, 89 Präfekten, 370 Unterpräfekten, 38,000 Maires, 3000 Friedensrichter, 2500 Magistratspersonen, Präsidenten, Vizepräsidenten, Untersuchungsrichter, Generalprokuratoren, Substituten, Greffiers, Huissiers, 3500 Geschworene. Für die Gauner gibt es in Frankreich 38,000 Polizeisäle, 3000 **maisons de dépôt**, 3000 Sicherheitslokale der Gendarmerie, 362 Arresthäuser, 86 Justizpaläste, 27 Zwangs- und Zuchthäuser, 86 Henker sammt Gehilfen, 3 Bagnos, 12 Gefängnisse in Paris, dann Zufluchtsstätten, Asylhäuser, Kolonieen für junge verwahrloste Menschen und dergleichen, und das Alles für 200,000 Gauner im Umkreise Frankreichs.

Eine kleine, aber nicht unwichtige Erfindung wird jetzt nach und nach allgemeiner gewürdigt und verdient das Bekanntwerden in größeren Kreisen. Es ist die der sogenannten Sicherheitsbrenner, welche sich luftdicht innerhalb drei Minuten schließen, sobald die Gasflammen durch irgend einen anderen Vorgang als das Schließen der Hähne auslöschen und auf diese Weise Gasausströmungen sicher verhindern. Die Erfindung ist Eigenthum des Nürnberger „Gasapparate- und Gußwerks", welches Patent in allen Ländern darauf genommen hat. Die Vorrichtung ist äußerst einfach. Bereits laufen die Bestellungen massenhaft ein, ein Zeichen für die große Zweckmäßigkeit der Erfindung, die Referent indessen selbst geprüft hat. Der kleine Brenner kostet 24 kr., ist als praktisch und zur Verhütung von Unglücksfällen, namentlich für größere Werkstätten, sehr empfehlenswerth.

„Wie finden Sie meinen Wein?" frug ein Gastwirth einen Gast, der Kenner war, „nicht wahr, das ist ein kostbar Weinchen?" „Ein kostbar Weinchen möcht' ich gerade nicht sagen," erwiederte kopfschüttelnd der Gefragte, „wohl aber ein Weinchen, das sich gewaschen hat."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 41. Sonntag, 3. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Der Greis war verschwunden. Hedwig stand wie träumend vor dem Gelde, das sie für falsch zu halten versucht war, denn sie konnte weder an den Reichthum, noch an die Großmuth eines fremden, unscheinbaren Mannes glauben, der sich auf so seltsame Weise genähert hatte. Mit zitternden Händen prüfte sie die Banknoten — sie waren ächt. Dann rief sie den Vater, der in Begleitung der Mutter ängstlich eintrat.

„Was ist geschehen?“ fragten Beide.

„Dort! dort! Tausend Thaler — gute preußische Banknoten!“ rief Hedwig.

„Wer gab sie Dir?“

„Jener arme Mann, dessen Gesicht wir am Fenster gesehen — er weinte und zählte mit zitternder Hand das Geld — morgen oder übermorgen will er wiederkommen. Ach, er sprach so seltsame Dinge, daß ich fast an seinem Verstande zweifelte.“

Die Freude über die Beseitigung der Gefahr überwog alle Bedenken. Der Krämer nahm das Geld, das er als richtig erkannte und führte seine Gattin in das Wohnzimmer, wo die Kinder des Abendessens harrten. Als Hedwig eine Stunde später den Laden geschlossen hatte und sich zu den Eltern gesellte, erzählte sie alle Einzelheiten des beglückenden Ereignisses. Man hielt den Fremden in dem unscheinbaren Rocke für einen Sonderling und bedauerte nur, daß er sich dem Danke Derer entzogen, die er vom Untergange gerettet hatte. An Gotthelf Jonas, der seit seiner Flucht spurlos verschwunden war, dachte Niemand. Friedrich Lewes schüttelte schmerzlich lächelnd den Kopf, als er die Aeußerung des Fremden über das Haus in der Wallstraße hörte, und diese vorzüglich war es, die ihn an einen reichen Sonderling glauben machte. Die Hausfrau, durch Arbeit und Sorgen bis zum Tode erschöpft, brachte heute die Kinder leichten Herzens zur Ruhe, sie wußte ja, daß die dringendste Gefahr beseitigt war und daß noch 900 Thaler zur Verbesserung des Geschäftes blieben. Der Krämer erzählte, wie er vergeblich den reichen Neuberg zu sprechen versucht, wie er von Pontius zu Pilatus gewiesen worden und wie er endlich den Rückweg mit der Ueberzeugung habe antreten müssen, daß von dem Banquier, als dem Inhaber des Wechsels, keine Nachsicht zu erwarten sei. Dann habe er bei verschiedenen Personen, die Geldgeschäfte machten, die Summe leihen wollen; aber jede derselben haben triftige Gründe zur Verweigerung gehabt.

„Bist Du denn nicht bei Deinem guten Freunde Edler gewesen?“ fragte Frau Friederike.

„Auch bei ihm bin ich gewesen.“

„Und was hat er geantwortet?“

„Seine Freundschaft zu mir sei ihm zu werth, als daß er sie eines Darlehens wegen auf das Spiel setzen könne.“

„Das begreife ich nicht!“

„Edler meint, wolle man einen Freund verlieren, so müsse man bei ihm Geld leihen, denn bei der Rückzahlung käme es sicher zum Zwiste. Er bedauerte mich, lud mich zum Abendessen ein, was ich natürlich ablehnte, sprach von Gottvertrauen und ging dann mit seiner Frau zur Betstunde, die jeden Abend bei einem alten Geistlichen abgehalten wird.“

„Der Mann hegt seltsame Ansichten von Freundschaft. Damit Du ihm erhalten bleibest, will er Dich untergehen lassen.“

„Vorwand, nichts als Vorwand!“ rief Lewes. „Zwischen einem Armen und einem Reichen ist Freundschaft ein Ding der Unmöglichkeit. Doch genug, beginnen wir ein angenehmeres Geschäft.“

Bald war es still in dem Hause des Krämers, der seit langer Zeit nicht so ruhig geschlafen hatte,

Digitized by Google

als in dieser Nacht. Schon früh am nächsten Morgen erschien ein Wechselbiener, der den Familienvater auf Ansuchen des reichen Banquiers in Haft bringen wollte. Lewes zahlte und ging an die Geschäfte des Tages. Ehe er jedoch Schritte zur Veränderung seiner Lage unternahm, wollte er die versprochene Rückkehr des seltsamen Wohlthäters abwarten. Hedwig waltete heute als die liebenswilligste Verkäuferin in dem kleinen Laden und wog im Gefühl ihres Glückes den armen Leuten reichlich die Waaren zu, die sie verlangten. Sie ertheilte Wohlthaten nach ihrer Weise.

## III.

Das Haus, das Gotthelf Jonas einst in glücklichen Zeiten bewohnt hatte, war jetzt das Eigenthum des Barons von Geyer, eines Edelmannes, der schon seit lange als Spekulant in der Stadt lebte. Er „vermittelte" Verkäufe und Tausche von Gütern, wies Hypotheken auf sichere Grundstücke nach, machte in Eisenbahnaktien und spielte in verschiedenen Landeslotterieen. Einem Gerüchte zufolge hatte er einst ein großes Rittergut in Holstein besessen, das er durch Prozesse verloren, und war dann in die Stadt gezogen, um mit dem Reste seines Vermögens zu spekuliren, da er sich nicht entschließen konnte, als armer Oekonom zu leben. Diese Veränderung der äußeren Umstände fällt in die jüngeren Jahre des Barons, als er noch unverheirathet war. Wie Alles bei ihm zur Spekulation ward, so sollte auch die Heirath eine Spekulation werden, und der Adel hielt ihn nicht ab, sich um die Töchter reicher Kaufleute zu bewerben. Statt die Unternehmungen des Barons zu schildern, begleiten wir den alten Gotthelf Jonas, der mit dem Schlage 11 Uhr vor dem Hause des Barons erscheint und wehmüthig nach dem Orte sieht, wo einst seine Firma geprangt hatte. Das Aeußere des großen alten Gebäudes hatte sich nur wenig verändert; nur das Innere war den Verhältnissen des Bewohners gemäß eingerichtet. Das Erdgeschoß, in dem sich sonst die Komptoirs befanden, diente dem Baron zur Wohnung. Die beiden Stockwerke waren an reiche Privatleute vermiethet.

Jonas zog an dem Griffe, der sich neben dem Porzellanschilde befand, auf welchem der Name des Barons stand.

Ein Neger in Livree öffnete. Der Edelmann liebte es, durch seine Domestiken Aufsehen zu erregen. Der krausköpfige Mensch mit dem glänzend schwarzen Gesichte mochte 30 Jahre zählen; er trug schwarze Pantalons, eine gelbgestreifte Weste und einen rothen Frack mit weißen Knöpfen, auf den sich das Wappen des Edelmannes erkennen ließ.

Jonas drückte bescheiden den Wunsch aus, den Herrn Baron zu sprechen.

Der Neger ließ den kleinen grauen Mann eintreten und schloß die Thür. In ziemlich gutem Deutsch fragte er, wen er melden solle. Der Greis überreichte schweigend seine Karte. Nun ward er in ein Vorzimmer geführt.

„Hier war einst meine Kasse!" murmelte er vor sich hin. „Ach, wie hat sich Alles verändert! Die Kasse eines ruinirten Banquiers ist zum Vorzimmer eines spekulirenden Edelmannes geworden."

Der Neger öffnete die Flügelthür. Eine junge Dame in prachtvoller Toilette rauschte heraus, sah stolz auf den sich verbeugenden Jonas und verschwand.

„Bob!" rief eine Stimme in dem angrenzenden Zimmer.

„Gnädiger Herr?"

„Eintreten lassen!"

Gotthelf Jonas trat in ein elegantes Zimmer, ohne Hut und Stock abzulegen.

Der Baron von Geyer war ein kurzer, dicker Mann von vielleicht 57 Jahren. Seine Toilette war die eines jungen Stutzers, der auf Eroberungen ausgeht, sie bestand aus blendend weißer Wäsche, untadelhafter Kravatte, Frack und Pantalons nach dem neuesten Schnitt. Den etwas dicken Kopf schmückte eine schön frisirte braune Perücke mit Seitenlocken. Das mit einer feinen Röthe überzogene und glatt rasirte Gesicht schmückte ein schwarz gefärbter Schnurrbart, der ihm das Aussehen eines gedienten Militärs gab. Das Haupt trug er hoch wie die Nase, die mit der Oberlippe einen stumpfen Winkel bildete. In dem Augenblicke, als Jonas eintrat, setzte er ein goldenes Lorgnon an und betrachtete den kleinen grauen Mann, der sich schweigend verneigte.

„Gotthelf Jonas?" fragte er schnarrend.

„Zu dienen, Herr Baron!"

„Unmöglich!"

„Warum unmöglich?"

„Der Fallit ist todt und lebte er noch, er würde es nicht wagen, diese Stadt zu betreten."

Jonas blieb ruhig; bescheiden lächelnd antwortete er: „Der Fallit wagt noch mehr: er stellt sich selbst dem Herrn Baron von Geyer vor. Das ist allerdings eine Kühnheit, die man bewundern muß."

Der Baron ließ das Lorgnon sinken, daß es an einer feinen Goldkette über die breite Brust herabhing.

„Sie tragen einen schlechten Rock," sagte er wegwerfend, „sehen verhungert aus — hier ist ein Dukaten — mehr kann ich nicht für Sie thun."

„Ich bin kein Bettler, mein Herr!" sagte würdevoll der Greis. „Bedürfte ich einer Unterstützung,

ich würde nicht zu Ihnen gekommen sein." Der Edelmann warf den Kopf empor und fragte stolz: „Was wollen Sie?"

„Sie werden es hören."

„Beeilen Sie sich, ich habe Geschäftsgänge von Wichtigkeit abzumachen. Fünf Minuten seien Ihnen vergönnt."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Stiefkind.

Eine Familien- und Herzensgeschichte.

(Fortsetzung.)

Malwine hatte diese Abkanzelung ruhig und stille angehört; sie wußte, daß ihre Stiefmutter keinen Widerspruch ertragen konnte und am wenigsten unterbrochen werden wollte. Die Zurechtweisung wurde in einem gelassenen und kühlen Tone ertheilt, der keinerlei Vorwurf enthielt, und doch that sie wehe. Malwinens angeborenes Selbstgefühl und ihr Gewissen entrüsteten sich gleich sehr bei der verblümten Anmuthung, als ob sie auf eine unweibliche oder schlaue Weise dem Vetter entgegengekommen sei. Es war ihr unmöglich, hierzu zu schweigen. „Erlauben Sie mir, liebe Mama," hub sie an und bemühte sich, gefaßt und ruhig zu sein, — „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen bemerke, wie dieses Zusammentreffen mit Paul Schellwitz ein ganz absichtsloses und von meiner Seite ungesuchtes war, und ..."

„Lassen wir die Sache bewenden, meine Liebe," fiel ihr Frau v. Tonnewald kühl ins Wort. „Erinnere Dich, daß ich Dich nicht tadeln, sondern warnen wollte, und sollte Paul jemals wieder vergessen wollen, was er *seinen* Pflichten gegen Fanny schuldig ist, da er doch den Wunsch seiner Eltern kennen muß, so vergiß Du nicht, was Du Dir als Tochter eines geachteten Standes schuldig bist, und meide jede Gelegenheit, ihn näher kommen zu lassen und so den Verdacht herauszufordern, daß Du ihn für Dich einnehmen wolltest!" Damit drückte sie Malwinen einen frostigen Kuß auf die Stirne und rauschte in ihrem schweren Seidenkleide aus dem Zimmer.

Malwine warf sich in einen Stuhl und weinte. Sie hatte kein anderes Mittel, ihr Herz zu erleichtern, das von Entrüstung, Aerger und dem Bewußtsein einer unschuldig erlittenen Rüge zum Bersten voll war. Der kalte Blick dieser stechenden klaren grauen Augen hatte ihr weher gethan als die Worte. Eine namenlose Bitterkeit gegen ihre Mutter erfüllte sie, eben weil sie sich ohnmächtig fühlte, mit dieser Frau zu ringen, welcher ein kalter, berechnender, scharfer Verstand, eine reiche Welterfahrung und Menschenkenntniß, eine seltene Leidenschaftslosigkeit und die Vorrechte einer Mutter so viel Ueberlegenheit über sie als Kind gaben, gegen welche sie mit aller Gluth ihres Temperaments ankämpfte.

„Schon wieder ein neuer Triumph ihrer Ränke!" murmelte Malwine mit ohnmächtigem Knirschen. „Abermals soll ich hinter Fanny zurückstehen, abermals der jüngeren Schwester geopfert werden! ... Und Paul, dem ich von jeher so gut war, der noch eben so zärtlich mit mir sprach, der mich so liebevoll und freundlich anblickte, freundlicher als jemals, — hätte er mir so begegnen können, wenn ihr nicht sein Herz mehr zu *mir* hinzöge als zu Fanny, die noch ein Kind ist?"

Ihr Herz erleichterte sich in den Thränen, und als sie wieder gefaßter war, wich auch einigermaßen der Groll, welchen sie hegte. Sie gedachte daran, daß Fanny ihre Schwester und an diesem Familienabkommen wohl unschuldig sei; sie erinnerte sich, daß ihr die Pflicht gebiete, die Rechte der Schwester zu achten, um so mehr, als selbst die Stiefmutter an ihr Rechtsgefühl und ihre Loyalität appellirt hatte; — und doch fühlte sie, daß es ihr schwer werden würde, Paul kalt zu begegnen oder ihm auszuweichen, da ein warmes Gefühl der Freundschaft, wie sie meinte, sie zu ihm hinzog.

Malwine vermochte, wie gesagt, nicht an die Wahrheit dessen zu glauben, was ihre Stiefmutter ihr gesagt hatte, weil sie es nicht mit Pauls Betragen gegen sie in Einklang bringen konnte. Aber sie wußte, daß es gefährlich war, der Mama nicht zu gehorchen. Rath- und hilflos, wie sie war, und ohne genügende Welterfahrung, sowie vielleicht in einem Anfall von Gereiztheit gegen Paul, den sie anderseits doch wieder nicht ganz unschuldig finden wollte, kam sie auf einen Einfall, der eigentlich ihrer unwürdig und sehr unklug war: sie nahm sich vor, Paul zu bestrafen, indem sie einen seiner beiden Freunde sichtlich bevorzugen wollte. Julian konnte dieser Bevorzugte nicht sein, denn dadurch würde sie Kornelien betrübt haben; ihre Wahl fiel daher von selbst auf den Assessor Kahlau, dessen Blicke heute schon mehrmals mit eigenthümlichem Interesse auf ihr geruht hatten. — Als sie ihre Thränen getrocknet und ihre Toilette gewechselt hatte, weil man auf den Abend noch weitere Gäste aus der Nachbarschaft erwartete, ging sie in den Saal hinunter. Die erste Person, welche sie hier traf, war Kahlau, der bei ihrem Erscheinen sogleich auf sie zukam und sich beinahe den ganzen Abend

ihr widmete. Paul ſuchte zwar ebenfalls ihre Nähe, aber aus Achtung für das Gaſtrecht und weil er ſeinen Freund nicht für gefährlich, noch gar für einen Nebenbuhler hielt, wollte er ihm das Vergnügen von Malwinens Unterhaltung nicht mißgönnen.

Kahlau benützte ſeine Zeit wohl. Er bot Alles auf, einen vortheilhaften Eindruck auf Malwine zu machen, deren Charakter er eifrig ſtudirte, deren Vertrauen er zu gewinnen ſuchte. Er gewahrte, daß ſie Selbſtgefühl und eine gute Doſis Eitelkeit beſaß; es entging ihm nicht, daß ſie ſich nur mit Zwang unter den eiſernen Willen der Stiefmutter fügte. Er kannte ſchon einen Theil der Geſchichte ihrer Familie, und benützte dieſe Kunde als geſchickte Handhabe, um ſich unter der Maske eines theilnehmenden Freundes mit ihren Familienverhältniſſen noch vertrauter zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Der Eigenthümer eines großen Seidengeſchäfts in Paris beging ſeit geraumer Zeit allerhand Dinge, die auf eine Geiſteszerrüttung ſchließen ließen. Er ſchickte z. B. ſchon bezahlte Rechnungen noch einmal zur Bezahlung aus, gab ſeinem Kommis die verkehrteſten Aufträge und unterhielt ſeine Kunden nicht ſelten mit den wunderbarſten Geſchichten. Der Zuſtand ſeines Verſtandes konnte kaum noch verborgen bleiben; indeß, da der Kranke im Ganzen äußerſt ſtill war und ſich nirgends ſchädlich zeigte, ſo ließ ſeine Frau die Sache hingehen, ohne etwas Entſcheidendes dagegen vorzunehmen. Sie meinte, daß er entweder zur Beſinnung kommen oder in ſeinem harmloſen Benehmen beharren würde. Wie ſehr erſtaunt war ſie aber, als ſie ſich kürzlich in einer Nacht durch einen ſehr verdächtigen Schmerz am Halſe erweckt und ihren Mann im Begriffe ſah, ſie in aller Ruhe zu erdroſſeln. „Was willſt Du thun?“ fragte ſie entſetzt. — „Sei nur ganz ſtill,“ ſagte der Mann. „Es iſt eine Ueberraſchung, die ich Dir bereiten will. Ich bekam neulich eine Einladung aus dem Monde, mich mit Dir auf 14 Tage zum Beſuch dahin zu begeben. Da wir aber mit unſern Leibern natürlich dahinauf nicht gelangen können, ſo bin ich eben dabei, Dir die Seele aus dem Deinigen herauszuziehen. Nur auf 14 Tage, wie geſagt; dann kehren wir zurück und nehmen von unſern irdiſchen Hüllen wieder Beſitz. Alſo ſei ruhig und laß mich gewähren!“ ... Was thun? Schreien oder Widerſtand leiſten würde nichts genutzt haben; der Mann war ſtark und begeiſtert für ſeine fixe Idee. Alſo noch ein Mal: was thun? Es galt, einen guten Einfall zu haben; das Leben der Frau hing an einem Gedanken. Glücklicher Weiſe kam ihr ein ſolcher. „Ich bin ganz zufrieden mit Deinem Plan,“ ſagte ſie, „laß uns nur reiſen. Ich bin neugierig auf den Mond.“ — „Nun gut,“ antwortete der Mann, indem er die Schnur, die er um den Hals der Frau geſchlungen hatte, anzog, „nun gut, laß uns zur Sache kommen.“ — „Noch Eins,“ entgegnete die Frau mit aller Beſonnenheit, deren ſie in dieſem kritiſchen Augenblicke fähig war, „haſt Du denn ſchon die Abmeldung für den Herrn Maire geſchrieben, damit wir nicht in ſechs Franks Strafe verfallen und man unſere Leiber nicht begräbt, weil die Menſchen ſonſt nicht wiſſen würden, wo wir geblieben ſind, und daß wir wieder kommen werden? Denke Dir, wenn wir zurückkommen und fänden uns um unſere Körper geprellt!“ — „Du haſt Recht,“ ſagte der Mann und ging ins Nebenzimmer, um die Zettel zu ſchreiben. Kaum war er zur Schlafſtube hinaus, als die Frau aufſprang, die Thür verſchloß und um Hilfe rief. Als dieſe endlich kam, war es die höchſte Zeit, denn der Wahnſinnige ſtand im Begriff, die Thür zu ſprengen. Nur mit Mühe konnte er überwältigt und ins Irrenhaus gebracht werden.

## Charade.

Mein Erſtes dir ein Kind der Sonne nennt;
So lehrt es uns Frau Phyſikal
Doch wohl vergeblich ſuchſt du es, wenn Sonne brennt
Und ſchallt der Vögel Muſikal
Das Zweite iſt ein Ding gar ſonderlich;
Es iſt kein Fluß, kein Meer, kein That;
Dem Einen iſt es gar oft hinderlich,
Der Andere, ein Fremder (ohne Wahl)
Auf meinem Rücken
Sich thut entzücken.
Das Ganze findeſt du als Stadt, gar wohl bekannt
Bei Allen, in der Stadt, wie auf dem Land,
Die gern, wie's halt ſo geht, vielleicht nicht rauchen,
So doch das Fabrikat, gleich benannt derſelben Stadt, gebrauchen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Dienstag, 5. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Jonas sah sich nach einem Sessel um, auf dem er sich niederließ, ohne um Erlaubniß zu bitten.

„Ich bin erschöpft," flüsterte er lächelnd; „die alten Beine wollen nicht recht mehr fort, sie haben schon zu viel Dienste geleistet im Leben. Was nun die fünf Minuten anbetrifft, so werden Sie die Güte haben, eine halbe Stunde hinzuzufügen, denn unsere Verhandlungen sind wichtiger, als Ihre Geschäftsgänge."

Der Baron öffnete eine Thür, die sich hinter ihm befand.

„Alfred," rief er, „gehe mit Deiner Schwester voran, ich werde folgen."

Derselbe junge Mann, den Jonas im Vorzimmer des Banquiers gesehen, erschien in der Thür.

„Warum, Vate?" fragte er erstaunt.

Der Vater deutete auf den Greis:

„Es ist Besuch angekommen!"

„Ach, den Herrn kenne ich!" rief Alfred.

„Viel Ehre, daß Sie sich meiner erinnern. Ich nehme es als einen Beweis Ihrer Dankbarkeit für den geleisteten Dienst. Bethätigen Sie diese Dankbarkeit dadurch, daß Sie mich mit Ihrem Herrn Vater allein lassen."

„Geh', geh', mein Sohn," sagte unruhig der Baron; „ich werde Dir bald folgen."

Alfred schüttelte verwundert das Haupt und ging.

„Wohlan, Herr Jonas," begann der Baron nach einer kurzen Pause — „wir sind allein, was wollen Sie?"

Dann warf er sich nachlässig in einen Sessel.

„Seit meiner Flucht sind 24 Jahre verflossen," sagte der Greis; „ich kann Ihnen nicht zumuthen, daß Sie sich der einzelnen Umstände erinnern, unter denen ich entfloh. Gestatten Sie mir, daß ich Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe komme, wir werden uns dann leichter verständigen. Sie bewarben sich um meine Tochter, um meine liebe Friederike, die für eine reiche Erbin galt. Ich war damals schwach genug, nur äußere Verhältnisse zu berücksichtigen und den Abschluß einer Ehe wie ein Börsengeschäft zu betrachten. In dieser Verblendung verlobte ich Ihnen meine Tochter und bemerkte nicht, daß ich das Herz des armen Kindes zerriß, das sich meinem Willen gehorsam fügte. Meinem künftigen Schwiegersohne durfte ich schon eine Summe von 50,000 Thalern anvertrauen, als er einen vortheilhaften Gutskauf machen wollte. Es war dies die erste Anzahlung auf die Mitgift meiner Friederike. Ich ließ mir von Ihnen nur eine einfache Quittung darüber geben, die ich Ihnen am Hochzeitstage zurückerstatten wollte. Sie drangen nun zwar auf die Verbindung, ich konnte sie aber aus geschäftlichen Rücksichten nicht beschleunigen. Ein Haus in Brüssel hatte fallirt und meine Firma war erschüttert. Der Ehrgeiz stachelte mich und ich strengte alle Mittel an, um die Verluste zu verschmerzen. Es war umsonst, denn ein neuer Schlag traf mich, der meine Anstrengungen scheitern machte. Habe ich Fehler begangen, so hat mich die Vaterliebe dazu verleitet, und kann dies auch den Geschäftsmann nicht entschuldigen, so findet doch mein Herz eine Beruhigung darin, einen Trost, der mich in den härtesten Tagen aufrecht erhalten hat. Als ich keinen Ausweg mehr sah, als selbst meine Ehrlichkeit zweifelhaft erscheinen mußte, wenn ich meinen Manipulationen kein Ende machte, wollte ich die Zukunft meines Kindes sicher stellen. Ich ließ den Verlobten Friederike's kommen. Mein Freund, fragte ich ihn, lieben Sie meine Tochter wirklich, ist es Ihnen nicht nur um mein Vermögen zu thun? Der Verlobte schwor bei seiner Kavalierehre, bei seinen Ahnen und Wappen, daß er die reizende Friederike ihrer persönlichen Vorzüge wegen liebe und daß er sich eine Kugel durch den Kopf jagen

würde, wenn er die Hand seiner Braut nicht erhielte. Nun setzten wir die Vermählung fest und der glückliche Bräutigam schwur auf's Neue, daß der bezeichnete Tag nicht vergehen dürfe, ohne ihm Friederike für immer zu verbinden. Bei der Leidenschaftlichkeit des Bräutigams konnte ich an der Erfüllung seines Schwures nicht zweifeln und ich ergab mich nun mit jener Fassung in mein Schicksal, die ich aus der gesicherten Zukunft Friederikens schöpfte. Den folgenden Tag wollte ich meine Insolvenz anzeigen. Mit diesem Entschlusse ging ich in mein Komptoir und arbeitete bis tief in die Nacht. Da klopfte es von der Straße aus an den verschlossenen Fensterladen. Dort, wo Sie sitzen, Herr Baron, stand mein Pult, und dort, an jenem Fenster mit den Goldfischen, hörte ich das Klopfen. Erschreckt öffnete ich das Fenster und die Klappe in dem Laden.

„Wer ist da? fragte ich.

„Erschrecken Sie nicht, Freund, ich bin's!"

„Wer? wer? fragte ich, denn ich konnte in der Finsterniß die Züge des Mannes nicht erkennen, der in einen Mantel gehüllt, auf der Straße stand.

„Edler, Ihr Wechselsensal!" war die Antwort. „Ich sah Licht durch die Ritzen des Ladens und klopfte an."

„Was führt Sie zu mir?"

„Lassen Sie mich ein, ich habe Ihnen Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen."

„Mit dem Hauptschlüssel öffnete ich die Thüren und zwei Minuten später befand ich mich mit dem Sensal allein in diesem Gemache.

„Jonas," begann der wackere Mann, „durch Ihre Hilfe habe ich mir ein kleines Vermögen erworben und zu dem, was ich bin, haben Sie mich gemacht — die Dankbarkeit führt mich zu Ihnen — o, daß ich Sie bei einer so traurigen Gelegenheit bethätigen muß! Fliehen Sie; ehe der Morgen graut, wird man Sie verhaften."

„Warum? fragte ich entsetzt. Was habe ich verbrochen?"

„Sie sollen falsche Wechsel ausgestellt haben. Man weiß, daß Sie schwere Verluste erlitten, man kennt Ihre Anstrengungen, sich aufrecht zu erhalten. Diesen Abend ist die heimlich betriebene Ermittelung so weit gediehen, daß Sie verhaftet werden können. Auch ich, der beeidete Sensal, habe ein Verhör zu bestehen gehabt. Ich habe lange mit mir gekämpft, es ließ mir keine Ruhe, und da bin ich, Sie zu warnen — die Wechsel sind unzweifelhaft von Ihnen ausgegangen."

„Ich riß meinen Schrank auf, in welchem ich Werthpapiere aufbewahrte; Herr Baron, ich läugne nicht, daß ich in einer schwachen Stunde falsche Wechsel angefertigt, daß ich sie zur raschen Beschaffung einer Summe verwenden und zur Verfallszeit einlösen wollte — aber die Wechsel sind in meinem Schranke liegen geblieben, denn mir fehlte der Muth, ein falsches Spiel zu wagen. Mehr als einmal habe ich die Hand darnach ausgestreckt — sie sank stets zurück. Und jetzt kursirten die Wechsel — man hatte sie mir gestohlen! Ich gestand dem Freunde mein Vergehen, Alles sprach gegen mich. Wer wollte wohl an einen solchen Diebstahl glauben? Mußte man meine Angabe nicht als eine erbärmliche Ausrede betrachten? Konnte ich überhaupt die Anfertigung falscher Papiere läugnen? War nicht nach Angabe meines Freundes meine Schuld so gut wie konstatirt? Mir blieb nichts als die Flucht, die ich eine Stunde später ausführte. Der Sensal schaffte einen Wagen, der mich nach Bremen brachte. Der Zufall war mir günstig — ein Dampfboot lag zur Abfahrt bereit. Nach zwölf Tagen stieg ich in New-York an's Land. Seit jenem Tage sind 24 Jahre verflossen, welche Zeit ich dazu anwendete, um so viel zu erwerben, als zur Deckung meiner Schulden nöthig. Dies ist mir gelungen; der Banquier hat seine Pflicht erfüllt, aber er ist nun wieder ein armer Mann und muß daran denken, seine Außenstände einzukassiren. So wende ich mich denn zunächst an den Herrn Baron von Geyer, der, da er mein Schwiegersohn nicht geworden, mein Schuldner geblieben ist. Ich frage an, wann ich meine Quittung, die ich aus erklärlichen Gründen dem Konkursverfahren entzogen, präsentiren und das Darlehen in Empfang nehmen kann."

Der Baron war aufgestanden, hatte seine fleischigen, mit blitzenden Ringen geschmückten Hände auf den Rücken gelegt und brach nun in lautes Lachen aus.

„Sie haben da eine rührende Geschichte erfunden, Herr Jonas! Es ist wahr, ich hatte Ihrer Tochter die Ehe versprochen und würde auch, weil ich das hübsche Kind liebte, mein Versprechen gehalten haben — aber Herr, ich bin ein Edelmann, und von der Baronin Geyer darf man nicht sagen: Sie hat Ihrem Gatten ein gestohlenes Vermögen zugebracht. Hätten Sie den Skandal beobachten können, den Ihre Flucht veranlaßte, hätten Sie den Jammer sehen können, den Ihr Fallissement bewirkte, Sie würden heute nicht die Freiheit haben, mich an jene Zeit zu erinnern."

„Nein, Herr," sagte Jonas bescheiden, „das wage ich nicht; aber ich bin der Meinung, daß dieselbe Ehre, die Sie abhielt, die Tochter eines flüchtigen Bankerotteurs zu heirathen, Ihnen ge-

Digitized by Google

bietet, ein auf Treu' und Glauben gegebenes Darlehen zurückzuzahlen."

Der Baron biß die Lippen zusammen.

„Mein Herr," sagte er, seinen Zorn unterdrückend, „auf diese Aeußerung kann ich Ihnen nur antworten, daß ein Wechselfälscher auch fähig ist, eine falsche Quittung zu machen. O man kennt diese Art Industrie," fügte er hinzu; „in mir haben Sie den rechten Mann nicht gefunden — ich rathe Ihnen, Ihre Kniffe andern Orts auszuführen!"

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Malwinens Schicksal war ein eigenthümliches. Ihr Vater, Herr v. Tonnewald, hatte früher mit Auszeichnung im Heere gedient, sich dann aus Gesundheitsrücksichten zurückgezogen und den Erlenhof gekauft, „um seinen Kohl in Ruhe zu bauen", bis das Vaterland seiner wieder bedürfen würde. Er stand damals schon stark in den Vierzigen und war noch Junggeselle; Jedermann hatte darauf gewettet, daß er sich nicht mehr entschließen könnte, in den gebenedeiten Stand der Ehe zu treten; da heirathete er unversehens noch seine eigene Mündel, die Tochter eines Kameraden, Malwinens leibliche Mutter. Noch vor der Verheirathung war dieser eine hübsche Erbschaft von einem Verwandten zugefallen, den sie nie gesehen hatte, was die Glücksumstände des Majors v. Tonnewald bedeutend verbesserte. Die Ehe wurde nur mit einem einzigen Kinde gesegnet, und dieses, Malwine, war kaum zwei Jahre alt, als ihre Mutter starb. Nach Ablauf des Trauerjahres heirathete Herr v. Tonnewald wieder, und zwar eine ruhige und gesetzte Person aus guter Familie — um seiner verwaisten Tochter eine Mutter zu geben, wie er sagte, da die Miethlingserziehung nichts tauge. Nach Jahresfrist aber beschenkte ihn seine Frau mit einer zweiten Tochter, welcher später noch ein Sohn folgte, und nun übertrug der Vater allmälig und unbemerkt all seine Zärtlichkeit, die er früher auf Malwinen vereinigt hatte, auf seine nachgeborenen Kinder. Es war die alte, alte Geschichte, die täglich wieder neu wird: aus der vermeintlichen Pflegerin ward eine Stiefmutter der Tochter erster Ehe. Der Major war sehr gutmüthig, aber sehr willensschwach, dazu brustleidend und etwas eitel. Auguste hatte ihn nur geheirathet, um eine anständige Versorgung zu erhalten; sie achtete und liebte ihn nicht, aber sie überjah ihn und wußte ihn allmälig ganz unter die Herrschaft ihres Willens zu bringen. Sie verstand ihr geistiges Uebergewicht wie ihre Liebkosungen so schlau anzuwenden, daß sie ihn zu Allem brachte, ohne ihn ahnen zu lassen, daß sie seinen Willen gängle. Sie hatte in ihrer Jugend viel Enttäuschung und Zurücksetzung erfahren, weil sie nicht wohlhabend war, und diese Lebenserfahrungen hatten sie einerseits verbittert, anderseits mit einer gewissen Sucht nach Reichthum und Einfluß erfüllt. Sie wußte den Major dahin zu bringen, daß er sein Besitzthum zu einem Majorat erhob, welches erst nach etwaigem Ableben des Sohnes je auf die älteste Tochter übergehen sollte, und daß er durch ein Testament sein Allodvermögen so vererbte, daß Malwine hinter ihren Geschwistern zurückstand, weil sie schon durch das Erbe ihrer Mutter reich sei. Um jedoch einen Schein von Billigkeit und Recht gegen seine Tochter erster Ehe zu wahren, hatte er bald nach seiner Verheirathung Malwinens Antheil an dem Erbe ihrer Mutter in die Hände eines Vormundes ausgeliefert, der es bis zu ihrer Volljährigkeit verwalten und die Zinsen zum Kapital schlagen sollte.

So lange der Major gelebt hatte, war Malwinens Lage eine leidliche gewesen. Frau v. Tonnewald hatte weislich die Erzieherin beibehalten, welche sie bei ihrer Verheirathung im Hause angetroffen. Als aber der Major starb, ehe Malwine noch das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, wurde ihr sehr fühlbar gemacht, daß sie ein Stiefkind sei. Man brachte sie in eine vornehme Erziehungsanstalt, wo sie bis zu ihrem sechzehnten Jahre verblieb, und nachdem sie, fast noch ein Kind, aus derselben getreten war, kam sie für längere Zeit auf das Rittergut Osterach, um Kornelien Gesellschaft zu leisten, und bei dieser Gelegenheit hatte sich jene Freundschaft angeknüpft, welche Paul an diesem Abend im Wintergarten wieder zu erneuern versucht hatte. Auf Erlenhof hatte Malwine später ein stilles Asyl gefunden und war mit ihrer Stiefmutter nur selten in Berührung gekommen, da diese vorzog, meist in der Residenz oder im Sommer in Bädern zu leben. Nur den Winter verbrachte Malwine einige Monate in der Residenz, und diesmal hatte sie auf Korneliens dringende Bitten die Mama bei dem Besuch auf Osterach begleitet.

Dies alles wußte Kahlau, denn er war der Frau v. Tonnewald und ihrer Tochter gelegentlich in geselligen Kreisen begegnet, obschon ihm ihr etwas zurückhaltendes Wesen nicht allzu sehr gefiel; allein er kannte den Betrag ihres mütterlichen Vermögens, und wußte, daß Malwine nur noch etwa

Digitized by Google

15 Monate von dem Zeitpunkte ihrer Volljährigkeit entfernt war. Er konnte ferner mit ziemlicher Sicherheit berechnen, zu welcher nicht unbedeutenden Summe dieses Vermögen durch Anhäufung der Zinsen sich bis zu Malwinens Mündigkeitserklärung steigern mußte, und so dünkte es ihm eine sehr werthvolle Eroberung, mit einem Male durch Malwinens Hand eine schöne, anspruchslose und nicht verwöhnte Frau und ein bedeutendes Vermögen zu gewinnen, die ihn beide in den Stand setzten, in der Residenz ein Haus zu machen und sein eigenes Glück dadurch noch zu fördern. Zudem schien ihm der Zufall diesen ersehnten Erfolg noch zu verbürgen durch das Entgegenkommen Malwinens, und er benutzte daher den ersten Abend bestmöglichst, um sich in ihrer Gunst festzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

### Vor fünfzig Jahren.

April 1814.

1. April. Napoleon I. kommt in Fontainebleau mit 50,000 Mann an. Der Senat erklärt Napoleon des Throns verlustig.
4. April. Napoleon unterschreibt die Entsagungsurkunde zu Gunsten seines Sohnes.
6. April. Napoleons zweite Abdankungsurkunde.
10. April. Schlacht bei Toulouse.
11. April. Napoleon entsagt dem Thron am Tische des Papstes. Pius VII. in Fontainebleau.
12/13. April. Napoleon nimmt Gift ohne Erfolg.
16. April. Stiftung eines Ehrenzeichens für die Siege am 25. und 30. März.
19. April. Soult erklärt seine Unterwerfung unter die provisorische Regierung.
20. April. Napoleons Abschied in Fontainebleau; Abreise nach Elba. Tumult in Mailand.
27. April. Napoleon schifft sich in Frejus nach Elba ein.

(Man muß sein Handwerk verstehen.) In Rom wurde kürztich in höchst eigenthümlicher Art ein Raub ausgeführt. Mehrere Räuber überfielen einen Geistlichen, der des Abends sich nach Hause begeben wollte. Als sie gerade daran waren, die Taschen des Priesters einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen, kam ihnen eine Patrouille französischer Soldaten auf den Nacken. Was thaten die Galgenvögel? — Sie zwangen den Geistlichen, eine Litanei laut vorzusingen, ließen sich dann auf die Kniee nieder und antworteten in größter Andacht ihr: **Ora pro nobis.** Die Franzosen, welche eine Gruppe jener Andächtler vor sich zu sehen glaubten, die in den Straßen Rom's ihre Gebete öffentlich zu verrichten pflegen, gingen vorüber, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Hierauf fuhren die Räuber in ihrer Operation fort und plünderten den Geistlichen bis auf den letzten Heller aus.

(Beinahe ein weibliches Duell.) Aus dem Städtchen Gand in Belgien schreibt man: Viel Spaß macht hier ein quasi weibliches Duell. Der Gemahl der Frau S. gehört der klerikalen und der der Frau M. der liberalen Parthei an. Beide Damen befanden sich auf dem Balle und der Zufall wollte, daß Frau S. in einem Kotillon der Frau M. vis-à-vis machen sollte. Erstere willigte nur unter der Bedingung ein, daß sie ihrer Feindin die Hand nicht zu reichen brauche. In allen Figuren des Kotillons, in denen sie der Frau M. die Hand geben sollte, kreuzte sie die Arme, was natürlich von allen Anwesenden bemerkt wurde. Die Sache machte Aufsehen. Am andern Morgen begab sich nun Herr S. zu Herrn M., um das unpassende Betragen seiner Gemahlin zu entschuldigen. Letzterer erklärte, daß er sich um diese Geschichte nicht kümmere; Frau S. möge den Streit nur zu schlichten suchen. Diese schickte nun Unterhändlerinnen an Frau M., welche ihr aber zur Antwort geben ließ, die Beleidigung wäre eine öffentliche gewesen, die Genugthuung müsse auch eine öffentliche sein. Jetzt wurde die Geschichte tragisch. Man unterhandelte und mit vieler Mühe einigte man sich dahin, daß Frau S. in einer bald nachher stattfindenden Soirée öffentlich Abbitte thun sollte, was diese auch that.

Zierbengel: Mein Fräulein! Schenken Sie mir Ihren Ring! Er ist das Symbol meiner Liebe zu Ihnen — denn er hat kein Ende!

Junge Dame: Ich will den Ring als ein Symbol meiner Liebe zu Ihnen behalten — er hat keinen Anfang!

Auflösung der Charade in № 41:

Schneeberg.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Freitag, 8. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

„Sie verfahren hart mit mir," sagte Jonas, indem er sich ruhig erhob. „Und ich habe es einst so gut mit Ihnen gemeint. Da Ihnen nun Ihre Ehre nicht gebietet, eine alte Schuld abzutragen, so werde ich Sie dazu zwingen müssen."

„Unverschämter!" rief der zornige Baron.

„Sie sollten mich bedauern, statt zu beleidigen."

„Aus Rücksicht auf unsere früheren gegenseitigen Beziehungen werde ich Ihren heutigen Besuch vergessen und verschweigen."

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er schmerzlich lächelnd, „diese Rücksicht haben Sie nicht zu nehmen. Man weiß bereits, daß ich zurückgekehrt bin und Herr Neuberg hat, wie Sie, meine Karte. Warum auch sollte ich mich verbergen? Meine Schulden sind bezahlt und was die Wechselfälschung anbetrifft, so bin ich im Stande, den Dieb nachzuweisen, der die falschen Papiere in Umlauf gesetzt hat. Sie begreifen wohl, daß ich mit freier Stirn vor das Gericht treten kann. Aber, Herr Baron, ich gebe Ihnen zu bedenken, wie strafbar der Mann ist, der das Vertrauen seines väterlichen Freundes mißbraucht, die Schränke erbricht und Papiere raubt."

„Was wollen Sie sagen?" rief erbleichend der Baron. „Das klingt fast wie eine Drohung."

„Fragen Sie Ihr Gewissen, mein Herr, nicht mich!" antwortete Jonas, dessen strenge Blicke den Edelmann durchbohren zu wollen schienen.

„Bob!" rief Herr von Geyer, indem er zugleich eine Glocke in Bewegung setzte.

Der Neger trat hastig ein.

„Transportire diesen Mann auf die Straße!"

„Wie," fragte Jonas, „mich wollen Sie hinausweisen lassen?"

„Zum Beweise, daß ich einen frechen Abenteurer nicht fürchte. Bob!" wiederholte der Baron mit einer gebieterischen Handbewegung.

Der Schwarze war unschlüssig; mitleidig betrachtete er den Greis, der vor Erregung zitterte und sich auf seinen Stock stützte.

„Ihr Diener, Herr Baron, achtet den dreiundsiebzigjährigen Mann, der keine andere Waffe zur Vertheidigung besitzt, als sein kahles Haupt. Ich gehe, aber Sie sehen mich wieder."

Gotthelf Jonas verließ schwankend das Kabinet, dessen Thür krachend hinter ihm zugeworfen ward. Als er auf die Straße trat, murmelte er vor sich hin:

„Die Leute, denen ich zahlte, waren grenzenlos höflich und priesen meine Rechtlichkeit; dieser Baron, von dem ich forderte, war grob und schalt mich einen Betrüger — o, über die Macht des Geldes! Wie erbärmlich sind doch die Menschen! Wundere dich nicht, Alter, du hast lange genug gelebt, um diese Erscheinung erklärlich zu finden."

Er rief einen Fiaker, bezeichnete ihm ein Haus, das er zu erreichen wünschte, stieg ein und fuhr davon.

### IV.

Es war gegen elf Uhr Morgens, als der Banquier Neuberg seinem Bedienten befahl, das Vorzimmer zu schließen. Er hatte, wie jeden Tag, auch heute empfangen und in gewohnter Weise Geschäfte abgeschlossen oder abgelehnt. Keiner von denen, die den Geldmann gesprochen, hatte eine Veränderung in seinem Wesen bemerkt; Niemand ahnte, daß die Firma nur durch künstliche Mittel noch aufrecht erhalten werden konnte. Neuberg verließ sein Kabinet und trat in einen reizenden Salon, dessen Fenster nach der belebten Straße hinausgingen. Als ob es ihm nicht länger möglich sei, die Maske der Ruhe und Unbefangenheit zu tragen, sank er mit einem tiefen Seufzer auf den nächsten Sessel nieder. Sein Gesicht verfinsterte sich und

die Augen starrten auf den kostbaren Teppich, der den Boden bedeckte.

„Wenn ich mich täuschte!“ murmelte er vor sich hin. „Wenn der Baron das Vermögen nicht besäße, von dem das Gerücht spricht!“

In diesem Augenblicke ward die Thüre geöffnet und ein junger Mann trat grüßend ein.

„Vater!“

„Ah, endlich, Henry! Hast Du den Sensal gesprochen?“

„Ja. Hier ist das Gutachten.“

Henry, ein eleganter junger Mann von vierundzwanzig Jahren, überreichte seinem Vater einen Brief.

Der Banquier trat an das Fenster und las:

„Verehrter Freund!

„Sie verlangen Auskunft über die Vermögensverhältnisse des Barons von Geyer — ich kann Ihnen nur sagen, der Mann ist gut. Außer bedeutenden liegenden Gründen in Holstein besitzt er Aktien der rentabelsten deutschen Eisenbahnen, und das Vermögen seiner Frau, einer Gräfin von Seeking, beträgt allein dreimalhunderttausend Thaler. Ich habe für ihn bedeutende Papiereinkäufe gemacht und kann danach wohl die Umstände beurtheilen. Eröffnen Sie ihm getrost den geforderten Kredit. Indem ich Diskretion empfehle, versichere ich, Ihnen gern diesen kleinen Dienst geleistet zu haben. Edler.“

„Gut, recht gut!“ sagte zufrieden der Banquier, indem er den Brief in die Brusttasche seines Fracks schob. „Setze Dich zu mir, Henry, ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden.“

Beide Männer saßen auf dem prachtvollen Divan. Henry sah besorgt aus, als ob er fürchtete, Dinge hören zu müssen, deren Berührung er vermieden wünschte. Der Vater begann mit ruhigem Ernste:

„Wie stehst Du mit Deinem Freund, Alfred von Geyer? Ist der kleine Zwist ausgeglichen?“

„Ich habe mich nicht darum bemüht, Vater. Der junge Baron ist ein so großer Geck, daß mir an seiner Freundschaft wenig liegt. Ich weiß, er hat mich bei Ihnen verklagt —“

„Henry, es fällt mir nicht ein, Rechenschaft von Dir über Deine Handlungen zu fordern, da ich Deine Grundsätze kenne; aber, wer auch die Schuld an dem Zerwürfnisse tragen möge — ich muß den Wunsch aussprechen, daß Du mit Alfred in Freundschaft lebest.“

Vielleicht kannte Henry die Bedeutung dieses Wunsches; er erröthete leicht und senkte die Blicke zu Boden.

„Weil Sie es wollen, Vater, werde ich die Beleidigung Alfreds vergessen.“

„Morgen ist Sonntag — ich gebe meinen Frauen eine Gesellschaft in unserm Landhause — der Baron mit Sohn und Tochter ist geladen — auch Du wirst zugegen sein. Die Mutter empfängt die Damen, Du wirst mir behülflich sein, die Männer zu empfangen. Aber, mein Freund, lege die Melancholie ab, die Dich seit einiger Zeit plagt, zeige ein freundliches Gesicht und vor allen der Schwester Alfreds, der liebenswürdigen Albertine von Geyer. Suche ihr zu gefallen, ein Bemühen, das Dir nicht schwer werden kann. Verstehst Du mich, Henry?“

Henrys Mienen drückten zunächst Erstaunen aus, das er zu verbergen suchte, dann aber eine ruhige Ergebung in den Willen des Vaters, der ihn forschend anblickte. Er zögerte indeß einige Augenblicke, die Gedanken auszusprechen, welche die letzten Worte in ihm erregt. Als aber der Vater wiederholte, „Hast Du mich verstanden, Henry?“ antwortete er:

„Ich glaube, mein Vater! Sie wollen eine Verbindung anbahnen mit dem Baron, der ein adeliges Wappen an dem Schlage seines Wagens und in seinem Petschaft führt.“

„Der Baron, mein Freund, ist ein reicher Mann!“ fügte der Banquier rasch und in einem strengen Tone hinzu. „Außer seinem Wappen besitzt er ein Vermögen, dessen Dein Vater bedarf, wenn er den Schlägen nicht erliegen will, die ihn in den letzten acht Tagen betroffen.“

„Um Gotteswillen, Vater!“ rief Henry erschreckt. „Die Firma Neuberg wäre erschüttert?“

„Sie ist erschüttert und wird unfehlbar fallen, wenn ihr nicht bald eine starke Hand emporhilft. Du begreifst wohl, daß der Stand der Dinge, den außer uns Niemand ahnt, ein tiefes Geheimniß bleiben muß. Peter Ostermann in Newyork, dem ich zu viel vertraut bei meinen überseeischen Unternehmungen, reißt mich mit sich hinab. Henry, ich kann wohl sagen, daß meine Rettung in Deiner Hand liegt. Es ist wohl kaum ein Opfer zu nennen, das ich Dir auferlege, wenn ich Dir die Annäherung an eine reiche und schöne Dame zur Pflicht mache. Man wird Dich beneiden, denn Albertine ist eine von den ersten Häusern unserer Stadt gesuchte Partie. Der Baron hat die Einladung angenommen; versäume also die günstige Gelegenheit nicht, die sich Dir morgen bietet. Zur Verständigung diene Dir noch die Mittheilung, daß der Baron mir längst Andeutungen gemacht hat, die seinen Wunsch, sich mit uns zu verbinden, deutlich ausdrücken; ich habe sie überhört, weil ich

Digitized by Google

es Deinem Herzen überlassen wollte, eine Wahl zu treffen. Die Dinge haben sich geändert und der Geschäftsmann hat ein ernstes Wort mitzureden. Ich kann, nach einer so langen Pause, diesen Punkt nicht berühren, ohne Verdacht zu erwecken — mache Du zunächst die Einleitungen...."

„Genug, Vater!" bat Henry mit zitternder Stimme, um ihm die Schilderung der Dinge zu ersparen. „Ich kenne jetzt meine Pflicht und werde sie zu erfüllen suchen."

„Vergiß nicht, Henry, daß die Früchte meines zwanzigjährigen Mühens auf dem Spiele stehen. Die gegenwärtigen Zeiten sind nicht mehr so, daß ein Geschäftsmann mit Nichts beginnen kann, wie Dein Vater einst. Aber, Henry, warum zitterst Du?"

„Mein Vater!"

„Hast Du andere Versprechungen zu erfüllen...."

„Nein, nein!"

„Deine Hand, Henry! Ich zähle auf Dich. Der Tag Deiner Verlobung wird der erste Tag sein, an dem ich wieder frei aufathmen kann. Verzögere ihn nicht — es liegt Gefahr im Verzuge!"

(Fortsetzung folgt)

---

## Das Stieflind.

(Fortsetzung.)

Einem Manne von Kahlau's Bildung, Geist und Welterfahrung wurde es nicht schwer, einem jungen Mädchen zu imponiren, welche eigentlich praktisch noch sehr wenig vom Leben wußte. Malwinens Umgang auf dem Erlenhof hatte sich auf einige wenige schlichte Menschen beschränkt, welche mehr durch Nüchternheit der Ansichten und friedliche Alltäglichkeit, als durch jene wilderen Leidenschaften und Affekte sich auszeichneten, die uns erst einen tiefern Blick in das menschliche Herz und seine Räthsel thun lassen. Selbst ihre Lektüre, für deren Wahl auf Erlenhof ein älterer Geistlicher sorgte, hatte sich nur auf zahmere und leidenschaftslosere Autoren beschränkt und in Malwine mehr einen träumerischen Hang, eine einseitig ideale und sentimentale Weltanschauung ausgebildet. Stets verschüchtert und bei Seite gesetzt, hatte sie noch keine Leidenschaft kennen gelernt, als ein unbezwingliches Gefühl der Bitterkeit gegen ihre Mutter, welche selbst der Ungerechtigkeit und Selbstsucht, die sie gegen Malwine ausübte, noch einen gewissen Schein von Wohlwollen und Convenance umzuhängen wußte. Nie begegnete sie Malwinen mit rauhen oder harten Worten, sondern immer mit einer wohlgesetzten kühlen Höflichkeit, aber zugleich auch mit einer Bestimmtheit und Ueberlegenheit, welche keinen Widerstand aufkommen ließ und schon den Gedanken daran entmuthigen zu wollen schien. Frau von Tonnewald drang darauf, daß auch ihre Kinder Eugen und Fanny Malwinen stets mit aller äußern Artigkeit begegneten, und doch klang dies wie Hohn, denn hinter den hohlen freundlichen Worten lag kein warmes Gefühl — ihrer Aller Artigkeit war ein gemaltes Feuer, das weder zündete noch wärmte.

Wie ganz anders klangen Kahlau's Worte zu ihr! Welche Weichheit, Zartheit des Accents, welche Wärme des Gefühls legte er selbst in die unbedeutendsten Bemerkungen, die er an diesem Abend mit ihr austauschte! Er war bleich und hager, sein' Auge lag in tiefer Höhle und seine Feinde fanden ihn etwas abgelebt. Dem warmherzigen jungen Mädchen aber erschien die berechnende und beflissene Ruhe und Zurückhaltung wie eine geistige Errungenschaft, wie ein Siegel innerer Weihe und inneren Ernstes. Paul war schöner, gewinnender, Kahlau imponirender, zuversichtlicher, überzeugender. Sie maß ihm eine ungemeine Bedeutung bei, weil er so trefflich sprach und ihre Mutter und Tante ihm wie einem Orakel lauschten und ihn über alle möglichen Gegenstände der Unterhaltung um seine Meinung befragten, die er mit würdevoller Bescheidenheit und gewinnender Freundlichkeit, ohne alles Schaugepränge mit seinem Wissen, abgab. Es schmeichelte ihr, daß er sie bisweilen gerade in diese Unterhaltung hereinzog und ihr Gelegenheit gab, mit einer thatsächlichen Bemerkung oder einer Ansicht, welcher er immer den Stempel der Wahrheit aufzuprägen suchte, sich am Gespräch zu betheiligen. Doch lag selbst in diesem Entgegenkommen von seiner Seite nichts, was den übrigen Personen des kleinen Kreises auffallen mußte, denn Kahlau besaß Takt und Gewandtheit genug, um auch die Anderen so zu beschäftigen, daß sie ihn nicht ausschließlich die Kosten der Unterhaltung tragen ließen und jedes gleichmäßig zu derselben herbeigezogen wurde. Was dabei auf Malwine wirkte und ihr schmeichelte, darüber hätte sie eigentlich sich keine klare Rechenschaft geben können. Es wurzelte bei ihr mehr in der Sphäre eines noch dunklen ahnungsvollen Gefühls, als eines deutlichen Bewußtseins. Auch wirkte Kahlau's Zauber so zu sagen nur im persönlichen Verkehr, unter dem Eindruck seines festen Willens. Malwine hatte kaum am Abend ihr Zimmer betreten, so dachte sie nicht mehr an Kahlau, sondern an Paul, an die flüchtige Scene

Digitized by Google

im Wintergarten. In ihrem Ohr klang der wohlwollende tiefgefühlte Ton seiner Stimme nach, der werbende liebevolle Blick seines Auges schwebte ihr noch vor der Seele und ehe sie noch sich zu Bette gelegt hatte, strömten ihre Thränen in ohnmächtigem Schmerze darüber, daß sie ihn der überall bevorzugteren jüngeren Schwester überlassen sollte, und die Befangenheit des Freundes, dem vielleicht gerade die Innigkeit seiner Gefühle und der aufwirbelnde Strudel der Empfindung seine Beredtsamkeit geraubt hatte, erschien dem unerfahrenen Mädchen nun, nachdem ihr eine süße heilige Illusion durch die Stiefmutter zerstört worden war, wie ein Symptom der Schuld, wie ein unwillkürliches Kainszeichen der Doppelzüngigkeit. Malwine wurde an sich selber irre und verwechselte den Schmerz über seinen Verlust mit dem Groll gekränkter Eigenliebe, welche ihre Stiefmutter durch jene kalte schonungslose Eröffnung in ihr verursacht hatte.

Paul ist vielleicht gut aber schwach, dachte sie; er liebt mich vielleicht mehr als Fanny, aber der Wunsch seiner Eltern und Fanny's Vermögen machten ihn nachgiebig und schwach gegen sein eigen Herz. — Und der Gedanke, daß Paul sie dem Vermögen ihrer Schwester aufgeopfert habe, trug dann vollends dazu bei, in ihr den Entschluß zuwege zu bringen, daß sie ihm fortan kalt und fremd begegnen und ihn merken lassen wolle, daß sie diese Nachgiebigkeit gegen irdische Vortheile verachte.

Das arme Kind irrte gröblich — jetzt, wo Malwine sich vornahm ihn zu hassen, begann sie erst recht ihn zu lieben. Nie schätzen wir einen Gegenstand höher, als wenn uns sein Verlust bedroht oder betrifft.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Von St. Petersburg schreibt man dem „Curier du Havre": Die Geschäfte gehen hier so schlecht, daß die Gläubiger vor der Thüre des Handelsgerichts sich drängen, um ihre Schuldner in den Schuldthurm sperren zu lassen, welcher, wie es scheint, vollständig angefüllt ist. Vor wenigen Tagen erschien ein neuer Gläubiger. Man gab ihm zur Antwort: „Es ist schon gut, Sie haben Nro. 86." „Wie, Nro. 86!?" — „Nun ja, vor Ihnen sind bereits 85 eingeschrieben, die ihre Schuldner in Verwahr bringen lassen wollen."

Ueber die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit des Turnens der Mädchen ist dem preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, im Auftrage der Berliner medizinischen Gesellschaft, ein Gutachten eingereicht worden, worin die wohlthätigen Folgen, welche diese gymnastischen Uebungen auf den Organismus der weiblichen Jugend üben, näher und gründlich nachgewiesen werden. Die Mädchen leiden namentlich in den Städten häufig an Gesundheitsstörungen, welche das Leben verkümmern und Gebrechlichkeit veranlassen. Allgemein sei auch die Erfahrung, daß ein mit dem 7. und 8. Jahre begonnenes und konsequent fortgesetztes Turnen der Mädchen ein späteres Schief- und Buckligwerden, ja, selbst in den Fällen, wo eine erbliche Anlage vorhanden sei, fast ohne Ausnahme verhüte. Das Ministerium wird, falls es das Gutachten in nähere Erwägung bringt, Berichte der Provinzial-Schulkollegien und Regierungen einfordern.

In Paris sind während des jüngsten Frostwetters interessante Versuche bezüglich der Tragkraft des Eises gemacht worden. Bei einer Dicke von vier Centimeter kann das Eis einen Menschen tragen. Mit neun Centimeter Dicke können es, in nicht geschlossenen Gliedern, Infanterie-Abtheilungen überschreiten. Bei einer Dicke von zwölf Centimeter trägt das Eis auf Schlitten gestellte Achtpfünder. Mit vierzehn Centimeter trägt es Zwölfpfünder; mit sechzehn Centimeter von Pferden gezogene Feldstücke und gewöhnliche Wagenlasten; mit zwanzig Centimeter Vierundzwanzigpfünder; mit dreißig Centimeter die schwersten Lasten.

Frankfurt. Dieser Tage ist in einem der ersten hiesigen Gasthöfe eine schöne junge Dame, welche seit einiger Zeit mit ihrem Bedienten daselbst wohnte und sich für eine Gräfin ausgab, als Taschendiebin verhaftet worden.

## Gemeinnütziges.

Alles Fett darf nicht in irdenen glasirten Töpfen, sondern muß in Steintöpfen aufbewahrt werden, denn leicht löst die Fettsäure die Glasur auf und es können dann Vergiftungen entstehen. Die Gefäße, in denen man Fett aufbewahrt, müssen gut zugebunden werden und ihren Stand an einem trocknen kühlen Orte finden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 44. Sonntag, 10. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Ein Diener meldete den Baron von Geyer und Familie an. Man ließ den Besuch nicht lange warten. Der Baron, seine Tochter führend, trat mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt ein. Wer hätte ahnen können, daß dieser Mann vor Kurzem eine so ernste Unterredung gehabt!

„Mein Freund," rief er schon auf der Schwelle der Thür, „wir kommen, um Ihnen persönlich anzuzeigen, daß Ihre Einladung für morgen uns wahrhaft entzückt hat. Die Idee ist kostbar, ein Frühlingsfest zu geben! Wir armen Menschen sind den ganzen Winter in den engen Häusern eingeschlossen gewesen — warum sollen wir auf den Sommer warten, da der Frühling so schön ist? Meine Albertine wird ihre Toilette nach dem neuesten Pariser Geschmacke einrichten."

„Dessen bedarf es nicht, um Sie reizend erscheinen zu lassen!" flüsterte Henry der jungen Dame zu, die ihn soeben durch Verbeugung gegrüßt hatte.

„Schmeichler!" flüsterte Albertine erröthend zurück.

Der Baron deutete schweigend auf das junge Paar, das das angefangene Gespräch fortsetzte. Neuberg antwortete durch ein Lächeln des Wohlgefallens.

Madame Neuberg erschien. Das Gespräch ward allgemein und eine halbe Stunde später ging man zum Dejeuner, das die wirthliche Hausfrau hatte auftragen lassen.

Wer diesen Kreis von Menschen hätte beobachten können, die bemüht waren, sich gegenseitig zu täuschen! Der Banquier, dieser strebsame und ernste Mann, an dessen ehrlichem Herzen die Furcht vor dem Sturze seiner geachteten Firma und der Ehrgeiz nagten, den erschütternden Sturm zu überstehen, legte sein Gesicht in freundliche Falten und sprach zum ersten Male anders, als er dachte; er arrangirte selbst ein Fest inmitten der Betrübniß, um an seinen Reichthum glauben zu machen und die nach seiner Meinung glänzende Heirath seines einzigen Sohnes zu befördern. Henry Neuberg bewies der koketten Albertine die zartesten Aufmerksamkeiten, wenn auch mit Widerstreben, denn sein Herz liebte bereits eine Andere heiß und innig. Die Schöne, die sich ihrer selbst wegen bevorzugt glaubte, nahm die Huldigungen mit Stolz und Freude an. Der Baron spielte den Kavalier, nannte sich den Freund des bürgerlichen Banquiers und erkünstelte Gleichgiltigkeit, obgleich ihm Henry's Benehmen eine Zentnerlast von der Brust wälzte, denn er hoffte Rettung von der Verbindung mit Neuberg, dessen Reichthum er für unermeßlich hielt. Madame Neuberg bezwang ihren Widerwillen und spielte die sorgsame Hausfrau. Alfred spielte den blasirten Dandy, er lag nachlässig auf einem Sessel und übersah die Gruppe.

Das Gespräch drehte sich um Aktien. Der Baron wußte den Cours auswendig und verwünschte die Papiere, deren er sich eine Menge noch bei guter Zeit vom Halse geschafft — wie er sagte.

Der Banquier sprach von dem Fallissement Peter Ostermann's, pries sich glücklich, daß er, wie von einer Ahnung geleitet, sich nicht stark mit ihm engagirt habe und erwähnte lächelnd eines kleinen Verlustes, den er zu den Geschäftsspesen rechnen wolle. Der brave Neuberg! Er sprach die erste Lüge aus, um sich vom Untergange zu retten.

„Wie hoch beläuft sich der Verlust?" fragte der Baron.

„Kleinigkeit . . . 20,000 Dollars!" war die gleichgiltig ertheilte Antwort.

Herr von Geyer sah selbstgefällig vor sich hin; den Sohn eines Vaters, der über den Verlust von 20,000 Dollars lächelte, konnte er für seine Tochter brauchen.

Albertine flüsterte Henry zu:

„Tanzen Sie gern?"

„Mit Ihnen, mein Fräulein, ja!“ antwortete er verbindlich.

Sie reichte ihm die wirklich schöne Hand und sagte: „Ich freue mich innig auf den nächsten Ball.“

„Er wird Ihnen zu Ehren veranstaltet werden.“

Diese Gesellschaft brachte die einzelnen Personen so nahe, daß jede das Ziel, das sie verfolgte, schon erreicht wähnte. Nur Henry zitterte bei dem Gedanken an das Opfer, das er dem bedrängten Vater zu bringen genöthigt war.

Es war wieder Abend geworden. Nachdem die Komptoirs geschlossen waren, verließ der Sohn des Banquiers das Haus und eilte so lange durch die Promenaden der Stadt, bis die völlige Dunkelheit sich einstellte. Sein Kopf glühte; er war so aufgeregt, daß er nur mit Mühe einen leitenden Gedanken fassen konnte, und dieser Gedanke war der an die Rettung seines Vaters. Von ihm hing sie ab, von ihm allein. Das wußte er und darum durfte er nicht ausweichen. Eine unerklärliche Gewalt leitete seine Schritte nach einer einsamen, schmalen Straße, fern von dem Geräusche des eigentlichen Stadtlebens, und, es läßt sich ihm zum Ruhme nachsagen, er stand, ohne es recht zu wissen, an dem Ladenfenster des Friedrich Lewes. Die Straße war still wie der Laden, in dem hell die Lampe brannte.

Hedwig war beschäftigt, kleine Gegenstände in einen Kasten zu legen. Ihr reizendes Gesicht war dem Fenster zugewendet, so daß es der Lauscher deutlich beobachten konnte. Er stellte Vergleiche zwischen diesem armen Mädchen und der glänzenden Albertine von Geyer an, der selbst der Neid nachsagen mußte, daß sie eine vollendete Salondame war. Aber was lag in den Zügen der Krämerstochter? Ein Etwas, das man bei Albertinen vergebens suchte — Hedwig's Schönheit rührte das Herz — Albertine blendete, ohne zu erwärmen.

Da trat die Mutter aus der versteckten Thür in den kleinen Raum.

„Kannst Du bald gehen, Hedwig?“

„In zehn Minuten, liebe Mutter: Hier sieh'! Die Arbeit ist bald gethan. Du kannst nun nicht irren, wenn in meiner Abwesenheit ein Käufer diesen Artikel verlangt. Ach, Mutter, gebe Gott, daß ich eine günstige Antwort erhalte.“

„Ich hoffe es, der Vater hat die Einleitungen dazu getroffen.“

„Mein liebes Mütterchen wird in einer hellen und gesunden Wohnung nicht mehr so leiden und unser Geschäft wird in der lebhaften Straße besser gehen. Ach, die Menschen sind hier so häßlich. Ich fürchte mich, Abends aus der Thür zu treten.“

„Diesen Abend, mein Kind, mußt Du Deine Furcht einmal überwinden, denn der Hausbesitzer will um 8 Uhr Bescheid ertheilen. Der Vater wird erst gegen 10 Uhr heimkommen . . .“

„Geh', liebe Mutter, und lege mir Hut und Mantel zurecht!“

Frau Lewes küßte ihre Tochter und entfernte sich. Hedwig sang leise ein Liedchen, während sie ihre Arbeit vollendete. So heiter hatte Henry sie noch nie gesehen, und in dieser Heiterkeit fand er sie noch hübscher, als in dem ruhigen, fast schmerzlichen Nachdenken, dem sie sich stets hinzugeben pflegte. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn er Etwas an ihr entdeckt, das ihn abgestoßen hätte.

Schritte, die von der entgegengesetzten Seite der Straße kamen, schreckten ihn auf. Er zog sich aus dem Lichtkreise zurück, den das erleuchtete Fenster bildete. Ein Mann erschien und trat in den Laden des Krämers, nachdem er flüchtig einen Blick durch das Fenster geworfen hatte. Henry eilte zurück und nahm seinen Posten wieder ein. Erschreckt erkannte er Alfred, den Sohn des Barons von Geyer. Alfred knüpfte sofort ein Gespräch mit der anmuthigen Verkäuferin an, die ihm einen Kasten mit Cigarren vorgesetzt hatte. Er sagte ihr, daß er aus einem entfernten Stadttheile käme, um hier zu kaufen.

„Ich bewundere Ihren Geschmack!“ entgegnete Hedwig lächelnd.

„Warum?“

„Wir führen nur Artikel für geringe Leute und Sie, mein Herr . . .“

„Ah, Alles, was man aus so schönen Händen empfängt, gewinnt hundertfach an Werth. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieses Packet mit einem Dukaten bezahle.“

Er warf ein Goldstück auf den Tisch.

Hedwig ward purpurroth; sie griff in einen Kasten und begann kleines Geld auf den Tisch zu zählen.

„Wir haben feste Preise,“ sagte sie dabei. „Nehmen Sie gefälligst den Ueberschuß zurück.“

„Wie spröde!“ rief Alfred.

„So will es die Ordnung.“

„Gestatten Sie mir doch, daß ich Ihr kleines Geschäft ein wenig in Schwung bringe.“

„Bitte, nehmen Sie Ihr Geld!“

Mit diesen Worten trat die Verkäuferin von dem Ladentische zurück.

Alfred brannte eine Cigarre an, wahrscheintich um seine Verlegenheit zu verbergen. Dann strich er sein Geld ein und sagte:

„Das war ungeschickt. Halten Sie es meinem Wunsche zu Gute, Ihnen zu nützen. Auf Ehre, ich wollte Sie nicht kränken, wollte nur Etwas

Digitized by Google

thun, um Ihnen zu zeigen, wie gern ich komme. Wir sind allein, mein schönes Kind, und darum gestatten Sie mir ein vertrauliches Wort. Ich habe erfahren, daß auch Sie unter dem Drucke der schlechten Zeit leiden — Sie bedürfen der Freunde, um eine Krisis zu überstehen — das Geld ist selten und darum theuer — die größten Geschäftsleute klagen über Mangel — bedürfen Sie einer Vergrößerung Ihres Betriebskapitals . . ."

„Danke, danke, mein Herr!" rief Hedwig lachend. „So selten und anerkennenswerth Ihr Erbieten ist, so wenig kann ich annehmen. Die Absichten meines Vaters kenne ich nicht, ich weiß nicht, ob er sein Geschäft auszudehnen gedenkt; aber das kann ich mit Gewißheit sagen, daß dieser kleine Laden uns anständig ernährt. Und mehr fordern wir von der Zeit nicht, die Manchem drückend erscheinen mag. Wir sind zufrieden, arbeiten gern und bauen auf unser gutes Glück."

Sie machte lächelnd eine reizende Bewegung und trat zu dem Pulte, so daß sie dem Elegant den Rücken zuwandte. Alfred hatte seinen goldenen Quetscher in die rechte Augenhöhle gebracht; er betrachtete die schlanke, biegsame Gestalt, während er mit der Hand in dem Gelde seiner Tasche wühlte. Hätte Henry sein Gesicht sehen können, so würde er bemerkt haben, daß der junge Baron ärgerlich den dünnen, blonden Schnurrbart mit den Lippen kniff und lüsterne Blicke nach dem schönen Mädchen sendete, das so widerspenstig, fast stolz, einen so glänzenden Antrag zurückwies.

„Nun muß er gehen!" dachte Henry, der wie auf Kohlen stand.

Aber Alfred ging nicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Die Gelegenheit, Paul eine gewisse Geringschätzung fühlbar zu machen, ergab sich schon am folgenden Tage. Herr und Frau v. Schellwitz hatten Gäste aus der Nachbarschaft auf den Abend gebeten, um die Heimkehr des Sohnes zu feiern. Man speiste früher als gewöhnlich zu Mittag, und die jungen Damen und Herren machten einen Spazierritt in der Umgebung, um nicht im Wege zu sein, wenn Tapezirer und Tischler die Lokalität zu dem heutigen Feste vorbereiteten. Malwine war die erste gewesen, die in ihrem Reitkleid herunter kam; gleichwohl traf sie schon Kahlau, der ebenfalls reisefertig war und ihr nun den Arm bot, um sie hinunter zu führen; dadurch war er für diesen Ausflug ihr Kavalier, und er schien besonders dankbar für diese Auszeichnung. Sie sprach auf dem ganzen Wege lediglich mit ihm und gönnte Paul nur einige alltägliche Bemerkungen.

Aber ward sie durch diese vermeintliche Rache glücklicher? Ich denke, nein. Nun war die Cavalcade zurück und saß in dem Empfangszimmer auf Osterach in einer Gruppe um den wärmenden Porzellanofen herum, um sich etwas aufzuthauen, denn die klare Abendluft und der schneidende Wind hatten das Vergnügen des Ausflugs gegen dessen Ende einigermaßen gedämpft. Malwine und Kornelie waren noch in den Reitkleidern und saßen neben einander am Ofen. Die drei jungen Männer standen und saßen in verschiedenen Stellungen in ihrer Nähe, der Herr vom Hause lehnte neben dem Ofen, und Frau v. Schellwitz präsentirte mit mütterlicher Fürsorge den Heimkehrenden ein Glas Sekt mit Zwieback, um sie zu durchwärmen.

„Ihr seid so stille, meine jungen Leutchen!" sagte sie lächelnd; „man sollte meinen, die Zunge sei Euch angefroren. Nicht wahr, Malwinchen?"

„Fräulein v. Tonnewald scheint ermüdet von unserem langen Spazierritte," antwortete für sie Kahlau, der sie nicht aus dem Auge ließ und sich an ihren edlen Formen weidete, welche das knappe Reitkleid so vortheilhaft hervorhob.

„Nicht doch, ich fühle keine Spur von Ermüdung," entgegnete Malwine mit einer leisen Wehmuth im Tone, die noch dem Gedankenzuge galt, aus dem sie eben aufgeschreckt worden war. „Das Reiten selbst ermüdet mich nicht, aber nachher fühle ich stets ein gewisses Bedürfniß nach Ruhe und Stille. Es ist eine solch mächtig aufregende Bewegung, daß darauf eine Reaktion nicht ausbleiben kann."

„Fürwahr!" rief Kornelie, „da bin ich auch in diesem Stücke, wie beinahe in Allem, das schnurgerade Widerspiel von Dir, Malwine. Mein armer Kopf ist nach einem Spazierritt wie der heutige in einer wahren Gährung, und ich fühle mich niemals mehr zu Muthwillen und Possen und Unsinn aufgelegt, als wenn ich in Reitkleid und Federhut stecke! Ich wollte, der Ball begänne schon jetzt! . . ."

„Das will wahrlich viel heißen, Kornelie, in Anbetracht, daß Gesetztheit und Nüchternheit nie Deine Sache sind;" rief Paul lächelnd.

„Fräulein Kornelie bedarf glücklicher Weise keiner künstlichen Aufregung," nahm Julian Forster nun zu ihrer Vertheidigung das Wort, denn der Aus-

Digitized by Google

fall Pauls schien ihm nahe zu gehen: „Mir gefällt nichts so sehr als eine derartige ungekünstelte spontane, frisch aufsprudelnde Heiterkeit, namentlich bei solch einer stillen Parthie wie die heutige.“

„Ich danke für die gute Meinung, Herr Forster,“ erwiederte Kornelie und erröthete leicht über die Wärme seiner Vertheidigung.

„Und ich lobe mir ein sanftes stilles Gemüth, klar und ruhig wie der Spiegel eines Sees, an dessen Oberfläche nur äußere Einflüsse vorübergehende Bewegungen verursachen, das aber, sich selbst überlassen, alsbald wieder in seine friedliche Stätte zurückfällt,“ sagte Paul mit einiger Wärme und einem bedeutsamen Blicke auf Malwine, welcher dieser wider Willen jählings das Blut in die Wangen trieb. „Ich achte an den Frauen am höchsten jene schüchterne Innerlichkeit, die selbst die tiefsten Grundströmungen in der Seele nicht leicht dem profanen Blick preisgibt und selbst, wo sie irrt, nicht mit der Absicht zu verletzen handelt.“

„Ah, die Sache wird anzüglich,“ lachte Kornelie schalkhaft; „nur fortgefahren, Herr Bruder, mit dieser Schilderung Deines Ideals!“

Paul wollte dieser neckenden Aufforderung im Ernste Folge leisten, da schlug die Stutzuhr auf der Console, und Frau v. Tonnewald sagte in ihrer gelassenen und doch so unwiderleglichen Weise: „Darf ich Dich erinnern, meine liebe Malwine, daß das Mädchen Dich erwartet, um Dich umzukleiden, und daß Du noch Dein Reitkleid trägst?“

Malwinens Röthe stieg zu dunklem Purpur und etwas verwirrt verbeugte sie sich vor der Gesellschaft, ergriff Korneliens Arm und verließ das Zimmer.

Als sie am Abend wieder herunter kam, war sie ruhig und gleichmüthig. Sie tanzte wenig und am seltensten mit Kahlau, der auch ahnen mochte, was in ihr vorging, denn er drängte sich jetzt nicht an sie, und überließ sie einige Mal an Paul; allein auch dieser bemühte sich vergebens, Malwine in eine Unterhaltung zu verwickeln. Sie antwortete nur einsylbig und zerstreut, und ihre Stimme hatte etwas trauriges, schmachtendes, das zwar im Einklang mit der Art ihrer Schönheit stand, aber doch auf eine innere Verstimmung deutete. Wenn er ihr leise die Hand zu drücken wagte, bebte sie zusammen und sah sich scheu um, ob ihre Mutter sie nicht belausche.

„Malwine,“ flüsterte er ihr endlich zu, „bist Du mir böse? Hab' ich Dir unbewußt weh gethan?“

„Nein, nicht im entferntesten — Sie sind nur zu nachsichtig gegen mich — Sie überschätzen mich!“ erwiederte sie und konnte kaum ihre Thränen zurückhalten. Dann riß sie sich los und eilte auf ihr Zimmer, wo sie sich einschloß. Sie leide an Kopfschmerzen, ließ sie der Stiefmutter sagen, und fehlte beim Souper.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Während seines letzten Aufenthaltes in Rom bestellte der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bei dem dort lebenden Bildhauer Mayer die Anfertigung zweier Statuetten „Gebet“ und „Unschuld“, doch widerfuhr dem Künstler das Unglück, daß seine beiden Werke auf der Fahrt von Livorno nach Hamburg mit dem Schiff „Hazard“ untergingen. Er erhielt darauf den Auftrag, die Statuen wiederholt zu bilden. Endlich war er so weit, daß sie wieder ihre Reise antreten konnten, und sonderbar genug — auf der Fahrt von Livorno nach Hamburg sind auch diese beiden neuen Schöpfungen mit dem holländischen Schiff „Hesterling“ nebst noch andern Kunstwerken, die sich darauf befanden, verunglückt und in dem Meere verschwunden.

## Sentimentalität und Schmerz.

Tief eingeprägt hat sich ein Aug'
Und wandelt stets mit mir,
Nur Schmerzen schuf es, seit ich's sah,
Und Qualen für und für.

Viel schöne Augen sah ich schon,
Doch keines rührte mich,
Bis endlich dieses kleine Aug'
Fest eingewurzelt sich.

Bei jedem Schritte, den ich geh',
Entquillet meiner Brust
Ein tiefes Seufzen: schmerzensvoll
Stört's meine Wanderlust.

Tief unten ruht der Schmerz: und ach!
Es gibt ein großes Weh'
Wenn ich mit diesem Hühnerang'
In engen Stiefeln geh'!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 45. Dienstag, 12. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

„Mademoiselle," begann Alfred von Neuem, „ich kann mich nicht entfernen, ohne Ihnen meine Bewunderung über Ihr taktvolles Benehmen auszudrücken, ein Benehmen, das mich nicht abschreckt, sondern ermuthigt, Ihrem Vater meinen Antrag zu wiederholen."

Hedwig schrieb, oder stellte sich wenigstens, als ob sie schreibe, indem sie antwortete:

„Bemühen Sie sich nicht, lieber Herr; mein Vater wird danken, wie ich Ihnen gedankt habe. Wenn man nicht weiß, wovon man zurückzahlt, macht man keine Schulden."

Jetzt trat die Mutter wieder ein. Alfred grüßte und verließ den Laden. Indem er an Henry, der im tiefen Schatten stand, vorüberging, murmelte er:

„Ich werde andere Saiten aufspannen müssen, um diesen köstlichen Vogel zu fangen! Teufel, wäre ich nur besser bei Kassa!"

Er verschwand in dem Dunkel der Straße: nach und nach verhallten seine Schritte.

„Der Elende!" murmelte Henry. „Laß ab, Freund, Deine Bemühungen scheitern hier, die Künste eines Teufels an der Tugend eines Engels! Müßte ich nicht auf meinen Vater Rücksicht nehmen, ich würde sofort mit Eklat auftreten. Aber was will ich denn eigentlich hier? Warum weide ich mich an der lieblichen Hedwig, während meine Verlobung bevorsteht mit der koketten Albertine? Darf ich denn den bedrängten Vater im Stiche lassen? Aber darf ich auch Hedwig aufgeben, die vielleicht ihre ganze Hoffnung auf mich gesetzt hat? Ich will Abschied von ihr nehmen und dann — wie Gott will!"

Nach zehn Minuten trat Hedwig aus der Thür des Ladens. Sie trug einen leichten Hut und eine dunkle Mantille. Freudig erschreckt blieb sie stehen, als sie den jungen Mann erblickte, der grüßend den Hut zog.

„Herr Henry!"

„Fräulein Hedwig!"

„Heute ist es mir doppelt lieb, daß ich Sie treffe."

„Warum?"

„Ich bitte um Ihre Begleitung auf meinem Geschäftswege, der gegen 8 Uhr abgemacht sein muß."

„Hier ist mein Arm; bestimmen Sie über mich!"

Beide verließen die schmale, schmutzige Straße. In der, die sie zuerst erreichten, war es lebendig; auf den hell beleuchteten Trottoirs wogten die Fußgänger und auf dem Fahrwege rasselten Kutschen und Lastwägen aller Art. Wer aus der stillen Straße kam, hätte glauben mögen, er befinde sich in einer anderen Stadt. Die Häuser trugen ein anderes Gepräge wie die Menschen, die hier verkehrten. Henry warf einen Blick unter den Hut seiner Begleiterin — sie lächelte ihm entgegen und wie lächelte sie! In dem dunklen Auge spiegelte sich eine tiefe, stille Neigung ab, ein verschämtes, jungfräuliches Sehnen und eine Seligkeit, die sie zu verbergen bemüht war. Das unbeschreibliche Lächeln verklärte das zarte Gesicht zu dem eines Engels.

„Hedwig!" seufzte unwillkürlich der junge Mann.

„Henry," flüsterte sie zurück, „warum sind Sie heute so einsilbig und wie mir scheint, so niedergeschlagen?"

„Ich fühle, daß ich es bin; aber ich kann den Grund dafür nicht angeben. Diese seltsame Stimmung peinigt mich seit unserer letzten Zusammenkunft."

„Mein lieber Freund," fragte sie traurig, „sollte ich Anlaß dazu gegeben haben?"

„Hedwig, wie kommen Sie auf diesen Gedanken?"

„Wenn es so ist," versicherte sie treuherzig, „so trage ich wahrscheinlich nicht die Schuld daran, so ist es ohne mein Wissen und Wollen geschehen."

Digitized by Google

„Nein, nein!“ entgegnete Henry, dem mit jedem Augenblicke weicher um das Herz ward.

Und zugleich drückte er unwillkürlich ihren runden Arm, der hingegossen in dem seinigen lag.

Sie erwiederte den Druck. Zufällig trafen sich Beider Blicke bei dem hellen Scheine einer Gaslaterne, sie erröthete, Henry erbebte, denn er fühlte, daß er sich nicht von ihr losreißen, daß er die innige Liebe zu diesem kindlichen und anmuthigen Wesen in seinem Herzen nicht unterdrücken konnte. Wie anders war der Blick aus diesem Auge, als der funkelnde und herrschende aus dem Auge Albertinens. Wie weich und zart klang ihre Stimme, diese Stimme, die das Herz rührt! Und wie ihre Worte ungekünstelt, war auch ihr anmuthiges Benehmen frei von aller Affektation, die einem jungen Mädchen so übel ansteht.

„Henry,“ flüsterte sie nach einer langen Pause, während welcher Beide rasch weiter gegangen waren, „in diesem Hause habe ich ein kurzes Geschäft für meinen Vater abzumachen, wollen Sie meine Rückkehr erwarten?“

„Und wenn ich bis zum Anbruche des nächsten Tages warten soll!“ rief er hingerissen.

„Ich werde Ihre Geduld nicht lange auf die Probe stellen, mein lieber, lieber Freund! Jetzt schlägt es 8 Uhr: der vornehme Herr sieht, daß wir pünktliche Leute sind.“

Sie drückte ihm innig die Hand und hüpfte in das Haus, dessen große Thür offen stand. Kaum war sie verschwunden, als Alfred von der entgegengesetzten Seite ankam, die vorübergehenden Frauen mit jener Keckheit musternd, die zu den traurigen Auszeichnungen der jungen Männerwelt gehört. Henry konnte nicht ausweichen; er nahm eine unbefangene Miene an.

„Wahrhaftig,“ rief Alfred überrascht, „da steht mein zukünftiger Schwager! Henry, erwarten Sie meine Schwester?“

„Nein.“

„Begleiten Sie mich!“

„Für heute muß ich auf dieses Vergnügen verzichten.“

„Warum denn?“

„Weil ich Ihr künftiger Schwager bin.“

„Ah, ich verstehe: Einkäufe, Ueberraschungen — die Liebesleute sind doch recht glücklich, sie haben keine Langeweile, leben in steter Erregung und tragen einen Himmel im Herzen. Freund, ich beneide Sie!“

„Auch Ihnen fehlt nichts, um glücklich und sorglos zu leben.“

„Im Vertrauen, Henry, mir fehlt nichts, es ist wahr; aber ich habe Etwas zu viel.“

„Was?“ fragte Henry, der den Lästigen gern abschütteln wollte.

„Einen zu strengen, einen zu geizigen Vater. Wer mich beobachtet, sollte kaum glauben, daß ich der Sohn des reichen Barons von Geyer bin. Die Sparsamkeit der Väter ist gut, allen Respekt vor einem sparsamen Vater; aber wenn die Sparsamkeit zu Leidenschaft wird, dann, mein Bester, wird selbst der geduldigste Sohn leidenschaftlich. Denken Sie sich, was mir diesen Nachmittag passirte . . .“

„Alfred, Sie sind mein zukünftiger Schwager,“ unterbrach Henry den Stutzer, der mit einer Erzählung drohte; „kann ich Ihnen einen kleinen Dienst leisten, der Ihren Unmuth über den zu sparsamen Vater ein wenig mildert, so sprechen Sie.“

„Wie, einen Dienst?“

„Verfügen Sie über meine Börse.“

„Herzensfreund, Schwager, rechnen Sie mit meinem Vater ab!“

„Nehmen Sie!“

„Wie viel enthält Ihre Börse?“

„Gleich viel, nehmen Sie. Und nun, Adieu! ich habe Einkäufe zu besorgen . . .“

„Aber ohne Geld?“

„Man kreditirt mir!“

Alfred wog die empfangene Börse, dann murmelte er im Weitergehen vor sich hin:

„Ein gentiler Kerl! Gut, diesen Schwager kann ich brauchen. In 8 Tagen soll mein armer Vater als ein Ungeheuer von Geizhals verschrieen sein; er wird mir diese Verleumdung schon nachsehen, da sie gute Früchte bringt. Und wahr ist es, mein Vater hält mich kurz, gleichviel, ob aus Mangel, oder aus Sparsamkeit!“

Er rief einen Fiaker an und ließ sich nach dem ersten Café der Stadt fahren, wo sich um diese Zeit eine lustige Gesellschaft versammelte.

Als Henry gesehen, daß der ihm Lästige einen Wagen bestiegen hatte, kehrte er zu seinem Platze zurück.

„Geld! Geld!“ murmelte er vor sich hin. „Mit diesem jämmerlichen Metalle erkauft sich der Roué seine üppigen Gelage und der bedrängte Liebhaber sich seine stillen Freuden. Die Börse hat mein süßes Geheimniß bewahrt — mein Gott, wäre es mir doch gestattet, es der ganzen Welt mitzutheilen! Arme Hedwig, Geld und immer wieder Geld wird uns elend machen!“

Endlich trat sie wieder aus dem Hause. Henry sah, daß sie geweint hatte und daß sie ihre schmerzliche Erregung zu verbergen suchte.

„Da bin ich!“ sagte sie lächelnd. Sie legte ihren Arm in den seinigen; er fühlte, daß sie leicht zitterte.

„Was ist Ihnen geschehen, Hedwig?"

„Nichts! nichts!" antwortete sie verwirrt.

„Täuschen Sie mich nicht — Sie haben geweint, sind erregt. Was ist Ihnen in dem Hause widerfahren?" fragte er dringend und indem er ihr scharf in das gerötete Antlitz sah.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

4.

Malwine war am andern Morgen kaum angekleidet, als Kornelie lustig und aufgeräumt wie immer zu ihr ins Zimmer trat, als ob das düstre Novemberwetter auf ihre Stimmung den mindesten Einfluß ausüben könnte. „Guten Tag, Herzchen!" rief sie; „ich freue mich, Dich wiederhergestellt zu sehen. Du warst zu leicht gekleidet und hast Dich auf dem Spazierritte erkältet — ich sah Dir's im Gesichte an. Aber heute mußt Du mir den Gefallen thun und auf meinem Zimmer frühstücken, liebe Malwine. Die Herren sind bekanntlich auf die Jagd gegangen, Mama und die Tante liegen noch zu Bette und scheuen den kalten Morgen, und so sind wir allein und können nach Herzenslust plaudern. Bist Du bereit?"

Malwine legte statt aller Antwort ihren Arm in den der Kousine und folgte ihr in das kleine Boudoir, wo ihrer schon auf dem gedeckten Tischchen das Frühstück harrte.

„Malwine, mein Herzchen, sag' mir nur, was Dich seit unserem gestrigen Ritte so wehmüthig und traurig gestimmt hat," hub Kornelie endlich an, als ihre Kousine durchaus nicht auf ihren eigenen munteren Ton eingehen konnte. „Paul hatte ganz recht; Du warst ungewöhnlich bleich und gedrückt und ich mochte dies nur vor den jungen Herren nicht zugeben. Aber hier in meinem traulichen Stübchen darfst Du vor mir keine Heimlichkeiten haben. Komm', schütte mir Dein Herz aus!"

Malwine gab keine Antwort. Wahr und offen, wie sie stets war, konnte sie nicht in Abrede ziehen, daß es ihr wirklich so traurig zu Muthe gewesen war, wie es sich in ihren Mienen wiedergespiegelt hatte, und doch konnte und wollte sie Kornelien den eigentlichen Grund nicht mittheilen. Endlich aber drückte sie Kornelien dankbar die Hand und sagte wehmüthig: „Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, meine Liebe, daß meine Stellung nicht so glücklich ist wie die Deinige; ich habe keine Mutter, kaum einen Bruder oder eine Schwester, denn Eugen ist seit Papa's Tod mir beinahe fremd geworden, und ich fürchte sehr, Fanny liebt mich nicht und mißtraut der Neigung, die ich ihr so gerne zeigen möchte."

„Aber bin ich nicht Deine Schwester?" rief Kornelie warm; „der Liebe und dem Herzen nach bin ich es schon, theuerste Malwine, und wer weiß, ob uns nicht vielleicht bald noch ein innigeres Band ..." setzte sie lächelnd hinzu und sah ihre Base schelmisch an, bemerkte aber zu ihrem Erstarren, daß Malwinens schöne Augen voll Thränen standen.

„Stille hiervon, liebe Kornelie!" rief diese halb empfindlich; „keine derartigen Anspielungen, mein Kind! Für Deine Liebe und Zärtlichkeit aber bin ich Dir innigst dankbar, denn ohne diese und das Wohlwollen Deiner trefflichen Mutter wäre mein Leben ein sehr freudearmes und liebeleeres. Wie oft schon habe ich im Stillen gewünscht, Mama möchte nur entfernt ..."

„Ach, ich verstehe!" fiel Kornelie der Zögernden ins Wort, „Du wünschest, die Tante möchte auch so liebevoll und sanft sein wie meine theure, treffliche Mutter! — Nun ja, wir Alle kennen Tante Franziska und ihre Eigenthümlichkeiten recht gut," fuhr sie fort; „sie ist nicht immer so, wie sie sein sollte, allein dies Alles erklärt ja Deinen gestrigen Anfall von Schwermuth noch nicht!"

„Liebes treues Herz!" flüsterte Malwine und umarmte ihre Kousine; „vergib mir, aber ich kann Dich nicht zur Vertrauten des Ereignisses machen, welches mich gestern so verdüsterte. Laß es mein eigenes Geheimniß bleiben und uns von etwas Anderem reden!" fügte sie mit jener Resignation und würdevollen Zurückhaltung hinzu, welche sie im geselligen Verkehr gewöhnlich Fremden gegenüber an den Tag legte.

Kornelie hätte sich nahezu gekränkt gefühlt, weil Malwine ihre warme, schwesterliche Theilnahme so sehr zurückwies; aber ein einziger Blick auf die bebenden Lippen, die überströmenden Augen und bleichen Wangen ihrer Freundin zeigten Kornelie, daß Malwine jetzt von einem tieferen Affekt bewegt ward, als von Eigensinn oder kalter Zurückhaltung, und ihre Empfindlichkeit verschwand im Nu. „Vergib mir, Malwine, wenn ich Dir wider Wissen und Willen wehe gethan habe," sprach sie. „Ich will mich nicht in Dein Geheimniß eindrängen; nur gib Dir keine Mühe, Deine Gefühle vor mir zu verbergen, denn ich kenne Dich zu gut, um mich täuschen zu lassen, und will geduldig warten,

Digitized by Google

bis Du selbst mir die Ursache Deines Kummers mittheilst."

Malwine erwiederte zärtlich Korneliens Umarmung und schwesterlichen Kuß, und weinte sich nun stille und ohne Bitterkeit an dem Herzen der glücklicheren Kousine aus. Kornelie war ja in der That die letzte, welcher sie den wahren Grund ihres Schmerzes anvertrauen konnte, denn wie durfte sie ihr gestehen, daß diese Thränen dem Gedanken galten, Paul zu verlieren, dem sie von Kindheit auf eine so reine stille Neigung gewidmet hatte! Hätte Malwine ihren eigenen Willen gehabt, so würde sie jetzt am liebsten Osterach verlassen haben, trotzdem, daß sie sich vorher so sehr darnach gesehnt hatte. Es war ihr, als vermisse sie jetzt hier gänzlich jene Atmosphäre des Friedens und Wohlwollens, in welcher sie sich vor Jahren bei ihrem ersten längeren Aufenthalte so heimisch und behaglich gefühlt und die ihr schon damals den stillen Wunsch eingegeben hatte, ein Glied dieser trefflichen Familie zu werden. Der Gedanke, sich von ihrer Stiefmutter beargwöhnt und auf Tritt und Schritt beobachtet zu sehen, war allverbitternd. Dabei konnte sie doch unmöglich blind sein für die äußeren Vorzüge und das treuherzige, biedere Wesen Pauls, und mußte doch immer sich erinnern, daß sie ihn verloren habe, ohne ihn jemals zu besitzen, denn erst das Wiedersehen hatte ihren dunklen Gefühlen eine bestimmte Richtung gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

In jetziger Zeit, wo alle technischen Erzeugnisse in möglichster Vollkommenheit verlangt und geboten werden, sind, um nicht zurückzubleiben, einem großen Theile der Gewerbtreibenden geometrische Kenntnisse und Fertigkeit im geometrischen Zeichnen ein nothwendiges Bedürfniß geworden. Höchste Akkuratesse, Zeitersparniß und mancherlei Kunstgriffe sind der Gewinn hiervon. Unseres Erachtens wird dieses wirksame Mittel zur gewerblichen Vervollkommnung durch eine uns kürzlich zu Gesicht gekommene Schrift geboten, welche unter dem Titel: **„die Geometrie und das geometrische Zeichnen in praktischer Anwendung auf die Berufsarbeiten der Künstler und Handwerker, vornehmlich der Lithographen, Mechaniker, Maschinenbauer, Bild- und Steinhauer, Maurer, Zimmerleute, Dach- und Schieferdecker, Tischler, Klempner, Kupferschmiede, Schlosser, Gebäudemaler und Anstreicher, Gärtner u. s. w., zum Selbstunterricht herausgegeben von H. Rudolphi — 15 Sgr. —"** bei Voigt in Weimar erschienen ist. — Das nützliche Büchlein ist übersichtlich und leicht verständlich verfaßt; es gibt das Wissenswürdigste und Nothwendigste aus der Geometrie, verlangt aber dabei durchaus keine gelehrte Vorbildung. Die 132 dazu gehörigen Abbildungen sind exakt gearbeitet und erhöhen um Vieles den Werth des Ganzen.

## Mannigfaltiges.

Der Bericht einer vom Marinedepartement in Washington ernannten Kommission zur Ermittelung des resp. Werthes der Kohlen und des Petroleums als Dampferzeugungsmittel gibt wichtige Information bezüglich des Gegenstandes. Petroleum besitzt eine größere Expansionskraft als Kohlen, so daß, wenn man mit Kohlen, um einen Druck von 20 Pfund Dampf zu erzeugen, 60 Minuten braucht, man mit Petroleum dasselbe Resultat in 28 Minuten erreicht. Ein Dampfer, wie z. B. die „Persia", nimmt für jede Fahrt 1200 Tonnen Kohlen an Bord, während sie an Petroleum nur 575 Tonnen einzunehmen hätte, wodurch ein Raum für 625 Tonnen und an Material, Arbeit und Kosten per Fahrt 12,100 Dollars erspart werden würden. Ein Kriegsdampfer mit Oel als Heizmaterial könnte dreimal so lange zur See bleiben, wie einer mit Kohlen, und direkte Linien nach Australien, Kalifornien ꝛc. könnten eingerichtet werden, ohne daß man Kohlenstationen nöthig hätte. Nächstens soll mit einem großen Dampfer ein Petroleumversuch gemacht werden.

Dem Professor Mosler in Gießen soll es gelungen sein, im Benzin ein wirksames Mittel gegen Trichinen zu entdecken. Seine mit großer Umsicht und Ausdauer ausgeführten Experimente werden in einer soeben bei Hirschwald in Berlin erschienenen Broschüre: „Helminthologische Studien und Beobachtungen", dem ärztlichen Publikum mitgetheilt. Auch sind bereits von anderen Aerzten Bestätigungen dieser Entdeckung Mosler's eingelaufen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 46. Freitag, 15. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Die Thränen traten Hedwig abermals in die Augen.

„Ich werde es vergessen!“ flüsterte sie.

„Das ist nicht gut; Sie schließen mich von Ihrem Vertrauen aus und wissen doch . . .“

Er stockte plötzlich, denn er fühlte, daß er zu viel sagen, daß er Hoffnungen in dem armen Mädchen erregen würde, die zu erfüllen ihn die Sohnespflicht hinderte. Ein bitteres Gefühl erfaßte krampfhaft sein Herz, das die Wonnen der reinsten Liebe und den Jammer einer nothwendigen Trennung empfand.

„Ich kann es vergessen, Henry, wahrhaftig, ich kann es vergessen! Sie sprechen von meinem Vertrauen — Gott ist mein Zeuge, daß ich keine Geheimnisse habe, am wenigsten vor Ihnen! Nun kommen Sie, wir gehen über die Promenade — ich will Ihnen Alles erzählen, damit Sie sehen, daß ich Ihnen volles Vertrauen schenke. Ich wäre trostlos, wenn ich annehmen müßte, daß ich Sie gekränkt hätte.“

Langsam gingen sie unter den Bäumen der Promenade hin, an deren Zweigen das erste frische Grün beim Scheine der Gaslaternen sich zeigte: die Vorübergehenden hatten nicht Acht auf das eng aneinander gedrückte Paar. Es war ruhig und still, das Geräusch der Wägen klang aus weiter Ferne herüber.

„Der Mann, den ich besuchte,“ begann Hedwig, „besitzt in einer lebhaften Straße ein Haus mit einem Laden. Diesen Laden zu miethen, hatte mein Vater die Einleitungen getroffen und um acht Uhr sollte ich den Bescheid holen. Der reiche Mann wollte zu Tische gehen, als ich ankam. Er erklärte mir kurz, daß mein Vater den Laden erhalten könne, wenn er für die richtige Ablieferung eines sechsjährigen Miethzinses eine Bürgschaft stelle oder die ganze Summe zahle — so müssen wir nun den Plan aufgeben, von dem wir uns einen so großen Vortheil versprochen haben.“

„Geben Sie ihn auf!“ murmelte eine Stimme.

Hedwig sah zur Seite — da ging der kleine, graue Mann, den Hut tief in das Gesicht gedrückt. Es war Gotthelf Jonas. Hedwig war nicht erschreckt, sie kannte ja die guten Absichten des Fremden; aber sie war in hohem Grade überrascht.

„Mein Herr,“ sagte Henry, „Sie mischen sich in unser Gespräch . . .“

„Beruhigen Sie sich, mein junger Freund; Fräulein Lewes weiß, daß meine Aufdringlichkeit keinen Schaden bringt. Verzichten Sie auf den Laden, Ihr Vater, mein liebes Kind, wird das Haus des Barons von Geyer beziehen, das ihm gebührt. Sie bedürfen weder eines Bürgen noch eines Darlehens. Diese reichen Leute wissen nicht, wie einem armen Geschäftsmanne zu Muthe ist, der unter Mühen und Sorgen sein Dasein fristet. Ja, die reichen Leute, die nicht arbeiten! Statt den Armen durch Nachsicht zu unterstützen, hemmen sie ihn in seiner Thätigkeit. Es ist gut, daß der reiche Mann Sie abgewiesen hat — Friedrich Lewes wird sein Haus wieder beziehen, ehe die Zeit verflossen ist, die er in der alten Wohnung zu bleiben noch berechtigt ist. Sie sehen mich wieder.“

„Halt, mein Herr!“ rief Henry.

Der graue Mann, der sich entfernen wollte, blieb stehen.

„Was wollen Sie?“ fragte er furchtlos.

„Sie sprechen von dem Hause des Barons von Geyer . . .“

„Von dem Hause, das ihm nicht gehört.“

„Wem gehört es?“

„Dem Vater des jungen Mädchens, das zitternd an Ihrem Arme hängt. Doch nun stelle auch ich eine Frage: Wer sind Sie? O, Sie erröthen, werden verlegen — ja freilich, die Antwort auf

Digitized by Google

meine Frage muß Ihnen schwer werden. Ich errathe Alles, Alles, und was ich nicht errathe, sagen mir die Blicke der jungen Dame — täuschen Sie sie nicht, es bringt Ihnen keinen Segen! Bleiben Sie ihr treu, so haben Sie einen Freund an dem alten Manne gefunden, der über Hedwig Lewes wacht."

Er verschwand hinter einer Gruppe Spaziergänger, die sich langsam vorüberbewegte.

Die beiden jungen Leute sahen sich erstaunt an. Henry wollte Auskunft haben über den seltsamen Mann, er wußte ja nicht, daß Gotthelf Jonas die Wechsel des Peter Ostermann an seinen Vater verkauft hatte: er hatte nur den Bankerott des Amerikaners erfahren.

„Ich kenne ihn nicht," antwortete Hedwig. „Er ist ein einziges Mal in unserem Laden gewesen."

„Aber er bezog sich auf Sie . . ."

„Ich glaube, daß er es gut mit uns meint."

„Er muß den Baron kennen . . ."

„So scheint es."

„Und Sie sollen das stattliche Haus des reichen Mannes beziehen . . ."

„Diese Aussicht, die uns der Alte eröffnet, ist zu romantisch, als daß ich an ihre Verwirklichung glauben sollte."

„Der Mann ist ein Narr, wenn er es nicht darauf abgesehen hat, Sie zu necken."

Hedwig schwieg; sie wußte, daß der Alte seinen guten Willen bereits bethätigt hatte. Der junge Mann dachte über die erhaltene Mahnung nach; er machte sich Vorwürfe über seinen heutigen Besuch und beschloß, die arglose Hedwig nach und nach vorzubereiten. Schweigend erreichten sie eine Brücke, und über diese hinweg gelangten sie nach wenigen Minuten in die einsame Straße, welche nur von armen Menschen bewohnt ward. Der rege Verkehr war wie abgeschnitten; hier wehte eine andere Luft, es war wenig Licht vorhanden und der Geruch der Armuth quoll aus den schwarzen Häusern, in denen sich kein Laut regte.

Hedwig blieb in der Nähe des Ladens stehen. Dem armen Henry pochte das Herz gewaltig; er verspürte jeden Schlag desselben in seinem glühenden Kopfe. Sollte er für immer Abschied von der Geliebten nehmen oder sollte er wiederkehren und sie in der verderblichen Täuschung erhalten, die nicht anders als mit Jammer und Pein enden konnte? Die Worte des Alten: Täuschen Sie sie nicht, es bringt Ihnen keinen Segen! klangen immer noch vor seinen Ohren. Dem armen Kinde schien es an Muth zu fehlen, sich zu entfernen — Henry entging dies nicht, er empfand das innigste Mitleid.

„Hedwig! Hedwig!" rief er leise.

„Henry!" flüsterte sie zurück.

Ihre Lippen berührten sich zu dem ersten Kusse. Und Beide hatten es nicht gewollt. Beide schwanden fast die Sinne im Uebermaße des Entzückens, das die erste reine Liebe gewährt. Henry konnte sich nicht losreißen, die Leidenschaft war stärker als der Wille. Und mit diesem Kusse hatte er das Band enger geknüpft, das ihn an die Geliebte fesselte. Zitternd hielt er sie in seinen Armen, fühlte ihren reinen Hauch an seinen Wangen, hörte ihr leises Weinen. Der Vater, Albertine, der Baron — Alle waren vergessen!

„Wann sehen wir uns wieder?" fragte sie flüsternd.

„Morgen, morgen, alle Tage! Du lieber Engel, könnte ich immer bei Dir bleiben, denn hier ist mir wohl, hier vergesse ich die Welt, mich selbst!"

„Du wirst mich finden, Henry!"

Es schlug 9 Uhr.

„Gute Nacht, mein Geliebter!"

Sie bot ihm den Mund zum Kusse — ein reizender, ein rührender Anblick! Und Henry sog den Kuß von ihren schwellenden Lippen, drückte die schöne, elastische Gestalt fest an sich und eilte hinweg.

Hedwig sah ihm noch lange nach. Sie weinte heiße Thränen — Thränen des Glücks, denn sie hing in leidenschaftlicher Liebe an dem jungen Manne, von dem sie nur wußte, daß er Henry hieß und daß er Kommis in einem großen Bankhause sei. Sie hatte vor 2 Monaten seine Bekanntschaft in einem Omnibus gemacht, und zwar auf folgende Art: An dem Stationsplatze stieg sie ein; sie wollte eine Freundin in der Vorstadt besuchen. Es war Abend, sehr finster und kalt. In dem großen Wagen befand sich ein einziger Passagier, ein korpulenter Mann, in einen kostbaren Pelz gehüllt. Der Mann, ein angehender Vierziger, schien sehr angeregt zu sein; seine Fleischwangen waren roth und seine großen kalbsartigen Augen starrten lüstern das hübsche Kind an, das bescheiden grüßend ihm gegenüber Platz nahm. Der große Wagen rasselte polternd über das Pflaster. Der Dicke versuchte es, ein Gespräch anzuknüpfen, fragte nach dem Ziele der Fahrt, und als Hedwig freundlich antwortete, weil sie es für eine Pflicht der Höflichkeit hielt, zu antworten, ward er zutraulich, bot seine Begleitung an, sprach von einem soliden Abendessen mit Champagner und von gemeinschaftlicher Rückkehr nach der Stadt. Solche Anerbietungen waren Hedwig noch nie gemacht worden.

„Wie kommen Sie dazu?" fragte sie lächelnd und nichts Arges ahnend.

Digitized by Google

„Sie gefallen mir, mein schönes Kind!“ murmelte der Dicke.

Das war nun eben kein Wunder, denn Hedwig war wirklich schön.

„Danke!“ rief sie lachend.

Der Dicke verließ seinen Platz und setzte sich zu ihr. Sie sprang auf die andere Seite — er folgte. Der Kondukteur hörte das Rufen des ängstlichen Mädchens nicht, da der schwere Wagen über ein schlechtes Steinpflaster fuhr, da stieg ein junger Mann ein, Henry, ohne daß der Omnibus hielt.

„Retten Sie mich, retten Sie mich!“ rief Hedwig, deren Hut im Nacken hing.

Und ein kräftiger Stoß warf den Dicken zurück, daß er ächzend auf die Bank fiel und mit dem breiten Rücken eine Fensterscheibe zertrümmerte. Zum Glück blieb er auf demselben Platze sitzen und wehte mit seiner imposanten Figur dem kalten Luftzuge.

„Sie sind ein Unverschämter!“ rief er entrüstet, als er das Gleichgewicht wieder gewonnen hatte.

Henry antwortete nicht; seine ganze Aufmerksamkeit war auf das reizende Mädchen gerichtet, das mit zitternden Händen den Haarputz ordnete und dann die aus den schönen Augen quellenden Thränen trocknete. O die Thränen üben eine unbeschreibliche Gewalt aus auf das Herz eines jungen Mannes, zumal wenn sie von Augen geweint werden, die einem so zarten und anmuthigen Gesichtchen angehören, wie Hedwig von Mutter Natur empfangen hatte. Als sie sich zu Henry wandte, um ihm zu danken, war es um seine Ruhe geschehen — er hatte kaum so viel Fassung, von Pflicht und Schuldigkeit und fernerem Schutze zu reden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Als die beiden Mädchen einige Stunden später in den Salon hinuntergingen, trafen sie hier Kahlau, der nicht mit auf die Jagd gegangen war, weil er angeblich Briefe zu schreiben gehabt, augenscheinlich aber, wie er kaum verhehlte, weil er das Waidwerk für kein seiner würdiges Vergnügen hielt. Er bat die Damen um die Erlaubniß, ihnen vorlesen oder ihrem Gesang akkompagniren zu dürfen, und bot sein Möglichstes auf, um sie gut zu unterhalten. Er stellte seine glänzenden Gaben ins vortheilhafteste Licht und wußte immer stille und heimliche Bezüge zu finden, welche Malwinen fühlbar machten, daß er es darauf anlege, ihr zu gefallen und ihr Vertrauen zu gewinnen, und dies Alles doch so, daß Kornelie es kaum ahnte. Dies fiel wie ein flüchtiger Lichtstrahl in ihr verdüstertes Gemüth, um so mehr, als sie wahrzunehmen schien, daß ihre Stiefmutter allein Kahlau's Bemühungen durchschaute und mit einer Art ängstlicher, beinahe furchtsamer Neugier verfolgte. — Sie mißgönnt mir auch ihn, flüsterte ein böser Geist ihr zu; aber gerade deßhalb will ich ihn an mich heranziehen.

5.

So waren einige Tage vergangen, die Kluft zwischen Paul und Malwine größer geworden und die Vertraulichkeit zwischen Kahlau und Malwinen im Steigen. Paul runzelte darob anfangs die Stirne, allein sein offenes heiteres Gemüth vermochte nicht leicht Argwohn oder Befürchtung zu hegen; dazu war ja Kahlau sein Freund und sein Gast, und Malwinens Drang nach Wissen und Bildung fand bei diesem, dem kühlern und gesetztern Manne, mehr Befriedigung und mehr Aufforderung zur Annäherung, als bei ihm selbst, dem feurigern und ungestümen lebhaften Sanguiniker. Da trat ein Ereigniß ein, welches die sämmtlichen Insassen von Osterach nahe berührte. Frau v. Tonnewald, welche erst wenige Wochen früher ihren Sohn auf eine entfernte höhere Lehranstalt von Ruf gesandt hatte, erhielt eines Morgens einen Brief von ihrer Tochter Fanny mit der Nachricht, daß in der Pension, worin diese sich befand, eine ansteckende typhöse Krankheit ausgebrochen sei, welche schon zwei Opfer gefordert habe. Wie kalt und selbstsüchtig diese Frau auch zu sein schien, so liebte sie doch ihre Kinder unbeschreiblich; vielleicht steigerte gerade diese Neigung zu den eigenen Kindern noch ihren Egoismus Anderen gegenüber. Die Trennung von dem Sohne war ihr schon nahe gegangen, und die Gefahr, worin ihre Tochter schwebte, berührte sie daher um so schmerzlicher. Alle riethen der erschreckten Mutter, Fräulein Fanny sogleich nach Osterach kommen zu lassen, weil jede Stunde weiteren Bleibens in jener Anstalt die Gefahr der Ansteckung steigere.

„Allerdings,“ sagte Frau v. Tonnewald, „aber ich bin zu sehr erschüttert und zu leidend, um bei diesem strengen Wetter die Reise zu machen, und Malwine kann ich nicht allein reisen lassen.“

„Dann gestatten Sie mir, liebe Tante, Fanny abzuholen und in Ihre Arme zu führen,“ sagte Paul mit dem ihm eigenen Edelmuthe, der sich überall aufopferte, wo es eine Gefahr oder einen Liebesdienst galt.

„Wie, mein lieber Paul, Du wolltest wirklich?.. Doch nein, es hieße zu viel verlangt, wenn ich Dich Deinen Eltern, Deinen Freunden auf einige Tage rauben wollte!“ erwiederte Frau v. Tonnewald sich besinnend und mit sichtlicher Entmuthigung. „Ich will es selbst riskiren, diese Reise zu thun.“

Dies gaben aber weder Paul noch seine Eltern zu, und so erreichte Fanny's Mutter das, was sie glühend wünschte, durch einen anscheinenden Unglücksfall, die ansteckende Krankheit, und durch Pauls emsige Dienstfertigkeit.

Malwine war schon bei der ersten Andeutung, daß ihre Schwester hierherkommen werde, sichtlich erblaßt. Das Anerbieten Pauls hatte sie sodann förmlich erschüttert, weil sie es mißdeutete, indem sie in dem, was nur Ausfluß seiner uneigennützigen ritterlichen Gesinnung war, einen Beweis für den Eifer sah, womit er den Heirathsplan aufgenommen habe. Sie gab sich Mühe, ihre tiefe Bewegung zu verbergen, allein Kahlau's besorgte Blicke sagten ihr, daß er sie durchschaut habe, und er ließ sie sein Mitgefühl und seine Neugierde wegen der Ursache dieser Bewegung ahnen.

„Gleicht Ihre Schwester Ihnen, mein Fräulein?“ fragte er sie, sobald er in ihre Nähe kam.

„Ich glaube kaum,“ erwiederte sie; „wir sind nur Halbschwestern, wie Sie wissen, aber Fanny, die ich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen habe, soll sehr schön geworden sein. Jedenfalls ist sie viel heiterer und einnehmender als ich.“

„Sie ist die glücklichere, weil sie noch eine Mutter hat, deren Abgott sie ist,“ entgegnete Kahlau im Ton innigen Mitgefühls und mit einem sprechenden Blicke, und setzte dann hinzu: „Ich dachte mir gleich, daß Fanny besondere Reize besitzen müsse, als ich Paul so begierig sah, ihren Reisegefährten zu machen. Galanterie im engern Sinne ist eben sonst seine Sache nicht.“

Malwine erwiederte nichts, aber diese scheinbar so unbefangene Aeußerung drückte ihr den Stachel noch tiefer ins Herz. Gedankenvoll spielte sie mit einem kleinen Bouquet, das sie in der Hand hielt, und pflückte die Blätter davon ab.

„Müssen alle diese Blumen sterben, wie Ihre Jugendfreuden, mein Fräulein?“ fragte Kahlau sie. „Wollen Sie nicht wenigstens einer dieser Blüthen erlauben, in meiner Hand zu welken? Zerpflücken Sie nicht selbst diese Sinnbilder Ihres Gemüthslebens!“ fuhr er leise fort; „auch die Blüthen Ihres Lebens welken ja noch nicht alle, wenn Sie in eine liebevollere und mildere Atmosphäre verpflanzt werden! Lassen Sie mir dieses Sträußchen hier!“

Malwine zögerte einen Augenblick, dann reichte sie ihm lächelnd das Bouquet und sagte: „Ich schäme mich beinahe, es Ihnen anzubieten, zerpflückt wie es ist. Und doch haben Sie Recht: es wäre grausam, die schönen Blüthen zu zerstören. Aber das Unglück macht zuweilen wider Willen selbstsüchtig.“

„Wenn ich mir erlauben dürfte, mein Fräulein, diese Blumen zu deuten,“ flüsterte Kahlau, „so wären sie mir werther, als alle Schätze der tropischen Flora. Sehen Sie her: eine Rose und ein Myrthenzweigchen sind noch ganz unversehrt geblieben. Sie sollen mir ein Wink vom Geschicke sein, zu hoffen und zu . . .“

Erglühend und mit einer beinahe unwilligen Geberde verließ sie ihn rasch und doch pochte ihr Herz laut. Ein seltsames Gemisch von verletztem Selbstgefühl und gekränkter Liebe einerseits, und von einer Art Freude über die Andeutung des Sieges, den sie hier bei Kahlau errungen, zuckten ihr durch den Busen, und doch überkam sie dabei eine Art Furcht, wie vor einer zukünftigen Prüfung, und machte sie vor Aufregung beinahe schwindeln. Sie suchte die Einsamkeit und zum ersten Male fühlte sie, daß das Glück von ihr gewichen sei und sie Paul nun wirklich verloren habe, daß sie keine andere Wahl mehr habe, als in einer unheimlichen, liebeleeren Heimath entweder Zeuge der Triumphe ihrer Schwester und der Vergötterung und Rivalität derselben zu sein, oder aber die Heimath anzunehmen, welche Kahlau ihr zu bieten vor Begierde brannte, und zu deren offener Darbietung er nur auf ein ermuthigendes Lächeln oder einen freundlichen Blick von ihr wartete.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Otterberg, 5. April. Als eine wohl seltene Merkwürdigkeit aus hiesiger Stadt theilt man mit, daß gestern hier eine Frau, nachdem sie bereits viermal Zwillinge geboren, ihren Gatten mit drei kräftigen Knaben auf einmal beglückt hat. Mutter und Kinder befinden sich nach Umständen wohl.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 47. Sonntag, 17. April 1864.

## Geld!

(Fortsetzung.)

Der Dicke saß wie ein Tiger in seiner Ecke; er hatte den Pelzkragen so hoch emporgezogen, daß man von dem Gesichte nur die glühenden Augen sehen konnte.

„Ich bedaure Sie, Mademoiselle!“ begann Henry. „Es ist wahrlich weit gekommen, daß eine junge Dame nicht mehr allein fahren kann, ohne den Insulten roher Menschen ausgesetzt zu sein. Wollen Sie Anzeige machen, werde ich Ihnen als Zeuge dienen.“

„Was wollen Sie anzeigen?“ fragte der Dicke.

„Ihre Frechheit!“

„Wahren Sie Ihre Zunge, junger Herr!“

„Ah, Sie drohen noch! Das ist die Art des Pöbels.“

„Wissen Sie, wer ich bin?“ fuhr der Mann im Pelze auf.

„Nein; aber ich bin neugierig, den Ehrenmann kennen zu lernen, der Sitte und Anstand so weit vergißt . . .“

Der Wagen hielt; die Thür ward geöffnet und eine Dame und ein Herr stiegen ein. Die Unterhaltung stockte. Während der ganzen Fahrt schoß der Dicke lüsterne Blicke auf die hübsche Hedwig, die still neben dem jungen Manne saß. So kam der Omnibus in der Vorstadt an. Die Passagiere stiegen aus. Es entstand ein Streit um die zerbrochene Fensterscheibe — der Dicke klagte Henry an und wollte nicht bezahlen. Henry gab dem Kondukteur mit den Worten einen Thaler:

„Ich streite mich nicht mit dem Pöbel!“

Henry bot dann Hedwig seinen Arm, die ihn annahm, und entfernte sich mit ihr. Man erreichte die Wohnung der Freundin; die Tochter des Krämers dankte in den verbindlichsten Ausdrücken und schlüpfte dann in das Haus. Henry blieb wie geblendet an seinem Platze. Es war in seinem Herzen etwas Unerklärliches, Wunderbares, nie Gefühltes vorgegangen. Er mußte sich sagen, daß er nie ein so anmuthiges und feines Gesicht, so sanfte und doch so ausdrucksvolle Augen gesehen, nie eine so wohlklingende und biegsame Stimme gehört hatte. Und welch ein Zauber lag über der ganzen Erscheinung ausgegossen! Auch ein weniger poetisches Gemüth als das Henry's würde in Aufruhr gerathen sein. Da stand er nun und betrachtete das kleine, unscheinbare Haus, dessen Parterrefenster durch Läden hermetisch geschlossen, während die Fenster des ersten und einzigen Stockes dunkel waren. Wohnte das reizende Geschöpf hier? In diesem Falle mußte sich der junge Mann das Haus merken. Sollte sie den Bewohnern einen Besuch abstatten?

„Ich werde warten!“ beantwortete Henry die letzte Frage.

„Es ist genug, wenn ich den letzten Akt der heutigen Oper höre.“

Und er wartete, des rauhen Windes nicht achtend, der durch die Straße fegte und Schneeflocken in lustigem Wirbel tanzen ließ. Das Café, das er fast täglich auf eine halbe Stunde zu besuchen pflegte, war vergessen, sein Geist beschäftigte sich nur mit der Schönen, der er einen Kavalierdienst zu leisten so glücklich gewesen. Aber wohin sollte denn eigentlich die Bekanntschaft führen, wenn es ihm wirklich vergönnt sein sollte, sie anzuknüpfen? Der Sohn des reichen Banquiers und ein armes Mädchen! Horch, da ward die Thür des kleinen Hauses geöffnet.

„Gut, Fräulein Hedwig, ich werde es meiner Tochter bestellen,“ sagte die Stimme einer alten Frau. „Verlassen Sie sich darauf, sie wird in den nächsten Tagen zu Ihnen kommen.“

„Auf Wiedersehen! Ich will den nächsten Omnibus nicht verfehlen. Einen Gruß an Fränzchen!“

Die Thür ward geschlossen und Hedwig hüpfte die kleine Treppe herab. Sie stieß einen leisen

Digitized by Google

Schrei aus, als sie Henry erblickte, der wie eine Statue am Wege stand. Sie wollte entfliehen.

„Fürchten Sie nichts, Fräulein Hedwig!“ sagte Henry, der ihr folgte.

„Sie kennen meinen Namen?“

„Ich habe ihn soeben von der Frau gehört.“

„Ah, demnach haben Sie gewartet,“ fragte sie, rascher gehend.

„Weil ich daran dachte, daß Sie auf dem Rückwege eine neue Beleidigung . . .“

„Mein Herr, es trifft sich nicht immer, daß man auf unartige Menschen stößt. Uebrigens bin ich Ihnen für die Aufmerksamkeit zu Danke verpflichtet.“

Ein Trupp Matrosen kam singend die stille Straße herab. In die rohen Gesänge mischte sich Lachen, Fluchen und Toben. Es war eine jener übermüthigen Schiffsgesellschaften, die aus einem Wirthshause in das andere ziehen, um sich den kurzen Aufenthalt in der Stadt so angenehm als möglich zu machen. Hedwig blieb bestürzt stehen.

„Ich werde umkehren,“ flüsterte sie.

„Verzeihung, Fräulein Hedwig, reichen Sie mir den Arm und keiner der lustigen Burschen wird es wagen, sich Ihnen zu nähern. Sie müssen sich für diesen Abend schon unter meinen Schutz begeben.“

Dem armen Mädchen blieb keine Wahl, da der lärmende Haufen rasch heranrückte; sie überließ sich zum zweiten Male der Führung des jungen Mannes, dessen anständiges Aeußere und ruhiges und taktvolles Benehmen ihr Zutrauen erweckte. Arm in Arm gingen sie durch die Matrosen, die dem Paare Platz machten. Das nun folgende Gespräch bewies dem Kommis, daß seine Begleiterin eine vortreffliche Bildung und einen Takt besaß, den man sonst bei jungen Mädchen nicht zu finden gewohnt ist. Jedes Wort, das sie mit einer reizenden Schüchternheit sprach, entzückte ihn. So kamen sie an den Stationsplatz. Der Omnibus war soeben abgefahren. Hedwig erschrack.

„Was beginnen wir?“

„Warten Sie eine Viertelstunde,“ sagte ruhig ein Mann, der auf- und abging.

Der Schnee fiel massenhaft aus dem schwarzen Himmel herab und der Weg zur Stadt war weit. Henry wollte einen Fiaker miethen — es ließ sich keiner auftreiben.

„Ich bitte, Fräulein, überlassen Sie sich mir,“ sagte der junge Mann; „mit meiner Ehre verbürge ich Ihnen, daß Sie wohlbehalten und unangefochten Ihre Wohnung erreichen.“

Er führte sie in das nächste Café. Ihr Erscheinen fiel nicht auf, da auch Damen das elegante Etablissement besuchen. Henry ließ Chokolade und Kuchen bringen und befahl dem Kellner, einen bequemen Wagen zu holen. Mit welcher Aengstlichkeit ließ sich Hedwig bewirthen! Nur um ihren Schützer nicht zu beleidigen, genoß sie von dem Dargebotenen. Bei dem hellen Gaslichte erkannte nun Henry die seltene Schönheit Hedwig's. Wie reizend stand ihrem Köpfchen der einfache Hut von schwarzem Taffet! Die von der scharfen Luft leicht gerötheten Wangen glichen sanft von Purpur angehauchten Rosen. Feine, frische Lippen bildeten einen zarten Mund, den stets ein schmerzliches Lächeln umschwebte. Und das große, seelenvolle Auge . . . die fein geschnittene Nase . . . das runde Kinn mit dem Grübchen . . . der schlanke, schneeweiße Hals, den eine einfache Schnur von Glasperlen schmückte . . .

Henry hätte Alles dies verdecken mögen, damit es den neugierigen Blicken der übrigen Gäste entzogen würde. Da saß auch der Dicke aus dem Omnibus und rauchte wie ein Stadtsoldat aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Er warf grimmige Blicke auf das Pärchen, das leise plaudernd an einem Pfeilertische saß. Hedwig hatte ihn längst bemerkt; sie empfand Furcht und Ekel vor dem feisten Gesichte. Endlich meldete der Kellner, daß der Wagen angekommen sei. Henry zahlte, bot seiner Dame den Arm und bestieg mit ihr den Wagen, der rasch nach der einsamen Straße fuhr. Seit jenem Abend kaufte Henry bei dem Krämer Cigarren, liebte Hedwig und — ward wieder geliebt. Die Freundin in der Vorstadt hatten Beide schon mehr als einmal besucht. Nun denke man sich den Schrecken Hedwig's, der sich ihrer bemächtigte, als sie in dem reichen Hausbesitzer, der dem Vater den Laden vermiethen wollte, jenen dicken Mann aus dem Omnibus erkannte. Der Leser wird sich die Thränen erklären können, die das abgewiesene Mädchen vergoß. Der arme Krämer mußte darunter leiden, daß er eine schöne Tochter hatte.

## V.

Das Bankhaus Neuberg existirte nur noch dadurch, daß es zu künstlichen Mitteln griff, um das schwankende Fahrzeug vor dem Untergange zu retten. In Amerika bereitete sich die Krisis vor, die ihre schrecklichen Folgen auch auf England und Deutschland ausdehnte. Neuberg, der zu viel auf Peter Ostermann vertraut, hatte nicht schlecht, aber zu gewagt spekulirt. Die nach und nach eingehenden Wechsel erschöpften seine Kasse und Komptanten blieben aus. Ostermann's Papiere, deren er in Fülle besaß, waren werthlos geworden. Wie die Lage des Vaters, so ward auch die des Sohnes mit jedem Tage

schwieriger. Henry begriff, daß nur das Vermögen des Barons von Geyer Rettung bringen konnte. Und er liebte seine Hedwig, das arme Mädchen, so heiß, so innig, daß ihm das Herz zerspringen wollte bei dem Gedanken an eine Trennung von ihr. Der Geliebten gegenüber stand der Vater mit der sorgen- und kummervollen Stirn. Henry sah, wie der sonst so taktvolle Geschäftsmann sich auf Unternehmungen einließ, die zwar einen raschen Gewinn bringen konnten, im Falle des Mißlingens aber einen trüben Schatten auf die Ehre des Unternehmers werfen mußten. Neuberg konnte ja überall anknüpfen, er besaß Vertrauen und einen ungemessenen Kredit. Fast schien es, als ob er Beides mißbrauchen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Hätte Malwine in diesem Augenblick ihrer wohlwollenden, milde urtheilenden Tante oder auch nur ihrer lebhaft fühlenden und rasch blickenden Freundin Kornelie sich mitzutheilen vermocht oder gewagt, so würde sie auf den Weg der Pflicht und der Wohlfahrt geführt worden sein. Allein gerade diese liebevollen Verwandten waren ja die letzten, vor denen sie vermeintlich das sorgsam gehütete Geheimniß ihrer Liebe entschleiern konnte, und so verfiel sie denn den blinden, falschen und gefährlichen Impulsen eines durch vermeintlich verschmähte Neigung gekränkten Herzens. Was Wunder daher, daß sie nur auf die Ankunft ihrer Schwester warten und erkunden wollte, in wie weit ihre Befürchtungen gegründet seien, um alsdann Kahlau die Hoffnung zu geben, um welche er so eifrig sich bewarb, und dadurch die Verdächtigungen ihrer Stiefmutter und den möglichen Argwohn Anderer glänzend zu widerlegen! Malwine hatte nämlich bemerkt, wie bei der Ankündigung von Fanny's nahe bevorstehender Ankunft sowohl Julian Forster's ernste Blicke sie fixirt als auch Korneliens Auge ängstlich auf ihr geruht hatte, gleich als ob auch diese beiden um den Plan der Verbindung zwischen Fanny und Paul wüßten und befürchteten, daß die durch Fanny's Ankunft möglicherweise beschleunigte Ausführung des Familienplans Malwinen Kummer bereiten würde. — Vielleicht auch beargwöhnen sie mich, als ob ich der Schwester Paul mißgönne und ihn im Stillen selber erobern möchte, dachte sie; und gekränkter Stolz und Eigenliebe trieben ihr alles Blut in die Wangen und befestigten sie in ihrem hastigen Entschluß. Niemand sollte jemals denken oder sagen können, daß sie Pauls Verwandtenfreundlichkeit für Liebe gehalten und sich im Stillen nach dem Verlobten ihrer Schwester gesehnt habe.

6.

Zwei Tage schon war Fanny auf Osterach angekommen, und Malwine sah sich in ihrem rasch gefaßten Entschlusse nur noch mehr bestärkt. Unverkennbar hatte Fanny einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihren Vetter Paul gemacht, denn er widmete sich ihr ausschließlich, worüber Frau v. Tonnewald ganz entzückt und Malwine noch mehr verstimmt war. Ihr entging es, was für Kornelien und wahrscheinlich auch für Kahlau deutlicher bemerkbar war, daß mehr die Empfindlichkeit über Malwinens Betragen gegen ihn, als irgend ein innigeres Gefühl Paul dazu bewog, Malwinens jüngerer Schwester so offen zu huldigen. Fanny war übrigens auch ganz dazu angethan, den Männern zu gefallen. Zu einer wirklich vortheilhaften äußeren Erscheinung gesellten sich bei ihr noch die Reize der ersten jugendlichen Frische und eines unverwüstlich heiteren Temperaments. Ihr reiner blühender Teint, ihr reiches kastanienbraunes Haar, ihre dunkelblauen Augen und ihr schelmischer schmollender Mund gaben ihr etwas Liebreizendes, einer Hebe Aehnliches, gestalteten ihre gesunde blühende Erscheinung zu einer anmuthigen Schönheit, obschon dem geläuterteren Geschmack der Kenner nicht entging, daß Fanny die klassische Regelmäßigkeit der Züge und der holde geistige Ausdruck ihrer minder blendenden Schwester Malwine abgingen. Diese Anerkennung zollte der letzteren Kahlau's geübtes strenges Urtheil, und seine emsige Verehrung, seine Hingebung und der eifrige Beifall, mit welchem er ihre geistigen Fähigkeiten wie ihren Geschmack und ihre Beschäftigungen und Bestrebungen nach Gebühr würdigte, bildeten einen auffallenden Kontrast zu der leichtfertig gezollten Bewunderung Pauls für Fanny. Paul war viel zu sehr Mann und darum Egoist, um Angesichts des holden Lächelns und der athemlosen Aufmerksamkeit, deren Malwine die fesselnde Unterhaltungsgabe und die feinen Huldigungen eines Andern würdigte, sein munteres Tändeln mit der reizenden Fanny nicht zu verdoppeln. Fanny war wenig über sechzehn Jahre, aber schon zur vollkommenen Jungfrau herangeblüht. Eine gewissermaßen unwillkürliche Koketterie verband sich bei ihr noch mit der harmlosen Unbefangenheit und lärmenden Munterkeit des Kindes, und ein angeborener feiner Takt und scharfer Blick ließen sie doch nie die Grenze der Schönheit und Schick-

Digitized by Google

lichkeit überschreiten. Darauf beruhte vornehmlich der wirksame Zauber ihrer Persönlichkeit.

Es war ein schöner, klarer Wintertag. Leichter Schnee bedeckte die Erde und zierte die Nadelwälder, welche in der Nähe von Osterach die alten Kiesgeschiebe des Thales bedeckten. Herr v. Schellwitz war mit Frau und Schwägerin nach der Stadt gefahren, um Einkäufe zum bevorstehenden Weihnachtsfeste zu machen, und die jüngeren Bewohner des Edelhofes machten einstweilen einen größeren Spaziergang nach dem genannten Walde der Nachbarschaft. Paul und Fanny hatten bald die beiden anderen Paare weit überholt, welche gemächlich den engen Waldpfad entlang schlenderten und in ernstere Gespräche vertieft sein mochten, als das vorgenannte Paar, dessen heiteres Lachen ihnen zuweilen ein fernes Echo zutrug. Endlich schlug Kahlau, entweder absichtlich oder aus Versehen, einen falschen Seitenpfad ein, und ehe Malwine dies inne ward, waren beide von ihren Begleitern getrennt.

„Lassen Sie uns umkehren!" sagte Malwine, als sie sich mit ihm allein sah; „vielleicht sind Kornelie und Herr Forster uns nicht zu weit voran und wir können sie noch einholen!"

„Seien Sie unbesorgt, mein Fräulein," versetzte Kahlau in seiner ruhigen, gelassenen Weise; „an der nächsten Biegung des Weges treffen wir ohne Zweifel wieder mit den Andern zusammen. — Es ist sonst meine Sache nicht, Fräulein Malwine," fuhr er mit etwas bewegter Stimme fort und nannte sie zum ersten Male bei ihrem Taufnamen — „es ist sonst meine Sache nicht, inhalts- und folgenschwere Entscheidungen gleichsam über das Knie abzubrechen, noch war ich gesonnen, im vorliegenden Falle die Entscheidung über meine kühnsten Wünsche und theuersten Hoffnungen bis auf die letzten Stunden unseres hiesigen Zusammenlebens aufzusparen. Allein dieser Augenblick enthält eine allzu seltene Gunst des Geschicks, als daß ich die Gelegenheit mir entschwinden lassen könnte. Sie sind zu gediegen, zu edel, zu erhaben über alle Koketterie, Fräulein Malwine, als daß Sie sich das Ansehen geben würden, Sie verstehen meine Gefühle für Sie nicht, oder als daß Sie mich über Ihre eigenen Empfindungen im Zweifel lassen könnten. Zum ersten Mal in meinem Leben werbe ich um die Liebe eines Mädchens, Malwine, aber ich werbe ernstlich und demüthig um die Ihrige."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Das Wiesel. Welche Thorheit noch immer in Verfolgung dieses nützlichen und niedlichen Thierchens herrscht, lehrt so manche, von dem Schlendrian und der Indolenz unbeachtete Erfahrung, die Landwirthe auf ihren Höfen machten. Wo die Wiesel auf einem Hofe geduldet wurden, fand sich auf dem Getreideboden nie eine Maus, während bei dem Nachbar, der die Wiesel auszurotten sich Mühe und Geld kosten ließ, der Mäuseschaden groß war. Das Wiesel baut oder füttert sein Nest aus mit Mäusehaaren. Sie werden leicht zahm und gewöhnen sich an den Menschen, an Haus und Hof. Den Taubenschlag und die Küchlein des Hühnerhofs kann man vor ihnen sichern. Jedenfalls ist der Mäuseschaden in Speicher und Feld weit größer, als ab und zu der Verlust eines Tauben- oder Hühnerbratens.

## Logogryph.

Mit B kann ich Hygeens Güter spenden,
Die sie gesenkt in meines Ursprungs Grund
Mit ihren segensreichen Götterhänden;
Und Mancher that durch mich den großen Fund,
Mit dem er fröhlich wandelte durch's Leben,
Das ohne ihn nicht Frieden konnte geben.
Wo rege Geister heben ihre Schwingen,
Bin ich mit f ein unwillkommner Gast,
Kann meine Worte nicht zur Geltung bringen,
Gewichtlos, scheinen sie doch eine Last;
Doch gibt's im Leben viel und manche Kreise,
Wo ich beliebt wohl bin nach meiner Weise.
Mit Pf tritt der Wandrer mich mit Füßen,
Doch soll ich nie erscheinen trüb und rauh,
Mit Freudenthränen soll ich ihn begrüßen,
Und mit des Lebens frischem Morgenthau.
Doch nicht, wo Blumen meinem Schooß entsprießen,
Wird ewig ihm des Segens Quelle fließen.
Mit R trag' eine Huldin ich durch's Leben,
Für jeden Pilger in zu raschem Flug,
Mit trüben Blicken sieht er sie entschweben;
Stellt nur Th für R an meine Spitze,
Und härtet meiner Zeichen letzten Laut,
So formt Ihr Euch des Lebens sich're Stütze,
Wenn Ihr sie habt auf guten Grund gebaut.
Sie leitet Euch zum vorgesteckten Ziele,
Sie sei der Schlußstein auch zu diesem Spiele.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 48. Dienstag, 19. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Die Worte des grauen Alten waren die ersten, die in Henry Verdacht bezüglich des Barons erweckten. Er wußte, daß so viele vornehme Familien nach Außen hin glänzten, während die inneren Verhältnisse vollständig zerrüttet waren. Lieferte nicht sein eigener Vater einen sprechenden Beweis? Wenn der Baron ebenso spekulirte als der Banquier? Wenn durch die projektirte Heirath dennoch keine Rettung gebracht würde? Der Gedanke an ein so großes, nutzlos gebrachtes Opfer war ihm gräßlich.

Dem Anscheine nach kannte der geheimnißvolle graue Mann den Baron — aber er interessirte sich auch für Hedwig — Henry beschloß, ihn aufzusuchen. Aber wo? wo? Hedwig konnte keine Auskunft geben, sie hatte ihn seit dem Abende, an dem er seine Mahnung ausgesprochen, nicht wiedergesehen.

Eines Tages besuchte Henry statt des Vaters die Börse. Neuberg konnte nur einen Mann schicken, der in die traurigen Geheimnisse des Vaters eingeweiht war. Jetzt galt es mehr zu horchen, als zu handeln. Man kannte den Sohn des Banquiers; die Sensale drängten sich zu ihm und boten Geschäfte an. Die Börsenwelt schien noch keine Ahnung davon zu haben, daß es mit Neuberg mißlich stand.

„Wo ist Ihr Vater, Herr Neuberg?“ fragte ein geachteter Banquier den jungen Mann.

„Er befindet sich unwohl.“

„Bedauere,“ flüsterte geheimnißvoll der Banquier; „ich könnte ihm einen Vorschlag machen, der, wenn er sofort angenommen wird, Gewinn bringt. Meine eigenen Mittel reichen nicht aus.“

„Was ist es?“

Der Banquier nannte gewisse, amerikanische Papiere, die für den Augenblick schlecht standen, binnen Kurzem aber sich bedeutend heben würden, wofür er Gründe angab.

„Fragen Sie an, ob Sie kaufen sollen. Morgen ist es zu spät.“

Henry wollte einen Boten abschicken.

„Kaufen Sie nicht!“ rannte ihm eine Stimme zu.

Vor dem Ueberraschten stand ein kleiner Herr in feiner, eleganter Toilette.

„Warum?“

„Alles, was von Amerika kommt, ist unsicher und diese Papiere zumal.“

Henry glaubte die Stimme des Herrn zu kennen. War auch heute das Gesicht glatt rasirt, trug er auch moderne Kleider — die kleine Gestalt und die Stimme erinnerten doch lebhaft an den grauen Mann mit dem Quäkerhute.

„Mein Herr, ich bitte Sie um eine Unterredung.“

„Ich stehe zu Diensten.“

Der aufgeregte Henry zog den Fremden aus dem Gedränge fort hinter einen der großen Pfeiler, der vor neugierigen Lauschern schützte.

„Sie lassen mir heute zum zweiten Male eine Mahnung zugehen, mein Herr, und ich weiß nicht, wem ich dafür zu danken habe . . .“

Der Fremde stutzte.

„Zum zweiten Male? Ich wüßte wahrlich nicht . .“

„Denken Sie an Hedwig!“

Der kleine Mann vermochte nicht seine Ueberraschung zu unterdrücken.

„Man sagte mir, Sie wären der Sohn des Herrn Neuberg . . .“

„Henry Neuberg. Und wer sind Sie?“

Eine plötzliche Veränderung ging mit dem Fremden vor: seine schmalen Lippen zuckten und seine großen Augen schossen Blicke des Zorns.

„Herr Neuberg,“ flüsterte er mit bebender Stimme, „es hat sich ein Gerücht verbreitet, wonach Ihre Verbindung mit der Tochter des Barons von Geyer bevorsteht.“

Digitized by Google

Henry erröthete.

„Ein Gerücht? Ich begreife nicht, wie man von Dingen sprechen kann ... ."

„Die noch Geheimniß sind oder doch bleiben sollen. Sie hören, daß ich gut unterrichtet bin. Wehe der armen Hedwig; aber dreimal Wehe Ihnen, wenn Sie einen Schurkenstreich begehen! Hätte ich an jenem Abende gewußt, als der Zufall mich Ihnen entgegenführte, ich würde nicht an Sie, sondern an Hedwig . . ."

„Genug, mein Herr! Wir müssen uns verständigen," unterbrach ihn Henry, indem er die Hand des Fremden ergriff und ihn mit sich fortzog in einen Winkel. „Sie spielen eine seltsame Rolle," sagte er hier, „eine Rolle, die mich hindert, Ihnen volles Vertrauen zu schenken. Wenn ich die Maske bedenke, unter der Sie an jenem Abende sich mir näherten, wenn ich Sie heute betrachte in der modernen Kleidung an der Börse . . ."

„Junger Mann, betrachten Sie nicht meine Kleider, werfen Sie einen Blick auf mein graues Haupt, in mein durchfurchtes Gesicht, und dann fragen Sie sich, ob Sie mir Ihr Vertrauen entziehen können. Sie lächeln mißtrauisch — wohlan, so muß ich Ihnen andere Beweise liefern. Ich habe Sie vor dem Ankaufe der Papiere gewarnt, weil Ihr Vater den Verlust nicht verschmerzen kann, der ihn sicher nach Abschluß des Geschäfts trifft. Ihnen sage ich, daß ich den Zustand des Hauses Neuberg genau kenne. Neuberg ist dem Untergange nahe."

„Mein Herr! Mein Herr!"

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß man von Ihrer Verbindung mit dem Fräulein von Geyer Rettung hofft. Doch, ehe ich fortfahre, beantworten Sie mir die Frage: Gehorcht der Sohn dem Vater, oder liebt er jene blendende Schönheit, während er mit der armen Krämerstochter Kurzweil treibt? Antworten Sie offen und ich kann Ihnen ein mächtiger Freund werden."

„Mein Herr," stammelte Henry, „ich liebte Hedwig, ehe das Heirathsprojekt entstand — ich liebe sie noch und werde mich nur mit blutendem Herzen von ihr losreißen."

Das Gesicht des Fremden ward wieder freundlicher; er sah lange den bewegten Henry an, dann murmelte er, als ob er zu sich selbst spräche:

„Das Geld, das Geld! Ihm sollen wiederum zwei Menschen geopfert werden! Und Neuberg, der brave Geschäftsmann, bringt seinen Sohn auf den Geldmarkt!"

Er reichte dem jungen Manne die Hand und sagte wohlwollend:

„Ich weiß die Kindesliebe zu schätzen — betrachten Sie mich als Ihren zweiten Vater! Und nun hören Sie mich an: bleiben Sie Ihrer Hedwig treu, die Sie innig liebt, und das Haus Neuberg wird nach der schweren Krisis zu neuem Glanze erblühen. Der Baron gehört jener Klasse von Leuten an, die einen schimmernden Firniß über ihre morschen Verhältnisse zu ziehen verstehen — er gehört zu jenen Börsenmännern, die mit den Summen Anderer arbeiten und von dem Marke der sogenannten kleinen Leute zehren. Jetzt greift er nach dem Marke Neuberg's — das ist die Lösung des Räthsels."

„So wird das eintreffen, was ich gefürchtet habe!" rief Henry. „Aber, mein Herr, warum eröffnen Sie sich nicht meinem Vater?"

Der Fremde lächelte schmerzlich.

„Ihr Vater wird mir nicht glauben, wird mich abweisen. Ich kann nicht unmittelbar, ich kann nur mittelbar auf ihn einwirken. Und dies soll durch Sie geschehen, durch Sie, der Sie Hedwig lieben. Aber schweigen Sie, schweigen Sie wie das Grab — weder Ihr Vater, noch Hedwig darf wissen, daß wir gemeinschaftlich handeln. Ist die Krisis vorüber, so trete ich offen auf. Staunen Sie nicht, wenn Sie mich wieder in meinem grauen Rocke sehen — aber stellen Sie sich auch, als ob Sie den Mann in den modernen Kleidern nicht kennen. Der geringste Argwohn, der erregt wird, würde Ihnen schaden. Indem Sie Ihr Glück befördern, befördern Sie das Hedwig's. Jetzt gilt es, einige Spekulationen Ihres Vaters zu unterstützen. Noch hat das Haus Neuberg Kredit und Ansehen — benützen wir Beides."

„Wie, aber wie?"

„Neuberg braucht Geld, um seine Kasse zu füllen. Diesem Bedürfnisse muß zunächst genügt werden. Haben Sie Vollmacht zu agiren?"

„Ja, mein Herr!"

Einige Sensale gingen vorüber, welche offenbar die beiden Männer aufgesucht hatten.

„Wir werden beobachtet," flüsterte der kleine Mann; „gehen wir weiter und geben wir uns den Anschein, als ob wir gewöhnliche Geschäfte verhandelten."

In dem nun folgenden Gespräch entwickelte der Fremde einen Plan, der, so kühn er auch war, dem jungen Mann einleuchtete. Der Verfasser will den Leser nicht einweihen in die trockenen Spekulationen, er behält es sich vor, die Resultate derselben später mitzutheilen. Henry war ein junger, feuriger Geschäftsmann, er war auch ein glühender Liebhaber, und man kann sich nicht wundern, wenn

er auf Alles einging, zumal da es galt, die fast fieberhaften Anstrengungen seines Vaters zu paralysiren und die traurigen Verhältnisse des Barons von Geyer aufzudecken. Die Ehre des Hauses stand im Falle des Mißlingens nicht auf dem Spiele, kaum ein Verlust, höchstens kein Gewinn.

Eine Stunde vor Ablauf der Börsenzeit waren die Agenten Neuberg's thätig; sie kauften auf Rechnung des renommirten Bankhauses Papiere, die längst nur einen geringen Werth hätten. Ueber die Kaufsumme wurden Wechsel ausgestellt, die man lieber nahm, als jene Papiere.

„Gut, recht gut," sagte am zweiten Tage der Fremde, der kein Anderer war als Gotthelf Jonas; „die Papiere sind heute schon um 6 Prozent gestiegen — wir werden sie mit 25 Prozent, vielleicht auch mehr, verkauft haben, wenn die ausgestellten Wechsel zahlbar sind. Sehen Sie, das konnte nur mit dem Kredite Ihres Vaters bewirkt werden."

„Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?"

„Ich habe sie aus einem andern Erdtheile mitgebracht," antwortete Gotthelf Jonas, schlau lächelnd. „Und somit glaube ich Ihnen den ersten Beweis geliefert zu haben, daß ich Ihr Vertrauen verdiene."

„Mein Herr, Sie arbeiten ohne Lohn . . ."

„Wähnen Sie das nicht, mein junger Freund! Wird Hedwig glücklich, so habe ich 100 Prozent gewonnen."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Es lag eine Mischung von Stolz und Bescheidenheit in Kahlau's Ton und etwas Sanftes, Gewinnendes in seinen sonst so stolzen und ruhigen Zügen, — eine nicht gewöhnliche Huldigung für jede Frau, eine höchst schmeichelhafte Anerkennung der Macht ihres Zaubers. Und doch lagerte sich eine Kälte um Malwinens Herz, als sie seinen Worten lauschte und fühlte, daß die Stunde der Entscheidung über ihr Schicksal geschlagen habe und daß sie das so unbesonnen beabsichtigte Opfer nun vollenden müsse. Sie vermochte darum die Worte nicht auszusprechen, mit welchen sie den einst heimlich gehegten beseligenden Hoffnungen auf immer Valet sagen sollte und Kahlau blickte ihr ängstlich in das abgewandte Gesicht.

„Haben Sie Rücksicht für mich, Fräulein, und zürnen Sie meiner Kühnheit nicht!" fuhr er mit eindringlichem Tone fort. „Habe ich mich wirklich in dem Betragen getäuscht, welches Sie in jüngster Zeit mir gegenüber an den Tag legten? Ich machte ja in der That so wenig Hehl aus meinen Empfindungen für Sie, daß Sie denselben entweder früher Einhalt thun, oder sie wenigstens nicht ermuthigen mußten!"

Malwine fühlte, daß dieser Vorwurf verdient war, und strengte sich ganz verzweifelt an, die schmerzlichen Erinnerungen hinunter zu kämpfen, welche ihren festen Entschluß etwas erschüttert hatten. — „Sie haben Recht, Herr Kahlau!" flüsterte sie erglühend; „es lag nie in meiner Absicht, mit solchen Empfindungen zu spielen oder Hoffnungen zu wecken, die ich nicht erfüllen wollte."

„So war ich also nicht vermessen und dünkelhaft? Sie haben also wirklich meine Hoffnungen durchschaut und gebilligt, theuerste Malwine?" fragte er begierig.

Malwine stammelte ein kaum vernehmbares ja, und sein Mund überströmte nun in leidenschaftlichen Worten des Danks und in Betheurungen seiner innigen Liebe. Aber sie hörte sie ohne jenes selige Erglühen der Wange, welches die Herzensfreude über ein solches Geständniß verkündigt, und ihre Hand bebte in der seinigen, als er sie stürmisch an seine Lippen drückte. Sie drängte vorwärts und schritt weiter und schon nach wenigen Dutzend Schritten sahen sie beide das Ende des Nebenpfades vor sich, wo Kornelie und Forster ihrer warteten. Kahlau hatte kaum noch Zeit zu fragen, ob er sich an ihre Stiefmutter wenden dürfe, was sie stumm und mit einem beinahe wehmüthigen Blicke bejahte.

„Da kommen die beiden Verirrten, um welche wir so sehr in Sorge gewesen sind!" rief Kornelie lachend. „Ich fürchtete beinahe, Herr Kahlau wollte Dich entführen, und war nahe daran, Dir Herrn Forster als Retter entgegenzusenden."

Um Kahlau's Lippen zuckte eine leichte Falte des Unmuths, aber er faßte sich schnell und erwiederte mit einem triumphirenden Lächeln: „Sie haben sich vergebliche Sorge um uns gemacht, mein Fräulein. Für eine Entführung bin ich nicht romantisch genug gesinnt, und der Weg, den ich eingeschlagen habe, erschien mir als der kürzeste und geeignetste, um zu unserem Ziele zu gelangen."

Das war deutlich genug gesprochen, und ein einziger Blick auf Malwinens bewegtes Antlitz bestärkte in Kornelien die Vermuthung, daß das Ereigniß, welches sie längst schon gefürchtet hatte, nun wirklich eingetreten sei. Malwinens blasse aber kalte Züge, ihr scheuer aber doch entschlossener Blick und Kahlau's triumphirendes Lächeln ließen keine Mißdeutung zu. Die Beweggründe zu diesem Schritt ihrer Kousine blieben zwar für Kornelien

noch ein Räthsel, aber ihr Scharfblick ermittelte die Thatsache im Nu, und mit Wehmuth und Besorgniß blickte sie auf das schwache bethörte Wesen, das sich so ruhig und mit solcher Resignation der Führung eines Mannes überließ, neben welchem sie lebenslang keinen eigenen Willen und keine Selbstständigkeit mehr haben durfte.

Auch Julian Forster hatte errathen, was sich soeben mit diesem Paare zugetragen, und voll Mitleid schritt er mit Kornelien wieder voran und überließ die Verlobten sich selbst.

Malwine war zu tief bewegt, um sprechen zu können; ihr Herz war so voll von widerstrebenden Empfindungen, und sie verwünschte beinahe den Anlaß, der ihr die Entscheidung so jäh abgerungen hatte. Kahlau begnügte sich weislich damit, nur in ihr holdes Gesicht zu blicken und von Zeit zu Zeit ihr einige liebkosende Worte ins Ohr zu flüstern. Kahlau bewies selbst in diesem Augenblick — in einer Stimmung, in welcher die meisten Menschen am wenigsten Selbstbeherrschung an den Tag legen — seinen gewöhnlichen Takt und seine volle Meisterschaft über sich selbst, und Malwine dankte ihm im Stillen für diese zarte Schonung.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Ungeheuerliches Concert.) In New-Orleans ist am 4. März der am 22. Februar mit etwa 6000 unter im Ganzen 11,000 Stimmen zum Gouverneur des Staates Louisiana gewählte Deutsche, Michael Hahn, (geb. 1830 in Klingenmünster, Rheinbayern), in sein Amt eingeführt worden. Die Feierlichkeiten, unter welchen das geschah, übertrafen an Großartigkeit oder vielmehr Ungeheuerlichkeit alles bisher Dagewesene, namentlich in ihrem musikalischen Theile. Auf dem großen Lafayetteplatz war ein kolossales Amphitheater errichtet, auf welchem 10,000 Schulkinder saßen. Davor eine Plattform, auf welcher 500 ausübende Musiker und 40 Amboße (für die Ausführung des Zigeunerchors aus dem Trovatore) Platz nahmen. Hinter dem Amphitheater 50 Kanonen, durch elektrische Drähte so mit dem Pulte des Dirigenten verbunden, daß dieser sie durch einen Fingerdruck lösen konnte. Um den Platz endlich 2 Regimenter Infanterie, mit Platzpatronen versehen, um an dem großen Finale Antheil zu nehmen. Die Nationalweisen (Hail Columbia und The Stear spangled banner) wurden nun in folgender Weise aufgeführt. Zuerst spielte blos das Orchester die Melodie durch, dann sangen die 10,000 Schulkinder eine Strophe unter Begleitung des Orchesters; dann ward eine Strophe auf gleiche Weise gesungen und gespielt, doch unter Begleitung aller Glocken in der Stadt (ebenfalls durch Elektrizität); endlich die vierte Strophe; alle bisher genannten Wirkungen zusammen und dazu statt der Kesselpauken Kanonensalven. Zum Schluß Gesammtartilleriefeuer, Musketenfeuer der 2 Regimenter, Wirbeln unzähliger Trommeln u. s. w. Das Wort Knallwirkung hat wohl noch niemals bei irgend einer musikalischen Aufführung eine solche Bedeutung erlangt.

Der leidenden Menschheit, welche auf die Wunderkraft der Revalenta Arabica ihre Hoffnung setzt, haben wir das betrübende Faktum mitzutheilen, daß das großartige Etablissement der HH. Barry du Barry und Komp. in London, allwo jenes „unentbehrliche Nahrungsmittel" fabrizirt oder, wenn man will, aus Arabien importirt wird, bis auf den Grund niedergebrannt ist. Bis die Baulichkeiten wieder aufgeführt sind, dürfte Revalenta Arabica im Preise steigen, Erbsen und Linsen des geringeren Konsums halber dagegen fallen. Leider hat sich die Feuersbrunst aber nicht darauf beschränkt, das du Barry'sche Etablissement von seiner schwindelnden Höhe herab in Schutt und Asche zu legen, sondern trotz herbeigeeilter energischer Hilfe noch 6—8 benachbarte Häuser zerstört.

(Eine hübsche Stylprobe.) Im „Journal Merryville" (im nordamerikanischen Staate Indiana) liest man folgende Notiz: „Ein armer, tauber Mensch, Namens Taff, wurde kürzlich von einem Eisenbahnzug niedergeworfen und auf der Stelle getödtet. Derselbe hatte bereits im vorigen Jahre einen ähnlichen Unfall erlebt."

(Wiener Witz.) Dem König Christian IX. wurde auf der Reise von einem Mädchen, welches Verse hersagte, ein Veilchenstrauß überreicht. Der König war sehr schmerzlich ergriffen und erwiederte mit abgewandtem Gesicht:

Verschonet mich mit Lenzesgaben,
So lange wir den Gablenz haben.

Auflösung des Logogryphs in № 47:
Bad, fad, Pfad, Rad, That.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Freitag, 22. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Neuberg, der Vater, war wirklich leidend; er mußte den größten Theil der Börsengeschäfte auf seinen Sohn übertragen, dem er, nach den ersten günstigen Resultaten, die ausgedehnteste Vollmacht gab. Henry's Muth und Vertrauen wuchs und schon nach kurzer Zeit hatte er sich, mit Hilfe seines Schatzmeisters, wie er den kleinen Mann nannte, ziemlich unabhängig von amerikanischen Einflüssen gemacht, während andere größere und kleinere Bankhäuser sich mit Bruder Jonathan immer mehr engagirten. War es doch, als ob die Vorsehung den Schaden vergüten wollte, den Peter Ostermann seinem Freunde verursacht hatte. Das Haus Neuberg hatte nun zwar die Krisis noch nicht überstanden, es lag aber die große Wahrscheinlichkeit vor, daß der Untergang zu vermeiden sei.

Der Sommer war indeß vorgerückt. Der alte Neuberg wohnte in einem prachtvollen Landhause, das in kurzer Entfernung vor dem Thore lag, und wenn der Greis sichtlich genaß, so hatte dies mehr der günstige Stand des Geschäftes als die Landluft bewirkt. Der Banquier bewunderte das eminente Talent seines Sohnes, das sich in der schwierigen Zeit so wunderbar entfaltete. Ein gewiegter Geschäftsmann konnte nicht mit mehr Sachkenntniß verfahren, als Henry.

Von New-York und London trafen wöchentlich Hiobsposten ein. Die überseeischen Fallissements übten eine erschütternde Wirkung auf den deutschen Handelsplatz aus. Neuberg's Besorgnisse, die kaum eingeschlummert, erwachten wieder. Eines Morgens trat der Vater in das Kabinet, in welchem der Sohn arbeitete. Seine Mienen verriethen Aengstlichkeit.

„Soeben hat mich der Baron verlassen."

„Was wollte er?"

„Er brachte mir die Nachricht, daß H. in B. seine Zahlungen eingestellt habe."

„Ich weiß es," antwortete Henry ruhig.

„Du?"

„Ich habe schon vor acht Tagen gewußt, daß das Fallissement erfolgen würde."

„Wir haben Forderungen an H . . ."

„Gehabt. Ich habe die Papiere mit geringem Verluste verkauft."

„Henry!" rief der erstaunte Vater.

„Ueberzeugen Sie sich: wir haben 2 Prozent Verlust gehabt, und dieser, meine ich, ist zu ertragen. Die russischen Papiere, die ich in voriger Woche gekauft, sind gestiegen."

Der Sohn theilte neue Börsenmanöver mit, die der Vater ohne Weiteres genehmigte.

Der alte Komptoirdiener unterbrach das Gespräch.

„Was bringen Sie, Feist?" fragte Herr Neuberg.

„Eine junge Dame ist draußen, Herr. Sie wünscht Herrn Neuberg zu sprechen."

„Mich oder meinen Sohn?"

„Den Chef vom Hause."

„Eine Dame . . . sie mag kommen."

Henry arbeitete ruhig fort. Herr Neuberg ging so lange auf und ab, bis die junge Dame eintrat. Sie grüßte durch eine Verneigung und sah schüchtern den Banquier an, als wollte sie sagen: Ich habe geglaubt, Sie allein anzutreffen.

„Legen Sie sich keinen Zwang an, Mademoiselle," sagte Neuberg freundlich, dem das wunderholde Gesichtchen des Mädchens auffiel — „mein Sohn kann jede Geschäftsverhandlung hören. Ich setze voraus, daß Sie mich nicht in einer Privatangelegenheit besuchen."

„Mich führt ein Geschäft zu Ihnen, mein Herr!"

„Ich bitte, reden Sie."

„Hier sind zwei Wechsel, ausgestellt von Baron von Geyer. — Mein Vater, der selbst zu kommen

verhindert ist, läßt Ihnen durch mich die Papiere zum Kaufe anbieten."

Henry, der dem jungen Mädchen den Rücken zuwandte, begann heftig zu zittern; er hatte die Stimme Hedwig's erkannt. Und Hedwig, die Tochter des armen Krämers, brachte Wechsel des Barons! War nicht Alfred in dem Laden gewesen? Hatte er nicht dem schönen Mädchen Geld geboten?

„Wo sind die Wechsel?" fragte Neuberg verwundert.

„Hier, mein Herr!"

Der Banquier prüfte die Papiere. Er fand, daß sie richtig waren. Ein kleiner, jüdischer Wechsler hatte sie ausgestellt und der Baron von Geyer hatte sie acceptirt. Jeder derselben lautete auf 1000 Thaler. Nicht allein die geringfügige Summe, sondern auch der Aussteller erregte die Verwunderung des Banquiers, der nicht glauben konnte, daß der stolze Edelmann mit einem als Wucherer bekannten Juden in Verbindung stehe. Er sah bald die Papiere, bald die anmuthige Ueberbringerin derselben an. Hedwig beobachtete ängstlich die Mienen des alten Herrn, der endlich fragte:

„Wer ist Ihr Vater, Mademoiselle?"

„Der Krämer Friedrich Lewes."

„Und wie kommen die Papiere in Ihre Hände?"

„Sind sie nicht in Ordnung?" fragte Hedwig ängstlich.

„Ich zweifle nicht an der Echtheit; aber meiner Beziehungen zu dem Herrn Baron wegen möchte ich wissen, wer die Papiere in Umlauf setzt."

„Ich kann Ihnen nur sagen, mein Herr, daß der Vater mich beauftragt hat, Ihnen die Wechsel anzubieten."

„Kennen Sie den Baron von Geyer?"

„Nein."

„Ich bitte, warten Sie einen Augenblick — nehmen Sie Platz."

Der Banquier verließ, die Papiere in der Hand tragend, das Kabinet. Kaum hatte sich die Thüre geschlossen, als der junge Mann von seinem Arbeitspulte aufsah.

„Hedwig!" rief er leise.

Als ob der Blitz sie getroffen, fuhr Hedwig von dem Stuhle empor, auf dem sie sich kaum niedergelassen hatte.

„Henry! Henry!" rief sie bestürzt. „Du — Sie — der Sohn des reichen Banquiers . . ."

Ihre stets sanft gerötheten Wangen waren plötzlich bleich geworden. Henry ergriff ihre Hand, indem er flüsterte:

„O mein liebes Mädchen, erschrick nicht, daß ich der Sohn des reichen Banquiers bin — wäre ich ein Fürst, ich würde Dir immer in treuer Liebe angehören."

Sie lächelte unter Thränen.

„Henry, Du hast mir Deinen Stand verschwiegen."

„Diesen Abend werde ich Dir die Gründe meines Schweigens angeben. Ich habe Dich nicht täuschen wollen, so wahr ein Gott lebt!"

„Henry! Henry!" flüsterte sie in unbeschreiblich rührenden Tönen, mit einem Ausdrucke, der die innige Herzensfreude über diese Versicherung bekundete.

Er drückte flüchtig einen Kuß auf ihren blühenden Mund.

„Doch benützen wir die kurze Abwesenheit meines Vaters," fuhr er rasch fort. „Hedwig, wie kommst Du zu den Papieren des Barons?"

„Ich weiß es nicht!" versicherte sie treuherzig. „Vater ist krank . . ."

„Kennst Du den Sohn des Barons, Alfred?"

„Nein!"

„Hedwig! Hedwig! Du kennst Alfred v. Geyer . ."

Schmerzlich berührt, entzog sie ihm ihre Hand.

„Du glaubst mir also nicht!" hauchte sie mit bebenden Lippen.

„Alfred wollte seine Cigarren mit einem Dukaten bezahlen . . ."

„Ich kenne den Mann nicht, der sich unverschämt gegen mich benommen hat. Und wenn er der Sohn des Barons von Geyer ist . . ."

„O, verzeihe meiner Liebe, Hedwig!" rief der junge Mann. „Ich wollte Dich wahrhaftig nicht kränken. Hast Du den kleinen Mann wiedergesehen?"

„Nein!" antwortete sie, ihren Schmerz bekämpfend.

„Und Dir ist nicht bekannt, wie Dein Vater zu den Wechseln gekommen ist?"

Sie verneinte es.

„Mein Gott," rief sie aus, „hält man uns denn für Betrüger?"

„Nicht Mißtrauen in den braven Lewes leitet meinen Vater, wenn er sorgfältig verfährt, sondern das Mißtrauen in den Baron."

„Dann freilich ist mein armer Vater wiederum getäuscht. Er hat große Hoffnung auf den Verkauf gesetzt."

„Hedwig," sagte Henry eifrig, „Du bist meine Braut, Du bist meine Verlobte — ich lasse nicht von Dir, und wenn sich Himmel und Hölle mir entgegenstellt — nimm diese 1000 Thaler in Gold — Du kannst sie von mir nehmen — Du mußt sie nehmen — sage Deinem Vater, was Du willst, aber gib ihm diese kleine Summe, damit er seiner Noth ein Ende mache — hier! hier!" Er ergriff eine von den Geldrollen, die auf seinem Pulte lagen. „Gestatte mir, liebe Hedwig, daß ich meine

Digitized by Google

innige Liebe einmal durch die That beweisen kann. Es hat mich stets schmerzlich berührt, wenn ich von dem Kampfe Deines Vaters mit den lästigen Verhältnissen hören mußte und nichts thun konnte. Jetzt weißt Du, wer ich bin — ich segne den Zufall, der Alles so gefügt hat — kränke mich nicht, nimm den Mammon und beruhige Deinen Vater!"

Henry hatte die Rolle in das Saffiantäschchen geschoben, das Hedwig an einer Stahlkette im Arme trug. Sie konnte und wollte es auch vielleicht nicht verhindern.

„Nun," fügte Henry hinzu, „mag mein Vater die Papiere kaufen oder nicht!"

Der Zufall, den der junge Mann soeben gesegnet hatte, spielte tückisch dem jungen Pärchen einen schlechten Streich. Ein Kommis öffnete die Thür und Albertine von Geyer, in prachtvoller Sommertoilette, trat lächelnd ein.

„Also hier, in dem Heiligthume des unbeständigen Gottes Merkur, muß man Herrn Henry suchen, wenn man ihn einmal sehen will!" rief sie aus. „Wahrlich, der Gott scheint die Unzuverlässigkeit auch auf seine Priester übertragen zu haben, die der Kultus dergestalt beschäftigt, daß sie die übrigen Sterblichen vergessen."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Endlich war man von diesem ereignißschweren Spaziergang nach Hause zurückgekehrt. Malwine eilte auf ihr Zimmer und ließ der tiefen Gemüthsbewegung, die sie beinahe erstickte, in Thränen freien Lauf. Jetzt, bei kühlem Nachdenken, erschrack sie ordentlich vor dem Schritte, den sie gethan, ohne daß ihr Herz auch mit der leisesten Regung dabei betheiligt war, und der Blick in die Zukunft zeigte ihr nur trübe Aussichten. Nun erst beschlich sie etwas wie Grauen vor diesem Manne und seiner Ueberlegenheit. Konnte sie je als Kahlau's Gattin glücklich werden, je ihrer Pflicht vollkommen genügen? Derartige Fragen stiegen mit furchtbarer Klarheit nun in ihr auf, trieben sie beinahe, ihr Wort zurückzunehmen, ehe es zu spät war und ehe ihre kalte, strenge Stiefmutter von ihrem unbesonnenen Schritt Kunde erhielt. Schon hatte sie sich erhoben, um diesem Drange zu folgen, als ein Pochen an ihrer Thüre sie erschreckte und Korneliens Bitte um Einlaß wieder die vorigen Befürchtungen und den inneren Zwiespalt mit sich selbst zurückbeschwor. Sie öffnete der Freundin.

„Malwine, meine liebe Freundin, was hast Du gethan?" rief diese nach einem Blick auf die verweinten und verstörten Züge jener. „Ich sah es Dir und Kahlau auf dem Gesicht an, daß eine Erklärung zwischen Euch erfolgt war, und er ist nun bei der Tante in deren Zimmer. Malwine, ich bitte Dich, sag' mir nur mit einem einzigen Worte, daß ich mich getäuscht und daß Du Dich nicht mit jenem kalten, herzlosen Manne verlobt hast!"

„Ich bitte Dich, beste Kornelie, beurtheile ihn nicht so hart," erwiederte Malwine bleich, aber gefaßt; „versuch' um meinetwillen gerechter — oder wenigstens milder — von ihm zu denken."

Diese positive Bestätigung ihrer Befürchtungen überraschte Kornelie so unangenehm, daß sie eine Weile ganz starr dastand; dann aber umschloß sie die Freundin in einer stürmischen Umarmung und rief: „Nein, Malwine, ich muß sprechen — jetzt oder nie. Laß Dich warnen und Dir rathen, ehe es zu spät ist. Meines Dafürhaltens ist Philibert Kahlau durchaus nicht im Stande, ein Mädchen glücklich zu machen, — am wenigsten Dich mit Deinem warmen Herzen und Deinem hochfliegenden Geist und Gefühl. Du bist in einer unseligen Verblendung befangen. O Malwine, warum hast Du mir Dein Vertrauen vorenthalten — mir, die ich so ganz andere Hoffnungen auf Dich und meinen armen Bruder Paul gesetzt?!"

Dieser Name rief Malwinen ihren Stolz und ihr gekränktes Gefühl wieder ins Gedächtniß, und das Haupt von der Schulter ihrer Kousine erhebend, sagte sie: „Laß es gut sein, Kornelie; ich habe frei und wohlüberlegt gehandelt, als ich diesen Schritt that. Mein Wort ist nun einmal verpfändet und ich möchte nicht mehr zurücktreten, wenn ich auch könnte!"

Die Entschlossenheit und Würde, mit welcher Malwine diese Erklärung gab, mußten jedem weiteren Versuch Korneliens Einhalt thun. Sie küßte daher die Freundin mit tiefer Rührung und sagte: „Vergib, mein Herz, wenn ich Dir nicht Glück wünschen kann!" Dann eilte sie hinaus, um ihrer Mutter die Kunde von dem Ereigniß zu bringen und dieser ihr Erstaunen und Bedauern darüber auszusprechen.

Malwine war nicht lange allein, da trat ihre Stiefmutter zu ihr ein mit freudestrahlendem Gesicht und süßlich-freundlichem Blick und umarmte sie mit einem Aufwand von Zärtlichkeit. „Ich kann und will keinen Augenblick verlieren, meine liebe Malwine, um Dir von Herzen Glück zu wünschen zu Deiner Wahl und dem trefflichen Urtheil und richtigen Gefühl, welche Dich dabei geleitet haben,"

sagte sie. „Assessor Kahlau ist in der That ein sehr bedeutender, ein ausgezeichneter Mann, und es gewährt mir ein inniges Vergnügen, ihn ein Glied unserer Familie werden zu sehen. Er ist allerdings nicht reich; aber bei Deinem Vermögen kannst Du dies schon übersehen und bist ohnedies im Stande, behaglich und auf elegantem Fuße zu leben und seine Familienverbindungen, seine seltenen geselligen Talente und die Laufbahn, die er mit solchem Succeß verfolgt, sichern Dir die Aufnahme in den besten Gesellschaftskreisen. Du machst eine, in jeder Hinsicht beneidenswerthe Parthie. Und ist erst Fanny verheirathet, so werde ich mich in der That sehr beglückt fühlen und sehr stolz sein auf die Verbindungen, welche meine beiden Töchter eingegangen haben: die Eine mit einem Manne, dem die angesehensten Parthieen des Landes offen gestanden hätten, die Andere mit einem in jeder Hinsicht so tadellosen und einer großen Carrière entgegengehenden jungen Manne wie mein Neffe Paul."

Malwine hörte diese lange und ungewöhnlich wohlwollende Rede ruhig an, drückte gelassen ihre Befriedigung darüber aus, daß die Stiefmutter ihre Wahl billige und suchte der Konferenz ein Ende zu machen durch den Wink, daß sie noch Toilette machen müsse für das Diner, welches heute so sehr verspätet worden sei.

„Nun denn, meine Liebe," sagte Frau v. Tonnewald, „ich lasse Dich jetzt mit Deinen Gedanken und Empfindungen allein; aber ich billige in hohem Grade die Selbstbeherrschung und maßvolle Zurückhaltung, welche Du bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hast. Es ist bei Weitem würdevoller und weiblicher, als wenn man Aufregung und Unruhe und Verwirrung verräth. Ich bin mit Dir zufrieden," setzte sie hinzu, küßte Malwinen huldvoll auf die Stirn und ging.

Malwine plauderte und sang an diesem Abend und nahm Philibert Kahlau's offene Huldigungen und leise zugeflüsterte Liebkosungen hin, ohne aus ihrem ruhigen Gleichmuth sich aufzuraffen; es war ihr zu Muthe, wie bei einem Alpdrücken im Traum, als ob eine Last auf ihr liege, die sie nicht abschütteln konnte und unter deren Einfluß doch jeder Gedanke und jedes Gefühl ihrer ganzen Natur anders geworden waren. Sie hatte bei ihrem Eintritt in das Speisezimmer schon Paul beobachtet, um den Eindruck zu ermitteln, welchen die Nachricht von ihrer Verlobung mit Kahlau auf ihn hervorgebracht habe. Allein er schien noch gar keine Ahnung davon zu haben und in übersprudelnd guter Laune zu sein; er lachte, plauderte und tändelte und scherzte so unbefangen als möglich mit Fanny, und warf nur hie und da in seltenen unbewachten Momenten einen Blick finsteren Vorwurfs und eifersüchtigen Grolls auf Malwinen, den Niemand bemerkte, als seine Schwester Kornelie. Sie allein ahnte, was in seiner Seele vorging, und wie bitter und schmerzlich ihn dieses Ereigniß berührte, das seine Bewunderung und Freundschaft für Kahlau jählings herunterstimmte.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Ein junger Kaufmann in Berlin hätte sich kurz vor dem Kriege gegen Dänemark mit einem reichen Mädchen verlobt, welches nach dem Tode seiner Eltern bei seinem Vormunde lebte. Nach der Verlobung wurde der junge Kaufmann plötzlich als Reservist eingezogen und marschirte nach Schleswig. Die Braut war untröstlich, nichts konnte sie erheitern, nichts sie zerstreuen. Mehrere Wochen waren vergangen, die ersten Treffen in Schleswig geliefert, als plötzlich der Reservist von dem Vormunde seiner Braut die Nachricht erhielt, daß sich das junge Mädchen vor einigen Tagen heimlich entfernt habe. Sie hatte weder ein Schreiben, noch sonst irgend Etwas zurückgelassen, was auf die Ursache ihres Schrittes auch nur im Entferntesten hindeute. Der junge Krieger war der Verzweiflung nahe; er glaubte sich betrogen und faßte den Entschluß, da er das Mädchen leidenschaftlich liebte, wo möglich im Gefechte den Tod zu suchen. Die Kugel, auf die er hoffte, blieb nun zwar aus; dagegen wurde er schwer verwundet und besinnungslos ins Lazareth gebracht. Als er das Bewußtsein wieder erhielt, fiel ihm auch die verlorene Braut wieder ein, und — siehe da, sie saß neben seinem Lager. Das junge Mädchen hatte die Trennung von dem Geliebten sich dermaßen zu Herzen genommen, daß es sie zu Hause nicht länger litt. Ihr Suchen nach ihm war, wie man sieht, von Erfolg. Der Verwundete befindet sich unter so süßer Pflege auf dem Wege der Genesung.

Dr. Albert Wild in München ist im Besitze einer Rechenmaschine, welche mit der größten Pünktlichkeit die überraschendsten Resultate liefert. Die Maschine multiplizirt z. B. 8 Zahlen wieder mit 8 Zahlen in 15 Sekunden, führt überhaupt alle Rechnungsoperationen schnell aus und fehlt nie.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Sonntag, 24. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Henry, unangenehm überrascht, verneigte sich ceremoniell. Albertine reichte ihm die zarte Hand, die er, um keinen Anstoß zu geben, nachlässig an seine Lippen zog.

„Das staubige Kabinet, mein Fräulein, ist so wenig geeignet, eine Dame zu empfangen, daß ich Sie bitte, in das angrenzende Zimmer meines Vaters zu treten."

Albertine hatte sich umgesehen.

„Da ist ja schon Damenbesuch!" rief sie überrascht. Dann brachte sie ihr goldenes Lorgnon an das Auge und betrachtete die tief erröthende Hedwig.

„Mademoiselle ordnet ein Geschäft mit dem Vater, der sogleich zurückkehren wird."

„Henry!" rief Albertine lächelnd und indem sie mit dem Elfenbeinfächer drohte, der zugleich als Sonnenschirm diente.

Henry blickte die Dame fragend an.

„Die hübsche Klientin könnte mich eifersüchtig machen."

„Mein Fräulein," stammelte der bis zum Tode Erschreckte.

Sie neigte sich vertraulich an sein Ohr.

„Erröthen Sie nicht, ich scherze nur! Zwar kenne ich Ihren Schönheitssinn, aber ich mißtraue meinem Verlobten nicht."

Albertine hatte zwar leise gesprochen, aber Hedwig hatte jedes ihrer Worte verstanden.

In diesem Augenblicke trat Herr Neuberg ein. „Ah, meine reizende Schwiegertochter!" rief er aus. „Sie suchen den Vater?"

„Halb und halb!"

„Er hat mich vor einer Stunde verlassen."

Der arme Henry stand wie auf Kohlen. Gern hätte er Hedwig einen Wink gegeben, aber der Vater verhandelte mit ihr.

„Ihren Arm, Henry!" sagte Albertine. „Ich habe Ihnen einige Mittheilungen von Wichtigkeit zu machen.

„Sie haben doch nicht vergessen, daß der Ball aufgeschoben und nicht aufgehoben ist?"

„Nein, nein, Fräulein!"

„Ein **bal champêtre** bei diesem himmlischen Wetter! Wir haben einen tropischen Himmel und der Park des Herrn Neuberg ist wahrhaft englisch . ."

Henry führte die Schwätzerin, um sie zu entfernen, in das angrenzende Zimmer, wo Madame Neuberg sich befand. Er wollte sie der Mutter übergeben.

Herr Neuberg beschäftigte sich mit der bestürzten Hedwig, die am ganzen Körper zitterte.

„Mademoiselle, ich habe Gründe, mit dem Herrn Baron von Geyer zuvor Rücksprache zu nehmen, ehe ich die Wechsel ankaufe. Vertrauen Sie sie mir bis diesen Abend an. Doch Eins möchte ich von Ihnen noch erfahren. Hat der junge Baron, Alfred von Geyer, Zutritt in Ihrem Hause? Warum zittern Sie? Warum schlagen Sie die Blicke zu Boden?"

„Behalten Sie die Papiere!" stammelte Hedwig. „Mein Vater mag kommen, um das Geschäft mit Ihnen zu ordnen. Ich vermag es nicht, Ihnen Auskunft zu geben."

„Gut, so erwarte ich den Vater," antwortete der mißtrauische Banquier.

Er verneigte sich kurz, als Zeichen, daß die Unterredung zu Ende sei. Dann trat er an sein Pult, um die Papiere zu verschließen, die er für ein Fabrikat des leichtsinnigen Alfred hielt.

Hedwig schwankte der Ausgangsthür zu. Mit zitternder Hand holte sie die Geldrolle aus ihrem Täschchen hervor und wollte sie im Vorübergeben auf Henry's Pult legen, da sie es nicht über sich gewinnen konnte, eine Unterstützung von dem Verlobten des Fräuleins von Geyer anzunehmen. Das

Digitized by Google

Geld brannte wie Feuer in ihrer Hand. Ehe sie jedoch ihre Absicht erreicht hatte, sah der Banquier zur Seite.

„Was ist das?“ rief er auffahrend.

Die arme Hedwig sank fast zu Boden. Die Rolle entglitt ihrer bebenden Hand und fiel auf den Sessel, der neben dem Pulte stand. Neuberg bemächtigte sich ihrer.

„Tausend Thaler in Gold!“ rief er. „Dort liegen ähnliche Summen. Diese Kühnheit von einem jungen Mädchen!“

Hedwig rang mit übermenschlicher Anstrengung nach Fassung. Der Verdacht, den sie auf sich geladen, erfüllte sie mit Entsetzen. Leichenblaß starrte sie den strengen Neuberg an.

„Sie wollten stehlen!“ sagte dieser kalt. „Wahrlich, unter einer so hübschen Maske vermuthet man die Diebin nicht, die unter dem Vorwande, Papiere zu verkaufen, in die Geschäftszimmer geht. Sie begnügen sich mit den Wechseln des Geliebten nicht, der die Unterschrift seines Vaters nachahmt.“

„Heiliger Gott!“ hauchte Hedwig, indem sie sich auf die Lehne des Sessels stützte. „Ich wollte das Geld zurücklegen . . .“

„Nicht übel, mein schönes Kind! Wollen Sie mich glauben machen, daß Sie mir Geld bringen! Die Angst vor der Polizei verwirrt Ihre Sinne — der Vorwand war schlecht, dumm. Meine Augen sind noch gut — ich habe Sie auf der That ertappt, und damit der jugendlichen Verbrecherin das Handwerk gelegt werde . . .“

Er wollte nach der Thüre gehen.

„Bleiben Sie!“ rief Hedwig.

Sie sah verzweiflungsvoll um sich. Ihre Lage, das fühlte sie, war furchtbar. Und Henry kam nicht zurück, um sich ihrer anzunehmen; er allein konnte sie retten. Während sie zur Verbrecherin gestempelt ward, plauderte er mit der eleganten Dame, die man als seine Verlobte bezeichnet hatte. Diese Gedanken durchkreuzten wie Blitze ihren Kopf. Aber zugleich erinnerte sie sich der Worte: „Ich lasse nicht von Dir und wenn sich Himmel und Hölle mir entgegenstellen!“

Neuberg streckte die Hand aus, um nach dem Glockenzuge zu greifen.

Hedwig wollte es verhindern; sie brach zusammen und sank halb ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

„Ich bin unschuldig!“ rief sie mit tonloser Stimme. „Bei dem allwissenden Gott, ich bin unschuldig! Der Schein ist gegen mich — ich bin ein ehrliches Mädchen! Sie werden Aufklärung erhalten, Herr Neuberg — ich habe die Hand nicht ausgestreckt nach fremdem Gute . . .“

Weiter konnte sie nicht sprechen; sie sank mit dem Kopfe auf den Sessel. Der leichte Strohhut glitt zu Boden, daß das volle schwarze Haar sichtbar ward. Der schöne Körper bebte wie im Fieber.

„Du spielst Deine Rolle nicht übel!“ rief der entrüstete Banquier. „Die Behauptung ist zu frech, Du habest die Hand nicht ausgestreckt! Soll ich mit einer hartnäckigen Lügnerin Mitleid haben? Ein offenes Bekenntniß hätte mich wohl zur Milde gestimmt — hier ist Nachsicht nicht am Platze, zumal da es sich um eine Wechselfälschung handelt, die meinen Freund betrifft.“

Hedwig hob die todesmatten Arme empor.

Ihre wirren Blicke richteten sich nach der Thür. Sie blieb verschlossen.

„Vertheidige Dich vor dem Untersuchungsrichter.“

Hedwig sah noch immer nach der Thür. Da hörte sie das stolze Fräulein mit heller Stimme lachen. Dazu erklangen die glockenreinen Töne eines Flügels, auf dem geschickte Hände präludirten. Die Tochter des Krämers erhob sich, beide Hände auf den Busen gepreßt. Es schien, als habe sich ein Entschluß in ihr gestaltet.

„Ich kann nicht anders!“ flüsterte sie. „Mein Herr,“ sagte sie ernst, „ehe Sie einen Schritt weiter gehen, gestatten Sie mir, daß ich . . .“

Sie stockte.

„Was wollen Sie?“ fragte Neuberg gespannt.

Hedwig schwankte wieder. Sie bedachte, daß Henry unschuldig an ihrer gegenwärtigen Lage war, daß er Gründe haben könne, seine Liebe zu ihr geheim zu halten und mit der, ohne Zweifel ihm aufgedrungenen Braut nicht zu brechen. Sollte sie das zarte Herzensgeheimniß verrathen, vielleicht zu seinem und ihrem eigenen Verderben? Was würde der strenge Vater beginnen, wenn er die Verirrung seines Sohnes erführe? Konnte er ihn nicht verstoßen? Und sie hatte Geld genommen von dem Geliebten! Geld! Geld! Das war ein gräßliches Wort, ein verhängnißvoller Begriff! Das arme Mädchen kämpfte zwischen Ehre und Liebe. Wohin sollte sie sich neigen? Reinigte sie sich von dem Verdachte des Diebstahls, so erschien sie als die Geliebte, die Geld von dem Liebhaber empfängt. Das war eine trostlose Lage! Wie eine Irrsinnige starrte Hedwig den Banquier an, der mit strengen Mienen vor ihr stand. Sie wußte, daß ihr Schweigen sie dem Gerichte überlieferte — aber durfte sie denn reden? Der Geliebte wußte, daß sie schuldlos war . .

In diesem Augenblicke erschien Henry. Er war rasch eingetreten. In seinen Zügen sprach sich eine ungewöhnliche Erregung aus. Er wollte das Kabinet wieder verlassen, als er Hedwig sah.

Digitized by Google

„Himmel!“ flüsterte sie bestürzt.

„Bleibe, mein Sohn!“ befahl der Banquier.

„Wo sind die beiden Wechsel?“ fragte der junge Mann.

„Warum?“

„Ich bitte, übergeben Sie sie mir, Vater.

„Zu welchem Zwecke?“

„Alfred hat eine Thorheit und eine Niederträchtigkeit begangen.“

„Das ist viel!“ rief der Vater. „Worin besteht die Niederträchtigkeit?“

„Daß der junge Baron die Unterschrift seines Vaters nachgemacht.“

„Nicht übel! Mir ahnte so Etwas. Und die Thorheit?“

„Daß er sich die Gunst der spröden Geliebten mit falschen Papieren zu erkaufen gedachte!“

Bei den letzten Worten hatte er einen verachtenden mit Schmerz vermischten Seitenblick auf das junge Mädchen geworfen.

Hedwig schwankte wie von einem jähen Wetterstrahle getroffen. Dieser letzte Schlag schmetterte die von dem schweren Kampfe Erschöpfte zu Boden. Wimmernd glitt sie neben dem Sessel nieder. Dann schloß eine Ohnmacht ihr die Augen.

„Wie lästig!“ sagte Herr Neuberg. „Man schaffe die Person aus dem Hause — ich fühle mich unwohl bei diesem entsetzlichen Anblicke. Melde es mir, wenn das Kabinet gereinigt ist.“

Der Banquier trat in das Zimmer, das sein Sohn soeben verlassen hatte.

Henry stand neben der leblosen Hedwig. Er wußte einige Augenblicke nicht, was er beginnen sollte. Dann hob er sie empor. Ein unnennbares Gefühl durchschauderte ihn, als er die treulose Geliebte, an der sein Herz in leidenschaftlicher Gluth gehangen, in seinen Armen hielt. Da hatte er die schöne Stirn vor sich, die er für rein gehalten; den schönen Mund, den er so oft, von Schauern der Liebe durchbebt, geküßt; das Auge, das nun geschlossen, in dem er seinen Himmel erblickt! Und diese Stirne, dieser Mund, diese Augen hatten gelogen! Ihm war, als ob er vor Leid und Schmerz vergehen müsse. Seine Thränen fielen auf ihre Wangen. „Daß ich mich so täuschen mußte!“ rief er aus. „Und ich habe sie so vertrauensvoll geliebt!“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

„Zween harte Stein mahlen selten fein,“ sagt das Sprichwort, das auf Paul und Malwinen angewandt vollkommen Recht behielt. Empfindliches Selbstgefühl und potenzirte Eigenliebe waren die finsteren Mächte, welche schon auf den bloßen Schein hin eine Kluft zwischen Beiden aufrissen, die von Tag zu Tag weiter wurde und nun Beider Lebensglück zu verschlingen schien. Ein einziges freundliches vertrauensvolles Wort von ihm oder ihr, ein einziger vertraulicher Wink Malwinens gegen ihre Freundin Kornelie, die erschütterte Zeugin dieses verhängnißvollen Bruches zwischen zwei Personen, die ihrem Herzen so nahe standen, würde das Mißverständniß aufgeklärt und selbst jetzt noch Alles wieder in das Geleise und zu dem ursprünglich ersehnten Ziele Beider geführt haben. Allein jenes Wort ward nicht gesprochen, weil sowohl Paul als Malwine einander wechselseitig verkannten und unschuldig anklagten, und weil keines ahnte, daß sie nur die Opfer einer weiblichen Kabale, einer absichtlichen Unwahrheit waren. Hätte Malwinens edle Natur, die vor jeder Unwahrheit als vor einer verächtlichen Feigheit zurückbebte, auch nur den leisesten Zweifel an der Wahrheit jener Behauptung ihrer Stiefmutter, daß die Verbindung zwischen ihrer Halbschwester Fanny und Paul eine festbeschlossene Uebereinkunft sei, zu hegen vermocht, — hätte Paul in seinem Stolz es auch nur ein einziges Mal über sich gewonnen, Malwinen freundlich und vertraulich über den Grund ihres veränderten Betragens gegen ihn zur Rede zu stellen, oder hätten Beide das Vertrauen Korneliens gewinnen wollen, — wie viel Gram und Leid wäre ihnen allen erspart geblieben, und welch inniges Glück hätte sich auf die ganze Familie herniedergesenkt!

So aber, wie jetzt die Sachen standen, schien das heimliche Verlöbniß Kahlau's mit Malwinen das Signal zum Aufbruch der Gäste auf Osterach gegeben zu haben. Kahlau bemerkte an der düsteren Weise, womit ihm Paul begegnete, daß dieser ihm grollte und ihn im Stillen des Verraths an der Freundschaft anklagte; er war daher der erste, welcher Osterach verließ, angeblich von Amtsgeschäften zurückgerufen, vielmehr aber um seine Familie persönlich von dem eingegangenen Verlöbnisse in Kenntniß zu setzen. Frau v. Tonnewald und Malwine folgten ihm bald, um die Verlobte in den Kreis der Familie Kahlau einzuführen. Julian Forster sah seinen Freund Paul verstimmt und einsylbig, und Kornelien in diesem Augenblick, wo sie nur um den Bruder sich bekümmerte, weniger als je geneigt, seinen Bewerbungen Gehör zu schenken; er reiste daher ebenfalls ab. So blieb denn nur Fanny noch auf Osterach zurück, und zwar in Folge eines bestimmten Planes ihrer Mutter, welche

Digitized by Google

als Grund dafür geltend gemacht halte, daß Fanny ja noch nicht in die große Welt eingeführt sei und bei den häufigen Hin- und Herreisen zwischen Erlenhof, der Residenzstadt, wo Frau v. Tonnewald, und derjenigen, wo Kahlau lebte, nur eine Bürde für die Ihrigen sein würde. Frau v. Tonnewald rechnete unverkennbar darauf, daß Paul im ersten Schmerz und Groll über Malwinens Betragen um so eher geneigt sein werde, sich mit Fanny zu verloben, als er bei ihr dem Gedanken Raum geben dürfte, die erste Liebe dieses jungen unbefangenen Wesens zu sein.

Während nun Fanny mit der Familie Schellwitz auf Osterach sehr stille und eingezogen die Weihnachtsfeiertage verbrachte, ward Malwine in der Residenz in einen Strudel von Vergnügungen und Festen hineingezogen, der sie beinahe betäubte, aber dennoch kalt ließ. Kahlau's Verwandte bemühten sich insgesammt, ihre Freude über die Verbindung, welche Philibert zu schließen im Begriffe stand, recht lebhaft und geräuschvoll zu bethätigen, obschon sie nicht begreifen konnten, wie der Assessor trotz der Schönheit Malwinens von einem Wesen so eingenommen sein mochte, welches statt einer bräutlichen Freude und Seligkeit eher etwas Schmachtend-Wehmüthiges, Still-Ernstes in Miene und Stimmung an den Tag legte, das wenig geeignet schien, einen so vollendeten Weltmann wie Philibert auf die Dauer zu fesseln. Allein Vermögen decket auch der Mängel Menge, und man begegnete, wie gesagt, der Verlobten Kahlau's von allen Seiten her ungemein freundlich, ohne jedoch augenscheinlich ihr Vertrauen gewinnen oder ihr näher kommen zu können. „Sie ist ein Räthsel," sagten die Einen. — „Sie ist nur verschüchtert durch ihre Stiefmutter, welche jede Regung von Selbstständigkeit bei ihr unterdrückte," meinten Andere. — „Sie liebt Kahlau nicht," wollten Dritte wissen und noch Andere wähnten, dieses kalte, schöne, stolze Marmorbild vermöge überhaupt nicht zu lieben.

Kahlau selbst konnte es nicht entgehen, daß Malwine ihn nicht eigentlich liebte; sie gewann es nicht über sich, ihm das vertrauensvolle Du zu gönnen; sie wagte beinahe nie, ihn bei seinem Taufnamen zu nennen; sie begegnete ihm eher mit einer gewissen Verehrung, als mit der vertraulichen anschmiegenden Hingebung einer Verlobten. Philibert dagegen umgab sie mit ausgesuchter Zärtlichkeit und Courtoisie und schien ihr und Anderen glauben zu machen, daß er sich wirklich und aufrichtig geliebt wisse, aber zugeben müsse, daß Malwine vermöge einer eigenthümlichen und inneren Gestaltung ihres Gemüthslebens außer Stande sei, gerade die innigsten Empfindungen ihres Herzens an die Erscheinung treten zu lassen. In diesem Bemühen unterstützte ihn wesentlich seine Mutter, eine sehr kluge, gewandte und erfahrene Frau, welche nur den einzigen Fehler hatte, daß sie ihren Philibert allzu sehr bewunderte und für unfehlbar ansah.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Neue Damenhüte.) Die neuesten Damenhutmoden in Paris sind alle der Marine entlehnt. Die am meisten beliebte Mode ist ein Hut mit hohem Borde und wehendem Schleier statt des Segels, genannt das Kaperschiff. Eine besondere Form ist das Dampfkanonenboot, ein kleiner Hut, unter dessen Bord zwei gezogene Lockenröhren über der Stirn sichtbar sind. Den Dampf versinnbildlicht eine graue Feder. Außerdem gibt es unter der eleganten Welt Fregatten, Schraubendampfer ꝛc. Für alte Jungfrauen, welche es aufgegeben haben, zu erobern und erobert zu werden, dient ein Wrack, ein schwarzer formloser Hut, ohne jeden Schmuck. Da die eleganten Fahrzeuge, mit welchen die Pariserinnen segeln, natürlich bedeutendes Geld kosten, sollen viele Männer bereits sehr an der Seekrankheit leiden.

Paris, im April. Sämmtliche Leiter der komischen Oper seit 1824 und Herr Auber richteten an den Staatsminister eine originelle Bittschrift. Es wurde bei der tausendsten Vorstellung der „weißen Frau" eine Choristin bemerkt, die in dieser Oper tausendmal mitgesungen hatte. Seit 40 Jahren hat sie jeden Abend gesungen. Jetzt ist sie 60 Jahre alt. Ihr Jahresgehalt überstieg nie 900 Fr. In der großen Oper bekäme sie 1000 Fr. Pension. Der Staatsminister bewilligte ihr denselben Betrag auf Befehl des Kaisers, und zwar aus dem Fonds zur Unterstützung von Künstlern und Schriftstellern.

## Sylbenräthsel.

Drückt dich die erste nieder,
Erhebt die zweite dich wieder,
Doch sucht das Ganze Wohnung in dir,
Verschließe dem finsteren Gaste die Thür.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Dienstag, 26. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Nach einer Minute erwachte Hedwig in Henry's Armen. Ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust.

„Henry! Henry!" rief sie ganz leise.

Erschreckt fuhr sie auf, als sie seine Züge sah. Wie eine Irre raffte sie Hut und Tasche auf und wollte fort.

„Hedwig!" rief er ihr nach.

„Lassen Sie mich ziehen, Herr Neuberg."

„Hast Du diesen Brief geschrieben?"

Er hielt ihr ein Papier vor die Augen.

„Nein!"

„Er ist Hedwig Lewes unterzeichnet.".

„Ich habe keinen Brief geschrieben!"

„Von den beiden Wechseln wird in diesem Briefe gesprochen, die Du meinem Vater gebracht."

„Wer gab Ihnen den Brief?" fragte sie mit matter Stimme.

„Die Schwester Alfred's von Geyer."

„Ich habe weder die Kraft, noch den Willen, mich zu rechtfertigen. Mein Herz ist frei von aller Schuld."

„Nur mit einem Worte, Hedwig, erkläre mir den Zusammenhang . . ."

Sie schüttelte das Haupt, indem sie flüsterte:

„Was kann Ihnen an meiner Ehre liegen? Diese wenigstens hätten Sie mir lassen sollen, nachdem Sie mir die Ruhe des Herzens geraubt. Denken Sie an den Fremden!"

Er konnte es nicht verhindern, daß sie durch das Komptoir ging und das Haus verließ.

Hedwig hatte ihn an den Fremden erinnert, den geheimnißvollen Mann, unter dessen Schutze sie stand. Der Schleier ward immer dichter, der sich über den räthselhaften Verhältnissen ausbreitete. Es ließ sich nicht annehmen, daß die Tochter des Krämers zu Mitteln greifen sollte, die ihr Beschützer nicht billigen konnte. Oder sollte der Mann, der eine so seltsame Rolle spielte, das Mädchen zu eigennützigen Zwecken verwenden? Sollte der Zufall eine feine Intrigue entdeckt haben, deren Fäden sich um den reichen Banquier schlangen? Henry rieb sich die Stirn; sein sonst so scharfer Blick vermochte das Dunkel nicht zu durchdringen.

Albertine trat lächelnd aus dem Zimmer.

„Ist's möglich!" rief sie. „Wo ist denn die Schöne, die Geldrollen stiehlt oder stehlen will? Fort, der saubere Vogel ist entwischt. Ihr Vater sagt, die Diebin habe sich Hedwig Lewes genannt — mir ist, als ob dieser Name unter dem Briefe stände, den mein lockerer Bruder von seinem Liebchen erhalten hat. O, sehen Sie doch nach, Henry, Sie besitzen ja das kostbare Dokument einer rein platonischen Liebe."

„Sie sprechen von einer Diebin, Albertine . . ."

„Ihr Vater erzählt, daß er ihr eine Geldrolle abgenommen, die sie mit kecker Hand von einem Arbeitspulte geholt habe. Aber was fehlt Ihnen, mein Freund?"

„Nichts! nichts!"

„Sie sind zerstreut, zittern sogar!"

Die Komptoir-Uhr schlug Eins. Das war dem jungen Manne ein willkommenes Zeichen. Er griff nach dem Hute, küßte dem Fräulein flüchtig die Hand und entfernte sich mit den Worten:

„Ich muß zur Börse!"

Albertine sah ihm mit stechenden Blicken nach.

„Zur Börse!" flüsterte sie vor sich hin. „Ah, mein Freund, wenn die Dosis noch nicht stark genug war, werden wir eine zweite mischen, die ihre Wirkung nicht verfehlen soll. Hedwig ist schön, sehr schön — aber ich schlage sie aus dem Felde. Während der Sohn Börsengeschäfte macht, werde ich den Vater unterhalten."

Der Banquier erschien, um das Kabinet zu schließen. Dann führte er seine künftige Schwieger-

tochter in das Familienzimmer. Sie war eingeladen, den Abend im Landhause zu verbringen.

## VI.

Der aufgeregte Henry erreichte die Börse. Agenten und Geschäftsleute aller Art hatten ihn erwartet. Eine halbe Stunde verfloß, ehe er sich den Andringenden entreißen konnte. Dann machte er einen Gang durch den großen, mit Menschen angefüllten Saal. Und alle diese Leute mit den kummervollen, nachdenklichen, begehrlichen und freundlichen Gesichtern — in jedem einzelnen spiegelte sich der Gemüthszustand deutlich ab — alle diese Leute, die wie ein Bienenschwarm summten, daß die hohe Decke das sonderbare Geräusch gellend zurückgab, waren von der Sucht nach Geld beseelt. Erwerben! war das Losungswort. Geld und wieder Geld ward ausgesprochen, wohin man hörte. Henry dachte nicht an Geschäfte; in ängstlicher Hast theilte er das Gedränge und suchte den Fremden. Sein Bemühen war vergebens. An den Platz, den er gewöhnlich einzunehmen pflegte, zurückgekehrt, ward ihm die Nachricht, daß gewisse Papiere tief gesunken seien. Das Haus Neuberg verlor bei der Baisse. Der Verlust schmerzte ihn nicht; er hatte ja mehr, er hatte seine Hedwig verloren. Konnte sie ihm der Fremde noch zurückgeben? Da sah er den Juden, den bekannten Wucherer, der im Kleinen große Geschäfte machte.

„Herr Blumenthal!" rief er ihn an.

„Ihnen zu dienen, Herr Neuberg."

Der Jude, ein freundlicher, kugelrunder Mann mit krausem, pechschwarzem Haupthaare, zog seinen Hut und verneigte sich tief.

„Es sind uns heute zwei Wechsel angeboten, die von Ihnen ausgestellt und von dem Baron von Geyer acceptirt worden . . ."

„Ich erinnere mich, ganz recht. Der Herr Baron hat 2000 Thaler empfangen."

„Der Vater oder der Sohn?" fragte Henry.

„Der Vater, mein Herr, der Vater. Mit dem Sohne — verzeihen Sie mir, Herr Neuberg — mit dem Sohne mache ich keine Geschäfte. Der Herr Baron brauchte nothwendig Geld und ich habe ihm Geld gemacht. Ich stellte aus, der Herr Baron acceptirte, und es war ein gutes Papier fertig, das ich sofort verkaufte."

„An wen?"

Herr Blumenthal breitete beide Arme aus und zuckte mit beiden Achseln, daß der dicke Krauskopf fast verschwand. „An wen, ja an wen!" sagte er lachend. „Ich weiß nur, daß der Käufer ein kleiner, zarter, aller vornehmer Herr war, der sich für den Baron interessirt. Hier an der Börse ist das Geschäft gemacht. Das ging so zu. Ich bot das Papier einem Bekannten. Dieser hatte kein Geld — der Fremde hörte die Verhandlung, er trat heran, prüfte das Papier und kaufte. Was kümmert's mich? Am Verfalltage wird sich der Herr schon melden. Das Papier ist gut, Herr Neuberg, der Baron ist ein solider Mann."

„Haben Sie den Fremden nicht wiedergesehen?"

„Nein."

„Ich danke Ihnen, Herr Blumenthal."

Der Jude verschwand in der Menge. Henry konnte das Getümmel nicht länger ertragen. Sein Kopf brannte wie im Fieber und seine Lippen waren trocken. Er suchte das Freie auf. Es bedurfte eines großen Scharfsinnes nicht, um zu begreifen, daß Albertine die Wechselangelegenheit zu ihrem Vortheile und zum Nachtheile der armen Hedwig ausbeutete, daß sie sich selbst nicht entblödete, um sicher das Ziel zu erreichen, ihren eigenen Bruder zu verdächtigen. Daß der Fremde dem Krämer die beiden Wechsel eingehändigt, ließ sich nicht bezweifeln, und die Absicht, die darin lag, daß man die Papiere dem Hause Neuberg angeboten, war klar. Wer aber hatte das zarte Geheimniß verrathen, das er so heilig bewahrte? Und sollte Albertine zufällig das Kabinet betreten haben, während Hedwig mit dem Banquier verhandelte? Konnte sich Henry auch diese Fragen nicht beantworten, so war ihm dennoch ein schwerer Stein vom Herzen genommen: Hedwig stand zu Alfred nicht in Beziehung und der Brief mußte ein falscher sein. Er hatte dem armen Mädchen viel abzubitten. Beruhigt trat er in ein Kaffeehaus. Alfred von Geyer spielte Billard. Er unterbrach die Partie und eilte dem Freunde entgegen, den er jubelnd in die Arme schloß.

„Ich bitte Dich um eine Gefälligkeit, Henry!"

Henry ging auf den vertraulichen Ton ein.

„Ist Deine Börse leer?" fragte er.

„Nein, für den Augenblick ist sie gefüllt. Der alte Baron von Geyer hat mitunter eine gute Laune, er ist nicht immer Stiefvater."

„Komm' zur Sache."

„Wir sind diesen Abend zu Gaste geladen . . ."

„Wo?"

„In Euerem Landhause. Du weißt es doch?"

„Ah, ganz recht. Wir werden **en famille** im Garten speisen. Meine Mutter sagte davon."

„Leider kann ich dieses Glücks nicht theilhaftig werden."

„Was hält Dich ab?"

„Henry, Du bist glücklich, Du wirst bald meine Schwester als Gattin heimführen und all Dein

Sehnen ist gestillt — Freund, beklage mich, denn ich liebe und weiß nicht, ob ich an das Ziel gelangen werde."

„Weil Deine Schöne Dich nicht erhört?"

„Im Gegentheile, sie ist mir leidenschaftlich zugethan, aber sie besitzt nichts als ihre Schönheit und ihr liebendes Herz. Ich theile Dir, dem Freunde, dieses Geheimniß mit. Du wirst mir später helfen, den starren Vater nachgiebig zu machen. Für diesen Abend übernimm meine Entschuldigung, wenn ich spät eintreffe. Die reizende Person, die ich bis zum Wahnsinn liebe, gibt mir gegen 9 Uhr ein Rendezvous."

„Das ist freilich wichtig. Ich werde auf einen Vorwand sinnen."

„Herzensfreund!"

„Wo soll das Stelldichein abgehalten werden?"

„In dem Garten des Schweizerhäuschens."

„Glücklicher Mann! Und wer ist Deine Schöne?" fragte Henry, der sich mit Anstrengung bemühte, unbefangen zu scheinen.

„Die Tochter eines armen Krämers; sie führt den pikanten Namen Hedwig."

„Vielleicht Hedwig Lewes?"

„Himmel, kennst Du sie?" rief Alfred überrascht.

„Ich habe das hübsche Kind diesen Morgen gesehen."

„Wo?"

„In unserem Komptoir."

„Hedwig Lewes?"

„Sie hatte mit meinem Vater ein Wechselgeschäft zu ordnen. Weiter weiß ich nichts. Uebrigens ist das Mädchen wirklich schön — gehe getrost zu dem Rendezvous, ich übernehme Deine Entschuldigung."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

„Du wirst zwar eine etwas kühle Ehe mit Malwinen führen," sagte seine Mutter einmal zu ihm, „denn ich glaube kaum, daß Du ihr selbst im Ehestand jemals eine leidenschaftliche Liebe einzuflößen im Stande bist. Allein ihr Stolz, ihre Seelenreinheit und ihre stille Anspruchslosigkeit werden sie vor allen Gefahren bewahren, welche bei einer ebenso schönen, aber lebensvolleren Frau Deinem häuslichen Frieden in der Sphäre des Hoflebens drohen könnten. Erhalte sie nur stets auf dem Glauben, daß Du sie leidenschaftlich liebst, daß Du sie vergötterst!"

„Dazu bedarf es in der That keine Anstrengung, Mama," hatte Kahlau ihr erwiedert. „Malwine hat unter allen jungen Mädchen, die ich kennen lernte, allein einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und mich Eigenschaften des Herzens und Geistes ahnen lassen, die an Bedeutung weit über das Maß des Gewöhnlichen hinausreichen. Ist sie erst meine Gattin, so werde ich mir auch ihre Liebe erringen. Der Mann muß ein Thor, ein Geck oder ein Stümper sein, der sich nicht in den Flitterwochen selbst das kälteste Herz einer Frau zu gewinnen weiß!"

Kahlau's eifrigstes Bestreben ging daher darauf aus, die Hochzeit so schnell als möglich der öffentlichen und offiziellen Verlobung folgen zu lassen und er knirschte über den Widerstand, welchen ihm in dieser Hinsicht sowohl Malwine als ihre Stiefmutter in den Weg legten. Frau v. Tonnewald war der Ansicht, daß die Ausstattung Malwinens um so glänzender und der vielversprechenden Carrière Philiberts entsprechender sein müsse, als sie dabei ihre Uneigennützigkeit als Stiefmutter und ihre mütterliche Liebe recht augenfällig bethätigen könne; zugleich aber wünschte sie im Stillen, Malwinens Hochzeit nicht eher gefeiert zu sehen, als bis ihre Tochter Fanny ebenfalls in die große Welt eingeführt sei, was erst nach geschehener Konfirmation der letzteren anständigerweise geschehen konnte. Die Weigerung Malwinens, sich vor dem Antritt ihrer gesetzlichen Mündigkeit zu verheirathen, kam daher den Wünschen der Stiefmutter beinahe zuvor. Malwine mochte jedoch noch einen tieferen Beweggrund zur Aufschiebung der Hochzeit haben, als die, übrigens sehr plausiblen Motive, welche sie vorschützte. Sie hoffte vielleicht ganz heimlich und leise, Paul könnte, von dieser Hinausschiebung ermuthigt, möglicherweise noch einmal zu ihr zurückkehren, wenn er sich erst von Fanny's Hohlheit überzeugt habe; hoffte auf die Innigkeit seiner Liebe, deren Kraft sie vielleicht mit dem Maßstab ihres eigenen Gefühls für ihn bemaß. Sie erwartete, ihm binnen Kurzem in der Residenz noch einmal zu begegnen, wann er sein Amt antrat.

Da schwanden ihre Hoffnungen plötzlich, als sie hörte, daß er um einen Aufschub seiner Anstellung, beziehungsweise um einen Urlaub nachgesucht habe. Er will mir nicht begegnen, flüsterte eine Stimme in ihr; er ist verletzt und grollt mir, aber eben dieses Zürnen beweist, daß er mir noch gut ist, daß er mich nicht ganz vergessen hat. Oder, fragte sie sich zweifelnd, sollte er nur auf Osterach bleiben wollen, um ungestört mit Fanny zusammenleben zu können? Wie dem auch sein mochte, ihr Ent-

Digitized by Google

schluß war gefaßt, erst über ein Jahr sich zu verehelichen.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Wir haben in „**Der elegante Haushalt, dessen Einrichtung und Führung nach den Anforderungen des Reichthums und des guten Geschmacks, sowie den Sitten und Gebräuchen der höheren Stände entsprechend. Nebst Winken über Menblement, Einrichtung der Zimmer, über Toilette, Comfort, Domestiken, Equipagen, herausgegeben von Baronin Ulrike von Eindhofen. Zweite Auflage. Weimar, Voigt. Preis 15 Sgr.**“ die Bekanntschaft eines Buches gemacht, welches allerdings mehr für jene Bevorzugten bestimmt ist, denen mit dem Bedürfniß der Eleganz auch die Möglichkeit seiner Befriedigung noch zu Theil geworden ist. — Aber auch diese können daraus lernen, den Besitz mit Anstand und Geschmack zu genießen und darum ist dieses kleine Werk, welches in praktischen, ja geistvollen Winken und Fingerzeichen die Begriffe von wahrer Eleganz und Feinheit in der Lebensweise darlegt, unserer Ansicht nach keineswegs eine unnöthige Sache, vielmehr eine recht dankenswerthe und zeitgemäße Erscheinung. — Entsprechend seinem Inhalte, ist das Buch auch äußerlich mit Zierlichkeit ausgestattet.

## Mannigfaltiges.

(Bestrafte Indiskretion.) Ein zu Paris wohnender Arzt stand am 11. d. M. vor dem Korrektionstribunal der Seine inferieure unter der Anklage, die Krankheit eines seiner Patienten veröffentlicht und dadurch dem Rufe des letztern geschadet zu haben. Das Tribunal verurtheilte den indiskreten Arzt zu einem Jahr Gefängniß, 1000 Franks Schadenersatz an den Kläger und fünfjähriger Stellung unter polizeiliche Aufsicht, indem es annahm, daß der Angeklagte nicht etwa eine Privatverbindlichkeit gegen seinen Patienten, sondern seine Pflichten als Arzt gröblich verletzt habe. — Ein Präcedens für alle Aerzte.

(Aus dem Thierleben.) Der Wirth Kilian Arzt zu Michelstadt im Odenwald besitzt einen alten Kater und einen Nachkömmling desselben, die nach einem äußerst klugen Verfahren Maulwürfe fangen, welches bis jetzt in unserer Gegend noch nicht vorgekommen sein mag. Sobald die Zeit heranrückt, in welcher der Maulwurf stößt, und dieses geschieht gewöhnlich Mittags um 12 und Abends um 6—7 Uhr, wird an dieser Stelle Posto gefaßt. Nachdem der Maulwurf mit seiner Arbeit fertig ist, wartet der wachhabende Kater so lange, bis er sich eine Strecke in den Gang zurückgezogen hat. Nun kratzt Hinz möglichst vorsichtig den oberen Theil des Haufens auseinander, um den Gang zu öffnen. Der Maulwurf kehrt zurück, da ihm bekanntlich die einströmende Luft nicht zusagt, den erlittenen Schaden auszubessern, streckt aber vorher jedesmal seine Nase aus der Oeffnung, wahrscheinlich um dadurch den Feind zu ermitteln, welcher ihm die Unannehmlichkeit bereitet hat, und diesen Augenblick benützt nun der Kater, um ihn mit einem geschickten Schlag der Tatze unfehlbar zu erhaschen. Wer lehrte dieses Thier diese Fangart?

(Schlimmer wie der Teufel.) Die junge Frau eines frommen, sparsamen Mannes liebte den Wein sehr. Sie trank bei Tische aus einem silbernen Becher, auf dessen Boden der Himmel gravirt war, aber sie leerte diesen so häufig, daß der Mann ihr endlich Vorwürfe machte. „Soll man denn nicht den Himmel vor Augen haben?“ erwiederte sie ruhig und trank in der gewohnten Weise weiter. Da ließ der Mann einen Becher fertigen, auf dessen Boden sich ein Konterfei des Satans befand. Doch das genirte die junge Frau durchaus nicht. Aergerlich darüber setzte sie der Mann abermals zur Rede. „Dem Teufel muß man keinen Tropfen Wein gönnen,“ lautete dies Mal die Antwort. „Welch ein Bild muß ich denn wohl eingraviren lassen, um Dir das Trinken zu verleiden!“ rief der Mann erzürnt aus. „Das Deinige, lieber Mann,“ war die kurze Entgegnung.

Ein schluchzender Schusterjunge wurde von einer mitleidigen Dame nach der Ursache seiner Thränen gefragt. „J,“ rief er, „da hat mich mein Meister mit seinem Schnupftuch um den Kopf geschlagen.“ „Aber, mein Sohn,“ erwiederte die Dame, „mit einem Taschentuche geschlagen zu werden, kann doch so schmerzhaft nicht sein.“ — „Ja, ja,“ heulte der Junge, „wenn's ein Schnupftuch wie das Ihrige wäre, aber mein Meister nennt seine Pfoten so.“

Auflösung des Sylbenräthsels in № 50:
Schwermuth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 52. Freitag, 29. April 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Dieses Gespräch eröffnete dem armen Henry ein weites Feld der Vermuthungen. Daß der kleine Herr eine Rolle in dieser Intrigue spielte, ließ sich nicht verkennen, und gerade dieser Umstand sprach zu Gunsten Hedwig's. Der räthselhafte Fremde war offenbar ein Feind des Barons, und es ließ sich wohl annehmen, daß er als solcher handeln werde.

„Wird Hedwig kommen?" fragte er sich während des Nachmittags mehr als einmal.

Um Antwort auf diese Frage zu erhalten, gab es kein anderes Mittel, als die verabredete Zusammenkunft zu beobachten. Und was hinderte ihn daran? Albertine war ihm mehr als gleichgiltig, es lag ihm nichts daran, mit ihr in der Laube zu Nacht zu speisen. Auch alles Uebrige war ihm gleichgiltig; er gedachte kaum des Heirathsplanes, den der Vater entworfen hatte. Von dem Baron, der bankerott sein mußte, da er mit einem Juden Wechselgeschäfte niederer Art machte, war kein Heil zu erwarten. Henry sandte gegen Abend ein Billet an den Vater, worin er erklärte, die letzte Post abzuwarten, die wichtige Coursnachrichten brächte. Dann arbeitete er, um den trägen Gang der Zeit zu beschleunigen und trat dann den Weg an, den er um keinen Preis unterlassen hätte.

Das Schweizerhäuschen war ein Kaffeehaus, das von Damen und Herren besucht ward. Der dazu gehörige, ziemlich große Garten ward auf der einen Seite von dem Flusse, auf der anderen von der Straße und dem Etablissement selbst begrenzt. Von der Straße führte eine Thür in den Garten. Durch diese trat Henry ein. Der Abend war schwül und ein Gewitter im Anzuge. Bei der rasch zunehmenden Finsterniß hatten sich die Gäste in das Haus zurückgezogen. Von Zeit zu Zeit erhellte ein Blitz die Nacht. Wo war nun der verabredete Ort? Jetzt galt es, mit Vorsicht zu beobachten. Henry machte die Runde durch den Garten, dann faßte er in der Nähe der Thür Posto. Ein Rosenstrauch, der einen köstlichen Duft verbreitete, verbarg die ganze Gestalt des jungen Mannes.

Es schlug drei Viertel auf Neun. Alfred, der von seiner glühenden Liebe gesprochen, ließ lange auf sich warten. Sollte man das Stelldichein des Gewitters wegen abgesagt haben oder an einem anderen Orte halten? Die Eisengitterthür knarrte leise. Die Gestalt eines Mannes trat langsam ein. Ein Blitz kam Henry, der sein Sehorgan anstrengte, zu Hilfe: der Lauscher erkannte den kleinen Mann, der heute seinen grauen Rock und einen runden Hut mit breiter Krämpe trug. So war er an jenem Abend erschienen, als er die ernste Mahnung ausgesprochen. Und es war wirklich Gotthelf Jonas, der an der Thür stehen blieb, bis eine Frauengestalt eintrat, die er leise anredete. Das Paar ging langsam vorüber.

„Beruhigen Sie sich," murmelte Jonas; „er wird kommen trotz des drohenden Gewitters. Ich weiß, der junge Mann liebt Sie, denn er hat es mir gestanden."

„Lieber Herr, man hat mich in dem Komptoir des Banquiers beschimpft, hat mich zur Diebin gemacht . . ."

„Das ist infam, das ist abscheulich! Aber vertrauen Sie mir: ich übernehme nicht nur Ihre Rechtfertigung, sondern auch die Rache."

„Herr Neuberg selbst will mich dem Kriminalgericht überliefern!" schluchzte Hedwig.

„Er wird es nicht wagen, wenn er meinen Brief gelesen hat, den er noch diesen Abend empfängt."

„Ach, mich schüttert eine gräßliche Angst!"

„O mein liebes Kind, Sie stehen unter meinem Schutze! Ich nehme den Kampf auf mit dem Banquier, und glauben Sie mir, ich werde Sieger

sein. Wir fechten nicht mit Waffen, ſondern mit Geld, und in dieſer Beziehung bin ich dem Banquier vollkommen gewachſen. Warum weinen Sie? Vertrauen Sie mir nicht?"

„Ein Wort der Aufklärung würde genügen ..."

„Später, ſpäter, mein Kind! Gehen Sie getroſt in den Pavillon am Waſſer — ich werde in Ihrer Nähe ſein — ſprechen Sie ſich offen aus — man kommt, fort!"

Hedwig verſchwand.

Henry wäre gern hervorgetreten, aber er wollte die Rolle durchſchauen, die der kleine Mann ſpielte, der langſam auf- und abging. Die Blitze wurden häufiger, der Donner grollte. Man hörte das Geräuſch, welches das Schließen der Fenſter in dem Kaffeehauſe verurſachte.

Das Knarren der Thür ließ ſich wieder vernehmen.

Ein Mann, der einen kurzen Regenmantel trug, trat ein.

„Alfred!" dachte Henry, und das Blut ſtieg ihm zu Kopfe, daß er kaum ſeiner Sinne mächtig blieb.

Der Mann im Mantel eilte nach dem Pavillon.

Als Henry ſah, daß auch der kleine Herr im grauen Rocke verſchwunden war, ſtahl er ſich vorſichtig auf Umwegen durch den Garten, bis er den ihm wohlbekannten Pavillon erreichte.

Jetzt begann das Gewitter ſich zu entladen. Der Regen fiel in Strömen aus dem ſchwarzen Himmel herab. Henry fand ein Plätzchen unter dem hervorſpringenden Dache des Pavillons; er war nicht nur vor dem Wetter geſchützt, er konnte auch das Innere des Pavillons überſehen, das durch eine Aſtrallampe erhellt ward.

Alfred, der ſeinen Mantel auf einen Stuhl geworfen, ſtand vor der beſtürzten Hedwig.

„Ich habe Sie nicht aufgefordert!" rief ſie aus. „Oeffnen Sie die Thür, oder ich rufe um Hilfe."

„Mademoiſelle, verſtändigen wir uns; ich trage in meiner Taſche den Brief, der mir das Glück verheißt, nach dem ich ſo lange umſonſt geſeufzt habe. Sie zerſtören mir den Himmel . . ."

„Sie, Sie haben den Brief empfangen?" fragte Hedwig eingeſchüchtert.

„Wie anders hätte ich denn wiſſen können, daß Sie mich ſprechen wollten?"

„So hat uns ein Mißverſtändniß zuſammengeführt."

Alfred wich nicht von der verſchloſſenen Thür, er ſah das reizende Kind mit lüſternen Blicken an und fragte bebend:

„Wer hat denn eigentlich das Glück, der Rechte zu ſein?"

„Ich begreife Alles, Alles!" flüſterte Hedwig, rathlos die Hände ringend. „Man hat mir eine neue Schlinge gelegt. Henry," fügte ſie ganz leiſe hinzu, „das iſt Dein Werk!"

Sie ſank auf einen Stuhl und verhüllte das Geſicht.

In dieſem Augenblicke trat Gotthelf Jonas ein.

„Was iſt das?" fragte er, als er den jungen Baron erblickte.

Hedwig hatte ſich raſch erhoben.

„Mein Herr," fragte ſie, „wiſſen Sie nun den Betrug?"

„Ich bin erſtaunt, wie Sie . . ."

Alfred nahm zur Unverſchämtheit ſeine Zuflucht; er brach in ein lautes Lachen aus.

„Ein köſtliches **qui pro quo**!" rief er aus. „Uebrigens, mein Herr, Sie kommen ungelegen; ich erſuche Sie, mich mit dem jungen Mädchen allein zu laſſen. Wir werden uns ohne Beihilfe eines Dritten verſtändigen."

Der Fremde ſelbſt ſchien beſtürzt zu ſein. Doch ſchon nach einigen Augenblicken hatte er ſeine Faſſung wieder erlangt.

„Mein Herr," begann er, „ich kenne Sie; wir haben uns in dem Vorzimmer des Bonquiers Neuberg geſehen. Damals leiſtete ich Ihnen einen Dienſt, indem ich Ihnen den Vortritt in das Kabinet geſtattete . . . Sie erinnern ſich doch? Heute werden Sie mir dankbar dafür ſein. Wer hat Sie zu dieſer Beſprechung eingeladen? Ich muß mich rechtfertigen — antworten Sie, Herr Baron von Geyer!"

„Baron von Geyer?" flüſterte Hedwig.

„Still, mein Kind!" ermahnte Jonas, ſeine Hand nach ihr ausſtreckend. Dann wandte er ſich ernſt, faſt drohend an den jungen Mann, der mit verſchränkten Armen an einem Tiſche lehnte: „Ich hoffe, der Baron iſt noch ſo viel Edelmann, daß er die Ehre eines unbeſcholtenen Mädchens heilig hält."

Alfred zuckte zuſammen.

„Mein kleiner Herr, Sie werden unverſchämt!"

„Dieſer kleine Herr wird Ihnen bald über den Kopf wachſen!" rief Jonas. „Doch, es iſt dies ein Kapitel, das vorderhand nicht zur Verhandlung gehört. Weigern Sie ſich, mir Aufklärung zu geben, ſo ergreife ich Zwangsmittel."

Alfred wiederholte ſein höhnendes Lachen. Dann maß er mit den Blicken den kleinen, ſchwächlichen, alten Mann vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Sie? Sie?" murmelte er verachtend. „Ich möchte wohl dieſe Zwangsmittel kennen lernen. Aber bin ich nicht ein Thor, daß ich mich mit einem Wahnſinnigen ſo lange befaſſe? Machen Sie Platz, Herr, oder ich werfe Sie durch das Fenſter in den Fluß!"

Hedwig ſtieß einen lauten Schrei aus.

„Still! ſtill!" ſagte der Alte, gutmüthig lächelnd.

Digitized by Google

„Der Herr Baron ist nicht so gefährlich, als er aussieht. Ich bin ein alter Mann, aber ich fürchte ihn nicht, eben weil ich ihn kenne. Mein Herr, Sie sind durch Betrug in den Besitz des Briefes gelangt. Bei dieser Ansicht bleibe ich, so lange Sie mir nicht Beweise vom Gegentheil liefern."

Man sah, daß Alfred gewaltsam seinen Zorn bekämpfte. Er verfolgte einen Zweck dabei.

„Wohlan," sagte er lächelnd, „so will ich Ihnen den Zusammenhang der Dinge erklären. Ein Freund, in dessen Komptoir man einen Gelddiebstahl versucht hat, wollte der Einladung zum Rendezvous nicht Folge leisten. Gehe Du, Alfred, sagte er, Du bist dem Mädchen gut, bist so reich als ich — vielleicht läßt sich das hübsche Kind den Tausch gefallen. Nun, mein Herr, wollte ich delikat verfahren, wollte die Vermuthung eines Mißverständnisses anregen, aber Sie verlangen Wahrheit — da ist sie! Da ich den Freund, der sich nächstens mit einer Dame verheirathen wird, nicht ersetzen kann, ziehe ich mich zurück. Nun werden Ihnen die Augen geöffnet sein."

„Nicht ganz, mein Herr!"

„Vielleicht sehen wir uns wieder!"

Mit diesen Worten verließ Alfred den Pavillon.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Malwine und ihre Stiefmutter hatten über einen Monat in der Residenz W. verbracht, da sprach Frau v. Tonnewald von Geschäften, welche sie bald nach D. zurückrufen würden. Sie fühlte ein gewisses Heimweh nach Fanny, welche sie noch in manchen Stücken auf ihren Eintritt in die große Welt vorzubereiten hatte.

„Sie wollen uns also verlassen, meine theure Frau v. Tonnewald?" fragte die Staatsräthin Kahlau, Philiberts Mutter. „Je nun, ich sehe Sie sehr ungern scheiden und tröste mich nur mit der Hoffnung, Sie recht bald für immer hier zu sehen. Aber Malwinen werden Sie uns doch hier lassen, nicht wahr? Sie werden Philibert nicht der Seligkeit berauben wollen, seine süße Braut täglich zu sehen und immer vertrauter mit ihr zu werden?"

„Wenn Malwine damit einverstanden, so ist sie meiner Billigung zum Voraus gewiß," sagte Frau v. Tonnewald.

Malwine war ob dieses Vorschlages erblaßt und sichtlich betreten. Aber sie faßte sich sogleich wieder und bemerkte mit sanfter Bestimmtheit: „Ich würde Ihre Gastfreundschaft sehr gern annehmen, meine theure Mutter, wenn ich nicht fühlte, daß ich die kurze Frist eines Jahres, welche ich noch zu meiner freien Verfügung habe, sehr ernst und emsig verwenden muß für Erwerbung einer Menge von Kenntnissen, die mir für die Pflichten und den Beruf einer Hausfrau unentbehrlich dünken, und zu deren Erwerbung mir meine Einsamkeit auf dem Erlenhof am förderlichsten sein wird."

„Sie sind zu strenge gegen sich selbst, meine liebe Tochter," erwiederte die Staatsräthin. „Ich wüßte nicht, was Ihnen noch fehlte, um mit Geschicklichkeit und Umsicht Ihrem künftigen Hausstand vorzustehen. Was Ihnen aber etwa noch mangeln sollte, das eignen Sie sich hier in unserem großen Hause und bei den Bildungsmitteln, welche die Residenz darbietet, sicherlich weit leichter an als in Ihrer ländlichen Einsamkeit."

Malwine gab sich indessen nicht gefangen und beharrte so auf ihrer „Grille", wie es die künftige Schwiegermutter zu nennen versucht war, daß selbst Philibert sich dafür entschied, ihren Willen zu ehren.

„Ich bringe Malwinen gern ein solches Opfer, welches sich für mich und mein häusliches Glück reichlich lohnen wird, beste Mama," sagte er vor Malwinen. „Meine herrliche Braut hat mir gestanden, daß sie sich in allen Haushaltungsgeschäften noch vervollkommnen möchte, um mit den geistigen Vorzügen, Kenntnissen und reichen Talenten die Tugenden und praktischen Vortheile einer vollendeten Hausfrau zu verbinden. Wer sollte dies an meiner Stelle nicht dankbar anerkennen? Es liegt darin ein ebenso großer Beweis für den ganzen Adel ihres Wesens," setzte er mit einiger Rührung hinzu und führte Malwinens bebende Hand an seine Lippen, „als in dem Entschlusse, mir erst nach erreichter Mündigkeit ihre Hand reichen zu wollen, damit Niemand der hochherzigen Frau, welche sie mit Stolz ihre Mutter nennt, den Verdacht unterschieben könne, diese Heirath sei mehr ein Werk der Mutter, als der freie unabhängige Entschluß Malwinens," fuhr er mit den freundlichsten Blicken auf Malwinen und ihre Stiefmutter fort. „Ich bitte daher, lassen wir meine holde Braut gewähren und mich das Opfer eines längeren Verzichts auf ihre beseligende Nähe bringen. Ich bedinge mir nur Eines aus: die Erlaubniß, Malwinen auf einige Wochen besuchen zu dürfen, wenn Frau v. Tonnewald wieder ihre Villeggiatur auf Erlenhof macht."

Dieses Abkommen erhielt Aller Billigung. Malwine reiste mit ihrer Stiefmutter nach Erlenhof

zurück, und Frau v. Tonnewald besuchte dann wieder ihre Tochter und Schwester auf Osterach. Philibert schrieb regelmäßig zweimal wöchentlich an Malwine Briefe voll glühender Zärtlichkeit, die pünktlich, aber mit jener Zurückhaltung und maßvollen Ruhe erwiedert wurden, welche Malwinens ganzes Benehmen als Verlobte kennzeichneten.

Winter und Frühling schwanden, selbst ein Theil des Sommers, und Frau v. Tonnewald kehrte nicht auf ihr Gut zurück. Paul war als Kanzler einer Gesandtschaft ins Ausland geschickt worden, in eben jene Stadt, in deren nächster Nähe Fanny's Bruder in einer berühmten Erziehungsanstalt untergebracht war; und Frau v. Tonnewald hatte hiervon Anlaß genommen, mit ihrer Tochter ebenfalls in jene süddeutsche Residenz überzusiedeln. In dem Bemühen, die Verbindung Fanny's mit Paul zu fördern, vergaß sie ihrer Zusagen, die Verbindung Kahlau's und Malwinens zu ihrem Ziele zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Der Jungfernbund.) In Genf hat eine Gesellschaft, der Jungfernbund genannt, der Regierung eine eigenthümliche Petition eingereicht: „Die Unterzeichneten erfahren mit Bedauern, daß die anklagenswerthe Manie, unverheirathet zu bleiben, unter den jungen Männern von Tag zu Tag mehr um sich greift. Wir sind überzeugt, daß der Zustand eines alten Ledigen seinen Charakter nur verderben und den Geiz erzeugen kann, sowie er durch die Langweile, die er nothwendigerweise mit sich führt und sonst geheime Sünden eine Pest der Gesellschaft ist. Wir bitten den hohen Staatsrath, dem Großen Rathe einen Gesetzentwurf vorzulegen, nach welchem jeder unverheirathete Mann über 25 Jahre, wenn er keine genügende Entschuldigung, körperliche Gebrechlichkeit u. s. w. anführen kann, zur Bezahlung einer Hagestolzen-Steuer angehalten werde. Ist er im 29. Jahre noch nicht verheirathet, so soll er zwei Jahre aus der Republik Genf verbannt werden. Kommt er ohne Frau zurück, oder heirathet er nicht in den ersten sechs Monaten, so möge man ihm dreißig Stockstreiche applizíren und auf diese Weise, von Jahr zu Jahr steigernd, fortfahren."

(Merkwürdiger Traum.) Der Kaiser von Japan träumte mehrere Nächte hindurch immer dasselbe. Gerade um Mitternacht schien es ihm, als zögen drei Mäuse über sein Bett, eine fette, eine magere und eine blinde. Das bekümmerte ihn sehr und er ließ alle Räthe des Staates und alle Gelehrten kommen, um zu erfahren, was das bedeute? Aber Niemand wußte es. Da erinnerte sich einer der Bedienten, daß ein gemeiner Soldat unter der Leibwache sei, welcher verstehe, Träume auszulegen. Der Soldat wurde vor den Kaiser geholt und zur Auslegung des sonderbaren Traumes aufgefordert. Er aber weigerte sich dessen, bis ihm mit kaiserlichem Worte versprochen worden war, daß ihm nichts geschehen dürfe, die Auslegung möge ausfallen, wie sie wolle. Da sagte er: „Die fette Maus bedeutet Euer Majestät Beamten, die magere Maus Euer Majestät Unterthanen, die blinde Maus Euer Majestät selbst." Der Kaiser von Japan wurde hierauf sehr nachdenklich und ließ Alles beim Alten.


Cäcilien-Verein.

Samstag den 30. April 1864

**Großes**

**Vocal- & Instrumental-Concert**

im

**Stadthaus-Saale.**

**PROGRAMM.**

I. Abtheilung.

1) **Jagdouverture** von Méhul.
2) **Lieder** für Tenor, vorgetragen von Herrn P. Hoffmann aus Mannheim.
3) **Hommage à Hændel** für 2 Piano von Moscheles.

II. Abtheilung.

**Die Glocke.** Gedicht von Schiller, für Chor, Soli und Orchester komponirt von Andreas Romberg.

**Anfang 7 Uhr.**



Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Sonntag. 1. Mai 1864.


## Geld!

(Fortsetzung.)

Gotthelf Jonas betrachtete einige Augenblicke gerührt die weinende Hedwig. Dann trat er ihr näher und ergriff ihre Hand.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf," sagte er bewegt, „Henry ist ein biederer Charakter — aber jener ist ein leichtsinniger Mensch."

„Mein Herr," sagte Hedwig ernst und würdevoll, „aus Ihrer Hand habe ich die Wechsel empfangen, die mich brandmarkten; auf Ihre Veranlassung bin ich hierhergekommen, weil Sie mir eine Verständigung mit Henry in Aussicht stellten — trotz der Hilfe, die Sie meinem Vater geleistet, bin ich mißtrauisch geworden . . ."

„Und mit Recht; ich begreife das! Nach dem, was sich heute ereignet, muß ich meinen Plan ändern. Morgen werde ich erfahren, ob Henry der Betrüger oder der Betrogene ist. Wehe ihm, wenn er perfid an Ihnen handelt! O, mein armes Kind, ich leide mit Ihnen, leide noch mehr als Sie! Geld, Geld und immer wieder Geld leitet die Menschen in Allem, was sie thun! Verlieren wir keine Zeit; führen Sie mich zu Ihrem Vater, zu Ihrer Mutter, denn ich bedarf Beider zu dem, was nun geschehen soll."

„Hedwig! Hedwig!" rief Henry, der den Pavillon betrat.

Sie stieß einen Schrei aus und verbarg sich zitternd hinter Jonas, der den jungen Mann erwartungsvoll ansah.

„Ich bin der Betrogene!" rief dieser. „Man greift zu den traurigsten Mitteln, meine Hedwig zu verdächtigen; aber alle werden wirkungslos bleiben."

Hastig erzählte er nun, was ihm Alfred mitgetheilt; er schloß mit der Bemerkung, daß man auch die Treue Hedwig's habe anfechten wollen.

Sie schüttelte schmerzlich das Haupt.

„Hast Du daran geglaubt?" fragte sie.

„Nein; aber ich habe hier gelauscht, um den Plan Alfred's ganz zu durchschauen und darnach handeln zu können. Doch nun, mein Herr, richte ich eine ernste, wichtige Frage an Sie. Ich bin entschlossen, offen aufzutreten und meinem Vater Alles zu bekennen, was er in Bezug auf meine Liebe zu Hedwig wissen muß."

„Gut," antwortete Jonas, „ich bin damit einverstanden; aber lassen Sie den nächsten Tag noch verstreichen. Den Grund dieser Forderung gebe ich Ihnen morgen an, wenn wir uns auf der Börse sehen."

„Sie fordern viel, mein Herr!" rief der aufgeregte Henry.

„Ich weiß es."

„Beantworten Sie also meine Frage, damit wir Ihnen volles Vertrauen schenken können. Wer sind Sie und welches Interesse finden Sie daran, sich vermittelnd in unsere Angelegenheiten zu mischen? Warum eröffnen Sie sich meinem Vater nicht? Warum treten Sie in verschiedenen Gestalten auf?"

„Junger Herr, auch Sie haben Gründe gehabt, meiner Hedwig Ihren Namen und Ihren Stand zu verschweigen, vielleicht deßhalb, weil Sie liebten. Sie sehen mich in einem ähnlichen Falle. Auch ich habe auf Menschen Rücksicht zu nehmen, die mir überaus theuer sind und deren Wohl zu fördern mir Pflicht ist. Ich würde unklug handeln, wollte ich mit Eklat auftreten. Aber Sie sollen wissen, wer ich bin: ich bin das personifizirte Geld, ein Subjekt, das nur die Verhältnisse, nicht die Menschen erwägt, weil es durch die Verhältnisse fast zu Tode gehetzt ist. Was wäre ich ohne Geld? Was wäre Neuberg ohne Geld? Was wäre der Baron von Geyer, wenn er Geld hätte? Was wäre Friedrich Lewes, wenn er noch sein Geld besäße? Mein Herr, zunächst müssen die Verhältnisse geordnet sein, dann kann der Mensch sich zeigen. Bis dahin

bin ich nur ein Begriff, und diesen Begriff fassen Sie in dem einzigen Worte „Geld“ zusammen. Durch Geld hat man Hedwig's Ehre vernichten wollen — das Geld soll sie wieder herstellen. Nun gehen Sie — morgen auf der Börse sehen wir uns wieder!“

Er ergriff Hedwig's Arm und entfernte sich mit ihr, die ihm, wie es schien, unwillkürlich folgte.

Henry wußte nicht, was er von der Philosophie des grauen Mannes denken sollte; er fühlte sich geneigt, ihn für überspannt zu halten. Die Schurkerei Alfred's, deren Grund und Zweck sich nicht verkennen ließen, beschäftigte ihn ausschließlich. Voll Bitterkeit erreichte er bald das Landhaus. Albertine, verletzt über das Ausbleiben des Bräutigams, hatte sich vor einer halben Stunde entfernt. Herr Neuberg war verstimmt; er zog sich zeitig in sein Kabinet zurück. Auch Henry zog sich in sein Zimmer zurück; er faßte den Entschluß, den folgenden Tag verstreichen zu lassen, ohne einen entscheidenden Schritt zu unternehmen.

Gotthelf Jonas führte Hedwig nach der stillen, traurigen Straße. Der kleine Laden war bereits geschlossen, als Beide dort ankamen.

„Nun führen Sie mich,“ sagte Jonas entschlossen.

„Wohin?“

„Zu Ihrem Vater, zu Ihrer Mutter.“

„Diesen Abend noch?“ fragte Hedwig verwundert.

„Der brave Lewes soll mir rathen. Sie wissen, daß ich morgen viel zu thun habe.“

Durch eine Seitenthür führte Hedwig das „personifizirte Geld“ in die kleine, ärmliche Wohnung. Der Krämer saß mit seiner Gattin, ungeduldig der Heimkehr der Tochter harrend, beim Thee.

„Vater, ich bringe Besuch!“

Diese Ankündigung beseitigte die Frage der Eltern nach dem langen Ausbleiben der Tochter.

Lewes erhob sich.

„Wer gibt mir die Ehre?“ fragte er erstaunt, als das Männlein die Schwelle des niederen Zimmers überschritten hatte.

Gotthelf Jonas war unfähig, ein Wort zu sprechen. Er sah die Mutter Hedwig's starr an und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Herr Jesus!“ rief die Frau, „bin ich bei Sinnen? Vater! Vater!“

„Meine Friederike, meine Tochter! Dein Auge hat mich erkannt — ich bin Gotthelf Jonas!“

Frau Lewes flog dem alten Manne an die Brust; sie weinte laut und erdrückte den Greis fast mit ihren Liebkosungen. Des Krämers Züge verriethen zwar Ueberraschung, aber sie blieben streng und ernst. Als ihm Jonas die Hand reichte, sprach Lewes kein Willkommen aus, er sah den Gast mit düstern Blicken an. Hedwig hatte auf Geheiß der Mutter das Stübchen verlassen. Gotthelf Jonas stand seinem Schwiegersohne gegenüber.

„Recht so, Friedrich Lewes,“ sagte er; „einen Mann, der falsche Wechsel gemacht hat, verachtet man, und ich bin jetzt noch ein Wechselfälscher. Mein Name hat unter denen der Schurken an der Börse geprangt — Gotthelf Jonas ist verrufen. Sie haben darunter gelitten, ich weiß es; aber treten Sie nicht scheu zurück, ich kann mich rechtfertigen. Wäre es anders, ich würde Ihre Schwelle nicht betreten haben, trotzdem mich die Liebe zu meiner Tochter antrieb. Da draußen vor Ihrem kleinen Ladenfenster habe ich geweint, habe mich nur mit dem Anschauen der mir theuren Menschen begnügt und bin ihnen zu Hilfe gekommen, als ich ihre Bedrängniß erfuhr. Heute zeige ich mich, denn Friedrich Lewes darf mit seinem Schwiegervater über die Straße gehen, ohne sich zu schämen. Sie werden mir ferner den Vorwurf machen, daß ich meine Tochter in Noth und Elend verlassen habe — darüber werde ich mich später ausführlich rechtfertigen — für jetzt erfahren Sie nur so viel, daß ich heute nicht im Stande wäre, Friedrich Lewes in sein Haus wieder einzuführen, wenn damals die Vatertiebe eine größere Gewalt über mich gehabt hätte, als der Drang, meine Ehre wieder herzustellen.“

Lewes sah den ärmlich gekleideten Mann zweifelnd an; er fühlte sich zu dem Glauben veranlaßt, der Verstand des Alten habe gelitten. Sein Mitleid erwachte; er reichte dem Schwiegervater die Hand und führte ihn zu dem kleinen Sopha, dessen Kissen Friederike zurückgelegt hatte.

„Von Ihnen also kommt die Hilfe in der Noth?“ fragte er nun.

„Friederike, Friedrich, ich habe nur einen geringen Theil von Dem abgetragen, was ich Euch schulde. Morgen, morgen zahle ich den Rest, und dann nehmt mich in den Schooß Euerer Familie auf, daß ich endlich die Ruhe finde, nach der sich mein altes Herz so lange gesehnt hat. Das Leben hat mich weidlich geplagt — ich bin müde, recht müde!“

„Sie werden uns nicht wieder verlassen!“ rief Friederike, die von Neuem der Vater in die Arme schloß.

„Nur für die Zeit noch, die Du in dieser Wohnung zu verbringen hast! An meiner Hand ziehst Du in Dein väterliches Haus ein, über dessen Thür die Firma „Gotthelf Jonas und Friedrich Lewes“ prangen soll. Ich will keine Geschäfte mehr machen; aber mein Name muß an der Börse wieder genannt

werden. Du begreifst wohl, daß dies zur völligen Herstellung meiner Ehre nöthig ist."

Hedwig servirte ein einfaches Abendessen, das die um den Großvater vermehrte Familie heiter einnahm. Nach Tische führte Friederike den Alten in das Schlafgemach.

„Sie müssen Ihre Enkel sehen, Vater!" flüsterte sie.

Da standen fünf Betten. In drei derselben waren je zwei Engelsköpfchen sichtbar, in den beiden anderen zeigten sich erwachsene Mädchen. Alle lagen in süßem Schlummer. Friederike, in deren Zügen mütterliche Seligkeit strahlte, beleuchtete die sanft gerötheten Gesichter der hübschen Kinder und flüsterte leise, ganz leise ihre Namen. Es waren alle Mädchen-Namen. Gotthelf Jonas neigte sich und küßte die blühenden Purpurlippen der Kleinen.

„Meine Enkel! meine Enkel!" murmelte er dabei, „die Kinder meiner lieben Friederike. Nun werde ich sie alle Tage sehen, werde sie auf meinen Knieen schaukeln und für eine glückliche Zukunft sorgen. Geld, Geld ist auch hier der allmächtige Hebel, der diesen unschuldigen Kindern die Bahn durch das Leben eröffnet."

(Schluß folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Im Spätsommer ließ sich Paul nach D. versetzen, wo der Posten eines Attaché bei der Gesandtschaft seines neuen Vaterlandes erledigt war. Er grollte noch immer Malwinen und wollte ihr geflissentlich ausweichen, — ein Vorsatz, dessen Ausführung ihm die Tante sehr erleichterte. Sie reiste sogleich nach D. und richtete ihr Haus neu ein, weil der Beginn der Wintersaison Fanny's Einführung in die Gesellschaft, dieses von dem jungen Mädchen so sehnlich herbeigewünschte Ereigniß, vollziehen ließ. Da traf sie mitten in diesen Vorbereitungen ein Brief Kahlau's, welcher sie an ihr Versprechen erinnerte, daß sie ihm ermöglichen wolle, seine Ferienwoche auf Erlenhof bei seiner Verlobten zu verbringen, was schicklicherweise nur unter den Augen der Mutter geschehen konnte. Nur sehr ungern löste sie ihre Zusage ein und „vergrub sich" mit Fanny einige Wochen aufs Land.

8.

„Nun, meine Liebe, wann gedenkt denn der Legationsrath Kahlau einzutreffen?" fragte Frau v. Tonnewald einige Tage nach der Ankunft auf dem Gute eines Abends Malwinen, welche soeben einen Brief von ihrem Verlobten erhalten hatte, worin er ihr seine Beförderung gemeldet.

„Morgen Nachmittag, meine liebe Mama," entgegnete Malwine ohne jede Spur von Freude über diese Nachricht. „Er dankt Ihnen herzlich für die schnelle Erfüllung seiner Bitte."

„Danke, mein Kind," sagte die Stiefmutter gedankenvoll. „Ich wünschte, Kahlau hätte früher geschrieben, denn es ist unerläßlich, daß wir Deinen Vormund hieher bitten und ihm Deinen Verlobten vorstellen. Er allein hat seine Genehmigung zu dieser Verbindung noch nicht gegeben, und ich klage mich einer groben Fahrlässigkeit an, weil ich seit beinahe neun Monaten ihm die schuldige Mittheilung hierüber nicht gemacht habe. Indessen hast Du höchst wahrscheinlich schon mit ihm darüber gesprochen, mein Kind?"

„Mit nichten, Mama!" erwiederte Malwine. „Herr v. Farneck war den größten Theil des Sommers abwesend, und hat mich seit einem halben Jahre nicht mehr besucht. Doch erfuhr ich jüngst von dem Gerichtsrath Huber, daß ihm das Gerücht von meiner Verlobung zu Ohren gekommen sei und ihn befremdet habe."

„Ich werde mich bei dem ehrgeizigen Oberst bestmöglichst entschuldigen und ihn morgen selbst einladen, einige Tage hier bei uns zu verbringen," bemerkte Frau v. Tonnewald. „Kahlau wird sich ebenfalls alle Mühe geben, sich bei ihm zu insinuiren. Dich aber, mein Kind, bitte ich recht freundlich, sogleich Deinem Vormunde Farneck die Verlobung schriftlich anzuzeigen und Dir seine Einwilligung zu erbitten. Ich werde dann morgen mit Deinem Briefe zu ihm hinüber fahren und mich damit entschuldigen, daß wir seither Deine Verlobung noch nicht offiziell haben bekannt machen wollen. Thu' mir also den Gefallen, meine Liebe, ihm ganz in diesem Sinne und so artig wie möglich zu schreiben."

Malwinen durchrieselte es eisigkalt, und sie beeilte sich, ihre Gemüthsbewegung den Augen der Mutter und Fanny's zu entziehen. Kaum war sie weg, so sagte Frau von Tonnewald zu ihrer Tochter: „Diese Versäumniß einer unerläßlichen Pflicht, welche mir der Oberst Farneck zum Vorwurf machen kann, ist mir sehr unangenehm. Der Mann war mir niemals sehr gewogen, und wird nun den Argwohn hegen, diese Heirath sei mein Werk, mittelbar oder unmittelbar, um Malwine aus dem Hause zu schaffen. Ich fand es von jeher unbegreiflich und unklug von Deinem seligen Vater, mein Kind, daß er Malwinens Vermögen unter eine andere Verwaltung stellte als das Deinige

Digitized by Google

und das des Eugens. Es wäre doch einfacher und klüger gewesen, das gesammte Vermögen beisammen zu lassen und Malwinens Antheil bei ihrer Mündigwerdung auszuscheiden. Wenn Herr v. Farneck entfernt ahnte, daß diese Verbindung ein Lieblingsgedanke von mir war, so wäre er im Stande, seine Einwilligung dazu zu versagen, welche nach dem Testament Deines seligen Vaters unumgänglich nöthig ist."

„In diesem Falle kann ich Dir eine Mittheilung machen, liebe Mama, welche Du vielleicht mit Erfolg gegen ihn benützen kannst," sagte Fanny. „Clara Geldern gab mir gestern einen Wink, daß man in der Gegend allerlei Gerüchte über die Vermögensverhältnisse von Oberst Farneck vernehme, — daß er in gewagte große Spekulationen verwickelt sei ꝛc., und daß er bedeutende Verluste an der Börse erlitten habe. Einige Andeutungen von Dir, liebe Mama, werden seinen etwaigen Widerstand gewiß entkräften."

Frau v. Tonnewald erblaßte unwillkürlich über dieser Andeutung, die sie eigenthümlich berührte. „Wiederhole solche alberne Gerüchte nicht, die nur müßige, kleinstädtische Klatschereien sind!" sagte sie etwas betreten. „Farneck war niemals reich, und da er gerne spielt und manche kostspielige Liebhaberei hat, so mag er zeitweilig sich in bedrängten Umständen befinden. Aber er ist ein Mann von Ehre und die Pupillenbehörde hat ja seine Verwaltung von Malwinens Vermögen zu kontroliren. Hüte Dich ja, mein liebes Kind, vor Kahlau einen solchen Wink fallen zu lassen; er wäre im Stande, Recherchen anzustellen, die ..."

„Wie, Mama! fürchtest Du denn für Malwinens Vermögen?" rief Fanny erschrocken.

„Nein, nicht im Geringsten!" sagte Frau v. Tonnewald rasch, aber doch mit sichtlicher Unruhe. „Es steht ja unter gesetzlicher Aufsicht. Allein Kahlau legt sicher auf das Vermögen seiner Verlobten ein großes Gewicht, und könnte leicht bei einigem Zweifel in dieser Richtung Schritte thun ... Jedenfalls laß Dir morgen bei unserem Besuch auf Schloß Farneck nicht das Mindeste merken!" —

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Die „Eisernte" in Nordamerika ist trotz des durchschnittlich gelinden Wetters so reich ausgefallen, daß im Laufe des nächsten Sommers schwerlich ein Mangel an diesem fast unentbehrlichen Artikel zu fürchten ist. Vom Rockland-See wurden allein 100,000 Tons ausgeführt, andere Seen und Teiche des Staates New-York, sowie der New-England-Staaten waren ebenso ergiebig und die Qualität des Eises ist überdies noch eine sehr gute. Der Eisvorrath reicht nicht allein aus, das ganze Land einschließlich der Armee hinlänglich zu versorgen, sondern es werden auch große Quanta für Export übrig bleiben. Im Jahre 1859 war der Export von Eis aus den nördlichen Häfen nach verschiedenen Theilen der Erde auf ungefähr 600 Schiffsladungen im Gesammtbetrag von 250,000 Tons gestiegen. Seit dem Ausbruch des Krieges hat dieser Handel bedeutend gelitten. Der Ertrag eines Sees an Eis ist bedeutend werthvoller, als der des fruchtbarsten Landes von gleichem Flächeninhalt, und man nimmt an, daß dieses Jahr der Acker gefrorenes Wasser eingeheimst und aufbewahrt 500 Doll. aufbringt. Im Jahre 1860 waren 10,000 Personen im Eishandel beschäftigt und ein Kapital von 6,000,000 Doll. darin angelegt, und man darf mit Sicherheit annehmen, daß in der letzten Saison mindestens 15,000 Personen und 9 Millionen Doll. in diesem Handel beschäftigt waren.

Ein originelles Werk, das nicht mehr und nicht weniger bezweckt und erreicht, als die streng wissenschaftliche Behandlung der Bekleidungskunst, ist in Dresden unter dem Titel: „Anthropo-Trigonometrie von Adolf Müller, Direktor der europäischen Modenakademie", erschienen. Das Buch erfährt in der Fachpresse die glänzendste Beurtheilung und wird sogar von den gewaltigen Tyrannen der Mode, von den Pariser Schneidern, in ihren Modejournalen besungen. So sagt der Pariser Progrès: „Herr Adolf Müller von Dresden hat durch seinen unermüdlichen Eifer das Wohl und die Einheit der ganzen Genossenschaft gefördert. Seine Methode ist ebenso tiefdurchdacht als praktisch. Ihre Resultate werden den Ausgangspunkt zur universalen Einheit des Schnitts abgeben" ꝛc.

## Zweisilbiges Räthsel.

Die erste kommet, wenn die zweite geht,
Die zweite nimmt an, daß die erste geht,
Das Ganze ist, als zweite nur genommen,
Beim Kaufmann hundertweise zu bekommen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 51. Dienstag, 3. Mai 1864.


## Geld!

(Schluß.)

Es war spät, als Gotthelf Jonas Abschied nahm.

„Mein Sohn," sagte er zu dem Krämer, „es ist nöthig, damit Sie weitere Aufklärungen erhalten, daß Sie mich auf den Wegen begleiten, die ich behufs des Arrangements meiner Angelegenheiten machen muß. Ich erwarte Sie morgen früh neun Uhr in meiner Wohnung Hotel de Russie Nr. 5. Werden Sie kommen?"

„Ich komme!"

Gotthelf Jonas umarmte seine Tochter, reichte dem Schwiegersohne die Hand und ging.

Hedwig begleitete ihn bis zur Thür.

„Großvater," flüsterte sie, „wenn der Banquier mich anklagte!"

„Sei ohne Sorgen, mein Kind; wir werden die Wechsel zurückfordern und die Echtheit derselben darthun. Henry Neuberg — zittere nicht, Hedwig — wird sich um Deine Hand bewerben, denn ich weiß, daß er Dich liebt. Und nun gute Nacht! Vertraue Deinem Großvater!"

Die Thür ward geschlossen. Gotthelf Jonas ging langsam durch die stille, dunkle Straße. Da hörte er Schritte, die ihm folgten. Gleich darauf tauchte die Gestalt eines Mannes aus der Dunkelheit auf. Der Alte, er mochte wohl mißtrauisch sein, blieb stehen und drückte den Rücken an die Mauer eines Hauses, als ob er ehrerbietig den Mann vorüberlassen wollte. Aber dieser blieb vor ihm stehen.

„Herr Gotthelf Jonas?" fragte eine ihm bekannte Stimme.

„Ich bin es, Herr Alfred von Geyer."

„Sie irren sich in der Person . . ."

„Gleichviel, was wollen Sie?"

Eine kräftige Faust griff dem Alten nach der Kehle. Dieser hatte sich jedoch auf einen Angriff vorgesehen; er schwang seinen Stock mit dem schweren Metallknopfe dergestalt auf das Haupt des Angreifers, daß dieser zurücktaumelte und stöhnend auf das Straßenpflaster fiel.

„So vertheidigt man sich in Amerika!"

Gotthelf Jonas beeilte sich, die lebhafte Straße und sein Hotel zu erreichen. Alfred von Geyer erhob sich nach zehn Minuten und taumelte wie ein Trunkener weiter. Diese Scene war unbemerkt geblieben, da sich Niemand in der abgelegenen Straße befand.

Als Friedrich Lewek am nächsten Morgen das bezeichnete Zimmer des Hotels betrat, fand er den alten Jonas in eleganter Toilette. Nach einem kurzen freundlichen Gespräche forderte der Greis, der heute so rüstig und beweglich wie ein Mann in seinen besten Jahren, seinen Schwiegersohn auf, ihn zu begleiten. Ein Wagen brachte Beide nach dem Hause des Barons. Der Neger besorgte die Anmeldung. Es mochte wohl Furcht sein, die den Baron veranlaßte, den Besuch sogleich zu empfangen.

„Mein Herr," begann der kleine Mann, „ich habe eine längere, als die festgesetzte Frist verstreichen lassen, weil ich glaubte, daß Sie zu der Erkenntniß kommen würden, der Schuldschein, den ich von Ihnen besitze, sei nicht falsch wie gewisse Wechsel. In Gegenwart meines Schwiegersohns, des Gatten meiner Friederike, fordere ich Sie auf, Ihre Quittung über 50,000 Thaler anzuerkennen."

„Die Schuld, Herr Jonas, ist verjährt . . ."

„Ah, auch das noch!"

„Wenn ich den Vortheil eines Arrangements darausziehe . . ."

„So kann Sie, nach Ihrer Meinung, Niemand anfechten. Sie haben allerdings das Verjährungsgesetz für sich und ich würde mit meiner Klage abgewiesen werden. Auf diesen Fall habe ich mich vorgesehen. Herr Baron, die Bestimmung des Arrangements ist an mir, trotz des Verjährungs-

geſetzes. Sie haben mit dem von mir erhaltenen Darlehen mein Haus gekauft — ich nehme das Grundſtück zurück und Sie empfangen dagegen Ihren Schuldſchein. Wenn Sie nun bedenken, daß Sie ſo lange Zeit frei gewohnt und das bedeutende Kapital nicht verzinst haben, ſo werden Sie meine Großmuth preiſen müſſen. Nehmen wir nun an, Sie wollen auf dieſes friedliche Arrangement nicht eingehen . . .“

„Was werden Sie thun?“ fragte geſpannt der Baron.

„So werde ich einen Mann ſtellen, mit deſſen Hilfe der Baron von Geyer mein Arbeitspult erbrochen und die Wechſel, die ich auszugeben mich ſcheute, geſtohlen hat.“

„Herr Jonas!“

„Herr Baron, der alte Gebhardt lebt noch! Sie müſſen es wiſſen, denn Sie zahlen ihm eine kärgliche Penſion für den Schurkendienſt, den er Ihnen geleiſtet hat. Der alte Mann fühlt Gewiſſensbiſſe, er iſt bereit, als Zeuge aufzutreten, um nicht ſchuldbeladen in die Grube zu fahren. Ich fürchte die Oeffentlichkeit nicht — die Welt mag erfahren, daß ich eine ſchwache Stunde gehabt; ſie wird aber auch erfahren, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Die Zeit drängt: Gebhardt kann über Nacht ſterben — weigern Sie ſich, dieſe Ceſſions-Urkunde zu unterzeichnen, ſo habe ich eine Kommiſſion vor dem Kriminalgerichte und laſſe Gebhardt zu Protokoll vernehmen. Was weiter erfolgt, können Sie ermeſſen.“

Gotthelf Jonas breitete ein Papier auf dem Tiſche aus, das er aus ſeinem ſchwarzen Portefeuille geholt hatte.

Der Edelmann war, wie vernichtet, auf einen Stuhl geſunken.

„Vater, Vater,“ flüſterte Lewes, „Verzeihung, daß ich Sie verkannt habe!“

„Sie konnten mich nicht anders beurtheilen, mein Sohn! Und doch haben Sie meine Friederike zur Gattin genommen, die Tochter eines Wechſelfälſchers, eines böswilligen Falliten . . .“

Der arme Krämer konnte ſeine Bewegung nicht bemeiſtern; er ſchloß den kleinen Alten gerührt in ſeine Arme.

„Wie ſteht's, Herr Baron?“ fragte Jonas nach einer Pauſe.

Der Angeredete ergriff mit bebender Hand das Dokument, um es zu leſen.

„Ich ſoll ſogleich das Haus räumen?“ ſtammelte er.

„Es iſt beſſer, Sie räumen freiwillig, als daß Sie gezwungen mit Ihrem hoffnungsvollen Sohne, der mich geſtern Abend in einer abgelegenen Straße erwürgen wollte, in das Kriminalgefängniß wandern.“

„Ich werde meinen Sohn rufen!“ murmelte der Baron, indem er ſich erhob.

„Nicht von der Stelle! Unterzeichnen Sie nicht, ſo gehen wir.“

Der Baron kämpfte noch einige Augenblicke; er mochte das Gefährliche ſeiner Lage begreifen.“

„Herr Jonas,“ ſtammelte er mit ſchwerer Zunge, „werden Sie dieſen Kontrakt ſtets als einen freiwilligen bezeichnen?“

„Sie leſen ja, daß ich das Haus gegen eine Summe von 50,000 Thalern in Empfang nehme. Hypothekſchulden haften nicht darauf, ich habe Erkundigungen einziehen laſſen.“

Noch einmal ging der Baron durch das Zimmer; dann trat er zu dem Tiſche, ergriff die Feder und unterzeichnete. Während Lewes als Zeuge ſeinen Namen unter das Dokument ſetzte, überreichte Jonas dem Baron den Schuldſchein.

„Ihr Siegel fehlt noch,“ bemerkte er dabei.

Der Neger mußte eine brennende Kerze bringen. Der Baron hatte kaum dem Papiere das Siegel aufgedrückt, als er zu Boden fiel. Ein Schlaganfall, die Folge der heftigen Gemüthsbewegung, hatte den ſtarken Mann getroffen. Man brachte ihn auf die Ottomane und ſchickte nach Aerzten. Der Kranke blieb unter der Obhut ſeiner erſchreckten Tochter zurück.

Jonas und Lewes fuhren zu dem Banquier Neuberg, der die Gäſte in ſeinem Kabinete empfing.

„Mein Herr,“ ſagte der Banquier ſtreng, „Peter Oſtermann iſt bankerott!“

„Ich weiß es; ich habe es ſchon gewußt, als ich das erſte Mal Ihnen meinen Beſuch abſtattete,“ antwortete Jonas lächelnd.

„In dieſem Falle haben Sie nicht ehrlich gehandelt!“

„Und dennoch, Herr Neuberg. Peter Oſtermann hat Ihnen die Zahlung gutgeſchrieben, die Sie an mich gemacht haben. Hier iſt eine Anweiſung auf die engliſche Bank, in welcher unſer gemeinſchaftlicher Geſchäftsfreund Oſtermann ſein aus dem Sturme gerettetes Vermögen deponirt hat. Erlaſſen Sie mir die Erklärung dieſes Börſenmanövers, das bei den amerikaniſchen Zuſtänden ein ſehr natürliches iſt. Ich wußte, daß es ſo kommen würde; aber da ich meines Geldes nothwendig bedurfte, wollte ich die durch das Falliſſement Oſtermann's entſtehende Weigerung vermeiden. Das Verfahren unſeres amerikaniſchen Freundes kann uns nicht kümmern, es iſt amerikaniſch.“

„Ich habe den Mann für meinen Freund gehalten.“

„Und er hat ſeine Freundſchaft auch bewieſen.“

Dem Banquier fiel ein Schleier von den Augen.

„Ich komme jetzt zu der Dankbarkeit, die Gotthelf Jonas bethätigt hat,“ fuhr der kleine Mann

fort. „Sie wollten Ihren Sohn mit der Tochter des Barons von Geyer verbinden, weil Sie von dem Baron Hilfe für Ihr schwankendes Geschäft erwarteten — der Baron besitzt nichts, er hoffte im Gegentheil auf Nutzen von Ihnen. Es war dies ein mißliches Projekt wie so manches andere, das Sie im Drange der Noth entworfen haben. Nun schlägt Ihnen der alte Jonas, der seine Ehre gerettet und seine Schulden bezahlt hat, eine vortheilhafte Partie vor, die auch Ihr Henry nicht zurückweisen wird — Hedwig Lewes, meine Enkelin, bringt Ihrem Gatten die Summe, die Sie mir einst ausgezahlt haben."

„Wie?" rief Neuberg auffahrend.

„Sie haben in der letzten Zeit so glücklich spekulirt, daß es Ihnen möglich war, der allgemeinen Krisis zu entgehen. Und wem verdanken Sie dies? Ostermann's Rathschlägen, der die Wirkung seines Bankerotts auf die verschiedenen Geschäftszweige ermessen konnte. Diese Rathschläge hat Ihr Sohn Henry durch mich empfangen. Mit Ihrem Kredite sind enorme Geschäfte gemacht durch keinen Anderen als Peter Ostermann."

Nun folgten Erklärungen. Henry ward gerufen — er bestätigte die Angaben Jonas und bat den Vater, Hedwig als Tochter aufzunehmen, nicht nur, um sie für die erlittene Kränkung zu entschädigen, sondern vorzüglich deßhalb, weil er sie liebe. Neuberg, gerührt von der Opferwilligkeit seines Sohnes, als es sich um die Rettung der Firma handelte, versprach die Angelegenheit in Ueberlegung zu ziehen. Denselben Tag erlag noch der Baron seinem Schlaganfalle. Fast um dieselbe Stunde starb auch der alte Gebhardt, nachdem er seinem Arzte den Diebstahl entdeckt, den er einst an seinem Herrn begangen hatte.

Neuberg und Jonas hatten drei Tage später eine lange Unterredung gehabt. Das Resultat derselben war, daß denselben Sommer noch die Firma „Friedrich Lewes und Gotthelf Jonas" über der Thür des Hauses prangte, das die Familie des Barons umsonst zu reklamiren gesucht. Henry, der seine Hedwig heimgeführt, ward der Kompagnon seines Vaters, der nun die Firma „Daniel Neuberg und Sohn" führte. So oft Jonas aus dem Hause trat, betrachtete er seine Firma und dachte: „Mein Name ist wieder ehrlich geworden, und wodurch? Durch Geld! Es ist traurig, aber es ist so: das Geld verleiht die größte Macht auf dieser Erde. Sonst mußte ich mich verbergen, heute grüßen mich die Leute ehrerbietig, obgleich ich noch derselbe bin — aber ich habe Geld, Geld, Geld!"

# Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Oberst Farneck war ein alter Freund und Kamerad des verstorbenen Majors v. Tonnewald gewesen und in der Nähe von Erlenhof begütert, daher auch von dem Verewigten zum Vormund und Vermögensverwalter Malwinens ausersehen worden, während Fanny und Eugen unter der Verwaltung ihrer Mutter und des Herrn v. Schellwitz standen. Diese Verfügung schien sehr verständig und weise zu sein, und für die älteste Tochter des Verstorbenen doppelte Sicherheit zu gewähren, denn der Oberst galt nicht nur für einen höchst zuverlässigen und ehrenhaften, sondern auch für einen sehr umsichtigen, schlauen und geschäftsgewandten Mann, der trotz seines geringen Vermögens durch glückliche Unternehmungen verschiedener Art sich immer eine sehr schöne Rente sicherte. Jede neue Aktienunternehmung gelang, stand unter ihren Gründern auch Farneck's Name zu lesen, welcher durch seine landständische und sonstige gemeinnützige Wirksamkeit ein förmlicher öffentlicher Charakter war. Daß er Frau v. Tonnewald nicht liebte und ihren Gatten schon bei Veranlassung ihrer Verlobung vergebens vor einer Verbindung mit ihr gewarnt hatte, war thatsächlich, wie sein noch immer andauerndes Mißtrauen in sie, welches Malwinens Stiefmutter gerade abgehalten haben mochte, ihn seither mit dem Heirathsprojekt seiner Mündel bekannt zu machen. Die Befürchtung wegen der Art und Weise, wie er nun ein solches Ereigniß aufnehmen werde, das ihm erst nur als Gerücht von Landfremden mitgetheilt worden, war daher einigermaßen gerechtfertigt.

Am andern Morgen übergab Malwine ihrer Stiefmutter den Brief an den Vormund. Die Abfassung desselben hatte sie große Mühe und Ueberwindung gekostet, und mit Beben sah sie der weiteren Entwickelung ihres Schicksals entgegen, da dieser Tag für sie durch die Ankunft des Verlobten wie des Vormundes erst recht ereignißschwer werden mußte.

„Ich lasse Dich hier, meine Liebe, damit Du Herrn Kahlau empfangen kannst, falls er während unserer Abwesenheit eintreffen sollte," sagte Frau v. Tonnewald zu Malwine, als sie mit Fanny wegfuhr. „Verlasse Dich jedoch darauf, daß wir so rasch wie möglich zurück sein werden!"

9.

Der kurze Septembertag, so mild und freundlich er auch war, schien doch nur mit bleiernen Schwingen an Malwinen vorüberzuziehen. Eine unerklärliche

Unruhe, eine aufregende, bange Hast trieb sie unstät umher und ließ sie weder an ihren Büchern und ihrem Flügel Unterhaltung, noch auf einsamen Spaziergängen Ruhe finden. Vielmehr beschwor die Einsamkeit neue Gedanken und Erinnerungen in ihr herauf, welche sie bald als frevelhaft für immer verbannen mußte. Jene trügerischen Affekte gekränkter Eigenliebe und beleidigten Stolzes waren längst verklungen; sie sah nun offen das Thörichte ihres Betragens ein; aber was inzwischen geschehen, war so gut wie unwiderruflich, und sie fühlte, daß ihr nun, nachdem Alles so weit gediehen sei, nichts mehr übrig bleibe, als mit ihrem eigenen Herzen zu ringen und zu kämpfen, damit ihre Gefühte auf der rechten Bahn blieben und sie ihren Pflichten treu und vollständig genügen und darin ihren Frieden finden könnte.

So weit war sie in ihrer Resignation gekommen, als man ihr gegen Abend die Ankunft des Legationsraths Kahlau meldete, noch ehe ihre Mutter und Fanny zurück waren. Mit einem tiefen Seufzer und einem leisen Stoßgebete um Kraft und Fassung verließ sie den Garten und kehrte nach dem Schloß zurück. Das stille, friedliche Lächeln und der sanfte Ton, mit welchem sie ihren Zukünftigen bewillkommte, befriedigte den stolzen Kahlau mehr, als es vielleicht eine lebhaftere Darlegung von Gefühten gethan haben würde. Er bemerkte, daß sie bleich, verstört und etwas abgehärmt war, und er hatte Takt genug, sich aller und jeder Anspielungen zu enthalten, welche sie aufregen oder verlegen machen konnten. Er brachte ihr die freundlichsten Grüße von den Seinigen und deutete an, daß vielleicht seine Mutter und eine seiner Schwestern in den nächsten Tagen anläßlich einer kleinen Reise für einige Stunden hier vorsprechen würden; dann aber ging er sogleich auf ihr eigenes einsames Leben auf dem Rittergute ein und bat sie, ihm den Schloßgarten und ihre Blumen zu zeigen. Er war nicht mehr so freigebig mit Liebkosungen und Schmeichelworten, begegnete ihr vielmehr mit der Zärtlichkeit und dem Wohlwollen eines Bruders; er nahm so einen Theil ihrer Angst von ihr und machte sie zutraulicher. Sie zeigte ihm ohne Prüderie den kleinen Park und ihre Lieblingsplätzchen in demselben, und ging auf ein harmloses Geplauder mit dem Verlobten ein, welches mancherlei von ihrer eigenen Lage näher berührte. Einmal gedachte sie auch, eine seiner Fragen beantwortend, ihres Vormunds, und der Legationsrath fragte: „Ist Ihr Vormund, meine theure Malwine, identisch mit jenem pensionirten Obersten Farneck auf Gut Farneck bei M., welcher seit einigen Monaten von hier abwesend und der Gegenstand so vieler Gerüchte ist?“

„Ganz derselbe, — aber was für Gerüchte knüpfen sich denn an ihn?“ fragte Malwine aufmerksam.

„Er soll in zerrütteten Vermögensumständen sich befinden und seit einigen Tagen abwesend sein.“

(Fortsetzung folgt.)

## Landwirthschaftliches.

(Die Kirschpflaume als Zaun.) Unter allen Gehölzen zu Zäunen muß ich die türkische Kirsche oder Kirschpflaume rühmen. In Sandboden sehr gut wachsend, macht sie nicht allein eine schnelle, sondern auch eine dichte Hecke. Die meinige, auf einem Berge gelegen, wurde vor 4 Jahren gepflanzt und ist bereits 4 Fuß hoch und 2 Fuß breit, dabei so dicht, daß keine Katze durchkommen kann. Durch den Schnitt liefert sie alljährlich vieles und gutes Holz, das den Arbeitslohn bezahlt. Bis jetzt sind nur wenige Früchte im Innern erwachsen, ich glaube aber, daß die Fruchtbarkeit bedeutend zunehmen wird. Das Angenehmste dieser Zäune ist, daß sie am frühesten grün werden, jetzt (1. März) leuchtet der meinige schon hell entgegen. Der größte Nutzen besteht in den Ausläufern, Ablegern und Setzlingen, welche für Baumschulen einen raschen Absatz finden. Im Spätherbste habe ich von meinem 60 Fuß langen Zaune 300 Stück Pflanzen um 6 fl. verkauft. (Pomona.)

(Garten-Wege lange vom Grase rein zu halten.) Man nimmt nach Größe des Bedarfs 50—60 Maß Wasser, 20 Pfund ungelöschten Kalk und 2 Pfund Schwefel, siedet Alles in einem Kessel und gießt dann die daraus entstandene Lauge auf die Gartenwege, wo mehrere Jahre kein Gras mehr hervorsprossen wird.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 53:

Nachtlicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Freitag, 6. Mai 1864.


## Romeo und Julia.

### I.

#### Ein verhängnißvolles Zusammentreffen.

Es war in den ersten Tagen des März. Der Abend war früher als gewöhnlich hereingebrochen, da der Himmel, grau und schwer niederhangend, einen baldigen Regen verhieß. Es fielen auch in der That schon hie und da einzelne, kleine Tropfen, und die wenigen Wanderer, welche die Straßen der kleinen Residenz belebten, suchten um so eiliger unter Dach zu kommen, als ein rauher Wind, der ungestüm durch's kahle Geäste der Alleen und Gärten strich, den Aufenthalt im Freien noch unwirthlicher machte. Dieser Ansicht schienen die meisten Bewohner der alterthümlichen Steinhäuser zu sein, welche den Marktplatz wie greise Wächter umgaben. Ueberall erleuchteten sich die Fenster, beinahe gleichzeitig mit den Gaslaternen an den Straßenecken, welche von flinken Männern in Blousen bedient wurden, die mit glimmender Cigarre und brennender Lampe emsig hin und her rannten. Die Flammen in den Laternen flackerten ungeduldig in ihren gläsernen Kerkern und schienen sich über ihre glücklicheren Gefährten zu ärgern, die in den Gewölben der Spezereihänder und in den Magazinen der Modisten eine behagliche Helle erzeugten. Die Inhaber dieser Lokale traten von Zeit zu Zeit an die dunstigen Fenster, um einen flüchtigen Blick auf die öde Straße zu werfen und zogen sich dann, mit ihrer Lage vollkommen ausgesöhnt, fröstelnd in die warmen Winkel hinter Ladentisch und Schreibepult zurück. Draußen ward es immer unwirthlicher. Der Wind, welcher die Wolken im Zaume hielt, hatte sich gelegt und es regnete still und eintönig vor sich hin. Das Straßenpflaster glänzte im Widerschein der Gasflammen, die Dachrinnen sprudelten und plätscherten und die Pferde der Kutsche, welche eben um die Straßenecke bog, stießen ihren Athem in dichten Dampfwolken aus.

In dem nämlichen Augenblicke, als dieser Wagen rasch und mit hellen Lampen um die Ecke rollte, traf ein Reiter, der in vollem Galopp die Straße herunterkam, mit demselben zusammen. Der Anprall geschah so plötzlich, daß das Pferd des Reiters, ein feuriger Araberhengst, scheu ward, sich bäumte und seinen Herrn, der sich vergebens zu halten suchte, unsanft abwarf. Dadurch geriethen auch die Wagenpferde in Aufruhr, und während sie der Kutscher zu bändigen suchte, sprang ein schön gewachsener Mann in Reisekleidern aus dem Wagen, um dem am Boden Liegenden beizustehen. Dieser, eine kleine, verwachsene Gestalt, hatte sich indessen aufgerafft und rieb sich mit einer leis hingemurmelten Verwünschung die Seite. Kaum aber hatte er den Fremden, der sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigte, erkannt, als sein ohnehin häßliches und zorniges Gesicht einen wahrhaft entsetzlichen Ausdruck des Hasses und der Rachsucht annahm. Mit beiden Händen fuhr er an der hohen Gestalt seines Gegners empor, und während er seine Finger wie eiserne Klammern in die Arme des Erschrockenen schlug, flüsterte er ihm mit einer scharfen, wuthzitternden Stimme zu:

„Ich hoffe, Du erkennst mich, Schurke! Mein Name ist Baron v. Eckholz, der arme, betrogene Freund, dem die Schlangen, die er aufzog, den Busen zerstachen. Schurke, dreimal verfluchter Schurke! wo hast Du das buhlerische Weib, das ich einstens Braut nannte, die Du, Du mir gestohlen hast? Ja geraubt, geraubt und gestohlen auf die allerschändlichste Weise!“ fuhr der kleine Mann mit gellender Stimme fort, als ihn der Andere zu beschwichtigen suchte. „Ah, diese That wird mit Deinen anderen so lange zum Himmel schreien, bis Dein verdammtes Blut sie gesühnt hat.“ Die Stimme des Armen verlor sich in ein dumpfes Schluchzen,

wobei er vor Aufregung auf's Heftigste zitterte. „Hören Sie mich nur eine Minute an," sagte der Andere und versuchte seine Arme frei zu machen, „was ich Ihnen mittheilen will, wird mich, muß mich rechtfertigen."

„Ich will Nichts hören," unterbrach ihn der Kleine heftig. „Genugthuung sollst Du mir geben, und das auf der Stelle; in Deinen Wagen steigst Du, in mein geschändetes Haus will ich Dich zwingen, dort sollst Du mir Rede stehen, die Pistole in der Hand! Einer von uns Beiden soll den morgenden Tag nicht mehr sehen, das schwöre ich Dir!"

Der hastig und leidenschaftlich geführte Wortwechsel der beiden Männer zog mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich; Einer gesellte sich zum Andern, staunend, fragend, achselzuckend.

„Hören Sie mich," flüsterte der fremde Mann dem kleinen Baron mit leiser, aber eindringlicher Stimme zu, „wozu nützt es, einen Straßenskandal zu machen? Steigen Sie in meinen Wagen, fahren Sie mit mir an einen geeigneten Ort und ich werde mich zu rechtfertigen suchen. Bei Gott, ich kam her, um Dich wiederzusehen, Eckholz, um Dich zu versöhnen. Wenn die Liebe zu dem Weibe, das Du nie hättest glücklich machen können, meine Sünde ist, so ist sie doppelt, ja zehnfach gesühnt, Eckholz, denn sie ist todt. Der unglückselige Gegenstand unserer Zwietracht ist hinweggeräumt!"

„Schauspielerkünste, Schauspielerkniffe! O, ich kenne sie nur zu wohl," lachte der Andere bitter. „Nein, Schurke, Du sollst mir nicht entgehen. Willst Du Dich schlagen?"

„Nein," sagte der Fremde mit fester Stimme, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Dann muß ich Dich mit Ohrfeigen zwingen, Du Hundeseele," versetzte der Kleine mit bebender Stimme und schlug seinem Gegner blitzschnell einmal, zweimal ins Gesicht.

Da aber richtete sich der Geschlagene mit funkelnden Augen hoch empor. Sein edles Gesicht war leichenblaß, als er seinen schäumenden Feind fest an sich preßte und ihm mit nachdrücklichem Tone ins Ohr raunte: „Dieser Schlag, Eckholz, hat mich für immer von Dir geschieden. Ich sehe, daß Du nicht einmal des Mitleids, geschweige denn der Freundschaft, die ich für Dich hatte, werth bist. Für diese Ohrfeige wirst Du mir morgen Abend nach dem Theater Genugthuung geben. Versteh' mich wohl: morgen Abend nach dem Theater bist Du auf Pistolen von mir gefordert."

Damit ließ er den kleinen Baron los und stieg wieder in seinen Wagen, nachdem er dem Kutscher befohlen hatte, vor einen nah gelegenen Gasthof zu fahren. Der Baron blickte dem Wagen mit einem haßerfüllten Blick nach, schlug mit der Reitpeitsche in einen Haufen gaffender Straßenjungen und bestieg sein noch immer zitterndes Pferd, welches ein Metzgergeselle aufgefangen hatte und ihm zuführte. Ohne ein Wort des Danks riß er dem Burschen die Zügel aus der Hand und sprengte davon, oft grimmig auflachend, oft mit grausamen Spornstichen das Pferd zu gefährlichen, tollkühnen Sätzen zwingend. In einer einsamen Allee, welche die öderen Stadttheile mit einem kleinen Park verband, ritt er langsamer und langsamer, je näher er einem Licht rückte, das einsam durch die entblätterten Gebüsche schimmerte. „Also endlich wiedergekommen," murmelte er vor sich hin, „endlich darf ich an dem Zerstörer meines Lebensglückes Rache nehmen, endlich!" Darauf ritt er, in düstere Gedanken versunken, eine Zeitlang stumm vor sich hin. Ein rauher Windstoß schüttelte Tropfen und dürres Laub von den klappernden Aesten und machte das Pferd schaudern. „Gerade so wüst ist mein Leben," flüsterte der Mann, „öd, rauh, winterlich. Wie glücklich, o wie so sehr glücklich hätte ich an ihrer Seite leben können, keinen Winter hätte ich zu fürchten gehabt, auch den allerödesten nicht. Meine Liebe wäre eine Sonne gewesen, um den glücklichsten Tag zu erwärmen, wie meine Rache ein blutiger Mord ist für eine lange dunkle Nacht. Aber sie ist süß die Rache," fuhr er grimmig knirschend fort, „fast so süß wie die Liebe; o es ist gar schön, wenn man einen Elenden nach jahrelangem Ausharren endlich fassen und ihm sagen darf, so deutlich, daß er verstummen muß: Dies ist Dein Verbrechen, so und so hast Du an einem Freunde gehandelt, der Dir rückhaltlos vertraute, so hast Du das Gastrecht geschändet, Schwüre gebrochen, Vertrauen getäuscht, so hast Du die Würde der Ehre entheiligt, aber dies ist Deine wohlverdiente Strafe."

Der einsame Mann stieß seinem Pferde die Fersen heftig in die Weichen und das Thier, der ungewohnten Behandlung überdrüssig, brach wild durch's Gesträuch und rannte einem großen Gebäude zu, welches mit wenigen erhellten Fenstern massig aus dem Dunkel stieg. Dort hielt es zitternd vor einer mächtigen Treppe, die aus geborstenen und schadhaften Quadern zusammengefügt war. Der Reiter schwang sich aus dem Sattel und warf die Zügel einem kleinen buckeligen Menschen zu, der das Pferd sogleich in den Stall führte.

(Fortsetzung folgt.)

# Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

„Unmöglich," erwiederte Malwine; „noch vor drei Tagen sah ich ihn dort über die Brücke reiten, und Mama und Fanny sind heute bei ihm zum Besuch und bringen ihn hoffentlich hierher, wo Sie sich dann selbst vom Ungrund dieser Gerüchte überzeugen können," setzte sie unbefangen hinzu, ohne jedoch sich einen prüfenden festen Blick in Philiberts Angesicht versagen zu können. „Woher haben Sie denn diese leichtfertige Kunde?"

„Ich schäme mich eigentlich, meine Quelle zu nennen, meine Theure," entgegnete Kahlau sichtlich heiterer. „Ich hörte im Eisenbahnwaggon auf der Herreise zwei Herren mit einander über diesen Baron oder Oberst Farneck sich unterhalten, aber mit jener Behutsamkeit, welche entweder verhängnißvoll bedeutsam oder ganz nichtssagend ist."

„Glauben Sie an das letztere," bemerkte Malwine. „Und sieh, da fährt der Wagen der Mama auf die Brücke zu; lassen Sie uns ihr entgegen gehen, um die Ankömmlinge zu begrüßen."

An seinem Arm trat sie eben auf die Freitreppe des Herrenhauses, als der Wagen anlangte, aber nur die beiden Damen brachte. Frau v. Tonnewald erschien ungewöhnlich ernst und mochte sich einigen Zwang anthun, um ihren künftigen Schwiegersohn recht herzlich zu begrüßen. Ihr Ernst war aber auch Kahlau's Scharfblick nicht entgangen, und wider Willen verfiel nun auch er in eine gewisse Unruhe und Zerstreutheit, die sich nicht hinwegtäuschen ließ und auch am Ende Malwinen ansteckte. Die Mahlzeit wurde ziemlich ungesellig nur mit Erkundigungen und Auskünften über das gegenseitige Befinden und Treiben während der langen Trennung und mit den Berichten über das Leben und Verbleiben der Bekannten und Verwandten ausgefüllt. Ueber Herrn v. Farneck und die Ergebnisse ihres Besuchs bei demselben beobachtete die Stiefmutter ein ominöses Stillschweigen, und weder Malwine noch ihr Verlobter wagten eine Frage seinetwegen zu stellen. Auch den Rest des Abends hindurch gab sich diese unbehagliche Zerstreutheit und drückende Stimmung kund, so daß Kahlau ganz besonders unglücklich war in seinen Bemühungen, durch eine geistreiche und pikante Unterhaltung seine eigene Unruhe zu verbergen und eine gehobene Stimmung herzustellen. Man trennte sich frühe, und Malwine hatte kaum ihr Zimmer erreicht, als sie durch ihr Mädchen zu ihrer Stiefmutter entboten wurde, was sie gar nicht überraschte.

„Malwine," hub Frau v. Tonnewald an, sobald sie mit ihrer Halbtochter allein war, und ihre Züge verriethen eine Aufregung, ihre Stimme eine Heftigkeit, die ihr sonst nicht gewöhnlich waren; „Malwine, wappne Dich mit Muth und Fassung; meine schlimmsten Befürchtungen sind eingetroffen, das Unglück ist ein namenlos großes."

„Was ist denn geschehen? War Herr v. Farneck nicht zu Hause?" fragte Malwine schnell.

„Zu Hause?" erwiederte die Mutter; „er ist verreist und vermuthlich nach einem Orte, von welchem er nicht wieder zurückkehren wird ... Man vermuthet, daß er ... Hand an sein eigenes Leben gelegt habe. Seit drei Tagen vermißt man ihn; er hat alle Werthgegenstände mitgenommen, die er zusammenraffen konnte — sogar die Staatsobligationen und Pfandbriefe, welche Dein Vermögen bildeten, sind verschwunden. Er hat Dich bestohlen und zu einer — Bettlerin gemacht!"

Malwine schrack zusammen und stieß einen Ausruf des Schreckens aus. „Das ist kaum glaublich," stammelte sie.

„Nicht doch, mein Kind, es ist nur allzu gewiß," sagte Frau v. Tonnewald. „Ich habe es aus dem Munde des Gerichtsraths Huber, der heute selbst auf Schloß Farneck war, um eine gerichtliche Untersuchung gegen den Entwichenen einzuleiten."

Malwine machte durch einen tiefen Seufzer ihrem zusammengeschnürten Herzen Luft und erschien dann verhältnißmäßig sehr gefaßt. Der Schicksalsschlag, welcher sie von dieser Seite her betroffen hatte, dünkte ihr erträglicher als irgend einer, welcher ihrem Herzen und seinen Neigungen galt. „Das ist sehr hart und traurig, Mama," erwiederte sie wehmüthig; „aber ich fürchte, diese Katastrophe wird manche Andere noch weit unglücklicher machen als mich!"

„Allerdings — insofern als Du glücklicherweise schon verlobt bist," sagte die Stiefmutter, „obschon es einigermaßen demüthigend ist, daß Du unter so ganz anderen Voraussetzungen und Erwartungen heirathest, als es anfänglich der Fall war, und daß Deine ganze künftige Lebensweise so wesentlich dadurch geändert wird. Uebrigens ist die Sache nun so weit gediehen, daß der Legationsrath nicht mehr mit Ehren zurücktreten kann . ."

„Im Gegentheil — ich werde ihm nun unverweilt sein Wort zurückgeben," versetzte Malwine fest und muthig. „Es wäre die höchste Ungerechtigkeit, wenn ich ihn durch ein Verlöbniß gebunden wissen wollte, das unter so ganz anderen Voraussetzungen eingegangen wurde."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Mannigfaltiges.

Vor einigen Jahren war der jetzt verstorbene König Max in Wien anwesend und verweilte viele Stunden täglich in der Bildergallerie am Belvedère. Einfach bürgerlich gekleidet, erkannte Niemand in dem äußerlich anspruchslosen Manne den König eines Reiches; der Eifer und Ernst, mit welchem er der Betrachtung der Kunstgegenstände oblag, ließ vermuthen, daß er, von Beruf Künstler, Vorbilder großer Meister studire. Ein junger Maler, den ein gleicher Zweck täglich in die Kunstgallerie führte und der den König täglich da erblickte, näherte sich demselben mit jener Vertraulichkeit, welche Gemeinsamkeit der Bestrebungen einflößt, und ließ sich mit demselben in ein Gespräch über Kunst und Kunstgegenstände ein. Die Anschauungen des Königs imponirten dem jungen Manne, und entzückt rief derselbe aus, dem Könige von Bayern die Hand reichend: „Wir müssen Freunde werden!" Der König reichte dem Kunstnovizen die Hand, erklärte, sich glücklich zu schätzen, ein Freund eines so strebsamen jungen Mannes zu sein; „aber," versetzte derselbe, „Sie müssen noch Vieles lernen!" — „Bah," sagte der Künstler, „lasse das Sie bei Seite und nenne mich einfach Du. Ich heiße Huber, und Du, wie ist denn Dein Name?" — „Ich heiße Wittelsbach," versetzte der König. — „Wittelsbach, den Namen kenne ich nicht, und doch glaube ich eine Kunstcelebrität vor mir zu haben. In Deinem Alter, mein bester Wittelsbach, muß man es schon zu etwas gebracht haben oder man bringt es nie zu etwas." — „Das gebe ich zu," erwiederte der König, „aber die Verhältnisse . . ." — „Ja die Verhältnisse," unterbrach der Maler. „Du meinst das Geld, das leidige Geld, hat auch bei mir einen Haken. Wenn ich Geld hätte, ich müßte ein Raphael werden." — „An Geld fehlt es mir eigentlich nicht," versetzte der König, „aber andere Dinge üben einen mächtigen Einfluß auf mich, die mich von der Kunst, der ich mit Leib und Seele angehöre, abziegen, z. B. die Politik." — „Bah! wer wird denn Politik treiben," erwiederte Huber. „Weißt Du, Bruder, ich möchte bei Dir etwas pumpen." — „Mit Vergnügen. Wie viel soll ich Dir leihen?" — „Meinetwegen fünf Gulden." — „Aber, Freundchen, ich habe kein Geld bei mir." — „Da geht es Dir gerade so wie mir." — „Wenn Du bis morgen warten willst, will ich Deinem Verlangen nachkommen, ich will Dir, wenn Du willst, mit mehr dienen." — „Ich möchte heute noch das Geld brauchen, denn, mein lieber Wittelsbach, mir geht's schwach, mein Magen knurrt, wie ein ungeschmiertes Rad, und Farben kann ich nicht essen." — „Wo wohnst Du?" Der junge Mann nannte seine Adresse. — „Längstens Mittags sollst Du das Geld haben; erwarte mich in Deiner Wohnung." — Mit dem Glockenschlage 12 Uhr erschien ein Bedienter in Livrée bei Huber. „Herr Wittelsbach," so meldete er, „läßt sich entschuldigen, er kann nicht selbst kommen, doch läßt er Sie grüßen und überschickt Ihnen dieses." Der Bediente legte ein Paket Noten, es waren 300 Gulden, auf den Tisch des erstaunten Künstlers und entfernte sich. Am nächstfolgenden Tage suchte Huber seinen neuen Freund in der Bildergallerie auf. Der Freund erschien nicht. Ein Saaldiener, an den sich Huber um Auskunft wandte, löste das Räthsel. Als Huber den Namen seines Wohlthäters erfuhr, war er sehr überrascht und entschloß sich, an den König von Bayern seinen Dank abzustatten, doch hütete er sich, ihn Du zu nennen. Die Antwort auf dieses Schreiben folgte bald, es enthielt die Zusicherung einer Jahrespension von 300 Gulden.

---

(Die vier Viertel des Lebens.) Ein Philosoph, der einen Strom überschiffen wollte, bestieg ein Boot. Während der Ueberfahrt fragt er den Fährmann: „ob er Arithmetik verstehe?" — „Arithmetik? Nein, davon habe ich noch nichts gehört," war die Antwort. Der Philosoph entgegnete: „Es thut mir leid, denn ein Viertel Eueres Lebens ist verloren." Wenige Minuten später fragte er wieder: „Versteht Ihr Etwas von der Mathematik?" Der Fährmann lächelte und entgegnete: „Nein!" — „Ach!" rief der Philosoph, „ein zweites Viertel Eueres Lebens ist verloren!" Eine dritte Frage des Philosophen lautete: „Habt Ihr Kenntnisse in der Astronomie?" „Ach nein, lieber Herr!" — „Nun, so ist ein drittes Viertel Eueres Lebens verloren." Gerade in diesem Augenblick stieß das Boot auf eine Felsenspitze und begann zu sinken. Der Fährmann sprang auf, warf seinen Rock ab und fragte mit ängstlicher Miene: „Könnt Ihr schwimmen?" — „Nein," war des Philosophen Antwort. „Nun, so setzt Euch schnell auf meinen Rücken, sonst sind alle vier Viertel Eueres Lebens verloren!"

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Sonntag, 8. Mai 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Der Mond trat in diesem Augenblick aus den rasch treibenden Wolken und erhellte das melancholische Gemäuer mit seinem unsicheren Lichte. Das Schloß war in dem steifen Geschmack der Zopfzeit gebaut und schien seit seiner Erbauung keine Restauration erfahren zu haben. Die verschnörkelten Balkone und geschmacklosen Gesimse waren mit Moos und Flechten überzogen und hie und da zerbrochen oder verwittert. Fast alle Fenster waren durch Läden geschlossen und von blätterlosen Ranken der Jungfernrebe verdeckt, welche im Sommer grün und anmuthig, jetzt aber mit ihrem flatternden Zweiggewirr den traurigen Eindruck des Hauses noch erhöhten. Auf dem Rand des flachen Daches standen marmorne Götterbilder, die aber durch Wind und Wetter längst ihren Charakter verloren hatten. Ihre herabgewetterten Köpfe und Gliedmaßen lagen in den Hecken und an Krautbüscheln, die den verwilderten Hof bedeckten; einige wurden, wie es schien, gleich anderen gemeinen Steinen zu allerhand profanen Zwecken benützt. Längst übergraste Kieswege führten in einen weitläufigen Garten mit steifen Taxusgängen, ehemals verschnittenen Bäumen, umgestürzten Vasen, zerbrochenen Obelisken und verstümmelten Statuen. Das Alles aber war von welkem raschelndem Unkraut überwuchert, die Stacketen geflickt und wieder zerbrochen, die Glashäuser zertrümmert und verschüttet. Der Mond warf hie und da geisterhaften Schein auf die blassen Marmorgesichter umgesunkener Floren und Amoretten, daß sie aussahen, als jammerten sie über den Verfall ihres Reichs, aber der Nachtwind, der im dürren Gestrüpp raschelte, deckte die klagenden Gesichter wieder zu und verschleierte sie. Dazu kam noch das Tröpfeln und Rieseln des Regenwassers, das sich überall in Pfützen sammelte und schmutzige Gassen bildete.

Der Eigenthümer dieses ungastlichen Reviers war unterdessen durch den dumpfen, schlecht erleuchteten Flur in ein Zimmer getreten, welches mit der verrotteten Pracht des ganzen Hauses gut genug harmonirte. Es war dieses ein großes, hohes Gemach, und durch einen seitwärts zurückgeschlagenen Vorhang, der die Stelle der ausgehängten Thür versah, von einem kleineren Nebenzimmer geschieden. Dunkle Ledertapeten mit undeutlich gewordenem Golddruck bedeckten die Wände, die mit einer Anzahl Bilder und Zeichnungen von verschiedenem Werth geschmückt waren. Diese Bilderwerke — alle in kunstreich ausgeschnitzten Rahmen von Cedernholz — schienen den vollständigen Entwicklungsgang eines tüchtigen Malertalents zu versinnlichen. Von den sauberen Kopien einfacher Vorlagen an bis zu kühn erfundenen und geistreich ausgeführten Originalgemälden in Oel und Aquarell waren alle Zwischenstufen in einer Fülle von Studien und Skizzen chronologisch geordnet an den Wänden zu sehen. Die vollendeten Gemälde stellten meistens Genrebilder aus dem italienischen Volksleben dar, in den Studien und Skizzen war die menschliche Gestalt zum Vorwurf genommen; einige Porträts römischer Volkstypen verriethen ein entschiedenes Talent für diesen Zweig der Malerei. Die Krone von diesen allen aber war ein großes Oelbild, welches in reichem Goldrahmen den Mittelpunkt der Sammlung einnahm. Es stellte, wie es schien, den Abschied eines Vaters von seinem kleinen Sohn dar. Die Scene war ein kleiner Garten; es war Nacht und die anspruchslose Gruppe wurde von einem Licht beleuchtet, welches eine ältliche Frau, die daneben stand, in Händen hielt. Sie war, dem zart wehmüthigen Ausdruck ihres ehrlichen Gesichts nach zu urtheilen, die Pflegerin des schönen Knaben, der sich, in warme Reisekleider gehüllt, ängstlich an die Brust seines Vaters schmiegte.

Der Schein der Lampe fiel grell auf die Kapuzinerblumen und Feuerbohnen, welche eine Gartenlaube überrankten, so daß dieser Theil in der saftigen Fülle seiner Farben scharf aus dem umgebenden Dunkel hervortrat und leuchtend in die Augen fiel. Das Gesicht und die Gestalt des Vaters, der den Schmerz der Trennung noch entschiedener an den Tag legte, als der Knabe, hatten eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem kleinen Baron, obgleich der Künstler das Porträt bedeutend idealisirt hatte.

Die Bilder waren so vertheilt, daß der Strahl einer silbernen Lampe, die an feinen Ketten von der Decke hing, sie auf's Wirksamste beleuchten konnte. In den vier Ecken des Zimmers standen die weißmarmornen Bildsäulen der bedeutendsten Komponisten und auf dem Kamin thronte eine bronzene Büste Shakespeare's. Der Plafond war hochgewölbt und mit Darstellungen aus Romeo und Julia ausgeschmückt, deren leuchtende Farben mit dem sanften Lampenlicht in sehr gute Wirkung traten. Auf's Seltsamste kontrastirten mit diesen Kunstwerken, welche in Wahl und Anordnung den gediegenen Geschmack eines Kenners verriethen, die abgenutzten und abgeschmackten Möbel, welche eher einer Trödlerbude als einem wohnlichen Zimmer anzugehören verdienten. Ein ursprünglich feiner, durch langen Gebrauch fadenscheinig gewordener, mehrfach geflickter und zerrissener Teppich deckte den Boden, ein ungeheurer Tisch mit stark beschädigten Löwenfüßen und geborstener Platte stand vor einem lederüberzogenen Sopha, aus dessen Sitz an vielen durchgescheuerten Stellen das Roßhaarfüllsel quoll. Ueber diesem umgeschlachten Möbel hing eine reiche Waffensammlung, deren edelsteinbesetzte Griffe und Scheiden in farbigen Lichtern spielten. Ein Bücherschrank von Mahagoni mit zerbrochenen Scheiben, dessen Inhalt auf hochlehnigen Stühlen und Fußboden zerstreut war, ein schöner Flügel, auf dem zwei Violinen und ganze Stöße Musikalien lagen, und ein plumper, eiserner Geldschrank vollendeten die seltsame Ausstattung des Zimmers.

Als der Baron eintrat, erhob sich eine riesenhafte Dogge von einem schäbigen Löwenfell und sprang ihrem Herrn schmeichelnd entgegen. Dieser warf, ohne sich um den Hund zu kümmern, seine Reitpeitsche in einen Winkel und sich selbst, naß und kothig wie er war, in einen Sammtsessel, der vor dem hellen Kamin stand. Der flackernde Schein des Feuers fiel grell auf sein Gesicht, wie er so mit vorgebeugtem Oberleib da saß, und ließ die Häßlichkeit seiner Züge noch schärfer hervortreten. Eine gräßliche Narbe, schräg über die niedere Stirn laufend, spaltete die kurze Nase, eine Hasenscharte die starke Oberlippe. Ein menschenfeindlicher Zug, der sich über den buschig zusammengezogenen Brauen eingenistet hatte, wollte zu dem vollen Gesichte nicht recht passen, obwohl er, wie die tiefe Falte in der Stirnhaut verrieth, schon seit langer Zeit stereotyp war. Ebensowenig konnte der mürrische Ausdruck um den großen Mund einen letzten Rest angeborener Gutmüthigkeit vertilgen, welcher sich in die äußersten Mundwinkel zurückgezogen hatte. Diese Andeutungen eines besseren Kernes lagen indessen zu sehr unter der rauhen Schale verborgen, womit Unglück und bittere Erfahrungen das ursprüngliche Wesen dieses Menschen umgeben hatten, als daß die Erscheinung des Barons v. Eckholz eine andere als eine in hohem Grade abstoßende zu nennen gewesen wäre. Sie hatte mit derjenigen der Dogge, die eben ihre plumpen Tatzen auf ihres Herrn Schulter legte, eine entschiedene Aehnlichkeit.

Das liebkosende Winseln seines Lieblings weckte den Mann aus seinem düstern Brüten. Er setzte sich auf und nahm den häßlichen Kopf des wedelnden Hundes zwischen seine Hände. „Siehst du, Emir," sagte er unheimlich flüsternd, indem er sein Gesicht dicht zu dem Kopfe der Dogge neigte, „nun ist der Feind meines Lebens doch endlich in meine Hände gefallen, der Elende, der so entsetzlich an mir gefrevelt hat." Die Dogge sah ihren Herrn mit einem ungemein beredten Blick an und ließ ein leises Knurren hören, indem sie die Pfote auf dessen Knie legte. Als der alte, häßliche Mann noch immer in die flackernden Flammen sah, in deren Schein seine regennassen Kleider von fallenden Tropfen schimmerten, sprang der Hund ins Nebenzimmer und brachte in seinen Zähnen einen schwarzen Sammtschlafrock herbei, den er seinem Herrn auf den Schooß fallen ließ. Darauf setzte er sich vor ihm nieder und leckte ihm die Hand. Der Grübelnde hing noch immer seinen finsteren Gedankengängen nach, manchmal flog ein ironisches Lächeln über seine verunstalteten Züge. Er legte sich in den Sessel zurück, stemmte den Fuß auf die kupferne Kaminstange und zog den Hund dicht an seine Brust.

„Siehst du, Emir, wenn ich nicht wüßte, daß du es treu und ehrlich mit mir meinst, ja, daß du außer Gottlieb das einzige Wesen bist, das einen unglückseligen, mißhandelten, alten Mann vor den Tücken der Welt schützt, ich würde dich mit derselben Pistole todtschießen, mit der ich morgen Nacht an dem Vernichter meines Lebensglückes mich rächen will. Die Bannkraft meiner Flüche muß den bösen Dämon meines Lebens doch endlich in den Bereich meiner Rache gezogen haben. O, wenn mein Haß nur eine Strafe ersinnen könnte, die

seiner Verworfenheit gleichkäme! Vielleicht fallen wir Beide," fuhr der alte Mann nach einer Pause fort, „darum will ich heute Abend die furchtbare Geschichte meines Schicksals und seiner Frevel dem Gottlieb erzählen. Wenn jener Teufel durch den Tod seines Opfers seinen Schandthaten die Krone aufsetzt, dann soll die Geschichte seiner Gräuelthaten seinen Namen zum Namen eines Satans machen. Vollbringe ich aber mein Strafamt und büß' ich zugleich die letzte Hoffnung ein, die ich auf die Enthüllung seines Geheimnisses setze, dann wollen wir Drei die Menschen noch grimmiger hassen als jetzt. Sie haben uns betrogen und mißhandelt, sie nennen uns häßlich und boshaft, aber wir verachten und hassen sie, und wo uns diese tückischen Menschenhunde zu nahe kommen, weisen wir ihnen die Zähne."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

„Hoffentlich wirst Du nicht so thöricht, so wahnsinnig sein, einen solchen Schritt zu thun!" rief Frau v. Tonnewald entrüstet. „Kahlau ist und bleibt eine so gute Partie, wie Du kaum jemals wieder eine zu machen im Stande sein dürftest, namentlich wenn Du noch eine Schwester neben Dir hast, welche so schön und so vermögend ist wie Fanny. Kahlau's Verhältnisse sichern Dir noch immer eine sehr anständige Versorgung. Ich werde morgen selbst mit ihm darüber sprechen und bin überzeugt, daß es mir gelingen wird, die ganze Angelegenheit zu einem befriedigenden Ergebniß hinauszuführen."

„Mit nichten, Mama; verzeihen Sie mir, allein die Beilegung dieser Sache ist meine Aufgabe, die ich mir nicht entwinden lassen kann!" rief Malwine fest. „Will Herr Kahlau aus freien Stücken und aus eigenem Antrieb das Verlöbniß aufrecht und in Giltigkeit erhalten wissen, so habe ich natürlich kein Recht, dasselbe aufzulösen; wenn aber nicht, so ist er von nun an wieder so frei, als wären wir uns niemals im Leben begegnet."

„Das ist eine Thorheit und ein Eigensinn, welcher Dir ganz ähnlich sieht, Malwine," versetzte die Stiefmutter kalt, beinahe hart. „Darf ich mir aber die Frage erlauben, was für Pläne Du alsdann für Deine Zukunft hast?"

„Dies weiß ich vorerst selbst noch nicht," entgegnete Malwine, deren Stolz und Muth ob dem fühllos kalten Tone ihrer Stiefmutter plötzlich erwachte. „Seien Sie jedoch meinetwegen außer Sorgen. Ich habe Kenntnisse und Talente, die mich hoffentlich in den Stand setzen werden, mich ehrenhaft durchzubringen, ohne daß ich Jemanden zur Last falle."

„Das heißt mit anderen Worten: Du willst Deiner Familie die Schande anthun, Erzieherin oder Musiklehrerin zu werden?"

„Mich dünkt, Mama, ich würde meiner Familie mehr Schande bringen, wollte ich anders handeln," erwiederte Malwine lebhaft. „Allein lassen wir dies. Jede Erörterung hierüber ist verfrüht, bevor ich mit Herrn Kahlau gesprochen habe. Erst dann werde ich mich entscheiden. Und nun gestatten Sie mir, auf mein Zimmer zu gehen. Ich bin müde und habe noch Vieles zu überlegen!"

Die Stiefmutter entließ sie mit dem üblichen kalten Kuß auf die Stirne, und Malwine sah sich bald wieder in der Einsamkeit ihres Zimmers mit ihren Gedanken allein. Sie war keine Heldin, wie sie in Romanen auftreten. Sie hegte keine Geringschätzung gegen Geld und Rang und alle die Behaglichkeiten, welche das eine verschafft, oder gegen die Vortheile, welche der andere einräumt. Sie begriff sehr gut, was der Verlust ihres Vermögens für sie zu bedeuten habe, namentlich bei der Lieblosigkeit und Selbstsucht ihrer Verwandten. Und doch waren der Schmerz über den Mißgriff, welchen sie mit jenem unbedachten Verlöbniß begangen hatte, und die Furcht vor dessen etwaigen Folgen so groß, daß sie für den Augenblick eine Art wirklichen Trostes darin fand, daß dieser Schicksalsschlag, welcher sie ihres Vermögens beraubte, auch diese thörichte Verbindung lösen werde. Jedenfalls wurde sie durch diese Katastrophe von einem tiefgehenden inneren Kampfe befreit, denn wenn Philibert Kahlau sie aufgab, so war sie frei und ihre neuere Ansicht vom Charakter und Wesen desselben gerechtfertigt; bestand er dagegen auf dem Vollzug der Verbindung, so ging daraus hervor, daß er sie treu und wahrhaft liebte und seine Natur edler und uneigennütziger war, als sie gedacht hatte. Alsdann war es ihr eine Pflicht und ein heiliges Anliegen, ihn lieben zu lernen, ihn glücklich zu machen und mit ihm glücklich zu sein. Dieser Gedanke gab ihr Fassung und so schlief sie beinahe ruhiger und zuversichtlicher ein, als an manchem Abend seither.

Das Frühstück trug am anderen Morgen denselben Charakter des Zwangs und der Verstimmung. Frau v. Tonnewald war ernst und nicht einmal geneigt, ihre Stimmung vor dem Gaste zu verbergen. Malwine dachte an den bedeutungsvollen Schritt,

Digitized by Google

welcher ihr bevorstand, und Kahlau beobachtete beide mit unheimlichen Vorgefühlen, und achtete nicht der scherzhaften kleinen Ausfälle, mit welchen Fanny seine Aufmerksamkeit von den beiden anderen Damen ablenken wollte. Als man vom Frühstück aufstand, äußerte Malwine ihre Absicht, im Schloßgarten spazieren zu gehen, und lud Fanny hiezu ein; aber ein Wink ihrer Mutter hielt diese zurück, und so war sie mit dem Gaste bald allein unter dem Schatten der Lindenallee.

„Herr Legationsrath," hub Malwine sehr feierlich und gefaßt an, „ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche mich zwang, Sie ohne Zeugen hierher zu locken. Der Ernst der Sache mag das Unweibliche dieses Verfahrens entschuldigen.. Herr Kahlau — nun denn: Philibert, wenn Sie so wollen! — als Sie um meine Hand warben, hielten Sie mich für reich, wie ich selbst mich gestern Abend noch für die Besitzerin eines Vermögens von nahezu achtzigtausend Thalern hielt. Heute aber muß ich Ihnen mittheilen, daß ich keinen Thaler mehr besitze, denn die Gerüchte von dem Ruin und der Treulosigkeit meines Vormundes sind nur allzu gegründet. Sie werden also mit mir einsehen, daß die damals getroffene Uebereinkunft nun nicht mehr bindend sein kann. Ich gebe Ihnen daher Ihr Wort zurück, und hoffe, Sie werden der Enttäuschung, welche dieser nothgedrungene Schritt für Sie vielleicht herbeiführt, bald Herr werden."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

### Vor fünfzig Jahren.

Mai 1814.

3. Mai. Ludwig XVIII. Einzug in Paris.
4. Mai. Napoleon landet auf Elba.
10. Mai. Carnot übergibt Antwerpen dem Lord Graham.
14. Mai. Ferdinand VII. Einzug in Madrid.
20. Mai. Viktor Emanuels Einzug in Turin.
21. Mai. Viktor Emanuels Edikt gegen die Waldenser.
24. Mai. Papst Pius VII. zieht in Rom ein.
26. Mai. Davoust räumt Hamburg.
30. Mai. Der erste Pariser Frieden. „Ueberschwengliche Großmuth." Neues Staatsrecht für Europa.

**Nutzen der Jugendwehren.** Den Mitgliedern der Stuttgarter Jugendwehr, welche dieses Jahr zu den Regimentern einrücken mußten und welchen allen gute Aeltere über ihr Verhalten in der Jugendwehr zur Seite standen, wurde bei ihrem Einrücken bekannt gemacht, daß sie nach 6monatlicher Dienstzeit Urlaub auf Friedensdauer erhalten würden.

### Der Verliebte.

(Bei einer Flasche Wein auf ihr Wohl getrunken.)

Geh' ich an jenem Haus vorbei —
Ich weiß nicht, wie ich bin —
Es hält mich fest, es treibt mich fort
Und wieder zieht's mich hin.
Ich mein', ich mein', ich mein', am End',
Am End' bin ich verliebt! —

Wohl sitzt ein schönes Mädchen drin,
Ein Mädchen schmuck und fein;
Jedoch — da scheer' ich mich nicht dran
Und trinke lieber Wein.
Ich mein', ich mein', ich glaub', am End',
Am End' bin ich verliebt! —

Da geh' ich besser nicht vorbei
Und bleib' bei nüchtern Sinn;
Jedoch — ich geh' nicht ihr zu Lieb,
Ich geh' — für mich dahin.
Ich mein', ich glaub', ich mein', am End',
Am End' bin ich verliebt! —

Warum schweif' eben ich so gern
Allein in's Feld hinaus?
Was denk' und sinn' und träum' ich da? —
Ich träum' — von einem Haus.
Ich glaub', ich mein', ich glaub', am End',
Am End' bin ich verliebt! —

Komm' ich an jenem Haus vorbei
Des Abends halber neun,
Wem send' ich da die tausend Grüß'? —
Ach nur — den Sternelein.
Ich glaub', ich glaub', ich glaub's beinah,
Am End' bin ich verliebt! —

Warum kehrt Nachts kein Schlaf zu mir?
Die — Bücher quälen mich!
Ach nein, ach nein, deßwegen nicht!
Ich denk' zu viel an — Dich! —
So ist es, ja, so ist's gewiß,
Ich bin schon längst verliebt! —

Paul Wasenheim.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 57. Dienstag. 10. Mai 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Die Dogge that dieses in dem Augenblicke wirklich; sie spitzte die Ohren und wandte mit leisem Knurren ihren Kopf der Thür des Nebenzimmers zu, die sich leise öffnete. Der unschöne Kopf des buckeligen Menschen, der vorhin das Pferd besorgt hatte, streckte sich vorsichtig lauschend herein, zog sich aber sogleich wieder ins anstoßende Zimmer zurück, als der Hund drohend zu knurren anfing. Eckholz hatte seine trüben Augen auf die leckenden Flammen des Kamins geheftet und das Spiel des Feuers schien wilde Erinnerungen in seiner Seele wachzurufen, ein heftiges Zucken flog über sein verwittertes Gesicht. Er achtete nicht auf das Benehmen des Hundes und wühlte in seinen menschenfeindlichen Gedanken weiter. Plötzlich fuhr er auf; er schien sich auf etwas Vergessenes zu besinnen und riß heftig an einem Klingelzug, der ihm zu Häupten hing. Die Schelle schrillte mißtönig durch das öde Haus und ehe der letzte Ton verhallt war, trat der Buckelige ins Zimmer. Er mochte etwa 26 Jahre alt sein und war mit mehr Sorgfalt und in feinere Stoffe gekleidet, als man gewöhnlich bei Bedienten zu finden gewohnt ist. Seine Kleidung war durchaus schwarz und seine Wäsche von blendender Weiße, worin er seinen Herrn bei Weitem übertraf. Er hatte ein mageres, ungemein häßliches Gesicht und trug die dünnen blonden Haare lang und hinter die Ohren zurückgekämmt, wozu der süßliche Ton seiner Stimme und der scheinheilige Zug um den dünnen Mund vollkommen paßten, um das Bild eines Heuchlers zu vollenden. Die kleinen, grünen Augen schlug er beständig nieder, wahrscheinlich um den tückischen Blick zu verbergen, der sich in unbewachten Augenblicken mit einem boshaften Lächeln zu einem ungemein abstoßenden Eindruck verband. Bei seinem Eintritt ins Zimmer verbeugte er sich einige Mal sehr tief und blieb dann mit gesenktem Haupt und niedergeschlagenen Augen vor seinem Herrn stehen.

Der Baron stampfte zornig auf den Boden. „Wie oft," rief er, „soll ich Dir's sagen, Gottlieb, daß Du diese hündischen Geberden lassen sollst? Meinst Du, ich wisse nicht, was diese Grimassen zu bedeuten haben? O, ich kenne Euch Menschen wohl, Ihr bückt Euch und schmiegt Euch, um anderer Leute Blößen zu erspähen und Euere eigenen zu verlarven. Ihr wißt Euch vortrefflich auf den Schlangenwegen gleißnerischer Komplimente zu nähern und schleppt in Euerem Lächeln mehr Dolche herbei, als Ihr nöthig hättet, um Euere ganze Brut auszurotten. Geh' mir aus den Augen, wenn Du nicht aufhören kannst, die Manieren unserer Feinde nachzuäffen."

Der Buckelige neigte sein blasses Gesicht noch tiefer und schaute traurig vor sich hin. „Der gnädige Herr wollen gütigst verzeihen," hob er schüchtern an, „aber so schlimm sind die Menschen doch nicht. — Ich habe freilich," fuhr er mit einigem Augenzwinkern fort, „so lange ich auf der Welt bin, nur einen Einzigen gefunden, der mir Gutes erwiesen, und der sind der Herr Baron selber. Aber," setzte er hinzu und schielte inbrünstig nach seinem Nachbar, „um dieses Einen willen kann ich die Menschheit nicht aufgeben. Ach, ich bin selbst sündhaft genug gewesen, an Gott und der Welt zu verzweifeln, wenn ich, ein armer, ausgestoßener Krüppel, obdachlos und den Unbilden des Wetters hingegeben durch die Straßen hartherziger Städte irrte. Ein barscher Abweis, ein rauhes Schimpfwort verleitete mich, ich muß es leider gestehen, zu frevelhaften Gedanken der Rachsucht, ein einziger Gruß aber, ein freundliches Wort, einige Minuten später dem heimathlosen Bettler gespendet, söhnten mich mit Allen wieder aus und ich schlief, für Alle betend, hungrig und müd in einem kalten Winkel ein.

Und wohl hatte ich Ursache, die Menschen zu hassen! Jeder glaubte für die kargen Almosen, die Wenige dem hilflosen Krüppel" — Gottlieb legte auf dieses jedesmal einen besonderen Nachdruck und warf dabei einen kollegialischen Blick auf seinen ebenfalls buckeligen Herrn — „gaben, das traurige Recht zu haben, sich nach Herzenslust über ihn herzumachen. So lebte ich Jahre hindurch ein geschmähtes, zertretenes Leben und ich betete unaufhörlich, der Himmel möge mir nur einen guten Menschen zuführen, an dem ich mein gesunkenes Vertrauen auf meine Mitmenschen wieder aufrichten könne. Mein Flehen ward erhört. Eines Tages, als rohe Dorfbuben den wehrlosen Krüppel mißhandelten, erschienen Sie mir als mein Wohlthäter, als mein rettender Engel. Sie verjagten meine Feinde, trösteten mich und erkundigten sich nach meinem Schicksal." —

Gottlieb schöpfte tief Athem und bereitete sich auf seine unzweifelhafte Lebensgeschichte durch zwei dicke Thränen, die er durch lebhaftes Zwinkern seinen Augen entpreßte, würdig vor. „Nie seit dem Tode meiner Mutter," fuhr er wehmüthig fort, „waren solche Worte der Theilnahme an mein Ohr gedrungen. Damals schüttete ich Ihnen mein Herz aus, theilte Ihnen meine herben Erfahrungen mit und erzählte Ihnen von meinem Vater, der als armer, verkannter Maler" — in Wirklichkeit war er Tünchergesell und starb an den Folgen einer langwierigen Fieberkrankheit, die in Erstickung endigte — „unser Leben kümmerlich fristete. Böse Menschen verschuldeten seinen Tod und er ließ mich und meine Mutter im tiefsten Elend zurück. Meine Mutter versuchte sich durch Spinnen zu ernähren" — ihr eigentliches Gewerb hatte sie aus Gesundheitsrücksichten aufgeben müssen —, „eine böswillige Nachbarin behauptete, ihr mehr Spinnmaterial verabfolgt zu haben, als sie Garn wieder zurückbekam. Meine arme kranke Mutter betheuerte mit Thränen in den Augen, daß dem nicht so sei, der Mann der keifenden Nachbarin kam dazu, es gab einen Wortwechsel und der angetrunkene Bauer versetzte meiner guten Mutter einige schwere Hiebe, deren Folgen sie am nächsten Tage unter entsetzlichen Qualen (des Gewissens) erlag. Einen Stachel des tiefsten Wehs im Herzen, verließ ich den Stall, der uns als Wohnung gedient hatte. Drei Tage nach dem Tode meiner Mutter umkreiste ich mit wilden Rachegedanken das Gehöft meines Feindes. Schon hatte ich Feuer geschlagen, um sein Haus in Brand zu stecken, da weinte ein Kind und ich warf den Schwefelfaden weg. Herr vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! betete ich und verließ die Gegend, nachdem ich das Grab meiner geopferten Mutter mit heißen Thränen benetzt hatte." Gottlieb war von der Erinnerung an seinen Edelmuth sehr erschüttert und wischte sich eine Thräne, die nicht vorhanden war, aus den blinzelnden Augen. Leider war sein Bericht nicht ganz der Wahrheit gemäß, jenes weinende Kind war er selbst gewesen, denn der Bauersmann, der die diebische Mutter des würdigen Gottlieb dem allerdings grausamen Stock des Büttels überantwortet hatte, übte an dem ertappten Mordbrenner handfeste Gerechtigkeit, die das bewußte Weinen gründlich motivirte.

Nach einer Weile fuhr der Buckelige zu seinem Herrn gewendet, der, anscheinend in Gedanken versunken, auf die melancholische Erzählung seines Faktotums gar nicht Acht gab, in Wahrheit aber seine geheime Freude an der Anhänglichkeit hatte, die aus dem weinerlichen Singsang seines schicksalverwandten Famulus hervorzugehen schien, in seinen Mittheilungen fort. „Von da an ertrug ich alle Qualen, welche die fühllose Natur und gefühllose Menschen auf den Scheitel eines Bettlers häufen können. Da fanden Sie mich, mein verehrter Wohlthäter, Sie nahmen mich auf in dieses Haus, nährten und kleideten und erzogen mich, ja, Sie zogen mich sogar Ihrem eigenen Sohn vor (hier heftete Gottlieb einen lauernden Blick auf sein Gegenüber) und unterrichteten mich in Allem, wozu der Himmel Sinn und Verständniß in meine Seele gelegt. Ach, wenn es mir doch gelingen wollte, Ihnen, mein verehrter Wohlthäter, die Gefühle meiner Dankbarkeit so darzulegen, wie sie mein so oft mißverstandenes Herz empfindet. Ich würde vollkommen glücklich sein. So aber schmachte ich unter der Bürde heiliger Pflichten, die mir Ihre unverdienten Wohlthaten auferlegen, und meine Erkenntlichkeit sucht vergebens nach einem Weg, auf dem sie sich Ihrem Herzen nähern könnte, um es von der Aufrichtigkeit meiner Gefühle zu überzeugen." Gottlieb preßte nach dieser sehr gut vorgetragenen feurigen Rede die Hand auf's Herz, seufzte etwas Weniges und blickte seinem Herrn zärtlich ins Gesicht. Ein leiser Schimmer von Wohlgefallen, der dem scharfen Blick des Buckeligen nicht entging, flog über das düstere Gesicht des Menschenfeindes. „O, wenn ich dereinst solche Worte von meinem Sohn zu hören bekäme," murmelte er, „wie glücklich würden sie mich machen."

So leise diese Bemerkung hingeseufzt wurde, Gottlieb verstand sie doch. „Glauben Sie mir," rief er, indem er einen Schritt näher trat und mit den Fingerspitzen des Eckholz Schultern berührte, wobei die Dogge ein drohendes Knurren hören ließ, — „glauben Sie mir, mein geliebter Wohlthäter, meine

Liebe und Dankbarkeit ist groß genug, um Ihnen die eingebüßte Ehrfurcht eines verlorenen Sohnes zu ersetzen. Ich kenne keinen höheren Beruf," fuhr er, von einem helleren Blick des Barons aufgemuntert, feuriger fort, „als an Ihnen, dem schwergeprüften, von bösen Menschen mißhandelten Dulder, so viel in meinen schwachen Kräften steht, gut zu machen, was die Welt an Ihnen gesündigt hat. Sie, verehrter Herr, sind das Band gewesen, welches mich mit der Menschheit, mit der ich zerfallen war, wieder vereinigte. Das ist mein heiliges Streben, zu welchem ich mir stündlich vom Himmel die Kraft erflehe." — Gottlieb hatte sein liebevolles Herz ausgeschüttet, er verstummte und neigte sein Haupt wie eine verblühte Sonnenblume.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Zum ersten Mal in seinem Leben war Kahlau so sehr überrascht, daß er nach Worten rang. „Malwine!" rief er mit hörbarem Herzpochen, „Sie scherzen entweder oder Sie wollen mich auf die Probe stellen!.. Wie soll ich dies verstehen?"

„Der Fall ist ein ganz einfacher: — Herr v. Farneck, mein Vormund, scheint mein Vermögen in unsinnigen Spekulationen vergeudet und dann Hand an sein eigenes Leben gelegt zu haben. Fragen Sie meine Mutter über das Nähere. Ich bin arm, bettelarm, wie ich Ihnen vorhin gesagt habe, und Sie sind wieder frei!"

„Nein, ich kann, ich will meine Ansprüche an Sie nicht so aufgeben!" rief er in der ersten Aufwallung einer Neigung, wie er sie vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben fühlte. „Malwine, hast Du je meine Liebe für unächt gehalten und mir nur eigennützige habsüchtige Motive zugetraut?"

„Keineswegs," erwiederte sie. „Allein ich glaube wenigstens, daß wenn Sie mich von vornherein für arm gehalten oder in einer Lage wie meine jetzige gewußt hätten, Sie mir nicht so nahe gekommen wären! Es würde daher unklug und unvorsichtig von Ihnen sein, wollten Sie jetzt unter dem Drang einer rasch sich verflüchtigenden Leidenschaft eine Verpflichtung eingehen, welche Sie möglicherweise später wieder bereuen könnten!"

„Malwine!" rief Kahlau vorwurfsvoll, „Du liebst mich nicht, sonst könntest Du nicht solch' kalte Schlüsse ziehen, noch mich auf so gleichgiltige Weise aufgeben!"

Malwine zuckte erglühend zusammen und schlug die Augen nieder, jedoch nur für einen Augenblick; dann schaute sie wieder offen zu ihm auf und erwiederte mit gerader, schlichter Aufrichtigkeit: „Wäre ich überzeugt, Philibert, daß Ihre Neigung so unwandelbar, und Ihre Kraft, die Demüthigungen eines kleinen Einkommens und einer bescheidenen Lebensstellung geduldig zu ertragen, so groß wäre wie die meinige, so wäre es mir ein heiliges Anliegen, mir alle Mühe zu geben, daß ich Ihnen durch die aufopferndste, hingebenste Liebe Ersatz für alles Andere bieten könnte. Allein ich kenne Ihren Ehrgeiz, Philibert, und die Hoffnungen, welche die Ihrigen auf Sie und Ihre Zukunft setzen; ich mißtraue meiner eigenen Fähigkeit, Ihnen auf die Dauer Ersatz für anderweitige Entbehrungen gewähren zu können. Ich ermahne Sie daher, um Ihrer selbst wie um meinetwillen, fragen Sie sich selbst und beantworten Sie sich aufrichtig und wahlerwogen die Frage, ob irgend etwas Sie dauernd glücklich machen könnte, so lange Ihnen die Genüsse und Behaglichkeiten und der Umgang der vornehmen Welt fehlen, an welche Sie gewöhnt sind?" —

Sie schwieg und sah ihn fest und forschend an, denn sie ahnte, daß in seiner Seele schon jetzt ein bitterer, wilder Kampf gährte. Er war sich im Innern wohl bewußt, wie richtig Malwine ihn beurtheilt hatte; er erschrack im Stillen vor den Entbehrungen und Beschränkungen zurück, welche eine Heirath ohne Vermögen für ihn mit sich bringen würde. Er sah in Gedanken das ganze stolze Gebäude seiner ehrgeizigen Träume in Trümmern zusammenstürzen. Und trotzdem erschütterte ihn der Gedanke an den Verlust dieses holden Mädchens, das so lieblich, so voll sinniger Anmuth, so reich geschmückt mit allen jenen Vorzügen des Verstandes und des Gemüths war, die ihm nur an einer Frau bewunderungswerth erschienen, so gewaltig, daß er in einer wirklich schmerzlichen und unbezwinglichen Aufregung sein Gesicht in beide Hände vergrub.

„Lassen Sie mich an Ihrer Statt entscheiden, Philibert!" fuhr Malwine fort. „Gerade Ihr Zaudern und ihre tiefe Erschütterung sollten Ihnen beweisen, wie sehr ich Recht habe. Lassen Sie uns in Frieden und Freundschaft scheiden, und wenn Sie dann auch nicht gerade mich zu vergessen vermögen, so werden Sie wenigstens den Schmerz vergessen, der Sie in diesem Augenblicke durchzuckt, wie ich wohl sehe. Seien Sie so glücklich, als ich es Ihnen aufrichtig wünsche!" — Sie wandte sich zum Gehen, aber er sprang auf und faßte sie bei der Hand. „Geh nicht so von mir, Mal-

wine!" bat er tiefbewegt. „Gib mir eine kurze Bedenkzeit und laß mich dann erst entscheiden, was für uns beide am besten frommt! — O Malwine, Du sprichst so kalt und gelassen von dieser Trennung, aber Du kennst den furchtbaren, schmerztichen Kummer nicht, den mir diese Vereitelung meiner innigsten Wünsche bereiten würde! Und doch ist hier so Manches zu bedenken! Kann, darf ich Dich in die Dunkelheit und Bescheidenheit meiner Lage, in Sorgen und Demüthigungen hereinziehen, welche ein solch gänzlicher Umschlag meiner äußeren Lebensverhältnisse nothgedrungen herbeiführen muß — zwinge mich nicht, so von Dir zu scheiden! — Laß mir nur einige wenige Stunden Bedenkzeit!"

„Glauben Sie mir, Philibert, es wäre am besten, sogleich zu scheiden! Hielten Sie es für möglich, in einem bescheideneren und zurückgezogeneren Lebenskreise glücklich zu werden, so würden Sie jetzt keinen Augenblick mehr zaudern, so lange Sie mich noch so zu lieben wähnen, wie Sie sich's jetzt einbilden! — Nein, wir müssen uns trennen und zwar sogleich, ohne Kampf und ohne trügerische Hoffnungen; Sie werden bald wieder ein Wesen finden, um die Leere auszufüllen, die Sie jetzt so sehr schmerzt. Ich meinerseits danke dem Himmel, daß dieser Schicksalsschlag mich nicht später ereilt, wo wir schon vor dem Altar verbunden gewesen wären. Leben Sie wohl, Philibert!"

Sie entzog ihm ihre Hand und eilte davon.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Es ist gewiß, daß eine uns vorliegende Schrift: **„Die Napoleoniden. Kurzer Lebensabriß der hervorragendsten Mitglieder des Hauses Bonaparte, von Madame Latitia an bis auf die Gegenwart und der Napoleoniden Einfluß auf die Geschicke Europa's. Zweite Auflage. Weimar. 1 Thlr."** in dem gegenwärtigen Augenblicke von hohem Interesse ist, wo der gewaltige Einfluß eines Mitgliedes dieser merkwürdigen Familie in alle europäischen Verhältnisse so mächtig eingreift. Nach sorgfältigem Studium und unter Benützung guter Quellen entrollt der ungenannte, jedenfalls aber verdienstvolle Verfasser ein anschauliches, klares Bild von dem Leben aller derjenigen Napoleoniden, denen in der Geschichte eine mehr oder minder bedeutende Rolle zuertheilt worden. — Das so reichhaltige, als gründlich eingehende Buch führt dem Leser jede einzelne Persönlichkeit geschichtlich vor, schildert ihren Charakter, ihre öffentliche Wirksamkeit, wie ihr Privatleben und bietet sonach eine vollständige Gallerie dieses Geschlechts von so hoher geschichtlicher Bedeutung. Selbstverständlich verfolgt es hierbei die Geschichte Napoleons III. bis auf die neueste Zeit. — Die Darstellung, jede Einseitigkeit eines befangenen Parteistandpunktes vermeidend, ist lebendig und anziehend.

## Mannigfaltiges.

Aus Paris wird folgende Anekdote geschrieben: „Kennen Sie etwas langweiligeres als englische Soiréen und als die Engländer im Allgemeinen?" Mit dieser Frage wandte sich in einer der letzten Abendgesellschaften im englischen Gesandtschaftshotel ein Mitglied des legislativen Körpers an Lord Cowley, den er nie gesehen, obgleich er bei ihm zu Gaste war. „Sie haben vollkommen recht," lächelte der englische Diplomat, „aber Sie sind jedenfalls weniger zu beklagen, als ich. Sie können sich entfernen, ich aber kann es nicht — als Wirth des Hauses." Man denke sich die lächerliche Figur unseres bonapartistischen Deputirten.

Paris. Ein neue, von Villemessant mit großem Getöse ins Leben gerufene Zeitung: „Grand Journal", ist auf eine originelle Reklame verfallen. Sie ist dieser Tage in einer Anzahl von Exemplaren auf einem zwei Quadratmeter großen weißen Baumwollenzeug erschienen. Der Druck kann mit leichter Mühe entfernt werden, so daß man sich aus seiner Zeitung noch nachträglich ein Hemd kann anfertigen lassen.

Einem in Schleswig einquartierten Hauptmanne begegnete ein Mann, der ihn mit den Worten grüßte: „Guten Tag mit n'ander!" Der Hauptmann, dem dieser Umstand auffiel, rief den Mann zurück und sprach zu ihm: „Was will Er denn mit Seinem Gruße sagen und warum spricht Er: Guten Tag mit n'ander, da ich doch allein gehe?"

„Ist doch die Sache ganz in der Ordnung," erwiederte der Mann, „Sie liegen ja für 4 Mann einquartiert, da muß ich doch sprechen: Guten Tag mit n'ander."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 58. Freitag, 13. Mai 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Auf Eckholz schien die Rede des blassen Menschen den gewünschten Eindruck gemacht zu haben. Er suchte sich in seinem Sessel behaglicher einzurichten, legte sein rechtes Bein auf das linke Knie, stützte den Ellbogen darauf und starrte, indem er das Kinn auf die Handfläche legte, mit vorgebeugtem Oberleib in die Kaminglut, welche einen unheimlichen Glast auf seine häßlichen Züge warf. „Ich wußte wohl," begann er nach längerer Pause mit einem düsteren Lächeln, „daß gemeinschaftliches Unglück am innigsten verbrüdert. Ich weiß wohl, daß eine Liebe, die mir aufrichtig wohl will, auf demselben Boden wachsen muß, auf dem mein Haß gegen das tückische Menschenvolk wächst. Ich habe Dich aufgenommen und gepflegt, gerade weil die Menschen Dich ausstießen, und es freut mich doppelt, daß Du meine Vermuthung wahr gemacht hast. Ich wußte, daß Du mich lieb gewinnen würdest und ich müßte lügen, wenn ich ein Gefühl der Zuneigung, das ich gegen Dich empfinde, verreden wollte . . ."

Gottlieb wollte nach diesem Geständniß auf den Baron zustürzen und seine Hände küssen, die Dogge aber warf sich ihm so grimmig entgegen, daß er bebend, aber mit einem giftigen Blick auf das feindselig knurrende Thier, zurückwich.

„Nimm Dir einen Stuhl," sagte Eckholz, nachdem er den Hund beruhigt hatte, „und setze Dich mir gegenüber."

Gottlieb folgte dieser Einladung mit erwartungsvollen Mienen. Er mochte an eine Adoption oder eine sonstige Verfügung zu seinen Gunsten denken, und setzte sich breit und behaglich in seinen Stuhl zurecht, wobei er jedoch die Vorsicht gebrauchte, so weit als nöthig aus dem Bereich seines Feindes zu rücken, der noch immer knurrend nach Gottlieb's dürren Beinen zielte. Der Baron stand auf, schloß den eisernen Geldschrank und nahm ein Ebenholzkästchen und ein sammtnes Etui heraus. Mit diesen beiden Gegenständen kehrte er auf seinen Sitz zurück. Der buckelige Famulus schaute diesen Vorbereitungen mit neugierigen Augen zu. Eckholz kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern starrte wie vorhin in den Kamin. Nach und nach belebte sich sein mürrisches Gesicht, alte Bilder, halbverklungene Erinnerungen schienen in seiner Seele aufzutauchen, und er begleitete das Gähren und Weben seiner Phantasie mit leisgemurmelten Worten. Gottlieb lauschte eifrig, aber erst ganz allmälig, als das Selbstgespräch des Barons anfing deutlicher zu werden, erfaßte er den Zusammenhang und erkannte, daß jener seine Lebensgeschichte erzählte.

### II.

### Eine dunkle Geschichte.

„Ich kann nicht sagen, daß mein Vater ein besonders harter Mann gewesen sei," fuhr der Baron in seinem Selbstgespräch, das sich bald in eine an seinen Diener gerichtete Erzählung verwandelte, fort, „aber seine unbegrenzte Eitelkeit hatte dieselben traurigen Folgen für mich, die eine übertriebene Strenge gehabt haben würde. Er hatte als armer Gewürzkrämerlehrling seine wechselvolle Laufbahn begonnen und mehr durch Glück als durch Verstand und Kenntnisse sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen erworben. Sein Reichthum versprach in wenig Jahren zu einem fast unermeßbaren anzuwachsen, denn er hatte ihn in den vortheilhaftesten Spekulationen angelegt. Sein Glück war sprichwörtlich geworden, aber man prophezeite, daß es sich an seinem Sohn durch Unglück wieder ausgleichen werde. Diese Propheten haben Recht behalten.

„Ich war der einzige Sohn aus meines Vaters erster Ehe, die er in jener Zeit schloß, als er

noch arm und klein war. Ich habe meine Mutter nicht gekannt. Mein Vater liebte mich, denn ich war ein elender Krüppel. Nach sechs Jahren war mein Vater so reich und angesehen, daß er eine altadelige Dame heirathete, die blutarme Eigenthümerin dieses Hauses. Sie war die Schuldnerin meines Vaters und er erließ ihr die Schuld gegen ihr wurmstichiges Wappen; ihre verwelkte Person sammt ihrem Stolz und ihren bösen Launen nahm er mit drein. Sie nahm den Kaufmann seines Geldsackes wegen. Es war eine gottverfluchte Ehe, eine übergoldete Pfütze. Der Mann war seiner Frau an prickelndem Spott, an beißendem Witz nicht gewachsen. Es kamen empörende Scenen vor und ich mußte Dinge sehen, Worte hören, die meine kindliche Ehrfurcht vergifteten bis ins Mark und ins innerste Herz hinein. Ich war der Affe des Hauses, mein Vater stieß mich zur Seite, meine Stiefmutter trat und schlug mich, die Bedienten durften mich ungestraft verhöhnen. Witz, Spott, Hohn übten sich an dem häßlichen Buckelthier, wie sie mich nannten. Ich mußte die Zielscheibe herzloser Späße, die Fundgrube unfeiner Witze sein. Was Wunder, daß sich mein Herz verhärtete, daß ich dem Haß Haß, dem Hohn Verachtung entgegensetzte, daß ich die Stunde meiner Geburt verwünschte und meinen Vater haßte, weil er mein Vater war.

„Es waren zwei Stiefbrüder da, hübsche Knaben, aber verdorben und verwöhnt, verhätschelt und verweichelt. Sie starben, ehe sie sieben Jahre alt waren. Die Affenliebe der Eltern hatte sie zu Tod gefüttert. Jämmerlich siechten sie hin. Ihre Mutter folgte ihnen. Gleichgiltig sah ich sie im Sarge liegen, es war eine lustige Beerdigung. In Saus und Braus lebte mein Vater fort. Seine Geschäfte, seine Unternehmungen trugen Früchte in Hülle und Fülle, sein Reichthum wuchs nur desto mehr, je mehr er verschwendete. Ehren, Orden, Titel, Adel, Alles fiel ihm im Schlaf zu; was die Erde bieten konnte, war sein. Aber seine Schwelgereien und Feste zerrütteten seine Gesundheit, nächtliche Liebschaften drohten ihm den letzten Rest meiner Achtung zu rauben. Besser keine Eltern, als Eltern, die man verachten muß!

„Als ich älter wurde, überantwortete man mich einem Hofmeister, einem pedantischen gemeinen Menschen; ein scheinheiliger Schuft und dabei unwissend, sinnlich, schmutzig. Eine einzige Leidenschaft hatte ich, das war die Liebe zur Musik. Ohne diese Leidenschaft wäre ich untergegangen im Schlamme des Gemeinen. Mein Vater beschenkte Musiker mit kostbaren Instrumenten, denen ich nachweinte, wenn sie aus dem Hause getragen wurden. Er veranstaltete Concerte, denen ich im finsteren Gang zulauschte, unter dem Troß der Küche, ich, der Sohn des Hauses. Denn weil ich häßlich, buckelig, dumm war, war ich nicht salonfähig; weil ich nicht salonfähig war, wurde ich verachtet. Von kümmerlich erspartem Taschengeld kaufte ich mir eine schlechte Geige; ich, der Erbe des Millionärs. Ich lernte die Musik von selbst; erst spät, ganz spät bekam ich einen Lehrer, den schlechtesten, weit billigsten, der zu haben war. Aber die Kunst war die Oase in der Wüste meines Lebens, die ich mit der ganzen Kraft der Verzweiflung vor dem Versanden schützte. Da trug ich die wenigen Kleinodien meines inneren Menschen hin, die von der schnöden Welt noch nicht angefressen waren. Da verlebte ich die wenigen glücklichen Stunden, die mich vor Verzweiflung bewahrten. Da lernte ich die Größe und das Göttliche im Menschen ahnen und die hohen Genüsse, die Allen beschieden sind und mir vorenthalten wurden. Ich lernte den großen Menschen nachempfinden, die ein liebeüberströmendes Herz in Musikströme ausgeschüttet und ein göttliches Leben in Harmonie aufgelöst, ich lernte ahnen, was Liebe sei, und daß nicht alle Thränen bitter sind, die Menschenaugen vergießen.

„Um diese Zeit starb meines Vaters Bruder in zerrütteten Vermögensverhältnissen. Seine zwei Töchter, beide einige Jahre jünger als ich, nahm mein Vater zu sich. Er war hinfällig geworden und sehnte sich nach liebevoller Umgebung, nach weiblicher Pflege. Die beiden Mädchen gewannen sein Herz. Beide waren gleich schön, gleich liebenswürdig, und vergalten meine schüchterne Annäherung mit schwesterlicher Zuneigung."

Der Baron machte eine Pause und sah nachdenkend vor sich hin, in ferne Erinnerungen verloren. Die herbe Gebundenheit seiner Züge hatte sich in einen rührenden Ausdruck stiller Wehmuth aufgelöst und seine Lippen bewegten sich leise. — „Glücklich sind diejenigen," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „denen der Himmel eine glückliche Jugend schenkte. Auf der lichten Folie dieses ersten und einzigen Paradieses heben sich die dunkeln Gestalten des ernsten Lebens versöhnter ab. Von den tief und fruchtbar liegenden Wurzeln des Lebensbaumes steigen unaufhörlich stärkende Säfte, milde Kräfte auf und durchrinnen das ganze Gewächs mit Mark und Gesundheit, daß es den Stürmen der Welt trotzen kann. Wie mitleidswürdig, wie schwach und elend sind die Armen, die das Leben bei ihrem Eintritt schon mit finsterem Gesicht anstarrte! Ihr ganzes Leben ist auf dürren Fels ge-

Digitized by Google

gründet, aus welchem keine Quelle der Erinnerung rinnt, der sie Trost, Hoffnung, Zuversicht entschöpfen können. Sie sind mit all ihrem Hoffen und Dichten und Trachten der trügerischen Zukunft verschrieben. Wehe den Armen, wenn auch sie ihre Feindin ist!

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

10.

Die Erörterung zwischen Kahlau und Malwinen hatte diese tiefer erschüttert, als ihr gefaßtes Gebahren ahnen ließ. Sie war nun frei — das fühlte sie. An eine Rückkehr Philiberts zu ihr dachte, auf eine solche hoffte sie nicht. Aber mit dem Bewußtsein dieser Freiheit und Unabhängigkeit drängte sich ihr auch zugleich der Gedanke auf, daß sie sich damit von ihrer Stiefmutter losgesagt habe, — der Gedanke an ihre Verwaistheit und ihr Alleinstehen. Diese entsetzliche Ueberzeugung hätte sie vielleicht trotz alles Muthes augenblicklich niedergeschmettert, als sie auf ihr Zimmer zurückkehrte, wenn sie nicht in diesem ersten Augenblick an die Verheißungen der Religion gedacht hätte, — wenn der Glaube an die Lehre Christi nicht plötzlich in ihr aufgegangen wäre, wie eine heitere Morgensonne nach dem Sturm, wie der Leitstern am Firmament dem verschlagenen Schiffbrüchigen. Ihre religiöse Erziehung war nie eine sonderlich gründliche gewesen, aber es lebt im Gemüthe der Frau eine Sehnsucht, ein Bedürfniß nach Glauben und brünstigem Hoffen, ein Drang der Zuversicht zu dem unnennbaren Etwas, das die Geschicke der Welten und der Menschen lenkt, ein Sehnen nach dem unerforschlichen Gott, das namentlich in verhängnißvollen Wendepunkten des Lebens die zagende Seele erfüllt. Ihre Resignation hatte plötzlich einen festen Anker gefunden, und bei verschlossener Thüre warf sie sich in heißem Gebet auf die Kniee nieder, barg ihr Gesicht in die Kissen ihres Lagers, weinte sich aus und bat Gott um Beistand, Rath und Führung.

Wundersam gestärkt und ruhig erhob sie sich nach einer langen Stunde und suchte sich mit einer Handarbeit zu beschäftigen. Sie hörte Kahlau's Schritte, wie er aus dem Garten zurückkehrend die Treppe hinaufging auf sein Zimmer; sie hörte ihn mit starken Schritten auf- und abgehen. Dann wurde es ruhig und nach einer Weile kam er herab und ging, wie Malwine nachher erfuhr, zu Frau von Tonnewald und Fanny hinein, um von ihnen einen kühlen, stolzen Abschied zu nehmen. Eine Viertelstunde später sah sie ihn in den Wagen ihrer Stiefmutter steigen und davon fahren. Sie bemitleidete ihn, denn seine blassen, verstörten Züge, seine beinahe krampfhaft zusammengepreßten Lippen zeigten ihr genugsam, wie tiefgehend der Schmerz für ihn war, so nahe am Ziele von solchem Verlust ereilt worden zu sein.

In der That war Kahlau's kaltes, ernstes Gemüth tiefer erschüttert worden, als Malwine glaubte oder er sich selber gestanden haben würde. Nach ihrem Dafürhalten litt er jetzt nur unter dem gekränkten Stolz und verschmähter Neigung, vielleicht auch an Reue und Aerger über getäuschte Lebenspläne, an verwundeter Eigenliebe und Eigennutz; allein sie fühlte, daß er sich von diesem Schlage bald wieder erholen werde. Er aber hatte sie wirklich geliebt, so treu und so innig als nur ein Mensch von seinem kalten, selbstsüchtigen und berechnenden Charakter lieben konnte, und nur mit einem wilden, kaum niederzukämpfenden Schmerzgefühl gab er sie auf. Das Einzige, was ihm diese Trennung einerseits erleichterte, andererseits aber verbitterte, war, daß sein Scharfblick entdeckt hatte, wie nur die Abwesenheit einer wirklichen Neigung Malwinen den Muth und die Kraft gegeben haben könne, sich auf diese Weise von der Verbindung zu befreien. Und so sehr er auch Weltmann und Egoist und ehrgeizig war, so würde er doch ohne die hiervon gewonnene Ueberzeugung Anstand genommen haben, die Verlobte aufzugeben. Die Gerechtigkeit erfordert, daß wir es ausdrücklich hervorheben: hätte er seine Neigung erwiedert oder getheilt gesehen, so hätte er willig alle Ziele seines Ehrgeizes zum Opfer gebracht und wäre nicht abgereist. So aber schied er mit einem weiteren Dorn im Herzen, der darum nicht weniger schmerzte, weil er ihn geflissentlich zu verbergen suchte.

Kahlau war noch keine Viertelstunde abgereist, als Frau v. Tonnewald in Malwinens Zimmer trat und mit einer Miene innigen Bedauerns sagte: „Der Legationsrath ist nun abgereist und ich mache mir Vorwürfe, daß ich Dich habe gewähren lassen. Deine romantische Komödie endete so, wie ich es befürchtet hatte, und der Bruch mit Kahlau, den ich nun erst recht achte, ist unheilbar. Du hast sicher nur so gehandelt, weil Du über Deine Pläne für die Zukunft mit Dir einig bist, und ich halte mich für berechtigt, Dich nun um Aufklärung über dieselben bitten zu dürfen. Du bist, meine Nachsicht mißbrauchend, schon seit Monaten so vollständig Deinen eigenen Weg gegangen, daß mir gar kein

Einfluß auf Deine Handlungsweise mehr geblieben ist. Ich will Dir in diesen, für Dich so ernsten Stunden keinen Vorwurf hieraus machen; allein die Pflichten gegen meine eigene Tochter, die ich demnächst in die große Welt einzuführen habe, gebieten mir, genau zu ermitteln, in welcher Weise Du auf meine Hilfe und Unterstützung rechnest, welche ich Dir natürlich nicht entziehen will!"

Der kalte Ton dieser anscheinend so wohlgemeinten Worte fiel eisig in Malwinens Herz und weckte in ihr tiefe Entrüstung, aber zugleich auch Vorsicht. Sie rang nach Stärke und Ruhe und sagte dann bescheiden: „Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich Ihnen geflissentlich Aerger oder Unannehmlichkeiten bereitet hätte; aber mein Gewissen spricht mich von jeglichem Vorwurf darüber frei. Wenn ich meinen eigenen Weg ging, so war ich hierzu beinahe gezwungen. Ich beklage nun allerdings, daß ich mich einst mit Herrn Kahlau verlobt habe, allein wenn ich darin gefehlt, so war es wohl aus Mangel an Lebenserfahrung und vielleicht auch an Führung. Lassen wir diese Angelegenheit beruhen denn sie ist nun überwunden. Die Umstände, welche unsere Pläne geändert haben, waren gänzlich unabhängig von unserer Leitung und unserem Einflusse. Wir können sie also nur beklagen, müssen uns ihnen aber unterwerfen und ihnen gemäß zu handeln suchen. Ich habe mir noch keinen bestimmten neuen Lebensplan gemacht, wozu es vielleicht auch noch zu frühe wäre; aber ich bin fest entschlossen, zunächst ein Unterkommen als Gouvernante zu suchen, — eine Stelle, zu deren Uebernahme ich mich befähigt fühle, und so hoffe ich denn, Ihnen jede weitere Sorge und Mühe um meinetwillen ersparen zu können!"

„Das ist ein widersinniges Vorhaben, Malwine!" rief die Stiefmutter unwillig. „Du wirst doch nicht glauben, daß ich zugeben werde, die Tochter meines Gatten in einem untergeordneten Dienstverhältnisse stehen zu sehen, das nur ein ganz ungünstiges Licht auf Fanny werfen kann? Hiervon kann keine Rede sein."

„Verzeihen Sie, Mama, allein dieses Vorhaben werde ich bestimmt ausführen," versetzte Malwine mit ruhiger Festigkeit und richtete sich würdevoll und entschlossenen Blickes auf ihre Stiefmutter, auf. „Es m u ß sein, denn ich will und muß unabhängig dastehen. Sein selbstverdientes, redlich erworbenes Brod zu essen, ist keine Schande. Zudem bedarf ich nun eines Berufs, zumal ich längst schon gefühlt, daß ich keine Heimath habe, als in so ferne mir meine eigenen Mittel eine solche sicherten. Lassen Sie mich hierüber schweigen, denn ich möchte mir gern die Achtung und die Demuth bewahren, welche ich der Wittwe meines Vaters schulde; aber was in dieser Stunde mein Herz wirklich fühlt, das müssen Sie besser ahnen, als es meine Worte sagen können!"

Diese gleichmüthige und gelassene Festigkeit in Wort, Ton und Blick der Tochter imponirten der Stiefmutter und sie zuckte unter dem festen Blick Malwinens um so mehr zusammen, als ihr Gewissen ihr sagen mußte, dieser unausgesprochene Vorwurf von Seiten der Stieftochter sei nicht unverdient.

(Fortsetzung folgt)

## Mannigfaltiges.

Jemand bemerkte, daß er aus der biblischen Geschichte den Traum des Pharao doch gar nicht begreifen könne, wie es nämlich möglich sei, daß sieben magere Kühe sieben fette Kühe verzehrten, ohne daß man es ihnen ansähe. „Ich konnt' es auch nicht begreifen," sagte ein Kaufmann, „bis ich mir eine Frau nahm. Da hatte ich mehr als 7 große und dicke Kassa- und Handlungsbücher; meine Frau aber hatte ein kleines Wirthschaftsbuch. Am Ende des Jahres aber hatte das kleine Buch all' meine großen und dicken aufgezehrt und man sah es ihm nicht an. Seit der Zeit glaube ich auch an den Traum des Pharao."

Ein Geizhals schenkte einem Bettler ein Stück Kuchen. Dieser nahm die auf dem Tische liegende Zeitung, um es einzuwickeln. „Ach, mein Gott, die Zeitung, ich habe sie noch nicht gelesen!" — „Schadet nichts!" antwortete der Arme, „wenn S i e Jemanden Etwas geben, gehört es in die Zeitung."

Um die nicht selten eine Verschlechterung der Weine enthaltende Auffüllung mit anderen Weinen zu vermeiden, bedient sich ein Winzer in Burgund eines sehr einfachen Aushilfemittels. Er füllt das Faß je nach Bedürfniß mit kleinen Kieselsteinen auf und vermeidet dadurch jede störende Veränderung der Weine.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Sonntag, 15. Mai 1864.


## Gruß am heiligen Pfingstabende.

Es grüßen Abendglocken,
Der Berge Gipfeln glüh'n,
Durch grüne Rebenglocken
Die Frühlingslüfte zieh'n;
In andachtsvoller Stille
Die Blume steht und lauscht,
Der Geist der Liebesfülle
Hoch über'm Wasser rauscht.

Auch über Herzenstiefen
Schwebt mild der Geist des Herrn,
Von seinen Strahlen triefen
Die Seelen nah und fern.
Die Lieb- und Lichtesquelle
Fließt ewig klar und rein,
Die Nacht, den Haß, die Hölle
Schafft sich der Mensch allein.

Die Klänge leis zerrinnen
Wie eine Todtenklag',
Doch in der Seele drinnen
Da klingen mächtig nach
Unaussprechbare Worte
Von Liebe, Lust und Leid,
Wehmüthige Akkorde
Aus alter — sel'ger Zeit. —

Mög' solch ein Pfingsthauch wehen
Weit über deutsches Land,
Daß Brüder sich verstehen,
Die sich oft schwer verkannt;
Daß Gottes Festgruß offen,
Es in uns webt und wallt,
In Glauben, Lieben, Hoffen
Wir werden niemals kalt. —

Daß Alle Wahrheit schauen,
Die noch umnachtet geh'n,
Gebeugte mit Vertrauen
An theuren Gräbern steh'n,
Daß Seelen, die geschieden,
Bald froh vereinigt sei'n,
Und daß des Herren Frieden
In jedes Herz zieh' ein.

---

## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Damals hoffte ich" fuhr der Baron in seinem Gespräche weiter, „sie würde an mir gut machen, was die Vergangenheit an mir gesündigt. In Lydien glaubte ich den Engel gefunden zu haben, der mich mit den Menschen wieder verknüpfen würde und aussöhnen. Ihre Liebe zur Musik gab mir Gelegenheit, ihr meine Zuneigung zu beweisen, und was ich in Worten nicht zu sagen wagte, vertraute ich den Tönen an. Oft glaubte ich in ihren schönen Augen ein holdes Verständniß zu lesen. Ach, man glaubt ja so gern, was man sehnlich wünscht! Sie schloß sich von Tag zu Tag mehr an mich an, nannte mich Freund, Bruder, und wußte meinen kleinen Liebhabereien so freundlich zu schmeicheln, meine Gewohnheiten so hold zu ehren und gab mir so süße unschuldige Beweise ihrer herzlichen Liebe, daß ich sicherer aufzutreten, meine Befangenheit abzulegen und an ein Glück zu glauben anfing, das ich in meinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt hätte. Ach, meine Pariastellung hatte mich verblendet und für den kleinsten Beweis von Theilnahme so empfänglich gemacht, daß sich meine lodernde Phantasie und mein überschwellendes Herz schon am Ziel wähnten, wo ein Anderer kaum einen Anfang entdeckt hätte.

„Mein Vater verkaufte sein Geschäft und zog sich in dieses Schloß zurück. Einen Winter verlebten wir in den alten Mauern und das Glück behaglicher Häuslichkeit, welches ihn so lange geflohen hatte, schien seinen Lebensabend noch einmal

mit seinem vollen, milden Glanz verklären zu wollen. Meine musikalischen Talente vereinigten uns im traulichen Zimmer, befreundete Künstler wurden eingeladen und wir verlebten im wechselseitigen Austausch unserer Gaben schöne, selige Stunden. Und je mehr mein Selbstgefühl im gebildeten Umgang wuchs, desto mächtiger ward meine Liebe. Ich betrachtete die Lydie schon als die Meine und wagte Anspielungen auf ein innigeres Zusammenleben, die von dem unerfahrenen Kinde mit unschuldiger Freude aufgenommen wurden. Sie betrachtete mich als Bruder, erlaubte sich die unschuldsvollen Vertraulichkeiten einer Schwester und duldete meine Zärtlichkeiten, ohne von ihrer wahren Bedeutung einen rechten Begriff zu haben. Mein Vater ward immer kränklicher, alte Uebel verschlimmerten sich, neue traten hinzu und als das Frühjahr nahte, fühlte er sich seiner Auflösung nahe.

„Es war Ende Februar und ein schöner, kalter, klarer Tag. Die Aerzte glaubten, daß er meines Vaters letzter sei. Der Kranke lag bleich und still auf seinem Bett, die Fenster waren verhängt, im Vorzimmer flüsterten die Diener verstohlen, wir [illegible] Die Mädchen weinten. Lydie war ganz aufgelöst in Jammer und mir selbst rannen unaufhörlich Thränen aus den Augen. O, ein Sterbebett ist ein furchtbar heiliger Altar und der Tod ein gewaltiger Hoheprieſter! Meines Vaters Anblick erschütterte mich tief. In der letzten Zeit war er sanft und gut gegen mich gewesen und daran dachte ich, alles Frühere hatte ich vergeben und vergessen.

„Plötzlich richtete sich der Sterbende in den Kissen empor und sah erst die Schwestern, dann mich mit großen, geisterhaften Augen an. Versprich mir, Ehrhard, — sagte er zu mir und hielt mit seiner fleischlosen Hand die meine fest, — versprich mir, daß Du Dich dieser beiden Kinder nach meinem Tod annehmen willst; wenn Du es aber nicht willst, fuhr er heftig fort, als ich einen Augenblick mit der Antwort säumte, so rufe man einen Notar, daß ich selbst vor meinem Hinscheiden ihre Existenz sicher stelle. — Ich richtete meinen Blick auf die heftig schluchzende Lydie, mein Herz schlug hörbar. Mein Vater, sagte ich, indem ich Lydien bei der Hand nahm, für diese bin ich bereit, als Gatte zu sorgen und für die Andere als Schwager, wofern Lydie, die ich über Alles liebe, damit einverstanden ist. — Es war ein feierlicher Moment. Meine Thränen fielen auf die Locken meiner Geliebten, als sie mich, selbst weinend, überrascht ansah. Meines Vaters Gesicht ward von einem glückseligen Lächeln verklärt. Lydie, rief er mit lauterer Stimme, als man dem Sterbenden zugetraut hätte, ist es Dein Wille, meinem Ehrhard anzugehören? Glaube mir, mein Kind, er ist mehr werth, als sein Aeußeres verspricht, Du würdest Dir ein glückliches Leben, mir aber ein zufriedenes Ende bereiten. — Sein Blick, alle Blicke ruhten auf Lydien. Sie schluchzte noch heftiger, nickte mit dem Kopfe und klammerte sich fest an mich. Ich küßte sie wieder und wieder, weinte und meinte im Himmel zu sein. Von einem Gefühl bewegt, knieten wir vor dem Lager des Sterbenden nieder. Er legte seine kalte Hand auf unsere Scheitel: Seid glücklich und habt Euch lieb. — Mit diesen Worten hauchte er seinen Geist aus."

Der Baron hielt inne. Die Erzählung hatte ihn heftig erschüttert. Er griff nach dem kleinen Sammtetui und öffnete es langsam. Das Brustbild eines Mädchens von seltener Schönheit kam zum Vorschein. Er schaute es lange an, dann richtete er seinen feuchten Blick auf den Nachbar und reichte ihm das Gemälde. „Ich glaubte längst gegen den Eindruck dieses Bildes gestählt zu sein," sagte er mit unsicherer Stimme, „aber ich habe einen letzten Rest der alten Weichherzigkeit noch nicht bewältigen können." Das Bild, welches Gottlieb jetzt betrachtete, machte das Aufbrechen einer vernarbten Wunde, welche um des Originals willen einstens geblutet hatte, verzeihlich. Das Mädchen auf dem Bild mußte in Wirklichkeit von bezaubernder Schönheit gewesen sein. Das Geheimniß dieses Zaubers lag nicht sowohl in der wunderbaren Harmonie, zu der alle einzelnen Theile des Gesichts zusammentraten, als vielmehr in dem unergründlichen Ausdruck der sammtbraunen Augen, vor Allem aber in dem mädchenhaft süßen, ächt weiblichen Hauch, der über das Ganze gebreitet lag. Es war eines jener poesiereichen Frauengesichter, die im rauschenden Festsaal von imposanteren Schönheiten verdunkelt werden können, in bescheidener Umgebung der Natur und Häuslichkeit aber wieder und wieder zu andächtiger Betrachtung einladen, ähnlich einem künstlerischen Meisterwerk, darin man sich nie tief genug versenken kann, weil uns, je länger wir staunen, desto reichere Schönheiten aufgehen.

Auch auf das theilnahmlose Gemüth des Buckeligen schien das Bild einen Augenblick lang seinen Zauber zu üben, bald aber wandte er sich verächtlich ab und heftete seinen lauernden Blick voll ungeduldiger Erwartung auf seinen Herrn, der sich inzwischen wieder gefaßt hatte und trockenen Auges vor sich hinblickte.

„Nach meines Vaters Tod," hob er nach einer Weile wieder an, „lebten wir die erste Zeit still

Digitized by Google

vor uns hin. Ich lernte das köstliche Wesen meiner Braut mehr und mehr kennen, ich pries mich über-, überglücklich. Kein Opfer wäre mir zu groß gewesen, hätte ich sie noch zu erringen gehabt, und da ich sie besaß, schaute ich im sichern Gefühl seliger Befriedigung, ewigen Glückes auf alles Erduldete zurück. Und sie hing an mir mit warmer Liebe; so schien es mir wenigstens. — Nach und nach nahm ich mit den beiden Schwestern wieder an den lauteren Lebensgenüssen Theil, wohin das volle Herz ohnehin drängte. Freundlich lud ich meine künstlerischen Freunde wieder zusammen, unseren musikatischen Genüssen wurden die Säle eingeräumt und es bildete sich ein phantastisch-buntes Künstler- und Sommerleben aus, wie es dem lebhaften Sinn der Mädchen gefiel und meiner eigenen glücklichen Stimmung zusagte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

„Sie brauchen übrigens nicht zu fürchten, ich werde es an die große Glocke hängen, daß ich Gouvernante geworden sei," fuhr Malwine wehmüthig fort. „Was mir nach diesen jüngsten Lebenserfahrungen am meisten frommen wird und wonach mich zunächst verlangt, ist eine bescheidene Zurückgezogenheit auf dem Lande, möglichst weit von hier, und ein Wirkungskreis, der alle meine Kräfte in Anspruch nimmt, damit ich mich vergessen kann. Je ferner von hier, je geringer die Wahrscheinlichkeit, Ihren Freunden und Verwandten zu begegnen, desto lieber wird mir eine solche Stellung sein. Und wollen Sie alsdann wirklich nicht wissen lassen, daß ich mein Brod durch redliche Arbeit verdiene, so sagen Sie den Neugierigen, ich sei bei Freunden im Auslande. Für Fanny's Zukunft wird es unerheblich sein, wo und was ich bin," fuhr sie mit hörbar bebender Stimme fort, „denn Sie sagten mir ja einst, daß ihr Geschick bereits fest bestimmt sei..." Die Stimme versagte ihr und die angenommene Festigkeit drohte zu schwinden, wenn sie an Paul v. Schellwitz dachte.

„Je nun, Malwine, ich sehe, daß Du von Deinem Entschluß nicht abzubringen bist, und ich wünsche nur, daß er zu Deinem Glück ausschlagen möge," sagte Frau v. Tonnewald aufstehend. „Ich verwahre mich jedoch feierlich gegen alle Verantwortung wegen seiner etwaigen Folgen. Kommst Du ins Unglück, so bürde es nicht mir auf, denn es war ja meine Absicht, Dir hier ein bescheidenes Asyl zu gründen, wo Du unbelästigt und unvertrieben hättest leben können. Ich werde morgen nach D. zurückkehren, und Du kannst einstweilen ganz nach Deinem Belieben hier leben wie seitdem, bis Dein Geschick sich nach Deiner eigenen Wahl entscheidet."

Einen kühlen Abschied am folgenden Tage ausgenommen, als Frau v. Tonnewald mit Fanny abreiste, trennten sich Stiefmutter und Stiefkind hier schon eigentlich, und vermeintlich auf Nimmerwiedersehen. Das arme Mädchen erfuhr nun erst, wie niederbeugend das Bewußtsein hilflosen Alleinstehens und gänzlichen Losgerissenseins von den Seinigen ist. Ohne jenen zuversichtlichen Glauben auf den himmlischen Vater der Waisen, ohne den Trost der Religion wäre sie vielleicht ihrem Jammer erlegen, denn die Einsamkeit dünkte ihr von Tag zu Tag schauriger, seit sie bemerkte, daß der Umschlag ihrer äußeren Glücksverhältnisse die Dienstboten des Hauses, namentlich die alte Wirthschafterin, vermeintlich aller zärteren Rücksichten gegen die Verarmte entbunden hatte. Malwine erschien dem Bedientenvolke nur noch wie eine Geduldete, wie eine unvermeidliche Bürde der Brodherrschaft. Dies war für Malwinens feines Gefühl so demüthigend, daß sie selbst diesem Asyl bald entlaufen wäre, hätte sich nicht der Geistliche des benachbarten Fleckens ihrer werkthätig angenommen und ihr für eine Gouvernantenstelle im Auslande gesorgt.

### 11.

Seit den in unserem letzten Kapitel erzählten Begebenheiten waren mehr als zwei Jahre vergangen und hatten nicht nur in Malwinens Lage, sondern auch in den Lebensverhältnissen ihrer Verwandten einige tiefer gehende Veränderungen zuwege gebracht. Kornelie stand im Begriff, sich mit dem gesetzten, ernsten Julian Forster zu verheirathen, welcher seit seines Vaters Tode und seit er selbst dem großen Fabrikgeschäfte vorstand, noch ernster geworden zu sein schien, und doch, in Folge einer der seltsamen Anomalien unserer menschlichen Natur, von der kecken, frischen, muthwilligen Munterkeit und Ausgelassenheit Korneliens bezaubert worden war, deren innere Vorzüge er erst später kennen und werthschätzen gelernt hatte.

Frau v. Tonnewald's Pläne bezüglich Fanny's hatten sich bis zur Stunde noch nicht verwirklicht. Zwar war Paul während des ersten Winters, wo Fanny in D. in die große Welt eintrat, sehr oft an ihrer Seite in Gesellschaften erschienen und ein täglicher Gast im Hause der Tante gewesen; aber

Digitized by Google

aller Bemühungen Fanny's und ihrer Mutter zum Trotz war es zu keiner rechten Neigung gekommen. Fanny's Wesen konnte ihm nicht genügen; es fehlte ihr die Tiefe des Geistes und Charakters, welche er an Malwinen so hoch geschätzt hatte, und er fand sie manchmal nicht nur unbedeutend, sondern sogar läppisch. Das Gewinnende der wirklich reizenden äußeren Erscheinung, das so viel Bewunderung erregte, vermochte ihn nicht blind zu machen für manche geistige und sittliche Mängel. Jenes innere Erlebniß mit Malwine hatte ihn gesetzter, ernster und nachdenklicher gemacht, und er war darum vielleicht anspruchsvoller in seinen Forderungen an die Eigenschaften, die er von seiner künftigen Gattin erwartete.

Der Schluß der Saison brachte auch Pauls Versetzung auf einen Gesandtschaftsposten in Neapel. Er schied ohne Bedauern, denn er sehnte sich, sogar der Tante und Cousine entrückt zu werden, welche ihn oft unwillkürlich an die treulose Malwine erinnerten, deren Unglück sie gleichwohl im Stillen seinem Mitgefühl dringend empfahl. Ein launischer Zufall gab ihm auch bei Fanny wieder seinen früheren Freund Kahlau zum Ersatzmann. Die **sche Gesandtschaft in D. war nämlich eingezogen und mit einem einfachen Geschäftsträger in Person des nun geadelten Legationsrathes v. Kahlau beschickt worden. Die ersten bekannten Personen, welche diesem in D. begegnet, waren Fanny und ihre Mutter gewesen, mit welchen er die Bekanntschaft unbefangen erneuerte. Fanny's äußere Reize ließen ihn nicht kalt. Einige Wochen Zusammenlebens mit beiden Damen in einem kleinen Badeorte schürzten den Knoten der Bekanntschaft noch fester. Kahlau huldigte ihr so offen, daß Frau v. Tonnewald unruhig wurde, da sie einmal ihren Sinn auf Fanny's Verbindung mit dem Vetter Paul gesetzt hatte. Fanny, die Gefeierte, die seit Pauls Abreise sich gerne huldigen und bewundern ließ, lachte über der Mutter Besorgnisse und Warnungen und zeichnete Kahlau noch mehr aus, denn er war die beste Parthie unter allen ihren Anbetern, und am Ende des zweiten Winters, welchen Fanny durchtanzt und durchschwärmt hatte, verlobte sie sich trotz aller Widerrede der Mutter mit Kahlau und setzte es durch, daß schon zu Anfang des Sommers die Hochzeit stattfand, worauf sie ihrem Gatten in ein fashionables Bad folgte. Ihre Mutter aber vergrub sich in die Einsamkeit von Erlenhof und hatte nun Muße genug, Betrachtungen über den Undank verhätschelter und verzogener Töchter anzustellen.

Zu ihrer großen Demüthigung schien Paul Schellwitz den Verlust Fanny's sehr leicht zu nehmen denn als er zu Ende des Sommers auf Urlaub nach Deutschland zurückkehrte, besuchte er auch die Tante und beruhigte sie vollständig darüber, daß diese Heirath keinerlei Störung in dem guten Einvernehmen beider Familien hervorbringen werde. Dagegen verriethen seine kurzen und ganz beiläufigen Erkundigungen nach Malwinen eine ungewöhnliche Aufregung und Theilnahme, welche sicher noch gestiegen sein würde, wenn er die volle Wahrheit erfahren hätte.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Die Wochenschrift „Once a Week" bringt eine Erklärung der häufigen Erscheinung, daß Seeleute so gerne eine Katze mit auf ihre Fahrten nehmen. Die Vertilgung der Ratten ist nur ein untergeordneter Zweck neben den beiden Hauptgründen. Die Seeversicherungen bieten für den Schaden, welchen Ratten dem Kargo anthun, keinen Ersatz; kann aber der Eigner der beschädigten Güter beweisen, daß das Schiff ohne Katze an Bord in See gestochen ist, so hat er das Recht, von dem Kapitän Ersatz zu fordern. Zweitens wird ein Schiff, welches ohne eine lebende Kreatur an Bord auf dem Meere angetroffen wird, als herrenloses Gut betrachtet und ist der Admiralität, den Findern oder der Krone verfallen. Häufig aber ist es vorgekommen, daß, nachdem ein Schiff von der Mannschaft verlassen worden, irgend ein Thier, ein Hund, Kanarienvogel und am öftesten eine Katze — weil diese vor dem Wasser einen so großen Abscheu hat — das Schiff vor dem Schicksal, als herrenloses Gut weggenommen zu werden, bewahrt und dem Eigenthümer sein Besitzrecht erhalten hat.

Eßlustige Engländer in Berlin veranstalteten einen Gelegenheitsschmaus in einem Gasthofe. Dieser bestand in einer einzigen Pastete, welche nicht weniger als 100 Pfund wog. Die „Dreideckerpastete" verschloß in ihrem Bauch ein Paar Hasen, zwei Fasanen, mehrere Rebhühner und Enten, zwölf Tauben, die Keule eines Lammes, 4 Pfd. Beefsteak, eine fette Gans und eine Flasche Portwein. Zum Teige waren 14 Pfd. Mehl erforderlich gewesen, und das Backen selbst hatte 6 Stunden in Anspruch genommen. Das Riesenwerk wurde vollständig vertilgt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Dienstag, 17. Mai 1864.


## Wechsel.

Das Veilchen grüßt, es weht so lau
Die milde Maienluft;
Füllt Hain und Flur, die schöne Au
Mit würz'ger Blüthen Duft.
Hier Strauch und Baum, dort Gras und Moos,
Entsprießet reichem Erdenschoos;
Aus Büschen dicht und Waldeshag
Ertönt der Amsel süßer Schlag.

Viel reiche Hoffnung ziehet ein
Mit dieser Frühlingspracht,
Die uns in Allem, groß und klein,
So froh entgegenlacht.
Und kommt der Sommer glühend heiß,
Dann lohnet sich der Thät'gen Fleiß:
Wohin das helle Auge dringt,
Der Segen uns entgegenwinkt.

Doch auch die Wetter fehlen nicht,
So drohend, schwarz und schwer;
Gar manche reiche Hoffnung bricht,
Und bleibt getäuscht und leer.
Schon hüllt der Himmel sich in Grau,
Die Winde wehen scharf und rauh;
Das falbe Laub der Bäume fällt:
Es hat der Herbst sich eingestellt.

Wie kahl und öd in kurzer Zeit
Liegt trauernd Wald und Feld;
Mit seinem weißen Sterbekleid
Der Winter Einzug hält.
Drin füllet er die Erde ein,
So vorsorglich, so zart und fein;
Genommen nun in seine Hut —
Gar friedenreich sie fortan ruht.

---

Erkennst du nicht in diesem Bild
Des Menschen ganze Bahn?
Der Lebensfrühling fängt so mild,
So hüftereich dir an.
Als Kind du noch die Blüthe bist,
Die hoffnungsvoll der Vater küßt;
Die 's Mutterherz — o, höchstes Gut! —
Treu hegt und nährt mit ihrem Blut.

Der Sommer kommt, mit reger Kraft
Verfolgest du dein Ziel;
Wie wallet heiß des Lebens Saft,
Und bringet Früchte viel.
Doch wie du strebst und wie du ringst,
Stets Größeres vollbringen willst:
Muth, Hoffnung, Ehr' das Herz dir schwellt —
Dir dünkt zu klein die ganze Welt.

Doch ach! wie ist so wechselreich
Des Menschen Loos; sein Glück —
Wenn's Schicksal winkt — in Scherben gleich
Zerbricht's ein Augenblick.
Geknickt, entblättert, hoffnungsmüd
Siehst forthin Alles an so trüb;
Ein graues Haar das Räthsel löst:
Im Herbst des Lebens du schon stehst.

Bald, bald! dann zeigt das weiße Haupt,
Daß du im Winter bist;
Des Lebens Traum, eh' du's geglaubt,
Auch schon verflogen ist.
Nach kurzer Täuschung — süße Ruh',
Winkt dir das Grab so tröstend zu;
Wir aber, die den Sarg umsteh'n,
Wir rufen nach: „Auf Wiederseh'n!"

Erfurt. — *Fr. Landgr.*

---

## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Um diese Zeit brannte das Theater ab und dieses Unglück wurde von den Kunstfreunden um so schmerzlicher beklagt, als die Direktion seit Kurzem

einen jungen Schauspieler erworben hatte, der durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit ebenso entzückte, wie durch sein geniales Spiel. Leonhard Herz war sein Name. Ich hatte ihn mehrmals eingeladen, er gefiel mir, ich strebte nach seiner Freundschaft. Leichter, als ich gedacht hatte, bewog ich ihn, einem Plan beizutreten, den ich ihm mittheilte. Ich wollte ein passendes Gebäude nah bei meinem Schloß zu einem kleinen Theater einrichten und mit all der Würde ausstatten, die mir mein Reichthum gestattete. Hierbei sollte er mir als geistreicher Künstler an die Hand gehen und durch sein Spiel der Liebhaberbühne Gestalt und Bedeutung geben. Ich schwärmte für die großen Meisterwerke der dramatischen Kunst in demselben Maße, wie mein Freund, und wir hielten es für eine Kleinigkeit, sie zur würdigen Darstellung zu bringen, wenn ich meinen Reichthum, er sein Genie beisteuerte.

„Bald war das Haus eingerichtet und entzückte die Kenner. Bald war eine Gesellschaft Gebildeter beisammen und unter der vortrefflichen Leitung meines Freundes nahmen ihre dilettantischen Bestrebungen einen ernsteren und würdigeren Charakter an. Denn Herz war die Seele aller Unternehmungen, seine Liebenswürdigkeit gewann ihm alle Herzen, seinen glänzenden Witz, seine Kenntnisse und Rednergaben erkannten die Eingebildetsten bewundernd an und was er als Mensch kalt ließ, riß er als Schauspieler durch die unwiderstehliche Gewalt seiner Darstellung hin. In tragischen Rollen war er unvergleichlich. Seine Kunst erreichte in der schwierigen Aufgabe des Romeocharakters ihren Gipfel. Diese Tragödie — die einzige des großen Briten, die wir ganz darzustellen wagten — ward der Glanzpunkt unseres Repertoires, das Lieblingsstück der Zuschauer, und genoß ihrer vortrefflichen Aufführung wegen eines hohen Ruhms in der ganzen Umgegend. Die angesehensten Männer verschmähten es nicht, sich Einlaßbillets zu erbitten, und unter den jungen Leuten herrschte ein wahrer Aufruhr des Neids, wenn es Einem von ihnen vergönnt wurde, eine kleine Rolle zu spielen. Des Herz Name schwebte auf allen Lippen und mein Haus ward als Musensitz bewundert und beneidet. Ich selbst schwamm in einem Wonnemeer. Der früher mißhandelte Krüppel, der Verachtete, bei Seite Gestoßene, genoß den ehrenden Umgang der bedeutendsten Männer, die bräutliche Liebe des schönsten Mädchens und die Freundschaft des allbewunderten Künstlers. Ich war gerächt.

„Und Herzens Freundschaft war nicht das letzte der Güter, auf die ich stolz war. Mit rückhaltsloser Offenheit vertraute ich mich ihm an, Gut und Blut war ich für ihn zu opfern bereit; wenn je ein Freund treu und ehrlich geliebt wurde, so war er es. Ich theilte meine Wohnung mit ihm und hatte vor, mein Vermögen mit ihm zu theilen, sobald ein gewisser Fall eintreten würde. Denn mit aufrichtiger Freude hatte ich bemerkt, daß ihm die Schwester meiner Braut, Adele, von Herzen zugethan sei und er schien ihre Leidenschaft zu erwiedern. Ich betrachtete ihn bereits als künftigen Schwager, ich dachte an den Bau eines niedlichen Schlößchens, das ich den Neuvermählten als nahgelegene Wohnung schenken wollte. Ich hatte die besten, die lautersten Absichten. Herz ging auf meine Anspielungen bereitwillig ein, huldigte in immer auffälligerer Weise der schönen Adele und erlaubte sich als baldiger Schwager gegen meine eigene Braut die erlaubten Vertraulichkeiten eines Verwandten. Ich gestattete ihm dies um so lieber, als Lydie dem Schauspieler gegenüber von auffallender Befangenheit war: sie ward roth und verwirrt in seiner Gegenwart, einsilbig, verstimmt, und ich mußte ihr zureden, meinen Freund durch ihr sonderbares Benehmen nicht zu beleidigen. Ich konnte mir ihr beinahe feindseliges Benehmen gegen Herz nicht erklären und versicherte ihr wiederholt, daß ich nicht eifersüchtig sei und es gern sähe, wenn sie dem liebenswürdigen Benehmen meines Freundes Gerechtigkeit widerfahren lasse. Vergebens. Sie wurde in dem Maße trauriger, als das Glück ihrer Schwester zu steigen anfing.

„Meine Hochzeit sollte in Bälde gefeiert werden und dabei meines Freundes Verlobung mit Adele verkündigt werden. So war es beschlossen und die Vorbereitungen nahmen ihren Gang. Vorher sollte nochmals „Romeo und Julia“ aufgeführt werden. Lydie und Herz sollten die Titelrollen übernehmen. Mit seltsamer Bewegung schickte sich meine Braut in die Vorbereitungen. Herz war immer um sie und ging ihr in der Rolle, die sie übernommen hatte, beim Einstudiren wacker an die Hand. Alles ging gut bis zum Abend der Vorstellung. Da aber schien Lydie alles Vertrauen auf ihre Kraft verloren zu haben. Todtenbleich riß sie ihre Kleider wieder ab und warf sich weinend in einen Sessel. Sie könne, sie dürfe die Julia nicht spielen, rief sie unter Wehklagen und Thränen. Ihr Jammer erschreckte, befremdete mich. Alles war bereit, der Vorhang sollte aufgezogen werden, die Zuschauer und Spieler warteten. Sollte ich das eifrig gewünschte Vergnügen so vieler Freunde einer nichtigen Grille opfern? Durfte ich mich und meine geräuschvollen Vorbereitungen zu dem Feste einer Weiber-

laune willen lächerlich machen? Denn für eine Laune und für nichts Anderes hielt ich das Benehmen Lydiens. Ich redete ihrem Eigensinn zu, ich beschwor sie, drang in sie, mir den Grund ihrer Weigerung zu nennen. Schluchzen war ihre einzige Antwort. Da trat Herz herein, schön wie nie, ganz Feuer, ganz Begeisterung. Ich erzählte ihm Lydiens Benehmen. Er lächelte, nannte es Lampenfieber, man müsse ihr zureden. Seine zuversichtliche Miene ermuthigte mich. Ich ließ ihn mit Lydien allein. Was er für Mittel der Unterredung angewandt hat, weiß ich nicht. Eine Viertelstunde später stand Lydie auf der Bühne, glücklich, freudig, wunderlieblich. Sie spielte mit einer Gluth und Wahrheit, wie sie nur der wirklichen Leidenschaft möglich ist. Leonhard ebenso. Allgemeines Staunen folgte ihrem Spiel, maßloser Beifall. Ich war blind, ganz blind. In der lächerlichen Verkleidung des Mercutio half ich mein eigenes Glück zu Grabe tragen. Zwischen Staunen und Bewunderung getheilt, verließen die Eingeladenen die verhängnißvolle Vorstellung. Man überhäufte mich, meinen Freund, meine Braut mit Glückwünschen. Ich war selig, küßte meine Braut, drückte meinem Freund die Hand und sah kaum, daß Adele leichenblaß neben uns stand. Sie mochte Alles geahnt haben. — Von diesem Abend an kehrte sich das Verhältniß der beiden Schwestern um. Auf Lydiens Gesicht ruhte eine unendliche Seligkeit, aber auch eine unendliche Unruhe, sie mied meine Gegenwart, aber ein Blick in ihre Augen schien mir zu sagen, daß es bräutliches Bangen, jungfräuliche Beschämtheit sein müsse, was ihr die Röthe auf die Wangen, Thränen in die Augen trieb; denn die Hochzeit stand vor der Thür. Ich war blind, blind, blind.

„Adele wurde von Tag zu Tag bleicher; seltsame Blicke, die sie auf Schwester und Bräutigam warf, konnte ich nicht deuten. Auffallend war mir nur eine räthselhafte Zusammenkunft, welche beide Schwestern mit dem Schauspieler hatten. Alle Drei waren auf's Heftigste erschüttert, als ich sie überraschte. Man wußte mein Befremden zu beschwichtigen. Am nämlichen Abend sollte die Probe zu einer letzten Aufführung der verhängnißvollen Tragödie sein, welche für den Polterabend vorbereitet war. Dem heftigen Andringen vieler Freunde, die von Lydiens Spiel begeistert waren, hatte ich nachgeben müssen. Lydie spielte noch feuriger als das erste Mal. Es regnete heftig, als wir den Saal verließen; die Nacht war dunkel. Herz geleitete Lydie, ich suchte nach Adelen, die ich bei der Probe anwesend wähnte. Da ich sie nicht mehr fand, so eilte ich hinter den beiden Anderen her. Beim Schein einer Gartenlampe sah ich etwas Glänzendes am Boden schimmern. Ich bückte mich — es war die silberne Giftphiole, die Leonhard als Romeo zu gebrauchen pflegte. Sie war ihm als Erbstück theuer. Sie mußte ihm aus der Tasche gefallen sein. Die Kapsel war aufgegangen, ein kleines Papierstreifchen sah aus dem Hals des Fläschchens hervor. Ich zog es heraus, rollte es auf und las es beim Schein der Lampe:

„Geliebte Julia!

Bei unserer Liebe und unserem ferneren Glück beschwöre ich Dich, mich heute Nacht um zwölf Uhr im blauen Gartensaal zu erwarten. Die Zeit drängt, ein kühner Entschluß muß gefaßt werden. Morgen Abend zum letzten Mal auf der Bühne, dann für immer in der schöneren Wirklichkeit Dein treuer Romeo."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Malwine war nun seit nahezu zwei Jahren Gouvernante bei den beiden Töchtern einer adeligen Wittwe auf der Insel Schoonen und hatte ihren Beruf so liebgewonnen, daß sie sich selbst darüber wunderte. Frau v. Nelleborg war eine Frau von mittleren Jahren, von Charakter und Manieren eigenthümlich mild und sanft; ihr Gesicht trug die Spuren tiefen und geduldig ertragenen Leidens. Dabei aber lag weder Traurigkeit noch Verbitterung darin, sondern ihr Gesicht wie ihr Benehmen waren voll Ruhe, Frieden und Resignation. Diese Frau von reicher und vielfältiger Lebenserfahrung hatte Malwine bald schätzen und liebgewinnen gelernt und ein lebhaftes Interesse für das schöne Mädchen erfaßt, dessen seltene Bildung und feiner Anstand in einem schneidenden Kontrast zu der bescheidenen Stellung zu stehen schienen, welche sie einnahm. Sie hatte Malwinens Name nur durch Vermittelung einer Zeitungsannonce erfahren, aber auf die guten Empfehlungen hin eine vortheilhafte Meinung für sie gefaßt, in welcher sie noch bestärkt wurde, als Malwine sich ihr vorstellte und persönliche Bekanntschaft und das Zusammenleben beide einander näher führte. Trotz der ganz anspruchlosen und bescheidenen Toilette Malwinens hatte Frau v. Nelleborg aus ihrem ganzen Wesen und Betragen und aus der Gedrücktheit, die sich in ihren Gefühlen wie in ihrer Stimme kundgab, die Ueberzeugung gewonnen, daß die

Gouvernante aus besserem Stande und in ihrer Jugend wohl an andere Lebensverhältnisse gewöhnt gewesen sei. Es würde sie sehr interessirt haben, hierüber etwas Näheres zu erfahren; gleichwohl machte sie keinen Versuch, Malwinen ihr Vertrauen aufzunöthigen, sondern begnügte sich, der Mademoiselle Tonnewald eine so auszeichnende und rücksichtsvoll freundliche Behandlung zu gönnen, wie sie ihrer Bildungsstufe und Erziehung angemessen war und wie sie es um ihre Zöglinge verdiente, denn Hermione und Lydia waren ganz begeistert für ihre junge, sanfte und freundliche Gouvernante, die sie sich so ganz anders, so furchtbar und strenge vorgestellt hatten. Gerade die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Zöglinge aber und deren Gelehrigkeit und Eifer waren es nächst der freundlichen Begegnung der Frau v. Nelleborg vornehmlich, was Malwinen diesen Beruf so liebgewinnen ließ, denn wir hängen unser Herz am liebsten an diejenigen Thätigkeiten und Bestrebungen, in welchen wir Erfolg haben.

Malwine war mit ihrem Schicksal ganz ausgesöhnt, als sie unversehens aus ihrer Ruhe und Resignation wieder aufgeschreckt wurde. Sie führte einen solch unbedeutenden Briefwechsel, daß die Ankunft eines Briefes für sie ein Ereigniß war, welches gewöhnlich die ganze Familie interessirte. Ihre einzige Korrespondenz war mit dem alten Pastor Hain und dessen Familie, welche sich ihr in den Tagen ihrer Heimsuchung so freundlich und liebreich erwiesen, und mit dem Gerichtsrath Huber, welchen die Pupillenbehörde ihr nach dem konstatirten Selbstmord des Oberst Farneck zum Vormund bestellt hatte. Lydia glaubte daher ihrer Erzieherin eine große Freude zu verursachen, als sie eines Morgens Malwinen einen Brief aus Deutschland in ihr Zimmer brachte, welcher von Elise Hain, der Tochter des Pastors kam. Malwine erbrach ihn hastig, und fand darin ein Briefchen von ihrer Stiefmutter, welche ihr in wenigen hastigen und unwilligen Zeilen die Nachricht von Fanny's Verheirathung mit Kahlau mittheilte. „Die Verbindung geschah ganz gegen meinen Willen," schrieb Frau v. Tonnewald. „Man hat mir meine Einwilligung abgezwungen, und ich gab sie nur, um einem öffentlichen Affront vorzubeugen. Allein ich sehe in Dir, Malwine, die einzige Ursache dieses verdrießlichen Handels. Hättest Du meinen Rath damals befolgt, so wäre dieser Schritt Kahlau's unmöglich gewesen. Ich weiß nicht, ob ich mehr die Thorheit und Verblendung Fanny's oder die List und kalte, ränkevolle Bosheit Kahlau's verwünschen soll. Jedenfalls hatte die Sache, nachdem Fanny schon lange für die erkärte Verlobte Pauls galt, ein leidiges Aufsehen erregt und so viel von sich reden gemacht, daß mir der Aufenthalt in D. unerträglich wurde und ich mich nach Erlenhof zurückzog, um dem täglichen Verdrusse hämischer oder ironischer Glückwünsche zu entgehen. Ich werde diesen Schritt Fanny nie verzeihen, und habe Kahlau geschrieben, daß er mir nie über die Schwelle kommen dürfe, da ich ihn als einen Intriguanten verabscheue ꝛc."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Spiel des Zufalls. Bekanntlich zerfallen die deutschen Bundesstaaten bei Behandlung der schleswig-holsteinischen Sache am Bundestag in drei Hauptgruppen, nämlich: 1. die dem nationalen Wunsch und Recht der Herzogthümer günstigen, 2. die demselben entschieden gegnerischen und 3. die zweifelhaften und noch unentschiedenen Staaten. Nun ist es gewiß ein eigenes Zusammentreffen, daß zur ersten Gruppe alle mit B anfangenden Staaten: Bayern, Baden, Braunschweig, Bremen; zur zweiten dagegen alle mit L anfangenden: Luxemburg-Limburg, Lippe-Detmold, Lippe-Schaumburg und Lichtenstein zählen, während die dritte wieder von fast allen mit H anfangenden Staaten: Hannover, Hessen-Cassel, Hessen-Homburg und Hamburg gebildet wird.

Ein deutscher Mathematiker hat sich das wunderliche Vergnügen gemacht, annähernd auszurechnen, wie viele Menschen seit der Schöpfung der Welt im Kriege umgebracht worden sind, und er hat, nach den ihm vorliegenden Quellen, die ungeheuere Zahl von vierzehntausend Millionen herausgebracht. Wenn alle diese Kriegsopfer aufstünden, sich die Hände gäben und nebeneinander stellten, so würden sie eine Kette bilden, die sechshundert Mal um die Erde reicht; ja, wenn nur die Zeigefinger von allen Gefallenen übereinander gelegt werden könnten, so würde die Säule noch 6000 Meilen über den Mond hinausragen. Wer diese im Kriege Gefallenen zählen will und täglich 10 Stunden dazu verwendete, würde 336 Jahre brauchen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 61.** Freitag, 20. Mai **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Ich las das entsetzliche Papier wieder und wieder, ich las es, bis mir die Augen flimmerten. Mein Kopf schwindelte, ich preßte meine brennende Stirn an die kalte Mauer. Betrogen, schändlich betrogen! das war Alles, was ich denken, was ich unzählige Mal wiederholen konnte. Rahende Schritte schreckten mich auf, ich drängte mich durch's triefende Gebüsch, achtete es nicht, daß mir der Regen das Gesicht peitschte, Dornen die Hände zerrissen. Endlich kam ich zu einem Entschluß: Abwarten! Abwarten, und dann — entlarven, Rache nehmen!

„Ich ging auf mein Zimmer, kleidete mich aus, stellte mich unwohl. Um halb Zwölf stand ich auf und schlich in den Garten. Es war eine unheimliche Nacht, naß und fröstelnd. Endlich kamen sie, gerade als es Zwölf schlug. Sie mußten auf dem Wege zusammengetroffen sein und traten im Liebesgeflüster in den Saal. Ich verstand nicht Alles, aber genug, um meinen Rachedurst bis zum Wahnwitz zu steigern. Sie hatten sich lange geliebt, die folgende Nacht nach der Vorstellung wollten sie fliehen. Auch von Adele wurde gesprochen; was, weiß ich nicht. Ich hatte Gewißheit und dachte nur an meine Rache. Ich wollte eine ausgesuchte Rache nehmen. Waffen hatte ich bei mir. Ich schwankte noch, ob ich das frevle Paar sogleich überfallen, oder ob ich ihr Weggehen abwarten und dem Treubrecher den Degen hinterrücks in den Leib stoßen sollte, wie er mich hintergangen hatte. Ich war wie im Fieber. Plötzlich wurde das Geflüster der Beiden lauter. — Ich hatte den Zettel in die Phiole gesteckt, hörte ich den Verhaßten sagen, da es zweifelhaft war, ob ich Dir meine Bitte mündlich mittheilen konnte. — Und Du hast ihn verloren? — Mit dem Zettel verloren, es muß im Garten geschehen sein. Wenn sie nur Niemand gefunden hat, seufzte die kleine Schlange. — Ich fürchte es nicht, doch werde ich, sobald der Morgen graut, nachforschen. Die Giftphiole könnte Deinem Romeo in der Wirklichkeit gefährlicher werden, als auf den Brettern. — Nach diesem Scherz, dem ein heißer Kuß folgte, sank das Gespräch wieder zu unverständlichem Geflüster herab. Bei der Erwähnung der Giftphiole schoß mir ein giftiger Gedanke durch den Kopf. Mein Rachewerk stand mir mit einem Male klar vor der Seele. Rasch zog ich die Phiole aus der Tasche, steckte den Zettel wieder hinein und warf sie mitten auf den Weg, wo sie die Beiden finden mußten. Darauf versteckte ich mich. — Mein Plan gedieh. Bald sah ich das Liebespaar aus dem Saal kommen. Der Mond war aus den Wolken getreten und erhellte den Weg, man konnte das Silber schon von Weitem glänzen sehen. Mit leisem Freudeschrei stürzte das Mädchen darauf los. Ich zog mich mit grimmiger Befriedigung in mein Zimmer zurück. Die Nacht brachte ich schlaflos zu und wälzte meinen Racheplan in zerrissener Brust herum.

„Mit Tagesanbruch erhob ich mich, kleidete mich vollends an und ging in die Stadt, um mir ein heftig wirkendes Gift zu verschaffen. Ich mußte lebhaft an den ähnlichen Gang des Romeo denken und ich lachte grimmig über die Verwirrung menschlicher Schicksale und wie fürchterlich sich die Rollen verkehren, wie häßlich Schein und Wirklichkeit ineinander fließen können. Gold und Ansehen stimmten auch mir einen Apotheker gefällig, und das Verlangte in der Tasche kehrte ich heim. An Vorkehrungen für meine eigene Sicherheit dachte ich nicht, ich dachte nur an meine Rache, alles Andere war mir gleichgiltig. Herz empfing mich mit seinem liebenswürdigen Lächeln, scherzte und lachte und ich scherzte und lachte mit. Wir betrogen uns wechselseitig, Honig auf den Lippen, Gift im Herzen. Er meinte

mich in der Hand zu haben, aber ich hatte ihn in der Hand.

„O, es ist trefflich schön,
Wenn so zwei Listen sich entgegengeh'n!“

„O wie verabscheuungswürdig, wie verächtlich schien mir das ganze Getreibe der Menschen, ich war froh, nach einer wohlgelungenen Rache für immer von dem elenden Schauplatz der Thorheit und Gemeinheit abzutreten. Lydiens Anblick stellte meine Selbstbeherrschung nochmals auf eine harte Probe. Der Gedanke an so viel Verderbtheit, die unter so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit wohnen sollte, brachte mich fast von Sinnen. Erst da ich das Mädchen verloren hatte, erkannte ich die Macht meiner Leidenschaft; o ich litt unendlich damals, aber ich dachte an meine Rache und bezwang mich. —

„Die meisten Gäste zur morgigen Hochzeit waren versammelt. Man hatte sich schon einige Stunden früher zu Spiel und Kurzweil eingefunden und die Aufführung des ersehnten Kunstwerks sollte den Uebergang zu brillanten Ueberraschungen bilden, die unsere Freunde im Hintergrunde bereit hielten. Einigen wollte zwar die Aufführung eines Trauerspiels nicht ganz angemessen erscheinen, ihre fatalistischen Skrupel fanden aber wenig Anklang. Die Meisten waren begierig, die schöne „Julia“ noch einmal bewundern zu dürfen, bevor eine Reise, die gleich nach der Hochzeit nach Italien unternommen werden sollte, die theatralischen Genüsse vorderhand aufhob.

„Alles war bereit, der Vorhang sollte aufgehen. Die Zuschauer saßen gedrängt, auch Adele war unter ihnen. Ich hatte für ihr blasses, welkes Aussehen jetzt die Erklärung gefunden. Auch sie war ein Opfer des Treulosen, auch sie hatte ich zu rächen. Die Vorstellung begann. Ich selbst hatte wieder die Rolle des Mercutio übernommen, um meinen Feinden so nah wie möglich zu bleiben. Ein Murmeln der Bewunderung, welches mich früher glücklich gemacht haben würde, flog durch den Saal, als „Julia“ erschien. Sie war prächtig gekleidet und hatte, wie zur Flucht gerüstet, alle ihre Juwelen, meine Geschenke, angelegt. Ich ließ sie nicht aus den Augen. Ihr Spiel rechtfertigte die Erwartung nicht. Das Bewußtsein ihrer Schuld schien sie befangen zu machen, meine Gegenwart ihr das Gedächtniß zu rauben. Sie war betreten, versprach und verwirrte sich unzählige Mal. Nur die Geistesgegenwart ihres Galans hielt ihr Spiel aufrecht. Je näher das Ende rückte, desto auffallender wurde ihre Zerstreutheit. Die Streitscene, in der Mercutio fällt, war vorüber. Ehe ich abging, warf ich noch einen forschenden Blick auf des Verhaßten Gesicht, es verrieth eine lebhafte Ungeduld, und er zeigte in Bewegung und Sprache eine ungewöhnliche Hast, was mit dem Benehmen seiner Genossin völlig übereinstimmte. Ich wußte genug. Rasch begab ich mich in sein Ankleidezimmer und schüttete in die Phiole, die ruhig auf dem Tische lag, das Gift, welches ich mitgebracht hatte. Mein Plan mußte gelingen. Vor den Augen seiner schändlichen Mitgenossin, vor meinen Augen und vor denen seiner eigenen betrogenen Geliebten, vor den Augen der Zuschauer, die er zu Zeugen seines verruchten Verraths gemacht hatte, sollte ihn die verdiente Strafe ereilen. Es war die sinnreichste, die es gab. — Zitternd vor Angst, daß irgend ein tückischer Zufall meine wohleingefädelte Rache vereiteln könnte, begab ich mich unter die Zuschauer. Der vierte Aufzug war zu Ende, die Pause begann. Ich schlich mich nach einer Weile an sein Zimmer — lauschte — er kleidete sich um. Ich lauschte in die Nacht hinaus: Hof und Garten lagen still, keine Vorbereitungen zu einer Flucht waren zu sehen.

„Auf der Treppe traf ich mit ihm zusammen. Ei sieh, rief er, als er mich erblickte, fast hätte ich das Gift vergessen! Ich blickte ihn betroffen an, er aber eilte ins Zimmer zurück und nahm die Phiole zu sich, die noch auf dem Tische lag. Auf Wiedersehen! rief er mir mit zweideutigem Lächeln zu, indem er seinen Todestrank in die Tasche steckte. Dann eilte er rasch an mir vorbei und begab sich auf die Bühne. Sogleich ertönte die Klingel und der Vorhang flog auf. Kein Auge verwandte ich von ihm. O es gefiel mir unsäglich, zu sehen, wie er mit jedem Wort, das er sprach, seinem Untergang einen Schritt näher rückte. Scene auf Scene ging vorüber, endlich kam die Kirchhofscene. Paris war erschlagen, das Gewölbe erbrochen, den Monolog, der dem Gifttrank vorangeht, sprach er eben. Jetzt noch einige Verse und er mußte die verhängnißvolle Phiole, die er in der Hand hielt, leeren — mein Herz klopfte hörbar, alle meine Sehnen waren gespannt. Da mit einem Mal schlug eine gewaltige Flamme aus den Coulissen, der Schreckensruf Feuer ertönte, der Vorhang fällt, Rauch erfüllt den Saal, die Lichter verlöschen, in maßloser Verwirrung läuft und drängt Alles, Spieler und Zuschauer hin und her, Sessel und Bänke stürzen um, die Ausgänge stopfen sich. Ich ahnte, daß das Feuer angelegt sei, um die Flucht zu maskiren.

„Wie ein Wahnsinniger kämpfte ich mich durch's Gedränge und erreichte die Bühne. Flammen schlugen mir entgegen, Leute waren beschäftigt, zu löschen. Die Phiole lag am Boden, ich raffte sie auf und stürzte dem Ausgang zu: er war von außen ver-

Digitized by Google

ſchloſſen. Ich rannte auf ſein Ankleidezimmer, deſſen hochgelegenes Fenſter den Garten und die nahe Landſtraße beherrſchte. Ich ſprang an's Fenſter; eine Karoſſe — es mußte die ihre ſein — raſſelte in der Ferne. Zornig ſchleuderte ich das Giftfläſchchen, das ich noch immer in der Hand hielt, auf den Boden. Piſtolen hatte ich bei mir; ohne mich zu beſinnen, ſprang ich zum Fenſter hinaus. Mit einem heftigen Schmerz im Fuß knickte ich zuſammen. Ich wollte mich mit Gewalt aufraffen, aber mein beſchädigter Fuß verſagte ſeine Dienſte, mit einem Schmerzensſchrei brach ich zuſammen.

(Fortſetzung folgt.)

## Das Stieflind.

(Fortſetzung.)

Malwine konnte einen Seufzer des Mitgefühls nicht unterdrücken; ſie hatte wenig Grund, die Stiefmutter zu lieben, aber ſie begriff, wie ſehr dieſe Vereitelung ihrer Wünſche und Pläne die ſtolze, berechnende Frau erſchüttern müſſe, welche gleich ihr vorausſah, daß ihr Kind an Kahlau's Seite niemals glücklich werden würde. Sie griff nun erſt nach dem Briefe von Eliſe Hain, welcher ihr gleichſam erſt den Schlüſſel zu dem anderen liefern mußte, und der folgendermaßen lautete:

„Mein liebes Fräulein!

Der Brief, welchen ich Ihnen hier beilege, iſt ſchon einige Wochen alt, und die Folge einer kleinen Scene, welche Frau v. Tonnewald in unſerem Hauſe aufgeführt hat. Ich weiß nicht, ob Sie ſchon erfahren haben, daß Fräulein Fanny, Ihre Halbſchweſter, ſo zu ſagen von Herrn v. Kahlau entführt worden iſt, indem ſie ſich, als ihre Mutter nicht in ihre Verbindung mit dem Legationsrath einwilligen wollte, unter deſſen Schutz ſtellte und nicht eher ſeine Wohnung wieder zu verlaſſen drohte, als bis ſie die Einwilligung der Mutter zu ihrem Heirathskontrakte habe. Die Sache ſoll in D. großes Aufſehen gemacht und den Betheiligten ſehr geſchadet haben. Genug, in Folge dieſes Ereigniſſes kehrte vor etwa fünf Wochen Frau v. Tonnewald allein nach Erlenhof zurück und nahm daſelbſt ihren Aufenthalt. Wenige Tage nach ihrer Ankunft ließ ſie ſich von unſerem lieben Papa durch den Lakai Ihre Adreſſe ausbitten, was jedoch der Vater entſchieden verweigerte, als Ihrem Wunſch und dem Ihnen gegebenen Verſprechen zuwiderlaufend. Hernach ſchrieb ſie ſehr herriſch darum, aber ebenſo vergeblich, und endlich kam ſie ſelbſt und drohte mit Polizei und Gerichten, wenn Papa ihr nicht Ihre Adreſſe mittheile. Dies fruchtete jedoch ebenſo wenig, denn Papa hatte inzwiſchen erfahren, daß Ihr Vormund ihr dieſe Auskunft ebenfalls verweigert hatte. Papa ſagte ihr, er wolle an Sie ſchreiben und anfragen, ob er ihr Ihre Adreſſe mittheilen dürfe, und erbot ſich, allfällig auch einen Brief der gnädigen Frau an Sie zu beſtellen. Anfangs ſchlug ſie dies voll Entrüſtung aus; als ſie aber vor einigen Tagen auch einen Legationsſekretär Paul v. Schellwitz vergeblich zu uns geſchickt hatte, um dieſe Adreſſe zu ermitteln, da ſandte ſie endlich den beiliegenden Brief. Dieſer Herr v. Schellwitz hätte uns Frauen beinahe weich und unſerem Verſprechen ungetreu gemacht. Er erkundigte ſich mit ſo vieler Theilnahme nach Ihnen und Ihrem Schickſal; er ließ ſich umſtändlich Alles erzählen, was wir über den Tod des Barons Farneck und über das Rückgängigwerden Ihres Verlöbniſſes mit Herrn v. Kahlau wußten; er verlangte ſo dringend Ihren Aufenthaltsort zu erfahren und den Namen der Verwandten zu wiſſen, bei denen Sie lebten, daß es uns Mühe koſtete, ihm die erbetene Auskunft zu verweigern. Aber Papa nahm Anſtand, weil die gereizte Stimmung der Frau v. Tonnewald befürchten ließ, ſie habe Ihnen nur unangenehme Mittheilungen zu machen. Sollte dies wirklich in beifolgendem Briefe der Fall ſein, ſo laſſen Sie es uns wenigſtens nicht entgelten, mein theuerſtes Fräulein, und üben Sie Nachſicht gegen Ihre Mutter. Man ſagt, ſie habe vielen Kummer mit ihren Kindern, denn auch der junge Herr Eugen ſoll ihr viele Sorgen verurſachen und ſehr leichtſinnig geworden ſein. Bergmeiſters Fritz ſchrieb jüngſt nach Hauſe, der junge Herr v. Tonnewald ſei von der polytechniſchen Schule weggewieſen worden wegen ſeines Lebenswandels, habe ſich mit einem Kadetten duellirt und einen Stich in die Lunge erhalten, der gefährlich zu werden drohe. Frau v. Tonnewald ſcheint hiervon nichts zu wiſſen, oder ſtellt ſich wenigſtens ſo an, denn es war von jeher ihr Grundſatz, die Fehler ihrer Kinder zu vertuſchen und zu beſchönigen; allein ſie leidet darunter gewiß ſehr, und iſt in den letzten zwei Jahren auffallend gealtert ꝛc.

Eliſe Hain."

Dieſe Nachrichten erſchreckten und betäubten Malwine ordentlich. Fanny, die längſt für Paul auserſehene Braut, war alſo nun die Gattin Kahlau's, des ehemaligen Verlobten Malwinens. Welch eine

Digitized by Google

seltſame Fügung, und zugleich welch eine aufregende und ſchmerzliche Erinnerung für Malwine! Und der Gedanke, wie empfindlich dieſes Ereigniß Paul ſelbſt, den ſtolzen Mann, berührt haben mußte, — die Andeutung, daß er ſich voll Theilnahme nach Malwinen bei den Pfarrersleuten erkundigt hatte, — das ſichtliche Walten einer unverſöhnlichen, ſühnenden Heimſuchung, welche die Stiefmutter an ihren Kindern zu ereilen ſchien, — dazu alle die traurigen Erinnerungen an Malwinens eigene Vergangenheit und ihre gegenwärtige Lage, welche die beiden Briefe und ihr Inhalt in der Gouvernante wach riefen! — dies Alles zuſammen war ſo erſchütternd, daß ſie ſich der Thränen nicht erwehren konnte. Die beiden Zöglinge, von aufrichtigem Mitgefühl ergriffen, eilten zu ihrer Mama und verkündeten dieſer die bittere Traurigkeit der Erzieherin. — Frau v. Nelleborg kam ſogleich auf Malwinens Zimmer, legte ihre Hand freundlich auf deren Schulter und erkundigte ſich mit dem Tone und Blick innigſten Gefühls nach dem Grund ihrer Betrübniß. Malwine hatte ſo lange der Theilnahme und vertraulichen Mittheilung über ihre eigenen Verhältniſſe entbehrt, hatte alle Gefühle und Empfindungen, die ihr durch die Seele zogen, ſo ſehr in der eigenen Bruſt verſchließen müſſen, daß ſie nun der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, ihre milde, gütige Gebieterin mit allen ihren Schickſalen bekannt zu machen. Stolz und Zurückhaltung ſchwanden, und als Frau v. Nelleborg Malwinens kummerſchweres Haupt liebkoſend an ihre Schulter drückte und ſie bat, ſich nur recht auszuweinen, bevor ſie rede, da ließ ſie ihren Thränen freien Lauf.

„Ich habe niemals Jemanden mein Vertrauen aufdrängen wollen," fuhr Frau v. Nelleborg fort, als ſie nach einer Weile Malwine etwas gefaßter ſah; „aber ich geſtehe Ihnen, daß es mich oft verlangt hat, Ihre Lebensgeſchichte zu erfahren. Ich habe ſelbſt zu viel gelitten, um nicht die Spuren von Leiden auch an Anderen wahrzunehmen, und da Sie noch ſo jung und ſo allein und fern von Ihren Freunden und Verwandten auf Ihre eigene Kraft geſtellt ſind, ſo intereſſirte es mich doppelt, zu erfahren, auf welche Weiſe Sie in dieſe Lage verſetzt worden ſind, die Ihnen anfangs eine ſehr ungewohnte, demüthigende ſein mochte."

(Fortſetzung folgt)

## Mannigfaltiges.

(Die Kunſt zu borgen.) „Liebe Cecilie!" ſchrieb eine junge Dame aus Paris an ihre Freundin, „glaubſt Du, daß der elende X. mir tauſend Franks borgen wird?" — X. war der Name eines bekannten Jagdliebhabers. — „Das hängt von Umſtänden ab," war die Antwort. — „Wie ſoll ich dabei verfahren?" — „Nimm eine Feder und ſchreibe: „Mein lieber Alfred, ich habe mich heute Morgen recht geärgert. Mir iſt eine Summe Geldes ausgeblieben, auf die ich gerechnet hatte. Kannſt Du mir nicht heute Abend 3000 Fr. mitbringen und bei der Gelegenheit einen Faſan verzehren helfen, den ich gerade erhalten habe? Erneſtine." — „Und glaubſt Du, daß ich das Geld bekommen werde?" fragte die Schreiberin, als der Brief abgeſchickt war. — „Nein, auf dieſen Brief wirſt Du kein Geld bekommen." — „Aber wozu haſt Du mich denn ſchreiben laſſen?" — „Weil ein erſter Brief einem zweiten vorangehen muß; verſtehſt Du?" — „Nein." — „Nimm die Feder." — „Was ſoll ich nun ſchreiben?" — „Nur drei Zeilen." — „Mein lieber Alfred, betrachte meinen heutigen Brief als nicht geſchrieben. Gerade nach deſſen Abſendung erhielt ich mein Geld." — „Nun ſollſt Du ſehen, was geſchehen wird. Alfred wird thun, als habe er Deinen zweiten Brief nicht erhalten und den Großmüthigen ſpielen wollen, weil er denkt, Du brauchſt kein Geld. Dann weißt Du, was Du zu thun haſt." — Alles wurde nach Vorſchrift ausgeführt, der Jagdliebhaber bot auf das Galanteſte die 3000 Fr. an, und zu ſeinem Schrecken ſteckte die Dame ſie in die Taſche. Dann fand ſich noch der weitere Aerger, daß gar kein Faſan da war.

Die Verwaltung der Lyoner Eiſenbahn iſt die erſte in Frankreich, welche auch für die dritte Fahrklaſſe beſondere Waggons zur ausſchließlichen Benützung für einzelne reiſende Frauenzimmer eingeführt hat.

In Amerika wird neuerdings Petroleum bei eiternden Wunden angewandt: es lindert den Schmerz und befördert eine geſunde Körnung. Auch zur Abhaltung von Inſekten ſoll das Petroleum dienlich ſein.

Die mediziniſche Akademie in Petersburg wird von etwa dreißig jungen Damen, zum Theil den höheren Ständen angehörend, beſucht, die ſich für die ärztliche Praxis ausbilden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 62. Sonntag, 22. Mai 1864.


## Der Abendstern.

Zu Ende ist des Tages lautes Treiben,
Das kurz vorher ein Bild des Lebens bot.
Die Sonne sinkt — die letzten Strahlen bleiben
Und weben golden sich zu Abendroth.
Und dieses, Berg und Thal mit Purpur malend,
Tritt scheidend dann durch's stille Abendthor.
Und fächelnd tritt, in Mädchen-Anmuth strahlend,
Der lichtbekränzte Abendstern hervor.

Und wie ein Bräutigam wird er empfangen
Mit hehrem Glockenklange, — und es schlägt
Ihm jede Brust entgegen voll Verlangen,
Weil er der süßen Ruhe Füllhorn trägt.
Denn Ruhe bringt er, Traurigen wie Müden,
Und gießet Balsam in die kranke Brust,
Und freundlich glänzt sein Strahl, in heil'gem Frieden,
Als wär' er dieses Segens sich bewußt.

Doch nicht allein bleibt er, um zu beglücken,
Ein zahllos Heer von Sternen tritt heran,
Umringen ihn mit klaren Freundesblicken,
Begleiten ihn auf seiner Strahlenbahn.
So wandeln sie in freundlich ernster Weise,
Gar sanft und treu, von Jedermann geliebt,
Und streuen ihre Schlummerkörnlein leise
In manches Aug', das lange Wehmuth trübt.

Sie hören Seufzer, sehen Thränen fließen,
Denn ihnen wird geheimes Leid geklagt,
Sie bringen manche Hoffnung wieder sprießen,
An der vorher Verzweiflung schon genagt.
Dem Abendstern darfst hoffend du vertrauen,
Sein milder Strahl stillt jede Thräne gern.
An ihm ist selbst der Hoffnung Bild zu schauen:
Glaubst du sein Ende, wird er Morgenstern.

Hast du dich aus des Schlafes Arm gewunden,
So trifft dich grüßend schon sein erster Blick,
Verherrlicht dir die ersten Morgenstunden,
Und tritt erst, wenn die Sonne naht, zurück.
Vergolden ihre Strahlen Thal und Hügel,
Rückt ihre Feuerscheibe weiter vor,
Entflieht er mit der Morgenröthe Flügel
Unsichtbar hin zum fernen Abendthor.

Von da beginnt er seine Reise wieder,
Bei Vollmondschein, als wie bei Mitternacht;
Unwandelbar blickt still sein Auge nieder,
Verbannt den Schmerz mit sanfter Zaubermacht.
Und will dir dennoch keine Freude winken,
Liegt deiner Wünsche Ziel auch noch so fern,
So laß den Muth, dein Hoffen nur nicht sinken,
Denn freundlich lächelt noch der Abendstern.

Höheischweiler, im Mai 1864.

Fischer.

## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Als ich wieder zu mir selbst kam, lag ich auf meinem Bett, mein Fuß war verbunden, Aerzte standen um mich her. Ich wollte aufspringen, aber eine sanfte Hand drückte mich in die Kissen zurück. Ich wandte mein Haupt und blickte in die milden Augen Adelens, die mich liebevoll mitleidig ansahen. Tief stahl sich der Blick in mein Herz. Die Aerzte empfahlen Ruhe und entfernten sich. Als ich mit Adele allein war, schüttete ich unter wilden Klagen über die schändliche Treulosigkeit der Entflohenen mein zerrissenes Herz vor dem blassen Mädchen aus. Meine Aufregung wurde so heftig, daß Adele Mühe hatte, mich an den wildesten Ausbrüchen der Verzweiflung zu hindern, in welchen ich im Stande gewesen wäre, mir ein Leid anzuthun oder doch alle Mühe der Aerzte wieder umsonst zu machen. Allmälig ward ich ruhiger. Das liebevolle Zureden der trauernden Adele übte einen stillen Zauber auf meine zerrüttete Seele, dem ich nicht widerstehen konnte. Sie war eine milde Trösterin. Sie litt

an demſelben Weh, aber ſie zeigte mir, wie man ſich in das Unabänderliche fügen müſſe. Von ihr lernte ich den Schmerz bemeiſtern, den Zorn in Trauer auflöſen. Stundenlang ſaß ſie an meinem Bett, hielt meine Hand in den ihrigen, erzählte mir, ſprach zu mir mit ihrer ſanften Stimme, blickte mich mit den ſüßen Augen, auf denen die Wehmuth wie ein milder Schleier lag, ſo liebreich an, daß ich fühlte, wie ſich nach und nach ein zartes Band wob, das unſere Seelen verknüpfte. Die gleichtreffende Macht des Schickſals, welche die feſteſten Freundſchaften ſtiftet, ſchien ſich auch bei uns zu bewähren. Es war keine aufbrauſende Leidenſchaft, die ich für Adele empfand, aber die probehaltige, innige Neigung eines ächten Freundes. Sie ſchien im gleichen Fall zu ſein.

„Als mein Fuß geheilt war, feierten wir unſere Verlobung, die Hochzeit ſollte bald und geräuſchlos nachfolgen.

„Ja, ich hoffte noch glücklich zu werden," fuhr der Baron nach einer Weile tiefergriffen fort. „Wenn ich in die ſchönen, frommen Augen meiner Braut ſah, wenn ich ihrer ſanften Stimme lauſchte, dann zogen friedſame, ruhige Bilder vor meine Seele und die Zukunft lag vor mir in milder Beleuchtung. Auch über die Entflohenen lehrte mich Adele milder urtheilen. Der Engelsſinn meiner madonnenhaften Braut wußte auch für ſie, wenn auch keine Entſchuldigungs-, ſo doch Milderungsgründe zu finden. Sie hatte noch nicht geliebt, pflegte ſie von Lydien mit einem Seufzer zu ſagen, und von ihm würde ich dereinſt einſehen lernen, daß er meiner Freundſchaft nicht ſo ganz unwürdig geweſen, wie es jetzt ſcheine. Sie hoffe, daß unſere Familien, wenn auch in anderer Miſchung, als wir dachten, dereinſt noch friedſam neben einander wohnen würden. Dabei ſah ſie mich ſo herzinnig an, daß ich nicht zu widerſprechen wagte, obgleich noch immer ein Stachel des Grolls gegen den Treuloſen in meinem Buſen zurückblieb.

„Der Tag unſerer Hochzeit kam heran und ging ſtill und verſchwiegen vorüber. Gleich nach der Trauung reisten wir ab nach Italien. Mehrere Monate, in dem herrlichen Lande zugebracht, waren die glücklichſten meines Lebens. Es waren auch die letzten. Meine Frau ſchien mit voller Liebe an mir zu hangen und nach einem rührenden Geſtändniß wurde ſie mir noch theurer. Ich Thor ahnte nicht, wie man meine Gutherzigkeit mißbrauchen wollte.

„Wir machten uns auf die Rückreiſe, um zur rechten Zeit in unſerer Heimath zu ſein. Schon während der Reiſe fiel mir eine ſonderbare Befangenheit meiner Frau auf, wenn ich von Herz ſprach, namentlich wenn ich ſeiner nicht freundlich gedachte. Ich ſchwieg, aber ich beobachtete. So kamen wir nach M. Wir mietheten uns, der ſchönen Umgegend willen, für mehrere Wochen in ein Hotel ein. Wir machten Ausflüge in die Umgebungen, wir durchmuſterten die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Oft, wenn wir des Abends nach Hauſe fuhren, begegneten wir einem großen, in einen Mantel gehüllten Mann. Jedesmal fiel mir die Aehnlichkeit auf, die er in Gang und Statur mit Herz hatte. Ich ſagte das auch meiner Frau. Was würdeſt Du thun, wenn er es wirklich wäre? fragte ſie anſcheinend im Scherz. — Ich würde ihn behandeln, wie er es verdient, erwiederte ich. Darauf ſchwieg ſie ſtill und ſeufzte. Einige Tage darauf ſchützte ſie Unpäßlichkeit vor und blieb im Zimmer. Als ich eines Abends am Fenſter ſtand, ſah ich einen Mann im Mantel um's Haus ſtreichen. Das wiederholte ſich mehrere Tage. Ich ſchwieg ſtill. Eines Abends hatte ich einen Ausgang zu machen. Ich kam ſpät heim. Als ich zurückkehrte, ſah ich den Mann im Mantel aus unſerem Haus treten. Es war Herz. Hinter einem Pfeiler verborgen, erkannte ich ihn. Ich ſah ihm lange nach, lang, lang. Ein gräßlicher Argwohn ſtieg in mir auf, eiferſüchtige Zweifel zerfleiſchten mein Herz. Aber ich ſchwieg — ich ſchwieg und duldete aus. Meine Frau war heiter, ich war noch heiterer, o ich hatte mich vortrefflich zu verſtellen gelernt. Am folgenden Abend hatte ich natürlich wieder einen Ausgang vor. Ich verbarg mich in einem Nachbarhaus. Nach einer Stunde kam er. Meine Frau winkte mit einem Tuch am Fenſter. Darauf ging er hinauf. Als ich dachte, daß es Zeit ſei, ging ich auch hinauf. Vor der Thür hörte ich flüſtern — Liebesgeflüſter, dachte ich und horchte. — Wenn es ein Knabe iſt, ſo wirſt Du ihm meinen Namen geben laſſen! ſagte er. Weſſen Namen würde ich ihm lieber geben! flüſterte ſie. Darauf hörte ich etwas wie einen Kuß. Ich hatte Piſtolen bei mir, die eine feuerte ich ins Thürſchloß. Das ſaubere Paar ſaß auf dem Sopha, todtenbleich Beide, als ſie mich gewahrten. Schurke! rief ich, mehr vermochte ich nicht. Ich ſchoß eine Piſtole auf ihn ab. Ob ich ihn verwundet, weiß ich nicht. Das Weib warf ſich mir ſchreiend entgegen, klammerte ſich feſt an mich. Da ſtürmte er zur Thür hinaus. Ich ſchleuderte das Weib in einen Winkel und ſtürzte ihm nach. Menſchen, die ich nicht kannte, ſtürmten die Treppe herauf. Wie ein Wahnſinniger warf ich mich ihnen entgegen. — Haltet ihn! haltet ihn! ſchrieen ſie und ſtreckten ihre Fäuſte nach mir aus.

Wie ich ihnen entkam, weiß ich nicht, aber ich entkam ihnen. Mit zerfetzten Kleidern, blutend, keuchend, rannte ich über die Straßen. Ich fand ihn nicht mehr, aber seine Wohnung fand ich. Geld hatte ich bei mir, übergenug. Ich kaufte neue Kleider, in seinem Zimmer legte ich sie an. Er kam nicht mehr heim. Auf einer Eisenbahn sollte er eingestiegen sein, jenen Abend noch. Ich erkundigte mich genau, ließ mir ihn beschreiben. Er mußte es sein, obgleich der Name nicht zutraf, er hatte ihn geändert. Ich reiste ihm nach, mein Geld gab mir Flügel. Seine Spur hielt ich fest, lange, lange. Endlich verlor ich sie.

„Da kehrte ich zurück, eine Hölle im Herzen. Als ich vor meinem Gasthof ankam, hielt ein Leichenwagen vor der Thür, ein Sarg ward herausgetragen. Die mich sahen, schrieen laut auf. Es war mein eigen Weib, die hier fortgefahren ward. Schrecken sollte ihre vorzeitige Entbindung und ihren Tod veranlaßt haben. Ich lachte den Leuten ins Gesicht, die mir das sagten. Das Kind lebte und war vollkommen ausgebildet — es trug seine Züge. Als das Weib beerdigt war, leitete man eine Untersuchung ein gegen mich. Mir war's gleichgiltig, die ganze Welt war mir gleichgiltig, ich dachte an Selbstmord. Das Gericht konnte mir nichts anhaben, man hielt mich für geisteskrank, Viele bedauerten mich, ich aber haßte, was ein menschlich Angesicht trug.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Malwine erzählte nun kurz und rasch die ganze traurige Geschichte ihres jungen Lebens von dem Zeitpunkt an, bis zu welchem ihre eigenen ersten Erinnerungen an die ihr widerfahrene Liebloſigkeit und Unbill nach dem Tode ihres Vaters zurückreichten, bis auf ihre Verarmung und jüngsten Erlebnisse herab. Sie schonte sich selbst nicht, sondern gestand treu und ehrlich ihre Fehler, Kämpfe, Bitterkeiten, und bemühte sich, angesichts dieser mitfühlenden Freundin vor Allem gegen sich selbst wahr zu sein. Frau v. Nelleborg hörte ihr mit der milden Ruhe einer Frau zu, welche durch die strenge Schule des Lebens geläutert und über die Leidenschaften und irreleitenden Regungen des natürlichen Herzens erhoben worden ist; allein sie zollte nichtsdestoweniger dem edlen, wenn auch irrenden Wesen, das auf diese Weise sich um Mitleid, Rath und Trost an sie wandte, ein inniges Mitgefühl.

„Darf ich ganz offen und unumwunden mit Ihnen reden, meine liebe Malwine?" fragte Frau v. Nelleborg, als jene geendet. „Mein liebes Kind, geben Sie sich Mühe, das große Geheimniß zu erfassen, welches über alle Schicksalsschläge und Heimsuchungen des Lebens erhebt. Es besteht darin, daß Sie nicht das Weltglück zum wesentlichsten Ziele Ihres Daseins machen, und daß Sie nicht nur wahr und treu und liebevoll zu scheinen, sondern es wirklich zu sein trachten. Gerade hierin scheint mir Ihr hauptsächlichster Mißgriff gelegen zu haben. Hätten Sie sich weniger um die Meinungen Anderer gekümmert, so wären Sie nicht in Versuchung gerathen, sich selbst und Andere zu verblenden und zuerst die Huldigungen eines selbstsüchtigen, berechnenden Mannes anzunehmen und dann seine Werbung, welche das Traurige und Ergreifende Ihrer späteren Schicksalsschläge so sehr erschwerte. Armes Kind! Sie hatten keine zärtliche, umsichtige Mutter, welche Sie von früh auf lehrte, daß Demuth und Herzensreinheit die ersten Grundlagen aller wahren Weiblichkeit sind; beide besitzen Sie allerdings, aber sie sind nicht recht geweckt und entwickelt worden. Von welcher Art auch immer die wahren Gefühle und Absichten Ihres Vetters sein mochten, so mußte schon die ruhige äußerliche weibliche Würde, welche Sie in so hohem Grade besitzen, Sie verhindern, mit Ihren eigenen Empfindungen ein Spiel zu treiben oder denselben eine unrichtige Auslegung zu geben. Mit Gefühlen soll man nie Heuchelei treiben, nie Komödie spielen; man hört dadurch auf, gegen sich selbst wahr zu sein, und verliert alle Gewalt über sich selbst. Glauben Sie mir, liebes Kind, die einzigen herben Lebenserfahrungen, welche wirklich schwer zu ertragen oder zu trösten, sind nur diejenigen, welche wir selbst über uns heraufbeschworen haben, indem wir mit unserem Geschick, d. h. mit dem Willen einer allweisen Vorsehung rangen, welche jedes Ereigniß unseres Lebens beaufsichtigt und uns doch dabei die unbedingteste Freiheit des Willens und Handelns läßt. Wir stürzen uns weit häufiger ins Unglück durch die übereilte Hast, glücklich zu sein und dafür zu gelten, als wir uns den Seelenfrieden sichern, indem wir geduldig und ergebungsvoll die uns auferlegten Pflichten erfüllen."

Malwinens Thränen stockten allmälig, als sie auf diesen sanften, ergreifenden Zuspruch lauschte, und Frau v. Nelleborg's blasse Wangen erglühten je länger desto mehr von dem Ernst ihrer Empfindungen und Absichten.

Digitized by Google

„Und nun, mein liebes Kind," fuhr Frau v. Nelleborg fort, „wollen Sie mir so viel Vertrauen schenken und wenigstens einen Schritt thun, den ich Ihnen anrathe, weil ich Ihnen gern auch jeden Augenblick weiteren Schmerzes ersparen möchte?"

Malwine küßte ihr statt aller Antwort demüthig die Hand.

„Schreiben Sie sogleich an Ihre Stiefmutter," fuhr Frau v. Nelleborg fort; „nennen Sie ihr Ihren Aufenthalt; gestehen Sie ihr offen ein, wie Unrecht Sie gethan, nicht, indem Sie jenes Verlöbniß lösten, sondern indem Sie es schlossen; geben Sie zu, daß dieses Verlöbniß wenigstens in gewisser Hinsicht jenen traurigen Schritt Ihrer Schwester herbeigeführt haben mag; und bieten Sie ihr an, daß Sie zu ihr kommen wollen, wenn Sie ihr irgendwie von Nutzen sein können! — Sie sehen, ich übe praktisch aus, was ich lehre, denn es wird für uns ein herber Verlust sein, Sie scheiden zu sehen, besonders jetzt, wo ich eigentlich erst angefangen habe, Sie recht zu kennen und nach Ihrem vollen Werthe zu achten!"

Malwine zauderte; es kostete sie einen harten Kampf, den Widerwillen zu besiegen, welchen sie gegen einen solchen Schritt hatte, und einer so lieblosen Mutter gegenüber so viel Selbstaufopferung und Selbstüberwindung und Demüthigung an den Tag zu legen. Aber bald siegten doch der angeborene Adel ihrer Seele und die Ueberzeugung, welche der sanfte Zuspruch ihrer Freundin von dem wahren Ziel und wirklichen Segen des Lebens in ihr wachgerufen hatten, und sie schlug ihr Auge mit einem sanften Blick und einem milden offenen Ausdruck in ihrem schönen Antlitz, die ihrem natürlichen Liebreiz noch einen wahrhaft geistigen Adel liehen, zur Frau v. Nelleborg auf und sagte: „Sie haben Recht, meine theuere, wohlwollende Freundin; ich werde an meine Mutter schreiben!"

Noch am nämlichen Abend übergab sie der Post den Brief, der ihr zwar unbeschreiblichen Kampf und Selbstüberwindung gekostet, aber auch den Beweis lieferte, daß sie einen Sieg über sich selbst erfochten habe.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Ein antiker Schild.) Vor Kurzem hat der Magistrat der Stadt Bamberg dem dortigen historischen Vereine ein merkwürdiges Erinnerungszeichen an einen ehemaligen Bamberger Gebrauch zur Aufbewahrung in der Vereinssammlung überlassen. Es ist dies ein Schild, welcher in der Mitte das sehr schön in Miniatur gemalte Bild des Stadtritters zeigt und an beiden Seiten die in der ganzen Figur in Silber gearbeiteten Bildnisse Kaiser Heinrichs und Kunigundens trägt, während oben die heilige Jungfrau und der heilige Otto ruhen, unten aber die Stadt Bamberg, gleichfalls in getriebenem Silber, dargestellt ist. Dieser, sowie zwei andere gleich kunstreich gearbeiteten Schilde wurden von jenen Bürgern Bambergs getragen, welche jährlich als Deputirte zur Messe nach Frankfurt gingen, um den dortigen Bürgern zur Beglaubigung und Aufrechthaltung der den Bamberger Handelsleuten schon von Kaiser Friedrich I. im Jahre 1163 verliehenen Zollfreiheit in feierlichem Aufzuge, unter Vortritt von Musikern und Pfeifern, ein Ehrengeschenk zu überreichen, welches gewöhnlich in 2 Bechern, 2 Paar Handschuhen, 2 Stäblein, 1 Pfund Pfeffer und 2 Kölner Batzen bestand.

---

Ein thüringischer Gutsbesitzer fand neulich sein Gartenhaus vollständig zerstört; er erfuhr, daß er diese Leistung der dörflichen Jugend verdanke und begab sich in die Schule, um eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen zu veranlassen. Heulend bekannten die jugendlichen Frevler; als sie sich aber damit entschuldigten, daß sie „Düppel" gespielt und dabei im Eifer das Gartenhaus als „dänische Schanze" demolirt hätten, da erließ der beschädigte Gutsbesitzer eine allgemeine Amnestie, den Patriotismus auch im Kinderspiel achtend.

---

(Ein zärtlicher Gatte.) In einer Sitzung des Bonner Zuchtpolizeigerichts stand kürzlich ein Schuster aus Godesberg vor den Schranken, welcher beschuldigt war, seine Frau seit einem Jahre zu wiederholten Malen durch Ruthenhiebe in sehr schmerzhafter Weise mißhandelt zu haben. Nach Aussage der Zeugen, die sich auf die eigenen Worte des Beschuldigten beriefen, liegt der Grund zu diesem schmählichen Verfahren darin, daß die Frau vor der Ehe ihr Alter um 10 Jahre zu gering angegeben hatte. Die Leute sind erst 2 Jahre verheirathet und hat die Frau schon das 42. Jahr zurückgelegt, während der Mann 27 Jahre zählt. Der Gerichtshof erkannte gegen den Betreffenden auf 3 Monate Gefängniß.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 63. Dienstag, 24. Mai 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Ihr Kind — es war ein schönes Kind — gab ich in Pflege und zahlte, was man verlangte. Ich ließ ihm den Namen Romeo geben. Darauf machte ich eine Reise durch alle Welttheile, kostete all ihre Genüsse, lud all ihre Plagen auf mein Haupt, aber mein Herz blieb kalt, leer, öde. Nach ihm forschte ich mit der ganzen Gier meiner ungestillten Rache. Aber ich fand ihn nicht, er war verschollen. Das Kind sah ich von Zeit zu Zeit, es gedieh prächtig, ich ließ es ihm an nichts fehlen. Die Pfleger gedachten mir zu schmeicheln und wollten Aehnlichkeiten zwischen mir und ihm herausfinden. Ich aber wies sie ab. Ich empfand geheime Neigung zu dem Knaben, aber meine Zweifel ließen es nicht zu, daß ich mir ihn zueignete. Die spätere Enttäuschung würde mir das Herz gebrochen haben. Als der Knabe vier Jahre alt war, schickte ich ihn weit weg in ein ander Land. In der Schweiz ließ ich ihn erziehen und, da er Malertalent verrieth, in Rom ausbilden. Seine Eltern hat er nie kennen lernen. In Rom sah ich ihn heimlich. Er hatte die Schönheit seiner Mutter, mehr wollte ich mir nicht gestehen. Ich sah Bilder von ihm, die von Kennern gelobt wurden; was ich erhalten konnte, kaufte ich. Mit zerrissener Seele kehrte ich heim. Auf's Neue forschte ich nach dem Vernichter meines Lebensglückes, ich wollte ihm das Geheimniß aus der Seele reißen. Sein oder mein sollte Romeo sein, noch einmal glücklich als Vater oder für immer unglücklich durch Einbuße meiner letzten Hoffnung wollte ich sein, nicht länger mehr auf der Folter des Zweifels wollte ich liegen."

Der Baron schien vergessen zu haben, daß noch Jemand außer ihm im Zimmer war. Er hatte den letzten Theil seiner erschütternden Erzählung mehr laut gedacht, als an einen Zuhörer gerichtet, und sah nach dem letzten geflüsterten Wort mit zuckenden Lippen in die vergtimmenden Kohlen. Eine Frage Gottlieb's, der mit heimtückischem Lächeln der Erzählung gefolgt war, schreckte den ungtücktichen Mann aus seinem Brüten auf.

„Und Sie haben den verworfenen Schauspieler nicht wiedergefunden?" wiederhotte Gotttieb, indem sein widertiches Gesicht eine Theilnahme heuchelte, von der sein Herz nichts wußte.

„Ich habe ihn wiedergefunden, gestern Abend habe ich ihn wiedergefunden," sagte Eckholz mit feierlichem Tone, indem er aufstand.

Der Bucketige nahm eine überraschte Miene an. „Was werden Sie thun?" fragte er hastig.

„Wir haben uns auf Pistoten gefordert," versetzte Eckholz ruhig; „morgen Abend nach dem Theater werden wir eine Zusammenkunft haben."

„Mein Gott, wenn Ihnen ein Leid widerführe!" rief Gotttieb ängstlich besorgt. „Ist es Ihr fester, unabändertticher Entschtuß, sich zu schießen? Gibt es denn keine andere Auskunft?" Dabei warf er einen lauernden Blick auf seinen Nachbar.

„Es ist der letzte Wunsch, den ich gehegt," sagte Eckholz, die Lippen pressend, „Aug' in Aug' ihm gegenüberzustehen."

„Ich werde mich für Sie schlagen!" unterbrach ihn Gottlieb, von einem plötztichen Muth beseett. „Nein, ich kann nicht müßig zusehen, wie man meinen Wohlthäter vor meinen Augen mit dem Tode bedroht!"

Er drängte sich eifrig, aber stets in ehrerbietiger Entfernung von der Dogge, zu Eckholz, um dessen Hand zu fassen. Dieser wollte in Heftigkeit aufflammen über den Zudringlichen, bezwang sich aber, nahm eine Pistole aus dem Kästchen und schoß nach kurzem Zielen einer kostbaren Atabasterfigur, die im Nebenzimmer auf einer Etagère stand, den Kopf herunter. „Dies mag Deiner übergroßen

Aengstlichkeit zur Beruhigung dienen," sagte der Baron mit einem verächtlichen Lächeln, indem er die Pistole wieder in den Kasten legte.

Wirklich beruhigte sich der muthige Gottlieb auch auffallend rasch. Er war bei dem Schuß zusammengefahren und zitterte an allen Gliedern.

„Morgen um diese Zeit," fuhr der Baron mit einem ernsten Blick auf die Uhr fort, „werde ich wissen, ob ich einen Sohn habe oder nicht. Für jeden der beiden Fälle werde ich meine Verfügung treffen." — Bei diesen Worten fuhr Gottlieb wie elektrisirt empor und richtete einen fragenden Blick auf seinen Herrn, der den lebhaften Wunsch nach weiterer Erörterung in Betreff der erwähnten Verfügungen zu enthalten schien. „Kann ich dem gnädigen Herrn noch mit Etwas dienen?" fragte er nach einer Pause schüchtern, als der Baron beharrlich schwieg. „Du magst zu Bett gehen," sagte der Angeredete, ohne den Gedankengang zu unterbrechen, der ihn eben beschäftigte. Gottlieb stand auf.

„Morgen werde ich mehr mit Dir reden," sagte Eckholz, als jener mit einem demüthigen Nachtgruß zur Thür hinausging. Dann lud er langsam die abgeschossene Pistole wieder, schloß den eisernen Schrank auf und vertiefte sich in die Durchsicht vergilbter Papiere. Er machte zwei Päcke daraus, fertigte zwei Schriften und legte jedem Pack eine bei, worauf er jedes Bündel mit einer Schnur umwand, siegelte und in einem geheimen Fach bei Goldrollen und Werthpapieren verschloß. Er ahnte bei seiner einsamen Arbeit nicht, daß sein Famulus Gottlieb draußen am Fenster stand und jede seiner Bewegungen mit gierigen Blicken verschlang. Als der Morgen graute, warf er sich angekleidet auf's Lager und auch Gottlieb schlich sich leise auf sein Zimmer, als er sah, daß es nichts mehr zu lauschen gab.

## III.

### Ein zeugenloses Duell.

Das Theater in B. war lange nicht so besucht gewesen wie am Abend des 10. März 18**. Daran mochte das unfreundliche Wetter schuld sein, welches die gesellschaftlichen Unterhaltungen zu Ehren bringt, mehr aber der Gast, welcher der heutigen Vorstellung des Macbeth einen ganz besonderen Reiz zu geben versprach. Schon am Nachmittag waren alle Eintrittskarten vergriffen und ganze Schaaren Abgewiesener bedeckten den Theaterplatz. Alle Plätze, bis zu den obersten Gallerieen hinauf, waren überfüllt, sogar das Orchester hatte man dem Publikum zur Verfügung gestellt. Leute, welche sonst das Theater selten oder gar nicht zu besuchen pflegten, harrten jetzt mit Sehnsucht auf das Emporfliegen des Vorhangs. Namentlich die Damenwelt war reich vertreten, überall sah man Goldschmuck blitzen, Federn wehen, geschmackvolle Toiletten glänzen. Man würde übrigens den Kunstsinn der guten B***er zu hoch angeschlagen haben, wenn man die Erwartung, welche aus so vielen Augen blitzte, einzig und allein der Begeisterung für das tragische Meisterwerk und für das Spiel des Künstlers hätte zuschreiben wollen. Nein, das eigentliche Interesse ging den alten Bekannten an, dessen pikantes Abenteuer noch aus früher Zeit her in aller Gedächtniß war. Stand gleich der Name Weißmann auf dem Zettel, so wußte doch Jeder, daß damit Niemand anders als der geniale Herr gemeint war, der einstige Liebling des Publikums und der Entführer der schönen Lydie. Sein Zusammentreffen mit dem misantropischen Baron am verwichenen Abend war bekannt geworden und wurde, wie es zu geschehen pflegt, von der geschwätzigen Fama mit den phantastischsten Zusätzen ausgeschmückt.

„Ich bin doch neugierig, Doktor, wie sich der alte Währwolf benehmen wird," sagte ein pensionirter Hauptmann, und bot seinem Nachbar, einem alten freundlichen Herrn in weißer Halsbinde, die Dose. — Dieser zuckte die Achseln. „Glauben Sie mir, bester Kugler," versetzte er, indem er eine tüchtige Prise nahm, „dieser verwetterte Menschenfresser wird nicht ruhen, bis er dem armen Herz die Suppe auf Zeitlebens versalzen hat. Er hat die halbe Welt durchreist, um ihn ausfindig zu machen, und in der Zwischenzeit übte er sich mit einer hartnäckigen Ausdauer im Schießen und Fechten; er soll eine erstaunliche Fertigkeit im Pistolenschießen haben. Was in aller Welt konnte den Schauspieler bewegen, wieder hierher zu kommen?" — „Mir auch unbegreiflich," brummte der Hauptmann. „Seine Frau soll todt sein, aber eine schöne Tochter soll er haben, ebenfalls Schauspielerin und seit Kurzem in M. engagirt." — „Das habe ich auch gehört," sagte der Doktor und stützte das Kinn auf den Stockknopf. — „A propos, unter welchem Namen lebt seine Tochter?" — „Julie Weißmann; sie soll außerordentlich schön und liebenswürdig sein, dabei ebenfalls ein eminentes Talent." — „Julie Weißmann, das war die Aufschrift des Briefes, den der finstere, große Herr heute Morgen auf die Post gab," bemerkte ein Postsekretär vor sich hin. „Sie waren damals wohl noch nicht hier, als die Geschichte passirte?" fragte diesen der Hauptmann. — „Ich kam das Jahr darauf hierher." — „Schade, daß Sie nicht zwei Jahre früher kamen, kurz nach dem Theaterbrand. Unsere Stadt war damals ein zweites Athen, die Abende bei Eckholz — deliziös, sage ich Ihnen."

Der Doktor, der unterdessen seine Umgebung gemustert hatte, unterbrach hier den redseligen Hauptmann: „Dort sitzt er selbst.“ — „Wer?“ — „Nun, der Eckholz.“ Der Hauptmann richtete sein Glas nach der bezeichneten Loge, es war die dunkelste des Theaters. „Wahrhaftig, er ist's! Gott sei dem armen Histrionen gnädig, wenn er ihm in die Hände fällt, er sieht fürchterlich aus mit seiner Schmarre über der Nase.“ — „Die soll er in einem Gefecht mit Indianern bekommen haben,“ erläuterte der Doktor. — „Auch sein Faktotum sitzt ja auch neben ihm, ein rech'es Galgengesicht, Gott weiß, wo er den aufgerafft hat.“ — „Laßt das gut sein,“ versetzte der Doktor, „dieser Gottlieb zieht das beste Theil; der alte Einsiedler soll ihn zum Erben eingesetzt haben, er ist das einzige menschliche Geschöpf, mit dem er Umgang pflegt. er ist ihm Bedienter, Koch, Kutscher, Verwalter, Erbe, Alles in einer Person.“ — „Er soll ein sonderbares Leben führen, der Menschenfeind,“ sagte der Sekretär.

„Gewiß,“ antwortete der Hauptmann, „ein höchst exzentrisches Leben. Außer dem Gottlieb, der ihn übrigens auf die niederträchtigste Weise betrügt, spricht er mit keinem Menschen; nur des Abends geht oder reitet er spazieren, am liebsten bei Gewittern und wenn andere Menschen gern daheimbleiben, in Regen, Schnee und Sturm und dergleichen. Sein Haus läßt er verfallen, die schönsten Gärten und Aecker wüst liegen. In einem Wald, der ihm und den Holzdieben gehört, besitzt er eine alte Ruine, in der er sich monatelang vergräbt. Dabei ist er ein großer Musiker, auf der Violine ein zweiter Paganini. Nachts, wenn er geigt, ist oft sein Haus von Menschen belagert, die ihm zuhören. Nur muß man sich ganz ruhig verhalten, sobald er merkt, daß er belauscht wird, bricht er ab. Manchmal schickt er seinen Gottlieb heraus und läßt nachsehen. Der ist aber weniger undutdsam und weiß das Talent seines Herrn vortrefflich auszubeuten. Gegen ein Trinkgeld erlaubt er Jedem, die Geigenphantasieen seines Herrn zu genießen. Er soll sich dabei vortrefflich stehen, denn die musikalischen Monologe des Misanthropen haben bei Nacht einen eigenen Reiz, die Damen schwärmen dafür.“

Der Hauptmann brach hier ab, denn eben flog der Vorhang auf. Die einleitenden Scenen wurden überhört. Die ganze Aufmerksamkeit des Publikums gehörte dem Helden, der jetzt mit Banko vortrat. Ungeheurer Jubel empfing ihn, sein alter Name wurde von unzähligen Lippen gerufen. Die Theilnahme rührte den Künstler sichtlich, er verneigte sich mehrmals. Dann begann er sein Spiel, dem die gespannteste Aufmerksamkeit folgte. Seine heroische Rolle gab ihm Gelegenheit, die männliche Schönheit seines Körpers im günstigsten Lichte zu entfalten. Obwohl schon über die Blüthezeit des Mannesalters hinaus, hatte sein imponirender Gliederbau deren ganze Elastizität bewahrt. Alle seine Bewegungen waren von seltener Harmonie, kein Mißverhältniß störte das schöne Spiel seiner Gesten, Alles war abgerundet, voll Grazie und erregte den Eindruck eines beseelten, plastischen Meisterwerks. In dem Mienenspiel seines edlen Gesichts wiederholte sich der allgemeine Eindruck im höheren Sinne. Seine Augen waren groß, dunkel und seelenvoll, seine Stimme von merkwürdigem Umfang und seltenem Wohlklang. Sein Spiel schon allein und die Art, wie er seine erschütternde Rolle auffaßte, würden die Zuschauer hingerissen haben, auch wenn sich weniger interessante Erinnerungen an ihn und seine Persönlichkeit geknüpft hätten. So aber wirkte Beides zusammen, um einen Enthusiasmus hervorzurufen, wie er den Kunsttempel seit seiner Einweihung noch nicht durchtobt hatte. Kränze und Sträuße wurden dem Mimen zugeworfen und mancher kostbare Blick aus schönen Frauenaugen, der einen Anderen hätte berauschen können.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Stieflind.

(Fortsetzung.)

### 12.

Tage, Wochen, Monate vergingen, und Malwine erhielt keine Antwort auf ihren Brief an die Stiefmutter. Frau v. Nelleborg bereute beinahe, daß sie in die Arme gedrungen war, einen solch schmerzlichen und doch vergeblichen Kampf mit ihrem eigenen Herzen zu unternehmen. Malwine bereute aber ihren Schritt nicht. War mit ihrem Wesen und Charakter schon seit ihrer Verarmung eine große Veränderung vorgegangen, welche durch ihr Zusammenleben mit der sanften, stillen Frau v. Nelleborg noch tiefgehender geworden, so war diese innere Durchbildung und Selbstvervollkommnung ihres Wesens eigentlich erst recht zur Geltung und bewußten That gelangt seit jener Stunde, wo sie sich Frau v. Nelleborg anvertraut und deren Rath befolgt hatte. Seit sie ihr früheres Leben und Betragen von einem richtigern Gesichtspunkt aus betrachtete und beurtheilte als früher, waren ihr

manche religiöse Ansichten und Vorschriften klarer geworden, die ihr vordem verschlossen gewesen oder als Widersprüche erscheinen wollten; deutlich und offen tag nun für die Zukunft der Pfad der Pflicht vor ihr, den sie unbeirrt und ohne Wanken einzuhalten gedachte. Wie gern hätte sie manches Geschehene jetzt ungeschehen gemacht, aber da sie dies nicht mehr konnte, so mußte sie jetzt freudig und mit geduldiger Ergebung seine Folgen tragen, und hierzu war sie fest entschlossen.

Ueber 4 Monate waren vergangen, seit Malwine jenen Brief an ihre Mutter abgeschickt hatte, da brachte eines Morgens, mitten im tiefen, strengsten Winter, Frau v. Nelleborg selbst der Gouvernante einen Brief in ihr Zimmer und sagte: „Endlich erhalten Sie eine Antwort, meine Liebe, und offenbar aus Italien, wenn ich mir die Briefstempel richtig deute. Sollte Frau v. Tonnewald wirklich die Heimath verlassen und Sie nicht einmal davon benachrichtigt haben?"

Malwine riß den Brief hastig auf und überflog ihn mit fieberischer Hast. Die Farbe wechselte rasch auf ihren Zügen, die von Sekunde zu Sekunde trauriger wurden. „Meine arme Mutter ist in einer namenlosen Trübsal," sagte sie und reichte ihrer Gönnerin das Schreiben. „Mein Bruder liegt schwer, beinahe lebensgefährlich in Nizza, wohin ihn die Mutter seit dem Herbste gebracht hat, und Mama, die bei ihm ist, hat in seiner Pflege nahezu selbst ihre Gesundheit eingebüßt."

Frau v. Nelleborg las den Brief; er athmete tiefe Traurigkeit und schmerzliche Resignation, ganz verschieden von jener stolzen, ungeduldigen Bitterkeit der Stiefmutter, mit welcher sie sich über Fanny's eigenmächtige Heirath beklagt und die Schuld davon der Stieftochter zugeschoben hatte. Die einst so zuversichtliche, kalte, stolze, strenge Frau war von der Wucht ihres Schicksals sichtlich zu Boden gebeugt. „Komm zu mir, liebe Malwine," schrieb sie nach der Aufzählung all des Leids, welches sie heimgesucht hatte. „Gott im Himmel weiß es, wie sehr ich des Trostes und der Hilfe bedarf, und meine eigene Tochter ist die letzte, bei welcher ich diese suchen könnte. Sie schwimmt in einem Taumel von Vergnügungen, während mein Herz hier beinahe verblutet und die Pflege Eugens meine Kraft rasch unterwühlt. Komm zu uns, denn selbst Eugen sehnt sich nach Dir. Reise nach Erlenhof und nimm die alte Wirthschafterin als Reisegefährtin mit, — ich habe sie schon davon in Kenntniß gesetzt. Ich weiß es, Malwine, ich muthe Dir viel zu, mehr als ich je von Dir hoffen durfte; aber ich thue meine Bitte im Vertrauen auf Deinen letzten Brief, den ich nun erst recht verstehe."

Malwine sah ihre Gönnerin erwartungsvoll an. Es lag selbst in diesem Briefe, wie sanft und bittend er auch war, wieder viel von der früheren Rücksichtslosigkeit und Gleichgiltigkeit ihrer Stiefmutter gegen Anderer Behagtichkeit und Bequemlichkeit. Aber das Unglück macht ja selbstsüchtig, dachte Malwine entschuldigend.

„Gehen Sie, mein liebes Kind! Folgen Sie ihrer Aufforderung, wenn auch mit Opfern!" sagte die uneigennützige Frau v. Nelleborg. „Wenn Ihr armer Bruder wieder genest, so werden Sie ja von selbst sobald als mögtich zu uns zurückkehren; — im anderen Fall wird wahrscheintich Frau v. Tonnewald Anspruch auf Ihre Pflege machen, und so wollen wir denn alles Weitere der Vorsehung und der Zeit überlassen!"

„Sie sind eben immer voll Herzensgüte und Rücksicht," erwiederte Malwine und küßte ihrer Gönnerin die Hand. „Ich werde gehen; stünde eben nicht ein Menschenleben auf dem Spiele, so sollte nichts mich vermögen, Sie zu verlassen!"

Frau v. Nelleborg schüttelte mit einem halb mißbilligenden, aber dennoch freundlichen Lächeln den Kopf und rieth dann Malwinen, unverweilt sich zur Reise zu rüsten. Am andern Tage trat diese die lange beschwerliche Winterreise aus dem Herzen von Dänemark nach dem fernen Nizza an.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Als ein wahrhaft nützlicher Wegweiser, der den in die Welt tretenden jungen Leuten in allen Verhältnissen zu dienen bestrebt ist, kann der in Weimar erschienene: **„Angehende Weltmann, oder die Kunst zu leben und den Anforderungen der guten Gesellschaft und des Anstandes zu entsprechen &c. von S. Flottwell. 4. Auflage, 7½ Sgr."** genannt werden. Es ist dies keines der Komplimentirbücher von gewöhnlichem Schlage, sondern eine mit großer Welt- und Menschenkenntniß geschriebene Anleitung zu einem takt- und maßvollen Betragen im geselligen Verkehre, eine kluge Belehrung, wie man sich in weiteren Kreisen bewegen soll, um unter Menschen von Bildung einen Platz, Achtung und Wohlwollen zu erringen.

**Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.**

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Freitag, 27. Mai 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Die wahre Bedeutung des meisterlichen Spiels kannte außer dem Künstler nur noch Einer im Haus: das war der kleine, häßliche Baron, der, tief ins Dunkel seiner Loge gedrückt, jede Bewegung seines Feindes mit dem lauernden Auge einer Katze verfolgte. Bei jedem neuen Beifallsschauer verzog er seinen Mund zu einem schadenfrohen Lächeln, denn seine Rache däuchte ihm um so süßer, je werthvoller der Gegenstand seines Hasses war, den sie vernichten sollte. Deßwegen genoß er, nicht der Künstler, die Süße der Anerkennung und Liebe, welche in den erregten Gesichtern der Zuschauer lag. Je näher der Mime dem Ende seines Spiels und damit seinem Schicksal rückte, das ihm in der Gestalt seines Feindes drohte, desto hinreißender wurde die fürchterliche Wahrheit seines Spiels. Er spielte wie ein begeisterter Jünger der Kunst, der sich, bevor seine herrlichen Kräfte für immer erlahmen, ein würdiges Denkmal im Gedächtniß seiner Zuschauer zu setzen gedenkt. Und die tief erschütterten Zuschauer schienen ihren Liebling zu verstehen. Der rauschende Beifall hörte auf und machte einer höheren Anerkennung Platz, die sich in der feierlichen Stille ausdrückte, welche während Herzens Spiel herrschte. Nur wurde dem Genius der Kunst andachtsvoller geopfert.

So näherte man sich dem Schlusse. Die Schlachtscene war vorüber, Macbeth im Kampf mit Macduff abgegangen. Da verließ der misanthropische Baron still und unbeachtet seine Loge. Im dunklen Theaterhof harrte Gottlieb, der sich schon früher entfernt hatte. Er hielt seines Herrn Reitpferd am Zügel und lehnte an einer bedeckten Kutsche. Eckholz warf einen flüchtigen Blick auf seinen Diener und schaute dann angestrengt nach dem erleuchteten Fenster eines Ankleidezimmers, wo sich am herabgelassenen Vorhang der Schatten eines Mannes bewegte, der augenscheinlich beschäftigt war, eine Rüstung abzulegen. Zuweilen konnte man die hastig hingelegten Waffenstücke klirren hören. Nach wenig Minuten verschwand der Schatten und eine hohe, in einen dunklen Mantel gehüllte Gestalt trat gleich darauf unter die Thüre, welche in den Theaterhof führte. Es war Herz.

Als er die Thüre hinter sich schloß, hörte man im Innern des Hauses einen grenzenlosen Jubel losbrechen. Der stürmisch gerufene Name des gefeierten Künstlers drang deutlich bis in den stillen Hof. Es war eine Huldigung, die das dankbare Publikum seinem verschwundenen Liebling bis zum Schlusse aufgespart hatte. Herz lauschte ergriffen den süßen Lauten aufrichtigster Begeisterung, vielleicht waren es die letzten, die an sein Ohr drangen; er schüttelte unmuthig oder wehmüthig den Kopf. Aus den Augen seines Feindes zuckte ein wilder Triumph und eine ganze Welt ungebändigten Hasses lauerte in den Falten und Runzeln dieses häßlichen Gesichts.

Herz näherte sich ihm. „Sie sind mit meinem Vorschlag, den ich Ihnen heute Vormittag schriftlich mitgetheilt, einverstanden?“ fragte er leise und seine Stimme bebte eigenthümlich, „ein zeugenloses Duell —“

„In meinem Waldschloß, ja, ja,“ unterbrach ihn der Andere kurz und deutete ungeduldig auf den geöffneten Schlag.

Herz stieg ein. Der Baron schwang sich auf das Pferd, Gottlieb bestieg den Bock und langsam durchmaßen sie den Theaterhof. Draußen gebrauchte der Buckelige seine Peitsche, der Reiter seine Sporen und die Pferde rannten schnaubend durch die öden Straßen einer Landstraße zu, welche hinter der melancholischen Wohnung des Menschenfeindes einem nahen Walde zustrebte, der hinter einem Schleier von Dünsten verborgen lag. Die Nacht war rauh

und dunkel; dicker Nebel, den die Lichter der zurückweichenden Stadt kaum mit mattem Schein durchbrachen, verhüllte den Pfad und wurde immer schwerer, je näher der Wald rückte. Eckholz ritt, in einen Pelzrock gehüllt, dicht an der Seite des Wagens, den die Lampen an den Seiten spärlich erhellten. Von Zeit zu Zeit begegneten seine stechenden Blicke den Augen Leonhard's, wenn dieser durch die Glasfenster des Wagens sah, was er gewöhnlich that, wenn der Weg, der jetzt den Wald durchschnitt, eine neue Krümmung machte. Die übrige Zeit lag der Schauspieler in den Kissen zurückgelehnt und hing den Gedanken nach, die düster und unfreundlich in seiner Seele aufstiegen. Wie verschieden waren sie von den liebevollen Absichten, mit denen er nach langen Jahren herber Schicksale in die Stadt eingezogen war, um die arge Kluft, welche das Verhängniß zwischen ihm und dem einstigen Freunde gerissen hatte, wieder auszugleichen. Die ganze Zeit, welche zwischen jener verhängnißvollen Flucht aus der Stadt und dem ebenso verhängnißvollen Einzug, der seine guten Pläne so rasch und unbarmherzig zerstörte, lag, ließ er vor seinem inneren Auge vorüberziehen.

„Mein einziges Vergehen," flüsterte Herz gedankenvoll vor sich hin, „ist meine Liebe zu meines Freundes Braut gewesen, sündlich an und für sich, aber gemildert durch die Macht der Umstände. Gott weiß, wie ich gegen die Umstrickung jener Leidenschaft kämpfte; erst der feierliche Schwur Lydiens, daß sie den Tod der Verbindung mit Eckholz vorziehe, ließ mich zu einem Rettungsmittel greifen, welches ich sonst verdammt haben würde. Und ruhte nicht der Segen der edelsten, liebevollsten Seele, die je lebte, auf unserer heimlichen Verbindung? Bekämpfte nicht Adele ihre eigene Leidenschaft zu mir, um ihre Schwester glücklich zu machen und den armen Getäuschten zu versöhnen? Wie glücklich machten uns damals ihre Briefe, worin sie uns mittheilte, daß ihre Ehe mit Eckholz die verschrobenen Verhältnisse wieder einzurichten verspreche, daß sie und ihr Gatte zufrieden mit ihrem Loos und auf dem Weg zu einem stillbehaglichen Glücke seien, welches durch die bald erwartete Geburt eines Erben seine letzte Weihe erhalten würde. Welche Hoffnungen, welche frohe Aussichten auf dauernde Versöhnung knüpften wir nicht an diese Briefe der himmlisch-guten Adele. Wie froh machte ich mich damals auf den Weg nach M., um ihn zu beobachten, um eine Versöhnung anzubahnen. Wie gräßlich wurden meine Illusionen zerstört! Mit Lebensgefahr entrann ich den Händen eines Wahnsinnigen." Herz bedeckte seine Augen mit der Hand, lehnte den Kopf in die Wagenecke und versank in ein stilles Brüten, aus welchem ihn die Stöße der Kutsche, die sich mühsam über holprige Waldwege bewegte, vergebens aufzurütteln suchten.

„Und nun," fuhr er nach einer Weile in seinem Selbstgespräch fort, „da ich nach zwanzigjähriger Verbannung zurückkehre, die Brust voller Weh über den Tod meines Weibes, voll Sehnsucht nach dem Vaterland und nach dem armen Freund, vor dem ich mich endlich zu rechtfertigen, den ich endlich zu versöhnen hoffte, — da führt das tückische Verhängniß mir ihn entgegen als eingefleischten Feind und verwandelt meine liebevollen Pläne der Versöhnung in ihr Gegentheil. Wir sollen den Gifttrank der Feindschaft bis auf die Hefe leeren und uns als Mörder einander gegenüberstellen."

Während Herz im Innern des Wagens sich solchergestalt der Macht seiner edleren Gefühle hingab, ritt Eckholz verschlossen und finster, aber mit unheimlich leuchtenden Augen nebenher. Hätte er in das Herz des Mannes sehen können, den er durch die bedauerliche Fügung der Umstände für seinen Todfeind halten mußte, hätte er dessen Selbstgespräch belauscht, gewiß, er hätte milderen Gefühlen Raum geben und das ungeheure Schicksal verfluchen müssen, welches zwischen ihnen Beiden waltete. So aber lächelte er im Gefühl bald gesättigter Rache, als das Ziel ihrer nächtlichen Fahrt schwarz und drohend aus Nacht und Nebel stieg.

Vor einem hohen Portal machte der Wagen Halt. Der Schein der Laternen fiel in grellen Streiflichtern auf die dicht mit Epheu überwachsenen Mauern einer künstlichen oder restaurirten Ruine. Die vergitterten Fenster, welche aus der grünen Wand blickten, sprachen für beides. Der Baron bedeutete dem buckeligen Kutscher, durch das geöffnete Thor zu fahren. Als der Wagen über das Steinpflaster des Burghofes rasselte, sprang Eckholz, der langsam folgte, von seinem Pferd, warf die Thorflügel eigenhändig ins Schloß und legte eine eiserne Querstange vor. Er verrichtete dies Geschäft so eifrig, daß er den jungen Mann nicht bemerkte, der, in eine Nische des Thorwegs gedrückt, neugierig zu lauschen schien, was sich aus den seltsamen Anstalten so später Gäste noch entwickeln werde. Unterdessen war Gottlieb vom Bock gesprungen und öffnete den Schlag. Herz stieg aus und warf einen forschenden Blick auf den seltsamen Ort, wo sie sich befanden. Hohe dunkle Mauern mit Schießscharten und gekerbten Rändern, auf denen allerhand dürres Gesträuch raschelte, schlossen sich mit anderem Gemäuer, aus dessen finsterer Masse hier und da Zinnen und Thürmchen ragten, an den Hauptthurm an, welcher

von dem Thorweg durchbrochen wurde. Das Ganze schien eine restaurirte Burg zu sein, die sich der menschenfeindliche Baron als einen, seinem einsiedlerischen Hang entsprechenden Aufenthalt mochte erworben haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

13.

Die reiche Farbenpracht eines südlichen Sonnenuntergangs im Februar überglühte den Himmel und beleuchtete Meer und Land mit einer eigenthümlichen Tiefe und Gluth, und Eugen Tonnewald schaute in dieses wehmüthig ernste und doch so verheißungsvolle Naturspiel hinein, wie er so auf dem Sopha lag, das man auf seine Bitte in die Nähe des offenen Fensters gerückt hatte. Der rosige Widerschein lieh sogar seinen eingesunkenen schlaffen Zügen eine trügerische blühende Farbe, und er lächelte, wie er seine rosig überhauchten mageren Hände betrachtete. Seiner Mutter aber war's nicht ums Lächeln zu thun, wie sie so an seiner Seite saß und mit einer unbeschreiblichen Rührung, die durch den wilden Seelenschmerz ihren harten, stolzen Zügen einen ganz anderen, weichen Ausdruck gegeben hatte, den sterbenden Sohn betrachtete. Das letzte halbe Jahr hatte Frau v. Tonnewald in erschreckendster Weise gealtert; die tiefen Furchen auf Wange und Stirne, das eingesunkene glanzlose Auge zeugten von Leiden, die nicht ungeahndet und eindruckslos durch ihr Gemüth gezogen waren, und darin vielleicht Reue und Gewissensbisse angeregt hatten.

Eugen hatte schon eine Weile geschwiegen, denn seine Gedanken waren anscheinend weit weg, vielleicht in jener unbekannten Welt, an deren Schwelle schon sein Fuß stand. Die Sonnenscheibe war soeben ins Meer getaucht, da wandte er sich plötzlich zu seiner Mutter und sagte: „So sinkt bald auch meine Sonne, theuerste Mutter! Mein Abend ist da, nach einem kurzen, schlecht genützten Tage. Wann wird denn Malwine aus der Stadt zurückkommen? Du hättest sie nicht sollen gehen lassen. Ein Fläschchen Arznei mehr oder weniger, — vom Tode kann es mich nicht retten!"

„Eugen, sprich nicht so!" flüsterte die Mutter zärtlich und schloß das Fenster, denn ein leichtes Frösteln überrieselte den Kranken. „Malwine kann jeden Augenblick zurückkehren," fuhr sie fort. „Sie ist die Einzige, welche sich den Leuten in der Stadt verständlich machen kann. Aber fühlst Du Dich denn heute Abend schlimmer, mein Sohn?"

„Allerdings, Mama! Ich verspüre, daß meine Stunden gezählt sind, und wenn Malwine nicht bald kommt, so erspart sie mir noch den Abschied. Und doch möcht' ich sie noch einmal sprechen und um Verzeihung bitten, daß ich früher nicht freundlich gegen sie gewesen. Sie stand allein und vereinsamt unter uns, Mutter, und wir vergaßen, daß sie keinen nahen Verwandten und Freund mehr hatte. Und als sie ihr Vermögen verlor, Mama, da hättest Du milder und wohlwollender gegen sie sein sollen. Sie weiß es allerdings nicht, aber fürwahr, ich hätte gern für sie gesorgt und sie ausgestattet, wenn ich schon volljährig und mein eigener Herr gewesen wäre. O Mutter, Mutter, wie hat sie mich beschämt, seitdem sie hier ist, mich, der ich einst so rau und lieblos gegen sie war. In den zehn Tagen ihres Hierseins ist sie nicht aus den Kleidern gekommen, und ihr heutiger Ausgang ist der erste. Ohne sie wärst Du den Mühen erlegen, Mama. Vergiß ihr dies niemals!"

„Nie, mein Sohn!" versetzte die stolze Frau leise und feuchten Auges; „sie hat feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt."

„Der einzige Trost, den ich mit mir aus diesem Leben hinwegnehme," fuhr der Kranke fort, „ist der, daß mein Tod sie reich macht! Möge Malwine einen besseren Gebrauch von dem Erbe unseres Vaters machen, als ich gethan haben würde!"

Die unglückliche Mutter barg ihr Gesicht in den Kissen des Sophas; sie bebte zusammen, wenn sie sich ihres eigenen Benehmens gegen die nunmehrige reiche Erbin erinnerte, denn, wie Eugen gesagt hatte, das große Gut ging durch seinen Tod in Malwinens Besitz über.

„Mutter, liebe Mutter, versprich mir, gegen Malwine freundlich und wie eine rechte Mutter zu sein!" fuhr Eugen fort. „Bedenke, wie viele Demüthigungen sie schon erlebt hat, so jung sie auch noch ist; wie nahe ihr Fanny's Heirath mit jenem herzlosen Manne gehen mußte, der sie im Unglück verlassen hat. Tröste sie darüber und verzeih' auch Fanny! Glaub' mir, liebe Mama, auf dem Sterbebett möchten wir mit der ganzen Welt versöhnt und im Frieden sein. Versprich mir's, lieb Mütterchen!"

Thränen erstickten beinahe der Mutter Stimme, als sie dieses Versprechen Eugen gab, und Eugen sank erschöpft, aber mit heiterem Blick auf das Sophakissen zurück. Nach einer Weile tönten Schritte auf der Treppe und Malwinens anmuthige Gestalt erschien unter der Thüre, ein Körbchen am Arme,

die Wangen geröthet vom raschen Gange. Sie kniete neben dem Sopha nieder, um dem Bruder in einem Löffel die Arznei zu reichen, welche sie aus der Stadt geholt hatte. Lächelnd nahm der Kranke sie und erfaßte dann ihre Hand, die er lange, lange festhielt, während er mühsam das starrer werdende Auge auf sie richtete.

„Um Gotteswillen, was ist Dir, Eugen?“ rief sie erschrocken, als sie nun im rasch herniedersinkenden Abenddämmer die Veränderung in seinen Zügen wahrnahm, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Weine nicht, meine liebe Schwester!“ flüsterte er nicht ohne Anstrengung. „Weine nicht, Malwine! mir wird bald besser sein; ich bin ganz gefaßt und voll Frieden und Ergebung. Vergib mir, daß ich so wenig brüderlich an Dir gehandelt habe, und tröste unsere Mutter!“ Er legte auf das Wort „unsere“ einen besonderen Nachdruck, welchen die beiden Frauen wohl verstanden.

Malwine ergriff statt aller Antwort die Hand ihrer Stiefmutter und drückte sie mit halb schüchterner, halb zärtlicher Geberde an ihre Lippen. In Frau v. Tonnewald kämpfte eine Weile der Stolz mit der Reue, dann aber sprang die letzte Schranke des Hochmuths, und die reumüthige Stiefmutter schloß die Tochter ihres Gatten in ihre Arme und weinte bitterlich an ihrem Herzen. Eugen aber schlug dankbar seine Augen gen Himmel auf und küßte noch einmal die Hände der beiden Frauen, die er in den seinigen hielt. „Mutter,“ sprach er mit tonloser Stimme, „vergiß Fanny nicht und verzeih' ihr!“ ... Die Stimme versagte ihm — er schloß die Augen erschöpft und sank in die Kissen zurück wie Einer, der in einen ruhigen Schlummer versinkt.

Die beiden Frauen wachten die ganze Nacht an seinem Bette; er erwachte nicht wieder. Der Morgen graute bereits, als der Mutter erfahrenes Auge ein leichtes Zucken der Muskeln, eine unbedeutende Bewegung bemerkte, — es war nur ein Augenblick, dann war Alles vorüber. Eugen v. Tonnewald war zur ewigen Ruhe eingegangen in dem frühen Alter von kaum neunzehn Jahren.

14.

Die aufregenden und erschütternden Geschäfte der Beerdigung waren vorüber. Eugens Leiche ruhte auf dem englischen protestantischen Kirchhofe unter den dunklen Cypressen und immergrünen Lorbeerbüschen, in welchen schon wieder muntere Vögel zwitscherten, und seine Mutter und Schwester bereiteten sich zur Heimreise vor, sobald Frau v. Tonnewald's tief unterwühlte Gesundheit es erlauben würde. Es war wieder Abend — die Mutter lag zu Bette, Malwine in tiefer Trauer saß daneben und hatte ihr vorgelesen, bis die einbrechende Dämmerung ihr nicht mehr erlaubt hatte, die Schrift zu erkennen. Beide hingen nun ihren Gedanken nach; da wandte sich Frau v. Tonnewald mit einem Male zu ihrer Tochter und fragte leise und ernst: „Sag' mir, Malwine, hast Du Paul Schellwitz wirklich geliebt?“

Dem Mädchen stieg das Blut in die Wangen, aber es schwieg.

„Du brauchst mir nicht deutlicher zu antworten, mein armes liebes Kind!“ fuhr die Mutter noch sanfter fort; „Dein Schweigen ist beredt genug. Auch würde ich Dich nicht so jählings gefragt haben, wenn mir nicht so viel daran gelegen wäre, hierüber ganz ins Klare zu kommen.“

„Ich war ihm gut, aber er war ja mit Fanny verlobt,“ erwiederte Malwine stolz. „Hätte ich damals auch je geahnt, daß er mir ebenfalls gewogen sei, so würde ich natürlich später nie wieder daran gedacht haben, ihn ...“ Sie konnte nicht vollenden — ihre wahre Natur rang in ihr mit dem Stolze und dem Zartgefühl der Frauen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

In Wien macht eben ein Tänzer mit einem Bein großes Furore. Es ist ein Spanier, Namens Donato, ein hübscher junger Mann, dem das rechte Bein vollständig fehlt. Allein dieser Mangel hindert ihn nicht, alle erdenklichen Pas mit graziöser Sicherheit auszuführen; er hüpft, springt, geht, macht Pirouetten und führt alle möglichen Stellen, Wendungen und Schwenkungen aus, daß es dem Zuschauer vor den Augen flimmert und daß man die Verkrüppelung total vergißt.

---

Ein Student hatte in einem Gasthofe viel von seinen mannigfaltigen Kenntnissen gesprochen, so daß endlich einem Gaste die Geduld riß und er ziemlich barsch sagte: „Jetzt haben wir wirklich genug von Dem gehört, was Sie können; sagen Sie mir auch ein Mal, was Sie nicht können, und ich stehe Ihnen gut dafür, das kann ich.“ „Ich? — nun ich kann meine Zeche nicht bezahlen, und es freut mich sehr, daß Sie das können.“ Unter allgemeinem Gelächter entsprach der Gast seiner Erwartung.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 65.** Sonntag, 29. Mai **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Gottlieb brachte aus irgend einem Winkel des Hofs eine Laterne herbei, die er an denen des Wagens anzündete. Damit leuchtete er dem Gast durch den Thorbogen zu einem Eingang, der in die oberen Theile des Thurmes zu führen schien. Eckholz folgte mit dem Pistolenkästchen, welches er aus einem verborgenen Fach des Wagens genommen hatte. Unter dem Thorbogen fiel der Schein der Blendlaterne mit unwillkommener Schärfe auf die Gestalt des jugendlichen Lauschers, der fest an das steinerne Bild eines Ritters gedrückt mit Spannung die Männer mit den Augen verfolgte, als sie hinter der Thür des angedeuteten Eingangs verschwanden. Nach einer kleinen Weile schlich er ihnen behutsam nach und schwebte dabei in großer Gefahr, von Gottlieb, der die Pferde zu besorgen ging, auf der Treppe entdeckt zu werden. Durch Geistesgegenwart entging er dieser Gefahr und nun verbarg er sich in einem dunkeln Zimmer, wo er Alles, was zwischen den beiden räthselhaften Ankömmlingen vorging, durch eine Spalte in der trennenden Thür beobachten konnte.

Dieses Gemach war sehr geräumig, alterthümlich ausmöblirt und durch Wandleuchter wohl erhellt. In einem mächtigen Kamin prasselte ein tüchtiges Feuer. Die beiden Männer hatten ihre Umhüllungen abgelegt und verhielten sich schweigend. Eckholz beschäftigte sich mit den Pistolen, die er aus dem Kästchen nahm und sorgfältig untersuchte. Herz stand am Fenster, die Stirn an die kalten Scheiben gedrückt und schaute in die Nacht hinaus. Eine unheimliche Stille herrschte, durch nichts unterbrochen als durch das Knistern der Flammen und Knacken der Hähne, die der Baron spannte. Plötzlich wandte Leonhard, wie von einem ausgereiften Entschluß bewegt, sein bleiches Gesicht vom Fenster und sah seinen einstigen Freund fest und ruhig an. Dieser hatte eben seine Vorbereitungen beendigt und hielt beide Pistolen in Händen.

„Eckholz," sagte der Schauspieler mit eigenthümlich vibrirender Stimme, „ehe wir zu dem traurigen Werk der Waffen schreiten, die uns die Zungen vielleicht auf ewig lähmen, halt' ich dafür, daß wir aufrichtig die Gründe austauschen, die uns das Recht geben, sie zu führen. Ich für meinen Theil," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, ohne die haßerfüllten Blicke zu beachten, die sein Gegner auf ihn schoß, „möchte meine Seele von dem Vorwurf rein halten, das Blut eines Menschen, der mir einstens theuer war, ohne die allergerechteste Ursache vergossen zu haben."

„Hund! Schurke!" war Alles, was der Baron vor Wuth hervorbringen konnte; er war leichenblaß geworden, wodurch seine rothe Narbe noch unheimlicher hervortrat, und bebte am ganzen Leib.

Leonhard beachtete auch Das nicht und fuhr mit noch größerem Nachdruck fort: „Nach der schmählichen Behandlung, die Du mir gestern Abend angethan hast, würde die Frage über die Rechtmäßigkeit eines Duells einem Anderen gegenüber lächerlich erscheinen. Da ich aber den ganzen Umfang der Beleidigungen, die Du von mir empfangen zu haben wähnst, die diesen entsetzlichen Haß in Dir schüren, nicht zu kennen glaube, so fordere ich Dich, ehe wir zum Aeußersten schreiten, auf, mir Deine Klagen gegen mich mitzutheilen. Ich werde mich dann zu rechtfertigen suchen, und," fügte er mit wehmüthiger Stimme hinzu, „ich müßte mich sehr täuschen, Eckholz, wenn Du nicht einsähest, daß ich für das, was ich gegen Dich verbrochen haben soll, hinreichend von einer stärkeren Hand gezüchtigt worden bin."

Der Baron hatte den Schauspieler, während er sprach, mit verzehrenden Blicken angesehen; sein Haß schien im Anstarren zu wachsen. Nun aber

hielt er sich nicht länger. Beide Pistolen in den Händen schwingend, stürzte er dicht vor seinen Gegner hin. „Entführer meiner Braut, Schänder meines Namens, Vernichter meines ganzen Lebens!“ schrie er mit gellender Stimme, „diese Rede ziemt Deiner Verworfenheit! Um Deinetwillen habe ich Gott und die Menschen verflucht, mein Heil verlästert und die Welt durchreist, um Dich zu finden, um Dich zu züchtigen. Von dem, was Du an mir gethan, was ich geduldet, will ich nicht reden, nur eine einzige Frage beantworte mir, Du Teufel in Menschengestalt: Ist der Sohn Adelens mein eigen, oder ist er — Dein?“ Die Stimme versagte dem unglücklichen Mann, sein Athem ging pfeifend, er setzte dem Schauspieler beide Pistolen auf die Brust und bohrte seinen glühenden Blick tief in die Augen seines Feindes. Herz fuhr bei dieser Frage entrüstet zurück.

„O Eckholz,“ rief er, „nun sehe ich, wie wenig Du der beiden Engel werth warst, die der Himmel in Deine Hände gab! Bei Gott! Dein niederträchtiger Argwohn, mit dem Du die unglückliche Adele noch im Grabe befleckst, rechtfertigt meinen vermeintlichen Frevel und wirft auf jene Entführung, die ich als Vergehen ansah, den Schein einer edlen That. Wisse,“ — fuhr er mit donnernder Stimme fort und richtete sich mit flammendem Angesicht hoch empor, — „wenn Du in Deiner wahnwitzigen Verblendung den Sohn, den Dir Dein frommes Weib gebar, verkommen ließest, so hast Du gegen Dein eigen Fleisch und Blut gewüthet und keine Strafe, die der Himmel zu versenden hat, ist schwer genug für Dich.“

Der Baron schien einen Augenblick betroffen. „Darüber hätte ich mir keinen Vorwurf zu machen,“ flüsterte er vor sich hin. „Ich habe ihn gut erziehen lassen und Nichts an ihm gespart. Wenn er wirklich mein Sohn ist,“ fügte er mit rührendem Tone hinzu, „so kann ich vielleicht noch glücklich werden.“

Der sanfte Schimmer einer aufdämmernden Beruhigung schien sich über seine harten Züge verbreiten zu wollen, aber ein gräßlicher Zweifel, der ihm plötzlich durch den Sinn fuhr, zerstörte wieder Alles. „Schauspielerkniffe!“ rief er mit gellendem Lachen. „Nein, ich will mich von einem Stück guter Deklamation nicht irre machen lassen. Der gefangene Fuchs soll sich mir nicht mit einer wohlfeilen List aus der Falle beißen. Die Pistolen sollen über Mein und Dein entscheiden!“ schloß er in schauerlicher Aufregung und suchte seinem Feind eine der beiden Schießwaffen krampfhaft zitternd in die Hand zu drücken.

„Um die Ehre der schwer gekränkten Adele zu retten, unterwerf' ich mich auch einem Gottesgericht,“ sagte Herz mit einem verächtlichen Blick auf seinen Gegner ruhig und nahm die Pistole. Darauf stellten sich die beiden Kämpfer an den entgegengesetzten Enden des Zimmers einander gegenüber, zielten und drückten, als Eckholz mit aufgeregter Stimme bis drei gezählt hatte, zu gleicher Zeit ab. Dem Doppelknall folgte ein lauter Schrei des Barons, dann ein schwerer Fall. In demselben Moment — der Pulverdampf hatte sich noch nicht verzogen, flog unter einem kräftigen Fußtritt die Thür des angrenzenden Zimmers auf, und der junge Mann, unbeschreibliche Aufregung im Gesicht, stürzte herein.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ rief der alte Eckholz, als er des Jünglings ansichtig ward, mit herzzerreißender Stimme, breitete die Arme aus und wollte sich erheben. Aber die Kräfte versagten ihm, mit einem tiefen Seufzer sank er besinnungslos zusammen.

Wie vom Blitz gerührt, stand der Jüngling da, dann warf er sich wehklagend über ihn. „Ja, Du warst mein Vater!“ rief er schluchzend, „dieses Gesicht habe ich in Rom gesehen, meine Ahnung hat mich nicht betrogen. So lang also hab' ich mich nach Dir sehnen müssen und da ich Dich endlich, endlich nach langem Forschen finde, seh' ich Dich ermordet.“ Thränen erstickten seine Stimme, und er küßte den unglücklichen Mann wieder und wieder auf die bleichen Lippen. Dann aber, durch eine Bewegung des Schauspielers aufmerksam gemacht, sprang er, Verzweiflung im verwilderten Antlitz, wie ein Rasender auf jenen zu, zog ein Stilet aus dem Busen und stieß es ihm in die Brust. „Nimm das für meinen Vater!“ rief er schluchzend. Der Getroffene brach zusammen.

Dies Alles ereignete sich in der kürzesten Zeit und noch schwebte Pulverdampf in dünnen Streifen in der Luft. Vorsichtig, leise mit den Zehenspitzen auftretend, erschien Gottlieb an der gesprengten Thür, die Haare, sonst glatt und geordnet, fielen jetzt wirr über seine kleinen Augen, die im Licht eines wilden, heimtückischen Entschlusses unheimlich blitzten, seine Hand hielt krampfhaft eine Pistole fest, die er in den Rockschößen verbarg. Am Thürpfosten blieb er stehen und warf einen Blick giftigen Hasses auf den Jüngling, der, noch immer beschäftigt, seinen Vater ins Leben zurückzurufen, für Alles, was hinter ihm vorging, keinen Sinn hatte. Der Buckelige hob leise, aber nicht ohne heftiges Zittern die Pistole und zielte auf den jungen Mann. „Du bist also der Sohn des alten Narren,“ flüsterte er

Digitized by Google

ganz leiſe zwiſchen den zuſammengekniffenen Lippen, „nun, mit Dir gedenke ich fertig zu werden, Du ſollſt meinen gerechten Anſprüchen, die ich an die Erbſchaft zu machen gedenke, nicht in den Weg treten.“ Mit zitternder Hand, als fürchte er von der Feuerwaffe ſelbſt verletzt zu werden, und weit zurückgebogenem Kopf drückte er ab.

Sogleich ſprang der junge Mann auf, die Kugel hatte ihm die Locken geſtreift. „Noch mehr Mörder!“ rief er, als er die nun nicht mehr drohende Geſtalt des bleichen Gottlieb bemerkte, und ſprang auf ihn zu.

Gottlieb warf ſich ſchluchzend und wimmernd auf die Kniee. „Nehmen Sie mein Leben!“ rief er mit kläglichen Geberden, „nur ſchonen Sie meinen armen unglücklichen Herrn!“ Dabei deutete er auf den noch immer leblos daliegenden Baron und ſchluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

(Fortſetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortſetzung.)

„Höre mich ruhig an, mein liebes Kind,“ ſagte Frau v. Tonnewald; „ich fühle, daß ich gar unrecht an Dir gehandelt und allen Anſpruch auf Dein Vertrauen verloren habe. Wenn ich aber heute dieſen für Dich ſo ſchmerzlichen Gegenſtand berührt, ſo habe ich es nicht ohne triftigen Grund und gute Abſicht gethan. Wiſſe, Paul war niemals mit Fanny verlobt, und ich glaube ſogar jetzt ſelbſt, daß er nie auch nur eine ernſtliche Neigung für ſie hatte, ſondern ſeine Kouſine nur mit einem zwar natürlichen, aber doch gleichgiltigen Wohlgefallen betrachtete. Ich indeſſen hatte von jeher meinen Sinn auf dieſe Verbindung gerichtet, und früher hatten meine Schweſter und ich einmal im Scherze davon geſprochen. Ich muß jedoch zur Steuer der Wahrheit ſagen, daß meine Schweſter Dich ebenſo gerne als Tochter begrüßt haben würde, wie Fanny. Kannſt Du mir vergeben, Malwine, daß ich Dich durch jene Unwahrheit um Dein Lebensglück betrogen habe?“

„Liebe Mama, reden Sie nicht ſo! ich habe mir ſelbſt weit mehr zu vergeben,“ erwiederte Malwine. „Wäre ich gegen mich ſelbſt wahr geweſen, ſo würden Sie mir keinen Verdruß und keinen Verluſt zu bereiten im Stande geweſen ſein. Mein eigener Hochmuth und meine thörichte Koketterie mit Herrn v. Kahlau haben allein mein Herzeleid herbeigeführt. Aber es iſt ja überſtanden, — laſſen Sie uns die ganze Geſchichte vergeſſen!“

„O meine gute Malwine, ſolche Dinge vergißt man nicht leicht, zumal wenn man in ihren Folgen eine verdiente Sühne und Heimſuchung erblickt, wie ich!“ ſagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer. „Ich kann ſagen, ich habe mir durch meine herzloſe Selbſtſucht meine eigene Dornenkrone geflochten. Wäre ich nicht ſo grauſam geweſen, Dir Pauls Herz und Hand zu mißgönnen, ſo würde Fanny wohl kaum in den Fall gekommen ſein, mit Kahlau näher bekannt zu werden. Und das bethörte Kind hat überdies an ihm keine Eroberung gemacht, die ihr ein glückliches Daſein ſichert! Er liebt ſie nicht, und es werden noch Tage kommen, wo ſie ihre Thorheit ſchwer bereuen dürfte!“

„Ich bitte Sie, beſte Mama, verbannen Sie ſolche Erinnerungen und Gedanken. Suchen Sie die Vergangenheit zu vergeſſen und mit Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft zu blicken. Wir werden ja fortan mit einander leben, und ich will mein Möglichſtes thun, um Sie glücklich zu machen. Fanny iſt ſo jung und hübſch, ſo lebensfroh und glänzend, daß ihr Gatte ſie allmälig liebgewinnen und wirklich lieben und auf ſie ſtolz ſein lernen muß, ſelbſt wenn er ſie noch nicht liebt. Entſchlagen Sie ſich der trüben Gedanken, und laſſen Sie mich Ihnen wieder vorleſen, bis Ihnen der Schlaf kommt!“

Malwinen geſchah damit ſelbſt ein Liebesdienſt, denn die traurige und doch ſüße Gewißheit, die ſie nun erhalten, daß Paul ſie einſt wirklich geliebt habe, drohte doch ihren mühſam erworbenen inneren Frieden einigermaßen zu beeinträchtigen und Wünſche, Hoffnungen und Illuſionen wegen der Zukunft in ihr anzuregen, deren Verwirklichung ihr die Vernunft als ſehr problematiſch darſtellte.

### 15.

Malwine v. Tonnewald war wieder in die Heimath ihrer fröhlichen Kinderjahre zurückgekehrt als die Erbin und Beſitzerin des ſtattlichen Ritterguts und ſeiner reichen Einkünfte. Ihre Stiefmutter war ihr ebenfalls nach Erlenhof gefolgt. Malwine bemühte ſich eifrigſt, der ſehr gealterten und geſchwächten Frau den Schmerz über den jüngſten Verluſt einigermaßen zu lindern und jede demüthigende Erinnerung an die materiellen Folgen von Eugens Tod dadurch zu beſeitigen, daß ſie mit großer Zartheit der Stiefmutter überall den Vortritt in der Leitung des Hausweſens ſowie der Verwaltung des Vermögens überließ und ſich darein ergab, nur als die untergeordnete und geduldete Tochter zu erſcheinen. Nur in einer einzigen Angelegenheit opponirte Malwine ihrer Stiefmutter

Digitized by Google

lebhaft und setzte am Ende auch ihren Willen durch: Frau v. Tonnewald mußte an Fanny schreiben, daß sie ihr verziehen, wie sie es Eugen versprochen hatte, und mußte Fanny mit ihrem Gatten einladen, einige Wochen auf Erlenhof zuzubringen. Sie fühlte wohl, daß die Trennung von Mutter und Tochter zwei so eigenwillige Naturen sich gegenseitig mehr entfremden würde, und sie wollte vor Allem dahin wirken, daß Frau v. Tonnewald ihre natürliche Anlage zur Verbitterung nicht noch mehr entwickelte in Einsamkeit und selbstgenährtem Groll. Die gerichtliche Vertheilung des Nachlasses des Verstorbenen, welche in die schönsten Wochen des Frühlings fiel, gab Kahlau und seiner Frau zu einem derartigen Besuche die willkommenste Veranlassung, und Malwine begleitete daher die Einladung ihrer Stiefmutter mit einigen herzlichen Zeilen. Sie wollte zugleich darüber ins Klare kommen, ob Kahlau sich scheuen würde, ihr wieder unter die Augen zu treten, oder ob er wirklich seine junge Frau mit ungetheilter und aufrichtiger Neigung liebe. Kahlau und Fanny folgten auch wirklich der freundlichen Einladung schon nach wenigen Wochen. Die erste Begegnung Malwinens mit der Halbschwester und dem nunmehrigen Schwager war etwas geschraubt und unbehaglich, trotz aller Unbefangenheit und Herzlichkeit, welche die jetzige Herrin von Erlenhof an den Tag legte. Fanny war zwar eine reizende Frau, aber nicht mehr so munter und übersprudelnd fröhlich wie ehedem, und Malwine beobachtete sie genau, um zu ermitteln, ob der Tod ihres Bruders oder eine andere Ursache sie so umgewandelt habe. Es entging Malwinen nicht, daß Philibert Kahlau noch kälter, noch zurückhaltender und hochmüthiger geworden war, als er wenigstens vor Jahren der Welt gegenüber hatte erscheinen wollen, und daß Fanny vor ihm sich bald muthwillig und neckisch, bald scheu und furchtsam zeigte. Ferner glaubte Malwine wahrzunehmen, daß Kahlau die geringe geistige Bedeutung Fanny's, ihre Oberflächlichkeit und Seichtheit des Gefühls wie des Urtheils bereits genau erkannt habe und mit Geringschätzung und einer Art Angst darauf herabsehe. So oft in Gesellschaft die Unterhaltung eine ernstere, tiefere Wendung nahm und Fanny Miene machte, sich dabei zu betheiligen, sah sie Kahlau unruhig werden und mit lauernder Besorgniß seine leichtfertige gedankenlose Frau anblicken, als fürchte er jede Minute, sie könne sich durch eine unbedachte oder unpassende Aeußerung kompromittiren. Dies verrieth, daß der erste Nimbus der Neigung auf seiner Seite geschwunden war, denn wirkliche Liebe sollte ja auch in solchen Dingen tolerant machen. Kahlau fühlte sich Malwinen gegenüber nicht ganz behaglich; er begegnete ihr mit der ausgesuchtesten Artigkeit, welche gerade sein inneres Unbehagen verschleiern sollte, und legte es darauf an, mit der nunmehrigen Besitzerin des Ritterguts auf gutem Fuße zu bleiben. Ja er dankte ihr im Stillen für die Delikatesse, womit sie jeder Begegnung unter vier Augen und jedem speziellen Gespräche mit ihm auswich und immer und überall nur die freundliche Verwandte und artige Wirthin herauskehrte. Er sah sich von ihr durchschaut, und vermochte doch nicht blind zu sein gegen die vielen Vorzüge des Herzens, des Geistes und Charakters, mit welchen Malwine seine jetzige Frau überragte.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Eine zänkische Frau kam zu ihrem Vater gelaufen: ihr Mann habe sie geschlagen! „Was! meine Tochter schlägen? Das ist doch unverschämt, das will ich an seiner Frau rächen!“ rief er, gab seiner Tochter ein Paar Ohrfeigen, nöthigte sie zum Haus hinaus und sagte freundlich: „Nun tröste Dich, thut er Dir wieder Etwas, so komm' nur gleich wieder zu mir, den wollen wir schon kriegen.“

Ein Kriegsgefangener wurde gefragt, wie stark sein General sei. „Was weiß ich,“ erwiederte er, „ich habe mit ihm noch nicht gerauft.“

## Sylbenräthsel.

Den Meister, der im leichten Tanze,
Der in Musik die Palm' errang,
Die schönste Fürstin vom Gesang
Zeigt dir mein erstes Paar im Glanze.
Mein Drittes zog die Kriegeswoge
Wohl über dreißig Jahre hin.
Das Ganze liegt im schönen Lande,
Wo einst mit ungebeugtem Sinn
Ein noch verehrter Demagoge
Zuerst gerächt des Volkes Schande.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Dienstag, 31. Mai 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann sah Gottlieb anfangs überrascht, dann mit Theilnahme an. „Wenn Du ein Diener meines Vaters bist," sagte er, indem er den Knieenden aufstehen hieß, „und kein Feind, wie ich anfangs meinte, so hilf mir für Deinen Herrn sorgen, zeige mir ein Lager, wo wir ihn hinlegen können, und hol' augenblicklich einen Wundarzt."

„O gütiger Himmel," rief Gottlieb mit verdrehten Augen, „Du hast ein großes Unglück verhütet! Fast hätte mein treuer Eifer für meinen geliebten Herrn seinem theueren Sohne das Leben gekostet." Er heftete seine niedergeschlagenen Blicke auf die gefalteten Hände und schien ein leises Dankgebet im Sinn zu haben. „Ach, wenn Sie wüßten, mein gnädiger junger Herr," hob er mit Salbung an und in seinen Augen schimmerte eine Thräne der Rührung, „wenn Sie wüßten, wie man sich nach Ihnen gesehnt hat, Sie würden sich eingestehen müssen, daß Sie treue Freunde haben, von denen ich nicht der letzte bin," setzte er bescheiden hinzu, als ihm der junge Mann eifrig winkte, für seinen Vater sorgen zu helfen.

Im Nebenzimmer befand sich ein Bett; darauf legten sie den Verwundeten sanft nieder. Gottlieb beugte sich lauschend über ihn und meinte, schwache Spuren eines wiedererwachenden Lebens wahrzunehmen. „Langen Sie mir einen Spiegel her," rief er ängstlich, „um Gotteswillen, rasch den kleinen Spiegel, der dort auf dem Tisch liegt, ich glaube, der theuere gnädige Herr athmet wieder!"

Gottlieb hatte sich nicht getäuscht; als sie dem Ohnmächtigen das glatte Glas vor den Mund hielten, zeigte es sich von einem leisen Hauch getrübt. „Fassen wir Muth, junger gnädiger Herr," rief der eifrige Diener und athmete erleichtert auf, „der Himmel wird unser Gebet erhören und Ihren theueren Herrn Vater nicht sterben lassen."

Rasch holte er eine Flasche alten Weins aus einem Schrank und rieb dem leise athmenden Baron die Schläfe. Mit einem tiefen Seufzer schlug dieser die Augen auf und blickte verwirrt um sich. Der Jüngling wollte sich mit einem Freudenschrei über ihn werfen. Gottlieb hielt ihn zurück. „Nicht so rasch," flüsterte er ängstlich, „die Aufregung möchte ihm schaden." Dann trat er selbst an's Bett, faßte mit seinem zärtlichsten Lächeln die Hand des Kranken, küßte sie und ließ zwei dicke Thränen darauf fallen. Dies weckte den Baron, er öffnete die Augen, die er wieder geschlossen hatte, matt und schwer. „Gottlieb," flüsterte er mit schwacher Stimme, „mir ist, als hätte ich einen Traum gehabt, daß mein Sohn wiedergekommen sei." Der Jüngling machte eine heftige Bewegung des Verlangens, wieder winkte ihm Gottlieb zurück.

„Der Traum, mein theurer Herr, wird gewiß in Erfüllung gehen," sagte er dem Verwundeten ins Ohr und legte einen treuherzigen Nachdruck auf das Wort „gewiß". Aber dieser hörte nicht mehr, er war auf's Neue in einen ohnmachtähnlichen Zustand gesunken. „Er schläft wieder," flüsterte der Buckelige seinem jungen Herrn zu. Dieser nickte schweigend und betrachtete seinen leise athmenden Vater mit unsäglich liebevollem Blick, bis sich seine Augen mit Thränen füllten.

„Er muß viel Leid erduldet haben," sagte der Jüngling wehmüthig, „ich sehe es seinem Gesicht an. Wenn ich nur nicht die unschuldige Ursache seines Grames bin," setzte er mit einem ängstlich fragenden Blick auf Gottlieb hinzu.

„Er ist von bösen Menschen um sein Glück betrogen worden," erwiederte der buckelige Famulus traurig. „Aber auf seinen Sohn setzt er seinen einzigen Trost." „Und ich will seine Hoffnung nicht täuschen," flüsterte der Jüngling innig und hauchte

einen Kuß auf die bleiche Stirn seines Vaters. „Ach, ich weiß nicht, was für ein unseliges Verhängniß uns schon lange, lange Jahre getrennt gehalten hat," fuhr er in trübem Sinnen fort. „Wenn die Sehnsucht eines Vaters zu seinem Kinde so mächtig ist, wie meine Sehnsucht nach meinem Vater, dann muß das Verschulden der Menschen, die uns getrennt hielten, ein entsetzliches gewesen sein." Nach einer Pause, in der er seines Vaters Schlummer beobachtete, wandte sich der junge Mann an Gottlieb: „Wenn Du etwas vom Schicksale unserer Familie weißt, guter Mensch, so bitt' ich Dich, theile mir's mit, damit ich meinen Vater nicht durch Fragen verletze, die meine Unwissenheit vielleicht an eine verwundete Stelle seines Gemüths richtet." Er legte seine Hand auf die Schulter des Buckeligen und sah ihm bittend ins Auge.

Um Gottlieb's Mund zuckte ganz leise der alte tückische Zug, dann nickte er mit dem Kopf und sagte freundlich: „Sobald ich den Doktor geholt habe, stehe ich meinem jungen gnädigen Herrn zu Befehl."

„Deine Umsicht beschämt meine kindliche Pflicht," rief der junge Mann gerührt, „eile, eile zum Arzt und dann will ich Dir mit meiner eigenen Lebensgeschichte Deine kostbare Erzählung abkaufen." Eilig entfernte sich Gottlieb, und es dauerte nicht lange, so hörte der Jüngling den Thorflügel knarren und das Gerassel der Kutsche in der Ferne verhallen. Darauf setzte er sich an's Lager seines Vaters, den er so unvermuthet, unter so wunderbaren Umständen gefunden hatte und suchte in den zerfurchten Zügen des Schlafenden Andeutungen über die dunklen Schicksale, deren Spielball er und sein Haus gewesen sein mußte. Mit immer größerer Andacht vertiefte er sich in das Anschauen seines Vaters, und je länger er das unschöne Gesicht betrachtete, desto klarer schien ihm das Verständniß für einen edlen Kern, der durch die rauhe Schale schimmerte, womit das Schicksal das angestammte Wesen des alten Mannes umzogen hatte, aufzugehen.

Der Schlummernde lächelte im Traum und nannte den Namen Romeo. Der Träger dieses Namens konnte sich nicht enthalten, einen innigen Kuß auf seines Vaters Wange zu drücken. Er erinnerte sich der Vorfälle der heutigen Nacht, des halb verstandenen Wortwechsels der beiden Männer, und dies führte ihn auf den Feind seines Vaters, welchen er in der ersten Wuth seiner aufgestürmten Seele erdolcht hatte. Er öffnete die Thüre und schaute in das angrenzende Zimmer, welches der Schauplatz des nächtlichen Zweikampfes gewesen war. Die Kerzen an den Wandleuchtern waren herabgebrannt, viele schon erloschen. Ein unsicheres trübes Licht flackerte über der Stelle, wo der Schauspieler zusammengesunken war. Eine große Blutlache bezeichnete den Platz noch deutlicher, der Mann selbst aber war verschwunden. Zornig überrascht trat Romeo näher, schaute sich in den dunkeln Winkeln des Gemaches um — der Gesuchte war nicht zu finden. „Der Stich mußte sein Tod gewesen sein, wie konnte er entrinnen?" murmelte der junge Mann, während er einen der Leuchter abschraubte. Er leuchtete auf den Boden und siehe da, die Blutlache war auseinandergewischt, wie wenn sich ein schwerer Körper darinnen herumgewälzt hätte. Abdrücke von blutigen Händen fanden sich an Boden und Wänden und eine Blutspur führte mitten durch's Zimmer nach der Thüre, welche angelehnt war. Romeo leuchtete auf der Treppe und verfolgte die Spur bis in den Hof, wo sie an dem Platze aufhörte, wo der Wagen gestanden hatte. Also war es Gottlieb, dem er so viel Gutes zugetraut hatte, der dem verhaßten Feind seines Vaters fortgeholfen und ihn gerettet hatte. Ein zorniger Unwille gegen den Heuchler wurde in des Jünglings Brust mächtig. Es schien ihm nach und nach klar zu werden, daß seine anfängliche Meinung, die den Buckeligen, als er mit der Pistole nach ihm zielte, für einen Anhänger des Erstochenen gehalten hatte, die richtige gewesen sei, daß aber der Schurke nur, um sein Leben zu retten, die Heuchlermiene angenommen und unter dem Vorwande, einen Arzt zu holen, seinen Herrn oder Freund aus dem Hause geschmuggelt habe. Der junge Mann stampfte zornig mit dem Fuß auf, denn er wußte nicht, was für unangenehme Folgen dieser Verrath des Buckeligen für seinen unglücklichen Vater nach sich ziehen konnte. Vielleicht machte der Entflohene Anzeige bei der Obrigkeit, vielleicht kehrte er, um den Erstochenen rächen zu helfen, mit einer Schaar Freunde zurück.

In Romeo's Seele gewannen diese Vorstellungen immer mehr Wahrscheinlichkeit, und zwar um so mehr, je lebhafter seine Phantasie von den Abenteuern dieser Nacht aufgeregt war. Er beschloß auf alle Fälle das Thor zu schließen und die alte Burg gegen jeden unberufenen Eindringling zu vertheidigen. Eben wollte er seinen Entschluß ausführen und hatte schon den einen Thorflügel gefaßt, als die Kutsche in schnellster Eile durch dieselbe rasselte. Gottlieb sprang vom Bock, um den Schlag zu öffnen, aber wie ein Tiger sprang Romeo auf ihn zu.

„Schurke, verrätherischer!" schrie er dem Erschrockenen ins Ohr, indem er ihn heftig schüttelte, „wo hast Du den Mörder meines Vaters hingebracht?"

Aengstlich wandte sich Gottlieb unter den Händen des Wüthenden. „Mein Gott, welch einen unverdienten Verdacht werfen Sie auf mich!“ rief er gekränkt. „Der Verwundete muß, da er meinen Plan, einen Arzt zu holen, gehört hatte, heimlich in den Wagen geschlichen sein. In der Eile und Angst um Ihren Herrn Vater vergaß ich, den Wagen zu untersuchen, ehe ich fortfuhr, und so brachte ich den Mann unfreiwillig in die Stadt. Er stieg auch nicht eher aus, als bis der Doktor einsteigen wollte, dessen Hilfe er gleich vorweg in Anspruch nahm. Nicht wahr, Herr Doktor, ich rede die Wahrheit?“ wandte er sich an den Arzt, welcher eben aus dem Wagen stieg, es war der nämliche, der sich mit dem redseligen Hauptmanne im Theater unterhalten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Erst am Vorabende des zur Rückreise nach D. bestimmten Tages führte ein Zufall es herbei, daß Kahlau und Malwine sich unter vier Augen begegneten. Fanny wäre gern noch einige Tage länger bei ihrer Mutter geblieben und hatte versucht, dies durch Vorschützung einer leichten Unpäßlichkeit zu erzielen; Kahlau aber, der diese Finte leicht durchschaut, hatte ihr darauf kalt und gleichgiltig, ja so verletzend geantwortet, daß Fanny darob in lautes Schluchzen ausbrach, worauf ihre Mutter sie sanft, aber stumm aus dem Zimmer führte, um einem Zwiste vorzubeugen. Beide waren kaum weggegangen, als sich Kahlau unmuthig zum Fenster kehrte und rief: „Verwünschte Albernheit! unter allen schlechten Gewohnheiten einer verzogenen Frau ist mir diese Weinerlichkeit und Empfindlichkeit die fatalste!“

Malwine begegnete ruhig und ernst seinem scheuen forschenden Blick, betrachtete eine Weile seine kalten Züge und sagte dann: „Sie sind im Unrecht, Philibert. Sie sollten nachsichtig sein gegen Fanny's jetzigen Zustand und die gedrückte Stimmung, worin sie der Verlust ihres einzigen Bruders versetzt hat. Begegnen Sie ihr mit mehr Rücksicht und Zärtlichkeit. Gehen Sie zu ihr, trösten Sie Ihre Frau und bitten Sie dieselbe um Verzeihung, denn ich bin überzeugt, Sie haben ihr sehr wehe gethan.“

„Wer gab dazu Anlaß?“ entgegnete er kalt; „ich oder sie?“

„Das ist nicht großmüthig und männlich von Ihnen, Kahlau! Sie sollten Nachsicht mit der Schwächern haben!“

„Wie, Malwine?“ fragte er mit einem bitteren Lächeln, „haben Sie wirklich den Muth, noch zu tadeln? Sie, die mir das Glück meines Lebens zerstört, welche mich von sich gestoßen, welche mich verdammt hat, mein Leben an der Seite eines frivolen, seichten, schwankenden Geschöpfs hinzubringen, das an Gefühl und Reflexion noch ein Kind ist? — Malwine, Sie haben mich nie geliebt, sonst hätten Sie nicht zu handeln vermocht, wie Sie gethan haben! Und ich — ich habe nie zuvor so geliebt, wie ich Sie liebte, und werde nie wieder eine Andere so lieben können! Ja, ich darf wohl sagen . . .“

„Genug hiervon, Herr v. Kahlau!“ rief Malwine würdevoll. „Hüten Sie sich, Worte auszusprechen, welche mich zwingen müssen, jeden Verkehr zwischen uns aufzuheben. Wir thaten beide Unrecht, wir irrten beide. Ich gestehe meinen Fehler gern ein. Nicht aus Neigung nahm ich damals Ihre Werbung an, und doch erkläre ich auf's Bestimmteste und Feierlichste: hätten Sie sich für das Fortbestehen unseres Verlöbnisses entschieden, nachdem ich mein Vermögen eingebüßt hatte, so wäre ich durch jedes Band der Pflicht und des Gefühls an Sie geknüpft geblieben. Es war die Probe für die Innigkeit Ihrer Neigung, und Sie haben Sie nicht bestanden, klagen Sie daher nicht mich für ein Ereigniß an, welches Sie selbst damals über sich heraufbeschworen haben!“

„Ich Thor, ich wahnwitziger, kurzsichtiger Thor, der ich damals war!“ rief er leidenschaftlich.

„Herr v. Kahlau! noch eine einzige derartige Aeußerung, und ich verlasse Sie, um Ihnen nie wieder zu begegnen!“ sagte Malwine strenge. „Hören Sie mich an: Sie sind nun mein Bruder, und ich solle Ihnen freudig und willig alle Rücksicht und alles Wohlwollen einer Schwester; allein ich bitte Sie auch flehentlich und als einen Mann von Ehre, von gesundem Gefühl und Verstande, erfüllen Sie gewissenhaft und treulich alle die Pflichten, zu welchen Sie sich Fanny gegenüber vor dem Altar verpflichtet haben, und begegnen Sie ihr mit Liebe, Duldung und Nachsicht. Sie ist noch so jung und unerfahren, so schön und verwöhnt, — aber sie liebt Sie! Das ist mehr als man mit Gut und Geld erkaufen kann.“

Kahlau wurde tief ergriffen von dieser Scene und bedeckte die von einem krampfhaften Weh verzogenen Züge mit den Händen. Malwine stand in stummem Mitleid und Kummer dabei und zollte

Digitized by Google

ihr innigſtes Mitgefühl ſeinem Grame, der unheilbar erſchien; ihr Herz bebte vor Angſt und Schmerz um ihre jüngere Schweſter und ſogar um ihren treuloſen Anbeter.

„Seien Sie ein Mann, Kahlau, und betrüben Sie mich nicht durch dieſe kleinmüthige Traurigkeit und dieſen ohnmächtigen Groll. Die Würfel ſind gefallen, Sie ſind an Fanny unauflöslich gebunden. Verſuchen Sie daher ihr Vertrauen zu gewinnen, ihr Herz zu veredeln, ihren Charakter zu bilden, und glauben Sie mir, ſie wird dann Ihre ganze Liebe verdienen und mit der Zeit auch gewinnen. Sie iſt noch jung und bildſam; werden Sie ihr Lehrer, ihr Retter aus der Eitelkeit und Hohlheit ihres ſeitherigen Treibens!“

„Malwine,“ erwiederte Kahlau nach einer Pauſe ſtummen Kampfs und trat ruhig und gefaßt, aber leichenblaß vor ſie, „erlauben Sie mir als Sühne das offene Bekenntniß, daß ich mir die Thorheit und den Eigennutz und die ſchmutzige Hingebung an weltliche Freuden und Genüſſe und an das Anſehen vor Anderen niemals verzeihen kann, welche mich damals veranlaßten, das einzige Weſen aufzugeben, in welchem ich meine Gedanken und mein Ideal von Weiblichkeit verwirklicht ſah. Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen dieſes Geſtändniß einmal für allemal ablegte. Ich gelobe Ihnen, Sie niemals wieder auch nur durch die leiſeſte Anſpielung darauf zu beleidigen. Für Ihren Rath danke ich Ihnen, und werde Alles aufbieten, um ihn zu nützen. Allein Fanny iſt nicht wie Sie ... der Unterſchied iſt ...“ Er hielt tiefbewegt inne, erfaßte raſch Malwinens Hand, die er leidenſchaftlich drückte und ſtürzte dann aus dem Zimmer. Sie hörte ihn bald darauf in Fanny's Zimmer treten, und ſah ihn nur noch einmal flüchtig bei der Abreiſe.

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Vor einigen Tagen hatte der Beſitzer eines großen Hotels unter den Linden in Berlin annoncirt, daß er ein tüchtiges, gut empfohlenes Waſchmädchen ſuche. Da es nun bekanntlich in Berlin Sitte geworden, daß ſich die Herrſchaften zu den Dienſtmädchen, nicht aber die Dienſtmädchen mehr zu den Herrſchaften bemühen, ſo meldete ſich Niemand am erſten Tage. Am Nachmittage aber des zweiten ereignete ſich Folgendes: eine Droſchke hält vor dem Hotel, in ihr eine Dame in eleganteſter Toilette, nachläſſig ausgeſtreckt. Der Portier gibt mit der Glocke das Signal, daß eine hohe Fremde angekommen, die Kellner fliegen auf ihre Empfangsposten, und nachdem er ſich verſichert, welche Salons noch disponibel, ſchreitet der Portier an den Kutſchenſchlag, zieht die Mütze und fragt: „Sie befehlen, meine Gnädige?“ — „Iſt dies Hotel du N.?“ fragte die Gnädige. — „Zu befehlen, meine Gnädige! Beliebt Ihnen näher zu treten?“ — Die Gnädige ſteigt aus, die ſeidenen Gewänder rauſchen auf dem Cement, der Oberkellner verneigt ſich ehrerbietig mit der Frage: „Befehlen Madame einen Salon **au premier ou au second?**“ — Die Gnädige blickt ihn freundlich an: „Sind Sie der Wirth des Hotels?“ — „**Non Madame**, aber der Oberkellner!“ — „Nun denn, ſo können Sie vielleicht mir ſagen, ob das hier iſt, wo ein Waſchmädchen geſucht wird? Ich wollte mir melden!“ — — „Mir? Waſchmädchen?“ Staunen, Achſelzucken, Blamage! „Die Stelle iſt ſchon beſetzt!“ erwiederte der Ober-Garçon und die Gnädige rauſcht wieder von dannen und ſteigt in die draußen harrende Droſchke.

---

Komiker Helmerding in Berlin kommt in einer Scene des Stückes: „Eine luſtige Perſon“, die im Schuldengefängniſſe ſpielt, dort mit einem inhaftirten Schuſter zuſammen, der ihm mit einer Cigarre der ſchwärzeſten Sorte unter die Naſe tritt. H. bricht, ſich dieſe zuhaltend, in die verzweifelten Worte aus: „O du heiliger Praetorius!“ und als der Schuſter überraſcht fragt, was ihm wäre, ſo entſchuldigt er ſich damit, daß es ihm vorgekommen, als würde in der Nähe Aſphalt gelegt. In Folge dieſer Bemerkungen hat Herr Geh. Kommerzienrath Georg Praetorius dem Künſtler eine Kiſte der feinſten Havannah mit folgendem Reime geſandt:

Der irdiſche Praetorius
Vermeldet ſeinen Morgengruß
Dem weltberühmten Komikus
Und fügt zu ſeinem Hochgenuß,
Was nach Aſphalt nicht riechen muß,
Ein Kiſtchen bei vom eig'nen Guß.
Mit Gruß Ihr ergebener
Geoeg Praetorius.

---

Auflöſung des Sylbenräthſels in № 65:
Solothurn.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 67.** Freitag, 3. Juni **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„So verhält es sich," sagte Gottlieb, indem er seinen Ueberrock zuknöpfte, „und es war hohe Zeit, daß der arme Herz in meine Hände fiel, der Blutverlust hätte ihn getödtet. Der alte Herr droben führt eine gute Klinge, noch einen Zoll tiefer und es war um unseren Mimen geschehen. Aber schnell, laßt uns hinauf, Kinder, es ist verteufelt kalt hier unten und der gnädige Herr wird meine Hilfe nöthig haben."

Romeo, der noch immer den Leuchter in Händen hielt, schritt voran, die Beiden folgten ihm. Der Doktor trat an's Bett des Barons, der noch immer schlief, und untersuchte die Wunde, wobei Romeo leuchtete.

„Aber was in aller Welt ist denn das für ein Duell gewesen?" murmelte der Doktor, als er die Wunde sondirte, wobei der Kranke stöhnend die Augen öffnete und vom Lichte geblendet wieder schloß; „der Eine hat einen Messerstich in den Rippen und der Andere just an der nämlichen Stelle eine Kugel."

Bei diesen Worten zog er die Kugel wirklich heraus und zeigte sie den Beiden. Romeo betrachtete ängstlich seinen Vater und achtete nicht auf das, was der Doktor sagte.

„O säumen Sie nicht!" rief er in flehendem Tone, als der Arzt eine Minute in seinem Geschäfte inne hielt.

Ueberrascht von diesem Tone sah der Doktor auf. Gottlieb flüsterte ihm ein Wort der Aufklärung ins Ohr.

„Das nenn' ich eine abenteuerliche Nacht," murmelte der Arzt, während er den Verband anlegte. Darauf erklärte er mit einem forschenden Blick auf Romeo die Wunde für ungefährlich, gab Verhaltungsmaßregeln, schrieb verschiedene Bedürfnisse für den Kranken auf, die Gottlieb aus der Stadt mitbringen sollte und versprach, am nächsten Morgen selbst wieder nachzusehen.

Romeo sah den alten beweglichen Herrn nicht mit den freundlichsten Augen an. Es kränkte ihn, daß der Arzt seines Vaters auch zugleich derjenige seines Feindes sein sollte. Er flüsterte dem Buckeligen ins Ohr, daß er für einen anderen Arzt sorgen solle und drückte ihm dabei einen Beutel in die Hand, um ihn beim Abschied dem Doktor zu übergeben. Zum zweiten Male hörte er die Kutsche aus dem Thore rasseln und sah vom Fenster aus die Wagenlampen im Walde verschwinden. Sein Vater war wieder in den Schlaf gesunken und da der Doktor befohlen hatte, den Kranken in seinem heilsamen Schlummer nicht zu stören, so setzte er sich ruhig am Bett nieder und hing seinen Gedanken nach. Das Gefühl, einen Vater zu haben, überraschte ihn wieder und wieder mit seiner ungewohnten Neuheit, so daß er immer wieder aus seinen Träumen auffuhr, um einen liebevollen Blick auf den Schlummernden zu werfen. Der Drang, sein übervolles Herz vor dem Neugefundenen auszuschütten, wurde so mächtig, daß er mehrmals im Begriffe stand, ihn durch einen heißen Kuß aufzuwecken. Jedesmal aber hielt ihn die Sorge um den Verwundeten wieder zurück. Oft stand er auf, etwas zu mehrerer Bequemlichkeit seines Vaters zu ordnen, entweder an der Lampe, daß sie keinen allzu grellen Schein warf, oder am Bett, daß der Kranke wohl zugedeckt lag, oder auch am Kamin, daß das Feuer nicht verlosch. Diese Beschäftigungen ließen ihn den sanften Reiz der Häuslichkeit ahnen und goßen ihm eine frohe Zuversicht ins Herz.

Als Alles wohl besorgt und sein Vater genugsam betrachtet war, ließ sich der Jüngling wieder auf seinen Platz nieder und zog ein goldenes Medaillon, welches ihm an einer seidenen Schnur um den Hals hing, aus dem Busen. Als er es einige Zeit betrachtet hatte, drückte er an einer Feder, eine

Kapsel sprang auf und es zeigte sich das Porträt der nämlichen Dame in verjüngtem Maßstab, welches der Baron am Abend vorher aus dem sammtnen Etui genommen und seinem Famulus gezeigt hatte. Derselbe unsägliche Reiz mädchenhafter Unschuld schwebte auch über diesem Bild der schönen Lydie, es waren dieselben feuchten, braunen Augen, dasselbe reiche, dunkle Haar, wenn auch anders geordnet, und vor Allem der nämliche süße, kleine Mund, der in der frischen Röthe seiner getrennten Lippen an zwei duftige, reife Kirschen erinnerte.

Romeo betrachtete das liebliche Bild mit inniger Liebe und über sein schönes, jugendlich offenes Gesicht breitete sich der milde Abglanz einer reinen Seligkeit, die aus seiner innersten Seelentiefe zu quellen schien. „Der eine meiner beiden Herzenswünsche," flüsterte er weich, indem er das Bildniß mit den Lippen berührte, „ist mir erfüllt worden: ich habe meinen Vater gefunden und bin nicht länger ein heimathloser Fremdling, der sich weinend hinausstehlen mußte, wenn glücklichere Freunde auf das Wohl ihrer Eltern und Verwandten die Gläser leerten, an den Festtagen, die Alles vereinigen, was sich liebt. Hoffentlich werd' ich auch Dich wiederfinden, Du holdes Kind, der ich Dich einmal sah, um Dich zu lieben und wieder zu verlieren. Das Wiederfinden meines Vaters soll mir ein glückliches Anzeichen sein, daß auch Du nicht mehr fern bist. Mit wie viel größerer Zuversicht dürfte ich jetzt vor Dich und Deine Eltern hintreten als damals, wo ich nichts hätte sagen können als: sieh' mich an, ich bin ein armer Maler, einzig reich durch seine Liebe zu Dir und seine Kunst. Meine Eltern habe ich nie kennen gelernt, ich bin einsam auf der weiten, weiten Welt und werde es immer sein, wenn Du mich nicht aufnimmst. Nun aber habe ich einen Vater gefunden, einen unglücklichen, alten Mann, der von den Menschen viel Böses erfahren hat. In dem Strahl Deiner lieben Himmelsaugen aber wird er wieder aufleben und Dein süßer Mund wird die Runzeln wegküssen, welche das Leben auf seinem Angesichte gegraben hat."

Das sagte der junge Mann mit einer unendlich weichen Stimme, er fühlte sich so ganz versenkt in das heilige Meer edler Gefühle, so nah an der Schwelle seines geträumten Glückes, daß er die Außenwelt ganz vergaß und verwirrt um sich blickte, als Gottlieb leise seine Schulter berührte. „Nun, Du bist ja schnell zurück," sagte er lächelnd und klopfte dem Buckeligen freundlich auf die Schulter. Er hätte in diesem Augenblicke die ganze Welt an's Herz ziehen mögen, so glücklich und hoffnungsreich fühlte er sich in der Nachwirkung seiner frommen Gedanken.

„Das ist mir angenehm zu hören," versetzte Gottlieb schmunzelnd, „ich fürchtete schon, meines langen Ausbleibens wegen meinem jungen gnädigen Herrn zu mißfallen. Freilich," fuhr er fort, als ihm Romeo eifrig versicherte, daß er das durchaus nicht zu befürchten gehabt, daß im Gegentheil er — Romeo — seinem wackeren Freund — hier konnte Gottlieb ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken — unverdientes Mißtrauen abzubitten habe; freilich sei der Weg in die Stadt weit und die Pferde vom öfteren Hin- und Herfahren ermüdet, auch habe er eine Menge Sachen zu besorgen gehabt und in der Apotheke warten müssen, was Alles seine Rückkehr verzögert habe. Darauf kramte er eine Anzahl Fläschen und Packete aus und erzählte bei jedem Stück, wo er es geholt, wozu es diene und wie lange er auf jedes habe warten müssen. Dabei vergaß er aber zu erwähnen, daß, als er in der Apotheke eine Portion Arsenik verlangt, der Lehrling den Gehilfen, dieser den Prinzipal fragend und bedeutsam angesehen, worauf Letzterer ihn durch seine grünen Brillengläser mißtrauisch betrachtet und mit besonderem Nachdruck den Ausspruch that: in anderen Apotheken könne Antragsteller vielleicht gegen ein ärztliches Attest Gift bekommen, in der seinen aber nur unter der Bedingung, daß er selbiges im eigenen Maul heimtrage. Darauf war der also Abgefertigte unter'm Gekicher der Lehrlinge zur Thüre hinausgeschlichen. Davon, wie gesagt, erwähnte der treue Gottlieb nichts, sondern er geberdete sich vollkommen wie ein ehrlicher Diener, dem das Wohl und Wehe seiner Herrschaft über die eigenen Wünsche und Bedürfnisse gehe. Gleich nach seinem Eintritt ins Zimmer hatte er sich nach dem Kranken umgesehen, seinen Schlaf beobachtet, das Licht der Lampe durch einen vorgerückten Schirm gedämpft, und er unterbrach jeden Augenblick seine freundlich behäbige Beredtsamkeit mit einem sorgsamen Blick auf den Schlafenden.

„Aber mein guter Freund, wo bleiben denn die übrigen Diener meines Vaters?" fragte Romeo, als eine Pause im Redefluß des Buckeligen eingetreten war. „Warum hast Du Dir keinen Gehilfen aus der Stadt mitgebracht, um Dir Deine Mühe zu erleichtern?"

Gottlieb strich sich mit einem vieldeutigen Lächeln das lange Haar hinter die abstehenden Ohren. „Sehen Sie," sagte er mit bescheidentlich niedergeschlagenen Augen, „das hängt mit dem Unglück Ihres Herrn Vaters zusammen. Er ist von allen Seiten so betrogen worden, daß er keinem zweibeinigen Geschöpf mehr trauen mochte. Er hat allen und jeden Umgang abgebrochen und ich bin

seit langen Jahren das schwache Glied (Gottlieb lächelte ironisch), welches ihn mit der Welt verknüpft. Es ruhen allerdings viele und wichtige Pflichten auf meinen gebrechlichen Schultern, aber die Liebe zu meinem Herrn gibt mir Kraft, auch das Schwerste zu ertragen. Ich darf sagen, daß ich mir die Zufriedenheit und das Vertrauen meiner Herrschaft redlich verdient habe," schloß Gottlieb mit der Ruhe und Heiterkeit eines guten Gewissens.

Romeo schaute ihn herzlich an und glaubte in dem gebrechlichen guten Menschen den Pfleger und Wohlthäter seines armen Vaters ehren zu müssen; das schwarze Gewand und die frommen Mienen des buckeligen Famulus mochten zu diesem Gefühl der Verehrung das Ihrige beitragen. „Ich bin zwar noch fremd hier," sagte er mit liebenswürdiger Herzlichkeit, „so viel aber glaube ich Dir im Namen meines Vaters versichern zu dürfen, daß Du mit unserer Erkenntlichkeit zufrieden sein sollst."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

16.

Paul Schellwitz war seit einigen Jahren in Italien als diplomatischer Agent, und lebte nur seinem Amte und dem eifrigsten Studium der Kunstschätze des Alterthums und des Mittelalters, welche ihn allenthalben in jenem Lande umgaben. Er war still und nachdenklich geworden, der sonst so heiter, lebhaft und sanguinisch war. Er hatte mehr das Wesen eines Gelehrten, als das eines Diplomaten, und sein Umgang führte ihn auch mehr unter die Gelehrten und Künstler als in die vornehme Welt. Wo er aber auch erschien, da wurde der ruhige, hochgebildete und bescheidene Mann mit Auszeichnung aufgenommen und gewann unwillkürlich alle Herzen, namentlich der Frauen, für sich. Die schönsten und edelsten Damen aller Nationen, welche in Rom, Neapel und anderen Städten Italiens periodisch weilten, gestanden dem stattlichen Manne mit den herrlichen intelligenten dunklen Augen und den männlich schönen Zügen eine Bevorzugung zu, welche um so werthvoller war, weil sie den ungesuchten Tribut für seine äußeren und geistigen Vorzüge bildete. Und doch erschien er kalt für Frauenreize und nicht ehrgeizig noch eitel auf Siege, die ihm nicht schwer gefallen wären. Ein leiser Hauch von Wehmuth, welcher über seinem Antlitz lag und besonders in Augenblicken der Ruhe an die Erscheinung trat, machte Paul sogar interessant, denn es kitzelte die Neugier des schönen Geschlechts und namentlich die müßigen Damen der vornehmen Welt, zu erfahren, welch ein Erlebniß einen Mann von seiner bevorzugten Stellung, seinem Reichthum und seinen Gaben und Talenten zum Weiberfeind und zum emsigen Jünger der Wissenschaft gemacht habe, der alle erdenkliche Berechtigung dazu hatte, lieber der froheste der frohen Lebemänner zu sein.

Die Hingabe an Kunst und Wissenschaft vermag zwar manche trüben Erinnerungen hinwegzutäuschen, aber doch keine heimlichen, stillen Herzenswunden zu heilen. Dies fühlte auch Paul selbst. In seinem Gemüthe war ein wunder Fleck — er selbst nannte ihn Heimweh, aber es war eigentlich die demüthigende Erinnerung an die Wunde, welche ihm das Mädchen seiner Liebe, das Ideal seiner Jugendträume geschlagen, als sie ihn für den kalten, besonnenen Kahlau aufgegeben hatte. Die Wunde, welche jenes Ereigniß seinem Herzen wie seinem Selbstgefühl geschlagen, war noch nicht vernarbt. Er hatte sich vorgenommen, viele Jahre lang Italien nicht mehr zu verlassen und doch sehnte er sich nach Luft und Leben der deutschen Heimath, nach dem traulichen Daheim bei seinen Eltern, seiner Schwester. Er hatte sich gelobt, Malwine zu vergessen und doch flogen seine Gedanken täglich, stündlich zu der Treulosen zurück. Dies zehrte an ihm und er kränkelte, um so mehr, als er keinen Freund noch Vertrauten hatte, an dessen Brust er sich hätte entlasten können.

Da trat plötzlich das Schicksal ins Mittel und heilte wenigstens sein Heimweh. Ein Brief seiner Mutter entbot ihn schnell nach Hause, denn sein hochbetagter Vater war schwer erkrankt und man verzweifelte an seinem Aufkommen. Dieser Ladung konnte und wollte er sich nicht entziehen und reiste nach Hause. Er kam eben noch rechtzeitig, um durch sein Wiedersehen den letzten sehnlichen Wunsch des Sterbenden zu erfüllen und ihm die gebrochenen Augen zuzudrücken. Dieses Ereigniß wirkte nicht nur tief auf sein Gemüth, sondern gab auch seinen äußeren Verhältnissen eine unerwartete Wendung. Das Rittergut Osterach war von Herrn v. Schellwitz zu einem Majorat erhoben worden, da sein Vermögen bedeutend genug war, um seine Tochter Kornelie in anderer Weise und für die Verhältnisse ihres Gatten passender zu entschädigen. Der Verewigte hatte durch Umsicht und Fleiß das Gut zu einer wahren Musterwirthschaft umgestaltet und dessen Ertragsfähigkeit so gesteigert, daß Paul nur eine Pflicht der Pietät erfüllte, indem er dem schriftlich hinterlassenen Wunsche des Vaters entsprechend den

Digitized by Google

Staatsdienst verließ und die Leitung der ausgedehnten Gutsbewirthschaftung übernahm.

Diese Wendung in seinen Lebensverhältnissen trug sich ungefähr ein halbes Jahr später zu, als Eugens Tod. Als Frau v. Tonnewald die Kunde von dem Hinscheiden ihres Schwagers erhielt, ließ sie mit den Beileidsbezeugungen eine Einladung an ihre Schwester und Paul ergehen, einige Wochen auf Erlenhof zuzubringen, um den Schmerz über den Verlust des theueren Gatten und Vaters durch eine Ortsveränderung einigermaßen zu mildern. Malwine sollte von der Einladung nichts wissen, sondern durch Pauls Ankunft überrascht werden, weil die Stiefmutter von dem unerwarteten Wiedersehen Beider eine Aufklärung über den früheren gegenseitigen Irrthum und eine Wiedervereinigung dieses Paares erwartete. Es war ihr wohlbekannt, daß Malwine den Vetter noch immer liebte, daß sie mehrere glänzende Parthieen ausgeschlagen hatte, weil sie ihre Hand nicht ohne ihr Herz weggeben wollte und vielleicht noch im Stillen auf Paul hoffte. Frau v. Tonnewald hatte daher nach echt weiblicher Weise in einer Nachschrift noch jenem Briefe beigefügt, sie wolle der lieben Schwester nur im engsten Vertrauen mittheilen, daß Paul auch Malwinen ein willkommener Gast sein werde; und sie gestehe gern, daß sie dem Mädchen, welches ihr ein einziger Trost im tiefsten Unglück gewesen sei, gar zu gern einen wackeren Gemahl ausersehen möchte.

Allein ein Unglück ist weit leichter angestellt als wieder gut gemacht, und wenn Paul auch ein offener, biederer und edler Charakter war, so besaß er doch ungewöhnlich viel Stolz und Empfindlichkeit. Er hatte Malwine mit aller Innigkeit einer ungestümen, glühenden, aber doch tief fühlenden Natur geliebt und damals die schüchterne, zarte, jungfräuliche Scheu in ihrem Benehmen vollkommen zu schätzen gewußt, hinter welcher er doch eine Erwiederung seiner Neigung zu bemerken wähnte. Als sie jedoch ihm gegenüber kalt und zurückhaltend wurde und anscheinend nur für Kahlau's bewundernde Huldigungen Sinn hatte, ja sich endlich gar diesem verlobte, da fühlte er sich in der innersten Seele verletzt durch die Charakterlosigkeit einer zuvor so geliebten und verehrten Person. Jetzt aber, wo sie wieder eine reiche Erbin war, hätte er es noch weniger über sich gewonnen, einer Kokette den Hof zu machen, die einst so leichtfertig mit seinen heiligsten Gefühlen gespielt hatte, wenn sie auch jetzt gesinnt sein sollte, ihn mit offenen Armen zu empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

In voriger Woche wurde zu Benken im Kanton St. Gallen der männliche Storch von dem Paar, das auf der dortigen Kirche sein Nest hat, auf dem Ried todt gefunden. Er wollte eine Natter fassen, wahrscheinlich um diese seiner brütenden Gattin in das Nest zu bringen, muß dieselbe aber nicht am rechten Ort erfaßt haben, denn sie konnte sich um seinen Hals wickeln und ihn erwürgen; bei der Auffindung des Storches war sie, ebenfalls todt, noch um dessen Hals geschlungen. Die Störchin war sehr traurig und flog alle 2 Tage nur kurze Zeit auf Nahrung aus. Jetzt wird jedoch berichtet, daß die Storchenwittwe bereits wieder getröstet sei. Die letzten Tage hat sich ein männlicher Storch, der entweder noch ledig war oder seine Gattin ebenfalls verloren hatte, bei ihr präsentirt. Die Störchin schien hoch erfreut über sein Erscheinen und nach mehreren Liebkosungen hatte alsbald die Hochzeit statt. Der neue Herr Gemahl jedoch hat, wie es scheint, an der Brut seines Vorgängers nicht Vaterstelle vertreten wollen, und die Störchin vergaß ob der neuen Liebe nicht nur die alte, sondern auch die Mutterliebe: die Eier, auf welchen sie bis dahin so treu ausharrend saß, wurden aus dem Nest geworfen, das Nest gereinigt und ausgebessert und ein neuer Haushalt angefangen.

Würde man eine junge Dame ersuchen, in einem Zeitraum von 10 Stunden einen Weg von 4 Meilen zu Fuß zu machen, man würde im günstigen Falle für einen Narren gehalten werden, und doch beweisen tanzlustige Damen auf jedem Balle, daß diese Arbeit ihnen keine Mühe macht. Dieselben legen innerhalb des vorangegebenen Zeitraums, mit 1/4 Ruhezeit, im Walzertakte (nur 60 Takte auf die Minute gerechnet) mit einer Fortbewegung von nur 16 Zoll, einen Weg von mehr als 4 deutschen Meilen Länge zurück.

(Ein Mißverständniß.) Gastwirth (zu einem eintretenden Gast): „Ist es richtig, Herr Baron, daß sich die Krankheit Ihres Herrn Oheims seit gestern so verschlimmert hat, daß man jeden Augenblick auf das Ende wartet?“ „Ja wohl, ich bin auf Alles gefaßt.“ Gastwirth: „So, ich habe geglaubt, Sie erben nur die Hälfte.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Sonntag, 5. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Meinen schönsten Lohn finde ich hier," lispelte Gottlieb gerührt und deutete auf seine Brust. (Er pflegte seine Geldbörse daselbst aufzubewahren.) „Nun aber dächte ich," fuhr er mit der wohlwollenden Heiterkeit eines alten Dieners fort, der sich bewußt ist, einen Theil des Hausregiments in der Hand und den Schlüssel zu Küche und Keller in seiner Obhut zu haben, „nun aber dächte ich, ein Schlückchen guten, alten Weins könnte meinem gnädigen jungen Herrn nach den Aufregungen dieser Nacht nicht schaden und einem treuen Diener," fügte er hinzu, indem er eine Flasche und zwei Gläser herbeibrachte, „einem treuen Diener Ihres Hauses werden Sie erlauben, auf das glückliche Wiederfinden Ihres Herrn Vaters und auf sein baldiges Genesen mit Ihnen anzustoßen." Damit schenkte der treue Diener beide Gläser voll und reichte seinem Herrn eins, während er ihm mit dem anderen Bescheid that. Romeo trank von dem edlen alten Wein und fühlte ein glückliches Behagen durch seine Glieder rieseln. Er warf einen zufriedenen Blick auf das Zimmer — es war traulich und bequem eingerichtet, der Boden mit weichen Teppichen belegt und die Wände mit alten Gemälden in Ebenholzrahmen geschmückt, — der Kranke athmete leicht im erquickenden Schlummer, im Kamin brannte ein leise knisterndes Feuer und die zierliche Lampe warf über das Alles ein leichtes Dämmerlicht, bei dem man den rauhen Märzsturm, der draußen um die Ecken des Thurmes pfiff und Massen Regen klatschend gegen die Scheiben warf, im behaglichen Gefühl der Geborgenheit wohl vergessen konnte. Der junge Mann war in der schönsten und besten Stimmung, es war ihm zu Muth, wie einem Kind am Christabend, wenn nach gestillter Sehnsucht der Wunsch nach dem stillen Genuß der empfangenen Gaben und die frohe Aussicht auf morgige Feiertage sich einstellt. Es drängte ihn, sich einem Menschen mitzutheilen und wenn er den guten Gottlieb so stillvergnügt, so fromm-ergeben in Alles, was ihm der Himmel auferlegen konnte, manchmal einen besorgten Blick auf den Vater, einen zärtlichen auf den Sohn heftend, vor sich sitzen sah, so meinte er, in ihm den würdigsten, theilnehmendsten Zuhörer gefunden zu haben.

„Ich habe Dir meine Lebensgeschichte versprochen," hob er zutraulich an, „und Du wolltest mir dagegen die Schicksale meines Vaters mittheilen." Gottlieb nickte freundlich und schenkte die Gläser voll. „Beantworte mir vorerst eine Frage," fuhr Romeo fort, nachdem er einen Zug aus seinem Römer gethan; „ist mein Vater vor zwei Jahren in Rom gewesen? Hat er nicht eine Anzahl Gemälde und Zeichnungen mitgebracht?"

Gottlieb verschluckte noch schnell einen Zug Wein, den er eben wohlgefällig mit der Zunge prüfte. „Ja," sagte er dann und nickte, „der gnädige Herr ist vor zwei Jahren in Italien gewesen und die Bilder hängen alle in seinem Wohnzimmer in der Stadl. Es sind prächtige Sachen darunter, namentlich das mittelste, das in dem Goldrahmen; meiner Seel', der das gemalt hat, das muß ein tüchtiger Maler sein."

„Es sind die meinigen," erwiederte Romeo lächelnd. „Ich habe mich nicht getäuscht, der einsame Mann, den ich während der Lamentationen in der sixtinischen Kapelle sah, den ich im Gedränge verlor, ist mein Vater gewesen. Das stimmt auch mit den Angaben der Kunsthändler, die meine Bilder damals so rasch verkauften." Er sah einige Minuten sinnend vor sich hin; Gottlieb schien mit ungeduldiger Neugier auf eine Fortsetzung zu warten.

### IV.

### Aus Rom.

„Wenn ich," fuhr Romeo fort, „in meine früheste Jugend zurückdenke, so steht an der fernsten Marke

Digitized by Google

meiner Erinnerung das Bild eines kleinen verwachsenen Mannes, der mich auf den Armen hielt, mich küßte und bitterlich weinte. Es war Abend und wir waren in einem kleinen Garten. Eine Frau mit einem brennenden Licht stand neben uns und der Schein dieses Lichtes fiel grell auf gelbe Kapuzinerblumen und rothe Feuerbohnen, welche eine kleine Laube überrankten. Der Mann drückte mich an seine Brust, dann stellte er mich plötzlich wie unmuthig auf den Boden und ging rasch hinweg. Die Frau weinte ebenfalls und wollte ihm nacheilen, er aber winkte ihr mit der Hand zurück. Dann wurde ich wohl eingehüllt in einen Wagen gesetzt, der vor der Thüre wartete. Es stieg noch Jemand zu mir herein; ob es jene Frau war, weiß ich nicht mehr. Während des Fahrens muß ich eingeschlafen sein, denn ich weiß nur, daß ich später neben einem freundlichen alten Mann in einem schönen, hellen Wagen auf weichem Polster lag. Wir fuhren sehr rasch und sanft dahin, und der alte Mann in schwarzen Kleidern sagte mir, daß wir in einem Eisenbahnwagen säßen und in ein sehr schönes Land mit hohen Bergen und grünen Seen führen. Er war sehr gut und lieb gegen mich und erzählte mir eine Menge artiger Geschichten, über denen ich abermals einschlief. Als ich die Augen wieder aufschlug, sah ich die hohen Berge, von welchen der alte Mann erzählt hatte, wirklich vor mir. Sie hatten weiße Schneehauben auf, über denen Wolkenschleier hingen, und die Sonne glitzerte auf ihren Eisrücken nah und fern. Dazwischen waren grüne Matten, Wälder und Dörfer verstreut und auch die grünblauen Seen bemerkte ich, auf welchen kleine Segelboote und mächtige Dampfschiffe glitten. Ich war in der Schweiz. Der alte Pfarrer — mein Reisegefährte — nahm mich in ein kleines Dorf zu sich, später brachte er mich nach Zürich auf die Schule. Ich würde schöne Knabenjahre verlebt haben, wenn nicht das häusliche Glück meiner Kameraden mein Nachdenken angeregt, mein Gemüth traurig gestimmt hätte. Ich erkundigte mich bei meinem Pflegevater nach meinen Eltern, er gab ausweichende Antworten, an denen ich mir eine Zeit lang genügen ließ. Das Bild jenes weinenden kleinen Mannes, der mich in jenem Garten als Kind geküßt hatte, trat wieder vor meine Seele, und ich vermuthete, nachdem ich gesehen hatte, wie meine Freunde ähnliche Zärtlichkeiten von ihren Eltern erfuhren, dieser müsse mein Vater sein. Dieser Gedanke wurzelte immer tiefer in meiner Seele und ich gewöhnte mich, alle Vorstellungen von meinen Eltern mit der Erinnerung an den kleinen verwachsenen Mann in Verbindung zu bringen. Trotzdem fühlte ich mich oft sehr unglücklich, wenn ich in das Familienleben meiner Freunde eintrat, wenn ich das freundliche Walten liebevoller Mütter beobachtete und den Jubel, wenn ein Vater von einer Reise zurückkam, und dann vor Allem die Weihnachtsfreude! Ich mußte oft zweideutige Bemerkungen hören und ich erinnere mich, daß ich einen boshaften Jungen halbtodt prügelte, weil er mich ein Jungfernkind genannt hatte. Auf diese Veranlassung hin drang ich mit Trotz und Weinen in den alten Pfarrer, mich über meine Herkunft aufzuklären. Der alte Mann beruhigte mich mit der Versicherung, daß ich aus guter Familie sei und meine Eltern dereinst würde kennen lernen. Weiter wollte oder konnte er mir nichts sagen; einmal entfuhr ihm die Aeußerung, daß mein Vater sehr unglücklich sei. Von da an klammerte sich meine Sehnsucht noch inniger an jene Jugenderinnerung. Ich erschöpfte mich in Vermuthungen über die Ursache der Trennung von meinen Eltern, ich verirrte mich in unfruchtbare Grübeleien, verwirrte mich in Phantasieen, ohne zu einer befriedigenden Lösung zu kommen. Alle Ausgeburten meines Gehirns, alle Phantasieen und Ahnungen rankten sich um das Bild des kleinen weinenden Mannes. Ich glaubte ihn als Märtyrer — vielleicht um meinetwillen — verehren zu müssen.

„Um diese Zeit erwachte mein Malertalent mit mächtiger Kraft und ich beschäftigte mich oft und gern, die geliebten Züge zu entwerfen, jene schattenhafte Nachtscene auf dem Papiere festzuhalten. Meinem Pflegevater schien meine Beschäftigung große Freude zu machen, er lobte meinen Eifer und meinte, durch Fleiß und wackeres Streben würde ich meinen Vater dereinstens glücklich machen. Dies vermehrte die Gluth der Begeisterung, die ich in mir verspürte, und ich machte reißende Fortschritte in meiner Kunst.

„Ein Jahr später brachte mich der alte Pfarrer nach Rom. Mit welchen Empfindungen ich diese unerschöpfliche Schatzkammer menschlicher Kultur betrat, mit welchen Gefühlen ich die gewaltigen Spuren der Mächtigen anstaunte, deren Fuß auf dem geweihten Stück Erde gewandelt — dies zu schildern würde mir nie gelingen. Indem sie alle Keime zu Schönem und Großem, welche in meiner Brust verschlossen lagen, mächtig entfaltete und an's Licht brachte, machte die ewige Stadt einen ganz neuen Menschen aus mir. Mit ganzer, mit voller Liebe versenkte ich mich in meine Kunst. Ein tüchtiger deutscher Meister, der schon seit Jahren in Rom wohnt, nahm sich meiner an, führte mich in Künstlerkreise ein, lehrte mich die hohen geistigen Genüsse der Weltstadt recht genießen, stand mir in allen Dingen nicht nur als Lehrer, sondern auch

als Freund zur Seite. Unter all den tausendfältigen Anregungen und Genüssen Rom's, inmitten eines bunten, rauschenden Lebens ging das Bild jenes Mannes, der mich als Kind geküßt und über mich geweint hatte, nicht unter in meiner Seele. Je älter ich wurde, um so schmerzlicher empfand ich meine seltsame Lage; ich lernte erkennen, wie selbst der hingebendste Freund uns nicht für die natürliche Freundschaft von Verwandten entschädigen kann. Durch die kräftigen Bande der Blutsfreundschaft erst fühlen wir uns der menschlichen Genossenschaft sicher und fest angeschlossen. Alle anderen Verbindungen schließt und löst der Zufall, wenn jene auf dem festen Boden der Nothwendigkeit gegründet steht. Ach, wie sehnte ich mich nach der Stunde, die mich dieses großen, noch ungenossenen Glückes, Eltern und Verwandten zu haben, theilhaftig machen werde.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

Auf den Vorschlag seiner Mutter, mit ihr einen Besuch auf Erlenhof abzustatten, antwortete Paul daher mit einem kalten entschiedenen Nein. Wäre Kornelie anwesend gewesen, so würde sie ihn vielleicht besser begriffen haben; allein Frau v. Schellwitz war selbst eine so arglose, schlichte, gerade Natur und so wenig Kennerin des menschlichen Herzens, daß sie von seiner Antwort ganz getäuscht ward und seufzend einen stillen alten Lieblingsgedanken verabschiedete, — den Gedanken nämlich, Malwinen, der sie wohlwollte und an deren Schicksalen sie von je den aufrichtigsten Antheil genommen hatte, als Schwiegertochter begrüßen zu dürfen. Sie übertrug daher ihre irrige Auffassung der Motive seiner Antwort auch auf den Brief, womit sie die Einladung ihrer Schwester beantwortete, und drückte durch ihre gutgemeinte, schlichte Offenheit unwillkürlich und unbewußt ihrer Schwester den Dolch der Reue und Gewissensbisse noch tiefer in das gepreßte Herz. Frau v. Tonnewald berichtete Malwinen natürlich nie über diese vereitelte Einladung, und Pauls Name wurde nie zwischen Tochter und Mutter erwähnt, allein die Wahrnehmung, daß Malwine seit der Heimkehr Pauls wo möglich noch stiller geworden und in ihrem lieben Antlitz ein noch schärfer ausgesprochener Zug von stiller Traurigkeit zu sehen war, und ihr oft unwillkürlich Thränen in die Augen schossen, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, — diese Wahrnehmung wurde von der Stiefmutter im richtigen Vorgefühl mit Paul und seinem Fernbleiben von Erlenhof in Zusammenhang gebracht. Und doch lernte gerade unter dem Konflikt mit natürlichen und längst gehegten Empfindungen und dem traurigen Düster, das ihr bisweilen über Gegenwart und Zukunft sich verbreitete, Malwine allmälig das ächte Geheimniß, das wahre erhabene Ziel unseres Lebens begreifen und sich aneignen, daß des Menschen höhere Bestimmung nicht darin besteht, der Erfüllung seiner Wünsche froh zu werden und sogar berechtigte Neigungen zu genießen, sondern darin, daß er in Kampf und Entsagung seine Irrthümer, Schwächen und Leidenschaften überwinde und den schwierigen Pflichten genüge, die ihm zu seiner irdischen Prüfung auferlegt sind. In dieser Erkenntniß fand sie wenigstens Frieden, wenn auch kein Glück, und in der Herrschaft über sich selbst, vor Allem aber in der seltenen und wichtigen Kunst, unsere eigenen persönlichen Leiden und Heimsuchungen Anderen zum Segen zu machen, und den eigenen Schmerz zu vergessen durch Linderung und Erleichterung noch schwererer fremden Leiden, wurde Malwine von Tag zu Tag sanfter, ergebungsvoller, reiner und uneigennütziger, und diese innerliche Umwandlung lieh ihrem Gesicht einen Reiz vergeistigter Schöne, der ihr den Verlust der jugendlichen Frische und Munterkeit reichlich ersetzte.

17.

Seit jener vergeblichen Einladung waren wieder Monate verflossen, und Kornelie Forster hatte ihren Gatten mit einem Söhnchen beschenkt, dessen Ankunft natürlich in der ganzen weiten Familie große Freude erregte. Auch Paul theilte von Herzen diese Freude und kam auf einige Tage zum Besuch zu Forster. Es war das erste längere Wiedersehen der beiden Geschwister seit Pauls Heimkehr aus Italien, denn bei des Vaters Tode war Kornelie nur auf wenige Tage in Osterach gewesen und die Sorgen für die Beerdigung und die Wehmuth über den Verlust des theuren Vaters hatten keinen rechten vertraulichen Austausch zu Stande kommen lassen. Nun aber, wo Kornelie wieder das Bett verlassen hatte und auf das Zimmer beschränkt war, drängte es so Bruder wie Schwester, sich recht herzlich auszuplaudern und all dasjenige mit einander durchzusprechen, was in den vergangenen Jahren der Trennung auf dem Papier mehr nur angedeutet als erörtert und erschöpft worden war. Einer dieser Gegenstände war auch Malwine, mit welcher Kornelie seit Eugens Tode in häufigem Briefwechsel stand, und die sie bewundern und hoch-

Digitized by Google

schätzen gelernt hatte, seit sie tiefere Einsicht in Wesen und Charakter derselben gewonnen hatte. Zu ihrem Erstaunen legte aber Paul die frostigste Gleichgiltigkeit, ja den hartnäckigsten Unglauben an den Tag, so oft sie von der unverkennbaren seltenen Selbstvervollkommnung sprach, welche Malwine sich errungen habe. Es schien ihn sogar unangenehm zu berühren, wenn Kornelie ihm Stellen aus den Briefen der Cousine vorlas, worin sie sich über ihr inneres Leben aussprach und zwar oft mit einer Beredtsamkeit und einem Gefühl, die überraschend waren.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Für meine Kranken.) Graf M...., einer der tapfersten unter den Kriegern der polnischen Republik, war eben so berühmt durch seine verwegne Kühnheit in den Kämpfen mit den Russen und Tartaren, als durch seinen aufbrausenden Jähzorn. Mehrere blutige Zweikämpfe, zuletzt aber ein trauriger Fall, wo er, ob zwar gereizt, einem Untergebenen den Kopf gespalten hatte, machten ihn die Waffen für immer ab- und als Buße das Gewand des barmherzigen Bruders anlegen, und, nachdem er sein sämmtliches Vermögen milden Stiftungen vermacht hatte, zog er in bescheidener Demuth für sein Spital bettelnd umher. — In dem glänzenden Saale im Hotel de .... zu Kiew während der Kontraktzeit wurde geschmaust, getanzt und hohes Spiel gespielt, und an einem der mit Gold überfüllten Tische sitzt der junge Graf P., ein leidenschaftlicher, verwegener Spieler. Ihm nähert sich der demüthige Bettelmönch und bittet um eine milde Gabe: „Für seine Kranken." — Der Graf, übel gelaunt und in der Erwartung eines großen Coups, schenkt ihm keine Aufmerksamkeit, endlich zupft der Mönch ihn am Aermel, leise seine Bitte wiederholend, erhält aber, statt einer Gabe, von dem heftigen, durch das Spiel ohnehin aufgereizten und erregten Grafen — eine Ohrfeige! Da blitzen die Augen des Mönchs in dunklem Feuer, es zucken die Muskeln seines gebräunten Antlitzes, er richtet sich hoch auf, aber schnell gefaßt, erwiedert er nur demüthig: „Das war für mich, Herr Graf, jetzt bitte ich auch um Etwas für meine armen Kranken." — Tief gerührt und beschämt entschuldigt der Graf sich mit thränenden Augen, und ein Geschenk von 10,000 Dukaten, welches er dem Spital verehrte, bewies, wie sehr er seine Ungebühr bereute und zu versöhnen suchte.

## Vor fünfzig Jahren.

Juni 1814.

3. Juni: Pariser Konvention.
4. Juni: Ludwig XVIII. proklamirt die Charte.
12. Juni: Oesterreich nimmt die Lombardei in Besitz.
14. Juni: Fürstliche Bewirthung der alliirten Fürsten in Oxford.
16. Juni: Einzug des Kaisers Franz in Wien.
23. Juni: Illyrien wird Oesterreich einverleibt.
26. Juni: Oesterreich nimmt wieder Besitz von Tyrol.

## Räthsel.

Was dehnt sich als krystall'ne Flächen
Im strengen Winter silbern aus?
Und wenn des Eises Rinden brechen —
Was tritt dann fesselos heraus?
Es badet sich im Sonnenstrahle,
Den ganzen Himmel zieht es ein,
Und graut der Abend in dem Thale,
Glänzt's von des Mondes Silberschein.

Still überwogt es tiefe Gründe,
Das Treiben einer andern Welt,
Und deckt die grauenhaften Schlünde,
Die keines Tages Licht erhellt.
Doch, wenn die Lüfte kräft'ger schnellen,
So mordet schnell es die Natur,
Und in dem wilden Tanz der Wellen
Vermischt sich seines Daseins Spur.

Bewohnt die Brust das Edle immer,
Ist sie des Heiligen Altar,
So trägt es würdig seinen Schimmer
Auf dein gestirntes Augenpaar.
Der ganze Adel deiner Seele,
Er prägt sich aus auf jedem Zug,
Und was das Herz auch still verhehle,
Entlarvt es im Gedankenflug.

Es prangt an deines Zimmers Wänden
Und wirft dem prüfend ernsten Blick,
Wie ein Geschenk aus fremden Händen,
Das volle Bild getreu zurück.
Mißbrauch es nie zu eitlen Trieben,
Es sei der Wahrheit stiller Freund,
Und du wirst dann die Deutung lieben,
Die meines Räthsels Dunkel meint.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Dienstag, 7. Juni 1864.

## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„So verging Jahr auf Jahr. Einige meiner Gemälde machten Aufsehen, aber aller Beifall, auch wenn er aus treuestem Herzen kam, konnte mir den freudigen Blick nicht ersetzen, den ich aus Vater- oder Mutteraugen für den schönsten Lohn meiner Bestrebungen hielt. Mein Glück stimmte mich eher wehmüthig als freudig. — Ich pflegte, so lange ich in Rom war, nie die Lamentationen zu versäumen, die in der Charwoche in der sixtinischen Kapelle stattfinden. Es liegt in dieser Feierlichkeit eine große, wunderbare Gewalt, die eine ganze Welt von Empfindungen aufschließt, die den Inhalt, das ganze Wohl und Wehe eines Lebens auszusprechen scheint. Wenigstens mir erschien es so, und meine für alle vollen Eindrücke empfängliche Seelenstimmung mochte mit Schuld an der hohen Andacht sein, mit der ich diese hehre Feier besuchte. Die ganze befreiende und erhebende Macht der Kirchenmusik, der geheimnißvolle Zauber, der in den symbolischen Umgebungen und Gebräuchen liegt, scheint sich an jenem Tag zu einer erschütternden Wirkung zu konzentriren. Die Seele wird mit langsamer aber unwiderstehlicher Gewalt von allen Banden des Sinnlichen befreit, das Endliche, das Zufällige löst sich ab und die Urmächte des Lebens treten als Erinnerung, als Sehnsucht, mit allverständlichen Naturlauten redend, vor die widerstandslos hingegebene Seele.

„Vor zwei Jahren besuchte ich diese Lamentationen ebenfalls. Die Kapelle war wie immer voll von Zuhörern, meistens Fremden, die noch vom Karneval her da waren. Die heilige Handlung begann, die dreizehn Chöre verhallten, einer nach dem anderen, immer der folgende die erschütternde Wirkung des vorhergegangenen fortsetzend und erhöhend. Ich hatte, meinen Gefühlen hingegeben, nicht auf meine Nachbarn geachtet; erst als die Lichter verlöschen sollten, schaute ich mich flüchtig um. Im Schatten eines Pfeilers sah ich einen kleinen verwachsenen Mann stehen, der, sein verhülltes Haupt an die Mauer gelehnt, heftig weinte. Eine dunkle Ahnung durchbebte mich, jene Erinnerung aus meiner Kindheit stieg klar wie nie in meiner Seele auf. Jetzt — die Mönche brachen ihren murmelnden Gesang ab, die Töne verhallten langsam — wandte der weinende Mann seinen Kopf, der letzte Strahl der verlöschenden Lichter fiel auf ein bleiches Gesicht, wie es mir träumend und wachend vorgeschwebt, nur eine breite Narbe über der Stirn hätte mich täuschen können. Eben wollte ich mir durch das Gedränge der Anwesenden Bahn zu ihm brechen, — da verloschen die Lichter und der Anblick jenes Gesichtes mit ihnen. Der Chor der Frauenstimmen ließ sich hören, — zum ersten Male ging seine Wirkung auf mich verloren. Ich dachte nur an den kleinen Mann, der am entfernten Pfeiler lehnte. Es gelang mir nicht, zu ihm zu dringen, und mit ungeduldiger Sehnsucht erwartete ich das Ende des Gottesdienstes. Es erschien endlich und mit ihm die Beleuchtung. Aengstlich, der kostbare Gegenstand meiner Aufmerksamkeit könne sich mir im Gedränge verlieren, strebte ich jener Seite der Kirche zu, wo ich ihn gesehen hatte. Mühsam erreichte ich den Ort, aber der Fremde war verschwunden. In der Nähe war eine geöffnete Thüre, die Menge strömte hinaus, auch er mußte nach dort sich entfernt haben. Ich eilte suchend durch die nächsten Straßen, durchforschte alle Osterien, alle Gasthöfe — umsonst, ich fand ihn nicht mehr. Am Morgen kehrte ich müde, traurig, unglücklicher als je in meine Wohnung zurück.

„Aber ich hatte keine Ruhe in meinen vier Wänden, eine brennende Sehnsucht ergriff mich, trieb mich an, meine Nachforschungen am lichten Tage zu erneuern. Auf's Neue durchschweifte ich alle öffent-

lichen Plätze, durchirrte die Kirchen, die Muſeen, erkundigte mich bei allen Vetturini und Ciceroni nach dem kleinen Mann mit der Narbe, Keiner wollte ihn kennen, Keiner ihn geſehen haben. Niedergeſchlagen trat ich in mein Atelier, ſetzte mich vor meine Staffelei, Alles, was mich ſonſt begeiſtert hatte, kam mir in dieſem Augenblicke klein, nichtig, unbedeutend vor. Meine Erfolge ließen mich gleichgiltig, ich hatte nur Gefühl für mein troſtloſes Alleinſtehen, das mir meine getäuſchte Hoffnung wieder in ſeiner ganzen traurigen Oede vor die Seele rückte. Ich mochte keinen Pinſel anrühren, die Palette ſchleuderte ich im Unmuth auf die Erde und ließ mich weinend auf mein Lager fallen. Ein Kunſthändler, dem ich einige Bilder zum Verkauf übergeben hatte, überraſchte mich in meinem Zuſtand und drückte mir unter lebhaften Glückwünſchen einen Beutel voll Gold in die Hand, das er für meine Gemälde gelöst hatte. Der unerwartet reiche Preis durchbebte mich mit einer kühnen Ahnung. Wie ſah der Käufer aus? fragte ich den Mann und ſah ihm mit athemloſer Spannung ins Geſicht. — Ein kleiner verwachſener Mann mit einer rothen Narbe über der Stirn, ſeiner Ausſprache nach ein Deutſcher. — Er iſt's, er iſt's! rief ich und faßte den erſtaunten Italiener heftig am Arm. — Wiſſen Sie nicht, wo er wohnt, wer er iſt, wohin er reiſen wird? und wann, wann hat er Ihnen die Bilder abgekauft? — Der Mann ſah mich überraſcht an. Das ſind viele Fragen auf einmal, Signor Pittore, erwiederte er lächelnd. Auf die drei erſten weiß ich Ihnen leider keinen Beſcheid zu geben, die Bilder aber habe ich geſtern Mittag an den Fremden verkauft. Er ſoll auch bei den Eigenthümern Ihrer früheren Arbeiten geweſen ſein und Ihren „Nächtlichen Abſchied" zu einem enormen Preis an ſich gebracht haben. Vielleicht erfahren Sie bei dem alten Bonacina, der im Beſitz des Bildes war, etwas Näheres über den kleinen Deutſchen, für den Sie ſich ebenſoſehr zu intereſſiren ſcheinen, wie er für Ihre Gemälde. Große Hoffnungen zwar kann ich Ihnen nicht geben, denn der buckelige Deutſche iſt ſparſamer mit Worten als mit Goldſtücken, aber verſuchen Sie es immerhin bei Bonacina, der alte Kunſtnarr iſt ſo geſchwätzig wie ein Vetturino, und weiß den Leuten ihr Geheimniß abzulocken, ohne daß Sie es merken.

„Damit empfahl ſich der Bilderhändler und ich eilte zu Bonacina. Der alte Sammler empfing mich auf das Freundlichſte, konnte aber zu ſeinem Bedauern meinen Wunſch nicht erfüllen. Dagegen beſchrieb er mir den Käufer des Bildes, von welchem er ſich nur ſchwer trennte, auf's Allergenaueſte und theilte mir alle ſeine Aeußerungen mit. Seine Verſicherung, mein Bild habe auf den Fremden einen ſolchen Eindruck gemacht, daß ihm während der Betrachtung die Thränen in die Augen getreten, machte mich unendlich glücklich; ich freute mich, daß gerade dies bedeutungsvolle Bild meinem Vater — wie ich nun feſt überzeugt war — in die Hände gefallen war. Aus der Theilnahme, von der ſeine Rührung Zeugniß ablegte, ſchöpfte ich die Hoffnung, daß er meine Sehnſucht nach Wiedervereinigung theile, und mit großer Beruhigung hinſichtlich der Erfüllung meines höchſten Wunſches nahm ich von dem liebenswürdigen Bonacina Abſchied.

„Von nun an widmete ich mich mit verdoppeltem Eifer meiner Kunſt und ſtudirte mit Sorgfalt die Meiſterwerke der großen Italiener. Unter ernſten Studien, die hin und wieder mit heiteren Feſten abwechſelten, wie ſie ſich die Künſtler in Rom wie allerwärts zu verſchaffen wiſſen, verfloſſen abermals zwei Jahre. Ich hatte ſeitdem von meinem Vater keine Spur mehr geſehen, obgleich ich noch oft des Abends durch die belebten Gaſſen ſtrich und ängſtlich neugierig allen Erſcheinungen nachlief, die einige Aehnlichkeit mit dem geliebten Gegenſtand meiner Nachforſchung zu haben ſchienen; aber ich täuſchte mich jedesmal: fremde Geſichter, über meine vermeintliche Zudringlichkeit erbittert, warfen mir unwillige Blicke zu und ich hatte manchen Spott meiner Freunde zu erfahren.

„So kam der letzte Karneval heran. Es ſollte der letzte ſein, den ich in Rom, vorderhand wenigſtens, genießen wollte. Durch einige gelungene Bilder hatte ich mir unter der Künſtlerwelt ein ziemlich bedeutendes Anſehen erworben und ich fühlte die Kraft zu Bedeutenderem in mir. Je mehr mich meine Genoſſen glücklich prieſen, daß ich mir bald einen Namen machen werde, deſto unglücklicher fühlte ich mich, wenn ich bedachte, daß ich eigentlich gar keinen Namen hatte, welchen ich mit dem Strahl des Ruhmes hätte vergolden können. Den Namen meines Vaters kannte ich nicht, ich hatte mir den Namen des alten Pfarrers Zöllner zugelegt. Bis dahin hatte er mir genügt; nun aber ſträubte ſich mein künſtleriſcher Stolz, einen Namen durch mein Talent zu erhöhen, der nicht mein eigner, von meinem Vater ererbter war, den ich nur proviſoriſch trug. Ich beſchloß, den Karneval noch abzuwarten, dann aber mit allem Eifer meiner Sehnſucht nach meinem Erzeuger zu forſchen. Zuerſt wollte ich den alten Pfarrer aufſuchen, mit dem ich noch fortwährend in Verbindung ſtand, und ihm das Geheimniß meiner Geburt, falls es in ſeinem Beſitz war, abdringen. Vielleicht konnte ich von ihm den Ort meines erſten

Jugendaufenthaltes erfahren, vielleicht kannte er jene Frau, meine erste Pflegerin. Diese, wenn sie noch lebte, mußte im Stande sein, mich auf die Spur zu leiten. Ich hoffte das Beste.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Stiefkind.

(Fortsetzung.)

„Lieber Bruder, Du bist mir ein Räthsel," sagte Kornelie eines Tages zu ihm, als er eben wieder ziemlich kühl der Vorlesung eines solchen Briefes zugehört hatte. „Ich bin überzeugt, daß Dir Malwine einst theuer war, obschon Du nach ihrer Verlobung mit Kablau Dich mit Geringschätzung über sie äußertest. Du verriethest mir Deine wahren Gefühle später selbst, als Du Dir nach ihrer Verarmung so große Mühe gabst, ihren Wohnort zu erfahren, um sie zu unterstützen. Gestehe mir nur, denn ich habe durch meine Heirath nicht aufgehört Deine Vertraute zu sein — bitte, bester Paul, gesteh' mir offen: warst Du ihr früher nicht recht von Herzen gut?"

Pauls Stirne umwölkte, sein Auge verdüsterte sich, aber der liebevolle Ton und Blick Korneliens entwaffneten seinen Unwillen und er entgegnete ihr sanft: „Nun ja, meine gute Kornelie! Dir kann und will ich es im größten Vertrauen gestehen: ich habe Malwinen einst mit ganzer Seele geliebt, und die Wunde, welche mir ihre Treulosigkeit und Laune geschlagen, ist noch unvernarbt und wird vielleicht nie wieder heilen. Aber gerade deßhalb will ich ihr nie wieder begegnen. Nur als ich von dem Unglück hörte, das sie betroffen, als ich mich der Gleichgiltigkeit erinnerte, mit welcher Tante Auguste sie behandelte, wandelte mich ein Gelüste an, ihr anonym und auf unermittelbarem Wege einen Jahresgehalt zukommen zu lassen, der ihr die Unabhängigkeit sicherte. Allein das Geheimniß, womit sie sich umgab, vereitelte diesen meinen Racheplan!"

„Du lieber, edler Mensch, daran erkenne ich Dich ganz wieder!" sagte Frau Forster und fuhr dann ernsthaft fort: „Du weißt, Paul, ich kannte Malwine sehr genau und beobachtete sie aufmerksam sowohl um Deinetwillen, als auch wegen meiner eigenen Neigung zu ihr; aber ich gestehe Dir, ihr Betragen von damals ist mir bis zu dieser Stunde ein noch ungelöstes Räthsel geblieben. Nur davon allein bin ich fest überzeugt, daß sie damals und seither noch weit mehr gelitten hat als Du; oft sah ich, wie sie sich vergebens bemühte, ihre bitteren Thränen zu verbergen und zu unterdrücken, welche mir die volle Gewißheit gaben, daß irgend ein geheimes Leiden sie drücke und ihre Ruhe und Klarheit des Geistes störe, besonders nach der Ankunft ihrer Schwester Fanny und während der ganzen zweiten Hälfte unseres Zusammenlebens auf Osterach."

„Der geheime Kummer, welcher sie damals drückte, kann nicht groß gewesen sein, liebe Schwester," versetzte Paul kalt; „denn er hinderte sie damals nicht, sich von Kablau den Hof machen zu lassen, sogar sich mit ihm zu verloben! Ist dies nicht ein handgreiflicher Beweis ihrer Herzlosigkeit?"

„Nicht so bittere Worte, bester Paul! ich bitte Dich. Diese Strenge sieht Dir gar nicht gleich. Malwine war niemals herzlos. Du bist absichtlich und geflissentlich blind gegen ihren Charakter. Ich bin überzeugt, daß ich sie richtig beurtheile, und was für Irrthümer auch in Urtheil oder Handlungsweise sich Malwine mochte zu Schulden kommen lassen, so liebte sie doch nur Dich allein, und litt nicht minder, weil sie es so edel verheimlichte."

„Je nun, gesetzt auch, Du hättest Recht, liebe Kornelie," erwiederte Paul nach einer Weile milder, „so hilft dies nun doch nichts mehr. Ich kann mir Malwinens Betragen nicht enträthseln, und nur volle Klarheit und Wahrheit hierüber könnte alle Zweifel verbannen. Ich will ihr nie wieder begegnen, so lange ich nicht klar sehe, aber auch selbst dann ist an eine Verbindung zwischen uns nicht mehr zu denken. Ich kann mich um die reiche Erbin nicht bewerben, wenn ich die arme Waise vernachlässigt habe. Und doch, Gott ist mein Zeuge, wie freudig ich ihr damals, in ihrem Unglück, Alles vergeben und sie an mein Herz gedrückt haben würde, wenn sie mir nur jenes Räthsel aufgeklärt hätte. Nun aber ist es zu spät — die Würfel liegen; ich werde nie einen, wenn auch noch so unverdienten Makel auf meine Ehre kommen lassen!"

„Mein lieber Paul, wie hart und selbstsüchtig können doch selbst die besten unter Euch Männern sein!" bemerkte Kornelie und erfaßte wie bittend seine Hand. „Also um einem kleinen müßigen Klatsch auszuweichen, der die Handlungsweise des ehrenhaften Paul Schellwitz verdächtigen könnte, soll die arme Malwine freudlos und ehelos hinwelken, — sie, welche die zärtlichste Gattin, die beste Mutter werden würde? O Bruder, das ist Dein Ernst nicht, denn Du beraubst Dich dadurch des eigenen Glückes. Einen Anderen wird Malwine nie heirathen. Die Tante schrieb an die Mama, daß sie seit einem halben Jahre schon mehrere der besten Parthien ausgeschlagen habe, ohne einen voll-

Digitized by Google

gilligen Grund dafür anzugeben. Paul, Paul! ich habe Dich nie für selbstsüchtig und unversöhnlich gehalten!"

„Lassen wir das, liebe Schwester!" bat der Bruder ernst und gedankenvoll. „Es bleibt bei meinem Entschluß!"

„Nicht doch, mein Lieber!" sagte sie liebkosend; „in einem Stücke wirst Du nachgeben: Du wirst mir und meinem Söhnchen ein Opfer bringen und Malwinen hier begegnen. Du und Malwine seid von jeher zu Pathen meines Erstgeborenen bestimmt — sie wird mir's nicht abschlagen und Du wirst Dich nicht weigern, ihr bei der Taufe meines Söhnchens hier zu begegnen! Nicht wahr?"

„Du hast darauf einen kleinen Plan gebaut, Schelmin!" rief Paul und drohte ihr mit dem Finger. „Aber er wird Dir nicht gelingen. Ich willige ein, mit Malwinen hier zusammen zu treffen, Dir allein zu Liebe und um mich nicht dem Verdacht auszusetzen, als ob ich schwach zu werden fürchte, wenn ich sie wieder sehe!"

„O Dank, tausend Dank, Paul! Es kann dann noch Alles gut werden!" rief Kornelie. Er aber schüttelte wehmüthig den Kopf und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Sind wir jemals in der Lage gewesen, unseren Lesern etwas gern und in vollster Ueberzeugung für Haus und Familie zu empfehlen, so ist dies gegenwärtig der Fall mit den: **„Wedemann'schen Gesängen der Unschuld, Tugend und Freude. Mit Begleitung des Klaviers. Gemüthlichen Kinderherzen gewidmet"**, von denen das 1. Heft bei Voigt in Weimar in 11. Auflage erschienen ist (es sind im Ganzen drei Hefte und jedes kostet 15 Sgr.). — Welchen großen wohlthätigen Einfluß Poesie und Musik auf die Bildung jugendlicher Gemüther haben, ist allbekannt und darum sagt auch ein großer Mann: „Musika ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht." Und einer unserer Dichter nennt mit Recht die Fröhlichkeit die Mutter großer Tugenden. Die Wedemann'schen Lieder, die sich im Text durch edlen Ausdruck, ungekünstelte einfache Natur, kindliche Heiterkeit und sittliche Reinheit, in den Melodieen durch Anmuth, Gefühl und Leichtigkeit auszeichnen, sind seit Jahren durch ganz Deutschland in allen Ständen zu Tausenden von Exemplaren verbreitet und können, ihrem Geiste nach, eigentlich gar nicht genug Verbreitung finden. Möge daher diese Liedersammlung, als eines der trefflichsten Bildungsmittel zur Humanität, ihren Zweck, die Herzen der Jugend für das Schöne und Gute zu gewinnen, mit gleichem Glücke verfolgen, wie bisher. Glücklich ist der Vater, der sich nach gethaner Arbeit durch sie von seinen Lieben ergötzen lassen kann!

## Mannigfaltiges.

(Leben und leben lassen.) Ein Quäker, Apotheker, begegnete dem Doktor Fothergill. „Freund Fothergill, ich denke dieser Tage bei Dir zu speisen." — „Dies wird mich sehr freuen," erwiederte der Doktor, „aber sage mir, Freund, spassest Du nicht?" — „Nein, nicht im Geringsten, es ist mein voller Ernst," war des Apothekers Antwort. „Du behandelst jetzt schon drei Tage lang unseren Freund Ephraim und hast ihm noch keine Arznei verschrieben. Da kann ich freilich in meinem Hause nicht mehr leben und muß daher zu Dir kommen." Doktor Fothergill verstand diese sehr zarte Anspielung und schrieb ein Rezept, welches sowohl dem Freunde Ephraim, als auch dem Freunde Apotheker gut that.

## Alff's Lust.

Auf diesem Hügel überseh' ich meine Welt!
Den Berg hinan, mit Buschwerk sanft bekleidet,
Zieht sich der Pfad, der zu dem Ziele leitet,
Das weiße Haus inmitten aufgestellt, —
Was ist's, worin sich hier der Sinn so sehr gefällt?

Auf diesem Hügel überseh' ich meine Welt!
Erstieg ich auch der Länder fernste Höhen,
Von wo ich könnt' die Schiffe fahren sehen
Aus Städten fern und nah, von Bergen stolz umstellt,
Nichts ist's, was mir den Blick gefesselt hält.

Auf diesem Hügel überseh' ich meine Welt!
Und könnt' ich Paradiese übersehen,
Ich sehnte mich nach diesen grünen Höhen,
Wo sich des Daches Zinne meinem Blick einladend stellt, —
Denn der allein umgrenzet meine Welt.

Blieskastel.

Auflösung des Räthsels in № 68:
Spiegel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Freitag, 10. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Die letzten Tage vor dem Karneval widmete ich den Museen und Kunstdenkmälern, von denen ich auf längere Zeit zu scheiden gedachte. Mit Rührung nahm ich von den geweihten Orten Abschied, in Erinnerung an die glücklichen Stunden, die ich allein oder in Gesellschaft wahlverwandter Freunde in Betrachtung ihrer ewigen Schätze verbracht hatte, durchwandelte ich die langen Säle des Vatikans. Am längsten verweilte ich in der sixtinischen Kapelle vor den unsterblichen Werken Michel Angelo's. Dort hatte ich die meisten, die schönsten Stunden verlebt, dahin zogen mich die mächtigsten Erinnerungen. Schwer gelang es mir, mich von diesem heiligen Ort, dessen Bedeutung mir in der Abschiedsstunde imposanter als je entgegen trat, loszureißen. Endlich vertrieb mich der Abend, ich war der letzte der Betrachter, die unbeachtet von mir ab- und zugegangen waren. Einen Blick noch auf das jüngste Gericht, welches die Abendsonne wunderbar beleuchtete, und ich ging.

„Im Fortschreiten stieß ich mit den Fußspitzen an einen glänzenden Gegenstand, daß er klirrend über das Steinpflaster schoß. Ich bückte mich: es war ein goldenes Medaillon, eine der Damen, die vorhin dagewesen, mußte es verloren haben. Ich steckte es gleichgiltig in die Tasche und beschloß, einige Zeit vor der Kapelle zu warten, um es der Eigenthümerin, wenn sie wiederkehren sollte, einzuhändigen. Ich wartete bis spät in die Nacht hinein, Niemand erschien. Unmuthig über die verlorene Zeit ging ich nach Hause. Dort betrachtete ich meinen Fund genauer, drückte zufällig an einer Feder und eine Kapsel öffnete sich: das Bild eines jungen Mädchens von rührender Schönheit wurde sichtbar. Ich hatte bis dahin alle weibliche Schönheit nur mit dem Auge des Künstlers angesehen, die schönen Römerinnen, die meine Gefährten begeisterten, entzückten nur meine Phantasie, mein Herz ließen sie kalt. Meine Unempfindlichkeit für die Schönheit ihrer berühmten Landsmänninnen hatte mir von meinen römischen Freunden manche Neckerei eingetragen. Ich lachte sie aus, wenn sie mir prophezeiten, daß der kleine blinde Gott meine Geringschätzung bitter rächen werde. Diese Weissagung schien sich mehr und mehr zu verwirklichen, je länger ich das wunderbare Mädchenbild anschaute. Solchem Zauber brauner Augen, wie sie mich aus diesem Engelsantlitz anblickten, war ich nie begegnet, nie hatte ich solche unnennbare Süße auf Frauenlippen wohnen, nie solch anmuthiges Lächeln sie umschweben sehen. Ich ahnte unversiegliche Wonnen, unsagbares Weh und Wohl, ein ganz neuer, unbekannter Lebensfrühling begann mir aus den lieblichen Zügen aufzublühen. Lange, lange saß ich unbeweglich, die Blicke auf meinen Talisman geheftet, die erlöschende Lampe weckte mich. Wo mochte das selige Urbild dieses Gemäldes weilen, wer mochte sie sein? Diese lieblich-zarten, seelenvollen Züge schienen keiner Italienerin anzugehören, vielleicht war sie eine der vornehmen Engländerinnen oder Russinnen, vielleicht eine Deutsche, oder sie lebte gar nicht mehr und das Bild war eine Erinnerung an eine längst Verstorbene und eine trauernde Mutter oder Schwester hatte es verloren.

„Alle diese Gedanken durchkreuzten mein Gehirn und wechselten mit den seligsten und den traurigsten Empfindungen. In einem wunderbaren Rausch, zwischen froher Ahnung und Hoffnungslosigkeit schwebend, riß ich ein angefangenes Bild von der Staffelei, spannte neue Leinwand auf und begann die Engelszüge zu entwerfen, kühn, leicht, rasch, im sicheren Gefühl meiner Meisterschaft. Als der Morgen graute, hatte ich die lieblichen Umrisse vollendet und begann mit Pinsel und Palette ihnen Geist, Seele und Leben einzuhauchen. Mir war

es, als male ich vor dem Auge der Geliebten, als begeisterte mich ihre unsichtbare Gegenwart. Die glücklichsten Farbenmischungen traf ich wie von selbst; der Geist eines Raphael schien über mich gekommen zu sein, die Hand, mit welcher er seine Fornarina malte, meinen Pinsel zu führen. Stunde auf Stunde verrann, ich hörte an meiner Thüre pochen, ich hörte die Glocken den Karneval einläuten, das Jauchzen und Schreien des Volkes vor meinem Fenster, aber ich malte fort und fort. Mit jedem Pinselstrich wuchs meine Seligkeit, meine Begeisterung.

„Endlich war das Bild fertig, ich warf die Palette weg und betete mein eigenes Werk an. Nicht mein Talent — meine Liebe hatte es geschaffen. Dann aber raffte ich mich auf. Ueber meiner Leidenschaft für das Bild hatte ich die Nachforschung nach meinem Original vergessen. Ein Glas Wein trank ich, dann stürzte ich fort, drängte mich durch das Gewühl des beginnenden Karnevals nach der sixtinischen Kapelle. Eilig suchte ich den Custode auf. Ach, mein Herr, rief er mir schon von Weitem entgegen, Sie waren, so viel ich mich erinnere, gestern Abend der Letzte hier, haben Sie vielleicht ein goldenes Medaillon gefunden? Eine junge Dame, die gestern mit einem Herrn hier war, hat es verloren und war heute Morgen, untröstlich über den Verlust, bei mir. — Ich war wie vom Donner gerührt. Leichenblaß zog ich das Medaillon hervor, drückte die Kapsel auf. War es diese Dame? rief ich dem Erstaunten zu und hielt ihm das Porträt vor die Augen. — Sie ist es, sie ist es, rief er freudig, ja, das ist die Dame, wie sie leibt und lebt. Sie sagte, es sei das Porträt ihrer Mutter, eine seltene Aehnlichkeit. — Ich zitterte, ich schlug mir vor die Stirn. Wissen Sie nicht, wohin sie ist, wo ich sie finden kann? stammelte ich mühsam. — Der Custode schüttelte den Kopf. Davon sagte sie nichts. Als sie sah, daß ich das Verlorene nicht hatte, wechselte sie mit ihrem Begleiter in heftiger Aufregung einige Worte, es schien mir Russisch zu sein, worauf sie sich eilig entfernten, wahrscheinlich, um auch an anderen Orten nachzuforschen. — War ihr Begleiter alt oder jung? Glauben Sie, daß es ihr Gemahl gewesen? fragte ich hastig. — Der Custode sah mich lächelnd an. Ich hoffe, ihr Vater. Aber wissen Sie was, Signor, lassen Sie mir das Medaillon da, vielleicht fragt die Dame noch einmal nach, ich werde dann nicht ermangeln, mich nach ihrer Wohnung auf's Genaueste zu erkundigen. Es wird ihr jedenfalls angenehm sein, dem glücklichen Finder ihren Dank abzustatten.

„Dieser Vorschlag des pfiffigen Italieners erschien mir als der beste. Ich legte das theure Kleinod in seine Hand und begab mich auf die Suche nach der schönen Fremden. Zum zweiten Mal durchstreifte ich Rom nach allen Richtungen, um eine theure Person zu finden; diesmal schien es fast unmöglich. Der begonnene Karneval hatte alle Menschen aus den Häusern gelockt. Masken, Soldaten, Künstler, Mönche, Fremde in Equipagen, Alles strömte nach dem Corso, welchen das bunteste, bewegteste Leben durchwogte. Der Strom riß mich mit sich fort. Auf und ab drängte mich das Gewühl des Volks, Jauchzen, Lachen in allen Tonarten und Abstufungen betäubte meine Ohren, die phantastischsten Trachten, die abenteuerlichsten Masken drängten sich vor meine suchenden Augen, neckend, scherzend, Confetti werfend. Immer und immer hoffte ich, das liebliche Gesicht der fremden Geliebten unter den lachenden Mädchenköpfen auf den Balkonen und Gerüsten zu entdecken. So oft ein fremder Ton der Ueberraschung aus einer der unzähligen Equipagen an mein Ohr schlug, brach ich mir mit Gewalt Bahn durch's Getümmel, um in die Kutsche zu blicken und — enttäuscht zu werden. Den niedlichen weiblichen Masken, die mich neckisch umschwebten, schaute ich in die Augen, immer traf mich der blitzende Blick lustiger Römerinnen, nie der seelenvolle der Geliebten.

„Betäubt von dem Lärm der tausend und aberlausend lusttrunknen Menschen, vom Geschrill der Muscheln und Hörner, vom Gelächter und Geschrei, das den Confettihandel begleitete, wirr und trunken von den schimmernden und brennenden Farben, die sich vor den Augen herum wirbelten, wenn die unzähligen Masken sich kreuzten und überrannten, oftmals gestoßen und umgerannt von frechen Pulcinelli, rettete ich mich endlich in eine Nebengasse und schlich todmüde in meine Wohnung. So trieb ich's von Tag zu Tag, so lang der Karneval währte: vom Morgen bis zum späten Abend durchschweifte ich den Corso und setzte meine Nachforschungen in eine Maske gehüllt fort. Kaum, daß ich mir nothdürftig Zeit nahm, dann und wann etwas Speise zu nehmen, oder in einer Osterie mich mit einem raschgetrunknen Glas Wein zu erquicken. Zu dem Custode, dem ich das Medaillon übergeben, ging ich jeden Morgen: auch bei ihm hatte sich das liebliche Kind nicht wieder sehen lassen.

„Ein einziges Mal glaubte ich im Gedräng einen Kopf zu bemerken, der meinem Bild ähnlich sah. Es war zur Zeit des Wettrennens. Die lange schmale Straße war von der Wache gesäubert, alle Augen auf die Pferde gerichtet, die unbändig und

ſchnaubend auf das Zeichen warteten: „O quanto è bella!“ hörte ich plötzlich einen Menſchen ſagen, der in der Maske eines Quacquero neben mir ſtand. Ich richtete meine Blicke unwillkürlich auf einen Wagen auf der andern Seite der Straße, dem der Ausruf meines Nachbars zu gelten ſchien. Ein großer Mann in der Tracht eines Griechen ſaß darin, an der Seite einer zierlichen Frascatanerin. Eben drehte ſie den Kopf den Pferden zu — der Schein einer Lampe erhellte ein bleiches, ſüßes Geſicht, dunkle, ſchwärmeriſche Augen, eine frohe Ahnung trieb mir das Blut zum Herzen — da ſtürmten die Pferde vorbei, mit flatternden Mähnen, Rauſchegold und Bändern, verfolgt vom endloſen Geſchrei der jauchzenden Menge, die ſich hinter den Rennern zuſammenſchloß und ſchwerfällig den Flüchtigen nachſchob. Ich wollte den Wagen im Auge behalten, ich wollte mich um jeden Preis zu ihm hinarbeiten, — vergebens, die Menge riß mich fort. Als es mir endlich nach einer Stunde gelang, war die Kutſche verſchwunden.“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Das Stiefkind.

(Fortſetzung.)

18.

Malwine v. Tonnewald kam mit ihrer Stiefmutter zu der Taufe von Kornelie Forſter's Erſtgeborenem. Sie und Paul Schellwitz begegneten ſich. Ein plötzliches augenblickliches Erröthen, ja Erglühen bis zum Nacken verrieth den beflügelten Schlag ihres Herzens; aber ihre mühſam errungene Selbſtbeherrſchung und Faſſung verließ Malwine nicht und ſie begrüßte ihn mit einem freundlichen würdevollen Willkommen. Paul war weniger gefaßt und ruhig als ſie; er wollte ernſt und feſt und kühl bleiben, aber ihr Anblick machte einen überwältigenden Eindruck auf ihn: ſie erſchien ihm ſchöner, feiner, holder im Blick und Benehmen, als vor Tag und Jahren; es lag ein Hauch von Reſignation und Milde, von Friede und innerlicher Vollkommenheit über ihr, der ihn unbeſchreiblich anzog, denn Frieden und Milde fehlten ihm ja ſo ſehr. Er zweifelte nun ſelbſt an ihrer Schuld, er redete ſich ein: wenn ſie damals auch vielleicht geirrt, ſo habe ſie inzwiſchen ihren Fehler geſühnt und abgebüßt. Ihre ganze Erſcheinung regte ſo ſehr alte Gefühle und Erinnerungen in ihm auf, daß er ſich vor ſeinen eigenen Empfindungen zu fürchten begann, ſeine Gemüthsbewegung kaum zu bergen vermochte, und ungewöhnlich ſchweigſam ward, weil er es für Entweihung gehalten hätte, vor ihr von banalen Dingen zu reden, und weil er wider Willen ſich zu verrathen fürchtete, wenn er ſpräche.

Die Erwartungen, welche Kornelie ſo vertrauungsvoll und ſehnſüchtig auf dieſes Wiederſehen der beiden Jugendgeſpielen geſetzt hatte, gingen nicht in Erfüllung. Wer Paul genau kannte, der erwartete auch nicht, daß er ſo ſchnell umſchlüge, nachdem er ſo lange erklärt hatte, daß er niemals Malwinens Namen nennen werde. Malwine ſelbſt, die ihre Gefühle leichter verbergen konnte, weil ſie nie aufgehört hatte, ihn zu lieben, und doch nicht mehr von ihm geſucht zu werden hoffte, würde Korneliens Erwartungen nicht getheilt haben. Dennoch konnte ſie ſich nicht verhehlen, daß der jetzige Paul ihr beſſer gefalle, als der ihrer alten Erinnerungen. Die Sonne des Südens hatte ihn gebräunt, aber das kleidete ihn ganz trefflich, denn dieſe dunkle Farbe paßte zu dem gereiften Weſen, der ſtillen, faſt ſchwermüthigen Zurückhaltung des ſchönen, männlichen, kräftigen Paul, deſſen Blick und Haltung ein geiſtiger Adel aufgeprägt waren.

Kornelie gab ſchon die Hoffnung auf, das Paar wieder vereinigen und die Kluft der Vergangenheit ausfüllen zu können, als ihr Gatte am Morgen nach der Taufe ihr ankündigte, Paul ſei plötzlich in dringenden Geſchäften nach Oſterach zurückgereist. Dieſe Nachricht ſchien ihr zu beſtätigen, daß er Malwinen unverſöhnlich grolle. Malwine deutete ſich ſeine fluchtähnliche Abreiſe anders — eine Ahnung ſagte ihr, es ſei der Beginn eines inneren Kampfes, der in Paul gähre, eines Kampfes zwiſchen Herz und Stolz, zwiſchen Gefühl und Vorurtheil.

Julian Forſter mochte ähnlich denken, denn er ſuchte ſeiner lieben Frau alle Beſorgniſſe deßhalb auszureden und äußerte: „Verſuche nur Malwine einige Wochen hier zu behalten; ich bin überzeugt, er wird ſchon wieder zu uns zurückkehren und eine zweite Begegnung beider läßt eine unbefangene Annäherung zu. Kein Baum fällt auf den erſten Streich, geſchweige denn daß ein Vorurtheil oder ein Groll in der Seele eines ſtolzen, empfindlichen Mannes dem erſten Gruß oder Lächeln wiche. Ein Charakter von Pauls Energie und Gediegenheit muß jede Empfindung erſt in ſich ausreifen laſſen, ehe ſie zur That wird. —

Malwine blieb gerne. Es war ihr etwas ſo Neues, wieder eine Altersgenoſſin zur Vertrauten mündlich ausgetauſchter Geheimniſſe zu haben, es erſchien ihr als eine ſo ſüße Pflicht der Freundin, ſich der Pflege Korneliens und ihres herzigen Söhn-

Digitized by Google

chens zu widmen, das ja Pauls Namen führte, daß sie sich ganz glücklich fühlte und keinen Arg hatte, als ihre Mutter einige Tage später plötzlich ihre Absicht erklärte, allein heimzureisen und darauf bestand, daß Malwine noch bleibe. Weder Malwine noch Kornelie ahnten, was für eine Bewandtniß es mit Frau v. Tonnewald's Abreise habe. Der Grund davon war ein Geheimniß, welches nur diese mit ihrer Schwester und Julian Forster theilte. Letzterem war nämlich einige Tage nach Pauls Heimkehr ein Brief von dem Oekonomieverwalter auf Osterach zugegangen, worin dieser meldete, Herr v. Schellwitz sei am Tage nach der Heimkehr in Folge einer Erkältung erkrankt, liege schon im Delirium, und der Arzt befürchte einen Typhus; man möge daher die Mutter des kranken Gutsherrn schonend darauf vorbereiten. Diese war selbst leidend, und so hielt Julian es für das Gerathenste, die Unpäßlichkeit Pauls dessen Mutter nur als unbedeutend zu schildern, nachdem die ins Vertrauen gezogene Tante Tonnewald sich dringend erboten hatte, des Kranken zu warten. Zuerst kamen diese Drei überein, daß Kornelie und Malwine von Pauls Krankheit nichts erfahren sollten. Letztere auszuschließen, war ein hartnäckig aufrechtgehaltener Vorschlag der Frau v. Tonnewald, die mit einem wahren Eifer und Enthusiasmus die Gelegenheit ergriffen hatte, ein an Paul begangenes Unrecht hiermit zu sühnen und sich daher von Malwinen hierin keine Konkurrenz machen lassen wollte, denn sie ahnte wohl, daß Malwine bei dem ersten Wort von der Gefahr, welche Paul bedrohe, mit ihrem ganzen Opfermuth für seine Verpflegung eingestanden wäre. Aber diese Gelegenheit, ein schweres Unrecht der Vergangenheit wieder gut zu machen, wollte die Stiefmutter sich nicht einmal von Malwinen verkümmert wissen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Meyerbeer im Elysium.) Ein Berliner Witzblatt bringt Folgendes: Als Meyerbeer jüngst seinen Einzug im Elysium hielt, war einer der ersten Tonmeister, der ihm in die Arme eilte, Mozart. Lange hielten sich Beide umschlungen und sahen einander dann voll Zärtlichkeit an. „Weißt, Bruder," begann hierauf Mozart im reinsten Wiener Dialekt, „was i halt an Dir am meisten bewundere?" — „Sprich, Mozart," rief Meyerbeer, begierig, zu hören, welcher seiner Schöpfungen der große Meister den Preis zuerkennen würde. „Daß Du 3 Millionen hinterlassen hast," entgegnete dieser mit der ihm eigenthümlichen Naivität.

Einem Beamten wurde wegen eines Vergehens sein Absetzungsurtheil vorgelesen. „Das kann vielen Menschen das Leben kosten;" rief er nach Anhörung desselben. — Man verhaftete ihn sofort, um Aufschluß über diese bedenkliche Aeußerung zu erhalten. — „Je nun," erklärte er, „ich habe vor zwanzig Jahren als Arzt praktizirt; da ich nun ohne Amt bin, muß ich die damals aufgegebene Carrière fortsetzen!"

In einem der ersten Hotels zu Baden-Baden werden — nach einem in den Zimmern angehefteten Avis — die Fremden ersucht: „nichts aus dem Fenster zu werfen." Ein Kurgast schrieb darunter: „ausgenommen sein Geld."

## Das goldene Kegelspiel im Stöckelgarten.

(Sage.)

Die Ritter waren reiche Leute,
Im armen, wald'gen Wasgau auch,
Viel' edle Schätze birgt noch heute
Manch' Felsenburg im hohlen Bauch.

Wie reich sie waren, das will melden
Die Mähr' vom goldnen Kegelspiel,
Das nach dem blut'gen Kampf den Helden
Zum luft'gen Zeitvertreib gefiel.

Die Wegelburg, die schwindelnd hohe,
Und Hohenburg, ihr kühn gesellt,
Die beid' umflammt die erste Lohe
Der Königin der Erdenwelt:

Sie sind verbunden und geschieden
Durch schatt'gen, freien Waldesraum,
Wo sich die Ritterschaft im Frieden
Vergnügt an Spiel und Rebenschaum.

Noch heißt er Stöckelgarten heute;
Da rollten einst zum goldnen Ziel
Die goldnen Kugeln — wie Geläute
Klang hell das goldne Kegelspiel.

Im Dorn umwobnen, sumpf'gen Bronnen
Versank schon längst der reiche Schatz,
Doch beff'ren hab' ich schon gewonnen
An diesem heilig stillen Platz.

Ch. Bähmer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Sonntag, 12. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Ungeduldig erwartete ich den folgenden Tag, den letzten des Karnevals. Glaubte ich doch die Gewißheit zu haben, daß meine angebetete Schöne noch in Rom sei, in diesem Falle hoffte ich sie am Moccoli-Abend zu finden.

„Der ersehnte Abend kam heran. Ueberall erleuchteten sich die Fenster, Balkone, Gerüste vor den hohen Häusern. Bald tauchten auch Lichter in der Menge auf, die den Corso überwogte; schon hörte man vereinzelt das verhängnißvolle **sia ammazzato.** Die Lichter vermehrten sich, je näher die Nacht rückte, beleuchtete Kutschen schoben sich an den hellen Häusern hin, überall zuckten Flammen auf, in allen Stimmarten ertönte das Losungswort des Abends, bald war die ganze Straße, so weit das Auge reichte, ein wogendes, zuckendes Lichtmeer. Die unbeschreibliche, schwindelhafte Bewegung, welche die leuchtenden und beleuchteten Massen durcheinander trieb, riß auch mich bald in ihren Strudel. Hoch mein Licht in Händen haltend, erkletterte ich mit Anderen die Wagen, in welchen lachende, kämpfende Mädchen die Lichter schwangen. Oft wurde mir das meine von schönen Lippen ausgeblasen, ehe ich an Wiedervergeltung denken konnte, oft rissen mich muthwillige Hände als unnützen Träumer vom Wagen, unzählige Mal wurde mir mein Wachsstock geraubt. Hin und her riß mich der rasende Wirbel des Lichterkampfes, der Dampf, die Hitze, die blendende Helle umstrickten meine Sinne, der gellende Ruf betäubte mein Ohr. Mit aller Mühe gelang es mir, mein Ziel festzuhalten. Ich spähte nach dem stattlichen Griechen, nach der schönen Frascatanerin, und der Umstand, daß jede Person ein Licht vor sich hielt, würde meine Nachforschung erleichtert haben, wenn nicht bei dem beständigen Drängen und Haschen nach den Flammen, bei dem ewigen Ausblasen und Anzünden, dem Hin- und Herhuschen der Verfolgten und Verfolger jeden Augenblick die Stelle der Einzelnen und die Lage des Ganzen sich verändert hätte. Oft meinte ich beim Schein des Lichtes, welches eine Dame in Händen hielt, eine willkommene Aehnlichkeit zu entdecken, da blies es ihr Nachbar aus und überließ mich meinen Zweifeln. Oft beugte sich ein zarter Mädchenkopf aus einer Chaise, um einem Zudringlichen die Kerze zu löschen und verschwand wie ein Schemen, wenn ich näher trat. Ueberdies waren Griechen- und Frascatanertrachten die beliebtesten Masken, die sich unzählige Mal wiederholten und meine Aufmerksamkeit irreleiteten. Je toller und wilder der Lichterkampf ward, je eifriger ich forschte, desto mehr schwand meine Hoffnung, die eine geliebte Gestalt aus so unzähligen ähnlichen herauszufinden.

„Zweimal hatte ich mich den Corso auf- und abgekämpft und war eben wieder in die Nähe der Porta del popolo gekommen, als meine Aufmerksamkeit auf einen Wagen fiel, der von einer beträchtlichen Anzahl junger Männer in Neapolitanermasken unter dem jauchzenden Rufe: **„sia ammazzato la bella signora!“** bestürmt ward. Ein hoher, stattlicher Mann in Griechentracht suchte das Licht einer jugendlichen Frascatanerin gegen die Angriffe jener Neapolitaner zu schützen. Es war der Wagen, der mir gestern Abend verschwunden war — endlich, endlich hatte ich sie gefunden.

„Zwar verhüllte eine schwarzsammtne Halbmaske das liebliche Gesicht zur Hälfte, — die dunklen Locken, das zarte Kinn und der liebliche Mund vor Allem ließen keinen Zweifel übrig. Ungestüm drängte ich mich durch die Schaar der jungen Männer, die sich mit Jauchzen und frohem Lachen bemühten, der jungen Dame das Licht auszutöschen. Ehe ich aber den Wagen erreichen konnte, hatte mir bereits ein listiger Neapolitaner die Kerze aus der Hand gerissen und brüllte mir lachend sein „**ammazzato**“

in die Ohren. Ein anderer nahm ihm unter dem nämlichen Rufe die eigene Kerze und dieſem wieder blies ein dritter das Licht aus. Ihr Geſchrei lockte noch mehr Masken herbei, die einen lärmenden Angriff auf den Wagen ausführten. Aus allen Kräften ſtrebte ich beizukommen; da ich aber keine Kerze mehr hatte, ſtießen mich die glücklichen Lichterbeſitzer in ihrem Eifer als einen Unberechtigten zurück. Vergebens bot ich alle Kraft auf, durch's Gewühl zu dringen; meine Stöße und Bitten wurden im Eifer des Gefechtes, welches die jungen Italiener unter ſich und gegen den Wagen führten, gar nicht beachtet. Auch die Dame ſelbſt war ſo ängſtlich beſorgt um ihre Kerze, ſo ganz dem ungewohnten Vergnügen hingegeben, daß ſie meinen lauten Zuruf entweder im Gelärm des Kampfes überhörte oder im Eifer nicht beachtete. Hätte ich das Medaillon bei mir gehabt, vielleicht wäre es mir eher gelungen, ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Einmal hatte ich den Wagen glücklich erklommen und wollte dem geliebten Mädchen, das in dem maleriſchen Koſtüm, in der Aufregung des Kampfes und im Reflex der Lichter unbeſchreiblich reizend ausſah, ein Wort ins Ohr flüſtern, aber ihr Begleiter, der eine jener Zudringlichkeiten argwöhnen mochte, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten häufig vorkommen, ſtieß mich kräftig zurück. Bald war ich wieder in den Hintergrund zurückgedrängt. Ich zitterte vor Aufregung, der Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches ſo nahe zu ſein, ohne ſie erreichen zu können, — ein ſolches Schickſal war auch nur an einem römiſchen Moccoli-Abend möglich.

„Eben wollte ich mit geſammelten Kräften und einer glücklich eroberten Kerze meinen Verſuch erneuern, als unter den zahlreichen Fuhrwerken eine Verwirrung entſtand. Ein Pferd, wahrſcheinlich durch die ungewohnten Lichter erſchreckt, war ſcheu geworden und drängte, durch das Geſchrei der zurückweichenden Menge noch wilder gemacht, auf die Kutſche zu, in welcher meine geliebte Frascatanerin ſaß. In eine eng auseinandergepreßte Volksmaſſe eingekeilt, die auch in dieſer Lage ihre Neckereien fortzuſetzen ſuchte, ſah ich mit ſtummer Verzweiflung, wie die Kutſche ſich in eine dunkle Nebengaſſe rettete. Mit allen Kräften, die mir die öde Ausſicht auf mein entſchwindendes Glück einflößte, ſuchte ich die lebendige Mauer, die mich gefangen hielt, zu durchbrechen. Es war unmöglich. In einer Aufregung, die an Raſerei grenzte, wüthete ich gegen die Glieder meiner Nachbarn — man hielt meine Anſtrengungen für einen derben Karnevalſcherz, die Nächſten lachten einen Augenblick und fingen auf's Neue an zu tollen und die Lichter auszublaſen.

„Um Mitternacht, als ſich das betäubende Gewühl endlich auflöste, gelang es mir, die Gaſſe zu erreichen, in welcher der Wagen meiner Geliebten verſchwunden war. Keine Spur von ihr war zu ſehen. Ich folgte den Schaaren heimziehenden Volks und durchforſchte einſame Straßen, in denen das Getümmel des Corſo allgemach verhallte. Auch den Schauplatz des Feſtes durchſtreifte ich noch mehrmals. Das glänzende ſprühende Leben dieſes Abends verzuckte nach und nach, gleich den Lichtern auf den Balkonen und Gerüſten, die zu wirklichen Stümpfchen herabgebrannt und zum Theil verloſchen waren. Immer ſeltener hörte man den Ruf: „**ſia ammazzato chi no porta moccoli.**“ Endlich verſtummte er. Die Equipagen, die noch weilten, verſchwanden, die Fenſter ſchloſſen ſich, die Straße wurde leer, — der glänzendſte Theil des Karnevals und der Karneval ſelbſt war vorüber.

„Wie ein Träumender ging ich nach meiner Wohnung. Von meiner Staffelei blickte mir das Bild der unausſprechlich Geliebten mit all ſeiner Lieblichkeit, ſeinem ganzen Zauber entgegen und doch mußte ich mir geſtehen, daß es dem Original nicht gleichkomme. Trauernd und in innerſter Seele verſtimmt, warf ich mich auf mein Lager. Am nächſten Tage ſetzte ich meine Nachforſchungen fort und ſo vierzehn Tage lang mit unermüdlicher Geduld. Am fünfzehnten ging ich zum Cuſtode der ſixtiniſchen Kapelle und holte mir das verhängnißvolle Medaillon. Am folgenden Tage verließ ich die ewige Stadt. Ich wandte mein Geſicht nach den Alpen, mein Weg führte mich nach Deutſchland. In dem Schweizerdorf, wo ich meine Jugend verlebt, fand ich den alten Pfarrer nicht mehr, — er war kürzlich geſtorben. Auf ſein Grab weinte ich eine Thräne der Dankbarkeit. Er wäre der einzige Menſch geweſen, der mir allenfalls meinen Vater hätte erſetzen können. Dann ſetzte ich meinen Weg fort. An allen Poſtſtationen, in allen Gaſthöfen erkundigte ich mich nach dem kleinen verwachſenen Mann mit der rothen Narbe über der Stirn und nach dem hohen, ſtattlichen Herrn, dem Begleiter der jungen Dame, deren Bild ich vorzeigte. Lange konnte mir Niemand Auskunft geben.

„Endlich, in einer deutſchen Stadt, es war M., erinnerte ſich der Wirth meines Hotels eines Gaſtes, der vor zwei Jahren dageweſen und deſſen Ausſehen mit der Beſchreibung, die ich von meinem Vater gab, übereinſtimmte. Er ſchlug im Fremdenbuch nach, der Name des fraglichen Gaſtes war Baron v. Eckholz aus B. Ich dankte dem gefälligen Wirth und machte mich am nächſten Tage auf den Weg. Geſtern kam ich nach Lindheim, wo ich mich auf's

Genaueſte nach dem Baron v. Eckholz erkundigte. Aus Allem, was ich erfuhr, erkannte ich die Identität des Barons mit meinem geſuchten Vater. Man ſagte mir, daß er in einem ſeiner Wälder ein altes Schloß beſitze, wo er ſich häufig aufhalte. Ein Holzhauer, der ſich zufällig in der Wirthsſtube befand, verſicherte, den Baron, deſſen menſchenfeindliches Weſen man allgemein beklagte, noch vor einer Stunde in der alten Burg geſehen zu haben. Mit klopfendem Herzen ging ich auf einem bezeichneten Waldwege meinem Ziele entgegen. Welch ein Empfang wird mir werden? Wird mich mein Vater anerkennen? Hat mich keine Täuſchung betrogen? Dieſe Gedanken durchkreuzten fortwährend mein Gehirn, die ſeltſamſten Empfindungen beſtürmten meine Seele. Eilig durchmaß ich den unwirthlichen Wald, — das Bild der Geliebten begleitete mich. Der Abend, die Nacht kam, ich hatte das alte Waldſchloß noch nicht erreicht. Ich hatte in meiner Ungeduld den rechten Weg verfehlt. Endlich, nach unſäglicher Mühe, fand ich mich zurecht, ein heller Schein, der von einem beleuchteten Fenſter auszugehen ſchien, leitete mich. Das alte Gemäuer mit ſeinen epheuumſponnenen Thürmen und Zinnen ſtarrte mir mehr abſchreckend als einladend entgegen. Ich fand das Thor offen, den inneren Eingang aber verſchloſſen. Eben wollte ich mir durch Klopfen Einlaß erbitten, da hörte ich eine Kutſche rollen und drückte mich erwartungsvoll in eine Mauernische. Ich ſehe einen Reiter einen Wagen hereinbegleiten, ich ſeh' ihn abſpringen, der Schein einer Laterne fällt auf ſein Geſicht — es war mein Vater. Schon wollte ich auf ihn zuſpringen, ihn umarmen, da ſeh' ich ihn mit heftig erregten Zügen das Thor ſchließen. Ein großer, verhüllter Mann entſteigt der Kutſche, auch er hat ein erſchütterndes Ausſehen. Die Ahnung von etwas Ungewöhnlichem, das ſich ereignen mußte, durchbebte mich. Ich beſchloß zu warten, das geheimnißvolle Geſchäft der beiden Männer, die jetzt im Innern des Thurmes verſchwanden, zu belauſchen. In dieſem Zimmer verbarg ich mich, hier hörte ich den räthſelhaften Wortwechſel, es war mir nicht ganz klar, um was es ſich handle, — nur die herzzerreißenden Anklagen meines Vaters gegen ſeinen Feind erſchütterten mich tief. Ich hörte, daß ein Duell im Werk ſei, von ungeſtümer Angſt getrieben, verſuchte ich in das Zimmer einzudringen, die Thüren waren verſchloſſen. Da hörte ich einen Doppelſchuß fallen; außer mir vor Verzweiflung ſprengte ich die Thür und komme gerade recht, um meinen Vater, der blutend am Boden liegt, an ſeinem Feind zu rächen. So ſteh' ich nun an der Schwelle eines neuen Lebens, meinen Vater hab' ich wieder, er wird, hoff' ich mit Zuverſicht, bald geneſen; ich werde ihn mit ſeinem Schickſal, wenn ich es erſt kennen gelernt habe, zu verſöhnen ſuchen; unſeren vereinten Bemühungen wird es gelingen, auch die Spur jenes geliebten Mädchens wieder aufzufinden und dann," ſo ſchloß der Jüngling mit leuchtenden Augen und klopfte ſeinem aufmerkſamen Zuhörer freundlich auf die Schulter — „dann wird ſein Glück, *unſer* Glück vollkommen ſein." —

(Fortſetzung folgt.)

## Das Stiefkind.

(Fortſetzung.)

Unter Frau v. Tonnewald's treuer und umſichtiger Pflege wich die Lebensgefahr bald von Pauls Lager, und nur eine große Schwäche des Körpers und des Geiſtes heiſchte eine ſorgliche, ſchonende Behandlung.

Eines Tages, als der Kranke wieder heller dachte und kräftig ſprach, ſah er eine ſehr ſchöne Photographie von Malwinen neben ſeinem Bett hängen; ein geſchickter Miniaturmaler hatte dieſes Bild leicht kolorirt und dadurch noch ähnlicher gemacht. Paul glaubte ſich unbeachtet und ſchaute dieſes Bild lange unverwandt an; er ſtreckte ihm die gefaltenen Hände entgegen und flüſterte ihm liebkoſende Worte zu; endlich verſuchten ſeine ſchwachen, zitternden Hände es herunter zu nehmen, er drückte die Lippen auf das kalte Glas und verſuchte es dann wieder hinauf zu hängen, aber die Kraft verſagte ihm und das Bild wäre gefallen, wenn ihm nicht raſch eine kräftigere Hand zu Hilfe gekommen wäre und es an ſeine Stelle gehängt hätte.

„Liebe Tante! Du haſt mich belauſcht?" fragte er matt; „Du haſt mir dieſe Ueberraſchung bereitet?"

„Allerdings, mein Neffe, ich wollte Dir damit eine Freude machen. In Deinen Delirien haſt Du mir Deinen ganzen Seelen- und Herzenszuſtand verrathen und mich unausſprechlich glücklich gemacht! Du liebſt Malwine noch immer, — Du zweifelſt nicht mehr an ihrem Charakter — Du bereueſt, ihr Unrecht gethan zu haben, und verlangſt nach der Löſung eines Räthſels, das Dir noch unaufgedeckt ſcheint, nicht wahr?"

Der Kranke bejahte nur mit einem Kopfnicken und einem thränenfeuchten Blicke, aber man las in ſeinen Zügen die Freude, daß ihm das Geſtändniß dieſer Umwandlung ſeines Sinnes erſpart blieb, und die Neugier, dieſes Räthſel gelöst zu ſehen, die Ermuthigung gegen die Tante, daß ſie ſelbſt es ihm löſe.

Digitized by Google

„Ich will Dir sagen, was Malwine von Dir trieb," fuhr Frau v. Tonnewald mit bewegter Stimme fort; „Malwine hat Dich stets geliebt, aber man hat sie glauben gemacht, Du wolleſt nur mit ihr tändeln und seieſt schon längſt mit Fanny verlobt. Man kränkte, demüthigte, verwundete ſie durch wiederholte Inſinuationen dieſer Art, und brachte ſie hiedurch dazu, daß ſie Dich abſtieß und einen Anderen begünſtigte, um die Wunden zu heilen, welche ihrem weiblichen Stolz und Zartgefühl geſchlagen worden waren. Du ſelbſt haſt durch die Auszeichnungen, mit welchen Du Fanny umgabſt, dieſen Schein noch verſtärkt. Ich aber, mein lieber Neffe, ich, die ich Malwine beſſer kenne, als irgend wer, ich kann Dich bei dem Höchſten und Heiligſten verſichern, daß Malwine auch noch nie einen Augenblick in ihrem Herzen Dir ungetreu oder Deiner unwürdig geweſen iſt! Dies ſchwöre ich Dir ...."

Ein beredter Blick und ein ſtummer Händedruck dankten der Pflegerin für dieſen Balſam, welcher ſelbſt auf ſeine matten welken Züge den tächelndſten Widerſchein inneren Glückes warf. — „Und wer war es," fragte er dann leiſe, „welcher zwei Menſchenleben auf ſo tückiſche Weiſe vergiftete und zwei Herzen ſo auf ewig auseinander reißen wollte?"

„Dieſe Frage ... wird Dir Malwine ſelbſt dereinſt beantworten, wenn Du ihr wieder naheſt!" entgegnete Frau v. Tonnewald mit ſo tiefer Gemüthsbewegung, daß ſie kaum ihre Thränen zu bergen vermochte. Den letzten Sieg über den Stolz in ihrem Herzen war ſie nicht zu erfechten im Stande geweſen, indem ſie ſich ſelbſt als die Urheberin von ſo viel Unheil bezeichnete.

19.

Paul v. Schellwitz war wieder geneſen und ſeine Tante längſt nach Erlenhof zurückgekehrt, wohin ihr Malwine bald folgte. Sie glaubte wahrzunehmen, daß die Mutter oft, wenn ſie ſich unbemerkt wähnte, ſie lange mit eigenthümlichen Blicken betrachtete; es ſchien ſie zu drängen, Malwinen eine Mittheilung zu machen, die ihr dann wieder auf der Zunge zu erſterben ſchien. Dies war beſonders der Fall, wenn ſie ihr nun von Pauls Krankheit und der ihm drohenden Todesgefahr erzählt und die Tochter davon ergriffen ſah. Und dennoch gewann Frau v. Tonnewald es nicht über ſich, offen mit ihrer Tochter über das zu ſprechen, was ihr auf den Lippen ſchweben mochte. Die Stiefmutter war ganz anders geworden; mit ihren Anſichten und Gefühlen war eine tiefgehende Veränderung vor ſich gegangen; ſie betrachtete ihr Leben und Benehmen von ehedem nunmehr aus einem ganz anderen Geſichtspunkte, und bethätigte durch ihre Handlungsweiſe, daß ſie nun ganz andere Begriffe von Recht und Pflicht habe. Insbeſondere ſuchte ſie Malwinen das früher durch ſie erduldete Unrecht und Ungemach vergeſſen zu machen und ertrug im Uebrigen geduldig die Folgen von dem, was ſie durch ihre Selbſtſucht und die verkehrte Erziehung, die ſie Fanny gegeben, angebahnt hatte.

Es war ein milder Frühlingstag. Malwine war in einem benachbarten Dorfe geweſen, um eine kranke Wöchnerin zu beſuchen, die ihren Almoſen manche Erleichterung von Sorge und Noth verdankte. Auf einem Umweg durch den jungbelaubten Wald heimkehrend, war ſie ſchon der Hecke nahe gekommen, die den kleinen Park von Erlenhof umfriedete, als ſich eine männliche Geſtalt durch eine Oeffnung in der Hecke zwängte, und dann, ſich aufrichtend, der erſtaunten Malwine die Züge von Paul Schellwitz zeigte. Er war noch etwas blaß von der Krankheit, aber eine gewiſſe Verlegenheit, welche ihn wider Willen überkam, lieh ihm Farbe und mit einem ſanften Lächeln trat er ihr entgegen und begrüßte ſie.

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Baron P., ein berühmter Hazardſpieler, ward auf dem Verbergen einer Karte ertappt. Die Geſellſchaft, in der Hitze des Zorns, warf ihn aus dem Fenſter des Spielzimmers vom erſten Stockwerke herab. Der Baron begegnete einige Zeit darauf einem Freunde und klagte über dieſe Behandlung. „Was ſoll ich thun?" fragte er den Freund. — „Thun?" erwiederte dieſer, „das liegt ja ganz einleuchtend vor! Nie wieder ſo hoch ſpielen."

## Charade.

In dem ſchönen Schweizerland
Nennt die „Erſte" eine Stadt;
Mit der „Zweiten" ſchlug gewandt
David einſt den Goliath.
Was die Beiden dir bekunden,
Wird am Meeresſtrand gefunden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Dienstag, 14. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Gottlieb wollte mit seinem süßesten Lächeln einige salbungsvolle Worte erwiedern und hatte schon die kleinen Augen inbrünstig verdreht, da fing der Kranke heftig und laut an zu reden. Die Beiden eilten an's Bett und sahen ihn erwacht, aber seine offenen Augen, die irre umherrollten, erkannten weder den Sohn noch den Diener. Das Wundfieber war eingetreten und er lag in wilden Phantasieen, denen Romeo ängstlich lauschte, die manchen Lichtstrahl auf die dunkle Geschichte seines Hauses zu werfen schienen. So kam der Morgen.

### V.

### Das zugemauerte Theater.

So ungefährlich wie der alte Doktor Schneidler gehofft hatte, war die Verletzung des Barons von Eckholz doch nicht. Die Unmasse des verlorenen Bluts und die dadurch herbeigeführte Entkräftung übte in Verbindung mit früheren Uebeln, die sich bei dieser Gelegenheit wieder meldeten, auf die Heilung der Wunde einen höchst nachtheiligen Einfluß. Dazu kam noch der aufgeregte Gemüthszustand des Leidenden, der sich in wilden Phantasieen Luft machte und die wenigen Kräfte vollends aufzuzehren drohte. In diesen Phantasieen schüttete sich die ganze Fülle der Empfindungen aus, die das einsame Gemüth des Misanthropen seit langen bitteren Jahren angesammelt und vor fremden Augen verborgen hatte. Romeo hätte zu keiner günstigeren Stunde kommen können, um in das kranke Wesen seines mitleidwerthen Vaters tiefe Blicke zu thun. Die Krankheit enthüllte, was der alte Mann am allerverborgensten gehalten hatte: sein weiches Gemüth, welches sich in rührenden Anreden an den geliebten Sohn, den er bald in Rom, bald in seinen Armen wähnte, offenbarte. Das Delirium plauderte aus, was sein väterliches Herz für den Entfernten empfunden hatte, den ganzen Kummer des Getrenntseins, seine Liebe, seine Hoffnung, die dann durch finstere Zweifel an der Aechtheit des Vermißten wieder überwölkt wurde. Seine Ausbrüche hoben gewöhnlich mit Anklagen und Verwünschungen gegen den Schauspieler an und wechselten dann wieder mit Bildern und Gesichtern aus seinen Reisen. Dann sah er sich oft auf scheiterndem Schiff, auf wilden Jagden und in der Wüste, im Kampf mit dem Verhaßten, er rief ihm arabische Flüche zu und die Umstehenden hatten Mühe, den Rasenden zu halten. Mit der Erschöpfung seiner Kräfte verloren sich die wilden Phantasieen und mildere Bilder, weichere Empfindungen traten an ihre Stelle. Er sah sich dann in die Zeit seiner ersten Liebe versetzt und rezitirte oft ganze Stellen aus Romeo und Julie. Dann rief er wohl mit sanftem, wehmüthigem Tone: „Lydie, Adele, bringe mir meinen Sohn, meinen Romeo!“ und sank in die Arme des Schlafs, aus dem er erst nach vielen Stunden wieder erwachte.

Romeo verließ das Bett seines Vaters nie, sorgte auf's Pünktlichste für die Bedürfnisse des Kranken und versank, wenn Alles um ihn her schwieg und der Leidende ruhig schlief, in tiefes Träumen. Aus den verworrenen Phantasieen des Träumenden hatte er sich die bedeutendsten Fäden ausgezogen, welche das unheimliche Schicksal ihres Hauses zu bilden schienen. Da war es denn kein Wunder, daß er seinen gründlichsten Haß auf den Schauspieler warf, der das Unglück seines Vaters verschuldet hatte und er bedauerte, daß er den Verhaßten nicht besser getroffen. Dieser Haß steigerte sich in dem Maße, als die Liebe zu seinem Vater mit dem Mitleid für den Vielgeprüften zunahm. Dazu mochten die verkümmerte Gestalt und das, bei all seiner Häßlichkeit, in friedlichen Augenblicken unendlich gutmüthige Gesicht seines Vaters das Ihrige beitragen. Jene Behauptung, daß Eltern nicht selten ihre

mißgestalteten und kränklichen Kinder am meisten lieben, schien sich in umgekehrtem Verhältniß auch auf den schönen Jüngling und den verkrüppelten Vater zu erstrecken.

So verstrich ein Tag nach dem anderen in dem alten Waldschloß. Draußen meldete sich schon der herannahende Frühling in der wärmeren Luft, in den geschwellten Knospen, den zwitschernden Waldvögeln und den röthlichen Anemonen, die zwischen den hellen Buchenstämmen aufblühten. Und auch auf den Kranken schien das kräftige Behagen, welches die überwinterte Natur durchrieselte, günstig einzuwirken. Die Phantasieen verloren sich mehr und mehr, sein Schlummer wurde ruhiger, sein Puls gesunder und er hatte hier und da einen lichten Augenblick. Der tüchtige Arzt, den Gottlieb anstatt des alten Schneidler bestellt hatte, gab die besten Hoffnungen.

Diese günstigen Anzeichen eines glücklichen Wechsels stimmten auch den jungen Maler heiter und gaben seinem Gesichte den frischen Jugendmuth wieder, welchen es in der letzten Zeit verloren hatte. Er überließ zuweilen seinen Platz am Krankenlager dem unermüdlichen Gottlieb, den alles Zureden nicht bewegen konnte, seinen oft mühsamen Dienst mit einigen untergebenen Gehilfen zu theilen, und richtete sich in einem niedlichen Thurmzimmer sein Atelier ein. Mit Sehnsucht sah er dem Augenblick entgegen, wo er zum erstenmal seinem Vater sein Herz ausschütten, wo er zum erstenmal die förmliche Anerkennung als Sohn finden sollte. Bis jetzt hatte er sich noch immer nicht recht in die seltsame Einsiedelei und das eintönige Waldleben eingewöhnen können, er kam sich noch häufig als Fremdling und Gast vor und empfand zuweilen vor dem buckeligen Gottlieb, der mit merkwürdiger Sicherheit sich in die Gewohnheiten und Neigungen seines Herrn eingelebt hatte und das Hauswesen so geräuschlos und umsichtig besorgte, eine Art von Respekt.

Der Buckelige war gegen seinen Herrn die Freundlichkeit selbst, er wußte seine vielen Dienste so geschickt abzuwickeln, seinen kranken Herrn so geschickt zu bedienen und hatte bei allem Diesem noch so viel Aufmerksamkeit für die Bequemlichkeit des Sohnes, daß Romeo in seiner harmlosen, gutherzigen Art die herzlichste Zuneigung zu dem zuthunlichen Famulus fühlte und ihn für die zuverlässigste, treueste Seele von der Welt hielt. — Und doch wurde er von dem Heuchler gehaßt, mit einem tiefen, giftigen Haß, wie ihn nur ein von Grund aus verderbtes Gemüth gegen den Zerstörer mühsam und lang gesponnener Netze empfinden kann, mit welchen Geldgier und Rachsucht ihr Opfer zu umgarnen gedachten. Gottlieb hatte sich seit Jahren als den Erben des alten Barons angesehen, er hatte sich tief und sicher in die Gunst des Menschenfeindes eingeschlichen, hatte seine Launen erduldet, die Ausbrüche seines grillenhaften Zorns ertragen, ertragen mit einer Geduld, die nur durch die feste Aussicht auf die einstige reiche Entschädigung gestählt wurde. Er haßte seinen Herrn mit der ganzen Macht seines tückischen Gemüths und hatte unzählige Mal den Gedanken gehabt, die Erfüllung seiner Hoffnungen durch Mordversuche auf des Verhaßten Leben zu beschleunigen. Immer war die Ausführung an seiner eigenen Feigheit und an der Wachsamkeit des großen Hundes, der seinen Herrn niemals verließ, gescheitert. Ueberdies wußte er, daß er in der ganzen Stadt als tückischer Gesell verschrieen war, dem man alles Schlechte zutraute. Er machte sich nichts daraus, denn er wußte, daß das Gerücht nie zu seines Herrn Ohren drang und wenn auch, so war es dem gewandten Heuchler leicht, sich als Opfer der Verleumdung darzustellen, eine Rolle, in der er des Beifalls seines menschenfeindlichen Herrn sicher war.

Ein Geheimniß seines Herrn hatte dem würdigen Gottlieb von jeher viel zu schaffen gemacht: es war das Verhältniß desselben zu seinem Sohn. Daß er Vater eines Sohnes war, hatte er aus belauschten Selbstgesprächen und hingeworfenen Andeutungen des alten Mannes aufgegriffen. Die Lebensgeschichte des Barons von A bis Z zu erfahren, war sein sehnlicher Wunsch, der mit seinen eigennützigen Absichten auf's Engste zusammenhing. Man kann sich daher denken, mit welcher Aufmerksamkeit er an jenem Abend der Erzählung seines Herrn gefolgt war, die ihm über dessen Schicksal und Absichten längst gewünschte Aufschlüsse gab. Auf das Duell setzte er große Hoffnungen. Er wünschte und erwartete, daß Eckholz getödtet oder doch verwundet würde, dann gedachte er sich jener geheimnißvollen Papiere, die den letzten Willen des Barons enthielten, zu bemächtigen und die Giltigkeit seiner Erbschaftsansprüche ohne Beschwerde durchzusetzen. Er hatte sich seine Rolle fein ausgedacht und alle Chancen berechnet. Im Falle einer Verwundung hoffte er, seinen Herrn, da das Duell ein zeugenloses war, leicht vollends unschädlich zu machen und jene geladene Pistole, die er gegen Romeo abfeuerte, sollte ihm für den Fall dienen, daß sein Herr unverletzt bliebe, oder daß es ihm ersprießlich schiene, auch den Schauspieler hinwegzuräumen. Die Wendung der Dinge, die mit dem unverhofften Erscheinen Romeo's eingetreten und ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte, konnte er natür-

lich nicht vorherſehen. Dagegen haßte er den jungen Baron mit einer Heftigkeit, die um ſo gefährlicher war, je tiefer ſie ſich unter der freundlichen Maske ſeiner Heuchelei verbarg. Sein geſchäftiges Gehirn brütete beſtändig Pläne aus, um die gefürchtete Annäherung zwiſchen Vater und Sohn im Keim zu erſticken. Zu feig und vorſichtig, um mit äußeren Mitteln gegen den argloſen jungen Mann aufzutreten, beſchloß er, ſich auf dem Schlangenweg der Heuchelei ſeinem Ziele zu nahen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Das Stiefkind.

(Fortſetzung.)

Auch Malwine war erglüht und zuſammengebebt; aber ein Blick in ſeine Augen durchzuckte ſie mit einer fröhlichen Hoffnung und ſie ſagte: „Ich freue mich, Sie hier zu ſehen, Vetter! Sie ſind ein unerwarteter aber höchſt willkommener Gaſt auf Erlenhof. Mama wird hocherfreut ſein, Sie wieder ſo rüſtig und geſund zu ſehen, und ſehnt ſich ſchon längſt nach Nachrichten von Kornelien und ihrem Söhnchen, die Sie ihr wohl bringen werden!“

„Meine Mutter und Schweſter ſind wohl und die ganze Familie auf der Waldauer Fabrik. Aber von ihnen ſoll ſpäter die Rede ſein. Verzeihen Sie mir, Malwine, wenn ich ſo unvermittelt und überſtürzt mich direkt an Sie wende. Ehe ich jedoch meiner Tante unter die Augen trete und die Gaſtfreundſchaft von Erlenhof in Anſpruch nehme, muß ich von Ihnen ſelbſt wiſſen, ob ich hier bleiben darf, und wär's auch nur für eine Stunde, oder ob ich dieſen Ort und Sie für immer verlaſſen muß! Es muß einmal klar werden zwiſchen uns beiden, Malwine. Sie wiſſen und wußten, wie ſehr ich Sie vor Zeiten liebte, und wie ich mich dann verletzt und grollend von Ihnen abwandte, als ein Anderer mir Ihr Herz und Hand geraubt zu haben ſchien. Ich geſtehe, es war hochmüthig und thöricht von mir, daß ich damals nicht offen in Sie drang, mir zu geſtehen, was Sie von mir abwendig gemacht habe. Ein einziges vertrauliches Geſpräch hätte das Lügengewebe, womit man Sie damals umgarnte, aufdecken und zerreißen müſſen, und uns beiden wären viel bittere Tage und Jahre erſpart worden. Aber ich geſtehe Ihnen, Malwine, als jener Nebenbuhler um Ihre Hand ſich Ihrer unwürdig erwies und Sie im Unglück verließ, da war ich feſt entſchloſſen, Sie aufzuſuchen, zu tröſten und Ihnen eine behagliche Lage zu verſchaffen, und bemühte mich vergebens, Ihren Wohnort zu ermitteln ....“

„Ich weiß es, lieber Vetter, und ich werde es Ihnen nie vergeſſen,“ fiel ſie ihm bewegt ins Wort und reichte ihm die Hand, die er mit Wärme ergriff.

„Leider,“ fuhr er dann fort, „habe ich erſt jüngſt erfahren, welche Intrigue uns damals trennte. Aber nachdem ich geneſen, erfülle ich eine mir heilige Pflicht, indem ich hieher eile, Sie um Verzeihung zu bitten und zu beſchwören, daß Sie mir den Namen des Falſchen nennen, welcher Sie über mich und meine Abſichten belog! Dieſe Auskunft können und dürfen Sie mir nicht abſchlagen, denn wenn er ein Mann iſt ...“

„Nicht ſo, mein lieber Freund!“ unterbrach ſie ihn ſanft; „ich ſehe es an Ihrem düſter flammenden Auge, daß Sie Kahlau für den Urheber jener Kabale halten. Aber ich betheure Ihnen feierlich, daß er es nicht war. Wozu Ihnen den Namen des Falſchen nennen? Ich habe ihm vergeben und den Verrath zu vergeſſen geſucht; ich habe Ihnen längſt das Wenige vergeben, was ich Ihnen etwa zum Vorwurf machen konnte, denn ich war mir ja eines weit größeren Unrechts nnd einer ebenſo ſchreienden Unwahrheit gegen Sie bewußt; — ich bin Ihnen mit dem herzlichſten Wohlwollen zugethan, wie Sie ſchon jüngſt in Oſterach ſehen konnten!“

„Sie bedürfen keiner Rechtfertigung, Malwine!“ ſagte er. „Mein Herz hat Sie freigeſprochen, noch ehe ich von der Tante erfuhr, wie Sie mir entriſſen wurden ...“

„Von meiner Mutter?“ fragte Malwine verwundert.

„Ja, auf meinem Krankenlager heilte ſie mich mit dieſer verſöhnenden Nachricht, und verwies mich an Sie ... Sie, ſagte ſie, würden mir den Falſchen nennen! ...“

„Ich? Je nun, die Tante konnte nicht wiſſen, daß ich mir das Gelübde gethan habe, Ihnen nie dieſen Feind unſeres Glückes zu nennen!“ ſagte Malwine. „Sie, Paul, ſo gut, ſo edel, werden nicht verlangen, daß ich einem ſolchen Gelübde untreu werde. Wozu auch vor den Menſchen Recht haben und auf unſere eigene Gerechtigkeit pochen wollen, wenn wir doch vor Gott und unſerem Gewiſſen fehlerfrei oder geſühnt ſind!“

„Sie haben Recht, liebe — Couſine! Sie denken hierin milder und verſöhnlicher als ich,“ ſagte Paul und ſchritt langſam neben ihr her, ohne ihre Hand loszulaſſen.

„Malwine, was werden Sie wohl von mir denken, wenn ich Ihnen ſage, daß ich viel um

Sie gelitten und trotz alles Grolls, womit ich mein Herz bethören wollte, doch nie vermochte, Sie aus meinem Herzen zu verbannen, — da ich nie aufgehört habe Sie zu lieben?" Er fühlte ihre Hand in der seinigen beben und fuhr, hierdurch ermuthigt, fort: „Sie werden jetzt vielleicht gering von mir denken und argwöhnen, ich freie um die Besitzerin von Erlenhof, obwohl gerade der Umstand mir lange Schweigen auferlegt und mich von dem Schritte abgehalten hat. Aber Kornelie gab mir Muth, indem sie mir sagte, daß Sie mir noch gut seien und nie einen Anderen als mich geliebt haben, und so komm' ich denn, reumüthig und zaghaft, und bitte Sie, Malwine, über mein Lebensglück zu entscheiden, wenn ich in Ihren Augen Ihrer nicht... unwürdig bin!"

Malwine blickte mild und gut zu ihm auf und sagte: „Niemals hab' ich Sie für eigennützig oder unwürdig gehalten, Paul. Können aber auch Sie mir vertrauen, mir, die nicht einmal im Stande ist, sich zu rechtfertigen? Mir, die sich selbst großer Schwäche, großen Unrechts anklagen muß? Können Sie meiner Betheuerung Glauben schenken, daß ich nie launenhaft war und mit den Gefühlen spielte, die.... mich so stolz.... so glücklich machten?"

„Malwine, meine eigenste süße Malwine!" rief er, umschlang sie und drückte sie stürmisch an sein Herz. „Meine Malwine, auf immer, nicht wahr?"

„O wie gerne Dein!" flüsterte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals. —

Beide kamen auf Erlenhof an so voll Glückseligkeit und Dankbarkeit, wie nur zwei Menschen nach langer Prüfungszeit voll bitteren Leids sich fühlen können. Die Tante, welche von Pauls Ankunft noch keine Ahnung hatte, war sichtlich überrascht, aber ebenso zufrieden ob dieser unerwarteten Erfüllung ihres höchsten Erdenwunsches, und Paul ward ganz gerührt von der Sanftmuth und Wärme ihres Glückwunsches. Aber es entging ihm auch nicht, daß Tante Tonnewald sehr entstellt und angegriffen aussah, was Malwine weniger bemerken konnte, weil sie häufiger um ihre Mutter war. Es ahnte ihm, daß die Tante den Keim einer gefährlichen Krankheit in sich trage.

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

In verschiedenen Städten Norddeutschlands, wie namentlich in Bremen, Emden, Hannover, hat man die sichere Heilung des Keuch- oder Stickhustens erzielt, indem man die an dieser Krankheit leidenden Kinder in die Reinigungslokale von Gasanstalten verbrachte und deren Luft einathmen ließ. Der günstige Erfolg ist so bestimmt erwiesen, daß in der Gasanstalt zu Hannover bereits ein eigenes Zimmer zu diesem Zwecke eingerichtet worden ist. Wahrscheinlich stellt man daselbst die entsprechende Beschaffenheit der Luft dadurch her, daß man gebrauchtes Reinigungsmaterial (Kalk oder Laming'sche Masse) ausbreitet.

Der Aufseher einer Porzellan-Niederlage hatte gehört, daß das Wort Comité einen Ausschuß bedeute; als er einem Fremden nun verschiedene Sorten Porzellan wies, unter denen sich auch sogenannter Ausschuß befand, sagte er, auf letzteren zeigend: „Das ist Comité-Porzellan und taugt nicht viel."

## Landwirthschaftliches.

(Flüssiger Dünger.) Der Universitätsgärtner in Freiburg im Breisgau bemerkte an den Ufern eines Baches an der Grenze des Gartens eine sehr üppige Vegetation, als deren Ursache er lediglich die stete Feuchtigkeit ansah. Einmal bemerkte er auf der Oberfläche des Wassers einen fahlblauen fettigen Schimmer und auf dem Grunde einen gleichgefärbten Schlamm; er rührte denselben tüchtig auf und nahm das Wasser zum Begießen. Schon nach 4 Tagen bemerkte er eine so wunderbar erhöhte und üppige Vegetation, daß er Forschungen nach dem Grunde dieser Erscheinung anstellte. Es ergab sich, daß jener schimmernde Ueberzug von dem in der nahen Gasanstalt zum Reinigen des Gases benutzten Wasser herrührte, das in den Bach ablief. Man nahm solches zum Gießen und Ueberbrausen der Pflanzen und erzielte außerordentlich günstigen Erfolg. Das Gaswasser enthielt 5,55 Prozent Ammoniak, das bekanntlich auch eine ausgezeichnete Nahrung für die Pflanzen ist. Aus wie vielen Gasanstalten läßt man noch dieses Wasser unbenützt fortlaufen und holt lieber Guano so zu sagen vom Ende der Welt um theuern Preis!?

Auflösung der Charade in № 71:
Bernstein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Freitag 17. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Gottlieb kannte die Verhältnisse des Vaters und Sohnes und hoffte, nach und nach das Mißtrauen des selbstquälerischen Alten gegen die Aechtheil seines Sohnes wieder hervorzurufen. Dabei rechnete er auf Zeit und Gelegenheit und nahm sich vor, das Benehmen des Jünglings auf's Genaueste zu beobachten, seine Schwächen auf's Emsigste zu studiren.

Diese und ähnliche Gedanken mochten den würdigen Diener an einem schönen Nachmittag beschäftigen, als er in einem alterthümlichen Lehnstuhl neben dem Bett seines schlafenden Herrn saß. Es war ein heller warmer Märztag, die Sonne lag heiß auf den in Blei gefaßten Fensterscheiben des besagten Zimmers und machten in ihrer Wirkung dem knisternden Kaminfeuer den Rang streitig. Die Epheuranken umspielten das Fenster, die lockende Stimme der Buchfinken und das Zirpen der Meisen, die in den knospenreichen Buchenkronen ihre Nester bauten, drang in die Stille des Krankenzimmers, die durch das Ticken einer uralten Wanduhr traulich unterbrochen ward. Romeo war zum ersten Mal in die Stadt gegangen, um Malerbedürfnisse einzukaufen und hatte dabei um die Schlüssel des dortigen Schlosses gebeten, das er besuchen wollte. Ungern gab sie Gottlieb her. Er war selbst schon einige Mal in dem verlassenen Haus gewesen, das Gebell der eingesperrten Dogge, die Eckholz mit reichlicher Nahrung versehen in seinem Wohnzimmer zurückgelassen, trieb ihn jedesmal zurück, wenn er das Zimmer, in welchem sich der eiserne Schrank befand, betreten wollte. Er hoffte, der vergessene Hund würde verhungern und freute sich, den gefährlichen Wächter los zu werden. Desto unangenehmer war ihm Romeo's Verlangen, denn er befürchtete, dieser werde den halbverhungerten Hund — die zurückgelassene Speise mußte lang aufgezehrt sein — finden und retten. Doch verbarg er seinen Aerger unter einem süßen Lächeln, womit er dem jungen Mann den Schlüssel überreichte. Heiter ging Romeo weg und versprach, vor Abend wieder zurück zu sein.

Draußen vor'm Thor wandte sich der junge Mann nochmals um und überschaute die alte Burg, die im warmen Strahl der Märzsonne um Vieles freundlicher aussah, als an jenem Abend. Der Epheumantel, welcher das röthlichgraue Quaderwerk umhüllte, bewegte sich im Hauch eines neckischen Windes, der die Sträucher und Grasbüschel auf den zerfressenen Zinnen lustig hin- und herwehte. Die Sonne breitete ihren Zauberschleier darüber und ersetzte, was ihr noch an Gluth gebrach, durch Glanz und Helle. Die zitternden Blätter der Schlinggewächse erschienen grüngolden. Die Fensterscheiben glitzerten und spielten, wo sie erblindet waren, in den schönsten Regenbogenfarben. Einige Glimmerstücke, die ganz oben an der Thurmzinne eingemauert waren, glänzten wie eitel Silber. Das Moos an den gewaltigen Stämmen der drei alten Eichen, die als gleichalterige Nachbarn neben der Burgmauer standen, war frischgrün und saftig und der knappe Rasen trieb zarte Spitzen, darinnen sich schüchterne Veilchen und blinkende Maßliebchen verbargen. In dem Geäste der Buchen ging ein geheimnißvolles Sausen und aus dem tiefen Wald schallte das Rauschen und Sprudeln eines wasserreichen Gießbaches. Ueber dem Allem leuchtete ein blaßblauer, wolkenreiner Himmel.

Romeo öffnete der frohen, sonnigen Frühlingsahnung sein innerstes Gemüth und ließ die Hoffnungen, die sich auf den knospenden Zweigen wiegten, durch seine eigene Brust ziehen. Leichten Schrittes streifte er durch den Wald und ließ die gläuzenden Blicke in die weiten Säulenhallen schweifen, welche die stattlichen Buchenstämme bildeten, die das blendende Sonnenlicht durchstreifte. Die lustigen Affen des Nordens, die Eichhörnchen, spielten in den schaltigen

Digitized by Google

Tannenkronen und das bunte Geschlecht der Zeisige und Meisen kletterte pinkend und zirpend durch's wallende Haar der Birken und ließ sich vom Winde schaukeln. Manchmal scheuchte der knisternde Schritt des Wanderers ganze Schwärme bunter Häher auf, oder er jagte den hämmernden Specht. Ueberwinterte Schmetterlinge umflatterten die grünenden Brombeerhecken an sonnigen Abhängen und auf den moosigen Blöcken sonnten sich schillernde Eidechsen. Ferner schallte der Axtschlag einsamer Holzhauer und mischte sich in das Gurren der wilden Tauben, die in dem Fichtendickicht nisteten. Mit dem liebevollen Blick des Künstlers sog Romeo den Reiz des erwachenden Naturlebens ein und fühlte sich inmitten des allgemeinen Wirkens und Waltens zu eigenem Schaffen und Bilden angeregt. Seine Seele umflatterten die phantastischen Schatten künftiger Gebilde, wie er so singend und pfeifend und die Thiere neckend durch den Wald schritt. Auf der Landstraße, die er bald erreichte, überblickte er die sonnenbeleuchtete Stadt, die ihre blinkenden Thurmspitzen in die duftige Bläue tauchte und ihre Dächer und Fenster fernhin glitzern ließ. Auf den Aeckern und Wiesen arbeiteten die Bauern und die Pferde und Zugstiere schnoben freudig in die warm wehende Luft. Die Frachtwagen auf der Landstraße knarrten, die Gespanne klingelten mit den Messingglocken, die Fuhrleute, die in windgeschwellten Kitteln derb und roth nebenher schritten, knallten lustig mit den Peitschen. Alle Menschen grüßten sich so wohlgemuth und schauten so hell in die Welt und so hoffnungsfreudig auf die grünen Getreideäcker, über denen die Lerchen trillerten, daß den jungen Maler ein sicheres, seliges Heimathsgefühl überkam und ein kräftiges Behagen an dem hellen Leben, das sich vor ihm aufthat.

Er kam bald an eine Senkung des Wegs, von wo aus er die väterliche Besitzung überschauen konnte. Das große Gebäude mit den Ecken und Balkonen, den Bildsäulen auf dem Dache und dem weitläufigen Garten, sah von Weitem recht stattlich aus. In der Nähe aber verlor sich dieser Eindruck gegen das traurige Gefühl der Vernachlässigung und Verödung, welches aus den verwitterten Mauern und dem verwilderten Garten sprach. Der Sonnenschein, der draußen so belebend und warm auf den Fluren lag, deckte die trostlose Oede dieses Ortes mit schonungslosem Lichte auf. Romeo trat aus dem Garten mit seinen trauernden Statuen und verdorrten Obstbäumen in den geräumigen Hof, der unter verschleiftem Stroh und Kehricht, unter moderndem Holzwerk und Trümmern halb verschüttet lag. In der Mitte befand sich ehemals ein schöner Springbrunnen mit einem marmornen Tritonen. Jetzt war er in eine Dunggrube umgewandelt und der pausbackige Kopf des Wassergottes ragte einsam aus der übelriechenden Umhüllung. Die Ställe und Schuppen waren dem Verfall nahe und zeigten ihr entblößtes, von Wind und Wetter gebräuntes Balkenwerk. Die Dachrinnen waren abgerissen oder beschädigt und schmutzig grüne Streifen an den nackten Mauern bezeichneten den Weg, den das Regenwasser nahm.

Dem Hauptgebäude gegenüber stand ein zierlich gebautes Haus, das in seinem Aeußeren Aehnlichkeit mit einem kleinen Theater hatte. Kannelirte Sandsteinsäulen trugen einen steinernen Balkon, der eine schöne Treppe überdachte, welche zu einem zugemauerten Portal führte. Romeo umkreiste den merkwürdigen Bau und war begierig, seine Bestimmung kennen zu lernen, weßwegen er sorgfältig nach einem Eingang forschte. Eine Reihe spitzbogiger Fenster zog sich an beiden Seiten hin, alle aber waren gleich der Thüre mit Backsteinen zugemauert. Die Neugierde des Jünglings war heftig erregt, er hielt das Gebäude für eine Art Kapelle und sann über die Ursache dieser befremdenden Absperrung nach. Er hatte indessen schon über so viele sonderbare Einrichtungen seines Vaters fruchtlos gegrübelt, daß er es vorzog, sich die Kenntniß des sonderbaren Hauses auf dem kürzesten Weg, durch ein in die Mauer gebrochenes Loch nämlich, zu verschaffen. Deßwegen eilte er in das Hauptgebäude, um sich mit Kerzen und den erforderlichen Geräthen zu versehen.

Der Schlüssel, welchen er in der Tasche hatte, öffnete ihm nach einiger Anstrengung die massive Hausthür und er schritt fröstelnd über den widerhallenden Flur, Staub und Spinnweb verunstalteten die einstens gemalten Wände, das Marmorpflaster war durch jahrelangen Schmutz längst unkenntlich geworden. Unschlüssig, welche der verschiedenen Zimmerthüren er öffnen sollte, stand Romeo eine Weile überlegend und bewunderte das kunstvoll geschnitzte Treppengeländer, da ertönte aus einem der Gemächer ein schwaches Winseln. Beinahe erschreckt von dem sonderbaren Tone, der in dem melancholischen Hause doppelt unheimlich klang, wandte sich der junge Mann nach der betreffenden Thür und öffnete behutsam. Es war das Wohnzimmer seines Vaters, aber er hatte nicht Zeit, die Gegenstände, die ihm in die Augen fielen, zu mustern, denn ein großer Hund, der dicht vor der Thür lag, nahm seine ganze Theilnahme in Anspruch.

Das arme Thier war zum Gerippe abgemagert, die trüben Augen lagen ihm tief in den Höhlen und unfähig, sich zu erheben, wandte es seinen Kopf leise winzelnd dem Eingetretenen entgegen. Romeo griff sogleich nach einer Wasserflasche, die

auf dem Tische stand, und goß ihren Inhalt in den Futternapf des Hundes, der neben glattabgenagten Knochenresten umgeworfen auf dem Teppiche lag. Gierig tauchte der Hund die trockene lechzende Zunge in die langentbehrte Flüssigkeit. Während er trank, befühlte der Jüngling seine Taschen; leider fand sich nichts Genießbares vor, weßhalb er eilends die Küche aufsuchte, die er glücklich fand. Ohne mehr als einen flüchtigen Blick auf die seltsame Unordnung zu werfen, die unter den mit Rost, Grünspan und Staub überzogenen Geschirren herrschte, riß er hastig die Thür eines Speiseschranks auf und kehrte mit einem Stück Fleisch und etwas trockenem Brod zu seinem armen Schützling zurück. Mit einem schwachen, freudigen Bellen empfing ihn der Hund und verschlang dann gierig das Fleisch, welches ihm Romeo bissenweis darreichte. Mit derselben Hast verzehrte er das aufgeweichte Brod. Das Mahl stärkte ihn sichtlich und er konnte sich bald wieder auf seinen Beinen aufrecht halten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Stiefkind.

(Schluß.)

Einige Tage unbeschreiblichen Glückes vergingen den wiedervereinigten Liebenden nur allzu schnell. Sie hatten sich so Vieles mitzutheilen, was ihr inneres und äußeres Leben während der Jahre der Trennung anbetraf. Malwine lehrte vermöge ihres stilleren reflektirenden Wesens den Verlobten täglich deutlicher einsehen, daß diese Trennungsjahre eigentlich kein Verlust für beide waren, weil sie in der Schule des Lebens und der inneren Erfahrungen wesentlich geläutert und gereift worden, und nun unter ganz anderen Bedingungen und Anschauungen von dem Leben und den Ansprüchen an dasselbe in die Ehe traten, als sie damals in den Jahren des noch unklaren Drangs und Gefühlstaumels gethan haben würden. Paul theilte diese Ueberzeugung von ganzer Seele; wie fest gründet sich ein Ehestand zwischen zwei Seelen, die für einander gerungen und geduldet haben, bis außer ihnen selbst und der Idee ihrer Wiedervereinigung nichts anderes mehr dem Ehrgeiz oder dem Egoismus Werth hat und verlockende Netze stellt!

Frau v. Tonnewald legte eine eigenthümliche Hast an den Tag, den Zeitpunkt von Malwinens Hochzeit möglichst zu beschleunigen. Aber noch ehe dieser herankam, brachen die hoffnunggenährten Stützen ihrer Kraft zusammen und sie erkrankte gefährlich. Paul hatte ein Vorgefühl, daß sie ihrer Auflösung entgegengehe und der Arzt wagte nicht, ihm zu widersprechen.

Der Tag der Hochzeit war gekommen. Kahlau und Fanny, Julian Forster und Kornelie und Pauls Mutter waren auf Erlenhof eingetroffen, um dem Familienfest beizuwohnen, welches Aller Wünsche krönte und das wenige auserwählte Freunde Pauls mitfeiern halfen. Die Trauung fand in der benachbarten Dorfkirche statt, in der Malwine auch getauft worden war. Ihre Mutter allein konnte nicht anwesend sein, sondern war ans Bett gefesselt; aber auf ihr spezielles Drängen hatte die Trauung nicht verschoben werden dürfen.

Nach der Trauung, als die ganze Gesellschaft wieder nach Erlenhof zurückgekehrt war, führte Paul seine Neuvermählte an das Bett der Tante und bat sie um ihren Segen, den sie mit tiefer Rührung ertheilte. Da richtete die Kranke an Malwine die Bitte, sie möge noch Fanny und Kahlau herbeiholen, und als diese dann um das Lager der Leidenden herumstanden und nun erst recht beobachten konnten, wie schwach und gebrochen die Arme war, hob diese an:

„Meine Kinder, ich fühle mich verpflichtet, noch einen Akt der Sühne zu begehen, ehe ich aus diesem Leben scheide. Ich thue es heute, als an Eurem Ehrentage, mein Sohn Paul und meine Tochter Malwine, um Euch diese Scene eindrücklicher zu machen, weil meine Stunden ohnedies gezählt sind. Die Barmherzigkeit Gottes hat mir gestattet, einen meiner grausamsten Fehler wieder gut gemacht zu sehen, und darum will ich mich hier, in Euer aller Gegenwart, reu- und demüthig dazu bekennen, weil Ihr Alle mehr oder weniger dadurch gelitten. Du Paul, mein lieber Sohn und Neffe, darfst nie einen Hauch von Zweifel in Dein Vertrauen auf Malwinens Liebe einschleichen lassen, denn sie war das Opfer meiner Falschheit. Ich war es, die aus Ehrgeiz und Habsucht Dich für meine Tochter Fanny gewonnen und darum durch Vorspiegelung eines Verlöbnisses zwischen Euch beiden Malwine die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe zu Dir darthun wollte! Vergib mir, wie sie mir vergeben hat. — Verzeihen auch Sie mir, Kahlau, denn ich allein weiß, welch' bittere Kämpfe Sie um meinetwillen in sich gekämpft haben. Aber ich beschwöre Sie mit aller Innigkeit einer sterbenden Mutter, lassen Sie das, was Sie erduldet haben, Fanny nicht entgelten, welche Sie liebt! Haben Sie Nachsicht mit einem verzogenen Kinde. Und Du, Fanny, lerne an diesem meinem Beispiele erkennen, wohin schrankenlose Selbstsucht und Eigenliebe führen. Kahlau, suchen Sie ihr eine bessere, gemüthvollere Richtung zu geben. —

Du aber, Malwine, vergib mir und nimm meinen aufrichtigen Dank für Alles, was ich Deinem trefflichen Herzen verdanke! Und nun, meine Kinder, geht zu Euren Gästen und laßt mich allein!"

Sie reichte jedem derselben noch die Hand, zumal Kahlau, der ihr feierlich gelobte, diese Bitten einer Sterbenden nie zu vergessen. Man erfüllte ihren Wunsch; sie sank in einen tiefen Schlummer, aus welchem sie nur erwachte, um am anderen Tage in den Armen ihrer Kinder zu sterben.

„Nun bin ich eine ganze Waise," flüsterte Malwine und warf sich an die Brust ihres Gatten; „sie war mir in der letzten Zeit eine wirkliche Mutter."

„Ein Zeugniß, das Euch beide ehrt!" sagte Paul; „aber nun hast Du ja an mir eine Stütze und noch eine höhere und stärkere dort oben. Stiefkind vor der Welt, hast Du gelernt, ein wahres Kind Gottes zu werden, meine theure, herrliche Malwine! Und dazu hat sie mitgewirkt als eines der unbewußten Werkzeuge der Vorsehung!"

## Landwirthschaftliches.

(Unfruchtbare Bäume tragbar zu machen.) Hierüber berichtet die „Fundgrube" das Folgende: „Ich wünsche Ihnen eine Methode zu beschreiben, um Fruchtbäume tragbar zu machen. Vor etwa fünfzehn Jahren besaß ich einen kleinen Apfelbaum, welcher bedeutend abmagerte. Ich trieb einen Pfahl neben ihm ein, wand einen Bindfaden um einen starken Ast und band ihn an den Pfahl. Das nächste Jahr blühte der Ast schön und keine andere Blüthe erschien am Baume; dies machte mich stutzig, und ich kam zu dem Schlusse, daß, da der Faden dicht herumgeschlungen war, er den Saft verhinderte, zu den Wurzeln zurückzukehren und folglich Fruchtaugen bildete. Da ich ein paar Birnbäume hatte, groß genug, um zu tragen, welche jedoch nie geblüht hatten, nahm ich einen groben Bindfaden, wand ihn einige Mal um den Baum oberhalb der unteren Aeste und band ihn so dicht, als ich konnte. Den nächsten Frühling blühte die ganze Spitze über der Schnur so weiß wie ein Tuch und nicht eine Blüthe war unterhalb des umschlungenen Fadens zu sehen. Ein Nachbar, welcher meinen Baum mit Birnen beladen sah, wendete diese Methode mit demselben Erfolge an. Ich habe seitdem den Versuch mit verschiedenen Bäumen angestellt und stets mit demselben Resultate. Ich denke, es ist besser, als die Wurzeln abzuschneiden. Früh im Sommer, im Juni oder Juli, winde man einen starken Bindfaden mehrmals um einen Baumstamm oder einen einzelnen Ast und binde ihn je dichter desto besser, und man wird mit dem Resultate zufrieden sein; den nächsten Winter oder Frühling mag die Schnur entfernt werden. Diese Erfahrung, fügt die „Pomona" hinzu, ist ganz richtig und bestätigt auch hier den sichern Erfolg des Zauberringes, mit dem dieses Verfahren fast gleich ist. Während bei diesem der Saft durch Unterbinden gehemmt wird, ist er bei jenem durch das Herausschneiden eines Rindenringes an einem Aste gestört.

Pelargonien können leicht, schnell und zahlreich vermehrt werden, wenn man die alten Stöcke aus den Töpfen nimmt und im Mai oder Juni ins Freie in mürbe, kräftige Gartenerde setzt. Die langen Stengel und Zweige biege man um und befestige sie mit einem Häkchen so in die Erde, daß sie auf einer Seite mit der Wurzel noch in Verbindung stehen und sich auf der anderen Seite frei über das Beet erheben. Die Austäufer werden im zeitigen Herbst getheilt und in Töpfe gesteckt.

Charles Boy empfiehlt zur Raupenvertilgung folgendes Mittel: Er legt Kohlen in eine kleine tragbare Kohlenpfanne, wirft dann in die Gluth pulverisirtes Harz mit etwas Schwefelpulver vermischt und bringt den hierdurch entstehenden Rauch unter den Baum, auf dem sich die Raupen befinden. Die meisten Raupen fallen gleich herunter, und die auf dem Baume bleiben, sind todt. Man muß aber womöglich einen Augenblick wählen, in dem der Wind unmerklich ist, damit der Rauch nicht zu früh zerstreut wird.

## Mannigfaltiges.

Am 30. Mai wurde zu Stargard in Pommern ein Brautpaar getraut, das zusammen bereits 141 Lebensjahre hinter sich hatte. Schuhmacher H. und Wittwe G., jetzt greise Leute und Einwohner des Bürger-Hospitals, hatten in ihrer Jugend lebhaft für einander empfunden, waren aber bis jetzt durch anderweitige Verheirathung verhindert gewesen, einen festen Bund ihrer Herzen zu schließen. Aber alte Liebe rostet nicht, Wittwer und Wittwe sind jetzt endlich ein Ehepaar geworden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Sonntag, 19. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Romeo öffnete die Läden des Zimmers und stand eine Weile in dem Anblick seiner eigenen Bilder versunken. Lange betrachtete er den „Nächtlichen Abschied" und dachte mit Wehmuth an die Zeit zurück, wo dieses Bild die einzige Erinnerung verkörperte, die ihn an die verlorene Heimath knüpfte, und wie so ganz anders er Vater und Vaterland angetroffen, als er es sich in seinen Phantasieen ausgemalt. Er hatte einen wunderlichen, alten Mann und seltsame Verhältnisse zu finden gewähnt, aber die Wirklichkeit hatte seine Erwartungen übertroffen. Dieser Gedanke drängte sich ihm um so lebhafter auf, je mehr er sich mit der Wohnung seines Vaters vertraut machte. Oft kam er sich wie jener Prinz im Mährchen vor, der ein verwunschenes Schloß nach langen, langen Jahren zum ersten Mal wieder betritt und besichtigt. Von einem Zimmer ging er ins andere, ein jedes stimmte ihn trüber, wenn er den gediegenen Reichthum der alterthümlichen Einrichtung betrachtete, der in Staub und Finsterniß vermoderte. Nachdem er alle Gemächer des unteren Stockes durchwandelt, stieg er die breite Steintreppe hinan. Die oberen Zimmer schienen seit noch längerer Zeit nicht besucht, als die unten gelegenen. Eine dumpfe, schwere Luft drang dem Jüngling entgegen, als er die verquollenen Thüren aufzwängte. Die Läden waren verschlossen und trotzten aller Anstrengung, sie zu öffnen. Sie waren von Außen von den zähen Zweigen der Jungfernrebe überrankt und festgehalten, ihre Angeln und Bänder waren durchgerostet und gebrechlich. Romeo konnte nur bei dem gedämpften Licht, das vom Gang durch die offene Thür hereinfiel, das Innere der Gemächer besichtigen. Ueberall herrschte eine beinahe fürstliche Pracht. Dicke Teppiche bedeckten den Fußboden, vor den Möbeln breiteten sich prächtige Thierfelle als Vorlagen, schwere seidene Vorhänge verhüllten die Fenster, von den Plafonds hingen schwere Kronleuchter. Die Möbel waren von seltenen Hölzern und Meisterwerke alter und neuer Tischlerkunst. Statuen und Gemälde in reichen Goldrahmen zierten die Wände. Aber dem Reichthum fehlte der Glanz. Feuchtigkeit rieselte an den Wänden nieder und verdarb die schönsten Tapeten, die Spiegel waren blind, das Metall rostig und angelaufen, die Möbel verstaubt und die Kronleuchter von Spinnweben eingesponnen. Geräthe und Kunstsachen lagen unaufgeräumt umher und manche Zimmer machten den Eindruck, als hätten die Bewohner den gewohnten Gang ihrer Beschäftigungen und Unterhaltungen plötzlich unterbrochen und wären nicht mehr in ihre Wohnung zurückgekehrt. Einen unheimlichen Eindruck machte der Speisesaal. Dort stand eine prächtige Tafel gedeckt. Das feinste Meißner Porzellan prangte auf dem Tisch. In dessen Mitte neben verdorrten Torten und anderem Backwerk stand eine mächtige silberne Theemaschine und hier und da eine schöne Vase mit vertrockneten Blumenresten. Die Stühle standen in bester Ordnung, auf dem Kronleuchter, der über dem Tisch schwebte, waren vergilbte Wachskerzen aufgesteckt. Aber Alles war verstaubt, verschimmelt und vermodert. Dieser Tisch schien für eine Theegesellschaft bereit gewesen zu sein, welche irgend ein schreckliches Ereigniß abgehalten hatte, zu erscheinen.

Romeo fühlte sich wunderbar unheimlich durchschauert von dem Wehen eines dunkeln Geheimnisses, das über dem einsamen Hause schwebte. Er hatte vergebens darnach getrachtet, den Schicksalen seines Vaters durch den buckeligen Gottlieb auf die Spur zu kommen, dieser aber hatte sich mit einzelnen Andeutungen begnügt und die Ungeduld des Sohnes auf die Genesung des Vaters verwiesen, dem allein es zustehe, seine Geschichte mitzutheilen. So trieb sich denn die Neugier des Jünglings in dem Laby-

rinth jener Fieberphantasieen umher, die er dem Kranken abgelauscht hatte. Ihm war nur bewußt, daß an einem verhängnißvollen Theaterabend ein lang gesponnener Verrath eines befreundeten Schauspielers zum Ausbruch gekommen und dieser seines Vaters Braut entführt habe. Ueber den Frevel, welchen der nämliche Schauspieler an seiner — Romeo's — Mutter begangen, war der junge Mann im Unklaren. Aus allen Andeutungen aber zog er die Gewißheit, daß er jenen Herz, welchen er verwundet, als den grimmigsten Feind seiner Familie und Urheber ihres Unglücks zu hassen habe.

Die Sonne war schon im Sinken, als Romeo seinen ersten Vorsatz, jenes zugemauerte Haus zu untersuchen, ausführte. In der Küche hatte er eine Brechstange und einen derben Hammer entdeckt; mit diesen Geräthen begann er die nicht sehr dicke Mauer des Portals zu bearbeiten. Es dauerte nicht lange, so wurde eine innere Thür sichtbar und Romeo versuchte, sie mit dem Schlüssel des Wohnhauses aufzuschließen. Es gelang wider Erwarten, er stieß die Thür, die sich mühsam nach Innen öffnete, zurück und schlüpfte, nachdem er eine Kerze angezündet, durch das Loch in der Mauer. Er gelangte in eine reich ausgeschmückte Vorhalle, links und rechts standen weiße marmorne Statuen, die Musen der Tonkunst und der dramatischen Poesie darstellend. Zwei große Flügelthüren, ebenfalls vermauert, hemmten sein weiteres Vordringen. Zum zweiten Mal mußte er Brecheisen und Hammer in Thätigkeit setzen, ehe er in das Innere des Kunsttempels eindringen konnte. Seine Kerze erhellte einen Saal, der sich hinter einem Vorhang als Bühne fortzusetzen schien. Eine Gallerie, auf welche die Thüren von Zimmern mündeten, die zu beiden Seiten des Saales lagen, hälftete die Wände und war durch zierliche Broncesäulen auf den Parkelboden gestützt, durch architektonische Ornamente mit dem Plafond verbunden. In dessen Mitte, und zwar im Mittelpunkt einer reichvergoldeten Roselle, deren langausgezogene Spitzen die Decke in acht Felder theilte, schwebte ein großer krystallner Kronleuchter. Ein jedes dieser acht Felder war mit bildlichen Darstellungen aus klassischen Dichterwerken geschmückt, die mit den an den Wänden in Nischen aufgestellten Statuen der betreffenden Meister korrespondirten. Leider wurden diese geschmackvollen Anordnungen beim schwachen Schein der Kerze nicht völlig sichtbar; auch war Alles durch Staub und Spinnweb verunstaltet. Gepolsterte Sessel lagen und standen in größter Unordnung umher, wie wenn eine Zuschauergesellschaft, die sie benutzt hatte, von einem plötzlichen Feuerlärm geschreckt, im wildesten Schrecken auseinandergestoben wäre. Romeo hatte gleich bei seinem Eintritt gesehen, daß er hier ein, mit ebenso viel Kunstsinn als Pracht eingerichtetes Liebhabertheater vor sich habe, und viele Worte und Aeußerungen, die sein Vater im Fieber ausgestoßen, erhielten nun Sinn und Bedeutung. Er wandte sich gegen den Vorhang, welchen eine herrlich gemalte Apotheose Shakespeare's schmückte, und schlüpfte unter dem gelüftelen durch auf die Bühne. Hier bot sich ihm ein seltsamer Anblick. Eine bald nach ihrem Entstehen gelöschte Feuersbrunst schien die Aufführung eines Schauspiels plötzlich gehemmt zu haben. Halbverbrannte Coulissen hingen zerfetzt in ihren angerauchten Rahmen, verkohlte Latten, geschwärzte Balken, Fetzen von Seilen, Gewandstücke, Waffentrümmer und längst verloschene Fackeln, die bei der Darstellung gebraucht worden waren, lagen in schauerlicher Unordnung durcheinander. Romeo besichtigte Alles mit dem ganzen Interesse, welches ihm die finstere Bedeutung dieses Theaters in der Geschichte seines Vaters einflößte. Aus den charakteristischen Rudera der Dekorationen hatte er schnell das Trauerspiel erkannt, welches ein verhängnißvoller Zufall so gräßlich unterbrochen. Es war Romeo und Julie und die Trümmer des Grabgewölbes deuteten die Katastrophe des Trauerspiels an, bis zu welcher die Entwicklung vorgeschritten war, als sie mit einer ebenso schicksalsreichen der Wirklichkeit zusammenfiel.

Romeo riß sich endlich von dem traurigen Ort los und befand sich schon wieder in der Vorhalle, als er eine verdeckte Thür bemerkte, die, geöffnet, eine steinerne Treppe sehen ließ, welche zu den Zimmern neben der Gallerie zu führen schien. Er eilte hinauf und gelangte in einen düsteren Gang. Mehrere Thüren, an welchen er vorbeieilte, fand er verschlossen, die hinterste öffnete sich mit einiger Schwierigkeit durch einen Schlüssel, der am Boden lag. Romeo trat in ein kleines Zimmer, dem Anscheine nach ein Ankleidezimmer. Ein kleines Sopha stand vor einem runden Tischchen, auf welchem eine Menge Toilettegegenstände, Bürsten, Schminknäpfchen, Pomadetöpfchen, Handschuhe, falsche Bärte und dgl. verstreut lag. Ein geöffneter Waschtisch trug ein ähnliches Chaos zur Schau. Ueberall, an den Wänden, in offenen Schränken und hinter zurückgezogenen Vorhängen, auf Sopha, Stühlen und Fußteppichen lagen und hingen Trachten und Geräthe aus allen Jahrhunderten. An den Wänden pranglen Oelbilder großer Schauspieler, Bücher und Rollenhefte lagen in einem silbernen Brustharnisch, der nebst Stahlschienen und federgeschmücktem Helm in einem Winkel neben einem prächtigen Pantherfell

Digitized by Google

zu sehen war. Alles Vorhandene, gleichviel, welchem Zweck es dienen mochte, unterschied sich von den Requisiten öffentlicher Bühnen durch die Gediegenheit des Materials und die Feinheit der Arbeit. Die Gewänder waren von den schwersten Sammt- und Seidenstoffen, einige Rüstungen von wirklich ausgezeichneter Arbeit und die meisten der kostbaren Waffen von historischem und antiquarischem Werth. Auf dem Boden lagen mehrere italienische Gewandstücke wirr auf einem Haufen, eine silberne Phiole lag dabei. Romeo hob sie auf und betrachtete sie. Die kleine Kapsel, welche als Pfropf diente, war, vielleicht durch einen heftigen Wurf auf den Boden, aufgegangen. Das Fläschchen war von niedlicher Form und ein kleines Meisterstück der Ciselirkunst. Der Jüngling befand sich unter so vielen Gegenständen, die seinem künstlerischen Sinn für das Malerische und Phantastische schmeichelten, ganz in seinem Element, und ließ seiner Laune, die ihn zum Anproben der kleidsamen Trachten trieb, freien Lauf. Er legte seine Oberkleider ab und nach und nach, abwechselnd, die Trachten von Rittern, Spaniern und Italienern an. Ein großer Spiegel, welchen er reinigte, zeigte ihm die edlen Formen seiner jugendkräftigen Gestalt, die sich in den knappen Hüllen noch wirksamer hervorhoben, im schmeichelhaftesten Licht. Die Kleider schienen für ihn gefertigt, Rüstungen und Panzerhemde saßen ihm wie angegossen. Er dachte lebhaft an den römischen Karneval zurück, wo er in ähnlichen Gewändern die Aufmerksamkeit der schönen Römerinnen auf sich zog, welche sie durch Confettischauer zu bethätigen suchten. Diese Erinnerung leitete seine Gedanken auf die ferne, fremde Geliebte, und er stand lange in wehmüthig süße Träume versunken.

Wo mochte sie jetzt weilen, die Heißgeliebte? Ahnte sie, daß sie von einem entfernten Herzen so innig verehrt wurde? Ach, vielleicht erringt sie ein Anderer, der sie weniger liebt, während der Rechte, dessen Gluth sie vielleicht theilen, die sie erst glücklich machen würde, als Unbekannter verschmachtet! — So sind die Fäden menschlicher Geschicke verworren.

(Fortsetzung folgt.)

## Länder- und Völkerkunde.

(Geographische Fundamentalsätze.) Angesichts der unermeßlichen Fortschritte der Technik, besonders hinsichtlich der Verminderungen der Entfernungen auf dem Erdball, ist es nicht unnütz, daran zu erinnern, wie ohnmächtig die menschliche Kraft ist hinsichtlich der Umgestaltung der eigentlichen Grundlagen der Bewohnbarkeit und Fruchtbarkeit der Länder. Wir wollen in dieser Hinsicht auf folgende zwei Thatsachen hinweisen: 1) Es ist bekannt, daß Europa fast alle seine klimatischen Vorzüge: seine milderen Winter, seine gemäßigten, feuchten, fruchtbaren Sommer, sein stetes Verweilen oberhalb der seinen Breiten zukommenden Wärmeskala dem Golfstrom und den heißen Luftströmen aus der Sahara verdankt. Nun hat Moriz Wagner, der unermüdete Durchforscher Zentralamerika's, nachgewiesen, daß der Golfstrom in früherer Zeit in den stillen Ozean geflossen sein muß, indem sich an der Stelle der jetzigen Landenge von Panama damals eine Lücke der großen Kordillerenkette und eine Meerenge vorfand, welche erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit durch jüngere vulkanische Erhebungen ausgefüllt wurde. Gleichzeitig hat der die schwedische Expedition nach Spitzbergen begleitende Naturforscher O. Torelt auf die große Uebereinstimmung der spitzbergischen lebenden Fauna mit der vorweltlichen von Norwegen und dem nördlichen Schottland aufmerksam gemacht und bemerkt, daß nur der Golfstrom hinwegzufallen brauche, um die mittlere Jahreswärme Norwegens und Großbritanniens so weit herabzusetzen, daß diese Länder wieder in ihre vorige Eiszeit zurückfallen müßten. Umgekehrt: Als der Golfstrom nach Kamtschatka und Sibirien hinüberströmte, waren diese Länder befähigt, so ungeheure Mengen von Mastodonten, Elephanten und anderen südasiatischen Thieren zu ernähren, wie sie sich dort jetzt, größtentheils im gefrorenen Erdboden, vorfinden, und das Eintreten der jetzigen Eiszeit Nordasiens hat eben auf jener Schließung der Meerenge von Panama beruht, wodurch der Golfstrom seitdem rückwärts, nach den Küsten Westeuropa's, gelenkt wurde. — Was den obenerwähnten Einfluß der Sahara betrifft, so war diese offenbar ein Binnensee; so lange diese ausgedehnte Länderstrecke vom Wasser bedeckt war, haben die Südwinde gefehlt, welche jetzt das Alpeneis schmelzen; die weite Ausdehnung der Gletscher in jener Eiszeit ist ein Denkmal des damaligen Zustandes. 2) Einen zweiten Punkt von noch größerer praktischer Bedeutung, da er unmittelbar in die Wahl der Auswanderungsziele für deutsche Ackerbaukolonieen eingreift, hat A. Douai in seinen geographischen Mittheilungen über Texas hervorgehoben. Es gibt in Texas mehrjährige Perioden übermäßiger Trockenheit, abwechselnd mit mehrjährigen Perioden, in welchen die Regenmenge auffällig stärker ist. Als die deutsche Einwanderung ins Land kam, begann eine zehnjährige

Periode größerer Feuchtigkeit. Die merikanische Bevölkerung, welche bis dahin Acker- und Gartenbau nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung, also nur auf den sehr wenigen Stellen, wo dieselbe ohne sehr große Kosten möglich war, betrieben hatte *), pflegte damals zu sagen, daß die Anglo-Amerikaner und Deutschen diese „Verschlechterung des Klimas" mit sich gebracht hätten. Sie waren nicht wenig erstaunt, die ackerbaulustigen Deutschen an das Umbrechen und Bebauen der Prairie gehen zu sehen, und weissagten nichts als Mißernten. Allein diese traten nur stellenweise und selten ein. So konnten die Deutschen und Yankees ihrerseits das merikanische Vorurtheil nicht begreifen, nach welchem das Land nur sehr wenig zum Ackerbau, desto mehr zur Viehzucht geeignet sein sollte. Die Feuchtigkeit nahm sichtlich zu. Allein die Merikaner behielten mit ihrem auf mehrhundertjährige Tradition begründeten „Vorurtheil" schließlich Recht, denn mit 1856 begann eine Periode der Trockenheit, welche 5 Jahre lang in großer Strenge und in minderem Maße bis heute anhielt. Es gab ganze große Bezirke, wo 1856 und 57 15 Monate hindurch kein Tropfen Regen und so wenig Thau fiel, daß Graswuchs und Bäume verdorrten und alle neuen Quellen versiegten. In vielen Grafschaften gab es 5 Jahre lang keine Ernte. Was von Texas gilt, das gilt von allen ausgedehnten Prairielandschaften der Welt, ganz besonders von den La-Plata-Staaten, welche man neuerdings behufs deutscher Ansiedelung im Großen empfohlen hat. Eine große Prairie kann nur in bedeutender Entfernung von Eruptivgebirgen entstehen, wo die ursprünglich horizontale Lagerung der Sedimentschichten nur unbedeutend durch Hebung und Senkung verändert worden ist. Ihre felsige Unterlage werden durchlässige Kalk- und Sandsteinschichten sein. Ueber sie hin werden auf Hunderte von Meilen landeinwärts lediglich Passatwinde in immer sich gleich bleibender Richtung wehen, welche an sich trocken sind und mehrjährige Trockenheitsperioden mit sich bringen. Bei der Horizontalität der Schichten werden nirgends bedeutende Wasservorräthe zu ergiebigen Brunnen unter der Erde sich sammeln; die Flüsse werden entweder im Sommer versiegen, oder sie werden das in der Bodenbeschaffenheit fehlende Gefälle durch tiefes Einschneiden erlangen und so in der trockenen Jahreszeit den Boden nicht bewässern, sondern entwässern, oft bis 60—80 Fuß tief. Daraus folgt, daß sie für eine regelmäßige Schifffahrt ohne Werth und einer künstlichen Bewässerung des Landes nachtheilig sind. Daraus folgt endlich, daß alle Steppenlandschaften zum Ackerbau im Großen, also zur Anlage deutscher Kolonieen, ungeeignet sind.

*) Eine von der Ver.-Staaten-Regierung ausgesandte Expedition unter Lieut. Pope kam 1855 bis 400, ja an einer Stelle bis zu 700' Tiefe, ohne einen Strahl Wasser höher als bis zu $^1/_3$ der Tiefe der Bohrlöcher steigen zu sehen.

## Logogryph.

Drei Worte gibt's von gleichem Klang,
So wie an Umfang winzig klein;
Doch räumt die Welt den höchsten Rang
Vor allen diesen Trias ein.

Das Erste dehnt oft Meilen weit
Sich über Fluß und Hügel aus;
Aus seinem Schooß sproßt Fried' und Freud'
Und füllt mit Segen dir das Haus.

Doch beut es nicht von selbst den Segen;
Mit Waffen will's bezwungen sein;
Trägst du nicht eignen Fleiß entgegen,
So bringt das F dir kein Gedeih'n.

Mit G beginnt das zweite Wort;
Auch es entstammt der Erde Schooß;
Zu wandern stets von Ort zu Ort,
Das ist des Bergerzeugten Loos.

Wer kennt nicht seine Zauberkraft,
Die Alles schafft, was dir gefällt:
Selbst Schönheit, Tugend, Wissenschaft,
Sogar das Scepter dieser Welt?

Drum rennt auch Jeder Tag und Nacht,
Den Talisman sich zu erwerben;
Doch Manchem, der ihn heimgebracht,
Bringt er statt Segen nur Verderben.

Mit H jedoch das ist der Mann,
Vor dem sich alle Größe beugt;
Der auf des Lebens Dornenbahn
Nicht einen Schritt vom Rechten weicht;

Der für des Lebens höchstes Gut,
Für Recht und Freiheit schafft und ringt;
Der, heischt's die Noth, sogar sein Blut
Zum Opfer für die Menschheit bringt.

Wann rüttelst du von Zorn erglüht
Zur Thatkraft auf die träge Masse?
Wann bahnest du, o Winkelried,
Der deutschen Freiheit eine Gasse?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 75. Dienstag, 21. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Der Nachtwind, welcher kühl durch das geöffnete Fenster wehte, weckte Romeo aus seinen Betrachtungen. Er erschrack, als er einen Blick in die Nacht hinaus warf, und kleidete sich eilig um, um den Heimweg anzutreten. Ehe er sich entfernte, warf er einen flüchtigen Blick auf die Aussicht, die das Fenster bot. Sie beherrschte einen Theil des Gartens, der im fahlen Mondlicht mit seinen umgesunkenen Bildwerken und dem wildernden Unkraut wie ein alter, verlassener Kirchhof aussah. Das Fenster befand sich in ziemlicher Höhe vom Boden und schien durch seine versteckte Lage und den glatt und fest schließenden Laden dem Zumauern entgangen zu sein. Es lag dicht in einer Ecke, die eine Verlängerung des Saalbaues, welcher zur Aufbewahrung von Coulissen und Maschinen diente, mit dem nebenherlaufenden schmalen Streifen, der die Zimmer enthielt, bildete, deren äußerstes Eckzimmer dieses Gemach war. Der junge Mann verschloß das Fenster wieder mit dem Laden und suchte mit der herabgebrannten Kerze das Freie. Er schloß die innere Thür mit dem Schlüssel ab und verwahrte die Maueröffnung mit davorgestellten Brettern. Ehe er seinen Rückweg ins Waldschloß wieder antrat, versorgte er den großen Hund, der nicht zu bewegen war, seinen Posten zu verlassen, mit einem reichlichen Mahl. Es war völlig Nacht, als er sich endlich auf den Weg machte.

Der Kranke hatte unterdessen ruhig fortgeschlummert; gegen Abend erwachte er. Er lag eine Zeitlang mit offenen Augen und sah den Schatten zu, die an der Zimmerdecke hin- und herliefen. Allmälig schienen ihm die gesammelten Gedanken zurückzukehren. Mühsam hob er das bleiche, eingefallene Gesicht aus den Kissen und nannte mit schwacher Stimme den Namen seines Dieners.

Beim Ton der bekannten Stimme fuhr Gottlieb aus seinen Gedanken auf und wandte sich nach dem Bett. „Mein theurer gnädiger Herr," sagte er mit weinerlicher Stimme, „wie befinden Sie sich? wie geht es Ihnen? Ach, wenn Sie doch wüßten, wie ich um Ihretwillen gelitten habe! Aber Gott sei gelobt! Sie sind jetzt außer Gefahr, nur warm halten müssen Sie sich," fuhr der treue Diener ängstlich fort; „der Doktor hat mir das auf die Seele gebunden." Damit zerrte er eifrig an der Bettdecke, um sie dem Kranken über die entblößten Schultern zu ziehen.

„Gottlieb," sagte der Patient, indem er seine großen, geisterhaften Augen durch's Zimmer schweifen ließ, „ich sehe meinen Sohn nicht; wo ist er?"

Ein boshafter Blitz zuckte aus den kleinen Augen des Buckeligen. „Der junge Herr," sagte er ruhig, „ist in die Stadt gegangen, um sich Leinwand und Farben zu holen, er will Bilder malen."

Unmuthig legte sich Eckholz zurück. „Bilder malen?" flüsterte er nach einer Pause, während sich Gottlieb an den Arzneigläsern zu schaffen machte. „Bilder malen! Der Vater liegt, von einem Schurken auf den Tod verwundet, und der Sohn denkt an Bildermalen!" Eckholz biß die Zähne aufeinander und schüttelte leise den Kopf. „Das gefällt mir nicht," sagte er ganz leise und wiederholte nach einer Weile flüsternd, „nein, das gefällt mir nicht."

Gottlieb, der kein Wort verloren hatte, näherte sich mit der Arzneiflasche. „Es ist jetzt zwei Minuten vor Acht," sagte er mit gedämpfter Stimme und einem zärtlich besorgten Blick, „um acht Uhr hat der Doktor einen Löffel Arznei verordnet." Er goß sie behutsam in einen Löffel. — „Es ist noch anderthalb Minuten Zeit," flüsterte er freundlich, als sich der Kranke aufrichten wollte, „der Doktor hat mir befohlen, auf die Minute zu achten."

Eckholz warf einen erkenntlichen Blick auf seinen Diener, nachdem er in der angedeuteten Zeit die

Mixtur verschluckt hatte. „Gottlieb," sagte er mit einem Seufzer und drückte sein Haupt in die Kissen, „wie gefällt Dir mein Sohn?"

Abermals spielte der tückische Zug um den blassen Mund des Buckeligen. „O, wem sollte mein herrlicher junger Herr nicht gefallen?" rief er mit Emphase. „Diese prachtvolle Stirn, die zierliche Nase, den lieblichen Mund und diesen Tannenwuchs vor Allem, wer könnte sie ansehen, ohne Begeisterung zu empfinden? und wer, frage ich, kann in diese wunderbaren Feueraugen, in diese dunklen Sterne blicken —?"

„Gottlieb, Gottlieb!" unterbrach ihn der Baron heftig und vorwurfsvoll. „O Gott — Du verstehst mich nicht," sagte er niedergeschlagen, „indem Du sein Gesicht lobst, lobst Du das Gesicht meines Feindes."

Gottlieb schien betroffen, wie Jemand, der sich über einer verletzenden Aeußerung ertappt, wo er das Gegentheil zu sagen vermeinte. „Unsereins," flüsterte er mit halb verlegenem, halb resignirtem Lächeln, „freut sich über einen schönen Menschen, ohne an die eigene Unähnlichkeit zu denken. Du lieber Gott," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „darauf kommt es auch am Ende nicht an. Der Kern ist die Hauptsache und leider, leider sind oft die schönsten Aepfel inwendig faul." Die Absicht dieser hingeseufzten Worte verfehlte seine Wirkung auf den Kranken nicht.

„Du meinst, Gottlieb," sagte er mit bebender Stimme, „mein Sohn habe ein kaltes Herz für mich, es fehle ihm an Liebe für seinen armen Vater?"

„Um Gotteswillen, mein theurer gnädiger Herr, mißverstehen Sie mich nicht!" rief Gottlieb flehentlich. „Nein, nein, unser junger Herr liebt seinen theuren Vater von ganzem Herzen. Allerdings hat er das Bedürfniß der Liebe noch nie so schmerztich gefühlt wie Menschen, deren warmes Herz die Welt mißhandelt und von sich gestoßen hat. Und etwas Leichtsinn und kecken Muth, die ihm aber wohl anstehen, muß man einer unerfahrenen Jugend zu Gut halten. Aber sein Herz schlägt nichtsdestoweniger für seinen lieben Vater, dem er so viel Dank schuldig ist. Darauf wollte ich einen Eid ablegen," schloß der gute Gottlieb und legte betheuernd die Hand auf's Herz.

„Ich weiß, daß Du immer mild, nur zu mild geurtheilt hast, Gottlieb," sagte der arme Mann, indem er seine abgemagerten Hände betrachtete, „aber in diesem Fall bist Du mir Aufrichtigkeit schuldig."

„Ich habe eine große Lebensaufgabe," antwortete der Buckelige und trat einen Schritt näher, „und die besteht darin, meinem theuern gnädigen Herrn treu zu dienen und seinem Interesse dasjenige aller Anderen unterzuordnen. Ich würde mich," setzte er mit Nachdruck hinzu, „in diesem Falle selbst von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Ihres eigenen Sohnes, wie sehr ich ihn liebe, nicht irre machen lassen. Ich werde, wenn Sie es wünschen, die Gesinnungen des jungen Herrn prüfen und Ihnen meinen Verdacht nicht verschweigen; bis jetzt aber kann ich nur wiederholen, daß der Sohn seines Vaters würdig ist."

Das Ende dieser erbaulichen Rede zerstörte die gute Wirkung des Anfangs wieder. Eckholz war sichtlich verstimmt.

„Seines Vaters würdig?" wiederholte er unmuthig; „Du willst sagen, des Schauspielers würdig, mit dem er so viel Aehnlichkeit hat, was?" Der Kranke streckte fieberhaft zitternd seine Hand nach Gottlieb's Brust aus und packte ihn fest an.

„O Himmel, gib mir Kraft, diesen unglückseligen Zweifel zu widerlegen!" flehte der Buckelige mit emporgehobenen Händen. „Ach, wenn sich mein theurer Herr doch jenes Moments erinnern wollten, wo Sie jammernd und hilflos in Ihrem Blut lagen und Ihr herrlicher Sohn sich wehklagend über seinen Vater warf und dann seinen vermeintlichen Tod an dem hohnlachenden Mörder rächte. Kann sich der kindliche Instinkt schöner, rührender offenbaren? Gewiß nicht. Freilich stand der Feind Ihres Lebens in so hassenswerther Gestalt neben seinem Opfer, daß sein rohes Lachen auch den wildfremdesten Barbaren zur Rache entflammt hätte. Ich selbst hatte eine Pistole geladen und würde ihn mit einer Kugel wahrscheinlich besser getroffen haben, als der junge Herr mit seinem Messer. Und was die Aehnlichkeit betrifft, so ist diese freilich merkwürdig, aber nicht auffallend, wenn man bedenkt, daß die hochselige Frau Baronin einst den schönen Schauspieler gern sah, dessen Bild sie wahrscheinlich noch immer begleitete. In Büchern liest man oft von solchen Fällen, aber nicht auf den äußeren trügerischen Schein darf man gehen, sondern nach dem inneren Wesen muß man urtheilen, welches sich bis jetzt bei dem jungen Herrn trefflich bewährt hat."

Das Alles sprach Gottlieb mit dem gewöhnlichen süßen Ton seiner Stimme und schaute dabei seinen Herrn so aufrichtig und zärtlich an, daß Eckholz ihm unwillkürlich die Hand drückte.

Nach einer Weile sagte der Kranke, noch immer von Zweifeln, die er nicht bewältigen konnte, gequält: „Also der Schauspieler lebt und ist gesund?"

„Noch nicht ganz gesund, aber auf dem Weg der völligen Genesung," antwortete Gottlieb, indem

er das Kissen glatt strich, „der Messerstich hat nur eine ungefährliche Fleischwunde verursacht. Man hat mir versichert, daß er schon wieder ausgehe und bei vollen Kräften sei.“

Diese Behauptung war von Seiten des treuen Dieners die allergröbste Lüge, denn einige Bekannte, bei welchen er sich nach Herzens Befinden erkundigte, hatten ihm im Gegentheil versichert, daß es mit dem Schauspieler sehr schlimm stehe und daß, wenn er wieder genese, dies einzig und allein der aufopfernden Pflege seiner Tochter zuzuschreiben sei, die, an der hiesigen Bühne engagirt, mit ihrem Gehalt den kranken Vater erhalte.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

In einer kleinen Stadt bildet die Versetzung eines Beamten schon ein bedeutendes Ereigniß. Nicht genug damit, daß der bisherige abgeht, es muß an seine Stelle ein Anderer treten; und so sind die Gemüther oft auf Monate in angenehmer Aufregung. Erst liest man die Nachricht im Kreisblatte, dann geht es an ein Packen und Ausräumen, ein Hin- und Herschicken und Abschiednehmen. Der Posterpedient fühlt ganz die Wichtigkeit seiner Stellung. Es werden tausend Fragen an ihn gerichtet; man sieht ihn mit „Hendschel's Telegraphen“ bewaffnet beredte Auskunft ertheilen über Fahrpreise, Gepäcktarif, Influenzen und ähnliche Dinge. Beim Lohnkutscher des Ortes wird es lebendig. Räder werden geputzt, Lederzeug geschmiert und im Innern des alten Reisewagens stochert ein schielender Sattlergeselle an den Polstern herum. Dann wird das Gefährt eines schönen Nachmittags aus der dunklen Remise auf die Straße gefahren, und dient noch tagelang den Kindern der Nachbarschaft zum Klettern, Auf- und Einsitzen, bis endlich Koffer aufgeschnallt und Pferde davor gelegt werden. Fritz, der Leibkutscher, den rechten Flügel des Mantelkragens nach ächter Fuhrmannssitte zurückschlagend, besteigt den Bock und fährt am Hause des auswandernden Beamten vor. Von da geht es im kurzen Trabe zum Thore hinaus. Man sieht dem vorübereilenden Wagen nach und begleitet ihn in Gedanken auf die nächste Station; auch wohl etwas weiter; dann überläßt man sich dem Gedanken an den, der kommen soll.

Glücklich die Seele, welche ihn kennt, welche sagen kann: „ein Studiengenosse, ein Jugendfreund, ein Vetter von mir.“ Man umringt dich, man lauscht deinen Worten. Du wirst — und wärest du noch so unbedeutend — auf Tage oder Stunden der Mittelpunkt aller Verehrung und Aufmerksamkeit.

Herr Amtsadvokat Julius Mehltretter in Hattenheim war für den Augenblick in dieser so beneidenswerthen Lage. Wir müssen uns dies zu vergegenwärtigen suchen. Wenn wir sagen Hattenheim, so meinen wir damit eines jener alten in die Römerzeit hinaufreichenden Städtchen Westdeutschlands an einer der Hauptstraßen, die von Frankfurt a. M. nach dem deutschen Osten führen; eines jener alten Städtchen, die zwar durch die Ungunst der Eisenbahnrichtung (welche die Gegend zur Seite liegen ließ) vom großen Verkehre verlassen sind, aber in ihren engen Mauern einen Reichthum von ehrwürdigen Erinnerungen und Ueberbleibseln des heiligen römischen Reichs, einen Schatz von Sagen- und Schauergeschichten, eine Fülle von Wein und Witz bewahren.

Wir wissen damit ungefähr, welche Bewandtniß es mit der Stadt Hattenheim habe, und können uns mit ihren Ereignissen beschäftigen. Ein Herr Assessor von der Finanzpartie — und man weiß, wie viele Branchen diese Partie zählt — hatte bis jetzt in Hattenheim die Zollinspektion verwaltet. Vor mehreren Wochen war er in die Hauptstadt des Königreiches zurückberufen und ein wirklicher Zollinspektor in Person eines Herrn Winhold für Hattenheim ernannt worden. Der Assessor war abgereist; seine junge Frau hielt sich noch am Orte auf. Der Zollinspektor Winhold wurde erwartet, und soeben stand Herr Amtsadvokat Mehltretter im Begriffe, bei einer Tasse Kaffee nach Tisch im Gasthause zum Stern den Mitgästen der Abonnementstafel dessen Verhältnisse auseinanderzusetzen.

Man erfuhr auf diese Weise, daß der Erwartete ein Wittwer sei und nur Ein Kind, eine Tochter mit Namen Emilie besitze, welche die beste Freundin der augenblicklich noch hier weilenden Frau Finanzassessor sei. Es ist begreiflich, daß Alles dies mit großem Interesse angehört wurde; selbst die nachfolgende Stammtafelauseinandersetzung, wonach der Berichterstatter in kaum noch erkennbarem Grade dem Hause Winhold verwandt oder verschwägert erschien.

Was die Person des Darstellenden angeht, so war er ein angehender Dreißiger, lebhaft und laut von Wesen; ausschweifend, ja oft frevelhaft im Ausdrucke, dabei aber von einer gewissen Liebenswürdigkeit. Sein Gesicht deutete auf Geist und Laune.

„Ist Ihr Herr Winhold reich?“ frug ein dem Advokaten gegenübersitzender junger Mann von etwa

Digitized by Google

gleichem Alter mit auffallend klangloser Stimme. „Reich? Winhold? der Zollinspektor?“ schrie Mehltretter. „Welch' thörichte Frage! Ich bitte Sie um Gotteswillen, Herr Kollege! Schätze sag' ich Ihnen; Schaufeln von Perlen, Koffer voll Gold, Kasten voll Verschreibungen, Landgüter, auf denen das achte deutsche Armeekorps manövriren könnte, auf denen Sie einen Heimathschein brauchten, um unangefochten von einem Ende bis zum anderen zu gelangen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Wer dazu berufen ist, irgend einem vollendeten Bauwerke einige Worte der Weihe zu widmen, dem kann ein kürzlich erschienenes Büchlein: **„Sprüche und Weihereden für Dach- und Schieferdecker nach vollendeter Eindeckung von Kirchen, Thürmen, Rath-, Amt- und Schulhäusern, Fabriken und anderen größeren Gebäuden wie auch bei Aufsetzung von Thurmknöpfen, Aufstellung von Kreuzen auf Kirchen von Franz Braun. Weimar, Voigt.“** dessen Preis bei freundlicher Ausstattung auf 12½ Sgr. gestellt ist, angelegentlich empfohlen werden. — Es enthält eine reiche Auswahl schöner, sinniger und zum Herzen sprechender Reden, die zu den verschiedensten Gelegenheiten sich eignen und vom Herausgeber allen nur vorkommenden Verhältnissen geschickt angepaßt sind.

## Gemeinnütziges.

(Einschmiermittel für Leder.) Beim Einschmieren des Leders mit Oel bezwecken wir nicht bloß das Leder geschmeidig, sondern auch wasserdicht zu machen. Häufig verwendet man Thran hiezu, allein man erreicht mit keinem Fett den Zweck so schlecht, als mit ihm. Denn wenn auch kein flüssiges Fett sich besonders eignet andauernd wasserdicht zu machen, so kommt dem Thran doch noch die besonders nachtheilige Eigenschaft zu, daß er allgemach trocken wird und dann das Leder erst recht brüchig macht. Sehr vorzüglich eignet sich dagegen zu beiden Zwecken das Schweineschmalz. Das Leder wird hiedurch eben so wohl geschmeidig erhalten, als wasserdicht gemacht. Vorzüglich geeignet ist es zum Einschmieren der Schuhe und Stiefel, nur empfiehlt es sich, bei Verwendung in heißer Sommerszeit ein Achtel Talg darunter zu schmelzen. Es wird im geschmolzenen Zustande aufgetragen, doch darf die Hitze nur etwa so stark sein, daß man noch den Finger darin leiden kann. Anzurathen ist, daß man das erste Mal das Fußzeug durch Einstellen in Wasser weich, also das Leder aufschwellen macht, auf daß sich die Poren gehörig öffnen und das Schmalz aufnehmen können. In diesem Falle kann dann auch das Schmalz etwas heißer aufgetragen werden. Das Ueberstreichen mit dem flüssigen Schmalz muß drei bis vier Mal wiederholt werden, bei dem Sohlleder noch öfter. Schließlich wischt man dann das außerhalb gebliebene Schmalz mit einem Lappen ab. Man erhält so wasserdichtes Fußzeug, ohne das bei flüssigen Schmiermitteln so unangenehme Durchschlagen und Einfetten der Strümpfe befürchten zu müssen. Auch für Wichsstiefel empfiehlt sich das zeitweilige Einschmieren mit Schweineschmalz, indem es dem Brechen des Leders vorbeugt, und hat man nicht zu stark eingeschmiert, so tritt das Leder nach dem Schmieren wieder blank hervor.

## Mannigfaltiges.

(Ein neues Amt.) Franziska Kokal in Wien ist angeklagt des Diebstahls. Präs.: Wie alt sind Sie? — Angekl.: 22 Jahre. — Präs.: Religion? — Angekl.: Katholisch. — Präs.: Ledig? — Angekl.: Ja. — Präs.: Woher gebürtig? — Angekl.: Aus Böhmen. — Präs.: Was sind Sie Ihrer Beschäftigung nach? Angekl.: Amme bei der Staatsschuldenkasse in der Leopoldstadt. (Andauernde Heiterkeit.) Die Angeklagte hat offenbar den Beamten mit dem Amte verwechselt.

Paris. Wie wunderbar der Wechsel des Geschicks ist, zeigte sich bei der neulich stattgehabten Vermählung des Grafen von Paris auf recht auffällige Art. In dem Hochzeitskorb der Gräfin von Paris befand sich auch ein Diamantenschmuck, welcher der Königin Hortense gehörte und den dieselbe in den Tagen der Noth zu verkaufen sich genöthigt gesehen hatte. Nun sitzt deren Sohn, damals verbannt, auf Frankreichs Thron, und die Braut des Prinzen, der zu eben jener Zeit präsumtiver Erbe dieses Throns war, jetzt aber in der Verbannung lebt, ist Eigenthümerin dieses Schmucks.

Auflösung des Logogryphs in № 74:
Feld, Geld, Held.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Freitag, 24. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Der Baron lag eine Weile mit geschlossenen Augen, aber er schlief nicht, sondern sein Mienenspiel deutete auf schwere Gedanken, mit welchen er sich eifrig beschäftigte. Endlich öffnete er die Augen wieder und sah seinen Famulus an, der seinen tückischen Gesichtsausdruck, mit dem er den Gequälten betrachtet hatte, eilig mit seiner süßlichen Heuchlermiene vertauschte.

„Gottlieb," hob der Kranke an und stützte den Kopf auf den Ellbogen, „ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, um das wirkliche Gefühl meines Sohnes zu prüfen."

Der Buckelige starrte den mühsam Redenden an.

„Wenn Herz, wie Du sagst, wieder hergestellt ist," fuhr der Baron langsam und bedächtig fort, „so soll sich Romeo mit ihm schlagen."

Der Kranke sah dabei seinen Diener aufmerksam an, als wenn er den Eindruck seiner Worte auf diesen beobachten wollte. Gottlieb fand es für gut, einen Ausdruck des Erstaunens zu zeigen; zugleich sprach sich in seinen fragenden Augen die bescheidene Erwartung aus, sein geliebter Herr werde seinen auffallenden Plan etwas näher motiviren.

„Siehst Du, Gottlieb," sagte der unglückliche Selbstquäler im Ton eines finsteren Grübelns, „wenn ich meinen Sohn — ich hoffe, er ist's, Gottlieb, aber ich will Gewißheit, ich will mein lang entbehrtes Glück rein genießen oder gar nicht. O, diese Zweifel machen mich sehr elend."

Der Kranke preßte seine beiden Hände vor die Augen und warf sich mit einem herzbrechenden Seufzer in die Kissen zurück. Nach einer geraumen Zeit — Gottlieb hatte sich an dem Anblick seines armen Opfers nach Herzenslust geweidet — richtete sich Eckholz wieder auf.

„Ich meine, Gottlieb," sagte er leise, „wenn ich dem Romeo vorschlage, seinen Vater an dem Komödianten zu rächen, dann werde ich an seiner Willfährigkeit merken, wie es mit seiner Liebe zu mir beschaffen ist. Dann glaube ich auch nicht, daß der Schurke so ganz verworfen ist, mit seinem eigenen Sohn die Waffen zu kreuzen; nimmt er die Forderung an, so kann ich überzeugt sein, daß er sich dem Sohn seines Feindes gegenüber stellt."

„Aber wenn der junge liebe Herr fällt?" rief Gottlieb mit gefalteten Händen. „Nein, mein bester gnädiger Herr, Sie werden gewiß nicht Ihr sicheres Glück einem ungerechtfertigten Argwohn opfern, Sie werden nicht über das theuere Leben Ihres herrlichen Sohnes die Würfel des tückischen Zufalls werfen."

„Es ist der einzige Weg, Gewißheit zu erlangen," flüsterte der Kranke, indem er sich erschöpft niederlegte.

Gottlieb biß sich ingrimmig auf die Lippen. Was hätte er nicht darum gegeben, daß seine lügnerische Behauptung, Herz sei wieder gesund, Wahrheit gewesen. Dann hätte er Hoffnung gehabt, daß der raschlaunige, feurige Jüngling in einem Duell mit dem ergrimmten Schauspieler zu Schaden kommen würde. Er überlegte, während er einen Papierstreifen, den er mechanisch von einem Arzneiglas abgelöst, in kleine Fetzen zerriß, welche Mittel anzuwenden seien, um den Alten zu veranlassen, seinen Plan noch aufzuschieben. Dann wieder bedachte er, daß der Schauspieler Vater einer schönen Tochter sei. Wie! wenn sich Romeo in das Mädchen verliebte? — „Dann wäre viel gewonnen," murmelte Gottlieb, indem er sinnend an der Lippe nagte; „dann sollte mir die Eifersucht des alten Thoren nicht einschlafen. Diese Liebschaft müßte hinter'm Rücken der beiden Alten gespielt werden, ich natürlich als Vertrauter des jungen Pinsels. — — — O ich wollte sie durcheinander hetzen, daß

es eine Freude sein sollte," unterbrach der treue Diener sein Grübeln und nickte gewichtig mit dem Kopf. „Aber freilich," setzte er plötzlich entmuthigt hinzu, „so ist nichts zu machen, der Teufel hole das Medaillon sammt Papst, Karneval und allem römischen Firlefanz!"

„Wie viel Uhr ist es jetzt?" fragte der Kranke mit matter Stimme, ohne die Augen zu öffnen.

„Neun Uhr, gnädiger Herr," sagte Gottlieb ehrerbietig.

„Und er ist noch immer nicht da," flüsterte der Kranke und seufzte schmerzlich, „o, ich sehe, er hat kein Gefühl für seinen kranken Vater."

Ehe Gottlieb etwas Tröstliches erwiedern konnte, öffnete sich leise die Thür und der Ersehnte trat ein. Er schien rasch gegangen zu sein, sein frisches Gesicht war hochgeröthet und sein Athem ging rasch. Einen Blick warf er auf das Bett seines Vaters, der ihn forschend ansah, dann trat er mit leuchtenden Augen näher.

„Endlich, endlich, mein theurer Vater," rief er mit entzückter Stimme, indem er herzlich erfreut an's Bett eilte, „seh' ich Sie zur Genesung erwacht! Ach, wie habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt!" Er faßte die blasse Hand des Kranken und küßte sie innig. Dabei fielen ihm die üppigen Locken über die Stirn. Eckholz ließ sie durch die Finger gleiten.

„Ganz sein Haar, ganz sein Auge," seufzte er in die Kissen. „Du bist lange ausgeblieben," sagte er dann und es lag ein unmuthsvoller Vorwurf in dem Ton, mit welchem er das sagte.

„Ich habe, während Sie schliefen, mein Vaterhaus angesehen," versetzte Romeo mit einem entschuldigenden Blick.

„Warum hast Du nicht gewartet, bis Dich Dein Vater selbst einführen würde?" fragte der Kranke unwillig.

„Ach, wenn Sie sich in meine Lage versetzen wollten, lieber Vater," antwortete Romeo erröthend, „wie lange, lange Jahre ich mich nach Eltern und Heimath gesehnt habe, gewiß, Sie würden meiner Sehnsucht verzeihen, die mich nach dem Anblick des Hauses erfaßte, wo mein Vater so lange Zeit wohnte, in welchem vielleicht meine geliebte Mutter, die ich nicht gekannt habe, gestorben ist."

„Deine Mutter ist nicht dort gestorben, Deine Mutter ist in M. gestorben!" rief der Baron heftig und wandte sich nach der Wand. Sein Sohn schwieg betroffen still und sah dann den buckeligen Famulus mit einem schmerzlich überraschten Blick an, der um Aufklärung über das befremdende Benehmen seines Vaters zu bitten schien. Gottlieb zuckte mit einem mitleidigen Blick auf den jungen Mann traurig die Achsel.

„Mein Vater," wandte sich Romeo im herzlichsten Ton an den Weggewandten, „ich hoffe, mein Vergehen ist nicht von so schwerer Art, daß es mir Ihren Zorn zuzieht, noch eh' ich Ihre Liebe kennen gelernt habe. Glauben Sie mir, nicht müßige Neugierde, sondern der verzeihliche Trieb, mich in meiner neuen Heimath umzusehen, hat mich verleitet, Ihre Wohnung zu betreten. Und wenn ich Ihnen sage, daß ich bei dieser Gelegenheit einen treuen Hund, der Ihnen vielleicht lieb ist — wenigstens verdient er es durch seine Treue — vom Hungertod errettete, so werden Sie mir Ihre Verzeihung noch weniger länger vorenthalten."

Als Eckholz von seinem Liebling hörte, drehte er sich mit einem zornigen Blick auf Gottlieb um. „Warum hast Du nicht für den Hund gesorgt?" fragte er streng.

„O mein gnädiger Herr, Verzeihung für einen treuen Diener, der über den Sorgen und dem Kummer um seinen todtkranken, geliebten Herrn einen Hund vergaß."

Die treuherzige Jammermiene, mit welcher der Buckelige seine Entschuldigung begleitete, beschwichtigte seinen aufgebrachten Herrn, ohne aber seinen Unmuth zu zerstreuen, der sich nur ein anderes Ziel wählte. „Freilich," sagte der Kranke mit bitterem Sarkasmus, „es gibt Menschen, die über dem Hund den Vater vergessen können!"

„Vater," rief Romeo, und ein verhaltenes Weinen zuckte über sein schönes Gesicht, „ich beschwöre Sie, lernen Sie erst die Gefühle kennen, die ich für Sie hege, bevor Sie mich mit solch unverdientem Verdacht beleidigen. Leider bin ich unglücklich genug, daß ich die Ursachen nicht kenne, die mich so lange eltern- und heimathlos in der Fremde umhergeworfen, rauben Sie mir nicht das Glück, welches ich in Ihnen gefunden zu haben hoffe, rauben Sie mir es wenigstens nicht, ohne mir die traurigen Beweggründe enthüllt zu haben, die Sie veranlassen, Ihren einzigen, noch fremden Sohn so rauh zu behandeln."

Der flehende Ton, die rührenden Geberden, mit welchen der Jüngling seine Worte begleitete, hätten ein minder in Mißtrauen und selbstquälerischen Kleinmuth versunkenen Menschen, als der arme Baron war, erschüttern und rühren müssen; dieser aber blieb unbewegt. Er fühlte Liebe, leidenschaftliche Liebe zu seinem Sohn, aber es bereitete ihm eine schmerzliche Wollust, seine zärtlichen Gefühle zu zerreißen, er fühlte sich unglücklich im Glück und im Unglück, er strebte aus dem Einen ins Andere,

er war nicht ohne Hoffnung, aber ohne Vertrauen. Nachdem er eine Weile mürrisch vor sich hingeblickt, sagte er, indem er seinen Sohn von der Seite ansah: „Mir wär's wohl gewesen, wenn ich von der Kugel meines Feindes gestorben wäre; für mich gibt es doch kein Glück mehr auf der weiten Welt. Mit einem kranken Körper werd' ich mich hinschleppen, während jener Schurke von der Messerritze, womit man seinen Vater zu rächen gedachte, gesund und munter ist und uns arme Narren mit seinen gesunden Gliedern verhöhnt."

„Es wäre doch gerathen, wenn man sich erst an sicherer Quelle nach der Wahrheit dieses Gerüchts erkundigte," meinte der wackere Gottlieb, und wollte seine Zweifel an der Glaubwürdigkeit jener Menschen, welche ihm die Nachricht von der Gesundheit des Schauspielers mitgetheilt, umständlich erörtern. Romeo aber ließ ihn nicht zu Wort kommen. Vor der Macht seiner kindlichlautern Beredtsamkeit konnte das Gesalbader des Heuchlers nicht aufkommen und er zog sich mit einem giftigen Blick auf den Jüngling zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Der mit Kollege angeredete Herr war der Advokat Schleich. Er hatte ein gewisses aufgeschwemmtes blondes und blasses Wesen, matte Augen, trug eine Brille mit großen Gläsern und zeigte beim Lächeln die Zähne.

„Sie lächeln, Kollege?" fuhr Mehltretter fort. „Ich bitte Sie, lächeln Sie nicht, denn gesetzt, Sie hätten Ihre Seele dem Bösen für Tonnen Goldes verschrieben, so würde Winhold ohne Beschwer Sie auszulösen im Stande sein."

Die Gäste lachten, und Herr Schleich machte eine abwehrende Handbewegung.

Ernestine, die zierliche hübsche Sternwirthstochter, brachte den Kaffee für die Herren.

Herr Mehltretter erlaubte sich, ihre schlanke Taille zu umfassen, und blickte ihr in die schwarzen Augen mit einer Miene, die ebenso süß als komisch ausfiel. Dann rührte er eifrig seinen Kaffee um.

„Gestatten Sie mir, meine Herren," schrie er dabei, „gestatten Sie mir, Sie mit den Verhältnissen des Hauses Winhold völlig bekannt zu machen. Es ist ein Ehrenhaus, ein respektables Haus: Geld und Gut, Einfluß, gute und feine Sitten, gescheidte Söhne und schöne Töchter. Hm! Süperb! Das heißt, dieser Herr Zollinspektor da hat gar keine Söhne zufällig. Verwirren wir uns nicht! Allein sein Bruder, der Staatsrath, hat ihrer Sieben, womit der Bedarf hoffentlich gedeckt ist."

Mit diesen Worten schickte sich Mehltretter an, die Tasse zum Munde zu führen. Er schlürfte, verzerrte das Gesicht und stampfte auf.

„Ha, Ernestine!" rief er entsetzt.

„Was wünschen Sie?" frug die kleine Brünette.

„Sie haben mich vergiftet."

„O nicht doch."

„Versuchen Sie! Wer hat diesen Höllentrank gequacksalbert?"

„Ich habe ihn gekocht, den Kaffee."

„Gekocht? Und das nennen Sie Kaffee? Das nennen Sie gekocht? Es ist, als ob ein Schornsteinfeger darin ertrunken und von zwei Seifensiedern herausgezogen worden sei. Ruß, Talg und Asche. Päh! Püh!"

Es hatte ganz den Anschein, als ob es der angeblich Vergiftete mit dergleichen Ausrufungen mehr auf die Heiterkeit der Gäste, als auf ernstlichen Tadel abgesehen habe, denn selbst die kleine schlanke Ernestine mischte ihr wohllautendes Gelächter unter den Beifallsturm der Tafelrunde. Herr Mehltretter war dazu ein langjähriger Gast und liebte es, den Nachtisch mit seinem Humor zu würzen. Die Rolle fiel ihm von selbst zu, denn keiner that es ihm gleich. Und in der That ist das Stündchen nach der Tafel bei Kaffee und Tabak die gewählteste Zeit für die leichtere Gattung des Witzes, für jene Späße, die auch der weniger Begabte ohne Besinnen erfaßt.

Während man noch lachte, ging die Thüre des Gastzimmers auf und es trat eine Person auf die Schwelle, welche Mitte hielt zwischen einem Hausknechte und einem Lohnbedienten.

Man nannte diese Art von Menschen in Hattenheim „Gongler", eine Bezeichnung, welche nie erklärt wurde und wahrscheinlich auch nie erklärt werden wird. Wir selbst enthalten uns jedes Versuchs, und erläutern nur, daß man mit dem Namen Gongler allgemein diejenigen Personen bezeichnete, welche sich ohne bestimmte Beschäftigung zu einer Gastwirthschaft, zur Post oder zu einem sonstigen mit Fuhrwerk verbundenen Etablissement hielten. Sie zeigten durchgängig eine gewisse Scheu vor geregelter Arbeit, machten sich am liebsten mit Pferden, oder Holzspalten für die Köchin, oder Zurechtführen der Fremden zu schaffen, und standen gemeiniglich unter der Protektion der Stammgäste.

Diese Klasse von Leuten war im Gasthause zum Stern besonders zahlreich. Es gab hier viel zu thun; viel Fremdenbesuch und Fuhrwerk. Hier hatte

Digitized by Google

das Kasino seinen Sitz. Die Omnibusse hielten hier an und brachten ganze Ladungen von Meßreisenden, Viehhändlern, Butter- und Eierverkäufern und Künstlern zweiten Grads, für welchen Anspruch das große Zimmer, gegenüber dem eben beschriebenen Speisezimmer, eingerichtet war.

Aus dieser Gaststube zweiten Rangs, die mit der Schlacht bei den Pyramiden tapezirt war und in der es nach Apfelwein, Rum und schlechten Cigarren roch, war die Person, welche soeben die Thüre des Speisezimmers geöffnet hatte, gekommen: ein etwa vierzig Jahre alter, aber sehr rüstiger breitschulteriger Mann mit schwarzem Schnurrbart und einer „Weinröthe" um die Nase. Die Haltung dieses Menschen war militärisch, die Züge gutmüthig und mit einem Anfluge von Schalkhaftigkeit. Das Aeußere deutete auf ungewöhnliche Körperstärke.

„Was ist denn, Kaspar?" frug Ernestine den auf der Schwelle stehen Bleibenden.

„Es ist eine Extrapost gekommen."

„Was sagst Du, Mosemann? Wie?" riefen mehrere Neugierige.

„Eine Extrapost ist da, dreispännig," wiederholte Kaspar Mosemann, der „Gongler" des Gasthauses zum Stern.

„Nun?"

„Nun, der Kellner Louis meint, es wäre die neue Herrschaft."

„Der Zollinspektor?"

„Jawohl!"

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Vor wenigen Tagen traf bei einem Berliner Arzte ein junges Mädchen zur Kur ein, von dem man mit Recht behaupten kann, daß es mit einem blauen Auge davon gekommen sei. Die erst Achtzehnjährige stand in einer Nachbarstadt bei einem Färber in Dienst und unterhielt mit einem der Gesellen ein Liebesverhältniß. Vor einigen Monaten machte sie die Entdeckung, daß sie von dem Geliebten betrogen werde. Sie schnaubte Rache, und da sie den übrigen Gesellen die Schuld gab, ihren Liebling zur Untreue verleitet zu haben, so mischte sie, um sie in ihrer Weise zu strafen, eine gute Dosis Salz unter deren Kaffee. Nach dem Genuß des so seltsam gewürzten Mokka stellte sich bei den Gesellen ein leichtes Unwohlsein ein, so daß sie fürchteten, vergiftet zu sein; sie beschlossen, die Kaffeebereiterin zu beobachten. Wirklich gelang es, sie am anderen Tage auf frischer That zu ertappen, als sie abermals eine ganze Hand Salz unter den Kaffee mischen wollte. Die Gesellen übten sogleich einen Akt der Lynch-Justiz aus. — Sie ergriffen die Urheberin ihrer Besorgnisse, schleppten sie in die Färberei und ungeachtet ihres Sträubens und Schreiens, wurde sie dort in einen großen Kübel voll Indigofarbe gesteckt und verschiedene Male untergetaucht. Der Indigo trat der Köchin in die Ohren und beraubte sie wochenlang des Gehörs; gleichzeitig ließ er sie dergestalt blau anlaufen, daß selbst das Weiße im Auge blau gefärbt wurde und man befürchtete, sie werde auch ihre Sehkraft verlieren. Das Gehör hat sich zwar wieder eingestellt, allein das unerquickliche Bad griff bei dem Giftstoff des Indigo's das junge Mädchen dergestalt an, daß es sich hier noch zu einer längeren Nachkur in Pflege geben mußte. Wie man hört, hat der Färbereibesitzer nicht unerhebliche Opfer gebracht, um die Gemißhandelte von einer Klage gegen seine Leute zurückzuhalten.

---

(Unglück beim „Wetterläuten".) Am letzten Samstag Abends, als eben ein tüchtiges Gewitter im Anzuge war, begaben sich in Wörgl (Unterinnthal) sechs Mannspersonen, drei Erwachsene und drei Knaben, in den Kirchthurm, um dortselbst im Vertrauen auf eine, gegen Wasserschaden für besonders wirksam geltende Glocke „Wetter zu läuten". Das Metall befolgte aber das Naturgesetz und nicht jenes, das man ihm im Aberglauben vorschreiben zu können glaubt: es zog den Blitz an und dieser schmetterte die sechs Wetterläuter darnieder, so daß sie, als man sie forttrug, noch vollkommen betäubt waren. Es läßt sich gegen derlei Thatsachen, welche trotz der alljährlichen bedauerlichen Erfahrungen doch immer wiederkehren, weiter nichts sagen, als was der sterbende Talbot sagt: „Unsinn, du siegst — Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens."

---

Durch ein volksthümliches Fest ist am 13. Juni das erste Dezennium der Eröffnung des Krystallpalastes begangen worden. Während der verflossenen zehn Jahre ist der Palast von 15,266,882 Menschen besucht worden. Um dem Publikum eine schwache Idee von der Massenhaftigkeit dieser Zahl zu geben, hat die Direktion im Gebäude ein Stück Calico aufhängen lassen, auf welchem eine Million schwarzer, $^3/_{16}$ Zoll breiter und nur $^1/_8$ Zoll von einander entfernter Punkte gedruckt sind; dennoch bedecken diese Punkte einen Flächeninhalt von 225 Fuß Länge und 3 Fuß Breite.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Sonntag 26. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Romeo aber faßte die Hand seines Vaters und drückte sie warm in der seinigen. „Glauben Sie mir, mein theurer Vater," sagte er im Ton heiliger Ueberzeugung, „es ist für Sie noch die Aussicht auf ein reiches Glück vorhanden, wenn Sie dieses nur in der aufrichtigen Liebe Ihres Kindes suchen wollen. Es soll meine süße Aufgabe sein, Sie durch Zärtlichkeit und Gehorsam das Leid vergessen zu machen, welches Sie vielleicht nur meinetwillen erduldet haben. Was aber jenen Menschen betrifft, den ich leider nicht so ernst bestraft habe, wie er es als unser Feind zu verdienen scheint —"

„Scheint!" rief der Kranke heftig, dann lachte er bitter und legte sich die Hand auf die Augen.

Romeo schüttelte in dem bitteren Gefühl des Verkanntseins schmerzlich den Kopf und eine herbe Thräne stieg ihm ins Auge. „Um Ihnen meine Liebe zu beweisen," sagte er nach einer unerquicklichen Pause mit gesenkter Stirn, „werde ich diesen Mann morgen am Tag aufsuchen und vor meine Klinge fordern, wo dann Gott entscheiden mag."

„Meine Liebe beweisen," flüsterte der Baron ins Kissen; „als wenn es nicht seine kindliche Pflicht wäre, mich zu rächen. Thue, was Du willst," sagte er dann kurz und winkte seinem Sohn, ohne ihn anzusehen, sich zu entfernen.

„Nein, lassen Sie uns am ersten Abend, den wir zusammen Aug' in Aug' zubringen, nicht so kalt scheiden," rief Romeo mit flehender Stimme, während ihm Thränen über die Wangen strömten; „vergönnen Sie mir wenigstens den Trost, daß ich meine Fehler, über deren Größe ich selbst in Unwissenheit zu sein scheine, durch verdoppelte Beweise meiner Liebe für Sie wieder gut machen kann, daß sie nicht ganz unsühnbar sind." — Der Jüngling warf sich in Schmerz aufgelöst vor dem Bett seines Vaters auf die Kniee und faßte die Hand des Kranken, die er heftig küßte. Der Ausbruch seiner Gefühle war so wahr und stark, daß sich der Misanthrop, wie von ihrer Macht bezwungen, erhob und Miene machte, einen Kuß auf seines Sohnes Haupt zu drücken. Aber sein krankes Gemüth besiegte sein besseres Gefühl, er sank wieder zurück und winkte dem Knieenden heftig, ihn allein zu lassen.

Unendliches Weh im Herzen hinabzwingend ergriff Romeo die Kerze und ging weinend zur Thüre hinaus, die er sachte hinter sich schloß. Droben in seinem einsamen Zimmer, dessen Fenster mondbeglänzte Epheuranken umnickten, warf er sich auf's Bett und drückte sein nasses Gesicht tief in die Kissen. Der Krampf verhaltenen Weinens drohte ihm das Gehirn zu sprengen. Wie waren alle, alle Ideale und Phantasieen von einem zärtlichen Vater und einem glücklichen Heimathleben an der bitteren, rauhen Wirklichkeit gescheitert! Der Gedanke, daß das frühere Hoffen und Sehnen nach dem geahnten Vater besser und glücklicher gewesen sei, als der errungene Besitz, der dem lauteren Gefühl zu schaden drohe, zog mit herber Wehmuth durch seine Seele. Und auch den anderen Stern am Himmel seiner Hoffnungen, die Liebe zu jenem fremden lieblichen Mädchen, meinte er erblassen zu sehen, nachdem der Zwillingsstern sich getrübt hatte. Er fühlte sich namenlos unglücklich und klagte seinen Vater der Härte und Grillenhaftigkeit an.

Hätte er aber seinem armen Vater ins Herz sehen und den jammervollen Widerstreit zwischen der Liebe zu dem eifersüchtig bewahrten Sohn und dem Mißtrauen und Menschenhaß seines gequälten Gemüths belauschen können — sein Herz wäre vor Mitleiden zerschmolzen.

### VI.

### Das Mädchen aus der sixtinischen Kapelle.

Das Gasthaus, in welchem Herz wohnte, war ein uraltes Gebäude mit enorm dicken Steinmauern,

phantaſtiſch geſchnitzten Balkenköpfen und einem weit vorſpringenden Erker, der durch drei Stockwerke laufend, mit je drei Fenſtern den Marktplatz beherrſchte. Dieſer Erker lief in ein ſpitzes Thürmchen zu, auf deſſen oberſtem Knauf ſich eine kreiſchende Wetterfahne drehte. Ueber der Thüre ragte ein eiſerner Arm in die Luft, der ein ſtattliches Blechſchild trug. Auf der einen Seite winkte dieſer Schild der durſtigen Welt mit einem ſchäumenden Bierglas, die andere trug das Konterfei der heiligen drei Könige zur Schau. Die Eigenthümerin dieſes Hauſes war eine kleine dicke Wittib, und bei der Künſtlerwelt beſſer angeſchrieben als dieſe bei ihr. Das minderte aber das gute Einverſtändniß nicht, und wenn auch die gutherzige Frau manche Zeche luſtiger Vagabunden in den Schornſtein kreiden mußte, ſo hielt ſie ſich an den anderen wieder ſchadlos. Ihr Haus war als Künſtlerherberge weit und breit berühmt, ſowohl durch illuſtre Gäſte, als durch gute Bedienung.

In der letzten Zeit aber hatte ſich das Renommée dieſes Hotels bedeutend geſteigert. Aber nicht des trefflichen Weins und des kühleren Biers wegen, ſondern um eines ſchönen Mädchens willen, das im dritten Stock die Eckſtube bewohnte. Um ſie drehte ſich das eifrige Geſpräch der beiden jungen Männer, die eines Morgens im Wirthszimmer bei einer Flaſche Weins ſaßen.

„Ja, ſie iſt ſchön," ſagte der Eine, indem er den Römer hinſtellte, aus welchem er einen bedächtigen Zug gethan; er war ein langer junger Herr mit wallendem Haar und langem Künſtlerbart.

„Schön und ſpröd," verſetzte ſein Nachbar, ein zierlich gebauter Blondin, ſeinen lebhaften Geſten nach ein Schauſpieler.

„Das mußt Du freilich am beſten wiſſen," lächelte der Andere. „Hol' mich der Teufel, Du biſt ein beneidenswerther Kerl auf Deinen Brettern. Neben einem ſolchen Engel zu ſpielen, mit ihm reden zu dürfen, als Romeo etwa — und dann die Küſſe —"

„Haben mich fünfzehn Gulden Theaterſtrafe gekoſtet!" jammerte der Schauſpieler mit komiſchem Schmerz. „Ich ſage Dir, Bruder, um einer ſolchen ſpröden Julia willen hab' ich mich noch nie durch Gift vom Leben zum Tode gebracht. Ei was, ſie iſt eine bosbafte Hexe bei all' ihrer Melancholei; erſt ſetzt ſie Einen in Feuer und Flammen und hintennach läuft ſie zum Direktor und beſchwert ſich über einen unſchuldigen, ſelbſtverſchuldeten Kuß."

„Der Dich fünfzehn Gulden gekoſtet hat, armer Seladon!" lachte der Maler und trank auf einen Zug ſein Glas aus. „Nun," ſagte er noch immer lachend, indem er ſich den Schnurrbart wiſchte, „die iſt ja prüder als eine Engländerin."

„Aus den fünfzehn Gulden mach' ich mir nichts," ſagte der Mime und ſchüttelte ſich die Haare aus der Stirn, — „ſo viel war der Kuß unter Brüdern und Schweſtern werth, aber daß ich bei ihr in Ungnade gefallen bin, ſiehſt Du, das iſt mir fatal." Der Schauſpieler zuckte ärgerlich mit den Naſeflügeln.

„Sie ſoll ſich ja geweigert haben, wieder neben Dir zu ſpielen," ſagte der Maler, indem er das eine Auge zublinzte und ſeinen Wein am Sonnenlicht betrachtete.

„Leider hat ſie das," verſetzte der Andere ärgerlich, „Sie iſt ſeitdem noch ſcheuer geworden, ein wahres **Noli me tangere.** Da iſt dann der alte Shakeſpearenarr, der Direktor, der hat nun ſeinen Narren an ihr gefreſſen. Wenn's auf ihn ankäme, ſo gäbe man ihr die Gage umſonſt. Der alte Kater hat ſich aber ſelbſt einen Strich durch die Rechnung gemacht. Seitdem er ſie im Romeo hatte auftreten laſſen, iſt das Publikum ganz vernarrt in den tragiſchen Spektakel, Alles ſchreit Romeo und Julie; weiß der Teufel, was ihnen an dem alten Ding gefällt." Der Schauſpieler trank raſch ſein Glas aus und quirlte anmuthig ſeinen Rohrſtock zwiſchen den Händen.

„Ach ja," gähnte der Maler und ſtreckte Arme und Beine von ſich, „ich erinnere mich, davon gehört zu haben. Die Geſchichte iſt Anno X paſſirt, als die hieſigen Philiſter noch dumm waren. Ein ſicherer Eckholz ſpielte eine bedeutende Rolle darin, Du kannſt das in der Stadtchronik nachleſen." Er legte ſeinen Kopf über die Stuhllehne zurück, daß die Haare hinten lang herunterhingen, und ſah den Fliegen nach, die an der Wand herumliefen. — „Weißt Du was," fing er phlegmatiſch wieder an, „wenn ich wäre wie Du, dann ſteckte ich das Winſeln auf und ließe das Mädel laufen."

„Was bleibt mir anders übrig," murrte der Mime und ſtieß heftig ſein Glas zurück. „Das kann ich Dich aber verſichern, Wolf," fuhr er, ſeinen Hut aufſetzend, fort und fuchtelte mit ſeinem Rohrſtock zornig in die Luft, „wenn ſie einmal einen Liebhaber hat, der kann ſich vor mir in Acht nehmen."

Als die Beiden zur Thüre hinaus waren, kam ein Gaſt, der hinter dem Ofen bei einem Schoppen Bier ſaß, langſam hervor und das Sonnenlicht, welches kräftig durch die Fenſter fiel, beleuchtete das grinſende Geſicht Gottlieb's. Der Würdige hatte kein Wort der Unterhaltung verloren und ſah den Künſtlern aufmerkſam nach, die bald um die nächſte Ecke verſchwanden. Bei der Wirthin, die

eben eintrat, bestellte er eine Flasche Wein, worauf er sich wieder in seinen Winkel zurückzog.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Die Mittheilung Mosemann's trieb Alles an die Fenster. Eben rollte der Wagen vorüber nach der Wohnung des Finanzassessors, vor der er hielt. Zwei junge Damen hatten darin gesessen; eine bekannte, die Frau Finanzassessor, und eine unbekannte, ein Mädchen von augenfälliger Schönheit und Grazie; schlank und blond. Da der Wagen ganz offen war — man hatte gerade den 30. Mai 1853 und das Wetter war sehr schön — konnte man das bemerken.

„Das ist sie, das ist Emilie Winhold!" sagte Mehltretter, als der Wagen vorüber war, mit feierlicher Geberde.

Man wußte die überraschende Schönheit der jungen Dame nicht genug zu loben, und Mehltretter, eine Hand in der Brust, nahm alles das in einer Weise hin, als ob er mindestens der Erzieher und Jugendlehrer von Fräulein Winhold sei.

Die beiden Freundinnen waren unterdessen ausgestiegen und ins Haus getreten. Cäcilie, so war der Vorname der jungen Frau Assessor, wollte ihre Freundin Emilie bis zur Ankunft von deren Vater, welcher erst den folgenden Tag eintreffen konnte, bei sich behalten und ihr die Wohnung zeigen, die sie selbst bisher inne gehabt hatte. Herr Seligmann Fürth, der Eigner des Hauses, war beim ersten Schall des Posthorns von seiner ziemlich entfernten Wohnung herzugeeilt und stellte sich der jungen Dame vor, indem er die Vorzüge des Logis, seine Bequemlichkeiten und alles Erwähnenswerthe mit überschwenglichen Ausdrücken hervorhob, ehe noch die junge Frau Finanzassessor Zeit gewann, ihrer Freundin Emilie Winhold auseinanderzusetzen, wer der Redner sei und was er wolle.

Darauf empfahl sich Herr Fürth, nachdem er namentlich in Erfahrung gebracht hatte, daß der Zollinspektor selbst morgen eintreffen werde.

Als die Freundinnen wieder allein waren, umarmten und küßten sie sich auf's Herzlichste.

„Du gutes liebes Herz!" sagte Emilie. „Wie bin ich froh, Dich hier gefunden zu haben. Du sorgst für mich; Du denkst für mich; Du bringst mich unter und führst mich ein. Laß Dich dafür küssen, mein Kind."

„Und es gefällt Dir hier? in meiner Wohnung?" frug Cäcilie lächelnd.

„Vortrefflich, liebe Cäcilie, gleich auf den ersten Anblick; und ist's dem Vater recht, so bleiben wir hier wohnen ohne Wahl, ohne Umstände."

„Du mußt erst Alles sehen," meinte die junge Frau.

„Gewiß, mein Schätzchen, aber heute nicht. Ich bin so müde," erwiederte Emilie und warf sich auf's Sopha.

Andern Tags nach dem Mittagessen begann die vertagte Untersuchung der Räumlichkeiten. Emilie hatte sich dazu in einen leichten Hausanzug geworfen, welcher ihre ausgezeichnete Figur hervorhob. Ihr blondes Haar war einfach aufgenommen, ihre blauen Augen strahlten, als sie unter Scherzen und Lachen die letzte Treppe zum Boden hinaufstieg. Alles andere hatte man schon gesehen. Hier fiel ihr sogleich eine Thüre in die Augen. Emilie drückte auf die Klinke, allein die Thüre war verschlossen. Soeben kam ihre Freundin die Treppe herauf.

„Wo ist denn," frug sie die junge Frau, „der Schlüssel zu diesem Erkerzimmer?"

Cäcilie lächelte und legte bedeutsam den Finger an die Lippen.

„Ja, damit hat es eine Bewandtniß, liebes Kind."

„Höre, Cäcilie, ich liebe die Bewandtnisse nicht," meinte Emilie. „Das schmeckt nach Gespenstern."

„O nicht doch, Herzchen," beschwichtigte Cäcilie, „dies Erkerstübchen ist reservirt."

„Reservirt? Du lieber Gott, was heißt denn das?"

„Das heißt, der frühere Eigenthümer hat es sich vertragsmäßig als Absteigequartier vorbehalten."

„Weißt Du, Cäcilie, daß dies recht häßlich ist."

„O es hat nicht viel zu bedeuten, indem der fragliche Herr äußerst selten Gebrauch von diesem Rechte macht."

„Mag sein, aber es stört mich, mir sagen zu müssen, daß ich nicht allein Herr im Hause bin. Wer ist denn dieser Abscheuliche?"

„Ein verdorbener Jurist. Er fährt stets, Gott weiß wo, in der Welt herum, nachdem er sein schönes Vermögen durchgebracht und nichts gelernt hat. Das Haus war sein letzter Grundbesitz hier im Orte, wie mir Herr Seligmann Fürth, dem er es verkauft hat, erzählte."

„Eine schöne Hausgenossenschaft. Ich werde gewiß erleben, daß dieser Mensch gerade jetzt recht oft betrunken heimkehrt. Ich kenne mein Glück."

Cäcilie lachte.

„Lach' doch nicht," schmollte Emilie. „Ich bin ernstlich böse. Herr Seligmann Fürth muß dies Verhältniß kündigen; ich bestehe darauf."

Digitized by Google

„Geh doch, wie grausam!“ entgegnete Cäcilie. „Mir war es ja auch recht so. Seit den dreiviertel Jahren, die ich hier wohnte, kam der Mensch zweimal auf zwei Nächte, ohne daß ich etwas gewahr wurde, außer wo er das letztemal wieder wegging. Er öffnet sich selbst das Haus mit einem Hausschlüssel, den er führt, und benimmt sich so geräuschlos und so bescheiden, wie man es nur wünschen kann. Mein Dienstmädchen, das ihm das Wasser brachte, konnte sein anständiges und artiges Benehmen nicht genug loben. Mein Mann, der ihn bereits früher kannte, sagte mir, er habe bei seiner nächsten Anwesenheit die Absicht, uns seinen Besuch zu machen, bisher habe ihm die Zeit gemangelt. Ich war gespannt auf den Besuch, aber nun komme ich freilich darum.“

„Da habe ich also das Vergnügen,“ sagte Emilie mit einem scherzhaften Knix.

„Das Zimmer selbst mit einem Alkoven daneben steht Dir jederzeit offen; hier ist der Schlüssel.“

Cäcilie griff bei diesen Worten mit erhobener Hand auf den Sims über der Thüre.

„Gut, ich danke, laß nur,“ sagte Emilie, die sich soeben von unten gerufen hörte. „Komm, Cäcilie, ich werde verlangt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Der Held der Schiller'schen Bürgschaft vor Gericht.) Die „Wiener Gerichtshalle“ bringt einen launig abgefaßten Feuilleton-Artikel über die Frage: „welcher Vergehen und Verbrechen sich der Held der Schiller'schen Bürgschaft schuldig gemacht hätte.“ Der Artikel analysirt die ersten Verse dieser Dichtung in nachstehender Weise:

„Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande.“

Vor Allem hat sich der Angeklagte, der sich hier offenbar Möros nannte, während der Dichter selbst seinen wahren Namen Damon ausdrücklich erwähnt, der Uebertretung der falschen Meldung §. 320 e schuldig gemacht, und insofern er keinen Waffenpaß bei sich führte, auch des unerlaubten Waffentragens.

„Ihn schlugen die Häscher in Bande.“

Die vom Dichter hier angewendete Bezeichnung „Häscher“ ist offenbar eine Reproduktion des vom Angeklagten gegen die polizeilichen Organe gebrauchten Schmähwortes, welches den Thatbestand der Wachebeleidigung §. 312 herstellt. Außerdem muß sich Inkulpat Widersetzlichkeiten gegen die Wache haben zu Schulden kommen lassen, wie aus dem Ausdrucke: „ihn schlugen die Häscher in Bande“ sonnenklar hervorgeht, da sie ihn ja sonst gewiß nur in Bande gelegt hätten. Wir haben also hier einen Fall des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit durch Handanlegung oder gefährliche Drohung gegen obrigkeitliche Personen in Amtssachen §. 81. Noch höher wächst die Anklage durch des Inkulpaten eigenes Geständniß. Auf die Frage des Königs antwortete er, er wollte „die Stadt vom Tyrannen befreien“. Es liegt hier das Verbrechen der Majestätsbeleidigung unter erschwerenden Umständen, §. 63, ferner ein Geständniß vor von Hochverrath und versuchtem Meuchelmord, §§. 58, 138. Und endlich muß in der versuchten Befreiung der Stadt von einem eingebildeten Uebel eine unberufene Führung fremder Geschäfte gesehen werden, da nur die Stadtverordneten-Versammlung, Gemeinderath oder wie immer genannte Vertretung berechtigt ist, den wirklichen Bedürfnissen der Stadt abzuhelfen. In Ansehung dieser enormen Konkurrenz von Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen wäre Angeklagter Damon auf mindestens 30 Jahre über lebenslänglich zu verurtheilen und die Stadtvertretung von Syrakus kann außerdem ihre Ansprüche im Civilwege gegen ihn geltend machen.

Der Pionnier Karl Klinke, welcher beim Sturme der Düppeler Schanzen die Palissaden mit Pulver sprengte und dadurch mit Bewußtsein das Leben opferte, ist aus Bohsdorf gebürtig. Der dortige Rittergutsbesitzer Heinze läßt nun in dem Barheim'schen Atelier zu Berlin eine Gedenktafel mit Emblemen verziert, die sich auf diese Heldenthat beziehen, und mit einer Inschrift versehen, anfertigen. Sie wird am Geburtshause des märkischen Winkelried zum bleibenden Gedächtniß angebracht werden.

## Logogryph.

Ich bin nicht klein, doch siehst du mich
Bei kleinen Gegenständen nicht.
Bei Palästen, Tempeln, Thürmen, sprich',
Bewunderst du mich nicht?
Und ohne Kopf bin ich ein Thier,
Das dienet zum Vergnügen dir,
Zum Nutzen, viel, oft wenig werth.
Kurz — ich bin ein Pferd.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Dienstag, 28. Juni 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Unterdessen saß die schöne Schauspielerin, um welche sich das Gespräch gedreht hatte, oben im Erker des dritten Stocks und hielt ein Rollenheft in Händen, in welchem ihre verweinten Augen emsig zu studiren schienen. Schienen — sagen wir, denn in Wirklichkeit machten ihre bethränten Augen, von denen dann und wann ein heißer Tropfen auf die kraus verworrenen Schriftzüge fiel, das Studiren zu einer Unmöglichkeit. Ihre Gedanken weilten bei dem kranken Vater, der in wilden Phantasieen im Nebenzimmer lag. Abgerissene Sätze, die der Schlummernde ausstieß, drangen von Zeit zu Zeit ins Ohr der lauschenden Tochter. Das Mädchen mochte etwa achtzehn Jahre alt sein und war von rührender Schönheit. Sie trug ein weißes Morgenkleid, aus dessen weiten Aermeln zarte weiße Hände schimmerten mit den niedlichsten Fingern. Ihr reiches braunes Haar war zum Theil noch so geordnet, wie sie es am verflossenen Abend auf der Bühne getragen hatte; aber hie und da hatten sich die Flechten aufgelöst und quollen unter einem seidenen Tuch hervor, dessen purpurrothe Farbe die Blässe ihres lieblichen Gesichts noch mehr hervorhob. Nachdem sie eine Weile vergebens versucht hatte, die Schrift zu entziffern, ließ sie die Hände mit einem Seufzer in den Schooß sinken und blickte mit den sanftgeröthten Augen in das Zimmer. Stühle und Tische waren mit Büchern, Rollenheften, Bühnenrequisiten und Toilettegegenständen bedeckt. An den Wänden hingen zwei Porträts, von aneinandergehefteten welken Sträußen umkränzt, von den Gewändern, die an denselben Nägeln aufgehängt waren, halb verhüllt. In einer Ecke standen mehrere Koffer und mit Packleinwand überzogene Kisten. Die traurigen Blicke der jungen Dame, welche gleichgiltig über die verstreuten Geräthe geglitten waren, richteten sich jetzt mit dem Ausdruck der Erwartung nach der Thüre. Auf der Treppe ließen sich schwere Schritte hören und als sich das lauschende Mädchen vergewissert hatte, daß es der bekannte Tritt eines Erwarteten war, sprang sie auf und öffnete die Thüre, wo alsbald die kleine, freundliche Gestalt des alten Doktor Schneidler erschien.

„Na, Sie sind ja auch wieder 'mal unfolgsam gewesen," sagte der lebhafte alte Herr nach der ersten Begrüßung und drohte der Schauspielerin vorwurfsvoll mit dem Finger. „Hab' ich nicht gesagt, daß Sie die Wärterin sollten machen lassen? Wollen Sie denn mit Gewalt krank werden, Sie eigensinniges Kind?"

Das junge Mädchen schüttelte leise weinend den Kopf. „Die Angst um den Kranken würde mich wach gehalten haben, Doktor," antwortete sie traurig, „und da ist mir denn am wohlsten, wenn ich ihn pflege. Ach, er hat wieder eine schlimme, schlimme Nacht gehabt." Sie öffnete bei diesen Worten die Thüre des Krankenzimmers und ließ den Doktor eintreten.

„Freilich," sagte dieser, nachdem er den Patienten, der blaß und abgezehrt in fieberhaftem Schlummer lag, eine Weile aufmerksam betrachtet hatte, „sein Zustand ist noch immer gefährlich sogar," setzte er leise hinzu, als er ihm den Puls fühlte, „indessen etwas mehr Ruhe dürfen Sie sich doch gönnen, mein liebes Fräulein."

„Noch immer gefährlich?" wiederholte das Mädchen flüsternd und heftete einen unendlich liebevollen Blick auf das bleiche, edle Gesicht ihres Vaters. „O Gott, wer hätte geahnt, daß Dir Deine guten Absichten, mit welchen Du in diese Stadt kamst, so entsetzlich vergolten würden." Sie weinte leise vor sich hin und hauchte einen Kuß auf ihres Vaters Stirn.

„Eckholz," rief in diesem Augenblicke der Schlummernde, „ich stelle Dich zufrieden, aber mein Weib ist gestorben."

Seine Tochter weinte heftig. „Ach, was für ein Teufel muß dieser Mensch sein," flüsterte sie, „und mein Vater liebte ihn so sehr und meine Mutter dachte auf ihrem Sterbebette an ihn. Aber ich hasse ihn und wenn mein guter Vater sterben sollte" — sie vollendete nicht, sondern nickte schluchzend mit dem Kopf, als ob sie einem verzweifelten Entschluß Nachdruck geben wollte.

„Trösten Sie sich, mein liebes Kind," sagte der alte Doktor freundlich und faßte tröstend ihre Hand; „ich hoffe mit Gottes Hilfe Ihnen in kurzer Zeit Ihren theuren Vater wieder herzustellen. Und was diesen Eckholz betrifft," setzte er mit einem mitleidigen Lächeln hinzu, denn es ärgerte ihn, daß man einen anderen Arzt zu dem Kranken gerufen hatte — „das ist ein armer, misanthropischer Narr, der selbst im Bett liegt und es unter den Händen eines Quacksalbers nicht mehr lange treiben wird. Indessen ist er selbst an der Verwundung meines alten Freundes nur unmittelbar schuldig; sein Sohn, der in Italien den Dolch führen lernte, hat meinen alten Freund verwundet."

„Dann treffe ihn der Fluch einer unglücklichen Tochter!" rief das Mädchen und ihr zartes Gesicht röthete sich in heiligem Zorn. „Dieser Eckholz ist an unserem harten Schicksal schuld."

„Kennen Sie seine Geschichte?" fragte der Doktor nach einer Pause.

„Ich kenne nur Weniges daraus, Andeutungen meines Vaters, meiner Mutter," sagte die junge Schauspielerin, in trübes Sinnen verloren. „Ohne sein Verschulden wären wir vielleicht nie nach Polen gekommen, wo wir sammt unserem Beschützer, dem Grafen Dolgoroky, mit welchem mein Vater in hochverrätherischen Verbindungen gestanden haben sollte, nach Sibirien verbannt wurden. Ach, das waren entsetzliche Zeiten für uns und wenn ich an das Weh zurückdenke, das meiner Mutter in dem öden Lande das Leben kostete und meinen Vater so ernst und trüb machte, o, dann möchte ich den Himmel um einen Engel anflehen, der all unser Elend an diesem tückischen Eckholz räche." Abermals hauchte das weinende Mädchen einen zärtlichen Kuß auf des Schlummernden Wange und überhörte es, als der Doktor leise sagte: „Ich bin überzeugt, daß Eckholz das Recht zu der nämlichen Bitte zu haben glaubt."

Erst als der alte Herr freundlich Abschied nahm, schrack sie auf und dankte ihm für seine freundschaftliche Theilnahme in rührenden Worten. Der geschmeichelte Doktor versprach, den Nachmittag wiederzukommen und empfahl sich mit einigen herzlichen Worten des Trostes.

Der Kranke schlief noch immer und seine Tochter nahm ihren Platz am Fenster wieder ein, wo sie sich auf's Neue mit dem Hefte beschäftigte. Aber ihr Studiren hatte keinen Fortgang, die Worte der Rolle wollten in ihrem Gedächtnisse nicht haften, denn ihre Gedanken, so oft sie auf andere Dinge gerichtet wurden — immer kehrten sie zu traurigen Betrachtungen zurück. Endlich ließ sie das Heft aus der lässigen Hand sinken und schaute gleichgiltig und mit müden Augen auf den geräuschvollen Marktplatz hinunter und auf die bunte, geschäftige Menge, die sich dort um die grünen Gemüsehaufen, um Wildprettische und Butterwaagen drängte. Vor dem alten Rathhaus mit seinen gezackten Giebeln und der ungeheuren Steintreppe stand der eiserne Stadtbrunnen und die Sonne beschien den vergoldeten Löwen, der ihn krönte, die kupfernen Röhren blitzten, und plaudernde Mägde füllten ihre blankgescheuerten Kufen. Vor den Werkstätten der Handwerker, die hinter knospenden Blumenstöcken am offenen Fenster hämmerten und nähten, ließen sich eingesperrte Wachteln und andere Singvögel hören, die Kinder jubelten in den Straßen, die Sonne liebäugelte mit blanken Knöpfen, Thurmspitzen und den Wasserperlen des plätschernden Brunnens — es war ein sehr erquickender Morgen. Es gelang seiner Heiterkeit und seinen bunten Bildern, auch das bleiche Mädchengesicht hinter dem Erkerfenster aufzuheitern.

Jetzt haftete ihr Blick auf der hohen Gestalt eines schönen jungen Mannes, der langsam über den Marktplatz schritt. Sein Gesicht war traurig und er hatte das Auge düster auf den Boden geheftet. Die junge Schauspielerin nahm einen unwillkürlichen Antheil an dem schönen, niedergeschlagenen jungen Mann. Wohl aus keinem anderen Grunde, als weil er der einzige Traurige unter der fröhlichen, treibenden Menge war und weil Leid Leid anzieht. „Ob er wohl um einen kranken Vater bekümmert ist?" flüsterte sie unbewußt vor sich hin. Bald darauf, während sie noch den jungen Betrübten ansah, fiel ihr ein, was sie eben vor sich hingeflüstert, sie seufzte unwillig über ihre thörichten Gedanken und wandte ihr Auge weg. Nicht lange, so wollte sie sehen, ob der junge bleiche Mann noch da sei und mit einem dunklen Gefühl, daß sie erschrecken werde, wenn er verschwunden wäre, suchte sie ihn mit den Augen. Sie fand ihn, als er einen Vorübergehenden anhielt und sich nach Etwas erkundigte. Der Angeredete zuckte die Achsel, wie um seine Unbekanntschaft mit dem Gegenstand der Frage auszudrücken. Plötzlich schien ihm ein Licht aufzugehen, er that eine Frage, offenbar um sich über seine Vermuthung zu vergewissern. Der junge

Digitized by Google

Mann nickte heftig, worauf sich der Auskunfterlheiler rasch umwandte und nach dem Fenster deutete, wo die Beobachterin dieser Scene sich befand. Die junge Dame zog sich erröthend zurück — sie vergaß zum ersten Mal, an ihren Kummer zu denken — und sah nur noch, wie der Jüngling heftig die Lippen zusammenbiß und dann geradewegs dem Haus zuschritt. Unruhig wandte sich das junge Mädchen um und indem sie einen raschen Blick über die Unordnung im Zimmer warf, stieg ganz im Hintergrund ihrer Seele der Wunsch auf, daß das Zimmer aufgeräumt sein möge. Sie bemerkte auch jetzt zum ersten Mal, daß das Spiegelglas einen kleinen Sprung habe. Eben wollte sie den Riegel vorschieben, als sich schnelle Schritte auf den letzten Stufen hören ließen, Jemand kräftig anklopfte und, ohne ihr schüchternes „Herein" abzuwarten, rasch öffnete. Es war der junge betrübte Mann, der eintrat, — eintrat mit einem feindseligen Ausdruck im blassen Gesicht, der aber beim Anblick des verwirrten Mädchens grell in einen ganz entgegengesetzten umschlug.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Die beiden Freundinnen stiegen hinab. Der Vater Emiliens war angelangt, wie das Dienstmädchen berichtete. Soeben hatte er aus dem Gasthause zum Hirsch, in welchem er abgestiegen war, hergeschickt.

Cäcilie begleitete Emilien nach dem bezeichneten Gasthofe, wo man den Inspektor im Sommerhabit pustend und die Stirn trocknend in einem Lehnstuhle des Wirthszimmers fand. Ein Krug Setterser Wasser und eine halbe Flasche Wein standen neben ihm auf dem Tische; ein Beweis, daß es dem alten Herrn um Kühlung zu thun sei.

Herr Seligmann Fürth spekulirte bereits, eine Nelke im Mund, durch die halboffene Zimmerthüre, um einer etwaigen Konkurrenz augenblicklich Paroli bieten zu können.

Er begleitete die Küsse, Umarmungen und Händedrücke des Beamten und der beiden jungen Damen mit allerhand stummen Geberden, wobei er seine Nelke bald in die rechte, bald in die linke Ecke des Mundes spazieren ließ. „Schöner Mann, nobler Mann," murmelte er dazwischen.

Die Damen hatten indessen Platz genommen und eine geregelte Unterhaltung angeknüpft.

„Nobler Mann," fuhr Herr Seligmann Fürth draußen fort. „Muß ein Offizier gewesen sein, als er einen Schnurrbart trägt. Gott, und wie er noch gut aussieht mit seinem grauen Kopf. Wie er kann lachen und Stuß machen mit die Damens. Und was für ein properer Anzug, was für ein feines Exterieur? Ist das ein Mann! Werden wir uns glücklich fühlen im Städtchen. So ein Mann!"

Der Zollinspektor entsprach in der That dem Signalement, das Herr Fürth auf diese Weise von ihm entwarf. Er war ein rüstiger Fünfziger mit grauem Kopf und Schnurrbart, vortheilhafter Gesichtsbildung und kräftiger etwas voller Natur. Sein ganzes Wesen deutete auf launige Frische und Herzlichkeit.

Soeben hatte er nach der Wohnung gefragt, und die beiden jungen Damen beeiferten sich, mit jener Angelegenheit, welche dem weiblichen Geschlechte bei solchen Dingen eigen ist, dem alten Herrn davon zu sprechen.

Herr Seligmann Fürth machte bei dieser Wendung des Gesprächs so ausschweifende Bewegungen, daß ihm die Nelke aus dem Munde fiel und der Inspektor aufmerksam wurde.

„Was zum Henker macht sich dieser Schaude da schon die ganze Zeit zu schaffen?" sagte er.

„Ach, Herr Seligmann Fürth!" riefen beide Damen, die Köpfe umdrehend.

„Es ist der Eigenthümer der Wohnung," setzte Cäcilie erläuternd hinzu.

„Ja wohl, Herr Inspektor," bestätigte Herr Fürth, mit tausend Verbeugungen eintretend. „Ich bin der Eigenthümer. Ein schönes neues Haus, auf Ehr' und Seligkeit, kost' mich 6000 Thaler zu kaufen. Und was hab' ich hineinverbaut? Lassen Sie mich nicht reden daderoen. Ein Spitzbube will ich sein, wenn's nicht in die 1000 Thaler machet. Verzementirte Keller, ein neues Schieferdach, durchaus neu gedielt und geptattet. Gott, wenn ich an die Ausgaben denk', an die Aergerniß mit die Handwerksleute! E Wunder, daß ich noch gesund und am Leben bin. Soll mir vorstehen all mein Lebtag, daß ich hab' gebaut."

„Es ist ein Gärtchen dabei?" frug der Inspektor halb zu Cäcilie gewendet.

„Sagen Se nicht ein Gärtchen, Herr Inspektor, sagen Se ein Garten. Können Se doch drinn ziehen Ihre Gemüsercher, Ihren Salat, Ihre Spargeln, Ihre Blumen und haben noch Platz zum Bleichen."

„Ich werde mir Alles ansehen, Herr Fürth; allein der einzelne Herr, den Sie, wie mir meine Tochter sagt, im Erkerstübchen beherbergen, gefällt mir nicht."

Digitized by Google

„Gott, was kann Se schenieren der einzelne Herr? Er ist so vor sich, so bescheiden, der Referendar, und wann kommt er einmal heim?“

„Einerlei, Sie müssen das abändern.“

„Wie kann ich das? Herr Inspektor? Hat er's nicht kaufbriefmäßig? Bei Amt bestätigt und ins Generalhypothekenbuch eingetragen?“

„Geben Sie dem Herrn doch eine Wohnung in Ihrem Hause.“

„Meinen Se, daß er's thäte? Und ich soll's ihm anbieten? Meine Lebtage nicht, Herr Inspektor. Nehmen Se mir's ja nicht vor ungut. Wenn Se wüßten, was ich dem Referendar für Dank schuldig bin, wenn Se das wüßten, dann mutheten Se mir nicht zu, daß ich sollte vor ihn treten und ... Gott, ich darf gar nicht dran denken!“

Auf den Inspektor schien dieses Zartgefühl Eindruck zu machen. Er erhob sich ohne eine weitere Einwendung und nahm Hut und Stock.

„Nun denn, so führen Sie mich,“ forderte er Herrn Seligmann Fürth auf.

„Wir werden unterdessen die Stadt besehen,“ sagte Cäcilie. „Sie erlauben wohl, Herr Inspektor, daß ich Emilie ein wenig herumführe?“

„Geht nur, Kinder, bleibt mir aber nicht zu lange,“ erwiederte dieser und entfernte sich mit Herrn Fürth, der mit seinen Verbeugungen vor den Damen erst an der Treppe ein Ende fand.

Der Miethvertrag kam Tags darauf zu Stande. Herr Seligmann Fürth hatte die Paragraphen dazu in einer Weise stylisirt, die seinem schriftstellerischen Geschmack und seinem Sachverstande alle Ehre machte. Acht Tage später brachte der Möbelwagen die fahrende Habe des Inspektors und seiner Tochter. Eine halbe Woche verging unter Mühsal und Sorge, bis Alles wohl ausgepackt, hinaufgetragen, aufgestellt und geordnet war. Dann erst fühlte sich Emilie in den neuen Räumen wohl. Die nächste Zeit verging, nach dem Abschiede Cäciliens, die ihrem Gatten nachreiste, unter Besuchen und Empfang von Besuchenden.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Bei dem Lyoner Musikfest, wo die preußische Militärmusik aus Rastatt so viel Furore gemacht hat, ist folgender Spaß vorgekommen. Ein Gesangverein eines kleinen Städtchens, das, von keinem Telegraphendrahte berührt, sehr abseits liegt, war sich seiner Meisterschaft und seines Sieges im Wettkampfe so gewiß, daß er schon vor seinem Abgange nach Lyon die Veranstaltung getroffen hatte, die Nachricht seines Triumphes auf schnellmöglichstem Wege in die Heimath zu befördern. Drei Tauben wurden mitgenommen, um nach Verleihung der Preise gleich losgelassen zu werden. Alle drei Tauben sollten den ersten Preis, zwei den zweiten und eine den dritten bedeuten. Der Verein ließ sich in Lyon hören und war sehr zufrieden mit sich selbst. Aber die Jury wußte die Leistungen nicht zu schätzen; weder der erste, noch der zweite, noch der dritte Preis wurde den wackeren Sängern zuerkannt. Zur Ueberfülle des Mißgeschicks waren aber auch schon während der Gesangvorträge die drei Tauben aus dem Korbe entwischt, der sie bis zum großen Moment der Preisevertheilung hatte gefangen halten sollen. Man kann sich den Jubel denken, welcher in dem Städtchen bei der Ankunft sämmtlicher drei Tauben entstand. Ehrenpforten wurden gebaut, alle Häuser mit Kränzen geschmückt zum Empfange des von Lyon als Sieger mit dem ersten Preise heimkehrenden Vereins. Mit Böllerschüssen und rauschender Musik am Thore begrüßt, mußte der Dirigent freilich den Sachverhalt berichten, tröstete indessen die bestürzte Einwohnerschaft mit der Erklärung, daß, wenn die preußische Militärmusik ihm nicht den ersten Preis vor der Nase weggenommen hätte, er denselben unfehlbar bekommen haben würde.

---

(Originelle Bittschrift.) Folgende wörtlich getreue Bittschrift sandte aus Westphalen ein Vater, dessen Sohn Soldat werden sollte, an den König von Preußen: „Thränenverehrtester Herr König! Ew. Majestät werden gütigst verzeihen, wenn ich Ihren Thron besteige. Ich bin ein Seidenwirker. Voriges Jahr brachte ich meinen Sohn zu Gott (wurde konfirmirt), dieses Jahr zum Tischler. Mein Sohn soll drei Jahr dienen, es könnte mit einem Jahr abgemacht sein und wird schon gehen. Ew. Majestät haben ja schon bei mancher Gelegenheit ein Auge zugedrückt, drücken Sie noch einmal ein Auge zu.“

---

Auflösung des Logogryphs in № 77:
Groß — Roß.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Freitag, 1. Juli 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Romeo — denn dieser und kein Anderer war der junge Mann, und er kam nicht in den freundschaftlichsten Absichten, wie die geneigten Leser sich erinnern werden — Romeo blieb wie vom Blitz gerührt an der Thüre stehen: ein Blick in das rosige Gesicht des verlegenen Mädchens ihm gegenüber hatte ihn überzeugt, daß er der fremden, heißersehnten Geliebten gegenüberstehe. „Ich habe sie gefunden!" jauchzte es in seiner Seele mit tausend Engelsstimmen, und alle anderen Stimmen, Gedanken und Wünsche verstummten vor diesem Jubel, alle anderen Bilder und Erinnerungen verschwanden vor dem lebendigen Bild des geliebten Mädchens aus der sixtinischen Kapelle. Eine helle Röthe der Verwirrung flog über das liebliche Mädchengesicht, als der junge Eindringling so seltsam überrascht, so wunderbar bewegt sie anstarrte.

Endlich, da noch immer kein Wort der Aufklärung erfolgte, blickte sie den schönen Räthselhaften ängstlich an — ob ängstlich um seinet- oder ihretwillen, sie wußte es nicht — und fragte schüchtern: „Suchen Sie Jemanden?"

Diese süße Stimme löste den Bann, der auf der trunkenen Seele Romeo's lag. Er strich sich mit der Hand über die Stirne, als wollte er ihn ganz entfernen und sagte mit jenem Seufzer, mit welchem Erwachende den Tag begrüßen: „Ich — ich suche den Herrn Schauspieler Herz" — dabei ließ er seine Augen durch's Zimmer schweifen — er glaubte sich im Zimmer geirrt zu haben und anstatt in das seines Feindes durch ein glückliches Versehen in dasjenige der Geliebten getreten zu sein.

„Mein Vater ist sehr krank" — antwortete das schöne Kind und es lag etwas wie ein bedingter Vorwurf in dem wehmüthigen Tone, mit welchem sie das sagte. Ihr erwartungsvoller Blick, den sie auf das Gesicht ihres Nachbars heftete, schien die Hoffnung auszudrücken, daß er seine Unwissenheit in Betreff der Krankheit ihres Vaters als Fremder entschuldigen werde. Aber wie erschrack sie, als die Erwähnung ihres Vaters alles Blut aus den Wangen des Jünglings trieb und mit einem Schrei, wie ihn ein plötzlicher heftiger Schmerzensstich erpreßt, schlug er die Hand vor's Gesicht.

„Mein Gott, was ist Ihnen?" rief das Mädchen ängstlich, indem es einen, zwei kleine Schritte näher trat. In ihren Zügen prägte sich eine schmerzliche Theilnahme an dem Leid des jungen Mannes aus. Aus der Brust des unglücklichen Romeo drang ein Ton des tiefsten Seelenjammers und er wandte sich langsam um. Noch einmal, und ängstlicher und dringender, wiederholte das Mädchen die theilnehmendste Frage, ja sie faßte mit ihren zarten, rosigen Fingern ganz sachte den Arm des Unglücklichen, als wenn sie ihn von dem schönen Gesicht, das er verhüllte, entfernen wollte.

Aber der Arme hörte nicht und fühlte nicht, ihm tönte nur das Vorwurfsvolle „mein Vater ist krank" ins Ohr, sein Hirn faßte nur den einen Gedanken „Mörder ihres Vaters" und seine Seele faßte nur einen Schmerz, den Jammer der gänzlichen Hoffnungslosigkeit. Ein dumpfes Schluchzen erschütterte seine Brust, er tastete, während er mit der einen Hand seine Augen bedeckte, mit der anderen nach der Thürklinke, öffnete, ohne sich umzusehen, und ging wie ein Trunkener schwer und langsam die Treppe hinab.

Die junge Schauspielerin folgte ihm einige Stufen, sie wollte Etwas ausführen, um ihn zurückzuhalten, um ihn zu trösten, und wußte nicht was. Auf der dritten Stufe stand sie still und hielt sich am Geländer, wo sie ihm nachsah, bis er ganz unten auf dem Flur angekommen war. Dann erhob sie, nachdem sie noch eine kleine Weile gelauscht, ihr Auge und schritt langsam ins Zimmer zurück. Dort

öffnete sie das Fenster und sah den jungen, räthselhaften Mann mit gesenktem Haupt über die Straße schwanken, achtlos auf Das, was um ihn her vorging, wie in einen großen Schmerz versunken. Ein Kutscher mußte die Pferde plötzlich hemmen, um ihn nicht zu überfahren, und die Vorübergehenden sahen ihm kopfschüttelnd nach. Aus dem Haus, welches er verlassen, kam ein kleiner, bucketiger Mensch in schwarzer Kleidung, welcher dem Jüngling zu folgen schien. In einer Seitengasse verschwanden sie Beide. Das Mädchen machte das Fenster wieder sachte zu und sah noch eine Zeitlang gedankenvoll durch die Scheiben. Sie meinte einen Traum gehabt zu haben, — ob aber mehr süß oder mehr traurig, das wußte sie selbst nicht, nur daß er betäubend gewesen, fühlte sie.

## VII.

### Vater und Sohn.

Der alte Baron v. Eckholz sah der Rückkehr seines Sohnes mit Ungeduld entgegen. Er hatte zwar den Jüngling rauh und mürrisch weggehen lassen, aber diese Rauhheit hing wie ein zerrissener Mantel über der leidenschaftlichen Liebe, die der Misanthrop für seinen Sohn empfand. Wie oft hatte er in der Nacht, da er sich schlaflos auf seinem einsamen Lager wälzte, sein Kind mit den zärtlichsten Ausdrücken zu sich hergerufen, wie rührend hatte sich seine Sehnsucht nach ihm ausgeweint, wie oft hatte er sich Vorwürfe über sein feindseliges Betragen gegen seinen Sohn gemacht, wie zerfleischte Reue sein Herz und wie fest nahm er sich vor, seinen Sohn am nächsten Morgen mit einem Gesicht voller Liebe zu empfangen. Und da der Morgen kam, als der Jüngling an sein Bett trat, die Augen voller Kummer über die unselige Verblendung des Vaters, — war er da nicht noch rauher, abstoßender, feindseliger gegen ihn gewesen, als am Abend zuvor? Hatte er nicht den liebevollen Gruß Romeo's mit finsterem Schweigen, seine beweglichen Bitten, ihm den Grund dieses unversöhnlichen Zürnens zu enthüllen, mit mürrischem Wegwenden beantwortet? — Aber drangen nicht auch die Liebesworte des Sohnes wie glühende Pfeile in seine eingekerkerte Seele, strebte nicht seine Liebe frei zu werden aus den Banden der Selbstquälerei, trieb ihn ein wühlender Vorwurf eigener Unwürdigkeit nicht, sich vor seinem liebevollen Kind auf's Knie zu stürzen und seine Verzeihung zu erflehen und sein Mitleid für einen unglückseligen Vater, der mit eifersüchtiger Liebe liebte und es nicht zu gestehen wagte? Von dem quatvollen Widerstreit aller dieser Gefühle zerrissen, blieb er ruhig liegen und ließ seinen Sohn in Verzweiflung fortgehen, um seinen unseligen Plan auszuführen, zu welchem ihn seine Schwarzseherei getrieben, den er in verschwiegener Nacht weinend widerrufen und zurückzunehmen schwur. Aber er that es nicht, er wollte es thun und konnte nicht. Er malte es sich recht finster aus, wenn der Schauspieler seinen Sohn erschlüge, wenn er ihn vor sich liegen sähe, bleich und blutig, wie er sich dann erst recht an seinen Feinden rächen und die ganze Welt erst dann mit dem giftigsten Haß hassen wolle. — Erst als Romeo fortgegangen war, schien sich der finstere Bann zu lösen, der die Liebe des alten Misanthropen mit Stummheit schlug. Er weinte und seufzte nach seinem Sohn, rief ihn mit zärtlichen Namen und schickte ihm endlich seinen buckeligen Famulus nach, um ihn zu beobachten und vor Unfällen zu bewahren.

Der würdige Gottlieb war der Einzige im Haus, der freudiger Stimmung war. Er sah mit fanatischem Wohlgefallen, wie empfänglich das eifersüchtige Gemüth des Kranken für jedes Körnchen Argwohn war, das er hineinsäete. Er sah den feinen Spalt des Mißverständnisses geöffnet, der Vater und Sohn trennte, und schob vorsichtig und tückisch froh den fein zugespitzten Keil des Mißtrauens hinein, um den leicht schließbaren zur unausfüllbaren Kluft zu erweitern. Darum empfing er den Befehl seines Herrn, dem jungen Manne nachzugehen, mit großer Freude, die er aber unter der Maske der geäußerten Besorgniß, daß in seiner Abwesenheit dem theuren Kranken Etwas zustoßen könne, weislich verbarg. Dadurch zog er sich natürlich eine noch ungeduldigere Wiederholung des Befehls zu. Wir haben gesehen, wie treu er ihn ausführte; er war seinem jungen Herrn vorausgeeilt und hatte sich ins Wirthszimmer gesetzt, wo er das Gespräch der Künstler belauschte; er hatte Romeo hastig die Treppe hinaufeilen und in tiefsten Schmerz verloren herabkommen sehen. Eine Ahnung stieg im Herzen des treuen Dieners auf, die ihm schon oft als thörichter Wunsch gekommen war: Sollte vielleicht die Tochter des Schauspielers jene Fremde sein, in die sich der Maler in Rom verliebt hatte? Dann war ihm die Hälfte seiner Mühe genommen; dann hoffte sein ränkesüchtiges Gemüth Wege zu ersinnen, die Vater oder Sohn, oder Beide ins Verderben führen müßten. Er hatte das Bild Lydiens gesehen und ihre Tochter sollte ihr gleichen. Gleich nachdem Romeo das Gasthaus verlassen, erkundigte sich Gottlieb bei der redseligen Wirthin nach der jungen Schauspielerin. Die geschwätzige Frau kam seinem Wunsche freundlich entgegen und beschrieb ihm die innere und äußere Schönheit ihres Lieblings Zug

für Zug. Mit leuchtenden Blicken verabschiedete sich der Bucklige. Sie mußte es sein, Romeo mußte in der Tochter seines Feindes seine Geliebte, deren Vater er verwundet hatte, erkannt haben: nur dadurch war seine furchtbare Erschütterung, mit der er sich aus der Wohnung des Schauspielers entfernte, motivirt. Alle erdenklichen Folgen, die sich aus diesem Verhältniß ergeben mußten, drängten sich vor seine Seele, als er dem Waldschloß zueilte.

Vor der Thüre vertauschte er schnell seinen schadenfrohen Gesichtsausdruck mit dem traurigen Aussehen eines Menschen, der sich aus Rücksicht auf einen Freund eine fehlgeschlagene Hoffnung mitzutheilen scheut. Mit niedergeschlagenen Augen und einem schmerzlichen Seufzer trat er ins Zimmer. Sogleich richtete sich Eckholz in seinen Kissen auf und winkte seinem Famulus, näher zu treten. Folgsam setzte sich Gottlieb auf seinen Sessel neben dem Bett und senkte die Augen auf seinen Schooß, in welchem er die gefalteten Hände verbarg. Der Kranke sah ihn ungeduldig an; er schien zu erwarten, daß sein Diener mit Dem, was er gesehen, endlich beginne.

„Nun," sagte er nach einer Weile mißmuthig, „hast Du mir Nichts zu sagen?"

Gottlieb hob langsam die Augen, schüttelte traurig den Kopf, wie Jemand, der sich etwas Unerwartetes nicht zurechtlegen kann, und sagte dann mit gepreßter Stimme: „Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, um meinem theuren, gnädigen Herrn Das mitzutheilen, was ich leider gesehen habe. Entweder wird man mich für einen Lügner halten, oder ich bin gezwungen, einem geliebten jungen Herrn, von dessen Aufrichtigkeit ich überzeugt bin, ein Betragen nachzureden, das leider gerade auf die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen und Gefühle ein zweideutiges Licht wirft. Am besten ist es, ich schweige, bis der junge Herr nach Hause kommt: er wird selbst Alles aufklären."

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Emilie hatte inzwischen den Namen ihres Hausgenossen erfahren. Albert v. Wingefeld hieß er. Der Name war ihr aufgefallen. Eines Tages im Juli überredete sie sich, es sei doch nöthig, einmal nach dem Zimmer des Menschen zu sehen. Der Zutritt war ja nicht versagt. Und doch, als sie den Schlüssel im Schlosse umgedreht hatte, überfiel sie eine Scham, ein Gefühl der Keckheit ihres Beginnens, daß sie sich nicht zu öffnen traute. Sie kämpfte lange, allein die Keckheit behielt die Oberhand. „Ich muß ja doch einmal nachsehen, ob Alles in Ordnung ist," ermuthigte sie sich selbst; und so trat sie ein. Es war ein helles, freundliches Zimmer mit hellbrauner Tapete und blauer Borde. Ein Schreibpult, ein Tisch, ein kleines Sopha, drei Stühle und ein Büchergestell bildeten das Ameublement. Daneben im Schlafzimmer — Emilie warf nur einen Blick durch die offene Tapetenthüre — stand ein Kleiderschrank, eine Kommode, ein Waschtisch und das Bett mit einem Lehnsessel davor. An den Wänden der Wohnstube hingen um den Spiegel eine Menge Silhouetten von Studenten und anderen lustigen Brüdern; Pfeifen mit großen Quasten hingen da, ein Säbel, eine Flinte und eine Reitpeitsche. Ein Buch lag aufgeschlagen. Es war ein Band von Goethe's Werken: Werther's Leiden. Zitternd schlug Emilie die Blätter um und las vorn auf dem Titelblatt den Namen: Albert v. Wingefeld **stud. jur.**, eingeschrieben.

Sie ließ das Buch fallen und sann nach. „Hm," machte sie im Selbstgespräche, „er trug ja doch Uniform damals?"

Ihre Blicke schweiften durchs Zimmer und hafteten auf einer hellblauen Schleife, die überm Sopha unter einem Bilde angebracht war, das eine Landschaft vorstellte. Sie trat näher und stieß einen Schrei aus. Auf der Schleife war einer jener Ringe, wie sie die Kinder auf Jahrmärkten kaufen, befestigt. Ein zinnener oder neusilberner Reif mit grünem Stein. Das Antlitz Emiliens wechselte vom höchsten Roth zur tiefsten Bläße.

„Mein Gott," sagte sie, die Hand auf das klopfende Herz legend, „er ist es doch! Das Bild, der Ring!"

Ihre Blicke verschlangen den schlechten Kupferstich, der einen Wiesengrund zwischen Fluß und Wald und eine Stadt auf einem Berge in der Nähe darstellte, um dann auf den Ring zurückzukehren. Eine Thräne — vielleicht der Freude, der süßen Erinnerung entstahl sich ihrem schönen Auge und fiel auf ihre Hand. Da schreckte sie plötzlich empor, eilte hinaus und schloß mit bebender Hast ab. Den Schlüssel legte sie auf's Thürsims und war im Nu die Treppe hinunter. Dorette, das Dienstmädchen, hatte schon zweimal ihren Namen gerufen.

Mehrere Tage waren seitdem vergangen, als Emilie eines Nachmittags unter ihren Blumen im Garten beschäftigt war. Herr Seligmann Fürth ging gerade vorüber, sah über die Mauer und trat durch die offene Thüre herein.

„Se verzeihen meine Kühnheit," sagte er, sich verbeugend, „aber ich wollte doch fragen, wie es Ihnen gefällt."

Digitized by Google

„Recht gut, Herr Fürth," erwiederte Emilie.

„Ist mir sehr lieb zu hören," sagte Herr Seligmann Fürth. „Se haben sich doch auch schon bekannt gemacht in die Stadt mit die Geschäftsleut'?"

„Gewiß," bestätigte Emilie lächelnd.

„Sehen Se, man trifft allerhand Menschen," fuhr Herr Seligmann fort; „allerhand Leut' trifft man; und da muß man sich nicht lassen übermannen vom Schein. Sehen Se, Fräulein, da sind Se gestern gewesen bei Hayum Rosenbaum und haben gekauft ein Kleid. Hat mich sehr gekränkt."

„Ei, Herr Fürth, warum denn das?" frug Emilie, die sich über ihren Vermiether zu amüsiren begann.

„Warum, Fräulein?" fuhr er fort. „Warum, fragen Se? Weil er ist der größte Spitzbub in ganz Deutschtand; ein Betrüger, ein unreeller Mann. Hat der nicht sein Vermögen zusammengebracht mit lauter Beschummel und schofle Händel? Hat er einen Faden ächte Waaren im Laden? Gott, der Gerechte! Lauter Basel, lauter Buschkes! Sehen Se, da war der Vater vom Herrn von Wingefeld, der hier im Hause wohnt, ein guter Mann, ein feiner Mann, nur e bischen leicht — hat er den nicht ganz um's Vermögen gebracht?"

Emilie erröthete unmerklich und bückte sich zu ihren Blumen. „So?" sagte sie halb verlegen.

„Wie ich Ihnen sage," versicherte Fürth. „Da ist der Herr von Dippelt, ein Verwandter zu dem Referendar, und der Herr Schraidt, was früher Rentmeister gewesen ist bei seinem Vater, und spielt jetzt den Banquier und großen Mann, die haben mit Rosenbaum Kippe gemacht, und so sind die Wingefeld arme Leut geworden. Da ist noch eine alte Frau von achtzig Jahren, die Großtante vom Referendar, als sie die Schwester ist von seinem Großvater, die Wittwe von einem kaiserlichen Rittmeister von Honau. Die haben sie lassen wohnen aus Gnad' und Barmherzigkeit auf dem Hopfstein, was ein verfallenes Schloß ist, eine halbe Stunde von hier, sonst hätt' sie müssen liegen ins Spital. Und die Leut' sagen, es wär' nicht zugegangen mit rechten Sachen, sonst hätt' das Gut bleiben müssen bei den Wingefelds."

Emilie interessirte sich jetzt lebhaft für den Sprecher. Sie sah ihn schweigend, erwartend an. Ihr Auge, ihre Miene drückte den heftigsten Wunsch aus, mehr zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Nördlich von Düppel, eine Meile fast von diesem entfernt, liegt das Dorf Wester-Schnabeck an einem großen Torfmoore. Um das Torflager nicht zu sehr zu erschöpfen, hatte man hier nie über drei Fuß tief gegraben. Als man aber im Jahre 1848 die Tiefe von vier Fuß überschritt, traf man auf ein Muschellager und darunter auf ein ganzes Schiff von etwa sechsunddreißig Schritt Länge, in dessen Raume allerlei Sachen sich vorfanden, als eiserne Schwerter mit Griffen von Holz und Horn, Pfeile und Bogen, Kämme, Schmucksachen von Bronce ꝛc. Auch ganze Pferdegerippe sind entdeckt, in denen noch Pfeile steckten; Skelette von Menschen aber hat man vergebens gesucht. Die Dänen hielten diese Entdeckungen geheim. Herr v. Ledebur hat nun viele Sachen glücklich zu Tage gefördert und theils an das k. Museum in Berlin abgegeben, theils durch einen geschickten Künstler vorläufig zeichnen lassen. Es finden sich römische Silbermünzen von Antonius Pius (gestorben 161 n. Chr.) und seiner Gemahlin Faustina vor, und dann wieder Hefteln, wie sie bis zur karolingischen Zeit vorkommen. Man irrt also wohl nicht sehr, wenn man jene Alterthümer als aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammend bezeichnet.

Täglich findet man an dem Petroleum neue Eigenschaften, neue Vorzüge. So berichtet ein Hilfschirurg in Gettysburg, daß das Steinkohlenöl bei eiternden Wunden ausgezeichnete Dienste leiste, indem es den Schmerz lindere, Fliegen und Ungeziefer fern halte, und eine gesunde Körnung der verletzten Fleischtheile befördere. Anfänglich nur für schwere Fälle zur Anwendung von Petroleum ermächtigt, war der Hilfschirurg durch die offenbare Nützlichkeit und die Bitten der Verwundeten bald veranlaßt, den Gebrauch dieses Oels auszudehnen, wobei er zu der Ueberzeugung gelangte, daß Steinkohlenöl für eiternde Wunden dieselben Dienste leistet, welche bei Wunden in entzündetem Zustand kaltes Wasser verrichtet.

In Bern hat sich zum Schrecken der Bierbrauer und zur Freude der Biertrinker eine Bierjury aufgethan, ein Vehmgericht, welches die Eigenschaften der einheimischen und fremden Biere jeder Wirthschaft in der Zeitung veröffentlichen will.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 80.** Sonntag, 3. Juli **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Der Kranke hatte diesen langsam und deutlich gesprochenen Worten mit Spannung zugehört, bei dem letzten faßte er seinen Famulus fest am Arm. „Auf der Stelle sagst Du mir, was Du gesehen hast!“ rief er leidenschaftlich aufgeregt; „nicht das Geringste sollst Du mir verheimlichen. O ich bin auch von ihm betrogen, auch von ihm!“

Er warf sich mit verhüllten Augen zurück. Gottlieb blickte ihn boshaft an.

„Erzähle!“ rief der Kranke heftig.

Gottlieb gehorchte seufzend. „Ich ging hinter dem jungen Herrn her,“ erzählte er, oft stockend in seinem Bericht und schwer athmend — „und konnte sehen, wie er langsam nach dem Gasthaus ging, wo der Schauspieler wohnt.“

„Ein treuer Sohn, der einen kranken, geliebten Vater zu rächen hat, geht rasch, meinst Du das nicht, Gottlieb?“ warf der Kranke heftig ein.

Gottlieb gab das seufzend zu. „Ich hielt mich in der Wirthsstube auf,“ fuhr er niedergeschlagen fort, „und sah den jungen Herrn die Treppe hinaufsteigen. Der Schauspieler wohnt im dritten Stock. Nach einer Weile hörte ich Jemanden die Treppe herunterkommen, schluchzend und stöhnend.“

„Weiter! weiter!“ drängte der Kranke, als Gottlieb eine Kunstpause machte, die er mit einem schmerzlichen Seufzer ausfüllte.

„Er war es,“ flüsterte der Buckelige. „Er hatte die Hände vor die Augen gedrückt und schien einen Schmerz zu verbergen, wie ich nie einen bei einem Menschen gesehen. Auf der Straße ging ich dicht hinter ihm her, er hörte und sah nicht. Wer ihm begegnete, blieb stehen und sagte kopfschüttelnd: Was mag dem Armen passirt sein, daß er so von Sinnen ist? Von der Wirthin hörte ich, daß der Schauspieler noch gefährlich krank ist.“

Gottlieb schwieg bekümmert still und strich sich im wehmüthigen Gefühl, sich einer traurigen Pflicht entledigt zu haben, die fahlen Haarsträhne hinter die Ohren. Der Baron lag regungslos auf seinem Bett. Niemand konnte ihm ansehen, was in seinem Innern vorging. Nach langer Pause öffnete er die zusammengepreßten Lippen und sagte: „Er bleibt lange.“ Im Ton dieser Worte lag ausgedrückt: „Ich sehe einer schweren Entscheidung entgegen, aber ich warte geduldig.“

Nach mehreren Stunden kam Romeo nach Haus. Er trat ins Zimmer seines Vaters, auf seinem Gesicht lag die schmerzliche Ruhe eines mühsam erkämpften Entschlusses. Der Kranke sah seinen Sohn streng an, dann sagte er scheinbar gelassen: „Wo bist Du gewesen?“

„Ich bin, Ihrem Wunsche gemäß, bei dem Schauspieler gewesen,“ antwortete Romeo, „fand ihn aber so krank, daß ich auf meine Absicht verzichten mußte.“

„Du scheinst Dir die Krankheit meines Feindes sehr zu Herzen genommen zu haben,“ sagte Eckholz. Eine heftige Erregung zitterte durch seine Stimme und er heftete seine Augen lauernd auf das bleiche Gesicht seines Sohnes.

„Mein Vater,“ fuhr Romeo, die Bemerkung seines Vaters umgehend, fort, „gestatten Sie mir eine Bitte. Theilen Sie mir das Verbrechen mit, welches jener Schauspieler an Ihrem Glück begangen hat. Enthüllen Sie mir, Ihrem Sohn, das Geheimniß, das unserer seltsamen Entfremdung zu Grunde liegt. Schütten Sie Ihr Herz in das Herz Ihres Kindes aus. Denn“ — setzte er im Ton heiliger Ueberzeugung hinzu — „erst wenn ich Ihren ganzen Kummer kenne, werde ich ihn ganz theilen können. Wenn das Räthselhafte unseres Verhältnisses, das mich bei jedem Schritt zagen macht und meine besten Absichten hemmt, hinweggeräumt ist, werde ich mich Ihnen als treuer Sohn beweisen

können, der das schwerste Opfer nicht scheuen wird, um seinen Vater glücklich zu machen."

Der Jüngling schwieg erwartungsvoll still und es entstand eine feierliche Pause, die für jeden der drei Menschen, welche hier mit so verschiedenen Gefühlen beisammen waren, gleich inhaltsvoll war.

Der Kranke unterbrach das Schweigen zuerst. „Ich hätte gedacht, es wäre hinreichend, wenn ein Schurke den Vater auf den Tod verwundet, um den Sohn zu seinem Feind zu machen," bemerkte er bitter.

Romeo ließ die Hand sinken, die er nach derjenigen seines Vaters ausgestreckt hatte, und ein Zucken, mehr des Unwillens über die Verstocktheit seines Vaters, als der Betrübniß über dessen Gram, flog über sein Gesicht. „Ich bin in der Fremde aufgewachsen, ohne meine Eltern zu kennen," sagte er ebenfalls bitter, „ich habe mich aufgemacht, um meine Eltern zu suchen, ich habe meinen Vater bei einem Duell überrascht —"

„Das er um Deinetwillen hatte, um Deinetwillen," jammerte der arme Kranke.

Sein Sohn blickte ihn mit Befremden an. „Ich sehe leider," sagte er traurig, „daß zwischen uns Beiden ein Mißverständniß waltet, das ich mit meiner schwachen Kraft allein nicht zu heben vermag, das sich aber leicht heben und," setzte er mit Nachdruck hinzu, „nicht noch verschlimmern würde, wenn Sie, mein Vater, mir die geheimnißvolle Geschichte mittheilen wollten, oder mir sie von Ihrem Diener, den Sie, scheint es, Ihres Vertrauens würdiger halten als Ihren Sohn, mittheilen ließen."

Gottlieb öffnete den Mund, um seinen Herrn gegen den Vorwurf, der in der Erwähnung seiner Person lag, mit der schüchternen Andeutung seiner guten Eigenschaften, die ihn jenes Vertrauens würdig machten, zu rechtfertigen, aber der Baron kam ihm zuvor.

„Du verlangst, Dein Vater solle kein Geheimniß vor Dir haben," sagte er in demselben bitteren Ton; „hast Du denn keines vor ihm?"

Romeo schlug die Augen vor dem Blick nieder, mit welchem sein Vater seine Frage begleitete. Gottlieb konnte ein triumphirendes Lächeln nicht unterdrücken. Der Jüngling war im Begriff, seinem Vater die Geschichte seiner Liebe zu erzählen, ihm zu gestehen, daß jenes holde Mädchen die Tochter des Schauspielers sei; er wollte ihn beschwören, ihm die Schuld jenes Mannes auseinander zu setzen und, wenn sie nicht ganz unsühnbar, wie er es aus dem engelreinen Wesen seiner Geliebten, die einem unwürdigen Vater nicht ihre Liebe schenken würde, glaubte hoffen zu dürfen — ihn anzuflehen, den Versuch zu machen, ihn und Alle zu versöhnen und glücklich zu machen. Ein Blick aber auf das mürrische Antlitz seines Vaters überzeugte ihn, daß dieser gewagte Versuch nicht nur an dem unzugänglichen Charakter seines grillenhaften Vaters scheitern, sondern die Lage der Dinge noch verschlimmern müßte. Darum schwieg er mit einem Seufzer und als der Kranke bald darauf zu schlafen schien, begab er sich in sein Zimmer, wo er sich einschloß. Er öffnete das Fenster und ließ die frühlingskräftige Waldluft seine glühenden Wangen fächeln. Seine Gedanken besuchten die wiedergefundene Geliebte und er zog das Medaillon aus dem Busen. In seiner Erschütterung hatte er nicht daran gedacht, es der Eigenthümerin zurückzugeben. — Er betrachtete die Züge der Geliebten und zum ersten-Mal begann er an den Frevels jenes Mannes, den er, ohne ihn zu kennen, als grimmigsten Feind gehaßt hatte, zu zweifeln. Er rief sich jene nachdrücklichen Worte ins Gedächtniß zurück, die der Schauspieler vor dem Duell an seinen Feind gerichtet hatte, und ihre Bedeutung, die ihm damals verschleiert war, schien ihm jetzt, da er den Charakter seines Vaters zu kennen glaubte, aufzugehen. Hatte sich nicht jener Mann geweigert, das Duell zu beginnen, ohne die volle Ursache des grimmigen Hasses erfahren zu haben, den sein Gegner auf ihn warf. Die Erinnerung an diese Worte des Schauspielers fiel wie ein plötzlicher Lichtstrahl in die grübelnde Seele des jungen Mannes. Er setzte sich an's Fenster und während sein Blick in Sinnen verloren über die wehenden Baumgipfel schweifte, legte er sich in Gedanken die verworrenen Thatsachen zurecht, welche für die Unschuld des Schauspielers zu sprechen schienen. Er hatte die Braut seines Vaters entführt, das war freilich an und für sich eine verdammungswerthe That, aber wie viele Umstände konnten sie nicht mildern! Vielleicht war jene Lydie gezwungen seines Vaters Braut, und wie mächtig die Gewalt der Liebe sei, das fühlte der Jüngling, dessen Herz voll davon war, zu gut, um den Stab über eine durch ihre Macht geschlossene Verbindung zu brechen, welcher die angebetete Geliebte entsprossen war. Aber wie verhielt es sich mit jenem Vergehen, welches sich der Schauspieler gegen die Mutter Romeo's, gegen Adele, wie sie sein Vater nannte, hatte zu Schulden kommen lassen? War dieses etwa die Quelle jenes Hasses? — Aber hatte nicht der Schauspieler an eben jenem verhängnißvollen Abend geschworen, daß er für die Ehre der gekränkten Adele die Waffen ergreife? Oder hatte sich der Lauschende in der Aufregung, in der er sich befand, verhört? Was für einen Verdacht konnte sein Vater gegen die

Beiden — denn sich, nicht seine Frau, hielt er für den Beleidigten — gehabt haben? Zeiht er sie einer sündlichen Gemeinschaft? Zweifelte er etwa an der Aechtheit seines Sohnes? War dieses die Ursache der Verbannung? Die Folge dieser Ahnungen fiel mit betäubender Wucht auf Romeo's Seele. Er sprang von seinem Sitz auf und durchmaß mit hastigen Schritten das Gemach. Aber je länger er nachdachte, desto wahrscheinlicher schienen ihm seine Vermuthungen. Er meinte den Schlüssel zu dem unerklärlichen Benehmen seines Vaters gefunden zu haben. Also Zweifel an der Aechtheit seines Sohnes waren es, die seinem armen Vater den Genuß seiner Liebe für den Sohn verbitterten? Eifersucht war es, die dem verlassenen Mann jene bitteren Reden in den Mund legte, mit welchen er sich selbst vielleicht schärfer verwundete, als den Sohn, an den er sie richtete. Eine Beruhigung überkam den Jüngling mit der Aufklärung, die er nun über das Verhältniß seines Vaters zu ihm ergrübelt zu haben glaubte. Aber bald stiegen neue Zweifel in ihm auf und warfen ihn in neues Unbehagen. Er ärgerte sich über sein auffälliges Benehmen der Geliebten gegenüber, wie er seine Erschütterung nannte, und der Gedanke, daß seine seltsame Erscheinung einen übeln Eindruck bei dem Mädchen hinterlassen haben könnte, quälte ihn ebenso heftig, wie ihn das Bewußtsein, der Geliebten den Vater auf's Krankenbett geworfen zu haben, mit wildem Schmerz erfüllte. Wie mußte sie ihn hassen, sobald sie erfuhr, wer er sei, und wie wenig Entschuldigungsgründe konnte er vorbringen, wenn er bedachte, daß er in dem Verwundeten vielleicht den Kämpfer für die Ehre seiner Mutter und seines Namens verletzt habe. „Vielleicht auch meinen eigenen Vater?“ fragte sich der junge Mann, plötzlich still stehend, aber nein, keine Stimme des Instinkts, wie sie für den kranken Misanthropen sprach, befürwortete diesen Gedanken und er verwarf ihn mit Entrüstung.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Da ist der Advokat Mehltretter,“ fuhr Herr Seligmann fort, „ein geschickter Mann, ein kluger Mann, ein braver Mann! Ist er nicht auch verwandt zu Ihnen, Fräulein?“

„Ein wenig, ich weiß es nicht recht,“ schaltete Emilie ein.

„Sehen Se,“ setzte Herr Seligmann hinzu, „der hat gesagt: ich bring's noch heraus, was dahinter steckt, ich muß noch erleben, daß Herr von Dippelt mit dem Stecken in der Hand abzieht. Da wollten sie ihn verklagen auf Kalumnie durch den Advokat Schleich, was ein Kolleg von ihm ist, aber ein miserabler Mensch, ein Heuchler und Heimtücker. Se haben's aber lassen gut sein. Sehen Se, Fräulein, so geht es zu hier in Hattenheim, und da nehmen Se mir es nicht übel, wenn ich sage: lassen Se sich vom Hayum Rosenbaum. Der ist kein Mann vor Leute, wie Se, Fräulein, und Ihr Herr Vater. Das Haus hier und den Garten wollt' er auch an sich reißen vor drei Trumpel, vor nichts; aber ich hab's ihm abgejagt, und hab' dem Herrn Referendar baare 3000 Thaler dafür bezahlt; vor 3000 Thaler ruhten Schulden drauf, macht 6000 Thaler. Soviel hab' ich gegeben aus Freundschaft und Respekt vor dem Herrn Referendar, als er mich hat nicht stecken lassen vor acht Jahren, wo er noch ein junger Student war und sein Vater konnt' es noch machen, und ich saß in der Schiemassel. Gott, was ein gutes Herz hat der Mensch! Und wie nobel ist er, trotz seinem Unglück! Nehmen Se's ja nicht übel, Fräulein, wenn ich hab' gestört.“

Damit empfahl sich Herr Seligmann Fürth, plötzlich abbrechend, als sei ihm irgend ein dringendes Geschäft eingefallen, und überließ Emilien dem Eindrucke seiner Mittheilungen. Sie ließ sich auf die Bank in der nahen Laube nieder und verfiel in tiefes Sinnen. Was mochte sie bewegen? Was mochte in ihrer Seele vorgehen? Glücklich der Sterbliche, welcher dies schöne Köpfchen erfüllte, dessen reizende blonde Frisur im Strahle der Sonne erglänzte.

Es verging fast eine Stunde. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Da öffnete sich die nach außen führende Gartenthüre auf's Neue und ein rascher Schritt machte den Sand knistern, der an der Laube vorüber führte. Es war ein junger Mann von höchstens siebenundzwanzig Jahren in braunem Frack, grauen Sommerbeinkleidern und Strohhut. In der Hand trug er ein leichtes Stöckchen. An der Laube angelangt, blieb er betroffen stehen. Er hatte die Gestalt Emiliens wahrgenommen; der Zauber ihrer Anmuth, ihrer blendenden Schönheit, die in dem hellen Stoffe des Sommerkleides noch fesselnder wurde, ließ seine Füße am Boden wurzeln.

Emilie hatte sich rasch erhoben.

„Verzeihung, mein Fräulein,“ sagte der junge Herr wieder gefaßt. „Ich glaube, es hat während meiner Abwesenheit hier Aenderungen gegeben;

Digitized by Google

wenigstens erfuhr ich die Versetzung des Finanzassessors — und ich verehre in Ihnen wohl die neue Bewohnerin dieses Hauses?"

Die Sprache des jungen Herrn hatte etwas sehr Gewandtes, Bestimmtes, ohne rasch zu sein. Sein Gesicht mit den durchdringenden blauen Augen, über denen sich dichte dunkle Augenbrauen wölbten, und dem braunen Schnurrbarte hatte gleichzeitig etwas Schwärmerisches, einen Zug von Kühnheit und von Laune; es war wohlgeformt, leicht gebräunt und voll lebendigen Ausdrucks. Man mußte lange prüfen, bis man das ganze Verständniß dieser Züge fand.

Emilie hatte die Verbeugung des Fremden erwiedert und sagte in ahnender Beklommenheit: „Ich wohne hier mit meinem Vater, dem Zollinspektor Winhold."

„Und ich, Fräulein, bin, falls man es Ihnen zu sagen vergaß, der Bewohner des Erkerzimmers mit Ihrer gütigen Erlaubniß. Mein Name ist Albert von Wingefeld."

Emilie hatte alle Fassung nöthig bei dieser Eröffnung. Sie erkannte den Fremden jetzt wieder.

Dieser wollte eben mit einer Verbeugung weiter gehen, als ihm dieselbe Erinnerung, welche Emiliens Herz bewegte, aufzudämmern schien.

„Ich weiß nicht, Fräulein Winhold," begann er auf's Neue, „ob Ihnen aus Ihrer frühen Jugend eine zufällige Begegnung im Gedächtnisse ist, oder macht mich blos der Name irre ...."

Emilie erhob den Blick und sah in die Augen des Herrn von Wingefeld. Diesmal erröthete sie bis zur Stirne hinauf.

Wingefeld fuhr fort: „Diese Begegnung fand zur Zeit statt, während der ich als Freiwilliger eingetreten war und auf Urlaub durch Weidenbach kam, wo Sie damals wohnten. Sechs Jahre sind es grade her. Sie waren als zwölfjähriges Mädchen mit einigen Gespielinnen auf den Jahrmarkt gegangen, welcher auf der Wiese bei dem Städtchen abgehalten wurde. Ist es nicht so, Fräulein?"

„Es ist mir allerdings noch erinnerlich," sagte Emilie mit sichtbarer Freude über das gute Gedächtniß des Herrn v. Wingefeld.

„Wir beschenkten uns mit Ringen," fuhr Albert lächelnd fort, „die wir bei einer Zinnbude kauften. Der meinige hatte einen grünen, der Ihrige einen blauen Stein, dann zeigten Sie mir noch den Pfad nach dem nächsten Dorfe und versprachen mir, sich meiner zu erinnern, bis — doch Sie waren damals ein Kind, Fräulein Emilie — und sind mir hoffentlich nicht gram, daß ich das so auffrische; ich bitte tausendmal um Entschuldigung."

„Sie sind vielmehr sehr aufmerksam, das Alles noch so behalten zu haben," bemerkte Emilie, deren Auge vor Entzücken strahlte. Ihre Befangenheit war gewichen, und selbstvergessend gab sie sich dieser Erinnerung hin, die bei ihr noch ebenso frisch, so hell war, als sie bei Albert nur sein konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Es wundert Niemanden, wenn man aus Heidenländern hört oder liest, daß dort Götzenbildermacher ihre Waare in Zeitungen und auf Märkten gleich anderen Handelsartikeln anpreisen und ausbieten; aber man staunt, wenn man aus dem christlichen England ganz Gleiches erfährt. Ein Handlungshaus in Birmingham, wo das schmachvolle Götzenbildergeschäft eifrig betrieben wird, empfiehlt seinen Kunden in Ostindien die Erzeugnisse seiner Fabrik in nachstehender Weise: „Yamen, der Gott des Todes, in feinem Kupfer getrieben und sehr geschmackvoll gearbeitet. Nirondi, der Fürst der Dämonen, in großer Auswahl. Der Riese, auf dem er reitet, ist von der kühnsten Zeichnung und sein Säbel nach jetziger Art geformt. Baronnin, der Gott der Sonne, lebendig dargestellt. Sein Krokodil ist von Kupfer und hat einen silbernen Schwanz. Bouberen, der Gott des Reichthums. Dieser Gott ist von ganz ausgesucht schöner Arbeit und haben die Fabrikanten ihre besten Kräfte auf Herstellung desselben verwandt. Kleinere Halbgötter und sonstige Untergötter in größter Auswahl. Kredit wird nicht gegeben, bei Baarbezahlungen aber Rabatt berechnet."

Bei der ungeheuren Reiselust, welche jetzt die ganze Welt beseelt, ist es vielleicht interessant zu vernehmen, daß die französ. Ostbahngesellschaft Expreßzüge nach Konstantinopel eingerichtet hat, die bei sehr ermäßigten Preisen in 5½ Tagen über Stuttgart, Wien, die Donaumündungen (Odessa) nach Konstantinopel führen.

## Charade.

In ersten Beiden ist das Herz bedrängt,
Die letzten Beiden werden umgehängt;
Und hast du alle viere schon,
So fliegt's als Schmetterling davon.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 81. Dienstag, 5. Juli 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Bis spät in die Nacht hinein arbeitete sich Romeo an dem Gewirr der tausend widerstreitenden Gedanken und Gefühle ab, die unaufhörlich auseinander emporwuchsen, sich verschlangen und ihm bald die Aussicht auf die Geliebte, bald auf Vater und Heimath, bald auf alles Glück zu verfinstern drohten. Er entwarf Pläne über Pläne, wie er den Vater gewinnen, sich der Geliebten nähern, den Verwundeten versöhnen, Alle glücklich machen wollte, und schlief endlich mit dem Medaillon in der Hand und dem Entschluß ein, dieses Kleinod als Annäherungsmittel an die Geliebte zu gebrauchen.

### VIII.

### Der Theater-Romeo.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß sich das Verhältniß zwischen Vater und Sohn gebessert hätte. Gottlieb wußte das kranke Gemüth des Barons so geschickt zu bearbeiten, wußte die Handlungen und Aeußerungen des jungen Mannes, scheinbar absichtslos, so zu deuten, daß der Argwohn und die Eifersucht des Misanthropen stets rege gehalten wurden. Der buckelige Heuchler hielt mit seinem erspähten und erlauschten Material geschickt Haus und ließ das Gift des Mißtrauens tropfenweise ins Herz seines mitleidwürdigen Herrn dringen. So verhehlte er ihm weislich das Verhältniß Romeo's zu der Tochter des Schauspielers, ließ ihn mehrere Tage lang über die Ursache jenes Schmerzes, den sein Sohn aus der Wohnung seines Feindes getragen, im Unklaren. Der Kranke quälte sich an finsteren Vermuthungen ab, die ihn bis zum Aeußersten reizbar gegen seinen Sohn stimmten. Er würde um keinen Preis eine Annäherung Romeo's geduldet haben, bevor er jenes Räthsel gründlich gelöst, und so erkältete sich nach so vielen fruchtlosen Versuchen die Theilnahme des Jünglings an den eigensinnigen Launen des Vaters. Er brachte einen großen Theil seiner Zeit in dem alten Schloß in der Stadt zu. Der Hund war nicht zu bewegen, seinen Posten zu verlassen und zeigte einen solchen Haß gegen den treuen Gottlieb, daß dieser nicht wagte, jenes Zimmer zu betreten. Romeo sorgte für das treue Thier und die Dogge war dem Sohn bald ebenso ergeben wie dem Vater. Das zugemauerte Theater beschäftigte noch immer die Aufmerksamkeit des Jünglings. Er durchforschte alle Räume und erstaunte über den Reichthum, der in Garderobe und Requisitenkammer vermoderte. Der poetische Hauch, der über dem seltsamen Schauplatz so verhängnißvoller Abenteuer lag, übte auf den phantasievollen Maler einen eigenen Reiz und weckte seinen eingeborenen Hang zu dramatischem Wirken und Walten. Es gefiel ihm, in den Masken tragischer Helden die leere Bühne zu betreten, die natürliche Grazie seines Körpers zu entfalten und seine Stimme durch die hallenden Räume schallen zu lassen. Diese Uebungen nahmen einen ernsteren Charakter an, er widmete seinem dramatischen Darstellertalent, das er schon in Italien an sich wahrgenommen, oft ganze halbe Tage und beschäftigte sich viel mit den dramatischen Meisterwerken des großen Briten. Seltsam durchschauert fühlte er sich von der Tragödie Romeo und Julie, wenn er sich aus den Phantasieen seines Vaters erinnerte, wie eigentlich dieses Dichterwerk in die Schicksale ihres Hauses verflochten war. Ein heiliger Schauer überkam ihn, wenn er bedachte, wie das nämliche Verhältniß, das in der Dichtung zwei Familien beherrschte, aus dem Reich der Phantasie ins Reich der Wirklichkeit hinübergewachsen war, und die Erinnerung an das schauerlich süße Schicksal des liebetrunkenen Paares, dessen Namen er und die Geliebte trugen, durchbebte seine Seele mit einer wehmüthigen Ahnung. Er las das Gedicht wieder und wieder, er versenkte

sich tief in die Abgründe süßer Gefühle und meinte zwischen sich und der Geliebten und ihren Namen- und Schicksalsverwandten in der Dichtung eine Aehnlichkeit in Charakter und Erscheinung zu finden, die ihn wunderbar erfaßte. Er zog das Medaillon aus dem Busen und sog mit Entzücken die rührende Schönheit des geliebten Mädchens hin. Ja, so mußte Julie geblickt haben, so gelächelt, als sie ihren Romeo zum ersten Mal auf dem Ball sah. Das waren die dunkelhellen Augen, die träumerischen, unergründlichen Augen, die so sehnsüchtig bang in die Nacht blickten nach dem Geliebten. Das waren die rosigen, verschämten Wangen, mit denen sie auf dem Balkon erschien, und das der süße Mund, mit welchem sie den Freund beim Abschied küßte. In stumme, selige Erinnerungen und Träume versunken, betrachtete Romeo das geliebte Bild, bis die Fluth seiner Empfindungen sanfter wallte und seine Seele kosend hinüberführte ins Land der Träume, wo sie alles Glück fand und alle Wünsche und Hoffnungen erfüllt, deren Sehnsucht sie hinüberführte. Das Medaillon entglitt den Händen des Schlummernden und sein geschlossenes Auge sah den häßlichen Kopf nicht, der vorsichtig hereinlauschte.

Die Sonne war im Untergehen, als der Schläfer erwachte. Er hatte einen so schönen Traum gehabt, daß er sich nicht gleich in die Wirklichkeit hineinfinden konnte. Er stützte den Kopf auf den Ellbogen und ließ die Gebilde des Traums an seiner Erinnerung vorüberziehen. Plötzlich ergriff ihn ein Gedanke, er griff in den Busen nach dem Bildniß — er fand es nicht. Er suchte auf dem Boden — es war verschwunden. Ein jäher Schreck durchzuckte ihn, er suchte emsiger, er erinnerte sich deutlich, das Kleinod in der Hand gehalten und betrachtet zu haben, eh' er eingeschlafen war. Aber es fand sich nicht mehr. Niedergeschlagen kehrte er heim und beschloß, am folgenden Morgen seine Nachforschungen nach dem räthselhaft verschwundenen Heiligthum zu erneuern, obgleich er schon im Voraus von der Fruchtlosigkeit seiner Mühe überzeugt war. Er hatte große Hoffnungen auf die gute Wirkung gesetzt, welche die Rückgabe des verlorenen Bildes ihrer Mutter auf die Geliebte äußern mußte, er hoffte damit den, wie er fürchtete, üblen Eindruck seines seltsamen Erscheinens verwischen und eine Annäherung erreichen zu können. — Nun waren alle Hoffnungen dahin und er glaubte durch eine zweite Kluft von dem geliebten Mädchen getrennt zu sein.

Er konnte es sich nicht versagen, vor seinem Heimweg in der Späte des Abends vor ihre Wohnung zu schleichen und einen Blick nach dem Erkerfenster zu senden, wo er sie hatte sitzen sehen. Sein Weg führte ihn am Theater vorbei. Ein angeschlagener Zettel sagte ihm, daß heute Romeo und Julie gegeben werde. Er blieb lange vor dem Papier stehen, welches ihm durch den Namen der Geliebten, welchen er unzählige Mal las, geweiht wurde.

**Julie, seine Tochter . . Fräulein Julie Weißmann,**
**Romeo, Montague's Sohn Herr Philipp Kumpel,**

las er flüsternd vor sich hin. Der Name „Kumpel", den seine Lippen aussprachen, verletzte ihn durch die Plumpheit seines Klanges; er ärgerte sich, daß sich solch ein pöbelhafter Name neben den seiner Geliebten zu drängen wage. Er schloß in seinem eifersüchtigen Mißmuth unwillkürlich von dem Namen auf den Träger desselben und stellte sich den Herrn Philipp Kumpel als einen wohlgenährten jungen Mann mit rothen vollen Backen, kleinen vergnügten Augen und einer Stumpfnase vor. Unwillkürlich zog der junge Maler einen Crayon aus der Tasche und entwarf die eingebildete Gestalt seines Nebenbuhlers auf dem weißen Rand des Zettels. Nach wenigen genialen Strichen, die hinreichten, den Schatten seiner Einbildungskraft zu versinnlichen, betrachtete er den Fratzen mit einem spöttischen Mitleiden, indem er hier durch einen charakteristischen Strich, dort durch einen satyrischen Punkt, den Ergänzungen, wie sie noch nachträglich in seiner Phantasie aufstiegen, Rechnung trug. Wie konnte es ein solcher hausbackener Philister wagen, neben einer solchen Julie einen solchen Romeo vorzustellen? Wie durfte sich der prosaische Sprößling einer Bäcker- oder Metzgerfamilie, denn diesen materiellen Zünften schien der plumpe Bursche seiner ganzen handfesten Konstitution nach entsprossen, unterstehen, die ätherischen Höhen seiner göttlichen Leidenschaft erreichen zu wollen? Unwillig stampfte der Maler mit dem Fuß auf. Die Ausgeburt seiner empörten Phantasie gewann nach und nach eine gewisse Nothwendigkeit, nicht nur die körperliche Erscheinung, auch ihre Aeußerungen und Bewegungen meinte der reizbare Künstler vor sich zu sehen, er meinte, diesen pausbackigen Liebeshelden seufzen, jammern und verzweifeln, besser: pusten, schnaufen und explodiren zu sehen. Er erinnerte sich der glühendsten Liebesscenen des Trauerspiels, rezitirte sie in Gedanken und malte es sich aus, wie überraschend es sein müsse, wie ergreifend die Wahrheit der Darstellung, wenn er selbst als Romeo neben dieser Julie aufträte. Dieser Gedanke zündete mit plötzlicher Gewalt in seiner Seele, er versenkte sich mit der ganzen Heftigkeit seiner energischen Künstlerphantasie in dessen Ausmalung. Wie! wenn er diesen Gedanken realisirte, wenn er Mittel ausfindig machte, sich der Geliebten auf der Bühne

unter der Maske seines Namensvetters zu nähern! Welch eine Gluth würde er in das Liebesgeständniß des Veronesers legen, wie sollte sich Dichtung und Wahrheit durchdringen! Er dachte an das zugemauerte Theater seines Vaters und an die reiche Garderobe. Wie vortrefflich konnte er sich dort seine Rolle einüben, wie schön fügte sich Alles, um diesem Plan ein gutes Gelingen zu prophezeien.

Ja! er war entschlossen, diesen Schritt zu wagen. Mit demselben seligen Gefühl der Genugthuung, welches so oft die Empfängniß eines genialen künstlerischen Gedankens begleitet hatte, überkam ihn auch dieser Plan. Sein Herz war voll, es litt ihn nicht mehr an einem Platz. Hastig und dabei noch immer seinen Vorsatz abrundend, ging er vor dem Portal des Theaters auf und ab. Da öffneten sich die Thüren und der Strom der Zuschauer wälzte sich aus dem Haus. Alle Gesichter waren von dem einen Gefühl verschönert: einen herrlichen Abend genossen zu haben. Romeo hörte mit klopfendem Herzen von jovialen, welken und frischen Lippen den Namen der Geliebten feiern: „Entzückend! — Göttlich! — Hinreißend!“ flüsterte es hier, tönte es dort, und weiter eilten die Glücklichen, die schöne Nachricht von dem entzückenden Spiel der lieblichen Julie weiter zu tragen. Endlich waren die letzten Nachzügler verschwunden, einige von den Lampen in den Gängen erloschen.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Emilie dachte nicht daran, daß sechs lange Jahre Ort, Umstände und Personen verändert hätten.

„Und wissen Sie wohl, Fräulein Emilie,“ fuhr Albert fort, „daß ich diesen Ring noch besitze?“

„Ich habe den meinigen auch noch,“ fiel Emilie rasch, fast unvorsichtig ein.

„Nun denn, mein Fräulein Emilie — Sie gestatten gütigst die Freiheit des Vornamens — so lassen Sie uns die Freundschaft der Kinderjahre — ich war selbst noch ein zwanzigjähriges Bürschchen — erneuern und gute Nachbarn sein. Das wird uns über manche Schwierigkeit helfen.“

Emilie legte ihre Fingerspitzen in die dargebotene Hand des Herrn v. Wingefeld und schritt mit ihm durch den Garten dem Hause zu. Wohl zehnmal blieb das Paar unterwegs im lebhaften Geplauder stehen, bis die einbrechenden Schatten ins Haus nöthigten.

Mit einem Jugendfreund, einer Jahrmarktsbekanntschaft macht man keine Umstände. Nichts läßt so leicht, so zwanglos die tausend Schranken und Fußangeln der Konvenienz überspringen, als ein wenn noch so zufälliges und unbedeutendes Ereigniß, das unserem Erscheinen vorausging, eine gemeinschaftliche Fahrt zur See, eine Alpenreise, eine Begegnung auf dem Maskenball, die Theilnahme an einer Hochzeit oder dergleichen. Alles dies sind wunderbare Hebel der Vertraulichkeit. Kam Herr v. Wingefeld als wildfremder Referendar an, so war er in den gewöhnlichen Prozeßweg verwiesen, andern Morgens in Frack, Hut und Handschuhen gegen halb zwölf Uhr zu erscheinen, um eine frostige Viertelstunde leeres Stroh zu dreschen. So aber stellte er sich als Jugendbekannter der Tochter vom Hause vor, und blieb gleich zum Abendessen da, als sei er der langjährige Freund des Hauses Winhold. Der Inspektor liebte das Ungebundene an sich (er streifte selbst oft ein wenig ans Derbe) und sein Gast machte ihm viele Freude, die er sich nach der Skizze, welche man ihm bis jetzt von ihm entworfen, nicht vorgestellt hatte. So leicht, so gewandt, so natürlich bewegte sich Albert, so interessant erzählte er, so gewählt und doch so anschaulich drückte er sich aus, so viel hatte er gesehen. Emilie hörte ihm zu, wie einem von der Reise heimkehrenden Bruder. Oft krönte ihr anmuthiges Lachen eine gute Wendung, eine launige Bemerkung des Erzählers. Selbst der alte Inspektor blickte manchmal betroffen drein, wenn er die schöne, sonst überaus stolze und zurückhaltende Tochter auf einmal so gänzlich verwandelt sah, als gehe der junge Referendar mit eitel Hexerei um. Emiliens Züge strahlten eine Wonne, eine herzliche Zufriedenheit, ein Glück wieder, das sie bis zum letzten Nerv ergreifen und beleben mußte, und sie gab sich nicht einmal die Mühe, ihre Regung zu verbergen. So ist das Herz der Frauen, wenn es unbewacht sich überraschen ließ von dem, nach welchem es lange und tief sich sehnte.

Und Albert? — In seiner Brust, die so lange der Freude, des Friedens, der Lust am Sein entwöhnt war, ging es auf wie ein neuer Frühling mit Duft und Klang. Der Strahl dieser schönen Augen zündete ihm eine helle Lohe an, die glänzende Lichter in die tiefsten Falten seines Herzens warf, und da las er in sich schauend das, was er kaum noch verschweigen konnte, das einfache Geständniß: Emilie, ich liebe Dich.

Am anderen Morgen, als beide erwachten, war es ihnen wie ein Traum, was sie gestern erlebt hatten. Emilie erzürnte über sich selbst, daß sie

dem fremdgewordenen jungen Manne die Annäherung so leicht gemacht hatte. Ihre Absicht war eine ganz andere gewesen. Und doch, nun war es einmal geschehen. Albert dagegen genoß rein und froh das Glück, sich mit der holden Erscheinung, die sein Herz nie vergessen hatte, unter einem Dache zu wissen.

Der ungezwungene Ton, welcher die Gesellschaft in den Städten und Städtchen Westdeutschlands charakterisirt, die leichte Art des Verkehrs, an die selbst der steife Nordländer und der unbeholfene Südländer deutscher Zunge sich gern und rasch gewöhnt, machten dem Paare möglich, sich täglich, stündlich und überall zu sehen und zu sprechen. Ein Fest gab dem anderen die Hand, denn dort ist jeder schöne Tag im Sommer dem Vergnügen geweiht. Man tanzte, lachte und scherzte bis in den Herbst hinein.

Nach einem Balle, den die gute Gesellschaft von Hattenheim gegen Mitte Septembers in einem Gartensaale bei der Stadt abgehalten hatte, war Albert andern Tags mit ernsten Absichten für seine Zukunft erwacht. Er hatte mit Emilien eine lange Unterredung gehabt, als die Gesellschaft nach dem Kotillon sich abkühlte. Noch klangen ihm die Worte des schönen Mädchens in den Ohren, noch sah er ihre freundlich ermahnende Miene, mit der sie zu ihm gesprochen. Albert warf einen prüfenden Blick auf sein Leben, auf seine Stellung. — In Hattenheim wußte man darüber das Folgende:

Nach dem Tode seines Vaters, der vor fünf Jahren erfolgte, waren die Güter einem Statut zufolge auf die Herren von Dippelt, nahe Verwandten, deren Einer in Hattenheim selbst und auf dem Gute bei der Stadt wohnte, übergegangen. Es blieb für Albert ein unbedeutender Rest des einst so glänzenden Vermögens und die Aussicht auf einen langwierigen Prozeß mit der Familie v. Dippelt. Sein leichter Sinn schlug den Verlust nicht hoch an; auch verstand er nicht den Werth von Geld und Gut. So war wenigstens die Ansicht Aller, die ihn kannten. Er verzehrte in Saus und Braus den Rest seines Vermögens bis auf jene 3000 Thaler, welche Herr Seligmann Fürth ihm auf das Haus herauszahlte; und auch diese Summe hielt kaum zwei Jahre vor. Mittlerweile war er in den juristischen Vorbereitungsdienst getreten; als jedoch seine letzten Mitteln verflegten — 200 Thaler hatte er noch der alten Großtante, die einsam auf dem nahen Ysopstein, einer Ruine bei der Stadt, wohnte, um ihr dieses Asyl zu sichern, großmüthig geschenkt — so gab er seinen Posten bei der Oberbehörde auf und warf sich auf die Tagesliteratur. Diese Beschäftigung fristete sein Leben, allein darum schien es ihm nicht zu thun. Tief in seinem Innern verschloß er allerhand Pläne, in den Besitz seiner verlornen väterlichen Güter zurück zu gelangen. Die alte achtzigjährige Frau von Honau hatte es ihn in ihre zitternde Hand versprechen lassen: „Albert, Albert, laß' mich nicht sterben, bis Du wieder im Schlosse wohnst, wo ich Dich wiegte in schönen Tagen. Betrug, schreiendes Unrecht ist geschehen! Die Wingefeld sind Herren auf Ysopstein und Ryneck, nicht die Dippelt. Albert, vergiß nicht eine Stunde Deines Lebens, was ich Dir sage." So hatte die alte Rittmeisterswittwe gesprochen. In ihrem greisen Kopfe bewahrte sie noch treu die Ueberlieferungen des Hauses und in ihrem verschrumpften Herzen all' den Stolz und Zorn ihres edeln Geschlechts. Jetzt, wo die erwachte Liebe seinen Blick auf sich selbst zurückgelenkt hatte, wo es einen Entschluß galt für Sein oder Nichtsein, bewegte Albert jene Mahnung in seinem Herzen und entschied sich zu raschem Handeln.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

**„Mein Rezeptbuch. Ein Schatz von 600 Rezepten für die Kochkunst und das Einmachen. Aus Privatquellen und durch persönliche Erfahrungen gesammelt von Jacobine Mendrunn"**, so heißt ein treffliches Büchlein, welches uns kürzlich von der Frau Verfasserin vorgelegt worden ist und wir glauben diese Mittheilung nicht besser verwerthen zu können, als indem wir alle Hausfrauen unseres Leserkreises auf dasselbe aufmerksam machen, weil es uns in der That „ein Schatz" zu sein scheint, der wohl verdient gehoben zu werden, um so mehr, als die Ausgabe von 17½ Sgr. — für 600 nützliche Rezepte nicht wohl in Betracht kommt. Zudem ist das Buch (Weimar, Voigt) in solch' ansprechender und freundlicher Gestalt erschienen, daß es auch für manchen Weihnachts- und Geburtstagstisch ein willkommener Beitrag sein wird.

Auflösung der Charade in № 80:
Trauermantel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Freitag, 8. Juli 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Nun entfernten sich auch die Schauspieler. In Mäntel und Plaids gehüllt zogen sie aus dem Thor und mit heiseren Stimmen erkundigten sich einige, wo das Bier heute am besten sei. „Ich ziehe in die heiligen drei Könige," sagte ein zierlicher, junger Mann und wickelte sich dichter in seinen Plaid, „wer zieht mit?" — „Ich ziehe mit, blonder Romeo," brummte eine tiefe Baßstimme. — „Ho ho, Mercutio, toller Junge, „ich dachte, Du säßest schon lange hinter'm Glas!" — „Komme just davon," antwortete der Baß, der einem schwarzen, untersetzten Mann angehörte, „das Bier der Frau Schnaterlein ist verdammt sauer heut' und für den Wein reicht mein Beutel nicht." — „Deßwegen kommst Du, um die unserigen zu untersuchen!" lachte der Andere. — „Errathen, süßer Romeo; Du weißt, meine Gage ist in die räuberischen Klauen Isaaks gefallen, des Sohnes Abrahams, der da wohnt in der Gasse Sankt Andreä, darinnen das Pfandhaus steht. Wer ist denn das?" fuhr der joviale Baß fort, indem er einen anderen der Schauspieler am Mantel faßte. — „Tybalt!" lachte der im Plaid. — „Ei wahrhaftig, Tybalt!" rief Mercutio lustig, „Tybalt, der Katzenprinz. Ha, dann laßt uns 'mal aufbrechen, Kinder, allons marsch! Ist Benvolio nicht da?" — „Gewiß, hier bin ich," sagte ein blasser, junger Mann und trat vor. — „Na, dann schlag' ich vor, daß wir gehen, eh' uns der Wind auspfeift," sagte Mercutio und knöpfte seinen dünnen Rock zu. — „Ich geh' nicht eher weg, bis ich die spröde Julie habe wegfahren sehen," sagte der Theater-Romeo bestimmt und wandte sein Gesicht dem Schein einer Laterne zu.

Romeo, der in eine Ecke gedrückt das Gespräch der jungen Leute mit anhörte, sah, daß er sich in seiner Vorstellung vom Theater-Romeo gründlich geirrt hatte, denn seines Nebenbuhlers Gestalt war durchaus nicht so plump wie sein Name. Er hatte im Gegentheil ein sehr feines Gesicht, eine zierliche Nase, ausdrucksvolle Augen, und er würde schön gewesen sein, wenn nicht ein hämischer Zug um den feinen Mund auf einen boshaften, kleinlichen Charakter gedeutet hätte. Der Maler ärgerte sich doppelt über seinen Irrthum. Ehe er noch Zeit hatte, den Schauspieler genau zu betrachten, rollte ein Wagen aus dem Hof. Romeo beugte sich vor und gewahrte flüchtigen Blicks seine Geliebte, die er in einen großen Shawl gehüllt in einer Ecke der Kutsche gedrückt sah. Der Wagen fuhr schnell davon und verschwand um die nächste Straßenecke.

„Jetzt laßt uns meinem auferstandenen Schätzchen folgen!" rief der Theater-Romeo, welcher einen so zudringlichen Blick in die Chaise geworfen hatte, daß dem Maler ein zorniges Maledetto entfuhr. „Ich sage Euch," fuhr der Schauspieler fort, indem er einen Zipfel seines Plaids keck über die Schulter warf und mit ausgespreizten Beinen stehen blieb, „diese Julie ist die sprödeste Julie, die sich je um meinetwillen mit einem Theaterdolch umgebracht hat."

In Romeo's Brust kochte der Zorn, als er den lüderlichen Komödianten in diesem Ton von dem angebeteten Mädchen reden hörte. Tybalt zupfte seinen Kollegen, der eben zu weiteren Exklamationen ausholte, am Aermel. „Ei sei doch kein Narr, daß Du den Pflastersteinen Deine Liebesnoth vormiaust, wie ein Kater im Februar." Der Theater-Romeo schüttelte ungeduldig Tybalt's Hand von sich. „Still, Katzenprinz!" rief er mit Pathos, „was weißt Du von süßer Minne. Ich versichere Euch," fuhr er feierlich fort, „diese Julie hat mich zu ihrem Narren gemacht, aber ich lehre sie ihre Rolle in die Wirklichkeit übertragen, ich lehre sie das!" Der Schauspieler hatte seine letzten Worte mit einem heiseren, höhnischen Lachen begleitet und drehte sich auf dem Absatz herum. „Hör' 'mal,

Digitized by Google

Romeo," sagte Mercutio sehr ernst, „wenn Du gegen diese Julie Etwas im Schild führst, so mach' nur, daß ich's nicht gewahr werde, der Teufel soll mich holen, wenn ich Dir nicht diesmal ein Ventil in Dein dunstiges Seelenfutteral mache. Denk' an die Paukerei wegen der Professorstochter, Du kennst meine Terzen." Der Theater-Romeo schlug ein übermüthiges Gelächter auf, in das Tybalt einstimmte. „Seit wann ist denn der Don Juan ein Tugendprediger und Lehrer der Enthaltsamkeit geworden?" rief er spottend, indem er sich in einer theatralischen Stellung vor Mercutio aufpflanzte. „Ich schwöre Dir," fuhr er dann plötzlich mit giftigem Eifer fort, „diese Julie wird so gewiß mein, als sie unter den russischen Zobelfängern gehaust hat!"

Der Donner folgt dem Blitz nicht rascher, als eine klatschende Ohrfeige dem letzten Wort des Schauspielers. Hoch aufgerichtet stand Romeo vor dem Betäubten und blickte ihm mit einem Auge voll Zorn ins Gesicht. In seiner drohenden Stellung sprach sich die Absicht aus, es sofort mit allen Vieren aufzunehmen, wenn sie es wagen sollten, gegen sein Strafamt Einsprache zu erheben.

„Herr, was fällt Ihnen ein?" schäumte der Schauspieler, indem er mit geballten Fäusten auf seinen Gegner zusprang.

„Ich habe den Einfall gehabt, einen verleumderischen, lüdertichen Buben zu züchtigen," sagte Romeo langsam, ohne seine kampfbereite Stellung aufzugeben. Seine ernste Stimme, die von edler Entrüstung bebte, und seine hohe, gebietende Gestalt mochten den Schauspielern imponiren, sie schwiegen einen Augenblick. Mercutio unterbrach die Stille zuerst. „Wenn Sie Ihren Einfall bei einer anderen Gelegenheit gehabt hätten," sagte er trocken, „so würde ich ihn sofort mit einem Ausfall beantwortet haben; in diesem Fall aber sind Sie mir nur zuvorgekommen und ich biete mich Ihnen zum Sekundanten an. Du wirst einsehen," wandte er sich an den Theater-Romeo, der bebend und mit giftigen Blicken seinen Feind anschielte, „daß Du einen Gang machen mußt, wenn Du es nicht vorziehst, Dich mit Deiner wohlverdienten Dachtel zurückzuziehen." — „Ja wohl sieht er das ein!" schrie Tybalt, „und ich fordere Sie im Namen meines beleidigten Freundes," wandte er sich an den Maler. — „Es wäre erst zu untersuchen, ob er überhaupt beleidigen kann," meinte der Geohrfeigte und wollte sich verächtlich abwenden. — „Donnerwetter, Kumpel!" brauste Tybalt auf, „Du wirst doch diese Ohrfeige nicht einstecken wollen?" — „Sie wird sich nicht langweilen, wenn er sie einsteckt," warf Mercutio spöttisch ein. — „Nicht langweilen?" fragte Benvolio, der sich bis jetzt im Hintergrunde gehalten hatte. — „O, er hat schon mehr getrocknete Ohrfeigen in der Tasche," rief Mercutio mit einem verächtlichen Lachen. — „Erkläre Dich in Teufels Namen!" rief Tybalt ärgerlich und stieß seinen Kollegen mit dem Ellbogen an. — Der Theater-Romeo schien plötzlich Muth zu bekommen. „Gut, ich werde mich schlagen!" rief er aus und trat heftig mit dem Fuß auf, worauf sich der Maler, der sich mit einem mitleidigen Blick auf den Feigling zum Weggehen angeschickt hatte, umwandte. „Ich werde mich schlagen!" wiederholte der Schauspieler mit mehr Pathos als Energie, „und ich werde Sie so zeichnen, mein Herr, daß Sie Ihr Lebenlang an mich denken sollen; mein Name ist Philipp Kumpel!" — „Endlich!" rief Tybalt mit einem Seufzer der Erleichterung. — „Ich bitte, Zeit und Ort zu bestimmen," sagte Romeo kurz und in dem wegwerfenden Ton, womit man ein verächtliches Geschäft sobald als möglich abzuthun sucht. „Besuchen Sie mich gefälligst morgen früh um acht Uhr in meiner Wohnung," sagte Mercutio, als der Maler es abgelehnt hatte, seine Wohnung zu nennen, und überreichte ihm seine Karte. Romeo versprach, sich einzufinden, und die jungen Leute gingen nach verschiedenen Seiten auseinander.

Als Romeo um die Ecke gebogen war, schlüpfte eine kleine, verwachsene Gestalt hinter einer Säule des Theaters hervor und verschwand im Schatten, welchen die hohen Häuser warfen. Der junge Maler ging mit einer Brust voll bitterer Empfindungen durch die leeren Straßen. Verdruß und Beschämung über den rauhen Zusammenstoß seiner idealen Begeisterung für die Bühne mit einer verächtlichen Wirklichkeit, Zorn über die elende Umgebung, in der sich seine Geliebte bewegen mußte, Verachtung gegen die faden Komödianten stritten um die Herrschaft in seiner Seele. Eine beschämende Entmuthigung war dem Rausch seiner liebetrunkenen Phantasieen gefolgt, in denen er sich schon von hingerissenen Zuschauern vergöttert und seinem geträumten Paradiese nahe wähnte. Nun kam er sich selbst mit seiner keuschen Begeisterung für alles Schöne und Große in Kunst und Leben neben jenen raffinirten Schauspielern mit ihren professionellen Kunstgriffen wie ein unmündiges Kind vor. Ja, sein zorniger Zweifel an allem Verständniß für erhabene Gedanken und heilige Gefühle in der Welt wurden zuletzt so ingrimmig, daß er selbst die Geliebte einen Augenblick lang in Verdacht hatte, diesen hohlen Theatermenschen im Fühlen und Denken verwandt zu sein. Aber kaum hatte sich ihm dieser Gedanke zu nahen gewagt, als er ihn sofort mit Abscheu von sich

ſtieß. Nein, dieſe liebliche, friſche Blume mußte ſich ſelbſt inmitten dieſes leeren Bretterkärms und Flitterwerks ſcheu in ſich zurückziehen, vor dieſen ausgedörrten Herzen und entheiligten Geberden zurückſchaudern. Wie unglücklich mußte ſich die Arme mit ihrem Kummer um den kranken Vater unter dieſem ſpottſüchtigen Volk fühlen, ach, und es ſtand ihr leider kein treuer Freund zur Seite, um ſie vor den Zudringlichkeiten dieſer Roué's zu ſchützen. Und ſo kam der junge Maler wieder auf ſeinen Plan, als Romeo ſeine Julie auf der Bühne zu beſuchen, zurück. Was ihm eine Stunde früher eine gefällige Phantaſie, ein volles Herz eingegeben, gewann nun, nachdem es ſeine reifliche Ueberlegung von dem Reiz des Romantiſchen und Abenteuerlichen entkleidet, eine tiefe Begründung in ſeiner feſten Abſicht, die Geliebte ſobald als möglich einer unwürdigen Berührung mit Menſchen zu entreißen, die ſeine Verachtung ebenſo erregten, wie ſeinen eiferſüchtigen Zorn. Mit dem Entſchluß, gleich morgen nach dem Duell, welches ihm, da es ſich nur um die Züchtigung eines Feigtings handelte, wenig Sorgen machte, die nöthigen Schritte zu thun, um ſeinen Plan zu verwirklichen, trat er in den alten Thurm, den ſein Vater bewohnte.

(Fortſetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortſetzung.)

Als Albert eben am Pulte ſaß, um ein Schreiben an Herrn von Dippelt zu entwerfen, klopfte es an. Es war Kaspar Moſemann aus dem Stern, welcher eintrat. Er brachte ein Paar neugeſohlte Stiefeln und einen ausgebürſteten Rock. Bei der diesmal ſo lange ausgedehnten Anweſenheit Alberts hatte Kaspar ſeinen früheren Dienſt bei ihm wieder angetreten ungeheißen und ohne beſtimmte Ausſicht auf Lohn; denn der alte Herr von Wingefeld war ſein Oberſt bei den Dragonern geweſen, und hatte ihn auf Schloß Ryneck bei der Stallpartie angeſtellt, bis der Tod des Herrn dies Verhältniß löste. Albert ſelbſt hatte bei dem treuen Diener das Reiten von Grund aus erlernt und manches Abenteuer mit ihm erlebt.

„Befehlen Sie noch was, Herr Baron?“ frug Kaspar.

„Nein, ich danke,“ ſagte Albert, an der Feder kauend.

„Ich wollte Ihnen nur ſagen, Herr Baron,“ bemerkte Kaspar, „daß mich der Herr Zollinſpektor für ſeine Gärtnerei und ſonſt ſo kleine Dienſte im Hauſe angenommen hat. Sehen Sie!“

„Gut für Dich; gratulire,“ erwiederte Albert, eine Cigarre anzündend, die ihm ſchon zehnmal ausgegangen war.

„Ja, das iſt's eben,“ meinte Kaspar. „Ich wollte mich doch auch bei Ihnen dafür bedanken.“

„Bei mir? Wie ſo?“

„Weil Sie mir den Dienſt verſchafft haben. Die Dorette unten ſagt, Sie hätten's fertig gebracht.“

„Dummes Zeug von der Dorette.“

„Erlauben Sie, Herr Baron, die weiß, was bei der Herrſchaft vorgeht; und Fräulein Emilie thut, was Sie ſagen.“

„Jetzt mach', daß Du fertig wirſt, Schlechtſchwätzer!“ rief Albert mit zorniger Miene, aber wohlwollendem Lachen. „Geh' zum Henker, oder vielmehr, da Du doch einmal da biſt, zum Advokaten Mehltretter. Ich laſſe ihn bitten, mich auf eine halbe Stunde zu beſuchen, wenn es ihm paßt.“

„Sehr wohl, Herr Baron!“

Der gerufene Anwalt erſchien ſehr bald und kündigte ſich draußen ſchon durch ein lautes Selbſtgeſpräch an: „Welche Fuge des Weltalls iſt gelockert, welche Gefahr droht dem Vaterlande, daß man mich aus Schlafrock und Pantoffeln ſcheucht? Ha! und liegt mir dieſer Terpentin im Magen, den ſie auf dem Balle ſtatt Grogs kolportirten. Pfui über ſolche bürgerlichen Einrichtungen! Da bin ich!“

Mehltretter war während ſeines Monologs eingetreten und warf ſich auf einen Stuhl.

„Saul, Saul, was verfolgſt Du mich?“ ſchrie er ſich umſchauend, als käme er plötzlich aus dichteſter Dunkelheit.

„Ich brauche Deinen Rath,“ erläuterte Albert.

„Ha! endlich! ich verſtehe! Das gibt mir alle meine Kraft wieder, wie Ferdinand in Kabale und Liebe ſagt. Nun?“

„Ich bin im Begriffe, mit Herrn von Dippelt auf Ryneck in Unterhandlung zu treten.“

„So? Nichts da Unterhandlung! Waffen! blanke Waffen des Rechts! Chikanen! Spitzfindigkeiten! Rabuliſtik und Krieg bis auf die Meſſerklinge! So packſt Du dieſe Clique! Glaube mir!“

„Jeder Klage geht die Mahnung voraus, dächte ich.“

„Hm, nicht übel! Als ob ein Dieb und betrügeriſcher Beſitzer nicht a priori im Verzuge ſei? Unterfange Dich nicht, mir Lektionen zu geben, armer Freund. Zeig' keine Schwäche, keine Blöße dieſen Gegnern! Gradaus! Drauf! Drauf! Den Degen in die Lenden geſetzt! Kriminalanklage gegen

Digitized by Google

Rosenbaum und Schraidt, die Häuser niedergerissen, die Güter sequestrirt! — So faß' ich die Sache an; und nun gib Vollmacht, gib **carte blanche**! In drei Jahren bist Du Herr auf Ryneck und Ysopstein." —

„Gemach, gemach, Freund! Ehe es zu alle dem kommt, versuche ich den Weg der Unterhandlung. Du weißt, welche Verbindungen das Haus von Dippelt hat."

„Thue, was Dir beliebt, aber verzage nicht an meiner Kunst, an der Idee des Rechts! Tausend Verbindungen, tausend Rücksichten halten den Prozeß nicht auf. Heil unserm Vaterlande, das freie Richter hat, die den T....l nach dem fragen, was nicht in den Akten ist. Freie Bahn der Wahrheit! freie Bahn der Erbschaftsklage! Komm mit, Freund! Daheim hab' ich Dir Brief und Siegel für das Gelingen magazinirt, seit Jahren häufe ich daran. Komm, wackrer Erbe!"

Die beiden Freunde verließen Alberts Logis und das zollinspektorliche Haus, um Mehltretter's Wohnung aufzusuchen. Derselbe wohnte bei einer Wittwe Schaubert „im Lämmchen", welche eine Garküche unterhielt, in der alle diejenigen niederen Chargen gesättigt wurden, deren Gehalt oder Einkommen nicht für den **table d'hôte**-Preis des „Sterns" oder „Hirsches" oder „Storchs" — das waren die drei großen Hotels des Ortes — ausreichte. Bei Frau Schaubert speiste man für fünfzehn Kreuzer das Couvert und zahlte nach einem uralten, ehrwürdigen Herkommen sofort nach jedesmaligem Genusse, Zug um Zug, wie die Juristen bei solchen Rechtsgeschäften sagen. Frau Schaubert war dadurch der Mühe überhoben, ihren Herren Gästen, meist Expedienten bei den verschiedenen Behörden, den Gerichtsdiener, Herrn Kinsky, mit dem wohlbekannten rothen Kragen ins Logis zu senden und Weiterungen bei Gericht zu veranlassen. Neben diesem Eßzimmer hielt jedoch Frau Schaubert eine Weinstube für Abendgäste höherer Qualität. Diese Stube war der Stolz des Hauses. Sie war grün mit goldgelben Blumen tapezirt, und die Wände waren mit illuminirten Kupferstichen nach Wahl und Geschmack der Frau Schaubert geziert. Da sah man Joseph und seine Brüder, Genovefa im Walde, Herzog von Würtemberg, der den Hutten ersticht, die Erstürmung von Warschau durch Paskiewitsch und Tell's Sprung.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Wrangel's Deutsch.) General Wrangel, der bekanntlich fortwährend im Kriege mit der deutschen Grammatik und der Orthographie lebt und z. B. „mir" und „mich" niemals unterscheiden kann, wurde von einem jungen Offizier gebeten, ihn einem anderen General als Adjutant zu empfehlen. Wrangel sagte zu und schrieb dem betreffenden General einige Zeilen. Voll Freude eilte der junge Offizier hin und übergab sein Empfehlungsschreiben. Der General erbricht den Brief, liest ihn verwundert zweimal und sagte endlich: „Nein, ich kann Sie nicht brauchen!" — „Warum nicht, Herr General?" — „Da lesen Sie!" — Der Offizier liest und erschrickt. In dem Brief steht u. A.: „Nehmen Sie also diesen jungen, feigen Mann." Entrüstet eilt der junge Mann zu Wrangel, sich beschwerend, daß der General-Feldmarschall ihn einen „Feigling" genannt habe. Wrangel, nachdem er den Offizier angehört, brummte Etwas in den Bart, wie: „Die K.... können nicht einmal lesen; was habe ich geschrieben, wer sagt, daß Sie ein Feigling seien? Soll ich buchstabiren? Achtung! f—e—i—g—e—n, einen fähigen Mann habe ich Sie genannt; — so, nun gehen Sie nochmals hin." Der Offizier erklärte dem General den orthographischen Irrthum und erhielt die Stelle.

Ein junger Pariser bat einst den Minister Talleyrand um dessen Handschrift, um sie seinen Autographieen beizufügen. Der Diplomat ließ ihn lange auf Antwort warten. Endlich erhielt der Pariser ein von dem Minister geschriebenes Blatt folgenden Inhalts: „Mein Herr, haben Sie die Güte, morgen Mittag mein Gast zu sein; ich habe einige sehr witzige Freunde eingeladen und möchte nicht gern der einzige Dummkopf sein." Seit diesem Tage hat der junge Franzose von Keinem mehr eine Handschrift verlangt.

## Schwalbe und Amsel.

Die Schwalbe spricht: „Der liebe Band
Knüpft mich so fest an's Vaterland,
Daß ich beim ersten Frühlingsgruß
Zurück zur Heimath kehren muß."
Die Amsel aber meint dabei,
Daß jenes Band noch schöner sei,
Womit man treu am Lande hängt,
Wenn's auch der Sturm und Frost bedrängt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 82. Sonntag, 10. Juli 1864.


## Vor der Hochzeit.

O! sprich mit mir, du holdes Wesen,
Ich lausche voller Seligkeit,
Aus deinen Blicken möcht' ich lesen
Ein Mährchen der Vergangenheit.
Ist mir's im Herzen bang und düster,
Fehlt mir des Lebens froher Muth:
Bei deiner Lippen süß Geflüster
Wacht auf mein Herz in neuer Gluth.

Was wäre ohne dich das Leben?
Ein Dasein voller Traurigkeit!
Bei dem Gedanken muß ich beben,
Träf' dich nur je das kleinste Leid.
Für einen Kuß leg' ich zu Füßen
Dir Alles, was mein Eigen ist,
Kein herbes Wort soll dich verdrießen,
Wenn einstens du mein Weibchen bist.

Nur dir allein soll angehören
Mein treues Herz, nur dir allein.
Niemals — das will ich heilig schwören —
Will Andern einen Blick ich weih'n.
Ja, wahre Treue soll nur blühen
Als unsrer Liebe schönstes Pfand,
So wollen wir durch's Leben ziehen
In Freud' und Leid, stets Hand in Hand.

Zum Paradiese soll auf Erden
Sich bilden unsrer Ehe Glück,
Für alle Mühen und Beschwerden
Bin ich belohnt durch einen Blick.
Und Blumen will ich auf dem Wege
Dir streuen, will dein Sklave sein,
Nur deinem Wohl und deiner Pflege
Will ich mich widmen ganz allein.

O! welches himmlische Vergnügen,
(Im Geiste stellt das Bild sich dar)

## Nach der Hochzeit.

Es ist doch fast nicht zu ertragen,
Den ganzen Tag führst du das Wort,
Und nichts als ungerechte Klagen,
Die muß ich hören immerfort.
Ja, das ist wahr, du kannst nicht schweigen,
So sehr es mich auch stets verdrießt;
Man glaubt, der Himmel hängt voll Geigen,
Wenn du in meiner Nähe bist.

Wie glücklich sind die Junggesellen,
Wie herrlich ist ein solcher Stand!
Der Friede herrscht in ihren Zellen,
Doch Sorgen schaffet Hymens Band.
Nur immer Geld! so wird befohlen;
Mich überläuft ein kalter Graus,
Der Teufel soll die Wirthschaft holen!
Das halte ich nicht länger aus.

Was sagst du? Das müßt' unterbleiben,
Wenn ich in der Gesellschaft bin,
Mit andern Damen Scherz zu treiben?
Das schlage dir nur aus dem Sinn!
Soll ich nur dich allein ansehen,
Dasitzen wie ein Fisch, so stumm?
Laß mich nur meine Wege gehen
Und kümm're dich nicht viel darum!

Zum Balle möchtest du gern heute?
Das fehlte noch! Da wird Nichts d'raus!
Das schickt sich nur für junge Leute,
Bleib' du deßwegen nur zu Haus!
Den Aufwand laß in Zukunft bleiben,
Du weißt, daß ich kein Rothschild bin;
Und willst du dir die Zeit vertreiben,
Dann setze dich zum Nähtisch hin.

Ich soll auch noch die Kinder hüten!
Der Einfall wäre gar nicht schlecht;

Kann ich einſt auf den Knieen wiegen
Die holde kleine Kinderſchaar.
Wie will ich für ſie wachen, ſorgen,
In meinem Arm ſie lullen ein,
Und von dem Abend bis zum Morgen
Ihr treuer Hüter, Pfleger ſein.

Ich will dich auf den Händen tragen,
Dein Wille ſei Gebot für mich.
Das Höchſte, was der Menſch kann wagen,
Das Leben wage ich für dich.
Was deine Blicke nur andeuten,
Das ſoll für dich, mein Kind, geſcheh'n,
In allen Lagen werd' mit Freuden
Getreu ich dir zur Seite ſteh'n.

Ja, ja, des Lebens ſchönſte Zierde
Iſt doch die Ehe! Welche Luſt!
Wie leicht und ſanft iſt ihre Bürde,
O, welche Wonne fühlt die Bruſt!
Wie auf der Hoffnung Blumenwieſen
Führt uns dahin des Lebens Pfad.
Der Himmel ſei dafür geprieſen,
Der dieſes Glück beſcheeret hat!

Ich bitte, laß mich doch in Frieden,
Ich bin der Herr und nicht der Knecht.
Nun höre Einer das Gewimmer,
Die Rangen ſchreien im Duett,
Geh! ſchaffe ſie doch aus dem Zimmer
Und bringe ſie ſogleich zu Bett!

Spazieren ſoll ich mit dir fahren?
Viſiten machen in der Rund?
Dergleichen Koſten kann man ſparen;
Geh' nur zu Fuß, das iſt geſund.
Ja wahrlich, es iſt zum Erſtaunen,
Den Wünſchen ſetzeſt du kein Ziel,
Ein jeder Tag bringt neue Launen,
Verſchone mich mit ſolchem Spiel!

Ja, ja, des Lebens größte Plage —
Das iſt die Ehe, nur Verdruß
Und ſorgenvolle, trübe Tage
Bringt ſie hervor im Ueberfluß.
Nur über dornenvolle Gründe
Führt ſie uns durch das Leben hin,
Herr Gott, verzeihe mir die Sünde,
Daß ich ſo dumm geweſen bin!

## Romeo und Julia.

(Fortſetzung.)

Gottlieb trat Romeo auf der Treppe entgegen. Zum erſten Male empfand er, als er in das blaſſe, glatte Heuchlergeſicht des Buckeligen blickte, ein Gefühl der Abneigung gegen den Diener ſeines Vaters. Vielleicht machte ihn der Verdruß, den er mit heimbrachte, reizbarer und empfänglicher für den Eindruck, den des Buckeligen ſcheinheiliges Geſicht auf einen nüchternen Beobachter machen mußte, vielleicht regte ſich in ſeinem verſtimmten Gemüth der Aerger über ſeine harmloſe Offenherzigkeit, die ihn in ſchwacher Stunde verleitet hatte, dem vermeintlichen Freund und Pfleger ſeines Vaters ſeine Geſchichte zu erzählen, ſtärker als gewöhnlich; vielleicht zeigte der Schein der Laterne Gottlieb's Züge in beſonders unangenehmem Licht — genug, mit einem ziemlich verächtlichen Kopfnicken den demüthigen Gruß des Freundlichen beantwortend, ſtieg er die Treppe hinan. Leiſe öffnete er das Zimmer ſeines Vaters. Es war von einem Nachtlicht matt erhellt und der Kranke winkte, ohne ſich umzuwenden, abweiſend mit der Hand, als wolle er am Einſchlafen nicht geſtört ſein. Sachte ſchloß Romeo die Thüre und ging auf ſein Zimmer, wo er bald entſchlummerte, nachdem er ſich die Begebniſſe dieſes Tages nochmals vergegenwärtigt hatte.

## IX.

### Mercutio.

Als Romeo am folgenden Morgen ins Zimmer ſeines Vaters trat, traf er ihn zu ſeinem Erſtaunen außer dem Bett an. Derſelbe ſaß, in einen warmen Schlafrock gehüllt, in einem großen Lehnſtuhl, und der Sonnenſchein, der durch die epheuumſponnenen Fenſter hereinfiel, ſchien ihm wohlzuthun. Er hatte die Augen geſchloſſen und die Hände in den übereinander geſchobenen Aermeln verborgen. Er ſah ſehr klein und kümmerlich aus, wie er ſo in ſeinem Seſſel gekrümmt ſaß. Romeo trat mit der herzlichſten Freude auf ihn zu. „Wie freu' ich mich, lieber Vater, Sie wieder außer dem Bett zu ſehen, welch' eine glückliche Ueberraſchung!"

Der Baron öffnete langſam die Augen. „Ich habe es um Dich verdient, daß Du Dich freuſt, Romeo," ſagte er mit zitternder Stimme.

„Gewiß haben Sie das, mein verehrter Vater!" rief Romeo, angenehm überraſcht, ſeinen Vater milder als gewöhnlich geſtimmt zu ſehen, „und es iſt mein eifriges Bemühen, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweiſen. — Sie werden bald völlig hergeſtellt ſein," fuhr er zärtlich fort, als der Alte nicht ohne Wohlgefallen zu lauſchen ſchien, „der Sommer iſt nahe und ich hoffe, wir werden ihn glücklich zuſammen genießen."

„Ich hoffe, Du wirst mir heute Gesellschaft leisten!“ sagte der alte Mann nach einer Pause und sah seinen Sohn fragend an.

Romeo gerieth in eine kleine Verlegenheit, als die Blicke seines Vaters so ernst und forschend auf ihm ruhten. „Wie glücklich macht mich die Erlaubniß, an Ihrer Seite bleiben zu dürfen, mein lieber Vater!“ rief er innig; „nur für eine Stunde werden Sie mich entschuldigen,“ fügte er mit befangener Stimme hinzu.

Der Kranke sah ihn befremdet an. „Was hast Du vor?“ fragte er, und athmete schwerer als gewöhnlich.

„O es ist nur eine Kleinigkeit,“ versetzte Romeo erröthend, „ein Versprechen, das ich nicht brechen kann, ohne mich einem unwürdigen Verdacht auszusetzen.“

„Um was handelt es sich denn?“ fragte Eckholz mit mühsam bewahrter Fassung.

Romeo befand sich in großer Verlegenheit. Von einem Duell durfte er Nichts erwähnen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von dem leicht erregbaren alten Mann mit Gewalt zurück- oder doch lang genug aufgehalten zu werden, um die Stunde der Zusammenkunft zu versäumen. Mit dem Verdacht der Feigheit beladen, durfte er nie hoffen, die Bühne zu betreten, oder sich der Geliebten Angesichts der Schauspieler zu nähern. Und mußte nicht der Alte sogleich nach der Ursache des Duells forschen? Dann war er im Stande, aus Haß gegen den Schauspieler, das Verhältniß der Kinder noch im Keime zu ersticken.

„Es scheint, Dein armer Vater verdient keine Antwort,“ sagte der Baron, als er vergebens auf eine Erwiederung gewartet hatte, und ließ sich mit einem herzbrechenden Seufzer in den Sessel zurücksinken.

„Mein Vater!“ sagte Romeo, indem er sich zu dem alten Mann niederbeugte und seine Hand faßte, „ich hoffe, Sie erlauben mir, die Erklärung über das Geschäft, welches mich auf eine Stunde in Anspruch nimmt, aufsparen zu dürfen. Glauben Sie meiner Betheuerung, wenn es sich nicht um einen Ehrenpunkt handelte, keine Macht sollte im Stande sein, mich von Ihrer Seite zu entfernen, da Sie meine Anwesenheit wünschten, die Sie so oft geflohen haben.“

„Ehrenpunkt!“ rief der alte Baron und richtete sich im Sessel hoch empor, „Du hast also ein Duell, wie?“

„Da Sie selbst das Wort ausgesprochen,“ sagte Romeo mit fester Stimme, indem seine Befangenheit plötzlich schwand, „so will ich Ihnen länger kein Geheimniß daraus machen. Ich habe einen Unwürdigen zu züchtigen und da Sie selbst die Gesetze der Ehre kennen, so werden Sie meiner Eile nicht zürnen, die mich von Ihnen treibt: ein längeres Zaudern würde mich die Stunde der Zusammenkunft versäumen lassen.“

Ohne seinem betäubten Vater Zeit zu lassen, etwas zu erwiedern, eilte Romeo zur Thüre hinaus, nicht aber ohne dem alten Mann einen Verzeihung flehenden Blick zurückzusenden.

„Gottlieb!“ rief der Kranke, als sein Sohn verschwunden war, „er hat ein Duell, Gottlieb!“

Gottlieb zuckte mit einem Seufzer die Achsel, als wollte er sagen: „Leider ist es wahr, aber was kann man machen?“

„Für Schauspieler hältst Du die Leute, mit denen er sich gestern Abend zankte,“ hob er nach einer Pause bekümmert wieder an.

„Es waren Schauspieler,“ versetzte Gottlieb, indem er aufmerksam seine Nägel betrachtete.

„Seine Tochter, sagst Du, ist auch Schauspielerin, Gottlieb, wie?“ fuhr der Kranke mit gepreßter Stimme fort, wobei er seinen Famulus fast entsetzt anstarrte.

„Leider ist sie eine!“ seufzte der Buckelige und stützte gedankenvoll die Hand unter's Kinn.

„Und war er seitdem wieder in ihrem Haus, Gottlieb?“ drängte der alte Mann athemlos.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Buckelige kummervoll.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Frau Schaubert gehörte zu der romantisch gesinnten und leicht gerührten Art von Frauen, die Weltgeschichte und Literatur im Allgemeinen mit Liebe umfassen, aber durchaus nicht zu unterscheiden wissen, was Sage und was Wahrheit ist. Namentlich entging ihr jeder Begriff für Aufeinanderfolge in der Zeit, so daß sie nicht wußte, wer früher gelebt habe, ob Schinderhannes oder Nebukadnezar, oder ob Friedrich der Große und Rehabeam Zeitgenossen seien oder nicht. Ihr war Alles so wahr, so unmittelbar, daß sie sogar einst einem Schauspieler, der bei der wandernden Truppe in Hattenheim 2 Winter zuvor als Tyrann, Intriguant und Komiker agirte, die Wohnung aufsagte, weil er als Robert von Felseck im Gang nach dem Eisenhammer und gleich darauf als Parcival in Griseldis sich so „mechant“ aufgeführt habe. „Nein, ich kann den Herrn Heinemann (so hieß der verkannte Künstler,

der doch nur seine Schuldigkeit gethan) nicht mehr vor meinen Augen sehen! Wie der's dem armen Fridolin, und nachher seiner eigenen Frau „gekocht" hat!? Nein, es war nicht zum Abhalten!" das waren Frau Schaubert's ernst gemeinte Worte.

Bei dieser so theilnehmenden Dame traten die beiden Freunde ein, schlossen sich auf eine ganze Stunde oben in der Wohnung Mehltretter's ab, und kamen sodann herunter, um in der Weinstube eine Flasche zu trinken, über welche Ehre Frau Schaubert ganz entzückt war. Auch sie hatte zu Schloß Ryneck einst in Beziehung gestanden und bei den splendiden Festen der Eltern Alberts als Aufwärterin oder in der Küche ausgeholfen. Sie war im besten Zuge, diese Erinnerungen aufzufrischen, als die Herren aufbrachen.

Mehltretter ertheilte seinem Schreiber Valentin, welcher bereits im Eßzimmer der Suppe harrte, einige Befehle und entfernte sich sodann mit Albert v. Wingefeld.

Einige Tage später brachte Kaspar Mosemann ein an Herrn von Dippelt adressirtes Schreiben zur Post, und Albert wanderte mit Flinte und Jagdtasche zum Thore hinaus, um bei einem Freunde, einem Herrn von Goes, in der Nachbarschaft Hühner zu schießen. Die Jagd war eben aufgegangen. Herr von Goes, Holländer von Geburt und Deutscher von Erziehung und Bildung, hatte die letzten Jahre in England gelebt. Von dort war er vor kurzem, gleich nach Ausbruch der ersten Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte, wie man sagte, mit Aufträgen der englischen Regierung zurückgekehrt. Es war ein feingebildeter, artiger, aber sehr geheimnißvoller Mann, dieser Herr von Goes. Trotz seiner zweiunddreißig Jahre hatte er schon das Aeußere eines gesetzten alten Herrn. Zu ihm begab sich Albert, um dem Waidwerk obzuliegen und darüber seine Spannung wegen der Antwort des Herrn v. Dippelt zu vergessen. Nach acht Tagen kehrte er wieder zurück. Noch war keine Antwort eingelaufen, dagegen fand er eine Einladung auf den folgenden Abend zum Thee beim Landrichter des Ortes vor. Er ging ein paarmal in seinem Zimmer auf und ab und trat dann unten beim Zollinspektor ein. Niemand war anwesend als Dorette, die an einer seidenen Schürze flickte. Der Inspektor spielte sein L'hombre im Kasino; Fräulein Emilie war zu einer Musikprobe ausgegangen. Das war sehr einfach; allein Albert fühlte ein sonderbares Unbehagen bei dieser Auskunft der Dienerin. Seit der Unterredung mit Emilien zu Ende jenes Balles im Gartensaale vor der Stadt hatte er sie nicht wieder allein gesprochen. Er hatte sie nicht gesucht, und sie war ihm ausgewichen. Man konnte das auf Rechnung der Betretenheit setzen, die Emilie sowohl, wie er selbst darüber empfanden, daß sie bei jener Unterredung ihre Gefühle und Wünsche zu sehr verrathen hatten, und doch genügte diese Betrachtung nicht, ihn zu beruhigen.

Unmuthig verließ Albert das Haus und irrte auf den vom Herbstnebel feuchten Straßen umher; dann trat er im Stern ein, wo eine zahlreiche Gesellschaft bei Wein und Würfeln lärmte. Rasch stürzte er mehrere Gläser Wein hintereinander hinunter und hörte auf die lästerlichen Reden Mehltretter's, der am Ende der Tafel das große Wort führte. In der Mitte derselben an der Wand saß ein älterer sehr korpulenter Herr mit einem starken kurzgeschnittenen Busch grauer Haare und einem hochrothen Gesichte, das er in hundert Falten zu legen verstand. Die Physiognomie des Mannes hatte etwas so Spitzbübisches, daß selbst das wohlwollende herablassende Air, welches er seinen Zügen zu geben bemüht war, nicht ausreichte, es zu verdecken. Es war Herr Schraidt, der frühere Rentmeister auf der Kammer zu Ryneck, nunmehr Partikulier und Kapitalist; eine Art Banquier im Kleinen und durch sein Geld fast die einflußreichste Person am Orte. Er belachte auf eine gewisse gnädige Art Mehltretter's Frevelreden, als merke er gar nicht, wie dieser ihm manchen Seitenhieb beibrachte. Ueber das Vermögen des Herrn Schraidt und seiner nächsten Verwandten herrschten nämlich mancherlei Ursprungssagen, die nur der Respekt vor seiner Person und seinen Renten bei den Bürgern nicht aufkommen ließ.

Albert hatte auf dem Sopha in der Ecke neben der schlanken schwarzen Ernestine Platz genommen, die ihn gerne sah. Er hatte ihr so manches Gedichtchen gemacht als Student und Referendar, er hatte ihre schwarzen Augen besungen, ihre zierliche Gestalt und sogar ein Akrostichon auf ihren Vornamen zum Geburtstag gedichtet.

„Machen Sie denn gar keine Verse mehr, Herr von Wingefeld?" frug Ernestine, von ihrer Häkelarbeit aufblickend.

„Du lieber Gott, nein, hübsches Kind," sagte Albert. „Das kannst Du mir nicht zumuthen."

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Dienstag, 12. Juli 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Es entstand eine lange Pause. Eckholz sah durch die Fensterscheiben, sein Gesicht war ruhig, fast starr, nur seine zuckenden Lippen deuteten einen großen Kampf an, der in seinem Innern vorging. Endlich wandte er sich heftig um.

„O Gottlieb!“ rief er mit leidenschaftlichem Schmerz in den entstellten Zügen, „wenn ich wüßte, daß er sich in die Tochter meines Feindes verliebte, wenn er die Liebe, die seinem armen, unglücklichen Vater gehört, mir stiehlt und sie an die Verderber meines Lebens verschwendet, ein großes Unglück würde ich anrichten, ein großes, großes Unglück, Gottlieb!“ Krampfhaft schluchzend ballte der alte Mann seine zitternden Fäuste und heftete einen unsäglichen Blick der Angst und Verzweiflung auf seinen Famulus, als ob er diesen anflehen wollte, seinen gräßlichen Verdacht zu widerlegen.

„Ach, ich kann diesen ungeheueren Undank, diese namenlose Verderbniß nicht glauben, bis ich sie wirklich vor Augen sehe,“ jammerte Gottlieb mit gerungenen Händen. „Nein, ich will den gerechten Himmel um Kraft anflehen, meinen Zweifeln zu widerstehen, wenn sie auch noch so deutlich gegen die Aufrichtigkeit meines verirrten jungen Herrn sprechen. Ich will Alles, was meine Augen gesehen haben, für Trug und Blendwerk halten, bis mich endlich ein unerbittlicher Beweis von seiner Schuld überzeugt. Ach, es wäre himmelschreiend, wenn die Liebe und die Schmerzen eines Vaters so schändlich vergolten würden.“

„Ich weiß, wie Du an mir hängst, treuer Mensch,“ sagte der ungtückliche Mann mit weicher Stimme; „ich weiß, daß Du es treu mit Deinem armen Herrn meinst.“

„O Gott!“ lispelte der Buckelige und Thränen traten ihm ins Auge, „was habe ich armer Mensch anders als meine Lieb' und Treu', um mich meinem guten Herrn dankbar zu zeigen, was habe ich anders?“

„Du sollst mein Sohn sein, wenn mir mein eigen Fleisch und Blut untreu wird,“ weinte der alte Mann.

„Wenn auch die ganze Welt meinen theuren Herrn verließe, ich würde bei ihm ausharren bis an's Ende,“ versicherte der bibelkundige Gottlieb.

Ueber eine Weile sagte der Buckelige, indem er einen Blick durch's Fenster warf, scheinbar absichtslos: „Er muß jetzt bald in der Stadt sein.“

„Eil' ihm nach, Gottlieb!“ rief der Kranke ängstlich, indem er sich plötzlich aufrichtete; „sieh, was er treibt und sorge, daß ihn kein Schaden trifft, hol' gleich einen Arzt, wenn er im Duell verwundet wird, eile Dich, eile!“

Der Bucketige beantwortete, indem er sich umdrehte, die väterliche Besorgniß seines Herrn mit einem spöttischen Lächeln. Dann ging er, froh, seine Absicht erreicht zu haben, zur Thüre hinaus und eilte der Stadt zu.

Es gelang ihm, auf kürzerem Weg fast zu gleicher Zeit mit Romeo in der Stadt anzukommen und er folgte seinem jungen Herrn durch ein Gewirr von engen und düsteren Gassen bis in die Nähe eines großen, baufälligen Hauses, an dessen Fenstern hier und da große Karten mit der Aufschrift: „Möblirte Zimmer zu vermiethen“ im Winde hin und her wehten. Dort versteckte er sich hinter ein Hofthor. Romeo stand vor dem Hause still und verglich dessen Nummer mit der auf der Adreßkarte des Schauspieters angegebenen, worauf er die ausgetretenen Stufen hinan stieg. Nachdem er durch einen verbogenen Schellenzug mit einiger Mühe eine heisere Klingel in Bewegung gesetzt hatte, wurde ihm nach einer Weile ungeduldigen Harrens von einer pausbackigen Magd geöffnet.

„Ist Herr Mercu—, Herr Zacharias Kickler zu Haus?“ fragte Romeo rasch.

Digitized by Google

„Ach der —“ antwortete die dicke Magd verdrießlich, „drei Treppen hinauf im Gang rechts, die hinterste Thüre. — Geben's Acht, daß Sie sich nicht an der Speicherleiter stoßen, die dort steht,“ rief sie dem rasch die Treppe hinauf Eilenden nach.

Aber sie war noch nicht in die Küche getreten, als ein schreckliches Gepolter in den oberen Stockwerken verkündigte, daß ihre wohlmeinende Warnung nicht beachtet worden war. Beim Gepolter der eingestürzten Leiter öffneten sich eine Anzahl Stubenthüren auf dem dunklen Gang und eine gleiche Anzahl verschlafener Künstlergesichter, worunter mehrere weibliche, warfen dem bestürzten Romeo theils ärgerliche, theils neugierige Blicke zu.

„Hat das vermaledeite Möbel wieder 'mal das Gleichgewicht verloren!“ ließ sich eine drohende Baßstimme vernehmen, und sich umdrehend, erkannte Romeo den dicken Mercutio, der eben aus seinem Zimmer trat. „Ach Sie sind's, mein Werther!“ fuhr er freundlicher fort, als er seinen Besucher erkannte; „bitte im Namen dieser heimtückischen Leiter um Entschuldigung, sie bewacht zuweilen meine Thüre gegen die Ueberfälle des Juden Isaak. **Errare humanum est**, besonders in einem dunklen Gang.“

Romeo versicherte lachend, daß die hölzerne Schildwache ihren Irrthum noch zeitig eingesehen und ihm nur eine leichte Beule in den Hut gestoßen habe, woraus er sich nichts mache, sintemal zu versöhnen sei. Der junge Maler bewies dieses, indem er den gequetschten Filz mit der Faust ausbügelte.

„Aber lassen Sie uns eintreten,“ sagte Mercutio, als er die Leiter wieder aufgerichtet hatte, „ich habe Ihnen in Betreff der Geschichte von gestern Abend eine Eröffnung zu machen. — Die Sache ist ganz einfach die,“ hob der Schauspieler an, als sie beisammen im Zimmer waren, „daß sich Ihr Gegner ranzionirt hat, will sagen aus Feigheit durchgebrannt ist.“ Mercutio setzte sich auf sein Bett, ließ die Beine herunterbaumeln und beobachtete aufmerksam die Wirkung, die seine Worte auf seinen Gast hervorbringen würden.

„Das überrascht mich nicht,“ sagte Romeo gleichmüthig, „und er hat am klügsten daran gethan: ich hatte ihm eine tüchtige Züchtigung zugedacht.“

„Ja, ich hatte mich auch darauf gefreut,“ versetzte der Schauspieler, ein Gähnen unterdrückend, wobei er seinen Schlafrock sorglich zuzog und die Spitzen seiner Füße zusammenzustoßen suchte, welches ein anmuthiges Geklapper der lose am Fuße hängenden Pantoffeln verursachte. „Ja, eine Züchtigung wäre ihm gesund gewesen,“ hob er nach einer Pause wieder an und heftete einen wohlgefälligen Blick auf zwei gekreuzte Schläger, die nebst Rüstzeug und den Fragmenten einer Cerevismütze über einer stark derangirten Kommode hingen. „Ich habe ihm das schon auf der Universität gesagt, wo er allen Balken nachlief und nachher die Geschichte mit der Professorstochter hatte. Sie hat uns Beiden die Relegation eingetragen, diese Geschichte,“ fuhr der ehemalige Student nachdenklich mit dem Kopf nickend fort. „Nachher auf dem Theater hat er seine Eroberungen fortgesetzt“ — Mercutio besah angelegentlich seine flache Hand — „nun, das ist ein Feld, wo nicht mehr viel zu verderben ist. — Sind Sie mit der jungen Dame näher bekannt, für die Sie sich schlagen wollten?“ unterbrach er plötzlich seinen Gedankengang und sah den Maler aufmerksam an.

„Ich hoffe, sie kennen zu lernen,“ antwortete Romeo einigermaßen beunruhigt durch das Interesse, welches sich in der Frage Mercutio's für seine Geliebte ausdrückte.

„Donn werden Sie einen Engel kennen lernen!“ rief der Schauspieler feurig, indem er aufsprang und mit nachwallendem Schlafrock heftig durch's Zimmer schritt. „Einen Engel, sage ich Ihnen, werden Sie kennen lernen!“ wiederholte er, vor seinem Gast stehen bleibend, „einen Engel, wie noch keiner die elenden Bretter, welche die elendere Welt bedeuten, betreten hat.“

Romeo fühlte sich von dem feierlichen Ton dieser Worte, deren Ernst von dem komischen Wesen des Schauspielers eigenthümlich abstach, seltsam berührt. Es sprach sich darin die Ehrfurcht eines Niederen vor einem hoch über seinem Begehren stehenden besseren Wesen aus.

„Dieses Mädchen könnte einen Teufel in einen Engel verwandeln, so lieb und gut ist sie,“ fuhr Mercutio fort und trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe, „deßwegen ist, wer sich gegen ein solches Geschöpf zu versündigen wagt, nicht den Dachziegel werth, der ihm den Schädel einschlagen muß.“ Er trommelte ingrimmig auf der Scheibe und blickte aufmerksam nach dem Wetterhahn auf dem gegenüber liegenden Dach.

„Was ist der Theaterdirektor für ein Mann?“ unterbrach Romeo die Stille.

„Ein Ehrenmann!“ antwortete der Schauspieler, sich rasch umdrehend, „ein Mann, der sich der jungen Dame auf's Freundschaftlichste annimmt. Er hat nur eine Schrulle, das ist seine Shakespearemanie. Wie er uns mit seinen abenteuerlichen Grillen plagt, können Sie sich gar nicht vorstellen. Er stammt noch aus der guten alten Zeit und hat in London die großen Trauerspiele des Engländers mit einer Präzision aufführen sehen, die wir hier nie haben

Digitized by Google

können, weil den Spießbürgern der patriotiſche Sinn für dieſe Kunſtwerke fehlt, der die Engländer für ihren großen Landsmann begeiſtert. Wenn's auf den alten Mann allein ankäme, würde das Publikum mit lauter Shakeſpeare todtgefüttert und die Spieler hätten in einem halben Jahre keine Stimmen mehr in der Kehle. Sie hätten ſeine Freude ſehen ſollen, als der Vater des Fräulein Weißmann den Macbeth ſpielte. Und als bald darauf die Tochter als Julie auftrat, kannte ſein Jubel keine Grenzen mehr. Denn die ganze Stadt iſt ſeitdem ſhakeſpearevoll geworden, an dem einen Trauerſpiel können ſie ſich nicht ſatt ſehen, dieſe Spießbürger, und Jahretang, wenn Romeo und Julie auf dem Zettel ſtand, ſpielten wir vor einem leeren Haus. Das Stück ſoll mit einer merkwürdigen Geſchichte in Verbindung ſtehen, die in der Familie Weißmann paſſirt ſei. Ich bin nicht recht klar über die Sache," fuhr Mercutio nachſinnend fort, indem er mit unterſchlagenen Armen vor'm Spieget ſtehen blieb, „ich glaube aber, der alte Weißmann — eigentlich heißt er Herz — hat die Braut des alten Eckholz entführt. Wegen dieſer alten Geſchichte haben ſie kürztich ein Duell gehabt und nun iſt die halbvergeſſene Geſchichte wieder aufgetaucht und wird in zweiter vermehrter Auflage wiedergekäut. Sie ſind woht fremd hier?" ſchloß er mit einem fragenden Blick auf Romeo.

„Allerdings," verſetzte Romeo, indem er aufſtand, „ich wünſche einige Gaſtrollen hier zu geben und würde Ihnen ſehr verbunden ſein, wenn Sie mir den Weg zu der Wohnung des Herrn Direktors —"

„Lenker angeben wollten," fiel ihm Mercutio freundlich in die Rede. „Von Herzen gern und ich freue mich unbändig, in Ihnen einen Kollegen zu erblicken. Habe ſchon bei mir ſelbſt die Bemerkung gemacht, was für einen prächtigen Romeo Sie abgeben müßten." Dann reichte er ſeinem Gaſt herztich die Hand, die dieſer freundlich drückte. „Na, kommen Sie," rief Mercutio in der heiterſten Laune, indem er ſeinen Schlafrock abwarf, „der Alte wird ſich freuen, daß er einen ſo famoſen Erſatz kriegt."

„Apropos! wo waren Sie zuletzt engagirt?"

Dieſe Querfrage ſetzte den Romeo einigermaßen in Verlegenheit. „Engagirt bin ich eigentlich noch gar nicht geweſen," erwiederte er, leicht erröthend. „Ich habe aber als Dilettant fleißig ſtudirt und bin auch häufig mit Erfolg vor kleinem Kreiſe aufgetreten, weßwegen ich wünſche, mein Talent auf öffentlicher Bühne zu erproben." Romeo ſagte damit keine Unwahrheit, denn er hatte in Rom bei den vielen Künſtlerfeſten reichlich Gelegenheit gehabt, ſeine mimiſche Begabung zu beweiſen, er genoß ſogar eines anſehnlichen Rufes als Darſteller und Deklamator, und ſeiner ſchönen Geſtalt, die er vollkommen in ſeiner Gewalt hatte, wurde als Modell eifrig nachgetrachtet.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Fremde heilt.

(Fortſetzung.)

„Ei! warum denn nicht?" frug die kleine Brünette und ſah Herrn von Wingefeld ſo von der Seite mit ihren dunkeln Augen an, als wolle ſie ihm ins Herz ſehen.

„Warum nicht? Weil ich Artikel ſchreiben muß."

„Artikel? Was iſt denn das?"

„Zeitungsartikel und ſo mehr."

„Ach ſo! das iſt aber lange nicht ſo hübſch, wie damals, wo Sie mir Gedichtchen machten, und hier in das Blatt die Räthſel und Charaden und Erzählungen. Ich hab' mir Alles aufgehoben und leſe manchmal darin."

„Liebes treues Herz," ſagte Albert, den der Wein in Wallung brachte. „Du biſt auch die einzige Hattenheimerin, die ich liebe. Du meinſt es ſo gut mit mir."

Bei dieſen Worten legte Albert den Arm um die unvergteichlich ſchtanke Taille Erneſtinens. Sie ließ es geſchehen und drohte mit der Häketnadel: „Warten Sie nur, Herr Albert! Was ſprechen Sie da? Als ob es nicht eine Andere wäre, die . . . ."

Erneſtine hielt inne, um in Alberts Zügen zu forſchen.

Herr Schraidt, der ſeit Alberts Eintreten und ſeinem raſchen Trinken die Augen nicht von ihm verwendet hatte, war aufgeſtanden und näherte ſich dem Sopha, als ſuche er was.

„Mach' mir keine Sachen, Kind!" wehrte Albert, allein Erneſtine ließ ſich nicht halten.

„Ja, ich weiß, und die ganze Stadt weiß, daß Sie Fräulein Emilie . . . ."

„Bitte, bitte, ſtille," ſagte Albert, der eben die Mansvres des Herrn Schraidt bemerkte, raſch einfallend. „Es ſind Schurken in der Nähe, die uns belauſchen."

Erneſtine erſchrack über den gereizten Ton des tiefſten Haſſes, mit dem Albert dies ſagte.

Einige der Zunächſtſitzenden hatten es halb verſtanden, und Herr Schraidt kehrte ſtumm und verſtört zu ſeinem Platze zurück.

„Nun fahre ruhig fort, Liebchen," ſagte Albert ganz heiter.

„Ach, jetzt kann ich nicht," entgegnete die zitternde Brünette. „Was haben Sie mich erschreckt, und der Herr Schraidt nimmt mir's gewiß übel. Sehen Sie, er will fort, und sonst bleibt er immer bis zehn Uhr."

„Laff' ihn doch, ich kann ihn entbehren," sagte Albert, welcher den Wein spürte.

„Nein, es ist sehr unrecht von Ihnen; gehen Sie, jetzt bin ich Ihnen ganz böse."

Damit riß sich Erneſtine los und eilte hinaus. Albert nahm lachend neben Mehltretter Platz und disputirte und trank mit ihm um die Wette; er fühlte sich so leicht und wohl dabei. Es wurde indessen spät. Mehltretter, der nie vor zwölf Uhr Nachts heimging, schlug eine Bowle vor, was allgemeinen Anklang fand. Ein junger Privatlehrer holte seine Zither, und nun ergab sich die Gesellschaft bei Spiel und Gesang einer ungebundenen Heiterkeit.

Spät um ein Uhr Nachts kehrte Albert heim und wachte andern Tags erst gegen elf Uhr Vormittags auf. Als er sich angekleidet hatte, meldete Mosemann, der den Kaffee brachte, den Advokaten Schleich. „Er mag hereinkommen," sagte Albert mißmuthig, fast bestürzt. Das Wesen dieses Menschen, den er noch wenig kannte, hatte ihn auf den ersten Anblick angewiedert. Ein unerklärlicher Zwang, ein Druck lastete auf ihm, sobald er ihn in seiner Nähe fühlte, und die tonlose Sprache des Herrn, das matte Auge mit der großen Brille darüber, das zähnefletschende heimliche Lächeln erregten ihm fast das Gefühl des Abscheues. Herr Schleich trat ein, nahm den angewiesenen Stuhl und räusperte sich. Er schien in einer gewissen Verlegenheit, seine Rede zu beginnen.

Albert frug rasch: „Nun, Herr Schleich, was bringen Sie?"

„Sie haben," begann der Advokat, „an Herrn v. Dippelt geschrieben."

„Das ist geschehen," versetzte Albert.

„Herr von Dippelt hat mir vom Inhalte dieses Briefs gesprochen," sagte der Advokat.

„Hm," machte Albert.

„Ich bin hier," fuhr Herr Schleich fort, „um eine Verständigung in der Sache anzubahnen."

„So? hm."

„Ja wohl! Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen."

„Gut."

„Sie sind selbst Jurist, Herr von Wingefeld, und wissen, daß Ihre Ansprüche auf das Gut Nyneck und Pfopstein schon durch das, was sich nach Ihres Herrn Vaters Tod ereignete, sehr zweifelhaft erscheinen müssen."

Albert schwieg und der Advokat fuhr fort: „Selbst bei der vortheilhaftesten Ansicht von Ihrer Sache kann Niemand einen Sieg derselben für möglich halten."

„Meinen Sie?"

„Ich bin vollkommen der Ansicht. Darum hätte ich für Sie einen besseren Vorschlag, der beide Theile auf's Schönste vereinigen würde."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Zum Stand der Volksbildung in England!) James P. steht unter der Anklage, am Tage der Ankunft Garibaldi's in London eine Uhr gestohlen zu haben, vor den Assisen. James P. ist sonst ein liebenswürdiger Junge und namentlich ein Freund der edlen Borkunst. Zufällig befinden sich aber unter den 12 Geschworenen ebenfalls 10 Freunde des Pugilats und des Angeklagten. Ihre Herzen sträuben sich gegen die Verurtheilung, ihr Gewissen drängt sie dazu. Ihr Ausspruch lautet: „Wir, die Jury, finden den Angeklagten schuldig, aber .... wir verzeihen ihm." Präsident: Verzeihung ist ein Vorrecht der Krone und nicht der Jury. Ziehen Sie sich zurück und verbessern Sie Ihren Ausspruch. Sie können ihn der Nachsicht des Gerichtshofes empfehlen, wenn Sie danach Verlangen tragen. — Nach einer Pause von wenigen Minuten läßt sich die Jury folgendermaßen vernehmen.: „Wir, die Jury, finden, daß der Angeklagte nicht schuldig ist und sprechen die Hoffnung aus, daß er es nicht wieder thun wird." Lautes Gelächter und abermalige Zurückweisung, dann aber ein Verdikt: Der Angeklagte ist nicht schuldig. — So geschehen — ruft der „International" aus — im Jahre des Heils 1864, in London, das sich die civilisirteste Stadt der Welt nennt.

In einem Pariser Kriminalprozeß war der Angeklagte schlecht vertheidigt worden. Als der Advokat geendet, fragt der Präsident den Angeklagten: „Habt Ihr noch Etwas zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?" Angeklagter: „Ich bitte die Herren Geschwornen, Nachsicht mit meinem Vertheidiger zu haben."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Freitag, 15 Juli 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Mercutio schien von der Antwort seines Schützlings nicht sonderlich erbaut; er ließ den halbangezogenen Stiefel wieder fahren und faltete die Hände über seinem emporgezogenen Knie. „Es würde Ihnen von Nutzen gewesen sein," versetzte er nachdenklich, „wenn Sie schon eine Zeitlang auf den Brettern gewesen wären. Sie glauben nicht, wie heikel der Alte in diesem Punkt ist. In welcher Rolle wollen Sie auftreten?"

„Ich hoffe, als Romeo," sagte der Maler, indem er einen Blick, der um ein Gutachten zu bitten schien, auf seinen Nachbar warf.

„Der Kumpel spielte den Romeo nicht schlecht," versetzte Mercutio und strich sich mit der Hand bedächtig über's Kinn.

„O wie konnte dieser Mensch einen Begriff von der heiligen Gluth der Leidenschaft haben, die in diesem verschlossenen Charakter gebannt liegt!" rief Romeo wie eifersüchtig gereizt, daß ein Anderer eine Rolle zu spielen wage, deren Verständniß nur er zu besitzen glaubte, die nur für ihn geschaffen schien. „Wie konnte dieser lüderliche Bube es wagen, eine Leidenschaft wieder zu geben, deren tragische Größe nur eine unverdorbene Natur verstehen, nur ein volles, für das göttliche Wesen der Liebe begeistertes Herz würdigen kann!"

Mercutio hatte während dieser feurigen Worte seines Gastes verstohlen lächelnd seine Stiefel angezogen und stellte sich jetzt dem Jüngling gegenüber, daß er ihm ins Gesicht sehen konnte. „Mit diesen Ansichten und Empfindungen ist noch jeder Dilettant, der einigen Kunstberuf in sich fühlte, vor die Lampen getreten," sagte er, indem er dem Debütanten gutmüthig auf die Achsel klopfte; „allein noch Jeder hat eingesehen, daß man damit allein nicht ausreicht. Wenn man diese Empfindungen hat, besitzt man die Kraft noch nicht, sie darzustellen und durch die That zu beweisen, und wenn man die Kraft erlangt hat, besitzt man diese Empfindungen nicht mehr. Das Eine muß das Andere ersetzen. Allerdings: **Nulla regula sine exceptione!** Aber die Ausnahmen sind selten. O, die Gewohnheit ist ein schnöder Hemmschuh am Rade der Begeisterung und die Schnuppe im Licht der Liebe, wie Shakespeare sagt. Ich erinnere mich noch sehr gut der schönen Zeit, da ich zum ersten Male auftrat, es war als Karl Moor, und mit welchem Erfolg! Das Herz thut mir weh, wenn ich an diesen süßen Dusel zurückdenke. Aber es ist mit der Liebe zur Kunst, wie mit der Liebe zum Weibe, sie bleibt nicht ewig grünen und die erste ist die schönste. Diese Bretterwelt macht Einen zum Philosophen, das kann ich Sie versichern, Romeo."

Romeo mußte über den komischen Ernst, mit welchem der Schauspieler das sagte, lächeln. Mercutio bemerkte es.

„Freilich, bei Ihnen kann ich mich auch irren," sagte er mit einem pfiffigen Lächeln, ohne seine Beschäftigung zu unterbrechen, die darin bestand, daß er einen nicht mehr ganz neuen Cylinder mit dem Rockärmel glattbürstete; „vielleicht stammt Ihre Begeisterung für die Bühne im Allgemeinen und den Romeo im Besonderen aus zärteren Motiven, denen ich um keinen Preis zu nahe treten möchte. Um aber auf unser früheres Thema zurückzukommen," fuhr er, seine Handschuhe anziehend, fort, „so rathe ich Ihnen, kramen Sie bei dem alten Lenker nur wacker Ihre Shakespearekenntnisse aus, bitten Sie ihn um sein Urtheil über die Auffassung dieser oder jener Rolle und reden Sie Vieles und Schönes über die großen Verdienste der Männer, die den Shakespeare auf unseren Bühnen akklimatisirt haben — wenn Sie auf diese Weise mit dem alten Herrn reden und dabei seinen eigenen Bemerkungen recht viel Aufmerksamkeit schenken, so kann Ihnen, in Ver-

Digitized by Google

bindung mit Ihren sonstigen empfehlenden Eigenschaften, die Theilnahme des alten Herrn und ein glücklicher Erfolg nicht fehlen."

Romeo versprach, diesen Anweisungen zu folgen und sie stiegen die dunkle Treppe hinab. Auf dem Weg durch die Stadt folgte ihnen der buckelige Gottlieb von Weitem und legte sich, als sie vor der Stadt in einen Garten traten, in einen Hinterhalt.

Der Direktor des B...er Theaters bewohnte ein kleines, niedliches Schweizerhaus, welches im Sommer unter Schlingpflanzen und Baumgipfeln fast vergraben lag. Die beiden jungen Männer verfolgten einen reinlichen Kiesweg, der sich durch grünende Gebüsche dem Hause zuschlängelte, und zogen dort die Klingel. Eine behäbige Haushälterin öffnete ihnen und wies sie in das Arbeitszimmer ihres Herrn. Dort empfing sie ein schlanker, alter Mann, der an einem Pulte eifrig schrieb. Bei ihrem Eintritt wandte er seinen Besuchern sein freundliches Gesicht zu. Er trug einen purpurnen Sammtschlafrock, der aber schon bedeutend abgetragen war, und ein schwarzes Sammtkäppchen deckte seinen kahlen Scheitel, welchen ein Kranz weißer Locken umgab.

Während Mercutio den erröthenden Romeo unter dem Namen Rudolph Zöllner als Debütanten vorstellte und dabei Talent und Eifer des begeisterten Kunstjüngers gebührend hervorhob, hatte Romeo Gelegenheit, mit einigen flüchtigen Blicken das Zimmer des Direktors zu mustern. Es hatte in seiner Ausstattung eine auffallende Aehnlichkeit mit demjenigen seines Vaters. Dieselben Liebhabereien in Ausschmückung der Wände, dieselbe Anhänglichkeit an alterthümliche, oft gebrauchte Geräthe. Eine reiche Büchersammlung war an der einen Wand aufgestellt. Theaterutensilien, Bücher und Rollenhefte lagen auf Tischen und Stühlen umher. Auf dem Fayenceofen stand ebenfalls eine bronzene Büste Shakespeare's und Porträts bedeutender Schauspieler in Shakespeare'schen Charaktermasken hingen in reichen Rahmen an den Wänden. Ueber dem rothledernen Sopha prangte eine reichhaltige Pfeifensammlung.

Eine gewisse Wahlverwandtschaft mit diesen Liebhabereien des alten Barons war in dieser Einrichtung nicht zu verkennen. In seinem Aeußeren wie in seinem Benehmen war der freundliche Direktor allerdings das Widerspiel des mürrischen Misanthropen.

Romeo war eben mit dieser flüchtigen Orientirung fertig geworden, als der alte Herr sich an ihn wandte. „Ich bin erfreut," sagte er mit wohlwollendem Lächeln, „in Ihnen einen so viel versprechenden Jünger unserer Kunst begrüßen zu dürfen. Ich werde bemüht sein, Ihnen durch passende Rollen Gelegenheit zu geben, Ihr Talent zu entfalten. Benvolio," fuhr er, eine Prise nehmend, fort, „wäre so eine Rolle für den Anfang, später könnten wir 'mal einen Versuch mit Rudenz und Mortimer machen, man sieht dann, ob nicht ein tüchtiger Romeo in Ihnen steckt. Sie scheinen mir gerade für diese Rolle das rechte Air zu haben," setzte er mit einem wohlgefälligen Blick auf den schönen Körperbau des Debütanten hinzu.

„Ich muß Ihnen eine kühne Bitte gestehen," versetzte Romeo mit einem leichten Erröthen, „die ich in Betreff meines ersten Debüts an Sie richten wollte."

„Nun?" sagte der alte Mann freundlich und reichte seinem Gast die silberne Dose.

„Ich hatte vor, Sie freundlichst zu bitten, meine Fähigkeit auf die Probe zu stellen und mir im günstigen Falle zu erlauben, die Rolle jenes Herrn Kumpel, den ich Ihnen vertrieben, in Romeo und Julie einnehmen zu dürfen." Romeo sah dem alten Herrn erwartungsvoll in die blauen Augen, Mercutio lächelte verschmitzt und der Direktor nahm eine große und eine Extraprise. „Hm! Romeo — eine schwierige Rolle, sehr subtiler Charakter," murmelte Lenker vor sich hin; dann richtete er sein freundliches Auge auf des jungen Mannes Gesicht und sagte mit einem schalkhaften Lächeln um den seinen Mund: „Sie haben sich da eine schwere Aufgabe gestellt, mein junger Freund, oder hoffen Sie vielleicht, unsere Julie werde sie Ihnen erleichtern? Aber apropos," fuhr der alte Herr nach einer bedächtigen Prise fort, „wie verhält sich die Geschichte mit dem Kumpel, ich höre, daß er sich einem Duell durch die Flucht entzogen hat?"

„Er unterstand sich gestern, eine alte Sünde in erhöhter Potenz zu wiederholen und Fräulein Julie Weißmann durch unziemliche Redensarten zu beleidigen, worauf ihm von diesem Herrn mit einer wohlverdienten Ohrfeige geantwortet ward," versetzte Mercutio rasch. „Der Herr Direktor wissen, wie unverbesserlich der Entwichene in diesem Punkt gewesen ist."

„Sie haben Fräulein Weißmann gesehen?" fragte der Direktor freundlich.

„Ich habe sie gesehen," erwiederte Romeo, „und weil ich sie sah, hab' ich mich für verpflichtet gehalten, einen Buben zu züchtigen, der sich nicht scheute, den Namen dieses Engels zu begeifern und zu sich in den Koth ziehen zu wollen."

„Sie haben recht gethan," antwortete der alte Herr und drückte dem Jüngling herzlich die Hand. „Kumpel war freilich kein übler Spieler, aber ich würde selbst einen Garrik zum Teufel jagen, wenn er sich unterstände, dieses Mädchen zu beleidigen.

Digitized by Google

— Sie sind noch fremd hier," fuhr Lenker gelassener fort, indem er sich in seinem Stuhl zurücklegte, „und kennen die sonderbare Geschichte nicht, die vor einigen zwanzig Jahren hier vorfiel."

„Ich habe einige Andeutungen erhalten," versetzte Romeo lächelnd.

„Ich kann Ihnen die Sache am besten erzählen," sagte der Direktor und klopfte auf den Deckel seiner Dose; „ich bewegte mich damals nach dem Theaterbrand mitten im Kunstleben des Barons v. Eckholz. Es war eine originelle Idee von dem Mann, aber man kann seinen Reichthum nicht edler anwenden. Ich war den beiden Männern, die nachher so erbitterte Feinde wurden, innig befreundet, schade, daß sich der schöne Bund so bald löste."

Romeo hörte diesen abgerissenen Andeutungen des Direktors aufmerksam zu und wünschte Nichts sehnlicher, als daß der alte Mann sein Verhältniß zu den beiden feindlichen Häusern umständlicher auseinander setzte; er hoffte, als Vermittler vielleicht die Hilfe des freundlichen Greises erbitten und wohl gebrauchen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Albert gab ein Zeichen der Wißbegier, und so fuhr Herr Schleich fort:

„Sie sind über meine Offenheit hoffentlich nicht ungehalten und Ihrer Diskretion kann ich wohl versichert sein?"

„Sie sind sehr geheimnißvoll," sagte Albert.

„Nun denn, Herr von Wingefeld," eröffnete der Advokat halb flüsternd. „Sie hätten wohlgethan, sich direkt um die Hand von Fräulein Anna von Dippelt zu bemühen."

„Was wollen Sie mit dem „direkt bemühen" ausdrücken?" frug Albert, dem eine häßliche Ahnung aufstieg.

Der Advokat wich aus: „Diese Verbindung, dächte ich, würde Alles auf's Beste ordnen. Ich glaube, man würde sie nicht von der Hand weisen."

„Ist es das, was Sie mir sagen wollten?"

„Ja wohl, Herr Referendar; und ich möchte Sie gebeten haben, sich sobald wie möglich und ganz unumwunden gegenüber Herrn von Dippelt zu erklären."

„Hat man Sie beauftragt, mir solche Vorschläge zu machen?"

„Nicht geradezu, aber...."

„Ich habe versprochen, Ihnen ruhig zuzuhören, bitte Sie nun aber, auf der Stelle abzubrechen und jede beliebige andere Unterhaltung zu beginnen."

Der Advokat stutzte, denn Herr von Wingefeld war blaß vor Wuth, als er dies sprach. „Bedauere," sagte er und griff nach seinem Hute. Albert drehte sich mit dem Stuhle um und ließ ihn ungegrüßt ziehen.

Als Schleich das Zimmer verlassen hatte, sprang Albert plötzlich lebhaft auf und schlug sich mit der Faust vor die Stirne: „Infames Komplott!" sagte er. „Ich durchschaue Alles. Es gibt ein Gerede, das will man. Meinen Brief, man wird ihn als eine Werbung ausbeuten! Verflucht sei die Stunde, da ich ihn schrieb, jetzt erkenne ich meine Unvorsichtigkeit. Doch wir werden auf der Hut sein."

Damit kleidete sich Albert völlig an und eilte hinab. Eben verließ Herr Schleich vom Inspektor geleitet das Haus; als dieser wieder heraufkam, trat Albert ins Zimmer.

„Ah, sieh da!" sagte der Inspektor gezwungen freundlich.

„Was haben Sie geschossen?"

„Nichts von Bedeutung," erwiederte Albert, sich nach Emilien umsehend. Sie war vorher im Zimmer gewesen, aber plötzlich verschwunden.

„Werden Sie heute Abend auch beim Thee sein?" frug der Inspektor.

„Vielleicht, ja, wahrscheinlich; ich weiß nicht," entgegnete Albert, dem alles Blut zu Kopfe stieg. Emilie kam nicht wieder, und der Inspektor hatte ihm keinen Stuhl angeboten.

„Es wird wohl zahlreich?" frug Winhold sich ans Fenster lehnend und die Arme kreuzend.

„Möglich," sagte Albert. „Doch ich wollte blos meinen Respekt bezeugen, nachdem wir uns über acht Tage nicht gesehen, und da es scheint, daß ich störe...."

„Stören? Wie so?" — Der Inspektor machte eine Geberde dabei, als ob Albert gekommen sei, den Kamin zu fegen.

Diesem zuckte jede Muskel des Gesichts vor Aufregung, Unwille und Scham.

„Gesegnete Mahlzeit, und Empfehlung an Fräulein Tochter," sagte Albert v. Wingefeld mit bebender Stimme.

„Ah so, Emilie, meine Tochter. Ja, ja, sie zieht um, glaub' ich; danke, Herr von Wingefeld, hm!"

Damit bekomplimentirte Winhold den Referendar bis an die Thüre und zog sich wieder zurück.

Albert wankte aus dem Hause, dem Stern zu. Es mußte sich etwas ereignet haben, das fühlte

Digitized by Google

er. In den acht Tagen seiner Abwesenheit bei Herrn von Goes mußten Lüge und Verleumdung ihr verderbliches Spiel getrieben haben. Nach dem Mittagessen ging Albert vor das Frankfurter Thor spazieren. Er erstieg die Höhen rechts der Heerstraße, wo Weingärten und Obstgärten abwechseln, erreichte jenseits einen niederen wiesigen Grund und stand vor der Höhe, auf dem das halbverfallene Schloß Hopstein ragt. Er blickte hinauf, und ihm war, als sähe er die greise Großtante an der Hofmauer ihre Wäsche aufhängend. Wehmüthig kehrte er sich ab und erreichte auf einem Umwege die Stadt.

Albert suchte Mehltretter auf, den er bei Frau Schaubert im Eßzimmer in einer Wolke von Cigarrendampf fand. Er diktirte seinem Schreiber Valentin, einem blassen Bürschchen in blauem Rock und Velbetweste, einen Vergleich, indem er bei jedem Satze mit dem Stocke wie ein Tambourmajor fuchtelte und sich über zwei Stühlen mit ausgestreckten Beinen rekelte. Um ihn saßen zwei Holzhändler des Orts mit schmierigen großen Brieftaschen, Bleistifte im Munde wirbelnd, als ob sie schwere Gedanken hätten, die sie zögerten niederzuschreiben. Ferner saß ein Bäcker da in dem bestaubten Habit seines Zeichens, mit einer mehligen Geberde dem Gedankengange des Advokaten folgend, endlich Herr Seligmann Fürth, der ein Glas Rothwein in der Hand hielt. Die beiden Holzhändler hatten mit dem Bäcker einen Lieferungsprozeß gehabt, in welchen sich Herr Fürth als Cessionar einzuführen gewußt hatte, und im Augenblicke war man im Begriffe, die Sache nach dem Vorschlage Mehltretter's zu vergleichen. Frau Schaubert entkorkte dazu bereits die siebente Flasche Klingenberger Rothen.

„Ah, sieh da, mein Freund! den Augenblick!" rief Mehltretter, und fuhr dann fort: „Viertens haben die Kläger ein Drittel der Kosten des Prozesses zu tragen ꝛc."

„Ist Ihnen nicht gefällig, Herr Referendar?" frug Herr Seligmann, ein neues Glas füllend und präsentirend.

Albert dankte und zog sich in die anstoßende Weinstube zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Gemeinnütziges.

Nach dem „Polytechnischen Journal" hat Kletzinsky die Erfahrung gemacht, daß eine sehr häufige Erkrankung der Kopfhaut, die vielleicht ursächlich mit dem Ausfallen der Haare zusammenhängt, nämlich die eigenthümliche Kleienflechte, die rapide Abschuppung der Epidermis durch nichts schneller beseitigt wird, als durch Salben der Haare mit Glyzerin. Der Erfolg soll in allen Fällen gesichert und fabelhaft schnell sein gegenüber allen sonstigen heroischen Mitteln der Medizin. Da das Glyzerin sich sehr leicht parfümiren läßt, so ist damit eine neue Anwendung dieses Stoffes gewährleistet. Hiezu kommt aber noch, daß das Glyzerin noch vorzüglich andere Stoffe extrahirt. Es ist ein von England aus zuerst eingeführter Gebrauch, daß Parfümeure, welche besondere Haarwuchsmittel schaffen wollten, sich der Canthariden tinktur bedienen. Der Auszug der spanischen Fliege ist entschieden giftig, das Cantharidin kein gleichgiltiges Mittel. Wahr ist es, daß es durch seine Reizung die Zirkulation in der Schwarte des Kopfes anregt. So lange die Haarzwiebel noch unversehrt ist, können allerdings mehrere Umstände so ungünstig einwirken, daß die Entwicklung des Haares unterbleibt, daß der Haarsaft gar nicht durch die Haut durchdringe, nicht zur Entwicklung kommt. Offenbar werden alle jene Mittel zur rationellen Pflege des Haares dienen, welche die Oberhaut möglichst reizen, frei von allen Schollen verbrauchter Epidermis erhalten und jene, welche die Blutzirkulation in der Haut selbst gehörig bethätigen, denn jede Haarzwiebel ist nicht nur von einer Oeldrüse begleitet, sondern auch von einer Schaar kleiner Blutgefäße umsponnen. Je reichlicher die Zirkulation gelingt, um so besser gedeihen die Haare. Dies ist der Grund, warum man in England zuerst nach den Canthariden gegriffen hat, aber ihre Anwendung ist nicht ersprießlich. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das vegetabilische Reich uns ein Mittel liefert, das allerdings minder schnell, aber gleichartig wirkt und jeder Gefährlichkeit entbehrt, das ist der Cayenne- oder spanische Pfeffer. Die rothen Hülsen desselben mit ihrem scharlachrothen Weichharz besitzen ein brennendes Prinzip, und dieses Weichharz ist in hinreichend hohem Grade in erwärmtem Glyzerin auflöslich. Wenn man Glyzerin mit den Schoten des Cayennepfeffers in der Wärme digerirt, kann man auf diese Weise bedeutende Mengen des Weichharzes lösen, das Glyzerin nimmt dabei eine Granatfarbe an und wenn man es irgendwie parfümirt, so hat man ein Pflegemittel, das dem Haar einen solchen Grad von Schmiegsamkeit gibt, wie kein Fett es vermag.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 86. Sonntag, 17. Juli 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Ich werde Ihnen die Geschichte gelegentlich mittheilen," brach der liebenswürdige Alte seine Rede plötzlich ab, „und dächte," fuhr er mit einem bedeutsamen Lächeln fort, „wir versuchten einmal, ob Sie den Dank der jungen Dame für Ihren Ritterdienst als Romeo entgegennehmen können."

Damit stand Lenker auf und holte aus seinem Bücherschrank einen Band Shakespeare's, in welchem er Romeo und Julie aufschlug. Mercutio warf seinem Schützling einen ermuthigenden Blick zu. Sämmtliche Scenen, in denen Romeo vorkommt, wurden nun rezitirt, wobei Mercutio und der Direktor die übrigen Personen übernahmen, während Romeo, der seine Rolle vollkommen inne hatte, den Helden darstellte. Alles, was der junge Mann sprach, zeugte von einem tiefen Verständniß des Charakters, und wenn er im Anfang etwas befangen war, so kam das der Darstellung des lichtscheuen, liebeskranken Wesens, wie es der verschmähte Liebhaber Rosalindens bei seinem ersten Auftreten zeigte, eher zu statten, als daß es sie gestört hätte. Nach und nach aber wuchs die Zuversicht des Darstellers mit derjenigen des dargestellten Charakters. Die Liebesscenen wußte er mit jener tiefen verhaltenen Gluth wiederzugeben, wie sie das ganze Wesen Romeo's durchsättigt; er wußte in dem seligen Taumel des von der einen großen Leidenschaft ganz erfüllten Herzens schon die Ahnung des tragischen Endes durchzittern zu lassen, die das gänzliche Versinken in dem verhängnißvollen Glück erweckt.

Sowohl Mercutio als der Direktor waren von der erschütternden Naturwahrheit dieser Darstellung, wie von dem künstlerischen Schmelz, der sie in eine ideale Sphäre hob, überrascht und warfen einander und dem jungen Künstler leuchtende Blicke der Ueberraschung zu. Nicht minder gelangen dem Debütanten jene Ausbrüche einer maßlosen Verzweiflung, in denen sich das gewaltsame Ende schon deutlicher ankündigt, und endlich jene letzten düsteren Reden des in verbissenem Schicksalstrotz den Tod verhöhnenden Jünglings selbst, wie schienen sie tief aus einem umnachteten Herzen mühsam emporzuquellen in ihrer inhaltschweren Wortkargheit, bis sich der Gifttrank dem letzten Wort mit einer finsteren Nothwendigkeit anschloß.

Romeo hatte geendet und ließ die Hand sinken. Eine edle Röthe hatte sein schönes Gesicht übergossen und er sah die beiden Zuhörer lächelnd wie um ein Urtheil bittend an.

„Romeo!" rief der Direktor, indem er aufsprang und den jungen Mann stürmisch an's Herz drückte, „Romeo, wie ich ihn in meinen Träumen gesehen! So muß er dem Schöpfergeist des großen Dichters vorgeschwebt haben, so habe ich ihn selbst in London nicht gesehen. Ganz so, wie Sie jetzt dastehen, junger Mann," fuhr er entzückt fort, „ganz so stand einst mein Freund Herz vor meinen Augen. Sie haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit ihm. Wie wird sich meine kleine Julie freuen, wenn ich ihr einen solchen Romeo gegenüber stelle! Welchen Enthusiasmus werden Sie in unserer guten Stadt erregen! Welche Zukunft blüht Ihrem Genie!"

Der entzückte Direktor begleitete jede Ausrufung mit einem herzhaften Händeschütteln und bemerkte in seinem Jubel nicht, daß er fortwährend auf seiner silbernen Tabatière herumtrat, die er hatte fallen lassen. Mercutio hob sie auf und überreichte sie seinem Prinzipal ehrerbietig. „Danke, danke!" rief der Direktor hastig und nahm Prise über Prise. „Nun wollen wir gleich das Nöthige veranstalten — wo ist Ihre Wohnung? Heut' Mittag essen Sie natürlich bei mir — auch Sie, Herr Kickler, lad' ich ein; — was den Kontrakt betrifft —"

„Bitte, wollen wir nicht damit warten, bis die erste Vorstellung vorüber ist?" fragte Romeo lächelnd.

Digitized by Google

„Auch gut, auch gut, mein Lieber, ganz wie Sie befehlen," versetzte der Direktor eifrig und klappte den Dosendeckel auf und zu. „Sie sollen an mir einen wackeren Freund finden — ein Talent wie das Ihre — aber zum Essen bleiben Sie da — heda, Sophie!"

Der Geschäftige sprang nach einem Schellenzug. Romeo hielt ihn an.

„Für heute, Herr Direktor," sagte er freundlich, „muß ich mich entschuldigen, wenn Sie mir aber gelegentlich ein Stündchen widmen wollten —"

„Ei, versteht sich, versteht sich," nickte der alte Mann eifrig, „kommen Sie, wann Sie wollen und je öfter je lieber, mein Haus steht solchen Gästen jederzeit offen. Aber was das Essen betrifft, da laß ich keine Entschuldigung gelten, ei was! Sie haben mir ja noch gar nicht erzählt, weß Landes Kind Sie sind, wer Ihnen den guten Rath gegeben hat, sich an mich zu wenden und wie lang Sie hier zu bleiben gedenken." Er packte den Arm Romeo's und sah ihm mit gutmüthigem Schmollen ins Gesicht.

„Ich werde Ihnen das Alles mittheilen," versetzte Romeo herzlich, „wenn ich erst die Geschäfte, welche mich jetzt leider Ihre gütige Einladung auszuschlagen zwingen, besorgt haben werde."

„Nun denn, so ziehen Sie hin, Sie Eigensinn!" rief der Direktor, indem er den Arm des jungen Mannes plötzlich fahren ließ, „auf Wiedersehen morgen in der Probe!"

Mit herzlichem Händedruck schieden die drei Männer.

## X.

### Romeo und Julie.

Auch die Theaterprobe war glücklich vorüber gegangen. Julie war zuerst heftig zusammengeschrocken, als ihr der Direktor jenen räthselhaften Eindringling unter dem Namen Rudolph Zöllner als künftigen ersten Liebhaber vorstellte. Aber bald faßte sie sich und wußte einigen ziemlich verwirrt vorgebrachten Worten Romeo's mit den liebenswürdigsten Antworten Sinn zu geben. Auf der Bühne wirkten Gestalt, Sprache und Spiel des jungen Barons noch überraschender als gestern im Zimmer des Direktors; und der Alte rieb sich einmal über das andermal die Hände, wenn er das schöne Paar betrachtete, das mit seiner herrlichen Erscheinung und dem meisterhaften Spiel alle Herzen entzücken mußte. Und in der That, sie spielten hinreißend, wenn anders man ein Austauschen ewiger Gefühle, die wenigstens bei dem einen Theil heiliger Natur waren und den Keim zu eigenen Schicksalen in sich trugen, Spiel nennen durfte. Julie mochte den lebendigen Athem fühlen, der durch alle Worte des Jünglings wehte, und sie empfand eine seltsame Beklemmung, wenn sie ihm in die Augen sah: eine unheimlich süße Ahnung zitterte ihr durch die Seele, wenn sie diese Liebesworte, denen sie doch nicht ausweichen konnte, mit diesem vollwichtigen Ausdruck an sich richten hörte. An sich richten hörte von einem jungen, geheimnißvollen Mann, der ihr Nachdenken durch seinen befremdenden Besuch und den tiefen Schmerz, mit welchem er sich entfernt, angeregt hatte, dessen schönes Bild sie oft in ihren Träumen besuchte. Oft wurde sie befangen, wenn die dunklen Augen Romeo's mit so seelenvollem Ausdruck auf ihr weilten; oft erröthete sie schüchtern, wenn er eine kleine Pause in irgend einer rührenden Anrede machte, die für sie keine Pause war; denn wo sein Mund schwieg, meinte sie sein Herz reden zu hören und es redete noch eindringlicher als sein Mund. O, sie würde um keinen Preis eine lange Pause hindurch diesem redenden Herzen gegenüber geblieben sein. Oft blickte sie scheu und verschämt auf ihre Mitspieler, denn es war ihr, als müßten diese *diesen* Romeo ebenso eindringlich reden hören, wie sie selbst. Das war aber keineswegs der Fall, denn diese Kunstpausen und Blicke waren ja dem jungen Künstler nicht nur erlaubt, sondern vorgeschrieben. Und dann gar diese leidenschaftlichen Scenen! Wie so ganz eigen durchbebte sie der Trennungsschmerz des weinenden Romeo bei dem treuen Lorenzo:

„Wärst du so jung wie ich, und Julie dein,
Vermählt seit einer Stund', Tybalt erschlagen;
Wie ich von Lieb' ergtüht, wie ich verbannt;
Dann möchtest du nur reden, möchtest nur
Das Haar dir raufen, dich zu Boden werfen
Wie ich, und so dein künft'ges Grab dir messen."

Wie oft hatte sie diese Worte weinend ausrufen hören, aber es waren für sie eben nur Worte gewesen, wie andere auch; wenn sie der Schauspieler wehklagend ausgerufen, ging er hinter die Coulissen und machte einen faden Witz. Aber welche Räsonnanz hatten dieselben Worte im Mund *dieses* Romeo! Jetzt empfand sie den Sinn, der in ihnen verborgen lag, und diese Klagen des Liebenden über die Trennung von der Geliebten, um die verlorene Julie, schnitten ihr ins Herz. Sie fühlte einen dunklen Drang, den jammernden Jüngling, der seine schönen Locken im Staub wälzte, aufzuheben und ihm leise ins Ohr zu flüstern, daß seine Julie nicht verloren sei. Kaum aber hatte sie das ganz leise zu denken gewagt, da wurde sie über und über roth und bebte unwillig in sich selbst zurück.

Ach, und nun endlich ihre eigenen Worte, die sie zu ihm zu sagen hatte! Wie rührend hauchte sie ihr Liebesgeständniß vom Balkon, diese weichen, rührenden Klänge tauchten wie Perlen aus der innersten Tiefe ihrer keuschen Seele. Und wie süß verwirrt bebte sie zurück, als sie den lauschenden Geliebten gewahrte, wie rührend entschuldigte sie den holden Verrath, den ihr überschwellendes Herz an dem seligen Geheimniß ihrer Liebe begangen hatte, vor dem beseligten Mann. Jene erste Zusammenkunft auf dem Ball — wie zitterte sie dem Augenblick entgegen; als der entzückte Romeo ihr jenen Kuß auf die Lippen hauchen sollte.

„So reg' dich, Holde, nicht, wie Heil'ge pflegen,
Derweil mein Mund dir nimmt, was er erfleht."

Wie ängstlich wandte sie den Kopf zurück, als sie das glänzende Auge des Jünglings so nah in ihres leuchten, seinen Athem ihre Wange anwehen fühlte. Und wenn sie ihm die Hand reichen, wenn sie sich an ihn schmiegen mußte, wie weigerte sich eine unsägliche Schüchternheit, den Forderungen der Kunst zu genügen. Und wenn sie einen Augenblick zögernd stand, wie eigen traf sie dann sein bittender Blick, bis sie sich erröthend fügte und ganz leise mit den Fingerspitzen seine Hand, seine Schultern berührte. Als sie im Grabgewölb erwachte und den Dolch aus Romeo's Gürtel zog, da fühlte sie sich geheimnißvoll durchschauert und sie ahnte, was der Heroismus der Liebe sei, den sie oft dargestellt. Als sie abtrat, meinte sie, nie so schlecht gespielt zu haben, so schüchtern, so verwirrt, und sie fühlte ein seltsames Unbehagen, eine Unzufriedenheit mit sich selbst, die doch wieder mit einem dunklen, süßen Ahnen in Streit lag, als müßte noch etwas Schönes, Bedeutendes im Hintergrund harren. Der Direktor und die übrigen Künstler traten zu ihr und betheuerten, sie habe niemals besser gespielt. Sie wollte das überschwängliche Lob als Ironie zurückweisen, aber dann empfand sie wieder eine heimliche Stimme, daß sie es doch verdient haben könne. Romeo, der das Lob des Direktors mit ihr theilte, bot ihr schüchtern seine Begleitung an, die sie aber erröthend ablehnte. Mit den besten Hoffnungen auf den Abend ging die Gesellschaft auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Fünftens," schrie Mehltretter, eine Dampfwolke von sich blasend. „Fünftens! — hast Du, Valentin?"

„Ja wohl, Herr Prokurator," sagte der kleine Skribent.

„Fünftens trägt verklagtischer Cedent zwei Drittel der Prozeßkosten; — sechstens trägt Cessionar Fürth die heutigen Weinkaufskesten."

Mehltretter hielt inne.

„Erlauben Se," fiel Herr Seligmann ein, „wie war das mit den Weinkaufskosten?"

„Die tragen Sie!" sagte Mehltretter.

„Wie kommen Se mir vor, Herr Prokurator?" frug Herr Seligmann Fürth befremdet. „Ich die Weinkaufskosten? Das ist nichts; die sind gemeinschäftlich vor Alle."

„Unsinn das!" eiserte Mehltretter.

„Wo so, Unsinn?" sagte Herr Fürth. „Ist es nicht eine alte Regel, daß der Weinkauf gespaltene Klauen hat? Und wissen Se, was das heißt?"

„Ja," sagte der Bäcker, „da hat Herr Fürth Recht. Weinkauf hat gespaltene Klauen."

Die Holzhändler pflichteten ebenwohl bei. Der Geschäftsmann aus dem Volke hat, selbst gegen seinen Vortheil, vor allen Rechtssprichwörtern eine sehr konservative Ehrerbietung, und so drang Herr Seligmann Fürth mit seinem Sondergutachten selbst gegen Mehltretter's Ansehen durch.

„Da lernen Sie mich was Neues," versicherte der Advokat lachend. „Hol's der Henker, man lernt alle Tage hinzu."

Herr Fürth war überaus geschmeichelt.

„Also Sechstens!" verbesserte sich Mehltretter, „wird der Weinkauf zu gleichen Theilen bestritten."

„So ist's in der Reih'," nickte Herr Fürth mit einem vergnügten Schmunzeln, und die übrigen Interessenten nickten der Reihe nach. Der Vergleich wurde unterschrieben, und dann entfernte sich der Advokat ins Nebenzimmer. Albert saß hier, den Kopf in die Hand gestützt, sprang jedoch auf, als der Advokat erschien und sagte: „Komm auf Dein Zimmer oben!" Hier angelangt bat der Referendar um Schreibzeug, setzte sich hin, schrieb und überreichte das Papier seinem Freunde.

„Hier, Julius," sprach er bewegt. „Es ist die Vollmacht, die Du wünschest. Und nun Krieg bis zur Messerklinge! Von Schünemann und Grohe in Frankfurt wirst Du binnen acht Tagen Wechsel bekommen; Alles was Du brauchst! Sie borgen mir das Geld."

„Das letzte Hemd setzen wir daran!" schrie Mehltretter begeistert. „Wehe dir, du Haus Dippelt!"

Damit schlug er auf einen Band von Göschen's Civilrecht, daß er vom Tische zur Erde polterte.

„Und bist also endlich zur Einsicht gelangt?" frug er, das Buch wieder aufhebend.

„Du kannſt ſo oberflächlich fragen?“ rief Albert in tiefer Aufregung. „O Julius, wie wenig kennſt Du mich! Wie wenig verſtandeſt Du mich, als ich die Jahre über in anſcheinender Sorgloſigkeit dahinlebte! Niemand ſah es, Niemand ahnte es, wie ich emſig, unabläſſig nach der Blöße ſpähte, dem Gegner den Dolch ins Fleiſch zu rennen. Nächtelang brütete und ſann ich, tagelang ſchweifte ich unſtet umher, und ſuchte da und dort nach Urkunden, nach Beweiſen meines guten Rechts. Und ſie glaubten, ich mühe mich ab um Stoff für meine Schriftſtellerei! Das ſollten ſie glauben, die Thoren. Die letzten Tauſende meines Vermögens wandte ich daran, ferne Juriskonſulten aufzuſuchen, ihnen meine Sache vorzulegen, ihre Ausſprüche zu hören. Den Dienſt verließ ich darum, damit ich frei thun könne, was mir beliebte. Nur dies Eine füllte all' mein Sinnen und Trachten: Nieder mit den Feinden! Sie gaben mich alle verloren, die mein unſtetes ſchwärmendes Leben ſahen, und wußten nicht, daß ich Pfeile ſchmiede gegen die Bruſt der Widerſacher. Noch wollte ich nicht hervortreten mit meinen Anſprüchen, noch wollte ich hinzuſammeln zu den Belegen meines Rechts, da warf mir das Schickſal eine Begegnung auf die Bahn, die das Eis meiner Bruſt ſchmelzen ließ. Ich ſchöpfe eine frohe Hoffnung guten Gelingens ohne Hader und Haß. Ihr zu liebe, die mein Herz mit ſanfter Flamme erfüllte, wollte ich ablaſſen von dem trüben Drängen der Rache. Ich wollte mich mit dem vierten Theile meines geraubten Eigenthums beſcheiden, und unter Freunden und Genoſſen mein häusliches Glück begründen. Man hat mich zurückgewieſen, man hat mich verrathen und verleumdet, da wo ich Liebe und Theilnahme hoffte. Hier, Julius, ſind meine Urkunden! Du haſt ſelbſt Manches für mein Recht aufgebracht, aber ſieh das, was ich dazu bringe, und Du wirſt ſtaunen!“

Albert hatte eine ſchwere Brieftaſche auf den Tiſch geworfen und ſtand flammenden Auges, herausfordernd da. Mit heißer Gier griff Mehltretter nach dem Portefeuille, drückte es an die Bruſt und rief: „Albert! Herzensjunge! Teufel! Nun kenn' ich Dich wieder! Ich allein kenne Dich ſo! Laß Dich umarmen!“ — Die Freunde umarmten ſich ſo ſtürmiſch, daß noch mehrere Bücher vom Tiſch herab ins Zimmer fielen.

„Was ich Dir hier ſage, Julius,“ warnte Albert nach einer Pauſe, „gilt für Niemand ſonſt.“

„Keine Sorge, Freund,“ beſchwichtigte ihn Mehltretter. „Kennſt Du mich ſeit geſtern? Meinſt Du, ich hätte bei Dir nicht längſt ſo was geahnt? Niemand ſoll ein Wort erfahren.“

„Es iſt gut, und nun leb' wohl! Ich reiſe heute Nacht von hier weg. In vierzehn Tagen hörſt Du von mir, was zur Sache weiter dienlich iſt. Den Entwurf der Klageſchrift findeſt Du bei dieſen Papieren da. Nochmals leb' wohl!“

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Ein Geck machte einem ſehr ſchönen, ſchelmiſchen Mädchen etwas unzart eine Liebeserklärung. Dieſe lachte laut auf und immer fort. — „Aber ſagen Sie nur, beſtes Fräulein, warum Sie dieſe Situation ſo komiſch finden?“ — „O wenn ſie wüßten!“ — „Bitte, ſagen Sie mir's.“ — „Ei, meine Mutter ſagte noch heute Morgen, wenn ich ſo flatterhaft ſei, werde ſich nicht einmal ein Gimpel in mich vergaffen, und ich muß lachen, daß ſie vollſtändig Unrecht hat.“

Aus Kirchdorf wird der „Paſſ. Don.-Z.“ eine ſeltene Hochzeitfeier — das Ehepaar nämlich fehlte — berichtet. Die beiden Brautleute ſtanden ſchon am Altare, um die prieſterliche Einſegnung zu erhalten. Als der Geiſtliche an die Braut die Frage richtete, ob es ihr ernſtlicher Wille ſei, den N. N. zu heirathen, konnte ſie ſich zu keinem Ja entſchließen. Das reichlich zugerichtete Hochzeitsmahl wurde nichtsdeſtoweniger eingenommen.

## Gemeinnütziges.

Käſe gut aufzubewahren und ſie vor Würmern zu ſchützen, gibt's kein vortrefflicheres Mittel, als ſie in Hopfen zu legen. Sie erhalten dadurch zugleich einen angenehmen Geſchmack. Auch zur Aufbewahrung des Obſtes kann der Hopfen mit Nutzen gebraucht werden.

## Charade.

Ein Vorwort dir die Erſte nennt;
Die Zweite iſt ein Schütz', den jeder kennt;
Die Dritt' ein Buchſtab', den die Erſte vorne hat;
Die Vierte nennt dir eine große Stadt.
Wer manches Vorurtheil ſchon überwand,
Wird 's Ganze ſicher auch genannt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 87. Dienstag, 19. Juli 1864.


## Die Landschaft.

Ein Naturgemälde.

Einsam, auf des Berges ödem Gipfel
Schau' ich über die bewegten Wipfel
Tief hinunter in das weite Thal,
Wo harmonisch liebliche Gestalten
Sich in Jugendfülle rings entfalten,
Freundlich glühen in der Sonne Strahl.

Ha! wie wankt hier im Aetherglanze
Dieser lichte Grund, wo wie im Tanze
Eingewurzelt, leicht die Bäume weh'n;
Bald in Gruppen vielfach sich verschlingen,
Dort gepaart in stille Lüfte dringen,
Einzeln hier an kühlen Bächen steh'n.

Wie ein Silberband in Blau getauchet,
Schlingt die Bies, von Kühlung sanft umhauchet,
Ihre Fluthen durch der Wiesen Grün.
Sichtbar jetzt, und jetzt in die Gebüsche
Schwindend, krümmt an ihres Ufers Frische
Heimlich sich der schmale Fußpfad hin.

Ihr zur Seit', bedeckt mit weißem Sande,
Ziehet, bald mit einer Felsenkante
Eingefaßt, in Dörfer hier versteckt,
Die belebte Straße sich, in breiter
Träger Krümmung, zögernd, immer weiter,
Bis sie fern der dunkle Wald bedeckt.

Voll Bedeutung schaut, in Trümmermassen,
In des Städtchens lautbelebten Gassen
Schwermuthsvoll das Grafenschloß herab.
In sich selbst gedankenvoll versunken,
Blickt die stille Seele, schauertrunken,
In der Zeiten ewig-offnes Grab.

Drüber hin in langen Streifen dehnen,
Bis sie sich an ferne Berge lehnen,
Anmuthsvoll sich Saat an Saaten hin;
Ihre Farben, die wie bunte Flammen
Sich durchkreuzen, schmelzen fern zusammen,
Und entschweben dem getäuschten Sinn.

Mir zur Seite, über die Gefilde
Trotzt ein Klippengrund, dem nie die milde
Frühlingssonne einen Halm entlockt;
Nur des Gießbachs wilde Ströme haben
Tiefe Spuren zürnend eingegraben,
Wo durch ihn ihr rascher Lauf gestockt.

Jetzt erhebt auf dunstbelad'nen Schwingen
Sich der Sturm und schnell verstummt das Singen
Froher Vögel, Alles athmet schwer.
Horch! der Donner hallt in langen Pausen
Und es zieht, voran ein banges Sausen,
Dort ein drohendes Gewölk einher.

Unablässig beugt, ein Spiel der Winde,
An dem Hügel sich die hohe Linde,
Beben alle Gräser um mich her.
Während dort, versteckt in Blätterzweigen,
Tief im Thal noch alle Lüfte schweigen,
Säuselt hier kein lauer Zephyr mehr.

Sieh! jetzt flieht, vom schnellen Sturm ereilet,
Noch ein Sonnenblick, der nirgends weilet,
Schnell verlöschend durch die weite Flur,
Und ein Schauer fliegt den Ungewittern
Leicht voran, und bringt mit bangem Zittern
Tief in die erschütterte Natur.

Und mit länger nicht verhaltnem Grimme
Rollet nun des Donners laute Stimme,
Und der Himmel und die Erde schwankt;
Dünste fahren auf in lohen Flammen,
Staubgewölke ballen sich zusammen
Und des Tages matter Schein erkrankt.

Und der Sturm, den keine Kräfte zügeln,
Rast umher mit nachtbedeckten Flügeln,
Droht Verheerung der geschmückten Flur.
In der großen Scene ganz verschlungen,
Ehr' ich mit bescheid'nen Huldigungen
Dich, in deiner Leidenschaft, Natur!

Blieskastel.

## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Romeo hatte dem Direktor auf den folgenden Tag seinen Besuch zugesagt und nahm sich vor, dem liebenswürdigen Mann, der an ihm und der Geliebten so herzlichen Antheil nahm, seine Herkunft und seine Absichten zu eröffnen und versprach sich von dem erfahrenen Freund für Erreichung seiner Wünsche die beste Hilfe. Mit leichten Schritten und frohbewegtem Herzen schritt er durch den grünenden Wald der alten Burg zu. Er glaubte die selige Gewißheit heimzutragen, daß seine gewagte Annäherung bei der Geliebten den ersehnten Zweck erreicht habe. Er vergegenwärtigte sich nochmals ihr ganzes Benehmen und meinte aus einer Menge kleiner Züge ein Einverständniß herauszufinden. Heute Abend nach dem Theater hoffte er sie begleiten zu dürfen, dann wollte er ihr seine Liebe gestehen, wenn eine günstige Gelegenheit es ihm nicht schon früher vergönnte. Zwar lagen noch immer große Schwierigkeiten zwischen ihm und dem äußersten Ziel des Glückes, die grimmige Feindschaft der Väter, die Liebe der Tochter zu ihrem Vater und seine eigene Schuld an dessen Krankheit; auch bedachte er, daß sein wahrer Stand und Name trotz aller Vorsicht nicht lange verborgen bleiben könnten; aber alle diese Wirrnisse überstrahlte der leuchtende Stern seiner Liebe und in dem einen hohen Gefühl, die Geliebte diesen Abend zu sehen, zu sprechen und vielleicht ihre Gegenliebe zu erfahren, vergaß er alle Sorgen der Zukunft und freute sich an der nächsten Gegenwart, die ihm so freundlich lachte.

So kam er am Waldschloß an. Sein Vater hatte ihn seit gestern nicht vor sich gelassen und wenn Romeo nicht die mächtige Leidenschaft für Julie in der Brust getragen hätte, das düstere Gesicht des alten Mannes, der über einen schweren Entschluß brütend in seinem Zimmer saß, hätte ihm Besorgniß einflößen müssen. Gottlieb hatte den kranken, einsamen Mann von dem abgelauschten Entschluß seines Sohnes, mit der Tochter des Schauspielers auf der Bühne aufzutreten, in Kenntniß gesetzt, und der Alte hatte mit zitternden Lippen geschworen, seinen Sohn, falls er seinen Plan ausführte, zu verstoßen und zu verfluchen.

Mit diesem Vorsatz im Herzen saß der Misanthrop mürrisch und in sich gekehrt in seinem Sessel und starrte auf einen kleinen runden Tisch, welcher gedeckt vor ihm stand. Gottlieb trat eben mit einem silbernen Präsentirteller herein, auf welchem er Suppe und Braten trug, das stereotype Mittagsmahl seines Herrn; er selbst pflegte sich in der Küche hier und da eine kleine Abwechslung zu erlauben.

„Trag' das Essen wieder fort," sagte der alte Baron unwirsch, „und laß mich allein."

„Der junge Herr ist eben durch's Thor getreten," erlaubte sich Gottlieb schüchtern zu bemerken.

Eckholz schien diese Worte des Famulus überhört zu haben; endlich sagte er kurz: „Er soll hereinkommen."

Sogleich öffnete der Buckelige die Thüre und Romeo, der am Zimmer des Alten vorübergehen wollte, sah sich durch einen Blick seines Vaters aufgefordert, einzutreten. Nicht ohne Befangenheit näherte er sich dem finsteren Mann und beantwortete den demüthigen Gruß Gottlieb's mit einem verächtlichen Blick.

„Wo kommst Du her?" fragte der Alte, ohne seinen Sohn anzusehen.

„Aus der Stadt, lieber Vater," antwortete Romeo.

„Es scheint, die Stadt liegt Dir näher am Herzen, als Dein Vater," versetzte Eckholz bitter, noch immer die Augen auf's Fenster heftend.

„Sie haben mich gestern und heute nicht sehen wollen, mein Vater," antwortete Romeo und suchte in diesen sanften Vorwurf seine Entschuldigung zu legen.

„Weil Du es verdient hast!" rief der alte Baron heftig und sah seinen Sohn streng an.

Romeo zuckte leise die Schulter und schwieg. Er wollte seinen Vater nicht durch eine Widerlegung reizen und hoffte, der grillenhafte Alte werde sich wie gewöhnlich zufrieden geben, wenn er das letzte Wort behalte. Sein halsstarriger Trotz gegen jeden Besänftigungsversuch und die Verstocktheit, die er allen Entschuldigungsgründen entgegensetzte, hatten die Liebe des Jüngtings gegen seinen Vater zwar nicht kalt, aber müde gemacht, Ueberzeugungsgaben zu entwickeln, die jedesmal ihren Zweck verfehlten. Ueberdies füllte heute sein Glück und die Ungeduld, zeitig in die Stadt und ins Theater zu kommen, seine Seele mit noch größerem Unbehagen an den Launen seines Vaters, die seinem Vorhaben wohl gar hindernd oder doch verzögernd in den Weg treten konnten.

„Wie ist Dein Duell ausgefallen?" fragte der Baron nach einer längeren Pause und suchte eine

Digitized by Google

Ruhe zu bewahren, die der zitternde Ton seiner Stimme Lügen strafte.

Romeo wurde unruhig, denn er ahnte, daß sein Vater heute in einer Inquisitorlaune war. „Mein Gegner hat sich dem Duell durch die Flucht entzogen," antwortete er leichthin, um die Aufmerksamkeit des Alten zu täuschen; „es war eine Bagatelle, lieber Vater; warum viel darüber reden!"

Eckholz ließ sich durch den leichtfertigen Ton nicht täuschen. „Wenn es nur eine Bagatelle war," versetzte er mit angenommener Sanftheit, „so wirst Du mir die Ursache um so weniger verheimlichen." Dabei heftete er einen lauernden Blick auf seinen Sohn.

Romeo hatte die Augen auf den Boden geheftet und zeichnete mit der Fußspitze das Muster des Teppichs nach. Er schien einen Entschluß zu fassen und sagte nach einer Weile mit fester Stimme zu seinem Vater: „Ich darf Ihnen die Ursache meines Streites jetzt noch nicht nennen, mein Vater, aber ich werde Ihnen in kurzer Zeit eine Erklärung geben, die Sie befriedigen wird. Ich hoffe," setzte er mit erhöhter Stimme hinzu, indem er einem aufzuckenden Unwillen seines Vaters zu begegnen suchte, „ich hoffe, daß Sie Ihrem Sohn das Ehrgefühl zutrauen, sich nur für eine gute und gerechte Sache zu schlagen und," setzte er bittend hinzu, „Sie werden ihm nicht zürnen, wenn er aus Gründen, die Ihnen wohlwollen, seine Erklärung noch kurze Zeit verschiebt."

Romeo hätte sich durch einen erdichteten Grund aus der Schlinge ziehen können, die ihm das Mißtrauen seines Vaters zu stellen schien, denn er kannte den Verrath des Buckeligen nicht, der den alten Mann von Allem unterrichtet hatte, was er ihm noch verheimlichen wollte, noch so lang wenigstens, bis er der Liebe Juliens sicher war. Sein edler offener Sinn verschmähte aber alles Lügenwerk; er würde gefürchtet haben, seine Liebe damit zu entweihen und zog es vor, sich lieber auf kurze Zeit dem Verdacht eines Verschlossenen auszusetzen, als sich mit einer Unwahrheit zu beflecken.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Die Freunde umarmten sich auf's Neue, und Albert eilte heim. Gegen Abend erschien Mosemann, dem er den Auftrag gab, seine Sachen zur Post zu bringen. Eine halbe Stunde später fuhr unten ein Wagen vor. Beim Scheine der Lichter erkannte er die von Dippelt'sche Equipage. Herr von Dippelt stieg aus, ein starker alter Herr mit schwarz und grau gemischtem Haare und einem Orden auf der Brust. Dann folgte Fräulein Anna von Dippelt, eine schlanke schmale Figur mit schwarzem Haare und gelber Gesichtsfarbe. Es gab ein Lachen und Begrüßen auf der Treppe. Dann nach einer halben Stunde etwa stiegen Anna von Dippelt und Emilie Winhold mit Herrn Advokaten Schleich in den Wagen. Albert konnte Alles deutlich sehen. Emilie sprach und lachte, als sie der Anwalt in den Wagen hob. Sie war reizend in dem weißen Kleide. Der Wagen rollte davon und kam wieder. Diesmal stiegen die beiden alten Herren, v. Dippelt und Winhold, ein. Als dies vorüber war, schloß Albert die Thüre ab und ging hinunter. Dorette war in der Küche und sehr verwundert, Herrn v. Wingefeld in Reisekleidern zu sehen. Albert händigte ihr eine Abschiedskarte für die Herrschaft ein, und ging.

Der Thee beim Landrichter war überaus glänzend diesen Abend. Die gewähltesten Toiletten sah man da, die Räume erstrahlten von Lampen und Kronleuchtern; Alles war auf's Nobelste und Feinste hergerichtet. Gegen neun Uhr traten unter allgemeiner Akklamation Emilie und der Advokat Schleich ans Klavier, um eine Ouverlüre zu spielen, die sie eingeübt hatten. Dann spielte Fräulein Anna von Dippelt eine Sonate und darauf sang wieder Fräulein Emilie, von Herrn Schleich begleitet, ein Lied. So ging es in schönster Abwechslung fort. Gegen 10 Uhr war Emilie an Anna's Arm einmal auf die Schwelle des Herrenzimmers getreten, um ihren Vater etwas zu fragen. Sie warf dabei den Blick über die zahlreichen Gruppen, als suche sie etwas. Man hatte indessen genug gesungen und gespielt und wollte auch tanzen. Herr Schleich arrangirte das. Mehrere jüngere Herren wurden wohl oder übel aus dem Spielzimmer dazu gepreßt, um die Zahl der Tänzer zu verstärken, und der Advokat eröffnete mit Emilie den Ball. Es war eine Luft sie tanzen zu sehen. Sie schwebte nur am Arme ihres Tänzers. Von Zeit zu Zeit warf sie verstohlene Blicke durch die Thüre, welche von Zuschauern aus den andern Zimmern besetzt war, und gegen elf Uhr hatte sie ihren Vater, der im Rauchzimmer spielte, wieder etwas zu fragen. Was sie gerne hätte wissen mögen, das sagte ihr Niemand, und sie getraute sich nicht zu fragen, so sehr sie sich Mühe gab, eine unverfängliche Einkleidung zu finden. Als die Gesellschaft zum Aufbruche Miene machte, wurde Emilie sichtlich verstimmt und einsilbig. Sie wollte nicht mehr tanzen, und blätterte in einem Album. Herr Schleich nahte

sich ihr mit dem verbindlichsten Lächeln, allein sie hörte kaum auf das, was er sagte. Als man nach Hause zurückgekehrt war und Dorette ihre Herrin entkleidete, sagte diese: „Du hast doch nicht die Hausthüre verriegelt?“ — „Doch!“ erwiederte Dorette. — „Ist denn der Referendar schon zu Hause? Der wird nun einen rechten Lärm machen.“

„Seien Sie unbesorgt, Fräulein, der ist heute Abend auf lange Zeit verreist. Seine Karte habe ich drinnen an den Spiegel gesteckt.“

Als Dorette dies sagte, überfiel Emilien ein jäher Schreck. Sie zitterte und verstummte. „Ach, wie kalt ist es,“ sprach sie sodann. Als Dorette sich entfernt hatte, ging sie mit dem Lichte ins Wohnzimmer, trat vor den Spiegel und nahm Alberts Karte. „Leb' wohl!“ sagte sie leise und hauchte einen Kuß darauf.

Herbst und Winter vergingen in Hattenheim wie immer in Fröhlichkeit und Wohlleben. Man sprach in der Zeit am meisten von dem Prozesse, welchen Herr Albert von Wingefeld durch den Advokaten Mehltretter gegen die von Dippelt anhängig gemacht hatte. Jedermann schüttelte den Kopf darüber. Man sagte, es sei pure Chikane vom Advokaten Mehltretter und Unbesonnenheit von Albert. Der Landrichter war ganz ungehalten über den muthwilligen Handel. Auf einen Termin im März 1854 hatte er den Herrn von Wingefeld persönlich vorgeladen, und so kam dieser denn eines Tags zu Anfang März wieder in Hattenheim an. Als er an der Post ausgestiegen war, eilte er auf einige Minuten zu Mehltretter und von da nach Hause ins wohlbekannte Erkerzimmer. Der Zollinspektor und Emilie waren nach Ryneck gefahren. Dorette sagte es ihm. Kaspar Mosemann, der auf der Stelle erschien, hatte die Reisetasche und den Koffer Alberts abzuholen, und war keine zwanzig Schritte von der Post, als ihm das wohlbekannte Narbengesicht des Gerichtsdieners aufstieß, der soeben aus dem „Lämmchen“ kam, wo er seine Lebensgeister mit einem „Grünen“ erfrischt hatte. Wenigstens roch seine Rede auf eine Armslänge nach Pfeffermünzgeist.

„Ist Dein Herr daheim?“ frug er.

„Eben ist er mit der Post gekommen,“ antwortete Kaspar.

„Gut,“ sagte der Gerichtsdiener nickend, „dann kann ich's ihm gleich insinuiren.“

„Gott soll sich erbarmen, was ein Elend!“ rief Kaspar unwillig. „Eben die Nase ins Logis gesteckt, so kommen auch schon die Rothkragen. Wenn doch nur ein kaiserlich königliches . . . .“

Das Uebrige verschluckte der zornige Diener. Vielleicht genirte ihn das Gebahren des Herrn Kinsky, welcher, einen Bleistift im Munde, mit verweisender Geberde den Kopf schüttelte. Er hatte dabei eine dicke lederne Brieftasche in der Hand, vollgepfropft mit Dekreten, Ladungen, Sportelnoten und anderen Dingen, von denen ein schuldloses Gemüth nichts weiß. Schweigend gingen beide Männer eine Strecke neben einander her. „Dienst ist Dienst,“ sagte Kinsky, alsdann den Bleistift aus dem Munde nehmend. „Ich kann's nicht ändern. Länger warten darf ich nicht, sonst kommen sie mir auf den Pelz.“ Kaspar machte eine Geberde, als wolle er sagen: Was verstehe ich davon?

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

Geistreich erzählte Anekdoten gewähren stets eine leichte, anmuthige Unterhaltung, eine Abwechselung und Mannigfaltigkeit wie keine andere Lektüre für Stunden, in denen der Mensch ausruhen will von Arbeit, Mühen und Sorgen. — Zu diesem Zwecke empfehlen wir ein kürzlich bei Voigt in Weimar in 2. Auflage erschienenes sehr anziehendes Buch. Es heißt: „**Napoleon I. und seine Zeit in 185 weniger bekannten Anekdoten, Bildern und Charakterzügen. 1 Thlr.**“ Dieser Napoleon war unser Unterdrücker und schwer lastete sein Joch auf Deutschlands Wohlstand und Ehre. Aber doch war er eine kolossale Erscheinung, ein Phänomen und selten hat ein Sterblicher größern Einfluß gewonnen, als er, selten bezeichnet ein Leben eine glänzendere, thatenreichere Epoche, als das seinige. — Der Mann im Schlafrocke ist jedoch ein anderes Wesen, als der Mann auf dem Throne; Anekdoten zeichnen darum oft treuer und schärfer, als die gewissenhafteste Geschichte. Anekdoten sind Photographieen mit der Feder; sie schildern den Abgebildeten in jener Stimmung der Unbefangenheit, worin er nicht ahnet, daß man ihn abzeichnet; sie schildern ihn also, wie er gewöhnlich und gemäß seiner innersten Natur ist.

Auflösung der Charade in № 86:
**Intelligent.**

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Freitag, 22. Juli 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Wirst Du heute Abend bei mir bleiben?" fragte der Baron mühsam, nachdem er mehrmals angesetzt hatte.

Romeo kam diese Frage ganz unerwartet. Sein Vater hatte sich in der letzten Zeit so wenig um ihn bekümmert, hatte ihn so wenig und am wenigsten des Abends um sich gelitten, daß ihn diese plötzliche Querfrage befremdete. Eine dunkle Ahnung von einem möglichen Verrath begann in ihm aufzudämmern und ein unwillkürlicher Blick auf den Buckeligen begegnete einem schadenfrohen Lächeln auf dem blassen Gesicht des Heuchlers, welches schnell in sein gewöhnliches, süßliches überging.

„Seit wann hat denn Ihr Bedienter das Recht, allen unseren Verhandlungen beizuwohnen?" rief der Jüngling zornig und warf dem demüthigen Gottlieb einen verächtlichen Blick zu.

„Seit wann?" brauste der Baron auf; „seit wann hast Du denn das Recht, darnach zu fragen?"

Ein bitterer Schmerz stieg im Busen des Jünglings auf, jenem gleich, welchen der erste Zwiespalt mit dem Vater in der Seele des Sohnes hinterlassen hatte. Die gerechte Eifersucht gegen den buckeligen Famulus, dessen süßliches Wesen ihm in innerster Seele verhaßt zu werden anfing, um so verhaßter, je mehr er ahnte, daß dieser heuchlerische Mensch den schwachen alten Mann vollkommen in seiner Gewalt habe und je beschämender für ihn das Gefühl war, einem elenden Bedienten, den er im ersten Rausch des Glücks für einen Freund seines Hauses gehalten hatte, seine heiligsten Gefühle offenbart zu haben, erfaßte ihn, wenn er bedachte, wie dieser fremde Schmeichler dem Sohn die Liebe des verblendeten Vaters stahl; wie der betrogene Greis sein Vertrauen an einen Gauner wegwarf.

„Mein Vater," hob er jetzt an und der Unmuth drohte ihm die Stimme zu ersticken, „ich kann Ihnen nicht Red' und Antwort stehen, so lang dieser Mensch im Zimmer bleibt."

„Der Wunsch meines jungen Herrn ist mir Befehl," lispelte Gottlieb demüthig — „es sei fern von mir, mich in ein Zimmer zu drängen, wo ein Sohn mit seinem theuren Vater zu reden hat; ein Sohn, der es gewiß treuer mit seinem Vater meint, als ein Diener mit seinem Herrn," setzte er mit einem zweideutigen Lächeln hinzu. Leise wollte er sich entfernen. Der Baron aber hob sich im Sessel und rief ihm zu: „Gottlieb, bleib' hier! Du sollst Dich nicht von einem undankbaren Sohn verjagen lassen!"

„Gut, dann geh' ich!" rief Romeo im heftigsten Zorn, schleuderte den Buckeligen zur Seite und ging zur Thüre hinaus.

Der Baron sah ihm stumm nach.

Nach dem Weggehen des jungen Mannes herrschte eine dumpfe Stille im Zimmer.

Gottlieb zog das Taschentuch hervor und rieb sich die Augen. „Wer hätte das gedacht," seufzte er schmerzlich, „so viel Undank und Lieblosigkeit unter so schöner Hülle verborgen! O Gott, wem in dieser Welt ist noch zu trauen, wem?" er schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Er ist mein Sohn nicht mehr!" sagte Eckholz leise.

„Sie meinen, er wäre der Sohn Ihres Feindes?" fragte Gottlieb schüchtern; „ach das wäre noch ein Trost, dann war dieser Undank nicht anders zu erwarten."

„Nein, nein!" rief Eckholz und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, „er ist mein Sohn, er ist mein Fleisch und Blut, aber ich verfluche ihn, ich enterbe und verjage ihn, meinen Namen raub' ich ihm oder ich werfe meinen weg! O wenn nur all, all mein Geld eine Strafe erkaufen könnte, groß genug für seinen Undank."

Gottlieb betrachtete den bedauernswerthen Mann, der sein Gesicht in beiden Händen verbarg, mit einem teuflischen Lächeln. „Mein theurer, gnädiger Herr, fassen Sie sich!“ hob er mit sanfter Stimme an und beugte sich zu dem Stöhnenden nieder.

„Laß mich allein!“ rief der Baron ungeduldig und drückte den Tröster von sich weg; „was weißt Du, wie mir's hier drinnen aussieht!“ Schluchzend preßte er die Hand auf's Herz. Auf den Zehen schlich sich Gottlieb hinaus.

Unterdessen hatte Romeo das Schloß verlassen und ging in trüben Gedanken durch den Wald. In seiner Brust wogte noch immer der Zorn über den buckeligen Famulus, der sich so widerwärtig zwischen Vater und Sohn drängte. Wenn er an den alten Mann dachte, der so lange Jahre einsam mit seinem kranken Gemüth sich abquälte, dann konnte er ein tiefes Mitleid nicht unterdrücken und er meinte sich berufen zu fühlen, den verkümmerten, lichtscheuen Greis gegen die Unbilden der Welt zu schützen. Je lebhafter ihn die mitleidswerthe, schutzbedürftige Gestalt seines Vaters beschäftigte und umschwebte, desto mehr wuchs sein zorniger Groll gegen den elenden Krüppel, der sich selbst diesen Beruf anmaßen wollte.

Das herrliche Frühlingswetter um ihn her, das junge Grün der Buchen, die unter einem lauen Regen ihre Knospen gesprengt hatten, die traulichen Waldstimmen, die warme Sonne und die kräftige, würzige Luft übten allmälig ihren Einfluß auf das umdüsterte Gemüth des Jünglings. Sein Zorn legte sich und als er durch den verwilderten Garten schritt, der das zugemauerte Theater und das verfallene Schloß umgab, war der Sonnenschein seiner jungen Liebe schon längst wieder auf seinem Antlitz aufgegangen.

Der Frühling hatte seinen grünen Mantel um das graue, starre Mauerwerk des Schlosses geworfen, die steifen Steinschnörkel, die Erker und Balken verhüllte das zarte Laub der Jungfernreben, deren zierliche Ranken der Wind hin- und herwehte. Die verdorrten Büsche und das gelbe Gras des Gartens waren unter üppigem Blätterwerk verschwunden, welches vielzackig und saftig aus den Rondellen und Rabatten sproßte. Wilde Blumen umnickten die umgesunkenen Floren und in dem Schooß eines Amors hatten kleine Singvögel ihr Nest gebaut. Schmetterlinge flatterten über die sonnige Wildniß und wiegten sich über den blühenden Disteln und nickenden Nesseln, die schillernden Flügel wählig auf- und zuklappend. Dazwischen brummten die Hummeln, diese Bären der Blumenwälder, und buntgestreifte Wespen wie geflügelte Tiger schossen summend durch's Gezweig der blühenden Schlehen. Auf dem sonnenwarmen Weg, durch dessen Grasdecke hier und da ein weißer Kieselstein glänzte, sonnte sich eine bunte Natter und hoch aus dem Wipfel eines alten Birnbaums flötete ein Pirol. Der Lärm der Stadt drang abgedämpft herüber.

Romeo strich träumerisch durch dieses wirre, grüne, sonnige Reich, er ging über wellige Rosenflächen und durch kleine, dunkle Tannendickichte, er zerriß die Gewebe der Spinnen und die Vorhänge ineinander geflochtener Schlingpflanzen. Er sog den würzigen Geruch des Rosmarin und Thymian und den Duft der Lindenblüthen ein, die von unzähligen Bienen umschwärmt wurden. Manchmal gelüstete es ihn, eine umgesunkene Vase aufzurichten und er schaute dann sinnend dem Gewühl der kleinen Thiere zu, die auf dem vergilbten und niedergedrückten Rasenfleckchen, worauf der Stein gelegen, gehaust hatten. Oder er schlüpfte in eins der zugewachsenen chinesischen Tempelchen, deren vergoldete Glocken hier und da aus dem Grün der Wände blitzten, und ließ die Sonne auf die umgestürzten Tische und verrotteten Stühle blicken. Zuweilen blickte ihn mitten aus dem Gewirr der wilden Butterblumen, Himmelsschlüssel, Scabiosen und Disteln eine edle, strahlende Gartenblume an. Einmal fand er einen grünen Rosenstrauch, der, in einem Wald von Nesseln stehend, seine blühenden Zweige wie hilfeflehend um die Kniee einer Flora schlang. Romeo setzte sich auf eine steinerne Bank unter einer Trauerweide und ließ seine Blicke träumerisch über die sonnenhelle Gegend schweifen. Fern, hinter Duft und grünen Wipfeln, glitzerten die Dächer der Stadt und ein verhallendes Kinderjauchzen, oder dann und wann der Knall einer Peitsche, die ein Fuhrmann auf der nahen Landstraße schwang, störten die brütende Mittagsstille. Der Jüngling lehnte den Kopf an den Stamm des Baumes und sah dem sanften Hin- und Herwehen der befiederten Zweige zu. Dann richtete er die Blicke wieder auf den wilden Garten und belebte ihn mit der Gestalt der Geliebten. Er sah ihre feine Gestalt über die grasigen Wege schweben und durch die grünen Zweige schimmern, bald hier, bald dort eine Blume pflückend, die sie ins braune, weiche Haar steckte, aus dessen Dunkel die blasse Röthe ihrer Wangen schimmerte. Ihr wunderbares Auge meinte er leuchten zu sehen und leise zitterte ihm der Ton durch die Seele, mit welchem sie heute Morgen „mein Romeo!“ geflüstert hatte. Die selige Aussicht auf den kommenden Abend, wo er sie wieder sehen, wieder hören durfte, erfüllte seine Brust mit hehrer Festesfreude. Er stand auf und schritt auf das zugemauerte Theater zu; es trieb

ihn, seine Kunst, seine Stimme zu prüfen, sich in die Gewänder zu hüllen, in welchen er vor der Geliebten erscheinen wollte. Er öffnete von Außen die Thüre, schlüpfte durch das Mauerloch und eilte die Treppe hinauf in jenes Ankleidezimmer. Dort öffnete er die Läden und wählte dann unter der reichen Garderobe eine passende Tracht, die er anlegte. Die Gewänder waren alle von den feinsten und prächtigsten Stoffen und hoben die Wohlgestalt ihres Trägers herrlich hervor. In dieser Tracht begab sich Romeo auf die Bühne hinunter, wagte sich in den Garten und ins Wohnhaus. Die Dogge empfing ihn freundlich winzelnd wie gewöhnlich und begleitete ihn durch die Säle und Zimmer, in denen sich der Jüngling in seiner phantastischen Tracht in eine längst vergangene Zeit versetzt wähnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatte man das Haus erreicht. Es war nicht weit. Kaspar stellte das Gepäck im Zimmer ab und entfernte sich auf der Stelle wieder, vielleicht aus Zartgefühl, während Kinsky, der mit eingetreten war, sein Dekret überreichte. Albert lag auf dem Sopha.

„Sie entschuldigen, Herr Referendar," sagte Kinsky, während jener das Papier las. „Ich habe die Sache, wie Sie sehen, so lange wie möglich hingehalten; allein es geht nicht mehr. Ich hätte eigentlich schon am 10ten referiren müssen und heute ist bereits der 18te."

„Hm, das kommt mir ungelegen," entgegnete Albert. „Doch es steht nicht zu ändern. Frisch zu, Kinsky! pfänden Sie!"

Der Gerichtsdiener lächelte: „So ist's nicht gemeint, Herr von Wingefeld; ich bescheinige, daß nichts zu pfänden ist, und damit holla. Allein Sie müßten doch sorgen, daß das Geld binnen drei bis vier Wochen herbeikäme. Sie wissen das so gut, wie ich." ...

„Schon recht, Kinsky, aber in drei bis vier Wochen 400 Thaler zu schaffen ohne zu stehlen, das ist mir jetzt ein klein wenig unmöglich. Die Herren Schünemann und Grohe wollten mir ohnedies warten."

„Ja wenn es das wäre," sagte Kinsky blinzelnd. „Allein diese Herren sind nicht mehr Ihre Gläubiger. Sie haben die Forderung an Hayum Rosenbaum dahier abgetreten."

„Abgetreten? Hayum Rosenbaum? Dummes Zeug das. Ich bin nicht benachrichtigt," fuhr Albert ärgerlich auf.

„Sehen Sie doch nur das Dekret an. Die Cession liegt bei."

Es war so wie der Gerichtsdiener sagte, die Cession lag in bester Form, gerichtlich beglaubigt, als Anlage bei der Verfügung. Albert hatte es übersehen. „Es ist richtig," sagte er. „Ich verstehe nun, wohinaus es soll. Das bedeutet Personalarrest. Rosenbaum ist ein Komplice von Schraidt."

Der Gerichtsdiener trat einen Schritt näher und sprach fast flüsternd: „Unter uns gesagt, Herr von Wingefeld: Sie haben's getroffen. Der Prokurator Schleich hat Auftrag, gegen Sie bis zum Aeußersten zu gehen. Er hat für Rosenbaum und Schraidt diese Forderung mit 420 Thaler von Schünemann und Grohe gekauft. Sie hätten 600 Thaler gegeben, wenn's verlangt worden wäre, blos um Ihnen einen Streich zu spielen."

„Ich kenne das," bestätigte Albert, „und damit der fromme und brave Herr Schraidt nicht als böser Gläubiger, als Bedränger armer Schuldner in übeln Geruch kommt, so muß Rosenbaum den Namen hergeben."

„Das ist nämlich und natürlich so, wie ich es sagen wollte," bemerkte Kinsky. „Es bleibt unter uns, Herr Referendar, nicht wahr?"

„Ohne Sorge, mein Freund!" sagte Albert mit einer Handbewegung, und der Gerichtsdiener entfernte sich.

Kaspar trat ein. „Hätten Sie nur das Wort gesprochen, Herr von Wingefeld, so schmiss' ich den Spitzbuben die Treppe hinter," meinte er.

„Einfältiger Mensch! was kann er dafür? Du bist schrecklich beschränkt in Deinen Ansichten vom öffentlichen Leben. Untersteh' Dich ja nicht und mache mir Dummheiten."

„Ich sag' Ihnen, Herr von Wingefeld," rechtfertigte sich Kaspar achselzuckend; „es ist nicht mehr schön in Hattenheim, seitdem es so viele rothe Kragen darin gibt. Zu Barbarossa's Zeiten war das ganz anders, und überhaupt früher hinaus, wo wir noch freireichsstädtisch waren. Da gingen alle Jahre einmal ein paar städtische Tambourn herum und erhoben von jeder Feuerstelle zwei Kreuzer. Das war alles, was man zu bezahlen hatte. Meine Großmutter hat mir's erzählt."

Trotz seiner bedrängten Lage konnte sich Albert nicht enthalten, über diese Naivetät herzlich zu lachen. „Du hast recht, Kaspar," sagte er, „damals muß es sehr schön hier gewesen sein. Doch diesmal genug hiervon. Bring' noch etwas Holz herauf und besorge mir das Abendessen."

Digitized by Google

Kaspar that, wie ihm geheißen ward, während Albert in Akten las, die er von Mehltretter mitgebracht hatte. Dann nahm er das von Kinsky überreichte Dekret, las es aufmerksam durch, prüfte die Cession und ging mit großen Schritten auf und ab. „Hm," murmelte er, „das Geld muß ich schaffen. Sie haben's auf's Aeußerste abgesehen. Wer ihnen wohl verrieth, daß Schünemann und Grohe...? kurz, es ist geschehen, und es gilt rasches Handeln, den Streich zu pariren."

Tags darauf hatte Albert beim Zollinspektor Vormittags seine Aufwarlung gemacht; Emilie war wieder nicht zugegen, und die Mienen ihres Vaters hatten Verdruß, ja Zurechtweisung ausgedrückt. Am Nachmittag gegen zwei Uhr machte sich Albert auf den Weg nach dem etwa anderthalb Stunden entfernten Städtchen Lindenberg. Dort wohnte ein früherer Kammerdiener seines Vaters und betrieb unter der pausbackigen Firma „Dickmeyer, Probst und Comp." ein einträgliches Geschäft in Kolonialwaaren. Dickmeyer war der Name des ehemaligen Kammerdieners, Probst der Bruder seiner Frau. Ersterer hatte von dem vortrefflichen alten Herrn, der aller Welt half und lieh, vor zehn Jahren 500 Thaler auf Handschein erborgt, und Albert hoffte diese Schuld einzukassiren, oder doch so viel davon, um seine dringende Verbindlichkeit zu decken. Das Haus des Herrn Dickmeyer war ihm wohlbekannt. Er trat in den Laden und fand da den Lehrling mit einer Schürze von Kaffeesackstoff auf einem Seitentische sitzend und mit den Beinen baumelnd. Die Kleisterschüssel und ein halbes Buch Löschpapier zu Düten warteten daneben der Thätigkeit des jungen Menschen, jedoch vergeblich.

„Wo ist Dein Herr?" frug Albert.

„Welchen meinen Sie, Herrn Probst oder Herrn Dickmeyer?"

„Dickmeyer."

„Droben."

Damit machte der Junge eine aufwärts verlaufende Seitenbewegung mit dem Kopfe.

„Ruf' ihn doch gleich," bat Albert.

Der Junge sprang vom Ladentische und ging nach der Thüre zum Hausgang, von wo die Treppe nach oben führte. Dann drehte er sich um und sagte nach kurzem Besinnen: „Gehn Sie lieber mit hinauf; er kommt doch nicht herunter."

„Wie so? Ist er krank?"

„Krank nicht, aber...."

Der Junge stockte, und Albert bemerkte nun erst die Oede des Ladens; kein Kunde, der etwas verlangte; der Lehrling müßig sinnend, ganze Gesache ohne Waaren, der Oelkasten fast vertrocknet, die Waagen rostig und bestaubt. Er erschrack.

„Was in aller Welt ist hier vorgefallen, Kleiner?" frug Albert mit einem Rundblicke auf die trostlose Umgebung.

„Ich weiß nicht," sagte der Lehrling mit jener plastischen Rede des Unverstandes, „der Herr Prokurator Schleich drüben in Hattenheim hat gesprochen, es gebe eine Lizitation im Zwangsweg und darüber ist Herr Dickmeyer sehr betrübt. Ich verstehe das nicht."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

**Als radikales Mittel gegen die Hundswuth** empfiehlt der russische Arzt **Dr. Kunen** den innerlichen Gebrauch der Wurzel der **Spiraea almaria. Dr. Kunen** hat dieses Mittel 18 Jahre lang mit dem glücklichsten Erfolge angewendet. Auch ein anderer russischer Arzt, **Dr.** Meldzsnewitsch, zählt sechs Fälle von Heilung der Hundswuth durch den Gebrauch des genannten Mittels auf. Letzterer Arzt behandelte auch toll gewordene Hunde mit demselben, indem er sie in getrennte Hütten einsperrte. Jene Hunde, welche die **Spiræa** bekamen, genasen, während die anderen krepirten. Da man jetzt von allen Seiten her das Auftreten dieser furchtbaren Krankheit meldet, so muß ein so kräftiges Mittel dagegen mit um so größerer Freude begrüßt werden.

(Still und bewegt.) Auf dem Bahnhofe zu Au (einer Station unweit Wissen) befindet sich ein Güterverladewagen, welcher dazu dient, Güter auf dem Bahnhofe von und nach dem Güterschuppen zu bringen, und dieserhalb zwar nur auf dem Bahnhofe, hier aber unausgesetzt sich bewegt und bald durch Einladung schwerer Güter, bald durch deren Ausladung erschüttert wird. Auf einem Träger dieses Wagens, etwa einen halben Fuß vom Bodenbrett entfernt, hat ein Rothschwänzchenpaar sein Nestchen gebaut und in demselben 4 Junge ausgebrütet. Die Alten lassen sich durch die Nähe von Menschen durchaus nicht stören. Sie bringen den Jungen Futter, sogar während der Wagen von den Arbeitern auf dem Bahnhofe hin- und hergeschoben wird.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 89.** Sonntag, 24. Juli **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

So verrannen einige Stunden und ein Blick auf die Sonne belehrte ihn, daß es Zeit sei, sich auf den Weg nach der Stadt und dem Theater zu begeben. Er versorgte den Hund und verschloß Läden und Thüren. Als er über den Hof ging, sah er in einem Nesselgebüsch, das die Sonne hell beschien, einen blinkenden Metallglanz. Er untersuchte die Stelle und siehe da! mitten in dem Unkrautbusch lag das verlorene Medaillon, welches er damals im Schlaf auf so unerklärliche Weise verloren hatte. Verwundert, aber hoch entzückt hob Romeo das Kleinod auf. Er meinte, es müsse in seinen Kleidern verborgen gewesen sein, während er auf der Bühne danach suchte und er habe es verloren, als er über den Hof gegangen. Plötzlich aber erinnerte er sich dunkel, bei jenem Erwachen heftiges Hundgebell gehört zu haben und er kam einer Lösung auf die Spur, die ihn besser befriedigte. Wahrscheinlich war ihm das Kleinod während seines Schlummers gestohlen worden und der Dieb hatte es, von dem Hund angefallen, vor Schreck verloren. Die Ahnung, daß Gottlieb dieser Dieb gewesen sei, stieg in ihm auf und das Benehmen seines Vaters erschien ihm minder unerklärlich, wenn er bedachte, daß der Heuchler seine Schritte ausgekundschaftet und, mit Uebertreibungen vielleicht, den mißtrauischen alten Mann hinterbracht haben könne. Sein Zorn gegen den buckeligen Spion erwachte von Neuem und heftiger im Busen des Jünglings, und er beschloß, den Elenden auf's Derbste für seine Ränke zu züchtigen. Darauf küßte er das Medaillon, weidete sich einen Augenblick an den Zügen der Geliebten und verwahrte es sorgfältig.

Im Ankleidezimmer legte er seine gewöhnlichen Kleider wieder an und packte die Theatertracht in eine Reisetasche, die er in einem Schrank liegen sah. Auch die silberne Phiole nahm er mit. Dann verschloß und verwahrte er die Eingänge und machte sich auf den Weg nach der Stadt. Er ging am Haus der Geliebten vorüber und meinte, sie am Fenster sitzen zu sehen. Dann suchte er seinen Freund Mercutio auf, der ihn erwartete. Nachdem ihm dieser noch einige Lehren und Schauspielerkniffe, wie er's nannte, beigebracht, auch den reichen, italienischen Anzug mit verschlagenem Lächeln belobt hatte, brachen sie zusammen auf und kamen gerade recht, um eine lebhafte Debatte, die sich unter sämmtlichen Künstlern auf der Garderobe über Stand, Talent und Absichten des neuen Romeo angesponnen, zu unterbrechen. Nachdem Romeo seine prächtigen Kleider angelegt hatte, warfen diejenigen der Künstler, welche die Meinung verfochten, der neue Gast beschreite nur um der schönen Julie willen die Bretter, denjenigen, welche das künstlerische Streben des Fremdlings vertheidigt hatten, triumphirende Blicke zu.

### XI.

### Die Verbannung.

Die Vorstellung war beendet, eine ähnliche hatte nie in den Räumen des B...r Theaters stattgefunden, wenn man Herzens Gastvorstellung des Macbeth ausnahm. Die Nachricht von der Flucht des beliebten Kumpel hatte sich verbreitet und so sehr man auch die Charakterlosigkeit des Menschen bedauerte, über den Künstler herrschte nur eine Stimme, die des ungetheilten Lobes. Die Ursache seiner Flucht war nicht allgemein bekannt geworden; man beklagte den Verlust des bewunderten Liebhabers um so inniger, je wünschenswerther das Talent des Schooßkindes des Publikums, Julie Herz, einen würdigen Kunstgenossen machte. Deßhalb waren die meisten ihrer Verehrer mit einem Vorurtheil gegen den neuen Romeo ins Theater gekommen und mit dem festen Vorsatz, den Kühnen, der neben dem bewunderten Liebling zu spielen wagte, ihren

Digitized by Google

Unwillen empfinden zu lassen, wenn er sich, wie es von einem Debütanten zu erwarten war, dieser Ehre unwürdig zeigen sollte.

Aber wie ward den guten Kunstrichtern und Theaterfreunden von B., als ein Romeo auftrat, der an Schönheit, Grazie und wohltönender Stimme nur von dem unvergeßlichen Herz erreicht wurde, wie sie ihn in seinen Blüthenjahren in dem prächtigen Liebhabertheater des Eckholz bewundert hatten. An Talent, an wunderbar ergreifender Auffassung der Rolle überragte dieser Debütant das frühere Ideal des Romeo noch bei Weitem. Eine solche Gluth, eine solche Naturwahrheit bei so viel künstlerischer Harmonie hatten die Theaterenthusiasten nicht zu träumen gewagt. Und in ungeahnter Anmuth erschien neben diesem Romeo die Kunst der gepriesenen Julie! Wie war ein unbeschreiblicher Zauber über ihr ganzes Wesen ausgegossen! Welch eine hehre Begeisterung durchwehte ihr Spiel! Ein solches Ineinanderwirken zweier Künstlerseelen zu einem hinreißenden Kunstgenuß war noch nicht da gewesen. Von einem würdigeren Priesterpaar war das „Hohelied der Liebe" noch nie in einem Kunsttempel verherrlicht worden. Aber auch nie wurde edleres Streben mit begeistertem Beifall überschüttet. Schauer von Blumen und Kränzen regneten auf die Bühne, Hand in Hand trat das gerufene Paar vor die Lampen, Freude und Begeisterung in den Blicken, im Herzen aber einen Lohn, der alle Begeisterung aufwog.

Endlich fiel der Vorhang, die berauschten Zuschauer entfernten sich, stolz auf ihre Stadt, verliebt in das Liebespaar, zufrieden mit sich selbst, glücklich über Alles. — Ganz oben im dunkelsten Winkel der Gallerie saß ein verhüllter Mann, welcher die Gesinnungen der Uebrigen durchaus nicht theilte. Als der Vorhang hinter dem gefeierten Helden des Abends gefallen war und die entzückten Zuschauer sich entfernten, ballte der einsame Mann unter seinem Mantel grimmig die Fäuste und ein rachsüchtiger Zug entstellte sein feines Gesicht. „Juble nur, schnöder Romeo," flüsterte er zwischen den Zähnen, „ich schwöre Dir, Du sollst bald ausgejubelt haben!" Heftig drehte er sich um und schaute in das blasse Gesicht eines buckeligen kleinen Menschen, der sich wie tauschend zu ihm niederbeugte.

„Was wollen Sie?" fuhr der Ueberraschte seinen zudringlichen Nachbarn an.

„Ruhig, bester Herr!" flüsterte der Kleine, indem ein schadenfrohes Lächeln über seinen dünnen Mund flog, „beleidigen Sie einen Gesinnungsgenossen nicht. Sie haben da eine Drohung ausgesprochen, die ich Ihnen erfüllen helfen will, wenn Sie anders einen Feind Ihres Feindes als Freund nicht verschmähen wollen."

Der Blick, der diese Worte begleitete, schien auf den Verhüllten einen besonderen Zauber zu üben; er faßte den Buckeligen am Arm und Beide verschwanden in den dunklen Korridors.

Erfreulicher ging es unterdessen auf der Bühne zu. Der Direktor Lenker wußte nicht, wie er seinem Seelenjubel genügen sollte. Er sprang von Romeo zu Julie und von Julie zu Romeo, theilte Händedrücke, Umarmungen und Küsse aus; er fand die unerhörtesten Superlative und schnupfte seine ganze Tabaksdose leer. Endlich beschloß er, das gesammte Personal zu einem glänzenden Souper einzuladen, welches er den Verklärern seines Namens und Kunstinstituts zu Ehren morgen Abend veranstalten wollte. Er bestand darauf, die beiden Gefeierten sollten mit ihm fahren und bei ihm speisen, nur die Rücksicht auf seinen kranken Freund konnte ihn endlich bewegen, von seinem freundlichen Drängen abzustehen und er geleitete das schöne Paar zur harrenden Kutsche.

Julie hatte dem glücklichen Romeo erlaubt, sie zu begleiten. Die Knospe ihrer Liebe war an diesem Abend aufgeblüht. Romeo hatte es in seiner Scheidescene gewagt, der Geliebten einen wirklichen, heißen Kuß auf die Lippen zu drücken und ein leiser Druck auf den seinigen hatte ihm gesagt, daß er verstanden sei. Er hatte Gelegenheit gefunden, dem lieben Mädchen das Medaillon in die Hand zu drücken und ihr freudig überraschter Blick, ihr zärtliches Lächeln hatten ihm eine glückliche Stunde der Erklärung in Aussicht gestellt. Diese war jetzt gekommen, als sie in dem Wagen einander gegenüber saßen. Sie fühlten sich Beide seltsam beklommen und keines hatte den Muth, die süße Pause zu unterbrechen, welche seit den Abschiedsworten an den Direktor eingetreten war. Endlich faßte sich Romeo und ergriff die kleine, weiße Hand seiner Nachbarin; er führte die bebende an die Lippen und küßte sie vielmals.

„Wie habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt," flüsterte er; „o, daß ich Dich endlich gefunden habe, Du holdes Wesen, endlich nach so langem Forschen, und Du liebst mich, wie ich Dich liebe?" setzte er zärtlich hinzu und neigte sich wieder, um ihr in die schimmernden Augen zu sehen.

„Ich liebe Dich, Rudolph," hauchte sie ganz leise und er fühlte seinen Nacken von ihrem runden, weichen Arm umschlungen, seine Wangen von ihrem warmen Athem angeweht.

„O, dann habe ich keinen Wunsch mehr auf Erden, keinen!" rief Romeo feurig und küßte das

Mädchen auf den ſüßen Mund. „Mein Rudolph!“ flüſterte ſie innig und ſtrich ihm ſanft durch die dichten Locken.

„Nenne mich Romeo,“ ſagte der Jüngling bittend, „Romeo iſt mein Name!“

„Warum Romeo?“ fragte ſie, „Romeo hat eine ſo ſchlimme Bedeutung.“

„Keine ſchlimme Bedeutung, eine hohe, ſelige Bedeutung, Liebe. Fürchteſt Du Dich vor einer Liebe, ſo glühend wie Romeo's Liebe und ſo unendlich?“ Romeo faßte die kleine Hand Julieus in ſeine beiden und ſah ihr ins Auge.

„Vor ſeiner Liebe nicht, aber vor ſeinem Schickſal,“ ſagte Julie innig und legte ihre freie Hand auf ſeinen Arm.

Romeo ſagte darauf nichts, aber es zog eine ſchmerzlich ſüße Ahnung durch ſeine Seele, wenn er an die Aehnlichkeit der Verhältniſſe dachte. Er neigte ſeine Lippe zu ihrer Hand, die noch immer ſeinen Arm wie ängſtlich gefaßt hielt und drückte einen glühenden Kuß darauf.

Julie entzog ſie ihm und indem ſie ihm die Locken zurückſtrich, fragte ſie liebevoll: „Wo haſt Du das Medaillon her, das Du mir gegeben? Es iſt das Bildniß meiner ſeligen Mutter. Wie glücklich haſt Du mich damit gemacht, mein Romeo.“

„Ich habe es in der ſixtiniſchen Kapelle in Rom gefunden,“ antwortete ihr Geliebter und hielt zärtlich ihre Hand feſt, die ihm entwiſchen wollte. „Wie glücklich hat mich das Bild gemacht, und doch wie ſtrebte ich, es Dir zurückzugeben und konnte Dich nicht finden, trotz allem Suchen und Forſchen. Ein einziges Mal ſah ich Dich auf dem Karneval, einmal am Moccoli-Abend, und konnte nicht zu Dir gelangen.“

„Und Du hatteſt mich damals ſchon lieb?“ fragte ſie ganz leiſe, indem ſie ihre Stirn ſanft an ſeine Locken lehnte. „Ich liebte Dich, ſobald ich das Bild ſah; wie ſieht es Dir ähnlich und doch find' ich eine Verſchiedenheit,“ fügte er hinzu, indem er ihre lieblichen Züge in der Dämmerung des Wagens zu entziffern ſuchte. „Und wie kamſt Du von Rom hierher? Wer ſind Deine Eltern, Deine Mutter und Geſchwiſter? Ach, wie viel, wie viel hab' ich zu fragen, wie gern hör' ich Dir zu, wenn Du ſprichſt!“

Sie ſpielte mit ſeinen Locken und küßte ihn. Romeo fühlte, wie ihm eine Thräne des reinſten, ſeligſten Glückes in die Augen ſtieg. Er wollte noch Etwas zu dem Mädchen reden, da hielt der Wagen und der Kutſcher öffnete den Schlag. Romeo führte die Geliebte zur Treppe, ſie blieb einen Augenblick ſtehen und ſagte: „Mit meinem Vater geht es beſſer; wie wird er ſich freuen, wenn Du ihn beſuchſt, er hängt ſo ſehr an ſeiner Kunſt und iſt ſo lieb und gut und hat ſo viel erdulden müſſen.“

Romeo konnte einen ſchmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken, er neigte ſich zu dem Mädchen, drückte ihr einen heißen Kuß auf den Mund und ſagte: „Gib dieſen Kuß von mir Deinem lieben Vater.“ Dann küßte er ſie noch einmal lang und innig und fragte dazwiſchen: „Wann werden wir uns wiederſehen?“

„Willſt Du morgen den Vater beſuchen?“ flüſterte ſie zärtlich; „nicht wahr, Du beſuchſt ihn morgen?“ Sie ſah ihm bittend ins Auge. „Nun, gute Nacht, mein Rudolph Romeo!“

**„Gut' Nacht, mein Lieb! So ſüße Ruh' und Frieden**
**Als mir im Buſen wohnt, ſei dir beſchieden!“**

(Fortſetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortſetzung.)

Albert wußte genug; er winkte dem Lehrling, ihn hinaufzuführen. Eine Treppe hoch hörte man in einer Stube heftig auf und ab gehen und fluchen — das war Herr Probſt; in einer Waarenſtube zwei Treppen hoch lag eine Jammergeſtalt in grauem Komptoirrocke über einem Ballen Surinam und biß in einen Zipfel deſſelben — das war Herr Dickmeyer. Der Lehrling faßte ihn an der Schulter und ſagte: „Herr Prinzipal, da iſt Jemand.“ — Keine Antwort. Albert verſuchte den Trübſinnigen aufzuheben und redete ihn an; Alles vergebens. Als er ſich eben auf irgend ein heroiſches Mittel beſann, dieſe Apathie zu verſcheuchen, trat Frau Dickmeyer mit ſtarkverweinten Augen und verbundener Backe herein. Sie ſchien an Zahnweh zu leiden, wie der Kamillenſack ergab, den ſie unter's Tuch gebunden hatte.

„Ach, du lieber, du gerechter Gott, was ein Schickſal!“ jammerte die Frau unter neuen Thränen. „Ach, Herr von Wingefeld, wie unglücklich, wie verlaſſen bin ich doch! Ach, du allmächtiger, großer ....“

Albert hielt den Strom ihrer Anrufungen auf. „Bitte, bitte, ruhig, Frau Dickmeyer!“ ſagte er mit einem Blicke auf den Lehrling. „Kommen Sie und erzählen Sie mir in aller Ruhe, was geſchehen iſt.“

Frau Dickmeyer führte den Beſuch unter Wimmern und Jammern auf ihr Zimmer. Hier erfuhr Albert die Sachlage.

Herrn Schraidt's Vetter, der Wirth zum Storch in Hattenheim, bei dem die Reiſenden der Häuſer,

Digitized by Google

mit welchen die Firma Dickmeyer, Probst u. Comp. „machte", einkehrten, hatte den Kredit der beiden Schwäger verdächtigt. Ein Haus in Frankfurt gab dem Advokaten Schleich Vollmacht zur Klage, und dieser brachte es zuwege, daß dies Haus und noch zwei andere ihre Forderungen dem Storchwirth abtraten. Alsdann reichte der Advokat Schleich drei Klagen auf einmal beim Lindenberger Amte gegen Dickmeyer, Probst und Comp. ein, erlangte Immission in das Grundvermögen und preßte die Firma dergestalt, daß sie dem Bankerott nahe war. Kein Pfund neuer Waare wurde an Dickmeyer, Probst und Comp. mehr geborgt. Das Geschäft stand beinahe still. Inzwischen hatte Schleich auch dem Hypothekargläubiger der Firma Angst zu machen gewußt und die Obligation von ihm eingehandelt. Es bedurfte nur eines Rucks und der Strick saß den Herren Dickmeyer, Probst und Comp. um die Kehle. Albert verstand dieses Vorschreiten; er erkannte mit welch' grimmigen Gegnern er zu thun hatte. Er prüfte, um doch nicht ohne Tröstung für die weinende Frau Dickmeyer zu scheiden, die Bücher und Rechnungen, die Dekrete und Erlasse des Amtes, ertheilte der ohne Unterlaß Wimmernden mehrere gute Rathschläge, und entfernte sich, ohne mit einem Worte seines Guthabens zu gedenken, das auf diese Weise für ihn so gut wie verloren war. Denselben Abend aber, als er heimgekehrt war, sprach er bei Herrn Seligmann Fürth vor.

„Herr Fürth," sagte er, „ich verkaufe Ihnen mein Wohnungsrecht in Ihrem Hause, das der Inspektor bewohnt."

„Nu, Gott, warum denn so auf einmal, Herr Baron?" frug Herr Fürth neugierig.

„Was geben Sie?"

„Hat's denn nicht Zeit?"

„Was geben Sie?"

„Gott, was Se eilen, Herr Baron! Sagen Se, was Se verlangen?"

„Die Rechnung ist einfach," meinte Albert, eine Bleifeder ergreifend. „Die Wohnung an sich vermiethen Sie jährlich zu 20 Thaler, als einzelne betrachtet. Das sind die Zinsen von 400 Thalern. Abgesehen davon, wird Ihnen das Haus ohne diese Belastung an sich schon so viel mehr werth. Ich verlange also 400 Thaler."

„Nun, es ist mir recht," sagte Herr Seligmann Fürth. „Wollen Se Geld?"

„Allerdings," bemerkte Albert. „Zahlen Sie mir die Summe in Gold oder Papier bis morgen früh zehn Uhr."

„Se können's gleich haben," sagte Herr Fürth mit einer Miene nobler Liberalität, und schloß das Pult auf. Dann plötzlich innehaltend und gegen Albert sich umwendend, setzte er hinzu: „Wenn's Ihnen aber blos um Geld zu thun ist, was brauchen Se da ihr Logis zu verkaufen? Se wissen, ich geb's Ihnen auch so."

„Danke, nichts da!" entgegnete Albert und steckte die Goldstücke zu sich, die ihm Herr Fürth nach kurzem Rechnen überwies. „Noch eins," sagte Albert sodann, „Sie müssen demnächst in Lindenberg zur Versteigerung der Dickmeyer'schen Grundstücke sich einfinden. Ihr Freund Storchwirth will die Leute arm machen; ich hab's heute Nachmittag erfahren. Sie können Dickmeyer, Probst und Comp. wieder aufhelfen; es geht nichts dabei verloren."

„Der Storchwirth," rief Herr Fürth. „Gott, was Menschen sind das! Sollt' mich wundern, wenn da nicht auch der Herr Hayum Rosebaum die Hand im Spiel hat."

„Mag sein," bemerkte Albert. „Ich verlasse mich darauf, daß Sie den Leuten heraushelfen. Kaufen Sie das Grundvermögen, zahlen Sie die Schulden ab und lassen Sie Alles auf Hypothek stehen. Sie können noch ein paar hundert Thaler dazu borgen. Ich habe die Verhältnisse geprüft. Es geht, und die Leute sind auch sonst gut. Wollen Sie?"

„Sein Se zufrieden, Herr Baron. Morgen des Tags reis' ich nach Lindenberg, oder übergeb' ich's dem Herrn Mehltretter."

(Fortsetzung folgt.)

## Gemeinnütziges.

* Da nun die Zeit da ist, in welcher Früchte eingemacht werden, wozu sehr häufig heißer Essig verwendet wird, so hält man es für Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, wie nachtheilig für die Gesundheit es ist, diesen in glasirten irdenen Gefäßen zu erhitzen. Es kommt dadurch aus der Glasur, die immer bleihaltig ist, Blei in Lösung, was sehr schädlich für den Körper ist. Will man Essig heiß machen, so geschehe dieses entweder in ganz blank gescheuerten kupfernen Kesseln, wie noch besser in Steingutgefäßen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 90. Dienstag, 26. Juli 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Romeo sah sie verschwinden, aber er ging nicht gleich hinweg. Trunken vor Glück blieb er vor der Treppe stehen und lauschte dem leichten Schritt des geliebten Mädchens, vernahm, wie sie ganz oben eine Thüre öffnete, und meinte mit dem scharfen Ohr der Liebe zu hören, wie sie in ein Zimmer eintretend „Guten Abend, Väterchen" rief. Dann ging er hinaus und sah nach den Erkerfenstern im dritten Stock. Sie waren matt erleuchtet und an den herabgelassenen Rouleaux bewegte sich ein zierlicher, huschender Schatten — ihr Schatten. Und jetzt, o sieh! jetzt lüftet sich eine Ecke des Vorhangs und eine kleine Hand öffnet das Fenster. Die zarte Gestalt des Mädchens lehnt sich heraus und hebt sich scharf von der Weiße des Vorhanges ab, der hinter ihr herabwallt. Ganz so selig lehnte sich die liebselige Veronesische Julie vom Balkon, um ihr überschwellendes Herz dem Himmel zu öffnen. Ganz so selig schweifte ihr Blick in die Ferne. Aus Romeo's tiefstem Herzen stiegen die Worte des Dichters, die seine Lippen leise flüsterten:

„Hoch über meinem Haupt erscheinest du
Der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels, dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug' der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschau'n."

O sieh! jetzt bemerkt sie den lauschenden Freund, sie winkt mit der Hand und nickt freudig mit dem Kopf. Romeo meinte, ihr Lächeln zu schauen, ihren holden Blick zu schauen. Als sie das Fenster schon lange geschlossen hatte, stand er noch immer harrend. Es war ihm, als müsse er jenen süßen Flüsterton durch die Nacht klingen hören, der ihn noch einmal zurückrief, er fühlte einen traumhaften Duft auf seinem Glück schweben, jene ideale Dichtung zerrann mit der idealen Wirklichkeit in ein unendliches Gefühl der Seligkeit. Endlich begab er sich hinweg und schritt erst langsam, dann schneller durch die öden Straßen, bis er sich in dem nächtlichen Wald befand. Hier erwachte seine süße Trunkenheit auf's Neue und er mäßigte seine Schritte, um sich ganz seinen Gefühlen hinzugeben. Der Nachthimmel war rein, schweigend und tiefblau über den stillen Wald gespannt. Das helle grüne Laub der Buchen und das zitternde der Birken bebte im sanften Dämmern und warf spielende Schatten auf's üppige Moos. An den grauen Stämmen hing blasses Silber und die dunklen Tannenwipfel schnitten scharf und zackig in den Himmel; durch ihr buschiges Geäst leuchtete die runde Mondscheibe. Durch die Büsche und über die Gräser ging ein leises Bewegen, nur die Eichen standen stumm und starr und sitten den Kuß des Mondes; Glühwürmer glänzten im Erdbeerlaub und flogen durch die Blüthen und Laubzweige. Manchmal taumelte ein großer Schmetterling durch das Schweigen oder geisterhaft huschte eine Fledermaus vorbei. Romeo schritt schweigend dahin, er wünschte, daß der Wald immer so bleibe und daß er immer so fort wandern könne mit diesem still seligen, zufriedenen Herzen. Denn wie das weiche Mondlicht alles Schroffe milderte und alle Risse und Rauhheiten mit Silber ausfüllte und über alles Eckige und Unversöhnte den sanften fließenden Strahlenmantel warf, so, meinte er, würde seine Liebe über die Herbheiten der Welt und über alles feindselig Geschiedene ihren versöhnenden Schleier weben. Gewiß! wenn er mit diesem liebeüberströmenden Herzen zu dem Vater der Geliebten trat, er mußte verzeihen, und wenn er mit dem lieblichen Mädchen an der Hand zum eigenen Vater trat: die eisige Rinde seines Herzens mußte schmelzen vor ihrem Blick, Alles mußte sich in Frieden und Glück auflösen.

Mit diesem frommen Gedanken kam der Jüngling endlich vor das alte Schloß. Wie herzlich

wollte er seinen alten Vater begrüßen, wie liebevoll wollte er ihm die Hand küssen und morgen sollten entscheidende Schritte gethan werden. Er wollte das Thor öffnen, allein es war verschlossen. Er klopfte laut und heftig — Alles blieb still; er wartete und horchte — Niemand erschien, um ihm zu öffnen. Betroffen ging der junge Mann um das Gebäude herum und spähte nach einem Lichtschimmer, der das Vorhandensein der Bewohner anzeigen würde. Er konnte keine Spur von ihnen entdecken. Das alte Schloß lag friedlich vom Mond beleuchtet; leise bewegten sich die Epheuzweige und Gräser an den Mauern. Im bitteren Gefühl, ausgeschlossen zu sein, biß Romeo die Zähne auseinander und erkletterte einen Eichbaum, auf dessen starken Aesten er vorsichtig bis in die Nähe einer Mauer kroch, die er dann mit einem gewagten Sprung erreichte. Behutsam auf den bröckelnden Steinen ausschreitend, näherte er sich einem unvergitterten Fenster, das auf einen Gang führte. Es gelang seinen vorsichtigen Anstrengungen, die Flügel ohne allzugroßes Geräusch zu öffnen und er schwang sich hinein.

Leise schlich er die Treppe hinauf und sah durch's Schlüsselloch an seines Vaters Thüre Licht schimmern. Er hatte schon die Hand nach der Thürklinke ausgestreckt, da hörte er die Stimme des Buckeligen im Zimmer und lauschend ließ er den Arm wieder sinken. „Wie leid thut es mir," hörte er Gottlieb sagen, „daß ich meinen theuren, gnädigen Herrn durch diese entsetzliche Kunde verwunden mußte. Ich würde auch nie den Mund geöffnet haben, aber dieser Verrath, dieser Betrug des verlorenen Sohnes wollte mir das Herz abdrücken. Ich konnte es nicht mitansehen, wie der Undankbare die Liebe, die er einem vielgeprüften Vater schuldig ist, an eine Theaterdirne, ja an die Tochter seines Feindes verschwendet."

In Romeo's Busen wallte ein wilder Zorn auf: schon wollte er die Thüre öffnen und dem buckeligen Verleumder die Zunge aus dem Hals reißen: — aber die Stimme seines Vaters hielt ihn noch zurück. „Mach' Dir keine Sorgen darum," sagte der alte Mann mit dumpfem Ton, „die Hölle hättest Du verdient, wenn Du den Schandbuben nicht verrathen hättest. So an einem armen Vater zu handeln! Aber ich will ihn verfluchen!" kreischte der unglückliche Mann plötzlich gräßlich auf. „Wenn er die Tochter meines Feindes heirathet, o, dann will ich Flüche ersinnen, die seine Ehe zu einer Hölle machen sollen. Meine Verwünschungen sollen seine Kinder treffen, daß sich ihr Herz verhärtet und sie ihn so mit Undank geißeln, wie er seinen unglücklichen Vater."

Furchtbar erschüttert von dem Wehlaut, womit sein Vater diese schrecklichen Worte ausstieß, stand Romeo vor der Thüre. Die dünne Stimme des Buckeligen gab ihm seine Fassungskraft wieder. „Und ich will den Himmel bitten, daß er den Fluch eines mißhandelten Vaters in Erfüllung gehen lasse!"

Da hielt sich Romeo nicht länger, heftig schlug er auf die Thürklinke und als er sah, daß sie verschlossen war, stemmte er seine Schultern an und hob sie mit Riesengewalt aus den Angeln. Wie eine Leiche, so blaß, saß der jämmerliche Krüppel da und bebte am ganzen Leib, als er hinter der stürzenden Thür das unheildrohende Gesicht seines Opfers erscheinen sah.

„Hund, Du sollst nie den Himmel um Erhörung von Flüchen bitten, um deren Erzeugung willen Du jetzt zur Hölle fährst!" donnerte der wuthschnaubende Mann dem Knirps ins Ohr, packte ihn an der Brust, hob den Zappelnden hoch in die Luft und schleuderte ihn in einen Winkel, wo er zuckend liegen blieb, indessen ihm ein Blutstrom aus dem Mund schoß.

Dann wandte sich der Jüngling mit furchtbar ernstem Gesicht zu seinem Vater, der, wie versteint von dem Schrecklichen, das sich in der kurzen Zeit einer Stunde ereignet hatte, in seinem Sessel saß. Als sich aber Romeo zu ihm kehrte, fand er seine ganze Spannkraft wieder.

„Zurück, Bube!" gellte er dem ruhig Dastehenden entgegen und versuchte ihn, zitternd vor Aufregung zur Thüre hinauszudrängen.

Romeo hielt die beiden Hände seines Vaters fest und drückte ihn mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt in seinen Sessel zurück. Der Umstand, daß der Alte, der mühsam und kurz Athem holte und abgebrochene Laute hervorstieß, keiner zusammenhängenden Rede fähig war, kam den ernsten Vorstellungen zu statten. „Ich habe," sagte er mit sicherer Stimme, „hier einen elenden Verleumder gezüchtigt, der uns Beide auf's Schändlichste betrogen hat."

„Er ist todt! er ist todt!" rief der alte Mann mit einem jammervollen Blick auf den leise röchelnden Gottlieb. „Ich verfluche Dich —"

„Das werden Sie nicht thun, mein Vater," fiel ihm Romeo ernst ins Wort und fing die Hand auf, die sich beschwörend gegen ihn ausstreckte. „Sie werden mich anhören und mir Antwort geben auf das, was ich Sie um unseres beiderseitigen Glückes willen fragen werde."

„Du liebst die Tochter meines Feindes," schluchzte der alte Mann, „mehr braucht es nicht, um uns auf immer und ewig zu scheiden."

Digitized by Google

Romeo rückte den Stuhl dem Sessel seines Vaters nah. „Es fragt sich, mein Vater, inwiefern dieser Mann Ihr Feind ist und ob sein Verschulden so unsühnbar ist, daß er den grenzenlosen Haß verdient, den Sie auf ihn werfen.“

„Wie kann der Liebhaber anders reden?“ murmelte der Greis in das Tuch, welches er an sein Gesicht drückte.

„Haben Sie nicht diesen Mann verfolgt, haben Sie nicht sich, mich, uns Alle unglücklich gemacht, weil Sie argwöhnten, daß seine Tochter meine Schwester sei?“ fragte Romeo langsam und heftete während dieser inhaltschweren Frage, die seine Vermuthungen und Zweifel mit einem Male sichten mußte, fest seinen Blick auf seines Vaters Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Der Handelsmann gab dem Referendar die Hand und dieser eilte heim. Andern Tags Vormittags kam Albert von Mehltretter begleitet leicht und froh vom Gerichtshofe. Er hatte seine Schuld von 400 Thalern bezahlt, den Termin in seinem Prozesse gegen von Dippelt abgehalten und den Verkauf seiner Wohnung angezeigt. Mosemann von zwei Gehilfen unterstützt hatte inzwischen ausgeräumt und die Sachen Alberts in den Stern gebracht, wo er Logis nehmen wollte. Emilie, welche diese Anstalten mit angesehen hatte, stand eben vor ihrem Zimmer, als der Referendar die Treppe heraufkam.

„Mein Fräulein,“ sagte er aufgeräumt, fast muthwillig zu der Ueberraschten, „ich komme, um mich nunmehr definitiv zu verabschieden.“

„Sie ziehen also aus?“ erwiederte diese mit schneller Sammlung und ebenso leichthin.

„Wie Sie sehen. Der Mensch liebt die Veränderung und ich namentlich. Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Dank abzustatten für manche Freundlichkeit, die ich von Ihnen genoß.“

„Ohne Komplimente, Herr Referendar,“ fiel Emilie ein. „Das gilt Doretten eher wie mir.“

„Es wird meine Sache sein, auch Doretten meinen Dank zu bezeugen,“ erwiederte Albert lachend. „Dürfte ich vorerst um die Vergünstigung bitten, mich dem Herrn Inspektor zu empfehlen?“

„Der Vater ist auf dem Büreau. Ich will ihn rufen lassen.“ Emilie öffnete mit diesen Worten die Thüre des Wohnzimmers; allein Albert trat nicht ein.

„Bitte, ohne Umstände,“ sagte er. „Ich werde den Herrn Vater auch auf dem Büreau sprechen können. Leben Sie wohl, Fräulein.“ Er verbeugte sich tief und warf ihr, das Haupt wieder erhebend, einen Blick zu, den sie an ihm noch nicht erfahren hatte. Es war kein Blick des Vorwurfs, noch der Anklage, es war nicht Hohn noch Herausforderung, was darin lag. Es war ein Blick stolzer Ueberlegenheit.

Als er das Haus verließ, stand Emilie hinter der Gardine und sah ihm nach, dann eilte sie hinauf in das leere verlassene Zimmer. Das erste, was ihr Blick suchte, war die Stelle an der Wand, wo die blaue Schleife mit dem Ringe befestigt gewesen war. Die Schleife war fort, aber an dem Messingnagel hing der neusilberne Ring mit dem grünen Stein. Emilie erblaßte und wankte. Alles umher war kahl und aufgeräumt; nichts vergessen, nichts zurückgeblieben; nur diesen Ring hatte man hängen lassen, als stummen Zeugen des Entsagens, der Trennung zweier Herzen. Die Augen des schönen Fräuleins blieben eine Weile starr darauf gerichtet; dann legte sie die Hand auf's Herz und seufzte tief. „Gott weiß,“ sagte sie im Selbstgespräch, „daß ich die Schuld nicht trage.“ Dann schritt sie langsam hinaus, schloß ab und nahm den Schlüssel mit.

Desselben Abends war im Hause des Zollinspektors große Gesellschaft, in welcher Herr von Dippelt mit Familie, und vor allem Herr Schleich nicht fehlten. Herr von Goes war auch erschienen. Es war ein Fahren und Rasseln von Wagen wie bei Hof. Herr Schleich zeigte sich wieder von der glänzendsten Seite und spielte mit Emilie mehrere Stücke auf dem Klavier zum allgemeinsten Beifalle. Einige der anwesenden Damen, namentlich Frau Schraidt, ließen bereits bezügliche Worte fallen, die Herr Schleich mit überaus vergnügtem Zähnefletschen anhörte. Herr von Goes hatte seinen Freund Albert unter den Anwesenden gesucht, und verließ gegen zehn Uhr spät die Gesellschaft. Im Gastzimmer zum Stern fand er ihn an der Seite Mehltretter's und gesellte sich zu beiden. Man scherzte, trank und lachte bis spät in die Nacht. Da befahl Herr von Goes, seine Pferde einzuschirren. Es war ein Uhr vorüber. Mehltretter hatte sich fortgemacht und nur Albert und Herr von Goes standen noch im Zimmer; ersterer seinen Wagen erwartend, letzterer ein Glas Punsch trinkend.

„Sie wohnen jetzt hier?“ frug Herr von Goes.

„Zu dienen,“ sagte Albert.

„Seit heute?“

„Seit heute.“

„Ich wäre nicht hierher gezogen.“

Digitized by Google

„Ansichten."

„Albert, Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine."

„Herr von Goes, Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine."

„Man spricht viel in letzterer Zeit von Ihrem Lebenswandel."

„Was ich mir gefallen lassen muß."

Man tadelt Sie sehr."

„Ich rechne nicht auf Beifall."

„Sie schaden sich."

„Bei wem?"

„Bei Allen."

Albert zuckte die Achseln. Herr von Goes schnippte die Asche von seiner Cigarre.

„Man erzählt Ihnen Dinge nach, die mich als Ihren Freund alterirten," sagte er.

„Warum hören Sie zu?"

„Sie sind gereizt, Albert."

„Im Gegentheil; ich war nie kälter."

„Warum wirthschaften Sie so in den Tag hinein, ganz ohne Ueberlegung, gegen Ihren Vortheil?"

„Unsinn."

„Soll ich Ihnen Vorhalt machen?"

„Nicht nöthig. Ich weiß ungefähr, was man Ihnen gesagt haben wird."

„Ich wäre doch begierig."

„Wohlan, Herr von Goes, man hat Ihnen gesagt, ich hätte aus Rache einen Prozeß angefangen, weil mir die Hand von Fräulein Anna von Dippelt versagt worden sei."

„Trifft zu."

„Man hat Ihnen ferner gesagt, ich hätte mich der früheren Lust am Nachtschwärmen ergeben, und schwatzte beim Glase Wein von den Gunstbezeugungen einer jungen Dame, gäbe ihren Namen preis und simulirte ein Verhältniß mit ihr, um jene Blume zu vertuschen."

„Vollkommen richtig."

„Man sagte Ihnen, ich würfe meinen letzten Thaler hinaus, ließe mich von Mehltretter an der Nase führen, und verfeinde mich grundlos mit Allen, die mir wohl wollten, beleidigte frecher Weise ruhige Bürger dieser Stadt und verschmähte es, den Eingebungen der Vernunft zu folgen; ich sei eigensinnig, boshaft, ein Abenteurer und Ränkemacher, der nirgends gut thue, sich mit Niemand vertrage."

„Ganz recht. Und woher wissen Sie das so genau?"

„Mir sagten es meine Ahnungen und die Mienen derer, die mich umgeben. Schon als Sie kamen, Herr von Goes, wußte ich, was Sie wollten."

„Und Sie fühlen sich ganz ohne Schuld?"

„Ich weiß Ihnen darauf keine Antwort zu geben. Ein anders Mal, Herr von Goes; Ihr Wagen ist da und ich bin schläfrig."

„Noch Eins, Sie kluger Mensch, der Sie in den Mienen lesen. Das riethen Sie doch nicht."

„Vielleicht doch, allein ich will es nicht errathen."

„Nun denn! Der Zollinspektor hat Ihr Zimmer von Herrn Seligmann Fürth gemiethet. Fräulein Emilie ließ es heute Nachmittag auskehren und fand, daß Sie etwas mitzunehmen vergessen hätten; hier ist der Gegenstand."

Herr von Goes überreichte dem Referendar ein Papier, in welches, wie dieser sogleich fühlte, der Ring eingeschlagen war.

„Auf Wiedersehen, Herr von Wingefeld, und besseres Verständniß!" sagte Herr von Goes und war rasch draußen."

Albert steckte den Ring ein; ein Schimmer von Freude überflog seine Züge. Aber nur auf einen Augenblick. Dann trank er ruhig sein Glas aus und suchte sein Zimmer auf.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Eine solide Geschäftsbasis.) In New-York hat sich eine Aktiengesellschaft gebildet, um Stelzfüße und künstliche Gliedmaßen zu fabriziren. Es ist interessant zu sehen, wie die Leiter des Unternehmens die Aktien poussiren. Eine jede gelieferte Schlacht bringt natürlich eine Hausse der Aktien hervor und ein Journal in Boston enthielt neulich die Reklame: „Die Bestellungen auf künstliche Arme allein, welche die Gesellschaft bis jetzt empfangen hat, werden mindestens zwei Monate zur Fabrikation erfordern. Solche Thatsachen beweisen hinlänglich, auf welch' solider Basis das neue Unternehmen gegründet ist." Ja wohl, eine solide Basis, denn das Schlachten dauert dort in einem Maßstabe fort, der dieser sonderbaren Fabrik einen großen Erfolg verheißt.

Böse Schuldner. Die Herren Schuhmacher- und Schneidermeister in Nürnberg haben ein schwarzes Buch angelegt, worin die leichtsinnigen und schlechten Schuldner eingetragen werden, behufs gemeinsamer Kenntnißnahme und Warnung.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 91.** Freitag, 29. Juli **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Lange zögerte der alte Mann mit der Antwort, mehrere Mal setzte er an, aber die Stimme versagte ihm. „Ja, Du bist mein Sohn," keuchte er endlich mühsam, „sonst könnte ich nicht diesen Schmerz hier fühlen, den mir Dein Undank verursacht."

Ein namenloses Mitleiden ergriff den Jüngling, als er den unglücklichen Vater mit abgebrochenem Schluchzen auf sein Herz deuten sah. „O, mein lieber, lieber Vater!" rief er selbst weinend und schloß seinen widerstrebenden Vater eng in seine Arme, „in Ihren Händen liegt es, alle Schicksale zu sühnen, sich selbst und uns Alle zu Glücklichen zu machen, wenn Sie Ihren Haß gegen Ihren vermeintlichen Feind mildern und mir gestatten wollten, Ihnen sein Kind als Tochter an's Herz zu legen. Alles Weh, das Sie erduldet haben, wird Sie dieses Mädchen vergessen lehren; sie sieht ihrer Mutter, die Ihnen einst theuer war, ähnlich, und die Tochter wird an Ihnen gut machen, was die Mutter an Ihnen verbrach, um Ihren Sohn zu beglücken."

„Hinweg!" rief der alte Mann heftig und suchte sich aus den Armen seines Sohnes zu befreien, „ich habe Dich aus meinem Herzen gerissen und nur, wenn Du die Tochter meines Feindes verlässest, werde ich versuchen, Dich wieder einzusetzen, aber außerdem nie, nie, so wahr —"

Romeo schloß dem Aufgeregten mit einem Kuß den Mund. „Fluchen Sie nicht, Sie möchten sich selbst fluchen!" rief Romeo leidenschaftlich; aber plötzlich ward er wieder ernst und ruhig und stand auf. „Also Sie stoßen Ihren Sohn, den Sie um eines ungerechten Argwohns willen elternlos in die Fremde warfen, aus Ihrem Haus, weil er der Stimme seines Herzens zu gehorchen wagte, die ihm befiehlt, ein engelreines Wesen zu lieben, das ganz allein im Stande ist, Sie und alle Diejenigen glücklich zu machen, die Ihr Verschulden unglücklich gemacht hat?"

„Ja, das will ich, das will ich!" schrie der Alte außer sich. „Wenn Du wüßtest, was ich erlitten habe, — aber nein, nein! schlag' Dich zu meinen Feinden, hilf der ganzen Welt Steine nach einem unglücklichen, siechen Mann werfen, aber wage nicht, mir jemals wieder vor die Augen zu kommen. Habe so viel Mitleiden mit dem elenden Vater und verlaß mich auf der Stelle. Zwinge mich nicht zu einem Verbrechen, das mich in ewige Verdammniß stürzen müßte!" Die Hände des alten Mannes zuckten nach einer Pistole, die auf dem Tische lag.

„Ich gehe," sagte Romeo und ein tiefer Schmerz bebte durch seine Stimme, „aber ich gehe als der einzige Mensch, der Ihren Zustand kennt und tief bemitleidet. Ich lege mir die Verpflichtung auf, für die Heilung Ihrer kranken Seele zu sorgen. — Du aber," rief er dem Buckeligen zu, der sich von dem Sturz erholt hatte und seinen blutigen Mund wischte, „wage nicht, mir zu begegnen." Der Blick, der diese Worte begleitete, sagte dem zitternden Gottlieb, was er in diesem Fall zu erwarten habe, und er zog sich ängstlich einen Schritt zurück. Mit einem Blick voll innigen Mitleids auf seinen Vater, der sich schützend vor seinen Famulus stellte, um ihn gegen einen neuen Anfall des jungen Mannes zu vertheidigen, ging Romeo zur Thüre hinaus und stieg die dunkle Treppe hinunter.

Drunten öffnete er das Thor mit dem Schlüssel, der nicht abgezogen war, und wandte dem Vaterhaus den Rücken. Als er wenige Schritte gegangen war, hörte er, daß das Thor wieder zugeschlossen wurde. Mit kummervollem Herzen ging er nach der Stadt, und derselbe Wald, der in seiner zau-

berischen Beleuchtung und seiner heiligen Stille seiner Seele vor einer Stunde so wohl gethan, erschien seinem betrübten Gemüth jetzt unheimlich und trostlos in seinem geisterhaften Schweigen. Erst als er die schwarzen Tannen wieder sah, durch deren dunkles Geäste der Mond blickte, sah er ein Gleichniß seiner Liebe darin und er legte sich ins weiche Moos unter ihren Schatten. Der Harzduft, das Schweigen, seine Müdigkeit besiegten endlich seine aufgeregten Gedanken und warfen ihn einem festen Schlaf in die Arme, aus welchem ihn erst die Sonne weckte. —

Den Bemühungen des Doktors Schneidler war es gelungen, den verwundeten Herz so weit herzustellen, daß er stundenweise das Bett verlassen und die Frühlingssonne genießen konnte, die warm und hell auf das Laub einer hohen Epheuwand fiel, welche den Erker von dem übrigen Theil des Zimmers abschloß. Es war eine sinnige Erfindung Juliens, die ihrem Vater dadurch einen kleinen Ersatz zu verschaffen suchte für das prangende Waldgrün, welches Herz so sehr liebte und nun entbehren mußte. Hier saß der Genesende eines Morgens und hatte eine Lage Papier vor sich, das er mit zitternder Feder beschrieb. Die Spuren der schweren Krankheit waren seiner gebeugten Gestalt aufgeprägt. Seine bleichen Wangen waren eingefallen, seine Augen matt, seine Stimme schwach. Der Doktor hatte ihm die Mittheilung gemacht, daß sein Zustand zwar eine vollkommene Heilung verspreche, aber nur unter der Bedingung, daß er die Anstrengungen des Theaters meide, welchen sein geschwächter Organismus auf die Dauer nicht mehr gewachsen sei. War es diese, für den begeisterten Jünger Melpomene's trostlose Aussicht, die einen Schatten des Unmuths auf sein edles Gesicht warf, oder rührte seine Verstimmung von dem Inhalt der Zeilen her, die er sinnend und oft innehaltend auf das Papier schrieb? Es schien Beides zu sein.

In der Sophaecke saß Julie und drückte einen kleinen schwarzen Wachtelhund an sich, der wedelnd mit spiellustigen Augen seiner schönen Herrin ins Gesicht blickte und die Träumende dann und wann mit kurzem, ungeduldigem Gebell aufzumuntern suchte. Julie war heute wenig gestimmt für die Liebkosungen ihres kleinen Freundes, mit welchem sie sonst so anmuthig zu spielen wußte. Sie hatte ihre Augen auf die beiden Gemälde gerichtet, die, von verwelkten Sträußen umkränzt, ihre Eltern darstellten. Das Jugendbild ihres Vaters schien schöne Ideenassociationen in ihr wachzurufen. Ihr sinnendes Auge weilte in der Ferne und manchmal schwebte ein glückseliges Lächeln um ihre rosigen Lippen. Sie hatte nicht bemerkt, daß ihr der Hund das lose um den Kopf geknüpfte Seidentuch herabgezogen hatte und ihr die braunen Flechten aufgelöst die runden, rosigen Schultern küßten. Ihre zarten Finger waren im Gefühl, etwas zu halten, grifflich zusammengespitzt, aber das Zeitungsblatt, welches sie gehalten hatten, war ihnen entsunken und lag auf dem Teppich. Ein Sonnenstrahl, der durch das Epheugitter fiel, zitterte auf dem Papier und beleuchtete ein Sonett mit der Ueberschrift: „Romeo und Julie".

Wer weiß, wie lange die Stille im Zimmer, die durch nichts gestört wurde, als durch das leise Schwirren der Schreibfeder, noch gedauert hätte, wenn nicht der kleine Hund seine kühnen Angriffe, nachdem sie den Kopfputz beseitigt, zuletzt auf die glänzenden Flechten ausgedehnt hätte, die er so lange mit der Pfote hin- und herbewegte, bis sich eine Kralle darin verfing.

„Molly, wie ungezogen bist du heute!" rief das Mädchen aus ihrem Sinnen auffahrend und versetzte dem wedelnden Störenfried einen sanften Schlag, den aber der Hund als eine endliche Aufforderung zum Spielen ansah und mit lustigem Bellen beantwortete. Dafür aber hatte Julie heute keinen Sinn. Sie zog die niedergesunkene Mantille herauf um den schimmernden Nacken. Sie hob das Blatt vom Boden auf, erröthete und las ganz leise die Ueberschrift des Gedichtes. Dann trat sie hinter die Epheuwand und legte ihre kleine weiche Hand auf die Schulter ihres Vaters.

„Was hast Du, Julie?" fragte Herz, ohne vom Papier aufzublicken, über welchem er sinnend die Feder schwebend hielt.

„Du hast vorhin die Zeilung haben wollen, Väterchen," sagte das Mädchen und neigte sich über die Schulter des Schreibenden.

„Ja so, die Zeitung," sagte der alte Schauspieler, während er eifrig einen Satz zu Ende brachte. Dann spritzte er die Feder aus, überlas das Geschriebene nochmals bedächtig und wandte dann seinen Kopf nach der Tochter um, die erröthend das Blatt in den Händen hielt.

„Nun, laß 'mal sehen," sagte er freundlich, „wie diese Söhne des Parnasses Eueren Triumph besungen haben."

Julie reichte ihm schüchtern das Blatt und verbarg ihr erröthendes Gesicht an seiner Schulter, während er las:

**Romeo und Julie.**

**Von Liebesglück und von Begeist'rung trunken,**
**Von Maienduft und Nachtigallenklagen,**
**Auf seines Schaffens Priestersitz getragen,**

In seinem Auge einen Himmelsfunken,
Der seinem Geist auf grünen Myrthenauen
Beleuchtete zwei göttliche Gestalten
In erster Liebe heiligem Entfalten,
Stand Shakespeare einst in gottbeseeltem Schauen
Die Beiden, die der Dichterfürst gesehen
In jener Stunde schauerndem Entzücken,
In Jugendanmuth liebeglühend stehen, —
Wir sahen sie vor unsern trunknen Blicken
Der Liebe heilig Opferfest begehen,
Uns Sterbliche mit Götterkost beglücken.

Dr. Ernst.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Mehrere Wochen waren vergangen, als die Stadt Hattenheim durch zwei rasch auf einander folgende Ereignisse in Bewegung versetzt wurde. Eines dunklen Abends waren nämlich dem Herrn v. Dippelt, welcher mit seinem Wagen am Gasthause zum Storch hielt, die Zugriemen der Pferde und mehrere andere Geschirrriemen durchgeschnitten worden. Tags darauf hatte der Kutscher des Herrn von Dippelt den Kaspar Mosemann auf offener Straße dieses Vergehens bezüchtigt, wofür ihn dieser, unter Zulauf vieler Menschen, durchprügelte. Kaspar Mosemann wurde in Folge dessen sowohl des ersten als des zweiten Vergehens angeklagt und vor Gericht gestellt. Ueberall sprachen die Leute von diesen Vorfällen. Herr Schraidt, Herr von Dippelt und der Storchwirth ließen hie und da bedenkliche Worte fallen von Anstiftung und Rache. Auf den 1. Mai war die Sitzung über den Fall anberaumt. Ein zahlreiches Publikum hatte sich vor den Schranken eingefunden, hinter denen das Gericht, der Angeklagte, die Advokaten Schleich und Mehltretter und die Zeugen saßen.

Die Verhandlung wurde eröffnet: der vorsitzende Landrichter ertheilte der Staatsbehörde das Wort zum Antrag.

Da erhob sich der Advokat Schleich mit einem Papier in der Hand, das er dem Gerichte übergab. „Ich bin für den verhinderten Ankläger substituirt," sagte er mit seiner klanglosen Stimme.

Der Advokat Mehltretter überreichte hierauf dem protokollirenden Sekretär ebenfalls ein Papier: „Und ich," sagte er, „bin von dem Angeklagten bevollmächtigt, ihm zu assistiren. In dieser Eigenschaft frage ich, worauf diese Verhinderung der ordnungsmäßigen Staatsbehörde beruht, indem ich sie lebhaft bezweifle."

Der Landrichter entgegnete, daß dieser Zweifel unerheblich sei.

„Nun denn," fuhr Mehltretter fort, „so protestire ich gegen die Zulässigkeit des Herrn Substituten. Ein Civiladvokat kann die Staatsbehörde nicht vertreten. Das ist unerhört."

Der Landrichter besann sich einen Augenblick und entschied sich dann dahin, daß Schleich gleichwohl zur Vertretung des öffentlichen Anklägers befugt erscheine.

Der Angeklagte erhob sich nunmehr: „Herr Landrichter, ich bitte auch einmal um's Wort."

„Nun? Was wollen Sie?" frug der Vorsitzende.

„Ich verlange," sagte Mosemann, halb zum Publikum gewendet, das mit großer Spannung dem Gange der Verhandlungen folgte, „ich verlange, daß mir der Prokurator Schleich erst Rechnung stellt über den Prozeß, den er meiner Mutter verloren hat, wodurch ich um mein Häuschen und mein Gärtchen gekommen bin, was 700 Gulden werth war, und das ihr der Herr Hayum Rosenbaum abprozeßt hat, bei dem der Herr Prokurator Schleich eben wohnt."

„Das gehört nicht hierher," bemerkte der Landrichter.

„Ja, dann gehört aber der Herr Prokurator auch nicht hierher," erwiederte Mosemann, keck gemacht durch die unverhohlene Theilnahme der Zuhörerschaft. „Er hat meiner armen Mutter, die auf dem Strohsack gestorben ist, weiß gemacht, der Prozeß könne nicht verloren gehen, und dann hat er 80 Gulden Unkosten eingesteckt und ihr das Häuschen über'm Kopf verkaufen lassen. Seh'n Sie, Herr Landrichter, das schreit zu Gott; und jetzt will mich der Mann hier ungerecht anklagen? Das ist im ganzen Königreich noch nicht erlebt. Seh'n Sie, Herr Landrichter, ich bin ein alter Soldat, ich sag's grad' heraus, nehmen Sie mir's nicht übel."

Das Publikum gerieth während dieser Auseinandersetzung in eine wogende Aufregung. Man hörte Zurufe. Zum Theil galten sie dem kühnen Redner, zum Theil dem Substituten des Anklägers, welcher vor Verlegenheit bereits schwitzte. Der gemeine Mann hat stets den richtigen Instinkt. Keine Seele unter den versammelten Unbetheiligten glaubte an ein Verschulden des Angeklagten.

„Ich muß mir Ruhe ausbitten," rief der Landrichter mit einem warnenden Blick auf die Menge. „Und Sie, Mosemann, haben dergleichen ungehöriges Vorbringen wegzulassen. Hier ist der Ort nicht zu solchen Beschwerden."

Digitized by Google

Advokat Mehltretter hatte seinem beredten Klienten bereits einen Wink gegeben, zu schweigen, und bot mit triumphirender Miene dem schwitzenden Substituten des Anklägers die Dose. Dieser dankte mit halb verlegener, halb wüthender Geberde und formulirte sodann seine Anklage, welche auf boshafte Beschädigung fremden Eigenthums und Mißhandlung lautete. Alsdann schritt der Landrichter zur Vernehmung des Angeklagten:

„Sie heißen Kaspar Mosemann?" frug er.

„Allemal, Herr Landrichter. Kaspar Friedrich Mosemann."

„Wie alt sind Sie?"

„Ja, das muß ich erst zusammenrechnen, Herr Landrichter. Sehen Sie, ich bin gerade auf die Welt gekommen, wie dem Herrn Schraidt sein Schwager mit noch ein paar Anderen den italienischen General um's Leben gebracht und ihm das Geld abgenommen haben."

Im Publikum rief es deutlich: Bravo! Der anwesende Herr Schraidt verschwand, wie durch Zaubergewalt hinausgetrieben. Zum Glücke hatte er nahe bei der Thüre gestanden. Der Landrichter ermahnte nochmals ernstlich zur Ruhe und forderte den Angeklagten auf, bestimmtere Antworten zu geben.

„Es muß 1813 gewesen sein," meinte Mehltretter, sich ins Mittel legend. „Es ist das Jahr 1813, denn damals ereignete sich allerdings diese bis heute nicht ganz aufgeklärte Mordthat."

„Ja, ja, 1813," bestätigte Mosemann."

„Sonach sind Sie 42 Jahre alt," bemerkte der Landrichter.

„Meinetwegen, ja."

„Haben Sie Vermögen?"

„Wenn der Prokurator Schleich mich nicht drum prozeßt hätte —"

„Genug, genug!" eiferte der Vorsitzende. „Lassen Sie das jetzt bei Seite."

„Zu Befehl, Herr Landrichter."

„Welches Geschäft treiben Sie?"

„Ich bin Hausknecht im Stern oder Taglöhner, wie Sie wollen, Herr Landrichter."

„Evangelisch?"

„Ja."

„Sind Sie schon einmal gestraft?"

„Ja wohl! Ich habe zum Storchwirth einmal gesagt, sein Vater hätte den Schinderhannes beherbergt, da gaben sie mir 2 Tage Arrest, obgleich es wahr ist. Das bezeugen tausend Menschen."

In diesem Augenblicke gab es ein Gedränge nach der Thüre hin. Es war der Storchwirth, welcher aus Furcht, es könne noch besser kommen, entfloh. Die Menge lachte murmelnd. Mehltretter nahm im Uebermaß des Entzückens eine geräuschvolle Prise und schlenkerte das gelbseidene Taschentuch wie eine Siegesfahne. Dann sah er sich mit überlegenem Räuspern um.

„Sonst also nicht?" frug der Landrichter.

„Nein, mein Lebtag nicht."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Die ächten Kastanien, wie sie in der Rheinpfalz und im Herzogthum Nassau, namentlich bei Wiesbaden, im Großen geerntet werden, liefern unter allen Kaffeesurrogaten das beste. Die Früchte werden zu dem Zwecke auf einem Ofen oder in einem Backofen gedörrt, ausgehülst, gröblich zerstoßen, dunkelbraun geröstet und, kalt geworden, wie gewöhnlicher Kaffee gemahlen und gekocht. Man spart dabei den Zucker, weil dieses Surrogat ohnehin schon süß schmeckt. Dazu soll Geruch und Geschmack bis zur Täuschung dem eingeführten Kaffee gleichkommen.

(Ein Konkurrent der Dampfmaschine.) In Frankreich ist eine Luftmaschine erfunden worden, die, wenn sie sich bewährt, der Dampfmaschine bedeutende Konkurrenz bereiten wird, da bei ihr eine Ersparniß von ca. 75 % an Brennstoff gegen die Dampfmaschine möglich und das System auf alle Größen anwendbar ist. In Paris ist eine Mustermaschine von 80 Pferdekraft aufgestellt und es hat sich eine Gesellschaft mit einem Kapital von 4,000,000 Frcs. gebildet, welche diese Erfindung ausbeuten wird.

(Beste Reklame.) Aus Bad Ems wird geschrieben: Die Familie eines hiesigen Bademeisters hat in einem Jahre einen Zuwachs von fünf, sage fünf Knaben, erhalten. Die Frau Bademeisterin gebar im Januar Drillinge, im Dezember Zwillinge, wovon einer den Kaiser von Rußland zum Gevatter hat. An diesem übermäßigen Segen des Himmels mögen die berühmten Emser Quellen, resp. das sog. Badenbad, nicht ohne Einfluß sein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Sonntag, 31. Juli 1864.


## Vor dreißig Jahren!

(Auf der Kirkeler Schloßruine.)

Vor dreißig Jahren über diesen Steg
Wie gern auf wildverwachs'nem Felsenweg,
Zog ich hinauf ins graue Burggetrümmer;
Da sucht' ich Nüsse mir vom Haselstrauch,
Wand Strauß um Strauß und sang ein Lied wohl auch,
Und kehrte heim erst mit dem Abendschimmer.

Ja damals, damals! jung mein Herz und Haupt,
Und schon der Kranz, der meine Stirn umlaubt,
Drin kein Gedanke, daß er welken werde.
O wie voll stillbeglückter Fröhlichkeit,
Voll Scherz und Lust ist doch die Jugendzeit,
Und doch voll Sehnsucht nach dem Glück der Erde!

Noch wie vor dreißig Jahren hoch und fest
Vom Berge ragt des alten Thurmes Rest,
Und ich, wie damals, hab' den Steg beschritten;
Morsch ist er nun, ich lehne mich an ihn,
Ich schaue sinnend auf das Dörfchen hin,
Friedlich gelagert unter meinen Tritten.

Noch wie vor dreißig Jahren kreist der Weih
Hoch überm dunkeln Wald mit wildem Schrei,
Des Mühlrads fernes Rauschen tönt dazwischen —
Dort auch die alten Buchen Stamm bei Stamm
Herüberragend von dem Bergeskamm,
Und hier das Burgthor unter Eibenbüschen.

Auch dieser Baum noch! als ein junges Blut
Schnitt ich einst einen Namen scharf und gut,
Mir schien er ein Gedicht, in seine Rinde.
Verwachsen Alles, rauh der Stamm und alt,
Zerfurcht auch wohl, von manches Sturms Gewalt,
Doch noch, wie damals, blüht die hohe Linde.

O meinem Herzen gleichst du, stolzer Baum,
Es blüht noch fort, obgleich sein Frühlingstraum
Mit allem Zauber längst dahin geschwunden.
Das Leben schnitt hinein manch scharfen Zug,
Doch scheint mir jeder schon vernarbt genug
Und auch verwachsen, wie des Baumes Wunden.

Blieskastel.

## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Nun, das nenn' ich eine Begeisterung, diesen Pindarschwung hätte ich dem trockenen Doktor Ernst nicht zugetraut," sagte Herz lächelnd, „und hier eine Kritik vom Professor Geißler. Laß doch 'mal sehen."

B..., den 23. April 18.. Romeo und Julie von Shakespeare. Die Kritik würde Gefahr laufen, zur Ode zu werden, wenn wir sie an dieser idealen Vorstellung üben wollten. Unseres Dafürhaltens ist des größten Dramatikers Geburtstag nie würdiger gefeiert worden. Wäre der Dichterkönig selbst zugegen gewesen, er hätte in den beiden Darstellern Romeo's und der Julie — Herrn Rudolph Zöllner und Fräulein Julie Weißmann — sein Ideal verwirklichen sehen. Die Begeisterung der beiden Künstler theilte sich auch den Darstellern der übrigen Rollen mit und sie spielten ohne Ausnahme vortrefflich, wenn uns anders die wunderbare Kunst der Helden für die Mängel der untergeordneten Darsteller nicht blind gemacht hat. Wir dürfen unsere von der dramatischen Muse besonders begnadete Stadt glücklich preisen, solche Künstler in ihren Mauern zu haben. Sie werden ihr bald den Neid des Auslandes zuziehen. C. Geißler.

„Zum ersten Mal hat dieser bittere Geißler seinen Namen Lügen gestraft!" rief Herz, als er die Rezension wohlbedächtig überlesen. „Er hat mir damals sogar meinen Macbeth durchgehechelt. In der That, wir alten Veteranen müssen auf Euch

junge Emporkömmlinge eiferſüchtig werden.“ — Abermals ſah er in das Blatt: „ſein Ideal verwirklicht geſehen. Ja, ich ſagte es, dieſer Kumpel iſt kein Romeo, ich ſagte Dir das gleich, Kind, als er mich damals beſuchte, Du wirſt Dich erinnern, Julchen?“

„Wie dankbar bin ich Romeo, daß er mich von dem Zudringlichen befreit hat,“ flüſterte Julie vor ſich hin.

„Wie ſo befreit?“ fragte Herz, indem er plötzlich zu ſeiner Tochter aufſah, die ſeinen Hals umſchlungen hielt.

„Er hatte mich beleidigt,“ ſagte das Mädchen leiſe, „und da forderte er ihn.“

„Wer, er?“ fragte Herz muthwillig und zog die Erröthende auf ſeinen Schooß.

„Nun, Romeo,“ verſetzte ſie verwirrt, „Zöllner forderte ihn heraus.“

„Und ſie ſchlugen ſich Beide?“ fragte ihr Vater.

„Nein, ſie ſchlugen ſich nicht,“ erwiederte Julie und athmete erleichtert auf; „dieſer häßliche Kumpel nahm die Flucht vor ihm,“ ſetzte ſie ganz leiſe hinzu und lächelte.

„Nun, ich hoffe, er wird ſich 'mal bei uns ſehen laſſen,“ ſagte ihr Vater zuverſichtlich und küßte ſeine Tochter auf die weiße Stirn.

„Er wird es gewiß thun, wenn Du ihn gern ſiehſt,“ betheuerte Julie eifrig — plötzlich ſchien ihr der Gedanke zu kommen, daß ſie einen kleinen Verrath an einem ſüßen Geheimniß begangen, ſie ſchwieg hoch erröthend ſtill und ſtrich ſich die wirren Haare aus der Stirn.

Herz aber bemerkte ihre roſige Verlegenheit nicht. Er hatte den Kopf in die Hände gelegt und ſah unmuthig, faſt finſter auf das beſchriebene Blatt. Seine andere hielt diejenige ſeiner Tochter gefaßt und dieſe fühlte ſeine Finger zuweilen leiſe zucken.

Beſorgt ſah Julie ihrem Vater ins Geſicht und ſchmiegte ſich zärtlich an ſeine Bruſt.

„Was iſt Dir, Väterchen?“ fragte ſie ängſtlich und ſuchte ihm liebevoll ins Auge zu ſehen.

Herz zog ſie dicht an ſich. „Wir werden nicht lange mehr hier bleiben, mein Kind,“ ſagte er traurig.

„Wie meinſt Du das?“ ſagte Julie erbleichend und ſah ihrem Vater ins Geſicht. „Warum willſt Du weg von hier, wo wir ſo viel gute Freunde haben? Haſt Du nicht ſelbſt geſagt, hier würdeſt Du vielleicht wieder ganz glücklich werden?“

„Vielleicht!“ wiederholte Herz trübe. „Aber dieſes „Vielleicht“ iſt zur Unmöglichkeit geworden. Ein ſchweres, ſchweres Schickſal liegt auf Deinem unglücklichen Vater und auf Dir, mein armes Kind. Wir ſind von zwei grauſamen Feinden verfolgt, die unſer Glück, wenn es aufkeimen will, in den Staub treten werden. Am allerwenigſten iſt unſeres Bleibens hier. Ich würde hier weder Deines Ruhmes, noch des Ruhmes jenes jungen Mannes, an dem ich herzlichen Antheil nehme, mich freuen können, denn ich müßte das Theater fliehen. Der Gedanke, nie und nimmermehr meiner Kunſt, von der mich ein entſetzliches Schickſal ſo lang getrennt hat, angehören zu dürfen, würde mich angeſichts Deiner Leiſtungen, zu welchen ich Dich ausgebildet, die zu ſtützen und zu heben als Mitwirkender mein höchſter Wunſch war, zur Verzweiflung bringen. Ich müßte jenem unſeligen Knaben, deſſen tückiſches Meſſer meinen Lebensnerv durchſchnitten hat, wenn ich ihn zufällig im Theater fände, den Schädel einſchlagen.“

Der alte Schauſpieler hatte dieſe Worte leidenſchaftlich vor ſich hingeredet, er ließ ſein Kind von den Knieen gleiten und ſprang heftig auf.

„O mein lieber Vater,“ flehte das Mädchen und ſchmiegte ſich ängſtlich an den Aufgeregten, „Du mußt dieſe Dinge nicht ſo bedenken. Glaube mir, ich werde Dir Dein Schickſal verſüßen können und unſere Feinde werden uns nichts mehr anhaben können, wenn ſie erſt ſehen, wie viele wackere Menſchen ſich unſerer annehmen. Nein, nein,“ fuhr ſie ſchmeichelnder fort, als ſich Herz aus ihren Armen zu winden ſuchte, „ich laſſe Dich nicht, bis Du mir verſprichſt, Dich nicht mehr aufzuregen. Hat der Doktor doch Ruhe befohlen, wenn Du wieder geneſen wollteſt, ach! und was ſollte aus Deinem Kinde werden, wenn Du nicht mehr wärſt!“ In den ſanften Augen des Mädchens glänzte eine Thräne und ſie ſah bittend und mit einem zärtlichen Vorwurf in den Blicken zu ihm auf.

„Ja, Du haſt Recht, mein gutes Kind,“ ſagte Herz weich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn; „wohl haſt Du Deinen Vater noch nöthig! Unſere Kunſt, ſo göttlich ſie iſt, hat dennoch mit den Verſuchungen der ſchmutzigen Wirklichkeit zu kämpfen, und es gehört eine heilige Begeiſterung und ein ſtarker Wille dazu, ſich frei und rein zu halten. Aber dieſe Stadt müſſen wir verlaſſen, ſobald ich geneſen bin.“

Er blätterte bei dieſen Worten in den vollgeſchriebenen Papieren und ein bitterer Schmerz zuckte um ſeinen ſchönen Mund.

„Ach, dieſes Schreiben greift Dich ſo ſehr an, verſchieb' es doch, bis Du geſund biſt, thu' mir's zu Gefallen, Väterchen,“ ſchmeichelte das liebliche Mädchen und wollte ihm ſanft das Papier aus der Hand nehmen.

Herz ſchüttelte den Kopf. „Es iſt meine Rechtfertigung, die ich meinem Widerſacher vor meiner

Abreise überschicken will," sagte er bestimmt. „Ich will mich nicht wie ein bestrafter Sünder aus seiner Nähe schleichen; nein, das himmelschreiende Unrecht, das er auf Lebende und Todte gehäuft, womit er sein eigen Blut befleckt, soll ihm die Geschichte meiner Schicksale und Absichten in so hellem Lichte vor die Augen bringen, daß er erschrecken soll. Dann aber mag er sich hüten sammt seinem Sohn, mir je wieder vor's Angesicht zu kommen."

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Die Akten, aus denen der Sekretär nunmehr die früheren Strafen des Angeklagten vortrug, ergaben in der That nichts weiteres als die angeführten zwei Tage Gefängniß wegen Beleidigung.

„Mit Herrn von Dippelt sind Sie wohl nicht verwandt. Ich muß Sie jedoch deßhalb fragen," bemerkte der Landrichter.

„Mein Herr, der Referendar von Wingefeld ist mit ihm verwandt, und da ich dem die Stiefel wichse, so weiß ich nicht, ob das eine Verwandtschaft ist, wiewohl mein Herr von der Familie von Dippelt nichts wissen will."

Das Publikum ließ ein beifälliges Gemurmel hören. Herr von Dippelt, der bei den Zeugen auf einem Lehnstuhle saß, erhob sich zornmüthig und sprach: „Herr Landrichter, ich fordere Sie auf, diesem unverschämten Schlingel das Maul zu stopfen. Ich bin Offizier gewesen und dulde solche Reden nicht."

Der Landrichter ermahnte den Angeklagten zu gemäßigter Ausdrucksweise. Da fuhr Mehltretter wie ein Teufel aus einer Verierdose in die Höhe.

„Herr Landrichter, ich bitte meinem Mandanten, als Angeklagten, das Recht der Vertheidigung nicht zu verkümmern. Ich bitte ferner den Herrn Zeugen wegen seines ungehörigen Ausdrucks: „unverschämter Schlingel" in Strafe zu nehmen."

Herr von Dippelt wollte das Wort ergreifen, der Landrichter winkte ihm jedoch zu schweigen. „Ich dächte," sagte er, „wir ließen das auf sich beruhen und führen in der Sache fort."

„Nein! ich protestire!" schrie Mehltretter hitzig.

„Mäßigen wir uns!" warnte ihn der Vorsitzende.

„Wohlan, ich mäßige mich," fuhr der Advokat fort; „allein ich bestehe darauf, daß der Zeuge wegen unbefugten Störens der Verhandlungen und Beleidigung des Angeklagten allerwenigstens eine Rüge erfährt. Wenn nicht, so bitte ich den Herrn Sekretär von meinem Antrage Akt zu nehmen. Das Weitere wird sich dann finden. Alle Anwesenden sind Zeugen dieser Ungebühr."

„Ei was!" schrie Herr von Dippelt, auf die Lehne seines Sessels schlagend. „Was hat mir so ein . . . ."

Der Vorsitzende unterbrach Herrn von Dippelt heftig. „Ruhig! das geht nicht! Sie haben allerdings zuerst gefehlt, Herr Baron, und ich bitte Sie, in Zukunft derartige Invektiven zu unterdrücken. Die Würde des Gerichts duldet das nicht; und Sie, Herr Vertheidiger, wollen sich damit genügen lassen."

„Vollkommen," sagte Mehltretter sehr vergnügt, während Herr von Dippelt vor Zorn und Scham erblaßte. Im Publikum summte und surrte es: „Brav so! Recht so! Pfui, alter Dickbauch! Vorwärts, Mehltretter! Nicht gewankt, Kaspar! Pfui, Schleich! Pfui, Brillenhans!"

Dem Richter erstarben diese Rufe allerdings, da er den Schranken zu ferne saß, allein Herr von Dippelt und die unglückliche Staatsbehörde hörten mehr davon, als ihnen lieb sein konnte.

„Sind Sie mit dem Kutscher des Herrn von Dippelt verwandt, Angeklagter?" war die weitere Frage des Landrichters.

„Mit dem Staches?"

„Ja wohl, Eustachius Falkenhan?"

„Ei, wo denken Sie hin, Herr Landrichter. Wenn der morgen gehenkt würde, so wäre mir's kein Trauerfall."

Diesmal brach das gesammte Publikum in ein schallendes Gelächter aus, in welches sogar der aufwartende Gerichtsdiener, Herr Kinsky, einstimmte. Der Sekretär verbarg seine Heiterkeit im Taschentuche, Herr von Dippelt fluchte in stummer Wuth in sich hinein.

„Lassen Sie diese unnützen Redensarten," mahnte der Landrichter, selbst ein Lächeln bekämpfend. „Es darf durchaus nicht mehr stattfinden. Die Zuhörer sind gebeten, sich ruhig zu verhalten, sonst lasse ich den Saal räumen."

Die Ruhe war augenblicklich hergestellt und der Vorsitzende frug weiter: „Was haben Sie, Angeklagter, auf die erste Anklage, die Beschädigung des Geschirres am Wagen des Herrn von Dippelt betreffend, zu erklären?"

„Ich war's nicht," entgegnete Kaspar ruhig.

„Sie läugnen also?"

„Ei gewiß, Herr Landrichter."

In diesem Augenblicke erhob Herr Schleich seine Stimme: „Ich hätte eine Frage einzuschalten."

„Gut," sagte der Vorsitzende, „reden Sie."

Digitized by Google

„Ich bitte," fuhr Schleich fort, „den Angeklagten zu fragen, wer ihn zu dieser Beschädigung direkt oder indirekt verleitet oder veranlaßt hat."

„Ha, sehr gut, ja," sprach Herr von Dippelt mit beipflichtendem Kopfnicken.

„Ich protestire gegen diese durchaus widersinnige Frage," wandte Mehltretter rasch ein, „denn da mein Klient das Verbrechen ganz in Abrede stellt, so wäre viel vernünftiger zu fragen, wer ihm davon abgerathen habe."

„Diese Frage kann gleichwohl statthaben," entschied der Landrichter. „Also, Angeklagter, was sagen Sie darauf?"

„Ich sage," erwiederte Kaspar, „daß der Prokurator Schleich gern hätte, wenn er den Referendar von Wingefeld, meinen Herrn, da hinein meliren könnte."

„Ich bitte, diese Aeußerung als sehr erheblich gerade so niederzuschreiben," wandte sich Schleich gegen den Sekretär.

„Bemerken Sie zugleich, Herr Sekretär," setzte Mehltretter lächelnd und doppelsinnig hinzu, „daß ich durchaus damit einverstanden bin."

„Wie kommen Sie darauf, Ihren Herrn, den Referendar von Wingefeld, in Beziehung zu dieser Sache zu setzen?" frug der Vorsitzende den Angeklagten.

„Weil ich weiß," sagte Kaspar sehr ruhig, „daß Herr Prokurator Schleich diese Sache über sich genommen hat, um den Herrn von Wingefeld in ein übles Licht zu setzen."

„Hat Ihnen denn Wingefeld etwas gesagt; hat er Sie zu etwas überredet?" frug der Landrichter ausweichend.

„Ich hab' nichts gemacht und mein Herr hat mich zu Nichts angestiftet," sagte Kaspar mit dem Tone der Wahrheit; „aber wenn er mir gesagt hätte, ich möge Einem einmal ordentlich den Rock ausklopfen, so wär's geschehen und ich hätt's nicht verschwiegen vor Gericht. Uebrigens ist Herr von Wingefeld der Mann nicht, der mit solchen Dingen umgeht. Der kennt Gesetz und Recht so gut, wie andere Leute, und vielleicht noch besser, denn er hat mir noch keinen Prozeß verspielt."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Ein Duell per Distanze.) Ein französischer Offizier und ein junger englischer Lord, die sich in Baden-Baden kennen gelernt und vertrauten Umgang mit einander gepflogen hatten, entzweiten sich am Spieltische wegen eines Satzes, den Jeder gemacht zu haben meinte, so heftig, daß es zur Kontrahirung eines Duells kam. Der Offizier, dem als Geforderten die Wahl der Waffe zustand, entschied sich für Pistolen-Duell auf Barrière, und zwar deßhalb, weil er ein ausgezeichneter Schütze war und darum bei dieser Duellart seinem Gegner, der ein schlechtes Auge und nicht die geringste Uebung besaß, bedeutend überlegen sein mußte. Man einigte sich über das Rendezvous, mußte aber den Tag des Duells auf zwei Monate hinausschieben, weil der Offizier von einer unverzäumlichen Dienstpflicht schleunigst abgerufen wurde. Der Engländer begab sich während dieser Zeit nach London, um seine Angelegenheiten zu ordnen. — Als der Tag des Duells angekommen war, fand sich der Offizier mit seinem Sekundanten zur bestimmten Stunde auf dem Platze ein. Der Engländer war nicht da. Dagegen erschien wenige Minuten darauf im gestreckten Galopp ein englischer Reitknecht, warf sich vom Pferde und überreichte dem Offizier einen schwarz versiegelten Brief. Als derselbe eröffnet war, las man Folgendes: „Sehr ehrenwerther Freund und Gegner! Da Sie auf 15 Schritte das As aus der Karte schießen, während ich auf 5 Schritte einen Heuwagen verfehle, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Sie mich bei unserm Duell todtschießen werden. Um nun Ihnen einen etwaigen Gewissensbiß, mir aber die Mühseligkeit der Reise zu ersparen, habe ich in dem Augenblicke, als Sie dies lesen, mich selbst todtgeschossen, womit ich die Ehre habe zu verharren als Ihr treu ergebenster Freund und Gegner Edwin M..." Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß der Engländer Wort gehalten. Er hatte sich genau zu der Stunde des verabredeten Duells durch einen Pistolenschuß in die Brust das Leben genommen.

(Wieder ein Jubiläum.) Die erste deutsche Apotheke hatte im Jahre 1864 die ehemalige freie Reichsstadt Ulm. — Die erste öffentliche Apotheke der Welt errichtete im Jahre 765 der arabische Khalif Almansur zu Bagdad. Es werden demnach nicht nur die Apotheker beider Hemisphären, sondern ganz besonders die deutschen Apotheker am Sylvesterabend des laufenden Jahres bedeutend zu jubiliren haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 93.** Dienstag, 2. August **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Herz sagte das Letzte mit dumpfer, bebender Stimme vor sich hin, dann setzte er sich wieder an den Tisch und schrieb mit zusammengepreßtem Mund und zitternder Hand ernste, gewichtige Worte auf das Papier. Julie sah ihm eine Weile wehmüthig zu und ging dann mit einem schmerzlichen Seufzer in ihr Zimmer, um sich zu einem Gang in die Stadt anzukleiden. Sie ahnte nicht, als sie eine halbe Stunde später an einem versteckten Wirthszimmer — in welchem Gymnasiasten verbotene Zusammenkünfte abzuhalten pflegten — vorüber ging, daß sie von zwei tückischen Gesichtern betrachtet wurde, die vorsichtig hinter dem leise gelüfteten Vorhang eines kleinen Oberlichts hervorlugten.

Diese beiden Gesichter gehörten Niemand anders als dem treuen Gottlieb und dem muthigen Kumpel. Nach ihrer Bekanntschaft im Theater war den beiden Würdigen die Harmonie ihrer Seelen aufgegangen und sie wollten sie hier auf die Probe stellen. Das Aeußere des Schauspielers war indessen so verändert, daß es auch einen aufmerksameren Beobachter hätte täuschen können, als den dicken Kellner, der mit einem freundlichen „Wohl bekomm's, Herr Doktor!" und mit einem unfreundlichen Blick auf den Buckeligen, der am nämlichen Tische saß, aber scheinbar ohne Gemeinschaft mit dem Mimen, eine Flasche Steinberger vor den Buckeligen und eine Flasche Laubenheimer vor den Schauspieler stellte. Kumpel hatte seinen zierlichen Schnurrbart seiner Rache geopfert, die er an dem verhaßten Nebenbuhler nehmen wollte; ebenso die Farbe und Fülle seiner blonden Haare, welche er kurzgeschoren und schwarz gefärbt hatte. Seine Augen verbarg er hinter einer großen blauen Brille, und mußte in Kleidung, Sprache und Benehmen einen **Doctor legens** oder angehenden Professor so trefflich nachzuahmen, daß der Irrthum des dicken Kellners wohl zu verzeihen war. Als dieser das Zimmer verlassen hatte, rückte Gottlieb seinem neuen Freund gegenüber und sah ihn ängstlich an. „Meinen Sie, daß wir hier sicher sind, liebster Herr Kumpel —"

„Doktor Rau, wenn ich bitten darf, **amice,**" unterbrach ihn der Verkleidete und warf einen flüchtigen Blick nach der Thüre. „Wir sind hier so sicher wie in Abrahams Schooß, mein würdiger Aesop," setzte er dann ruhig hinzu und schenkte die grünen Römer voll. „Der krausköpfige Doppel-Romeo sitzt in kühler Ruhe bei dem alten Sünder, dem Direktor, wo sich die spröde Julie auch hinbemühen wird. **Bibamus**, Brüdertein! Auf unseres Feindes Untergang und schmähliches Ende!"

Mit unheimlichem Grinsen griff der Buckelige nach seinem Glas und ließ es leise an dem seines Nachbars klirren. „Ich muß noch viele Gläser Wein trinken," sagte er, indem er das leere Glas hinstellte, und verzog seinen lippenlosen Mund zu einem höhnischen Lächeln, „bis ich das Blut wieder habe, das er mir gestern Abend aus dem Hals geschüttet hat."

„Du sollst alle die Gläser austrinken, die er nicht mehr trinken soll," erwiederte der Doktor Rau, während er wieder einschenkte. „So," fuhr er fort und schob seinem Nachbar das Glas zu, „nun laß uns bei diesem Glas erwägen, wie wir die Rolle des Fatums bei diesem Romeo-Romeo spielen können. Wie wär's, wenn ich ihm eines schönen Abends auspaßte, wenn er von seiner Dulcinea kommt und dann ihn auf italienische Manier ins Elysium schickte?"

Gottlieb sah seinen Nachbar blinzelnd an, hob dann den Arm und führte einen Stoß in die Luft, worauf er einen fragenden Blick auf den Doktor heftete, den er mit einem geringschätzigen Lächeln begleitete. Dieser nickte und gab den fragenden Blick zurück.

„Das ist zu theatralisch," meinte Gottlieb verächtlich, „zu unsicher und zu gefährlich."

„Ein anderes Glas," sagte der Doktor und füllte zum dritten Mal die geleerten Gläser. „Wie wär's, wenn wir den alten Herz benachrichtigten, daß derselbe Kerl, der sein Herz treffen wollte und nicht traf, nun das seiner Tochter getroffen; was für einen Effekt würde das machen?"

Der Buckelige hob bedächtig den Römer an die Lippen und heftete, während er die goldene Flüssigkeit einschlürfte, die Blicke nachdenkend auf den Tisch. „Das ist bald ermittelt," sagte er, indem er sich den Mund abwischte. „Sobald der alte Komödiant droben erfährt, daß sein Quasimörder seine Tochter liebt und sie ihn, so wird er natürlich der Sache baldmöglichst einen Riegel vorschieben. Daraus folgt nun Zweierlei: Entweder, der Liebhaber zieht sich zurück und läßt das Mädel laufen —"

„Oder er zieht sich nicht zurück und läßt das Mädel nicht laufen!" rief der Doktor und ballte ingrimmig die Fäuste.

„Nicht laufen," wiederholte Gottlieb als Echo. „Die Sache ist die, daß er sich in dem einen Fall wieder mit seinem Alten versöhnt, wo dann Alles verloren wäre, im andern Fall aber," fuhr Gottlieb bedächtig fort und schlug mit dem rechten Zeigefinger an den emporgereckten Daumen der linken Faust, „im andern Fall sind wieder zwei Unterfälle möglich, die aber beide auf Eines hinauslaufen: Entweder verläßt ihn seine Charmante nicht und sie entwischen miteinander, oder sie verläßt ihn und dann stürzt er sich entweder ins Wasser, was höchst vernünftig wäre, oder, was wahrscheinlicher ist, er ist so unvernünftig und macht eine Reise in die weite, weite Welt. Dann können wir ihm nachlaufen —" schloß Gottlieb wegwerfend und trank verächtlich lächelnd sein Glas leer.

Der Doktor sah ihn eine Weile respektvoll an. „An Dir könnte man einen Jago studiren," rief er überrascht, „das vierte Glas, Jago! Also der Alte ist reich," fuhr er fort, nachdem er getrunken, und schob die ungewohnte Brille über die Stirn, um sein Gegenüber besser betrachten zu können.

„Meinen Sie, ich würfe mein Genie an einen Bettler?" fragte Gottlieb mit einiger Entrüstung, die aber sein höhnisches Lächeln wieder aufhob.

„Bei Leibe nicht, mein würdiger Jago," rief der ehemalige Schauspieler, „ich schlage vor, daß wir sogleich Smollis trinken, um diesen unwürdigen Verdacht in der Schale zu würgen; eigentlich eine mangelhafte Logik," setzte er hinzu, „aber der Sinn ist vollwichtig. Wohlan, Bruder Gottlieb!"

„Es ist mir recht," erwiederte Gottlieb, indem er anstieß, „denn diese „Sie" und „Ihr" geniren einem wie Fischgräten in der Kehle, wenn man ein offenes Wort zu einem Freund reden möchte."

„Es sind die langen Nägel der Freundschaft, aber wir wollen sie mit der Scheere der Dutzbrüderschaft abschneiden," versetzte der Theater-Romeo lachend und füllte zum sechsten Mal die Gläser.

„Ich finde, daß Du zu leichtsinnig bist," sagte Gottlieb und warf seinem neuen Bruder einen unfreundlichen Blick zu.

„Aha, der Wein der Brüderschaft hat Dir die Augen gewaschen, Bruder Gottlieb, seitdem ich Dein Bruder bin, siehst Du den Balken," rief der Doktor Rau mit einem unangenehmen Lachen.

„Ich glaube, er hat Dich zum Narren gemacht, der uns Beide verräth mit seinem kindischen Lachen," flüsterte der Buckelige zornig und sah ängstlich nach der Thüre.

„Ach was, alter Jago, ich bin so schwarz wie Du, inwendig, aber Du kannst mir's nicht übel nehmen, wenn ich den doppelten Romeo mit einigem Humor in die andere Welt befördern möchte."

Ein satanisches Grinsen entstellte das blasse, magere Gesicht des Buckeligen, daß selbst der Schauspieler entsetzt zurückfuhr. „Den Wunsch will ich Dir erfüllen, Brüderchen," flüsterte Gottlieb. „Ein blutrother Humor als Feuerwerker soll die Ladung seines Leibes, seine Hundeseele mit der Lunte eines brennenden Witzes in die Luft knallen."

„Der Teufel soll mich holen," sagte der Schauspieler mit einem erschreckten Blick auf das Satansgesicht des Buckeligen, „wenn ich nicht geglaubt habe, der leibhaftige Mephisto säße mir gegenüber. Dies Glas auf unsere Versöhnung, Bruder Mephisto! und laß das zweite halbe Dutzend ersprießlicher sein."

„Das ist auch meine Meinung," grinste Gottlieb, trank und schenkte auf's Neue ein.

„Na, nun pack' 'mal Deinen blutrothen Humor aus, Fratercule," sagte der Theater-Romeo und rückte näher zu seinem Nachbarn.

Gottlieb studirte mit einem tückischen Lächeln die Etikellen auf den Flaschen. „Erst will ich Dir einen Plan mittheilen," sagte er nach einer Pause und kam damit einer ungeduldigen Mahnung seines Nachbars zuvor, „der uns Beiden gut thun soll; dafür mußt Du mir natürlich Deine Hilfe versprechen."

„Hier ist meine Hand!" rief der Schauspieler, „aber um's Himmelswillen, laß meine Neugierde Deiner kreisenden Phantasie als Hebamme zu Hilfe kommen, daß wir den Plan endlich erblicken."

„Nur nicht übereilt," sagte Gottlieb gelassen; „wir haben hier noch eine Flasche Laubenheimer und dieser Rest Steinberger hier will auch noch ge-

trunken sein. — Ich finde, daß der Wein gut ist," setzte er mit einem boshaften Lächeln hinzu und zerdrückte einen Schluck langsam mit der Zunge.

„Ausgezeichnet, Mephisto!" rief der ungeduldige Doktor Rau; „einer der besten Weine Deutschlands, obgleich verflucht sauer. Aber jetzt um Gotteswillen —! **partnriunt montes nascetur?**"

„Diese Floskeln kannst Du meinetwegen bleiben lassen," sagte Gottlieb verächtlich, „mein Plan aber ist dieser —" er stützte den Kopf auf den Ellbogen, indem er den verschütteten Wein mit den Fingern zu Figuren auseinander zog. „Ich habe Dir schon gesagt, daß dieses weinerliche Kameel —"

„Dem Du die Bürde dieses Gleichnisses tragen hilfst —" konnte sich der spöttische Komödiant, trotz seiner Neugierde, nicht enthalten, den buckeligen Redner zu unterbrechen, erstickte aber die üble Wirkung seines Witzes durch einen heftigen Husten, den er dem schnell gemurmelten Satz nachschickte.

„— daß dieser Menschenfresser mit dem schwachen Magen," fuhr Gottlieb, nachdem sich der Husten seines Zuhörers gelegt hatte, bedächtig fort und zeichnete eine gräuliche Fratze auf den Tisch, „ein heidenmäßiges Vermögen hat."

„Ein Krösusvermögen, willst Du sagen," warf Kumpel ein und nickte.

„Ich schätze ihn auf allerwenigstens fünf Millionen," fuhr Gottlieb gewichtig fort, „ohne die zwei Schlösser und die Wälder und Aecker." Gottlieb machte eine Kunstpause und vervollständigte die Figur des Kannibalen auf der Tischplatte durch einen großen Buckel, den er ihr mit der letzten Feuchtigkeit an seinen Fingern anheftete.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Wir kommen zum zweiten Punkte der Anklage, betreffend die Mißhandlung des Eustachius Falkenhan. Was haben Sie zu erklären, Angeklagter?" frug der Landrichter.

„Ich hab' mich seiner erwehrt," antwortete Kaspar. „Er packte mich an, als ich am Storch vorüberging; ich trug gerade einen Korb mit Essen für einen Herrn. Spitzbube, sagte er, Du hast mir gestern Abend die Riemen zerschnitten, Dich muß der Deibel holen. Damit hieb er mir auf den Kopf. Ich stellte meinen Korb hin und stieß ihn zurück. Da nahm er einen Knüppel, den er wahrscheinlich bereit gestellt hatte, und zog nach mir aus, aber ich parirte den Schlag, faßte ihn am Rockkragen, zog ihn über eine Wagendeichsel und maß ihm seinen eigenen Stock an. Ich dachte so bei mir, wenn Dich Deine Herrschaft nicht zieht, so will ich Dich einmal ziehen, daß Du vor den Leuten als raisonabler Mensch dastehst, und so schlug ich den Knüppel auf ihm in drei Stücke. Das kann mir kein Mensch übel nehmen, Herr Landrichter. Ich bin ein alter Soldat von den Leibdragonern, dem spielt man nicht Schüppen aus, daß er nicht auch Schüppen bediente. Mein' ich denn! Die Kellner aus'm Storch kamen dazu und rissen ihn weg. Da haben Sie's, wie's ist, meine Herren. Ich thue nichts dazu und nichts davon."

„Infamer Kerl!" flüsterte Herr von Dippelt, nicht ohne einigen Respekt vor den breiten Schultern und kräftigen Fäusten des Uebelthäters.

Der Sekretär verlas hierauf verschiedene Protokolle, namentlich einen Befund des Doktors Zaunflicker, worin von sigillirten Stellen und Extravasaten ein Langes und Breites die Rede war. Kaspar mußte auf entsprechenden Vorhalt des Vorsitzenden zugeben, daß er der Urheber dieser Striemen und Flecken sei, anerkannte auch die Fragmente des Dornprügels, welche wie seltene Riesenspargeln oder rare Wurzeln von allen Betheiligten besichtigt, betastet und geprüft wurden, als das fragliche Instrument. Der unter den Zeugen befindliche Kutscher Staches, an welchen die Stocktrümmer zuletzt kamen, konnte namentlich nicht umhin, in unlieber Rückerinnerung zu seufzen: „Ja, damit geschah's." Der Vorsitzende vernahm sodann die Zeugen, welche fast sämmtlich mit Ausnahme des Herrn von Dippelt, seines Kutschers und des Handelsmanns Hayum Rosenbaum mit den Angaben des Angeklagten übereinstimmten. Der Kutscher und Hayum Rosenbaum sagten namentlich bezüglich des ersten Anklagepunktes sehr graoirend aus, und gaben Andeutungen für eine Anstiftung zur That durch den Referendar von Wingefeld. Der stellvertretende Ankläger griff dies auf und beantragte Aussetzung der Verhandlung, Ausdehnung der Anklage gegen Wingefeld und andern Sitzungstermin, zu dem er einen weiteren Zeugen vorschlug.

„Ich protestire gegen diese aus der Luft gegriffene Anklage; ich bitte die Sache fortzusetzen und behalte mir gegen den die Staatsbehörde vertretenden Herrn Anklage wegen Kalumnie vor," sprach Mehltretter feierlich.

„Ihre Verwahrung wird protokollirt werden," sagte der Vorsitzende ruhig. „Was hat der Angeklagte Mosemann noch vorzubringen?" wandte er sich sodann zu diesem.

„Ich möchte den Herrn Schleich gefragt haben," ließ sich Kaspar vernehmen, „warum er absolut den

Referendar von Wingefeld als Anstifter haben will und nicht meinen anderen Herrn, dem ich doch auch aufwarte, und bei dem ich jenes Abends, wo das an der Chaise passirte, gewesen bin? Ich meine den Herrn Zollinspektor."

Schleich zuckte zusammen wie mit einer Nadel gestochen und bückte sich blaß vor Grimm auf sein Pult.

Das Publikum ließ einen dumpfen Aufschrei des Verständnisses hören, zwischen dem einzelne Rufe über die Schranken drangen: „Der hat's ihm gesagt! — Blindschleiche! — Gelt, Du schweigst? — Hörst Du's jetzt? — Weißt Du's nun? — Brillenpeter!"

„Ich bitte, auch diese Aeußerung des Angeklagten als wesentlich zu protokolliren," sagte Mehltretter mit einem Blick der höhnenden Verachtung auf den erblaßten Substituten der Staatsbehörde.

Der Landrichter klingelte heftig.

„Ruhe, Stille vor den Schranken! Dies Murmeln und Flüstern ist durchaus unziemlich. Ich gewärtige für alle Folge eines angemessenen Benehmens. Für heute ist die Sitzung geschlossen. Weitere Verfügung in der Sache wird den Betheiligten schriftlich zugehen."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Der vierjährige Sohn eines Berliner Weinhändlers hatte zur Feier seines Geburtstags, am Montag, 8 seiner Mitschüler und Spielgenossen zu sich geladen. Die Knaben begaben sich, nach kurzem Aufenthalte in dem Wohnzimmer, nach dem Garten, um sich dort durch Spiel die Zeit zu vertreiben. Als sie sich zum Abendessen nicht einfanden, begab sich der Hausherr, um sie zu rufen, nach dem Garten. Wider Erwarten fand er Niemand dort anwesend; keine Spur von den Knaben war aufzufinden. Es wurde zehn, sogar elf Uhr, aber Niemand aus der Gesellschaft erschien. Jetzt wurde der Vater unruhig, er schickte seine Dienstboten nach allen Himmelsgegenden aus. Aber auch diese kehrten unverrichteter Sache wieder heim. Schon wollte der Weinhändler zur Polizei senden, als er plötzlich ein anhaltendes Stöhnen, welches aus dem Keller herzurühren schien, vernahm. Er begab sich mit seinen Leuten sofort in den verdächtigen Keller. Als er denselben betreten, bot sich ihm ein eigenthümlicher Anblick dar. Sämmtliche Knaben lagen am Boden und — schliefen. Die neben ihnen liegenden geleerten Weinflaschen deuteten zur Genüge darauf hin, auf welche Weise die jungen Herren den Geburtstag ihres Kameraden gefeiert.

(Moderne Liebe.) Ein junger Kaufmann aus Posen war mit der hübschen Tochter eines reichen Kaufmanns zu Berlin verlobt, und sollte die Hochzeit in diesen Tagen gefeiert werden. Nun war aber die Braut vor einigen Monaten in einem so hohen Grade von den Pocken befallen worden, daß sie bei der Wiedergenesung mit Entsetzen gewahrte, all ihre Schönheit sei dahin, und befürchten mußte, dieser Umstand würde sie dem Herzen des Bräutigams entfremden. Letzterer kam nun auch, sah seine Braut und trat mit Schrecken einige Schritte zurück. Dann wandte er sich an seinen Schwiegervater **in spe** und erklärte demselben auf's entschiedenste, daß unter diesen Umständen aus dem Geschäft nichts werden könne, es sei denn, die Mitgift der Braut werde um 15,000 Thlr. erhöht. Der Vater mochte derartiges wohl schon erwartet haben, nahm die Erklärung ruhig auf und bot 5000 Thlr. Nach langem Hin- und Herreden einigte man sich schließlich über eine Erhöhung der Mitgift um 10,000 Thlr., und so war das Glück der armen Braut gerettet. In den nächsten Tagen findet bereits die glänzende Hochzeit statt.

Das Spiel „Den Großvater zeigen", wie man es hier nennt, oder „**faire voir Paris**", wie die Franzosen sagen, hat in der verflossenen Woche wieder ein Opfer verlangt, was wir zur Warnung hier veröffentlichen. In Agen (Frankreich) nahm nämlich ein dort wohnendes 18jähriges Mädchen den Kopf eines Kindes zwischen die Hände und hob es so in die Höhe, um ihm „den Großvater zu zeigen"! — Sobald das kleine Wesen auf diese Art nur einige Zoll vom Boden aufgehoben war, ließ sich ein leises Krachen an seinem Halse vernehmen — das Kind war todt!

Eine Dame von Stande ließ sich in einem Concert hören und sang wie ein Engel. In dem Augenblick, da sie ihre Kadenz endete, erhob sich in der Nähe die Stimme eines Esels. Ein einfältiger Musiker, der ihr auch gern seinen Beifall bezeigen wollte, näherte sich der Dame und sagte: „Ach, gnädige Frau, was ist doch für ein Unterschied zwischen Ihrem schönen Gesange und dem da in der Nähe." „Das ist ja kurios," antwortete sie, „ich hatte die Stimme da in der Nähe für die Ihrige gehalten."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 94.** Freitag, 5. August **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Nun, die fünf Millionen, die zwei Schlösser und die Wälder und Aecker?“ drängte der ungeduldige Mime.

„Sind unser, sobald wir wollen,“ versetzte Gottlieb und schaute seinem Gegenüber triumphirend ins Gesicht.

„Ja wohl, sobald wir sie ihm stehlen,“ lachte der Schauspieler verächtlich, „aber ich fürchte, die Seckel platzen uns, wenn wir die fünf Millionen, die zwei Schlösser und die Wälder und Aecker einstecken.“

„Da sieht man wieder den Truthahn, den Brausewind,“ erwiederte der Buckelige gelassen und hielt sein Glas gegen das Licht. „Freilich, Du hättest es nie fertig gebracht, daß Dich ein melancholischer Schuhu zum Erben von fünf Millionen eingesetzt hätte.“

„Zum Erben!“ rief der Schauspieler mit funkelnden Augen und packte die Hand des Buckeligen, „zum Erben, Du allerfeinster Jagoertrakt?“

„Nun ja,“ sagte Gottlieb mit affektirter Gleichgiltigkeit, „aber laß mir nur meine Hand lebendig, das Testament ist vorhanden und liegt im eisernen Geldschrank; es hat mich freilich ein Komödienspiel gekostet, gegen das Euer Bretterspektakel Kinderei ist.“

„Gottlieb,“ sagte der Schauspieler und drückte die Hand seines Nachbars, „ich finde keinen Superlativ mehr, der würdig wäre, als **Epitheton ornans** Deinen glorioſen Namen zu begleiten, darum laß mich zur heiligen Einfalt zurückkehren, denn die Sprache des Herzens ist ungekünstelt —: allerfürtrefflichster, auserlesenster Herrgottlieb, sag' mir, wie wir die Erbschaft heben können? Sag', auf welche Art und Weise ich Dir helfen kann, den schatzhütenden Drachen zu bannen?“ Der Doktor Rau zitterte vor Gier und drückte die Hand des Buckeligen mit heißer Inbrunst.

Gottlieb ließ die Begierde seines Freundes noch einige Zeit schmachten und trank unterdessen gemüthlich sein Glas aus. „Der alte Maulwurf, wie Du weißt,“ sagte er dann, indem er langsam die zweite Flasche entkorkte, „sitzt in einem düsteren Steinhaufen mitten im Wald. Die Thüren sind zwar immer verschlossen und mit eisernen Gittern verwahrt, der Romeo hat aber gestern Abend einen zweiten Eingang entdeckt, es gehören nur flinke Gliedmaßen dazu.“

Der Theater-Romeo versuchte die seinigen in mancherlei Biegungen und schien mit dem Endergebniß zufrieden, auch Gottlieb nickte beifällig.

„Man kann,“ fuhr er, seinen Wein beäugelnd, fort, „ganz bequem von einer Eiche aus die Mauer und von da aus ein Gangfenster erreichen, vom Gang ist's ein Schritt in sein Schlafzimmer.“ Hier machte der Buckelige abermals eine Pause und sah dem Doktor Rau fragend ins Gesicht.

„Sein Schlafzimmer erreichen,“ wiederholte Kumpel und scharrte ungeduldig mit den Füßen, „weiter im Text, Mephisto!“

Gottlieb's Gesicht nahm wieder jenen teuflischen Ausdruck von Bosheit und Tücke an und er sagte mit gedämpfter unheimlich vibrirender Stimme: „Es könnte sich in einer dunklen Nacht der Liebhaber einer Million ins alte Nest schleichen, maskirt und verpuppt nach Belieben, aber mit einem Paar dauerhafter Stricke in der Tasche. Damit könnte er dem alten Duselthier den Lebensfaden abschnüren. Wenn dies geschehen ist, trinkt er mit dem Erben, der natürlich zu spät zu Hilfe kommt, in aller Gemüthlichkeit eine Flasche Wein auf die lustige Himmelfahrt der abgeschnürten Seele, bindet sodann dem guten Freund Hände und Füße und läßt ihn am Fenster liegen, worauf er etliche Schränke ausräumt und spurlos verschwindet. Am lichten Tage gehen

mitleidige Leute am Thore vorbei, sie hören eine klägliche Stimme, sie fassen sich Muth, sie dringen ein und finden einen treuen Diener dem Tod nahe. Hierauf rührendes Duell, Einschreiten der heiligen Hermandad, Begräbniß, Testament, Erbschaft, Verschwinden des Erben, Wiedersehen guter Freunde in fernem Land, Theilung, seliges Leben, fröhliche Höllenfahrt." Der Buckelige stieß diese Worte mit einem heiseren Lachen hervor, seine Finger zuckten und aus seinen grünen Augen funkelte wilde Gier, als er den Hilfsgenossen anschaute.

„Wenn ich ein schlechter Romanschreiber wäre," sagte der Schauspieler, nachdem er dem Buckeligen mit einem wilden Blick des Einverständnisses die Hände geschüttelt, „so ließe ich den doppelten Romeo auf einer Mondscheinpromenade sich von Ungefähr in die Nähe des Eulenthurms verirren, er sieht einen Vermummten einsteigen, er folgt ihm, er überrascht die guten Freunde beim Wein, hört seinen Vater in letzten Aengsten winseln: doppeltes Rachewerk des doppelten Romeo, der in jeder Faust einen Räuber zerquetscht, Rettung des Vaters, rührende Versöhnung, Heirath der Beiden, die sich minnen, selige Himmelfahrt, Ende."

„Pah," sagte Gottlieb, indem er verächtlich ausspie, „den Doppelromeo dividire ich durch ein einfaches Mittel, daß der Quotient gleich Null sein soll." Darauf nahm er einen Schluck Wein und trommelte mit den Fingerspitzen gleichmüthig auf den Tisch, im sicheren Gefühl, den verhaßten Romeo in der Hand zu haben. „Die Geschichte vom alten Eckholz und seinem Theater kennst Du?" fragte er den erwartungsvollen Schauspieler und nipple an seinem Glas.

„Halb und halb," erwiederte der Theater-Romeo.

Gottlieb runzelte einige Mal die Stirn, dann fuhr er mit angenommener Gleichgiltigkeit, womit er seinem Zuhörer imponiren wollte, fort: „Der Herz hat dem flennenden Einfaltspinsel damals prächtig mitgespielt. Endlich kommt der gute Narr dahinter, daß ihm der Busenfreund am Pollerabend die Jungfer Braut entführen will. Am selben Abend spielen sie Romeo und Julie auf ihrem Theater. Was thut der arme Hahnrey? Er füllt dem Romeo die Phiole mit Gift und der arme Liebhaber würde an erbärmlichem Bauchgrimmen gestorben sein, wenn nicht eine sinnreiche Feuersbrunst entstanden wäre, die dem zärtlichen Paar in den Wagen leuchtete." Gottlieb erhob seine Augen vom Tisch und sah seinen Nachbar erwartungsvoll an. Es wollte aber noch kein Licht des Verständnisses auf dem Gesicht des Schauspielers aufgehen, weßhalb der Buckelige mit einem mitleidigen Lächeln fortfuhr: „Nun, die Moral kann man sich an der Nase abfingern, die schwimmt, hol' mich der Teufel, dick und fett oben auf:

„Was der Vater nicht vollbringt,
Oftemals beim Sohn gelingt,"

wie's in der Fibel, oder: die Sünden der Väter werden an den Kindern heimgesucht, wie's in der Bibel heißt."

Jetzt schien dem Schauspieler das Licht aufzugehen, seine Augen öffneten sich weit, als wollten sie es einlassen, er blieb eine Minute unbeweglich sitzen, dann aber sprang er stürmisch auf, stürzte auf den triumphirenden Gottlieb zu und küßte und herzte ihn wieder und wieder. „Hamletisch, sag' ich Dir," rief er dem ängstlich nach der Thüre spähenden Gottlieb zu. „Ein kühner, herrlicher, unsterblicher Gedanke, eine originelle Rache, ein romantisches Ende. Nun sage mir Niemand mehr, es gebe keine Romane mehr im Leben, hier ist Romantik, hier ist tragische Poesie, hier ist Schicksal und Verhängniß!"

„Sei still, in drei Teufels Namen schweig'!" flüsterte Gottlieb zornig, „ich würde die Sturmglocke läuten, wenn ich wär' wie Du!"

Der Theater-Romeo beruhigte sich endlich und setzte sich. „Wie fangen wir's an, Fratereule Mephisto?" fragte er zitternd vor Aufregung.

„Das wollen wir noch überlegen," antwortete Gottlieb ruhig; „suche Dir einstweilen das schärfste Gift zu verschaffen."

„Solch scharfen Stoff,
Der schnell durch alle Adern sich verbellt,
Daß todt der lebensmüde Trinker hinfällt
Und daß die Brust den Athem von sich stößt
So ungestüm, wie schnell entzündet Pulver
Aus der Kanone furchtbar'm Schlunde blitzt,"

deklamirte der Theater-Romeo mit funkelnden Augen. „Verlaß Dich darauf, ich verschaffe Dir ein Gift, scharf wie das Bahon-Upasgift. Und wann heben wir die Erbschaft, deren Goldregen mich zum Zeus und jede Julie zur Danae macht?"

„Darüber sprech' ich noch mit Dir," sagte Gottlieb, indem er aufstand und nach seinem Hut griff.

„Nun, **addio, carissime!**" erwiederte der Doktor Rau, „ich werde Dir sogleich nachfolgen."

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

In der guten Gesellschaft war von nichts Anderem die Rede als von dieser Angelegenheit. Herr und

Frau Schraidt hatten einige Abende später eine Gesellschaft zu sich gebeten, in der dieselbe den einzigen Stoff der Unterhaltung bildete. Herr Schleich entwickelte auf Bitten von Anna von Dippelt und Frau Schraidt die Gründe, warum er ein Anstiften des Referendars für durchaus wahrscheinlich, ja fast natürlich hielt, und erntete großen Beifall wegen seines Scharfsinns. Als derselbe verrauscht war, erhob der anwesende Herr von Goes seine Stimme und sagte: „Dürfte ich Ihnen wohl in der Sache etwas entgegnen, Herr Prokurator?"

Alles war gespannt. Herr Schleich nickte höflich.

„Wohlan," fuhr Herr v. Goes fort, „wenn Sie an eine Anstiftung Alberts glauben, so müssen Sie doch auch an die That Mosemann's glauben?"

„Sicher!" bemerkte Herr Schleich.

„Und welche Beweise haben Sie dafür?"

Herr Schleich entwickelte diese Beweise bis ins Einzelne.

„Ich sehe darin wohl Indizien," sagte Herr von Goes, „aber nicht die entfernteste Gewißheit, und ohnedies kann der angegriffene Theil sich hier nicht vertheidigen."

Emilie, welche aufmerksam zugehört hatte, warf Herrn von Goes einen Blick des Dankes zu, der diesem nicht entging. Die übrige Gesellschaft aber schien über Herrn von Goes und seine Einwürfe fast ungehalten. Es war ersichtlich, daß die Partei Dippelt und Schraidt den Herrn von Wingefeld bereits aus seiner Stellung in der guten Gesellschaft gedrängt hatte. Keine Stimme sonst erhob sich für ihn. Herr Schleich triumphirte. Er näherte sich dem Sopha, auf welchem Emilie Platz genommen hatte, und frug, ob er sie zu einem Liede begleiten dürfe. „Ich danke, mir ist es heute Abend nicht zum Singen," sagte diese und Herr Schleich kehrte bedauernd zähnefletschend um. Auch das war Herrn von Goes nicht entgangen.

Unterdessen schritt der Prozeß Alberts gegen die von Dippelt seinen langsamen Gang fort. Mehltretter einer- und Schleich andererseits verschrieben ganze Ballen Papier und sagten sich in ihren Schriften die üblichen Sottisen, bei denen jeder Nichteingeweihte glauben sollte, es käme unverzüglich zum Hauen und Stechen. Die andere Sitzung in Mosemann's Angelegenheit fand auch statt, und er kam mit einigen Tagen Gefängniß davon. Die Beschädigung des Geschirrs hatte man nicht auf ihn bringen können. Trotzdem glaubte die gute Gesellschaft an seine Thäterschaft und nur Emiliens Fürbitte hatte es Kaspar zu danken, daß ihn ihr Vater nicht aus seinen Diensten entließ. Albert war damit auch frei ausgegangen, und verreiste sogleich nach der Eröffnung des Urtheils. Es war Herrn Schleich wenigstens gelungen, ihn in einen ehrenrührigen Handel zu verwickeln; das empfand der Referendar tief.

Wenn der Zollinspektor nicht zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt gewesen wäre, so hätte er an seiner schönen Tochter den Sommer über eine eigenthümliche Veränderung wahrnehmen müssen. Sie verleugnete ganz ihren sonst so heiteren offenen Sinn und hielt sich meist still und eingezogen.

Eines Tages ging Emilie hinauf in das Erkerzimmer, das sie mit einigen Möbeln versehen hatte, und riegelte sich ein. Dann holte sie aus dem Schubsache des dastehenden Tisches mehrere alte gedruckte Hefte und Blätter und las darin. Es waren Erzählungen, Räthsel und Gedichte, welche die Unterschrift A. v. W. trugen. Sie hatte sich diese Lektüre ohne Aufsehen zu verschaffen gewußt, so daß selbst Dorette keine Kenntniß davon bekam. Diese Besuche auf der Erkerstube wiederholte sie fast täglich. Oft sank sie mitten im Zimmer auf die Kniee, betete und weinte vor sich hin. Niemand erfuhr davon, keiner Seele entdeckte sie sich, und so fraß der geheime Schmerz in ihrer Brust weiter.

Thörichter Stolz des Frauenherzens! Es hätte ja nur Eines freundlichen Wortes, Eines Entgegenkommens bedurft, und der, den sie liebte, dem sie zürnte, den sie ersehnte und doch fern hielt, lag reuig über seine Verblendung zu ihren Füßen.

Was war denn nur geschehen? Was hatten sich beide vorzuwerfen? Glaubte Emilie den Einflüsterungen der Anna von Dippelt, den Verdächtigungen des Herrn Schleich? Nein, sie glaubte nicht, aber sie empörte sich über Alberts Unvorsichtigkeit, seine Sorglosigkeit, seinen Muthwillen, wo er hätte Worte der Verständigung sprechen sollen. Sie wollte ihm sein Unrecht zeigen, sie wollte ihm zeigen, daß man einer Emilie Winhold nicht so begegnet. Als er aber schied — mit diesem Blicke — mit dieser Miene voll Hoheit und Ueberlegenheit, als er das Pfand erster reiner Zuneigung — den Ring vom Jahrmarkte zu Weidenbach — hinterließ; als sie Alle, auch ihr Vater, über den verlorenen Jüngling den Stab brachen, da schwand der letzte Groll, die letzte Empfindlichkeit aus ihrem Herzen und sie liebte diesen geschmähten, unsteten Jüngling mit aller Kraft ihrer Seele, stärker als je zuvor.

Mit Beginn des Herbstes war Albert zurückgekehrt. In wenigen Tagen sollte sich sein Prozeß beim Landrichter entscheiden. Der anberaumte Termin nahte. Es war der 10. Oktober 1854. Die beiden Anwälte und Albert gewärtigten der Eröff-

nung des Urtheils; um fünf Uhr Nachmittags sollte dieselbe statthaben. Beinahe eine Stunde dauerte der Vortrag des Richters. Albert war mit seiner Klage abgewiesen. Mehltretter legte sogleich die Berufung ans Hofgericht gegen dieses Erkenntniß ein, während Herr von Wingefeld in trüber Niedergeschlagenheit hinaus auf die dämmernde Straße trat.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Frisches und altbackenes Brod. Unzweifelhaft ist das Brod nicht allein das allgemeinste Nahrungsmittel, sondern es bildet auch gleichsam die Grundlage aller übrigen Speisen, welche der Arme wie der Reiche genießt. Ist es nun dadurch auch zum täglichen Nahrungsmittel geeignet und gleichsam vorherbestimmt, so mangelt ihm hingegen eine andere Eigenschaft, welche das tägliche Nahrungsmittel durchaus besitzen soll, nämlich die Leichtverdaulichkeit. Brod, namentlich Schwarzbrod, ist schwerer verdaulich als Fleisch, Eier und manches Gemüse, seine Verdaulichkeit wird aber dadurch gefördert, daß wir zum Brode meist Fette genießen, wie Butter, Schmalz, fettes Fleisch ꝛc. Auf der andern Seite wird die Verdaulichkeit des Brodes dadurch bedeutend erschwert, daß sehr häufig ganz frisches Brod genossen wird. Viele Menschen ziehen den Geschmack des frischen Brodes dem altbackenen vor, aber gerade weil es schwerer zu verdauen ist, sollte frisches Brod nie gegessen werden. Das altbackene Brod wird durch das Kauen zerkleinert und mit Mundspeichel vermischt, es gelangt dann in den Magen und der zersetzende Magensaft vermag es leicht zu durchdringen, aufzulösen und zu verdauen. Anders ist es mit dem frischbackenen Brode. Es wird durch das Kauen nicht zermalmt und zerkleinert, sondern zu zähen, festen Klumpen zusammengeballt, diese werden mit Mundspeichel überzogen, schlüpferig und gelangen scheinbar sehr leicht durch die Speiseröhre in den Magen. Der Magensaft vermag nun aber diese zusammengeballten zähen Klumpen nicht zu durchdringen und zu zersetzen, er muß sie von außen gleichsam zernagen. Der Verdauungsprozeß wird dadurch bedeutend erschwert und verlangsamt, die schwer löslichen Brodmassen bleiben lange Zeit im Magen liegen und verursachen natürlicher Weise einen nachtheiligen Reiz. Die gewöhnlichen Folgen des Genusses von frisch gebackenem Brode sind Magendrücken, Beklemmungen, Appetitlosigkeit. Durch den krankhaften Reiz des Magens wird sodann der Blutumlauf gehemmt, es treten Congestionen nach dem Kopfe, Kopfschmerzen, Schlaganfälle und Hirnreizung, Krämpfe und selbst Delirium und Hirnentzündungen, sowie langwierige Magenbeschwerden und Krankheiten ein. In vielen Fällen ist durch den Genuß von frischem Brode schon der Tod erfolgt. Dies Alles gilt von Schwarzbrod mehr wie von Weißbrod, weil jenes schon an und für sich schwerer zu verdauen ist und sein größerer Klebergehalt das Zusammenballen des Brodes begünstigt und seine Zähigkeit erhöht. Solche Brodklumpen erhalten im Magen die Dichtigkeit und Festigkeit der Seife, der sie sehr ähnlich sind. — Noch mehr wie vom Brode gilt dies Alles vom Kuchen. Der Kuchen ist schon an und für sich durch seinen reichen Fett- und Zuckergehalt schwer zu verdauen, frischer und warmer Kuchen wird fast zu Gift, und doch gibt es so viele Menschen, welche leichtsinnig genug sind, den Kuchen frisch zu essen, und viele Mütter, welche unwissend oder gewissenlos genug sind, ihren Kindern selbst warmen Kuchen zu geben. Es hegen ja namentlich viele Frauen den unheilvollen Glauben, daß der Kuchen gesund und leicht zu verdauen sei, weil er schmackhafter ist.

---

Wie „The New-York Tribune" meldet, hat man in der Unionsarmee mehr als 150 Frauenzimmer entdeckt, die sich für Rekruten ausgaben und die nun wieder in Unterröcke schlüpfen mußten. Etliche 70 dieser Amazonen dienten, als man ihr Geschlecht erkannte, als Offiziersbursche, in einem einzigen Regiment 17; böse Zungen in den Regimentern behaupten: das Geschlecht der Domestiken sei von den Offizieren schon früher entdeckt worden. Dieselbe Unionsarmee soll in den letzten zwölf Monaten 57,676 Pferde und 17,190 Maulthiere verloren haben — mehr als den vierten Theil ihrer Pferde und fast den siebenten Theil ihrer Maulthiere.

---

Nachdem die englischen Blätter in den letzten Jahren einige Dutzend Fälle berichtet, in denen Krinolinenträgerinnen, meistens indem sie dem offenen Kaminfeuer zu nahe kamen, elend verbrannten, wird jetzt ein Fall erzählt, wo die Krinoline ihrer Trägerin das Leben rettete. Bei Newquay, im westlichen England, fiel ein Dienstmädchen von einer 108 Fuß hohen Klippe am Meeresstrand hinab, doch ihre Krinoline spannte sich wie ein Ballon aus, und sie senkte sich fast ganz unversehrt darnieder.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No 93. Sonntag, 7. August 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

### XII.

### Die Liebesprobe.

Der alte Direktor Lenker ging mit langsamen, bedächtigen Schritten durch sein Arbeitszimmer. Er hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und auf seinem vorgeneigten Gesicht paarte sich der milde Schimmer einer freudigen Bewegung, die in der Seele des alten Mannes vorgegangen war, mit einem ernsten Gedanken, der ihn beschäftigte. Romeo saß auf dem Sopha und die Blicke, die er von Zeit zu Zeit auf seinen alten Freund heftete, deuteten an, daß er auf einen tröstlichen Rath harre und daß er alle Hoffnung auf die Hilfe des Direktors setze.

„Es ist eine wunderbare Verkettung des Schicksals," hob der Direktor stehen bleibend an, „welche die Kinder dieser erbitterten Feinde, die einst meine besten Freunde waren, in Liebe zusammenführt. Aber fassen wir Muth, mein lieber junger Freund," fuhr er fort und faßte herzlich die Hand Romeo's, „es wird sich Alles glücklich auflösen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß Sie der Liebe der schönen Julie sicher sind."

„O, sie weiß noch nicht, daß ich der Mörder ihres Vaters bin!" rief Romeo schmerzvoll, „wie wird sie ihre Liebe in Haß verkehren, wenn sie erfährt, daß der nämliche Mensch, dem sie das Schicksal ihres Vaters klagte, der Urheber seiner Schmerzen ist."

„Nun, so schlimm ist es nicht, mein Lieber," sagte der Alte tröstend, „erstlich sind Sie kein Mörder, sondern mein Freund ist so gut wie völlig hergestellt, und wenn Sie dem Mädchen Ihre Geschichte so erzählen, wie Sie mir dieselbe erzählt haben, ich schwöre Ihnen, sie liebt Sie noch inniger und wirft ihren Haß, anstatt auf den Geliebten, auf das schuldige Schicksal."

„Wird nicht ihr Vater seinen Fluch auf eine Verbindung werfen, die seine Tochter mit dem Sohn seines Feindes eingeht, wie der meine bereits gethan hat? Wird er sie nicht verstoßen, wie der meinige mich, wird sie die Kraft haben, den Zorn ihres Vaters zu ertragen, da sie nicht den Trost hat, der mich hält: für das Beste ihres Vaters zu sorgen, wenn sie mir angehört?" Romeo war leidenschaftlich aufgesprungen und schritt, die Hände ringend, im Zimmer umher. Der alte Mann eilte ihm nach und faßte seine Hand.

„Fassen Sie sich, mein Lieber," sagte er begütigend, „erinnern Sie sich, daß Sie an mir einen treuen Lorenzo haben, der nach besten Kräften und mit ebenso gutem Erfolg für Euch Liebende sorgen wird, und hören Sie meinen Rath." Damit zog er den jungen aufgeregten Mann auf das Sopha nieder und setzte sich neben ihn. „Sie sagen, Herz wünscht Sie zu sehen und Julie hat Sie dringend eingeladen?"

„Ja, sie hat mich herzlich gebeten, ihrem Vater die Freude zu machen, der den berühmten Romeo zu sehen wünscht."

Der Direktor nahm eine Prise. „Sie wird selbst in ihrem Vater den Wunsch erregt haben, ich kenne das," sagte er nachdenklich, „und es wird schwierig sein, ihn davon abzubringen. Herz, wie ich ihn kenne, hat ein gutes Herz und eine edle Sinnesart; ich würde Ihnen aber doch nicht rathen, darauf hin es zu wagen, seine Verzeihung zu erflehen, was unter anderen Umständen wohl ersprießlich sein möchte, ehe ich seine Gesinnungen gegen seine Feinde erforscht habe, denn ich weiß nur zu gut, daß er unerbittlich ist, wenn er eine gerechte Ursache zum Zorn zu haben glaubt. Das Beste ist, Sie schütten Ihrer Julie Ihr Herz aus, ich werde dann mit ihr versuchen, den Alten zu bearbeiten und ihn

Digitized by Google

vorerst für den Schauspieler Romeo einzunehmen, was bei seinem Enthusiasmus für die Kunst nicht schwer ist. Auftreten dürfen Sie vorderhand nicht mehr, damit die Neugierde des Publikums nicht endlich doch Ihren wahren Namen heraus bringt. Wir geben Sie für krank aus und im Nothfall für verreist; ich räume Ihnen ein hübsches Gartenzimmer ein, wo Sie Jutie zuweilen sprechen können. Unterdessen betreibe ich Ihre Sache auf's Beste und es wäre vielleicht kein übler Gedanke, wenn wir Sie dem alten Herz als Romeo auf der Bühne vorstellten, nachdem ich seine Sehnsucht gehörig in Feuer gesetzt. Wenn Sie so meisterlich spielen wie das erste Mal — ich bin überzeugt, er verzeiht Ihnen den Stich und wir erleben eine lustige Hochzeit. Dann schicken Sie, wenn er seinen harten Sinn nicht eher erweicht, Ihr Frauchen zu dem alten Einsiedler, und sein Herz, wenn er keinen Marmetstein im Busen hat, wird ihren Küssen und Thränen nicht widerstehen."

So plauderte der alte freundliche Herr und klopfte dabei seinem schönen Schützling liebevoll auf die Wange. Und seine herzliche Beredtsamkeit hatte den gewünschten Erfolg. Romeo's Antlitz ward wieder heiter, er umarmte den alten Mann und versprach, ihm in allen Stücken zu gehorchen.

„Ich will nur jetzt gleich den alten Herz aufsuchen," sagte der Direktor eifrig, indem er seinen purpurnen Schlafrock abwarf und in seinen Rock fuhr. „Wenn ich Jutien begegne," fuhr er mit einem schalkhaften Lächeln fort, „so werde ich sie Ihnen herschicken, damit Sie mein Amt beim Vater bei der Tochter fortsetzen."

Nach einem herzlichen Händedruck ging der alte Herr hinweg und Romeo sah ihn nach einiger Zeit im Gebüsch des Gartens verschwinden. Die Theilnahme des liebenswürdigen Mannes that dem Jüngling um so wohler, je unruhiger die Wogen streitender Gefühle sein Herz bewegten. Er schätzte sich glücklich, einen biederen, uneigennützigen Freund gefunden zu haben, in dessen sichere Hand er seine leidenschaftlich zitternde, das Steuer seines Glückes legen konnte.

Die Magd trat herein und meldete dem jungen Mann, daß sein Zimmer bereit sei. Willig ließ sich Romeo die Treppe hinauf geleiten und trat oben in ein niedliches Gemach, das ihn in seiner Einrichtung an das kleine Thurmzimmer erinnerte, das er im Waldschloß bewohnt hatte. Nur war hier Alles lustiger, zierlicher, sommerlicher. Eine weiße Tapete mit Blumenranken bekleidete die Wände, an welchen grüne Landschaften in blinkenden Rahmen hingen. Unter den Gemälden waren zwei, die der Maler mit Wohlgefallen betrachtete. Eins stellte eine duftige Waldscene aus dem Sommernachtstraum, das andere eine Liebesscene aus Faust vor. Die Decke war mit sinnigen Arabesken bemalt und den Boden deckte eine feine ostindische Matte. Die zierlichen Möbel waren aus einem hellgelben Holz kunstvoll geschnitzt und mit Ebenholz eingelegt. Durch ein kleines Gebüsch von Myrrhen, Lorbeer und Granaten schimmerten die weißen Marmorglieder einer Venus. Ein Vorhang von purpurner Seide verhüllte einen kleinen Alkov, und von derselben heiteren Farbe waren die Vorhänge des Fensters, die das Sonnenlicht, welches durch die grünen Umhüllungen des Weintaubs fiel, als rosige Dämmerung ins Zimmer leiteten. Romeo schlug sie zurück und schaute zum geöffneten Fenster hinaus in den Garten, der, ganz das Widerspiel des väterlichen, mit seinen schimmernden Blumenbeeten und sorglich gepflegten Bäumen, mit seinen Volièren und Wasserkünsten die emsige Pflege eines Liebhabers verrieth. Die Kieswege glänzten hell im Sonnenlicht durch die grünen Gebüsche und als Romeo ihren Schlangenwindungen mit den Augen zu folgen suchte, sah er plötzlich am äußersten Ende des Gartens ein weißes Kleid schimmern und die Ahnung, daß die Geliebte nahe, ergriff ihn.

Eilig flog er die Treppe hinab und mit klopfendem Herzen durch den Garten. Er hatte sich nicht getäuscht. Als er ahnungsvoll um ein Gebüsch bog, sah er das geliebte Mädchen in freudiger Ueberraschung vor sich stehen. Er stand einen Augenblick in den Anblick ihres kindlich anmuthigen Gesichtes versunken, daß er den liebevollen Gruß überhörte, den sie ihm freundlich bot. Wie schön war sie heute in ihrem hellen Kleide, das sich so weich um ihre zarte Gestalt schmiegte, wie reizend überschattete der breitrandige Strohhut ihre rosigen Wangen und die dunkelhellen Augen! Die Rosenknospe, die sie an den Busen gesteckt hatte, war kein Schmuck mehr neben den sanftschwellenden Lippen, die im holdseligsten Lächeln ihre weißen Zähne sehen ließen. Als Romeo noch immer schwieg und sie mit liebetrunkenen Blicken betrachtete, gerieth sie in eine holde Verwirrung und erst den Kuß, den ihr Romeo auf den Mund drückte, löste ihr die Lippen zu süßem Geplauder.

„Ich wußte wohl, daß ich Dich hier finden würde, mein Rudolph," sagte sie und sah mit einem hellen Blick zu ihm empor.

„Nenne mich Romeo, mein Lieb'!" bat er sanft und faßte ihre kleine Hand.

„Warum darf ich Dich nicht bei Deinem wahren Namen nennen?" entgegnete sie mit zärtlichem

Vorwurf. „Romeo iſt Dein Theatername und ſieh —“ Sie ſchwieg und zerpflückte mit der linken Hand die Roſenknospe.

„Nun?“ drängte Romeo liebevoll, indem er ſich niederneigte, um ihr in die niedergeſchlagenen Augen zu ſehen.

Sie ſah ihn mit einem traurigen Blick an. „Romeo iſt ein Name, den Du abwerfen kannſt, wann Du willſt,“ ſagte ſie ſtockend, „und Du kannſt ihn vergeſſen — aber ich —“

„Du kannſt ihn nicht vergeſſen?“ rief Romeo, indem er die Liebliche an ſich zog und leidenſchaftlich küßte.

Sie ſchüttelte ſelig weinend den Kopf.

„Nein, Du darfſt nicht fürchten, o Liebe, daß ich dieſen Namen vergeſſe,“ fuhr Romeo feurig fort, „es iſt mein erſter, eigener, der Name Rudolph iſt ein angenommener Name; darum wollte ich nicht, daß Du mit Deiner Liebe verklärteſt, was ich wegwerfen muß.“

Sie ſah ihn halb erſchreckt an.

„Gefällt Dir der Name Romeo nicht?“ fragte er ſchmeichelnd und ſtrich ihr die Locken von der Wange, die unter dem Hut hervorquollen.

„Jeder Name, den Du trägſt, müßte mir gefallen,“ antwortete das Mädchen.

„Einer wird Dir nicht gefallen!“ rief Romeo, von einem plötzlichen Schmerz gefaßt, unwillkürlich.

Das Mädchen ſtarrte ihn erſchrocken an. „Was iſt Dir, mein Romeo?“ fragte ſie ängſtlich und legte ihre Hand auf ſeine Schulter.

(Fortſetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortſetzung.)

Heller Jubel herrſchte durch ganz Hattenheim. Die Weinleſe hatte begonnen. Schüſſe knallten um die Thore der Stadt; Muſik und Jubelgeſchrei miſchte ſich darein. Wagen und Schiebkarren mit Fäſſern und Kufen voll Weintrauben wurden hereingefahren, Fahnen und Kränze geſchwungen — kurz, es herrſchte ein Treiben und Leben, wie es nur die geſegneten Weinlande kennen.

Albert ſchritt durch all' dies Toſen und Wogen einſam dahin. Er kam vors Thor, ohne es zu wiſſen. In einem nahen Weingarten war es hell und laut. Ein Feuerwerk begann emporzuraſſeln, bei deſſen Schein er die Geſtalt froher Gäſte, helle Frauenkleider und die Paletots und Hüte der Herren unterſchied, die umher wandelten oder ſtanden. Emilie war mit ihrem Vater unter den Gruppen.

Vorbei, Unglücklicher, dir iſt kein Lachen, keine Freude gegönnt!

Albert lenkte ſeine Schritte weiter und weiter. Plötzlich dunkelte es — er ſah ſich mitten im Walde auf den Bergen über Hattenheim. Der Wind erhob ſich und jagte düſtere Wolken über den Mond. Es begann zu regnen. Der Referendar fand ſich trotz der ſo plötzlich und völlig eingebrochenen Dunkelheit bis an die Vorſprünge des Waldes. Da warf ihm ein Windſtoß den Hut vom Kopfe; er fand ihn wieder, aber nun war er ganz irre über die Richtung des Heimwegs. Von Hattenheim und ſeinen Lichtern ſah er nichts. Der Wind überrauſchte das Lärmen der Weinleſe, das ſonſt bis zu ihm heraufgedrungen wäre. Er ſchritt auf einem Haideboden dahin, kam an eine Mauer, überſtieg mehrere Hecken, und nun ſprang dicht vor ihm ein helles flackerndes Licht auf. Es war der Yſopſtein; es war die verfallene Burg ſeiner Ahnen. Das Feuer brannte auf dem Herde der Küche, deren Thüre durch ihre breiten Lücken den Schein durchließ. Albert gelangte auf den graſigen Hof, und beeilte ſich, vor dem immer heftigeren Regen die Küche zu erreichen. Er ſah ſich um; gleich neben dem Herde öffnete ſich eine zweite Thüre zu dem einzigen wohnlichen Zimmer der Ruine. Er hörte darin ſprechen. Es war ſeine Großtante, die Frau von Honau. Er klopfte an; ſie hörte es nicht; er machte die Thüre auf und ſah die alte achtzigjährige Greiſin auf einem zerriſſenen Lehnſtuhle vor'm Tiſche. Sie hatte eine Brille aufgeſetzt, ein Buch vor ſich und las mit nickendem zitternden Haupte, wobei ihr die eisgrauen Locken unter der weißen Haube hervor über die Stirne wehten:

„An den Waſſern zu Babel ſaßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten. Unſere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen ſind. Denn da hießen uns ſingen, die uns gefangen hielten, und in unſerm Heuten fröhlich ſein: Lieber ſinget uns ein Lied von Zion. Wie ſollten wir des Herrn Lied ſingen im fremden Lande? Vergeſſe ich dein, Jeruſalem, ſo werde meiner Rechten vergeſſen. Meine Zunge müſſe an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich nicht laſſe Jeruſalem meine höchſte Freude ſein. Herr, gedenke der Kinder Edoms am Tage Jeruſalems, die da ſagen: Rein ab, rein ab bis auf ihren Boden. Du verſtörte Tochter Babel, wohl dem, der dir's vergilt, wie du uns gethan haſt. Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerſchmettert ſie an dem Stein.“

Albert, auf's Heftigſte ergriffen, ſtürzte hervor und fiel unter ſchmerzlichem Schluchzen am Stuhle

der alten Frau auf die Kniee. Sie erkannte ihn gleich und legte die Hände auf sein Haupt. Aus ihrem Auge stahl sich eine Thräne und fiel in sein dichtes lockiges Haar hinab. Der Sturm toste um die alte Burg und der Regen schlug heftig gegen die Scheiben. Es war eine merkwürdige, eine seltsame Scene, auf die eine alte zinnerne Oellampe ihr gelbes Licht warf.

In Hattenheim dauerte der Weinlesejubel immer vier Tage. Am letzten Tage fand im Stern der Casinoball statt, welcher diese Feier jedesmal abschloß. Herr von Goes hatte Albert dringend gebeten, auf dem Balle zu erscheinen. Albert sagte zu, da er vor dem Geräusche doch nicht hätte schlafen können. Ein zahlreicher glänzender Damenflor war schon versammelt. Die Herren probirten Handschuhe an oder plauderten mit den Schönen. Die älteren Männer tranken und rauchten in den anstoßenden Räumen. Das Orchester spielte Einleitungsstücke. Da kam Albert am Arm des Herrn von Goes in den Tanzsaal. Er sah so hübsch, so interessant heute Abend aus; der Frack kleidete ihn vortrefflich; seine Augen strahlten ein Feuer, eine Begeisterung — da begegneten sie einer Gruppe von Damen. Man begrüßte sich. Es war Emilie mit zweien ihrer Freundinnen, die eine jene Frau Finanzassessorin, Namens Cäcilie, die andere eine Tochter des Landrichters. Emilie war zum Entzücken schön. Albert begann die Unterhaltung mit ihr, während Herr von Goes ihre Begleiterinnen beschäftigte.

„Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig," sagte er mit einem Blicke, in den er all' seine Seele legte. „Sie ließen mir den Ring zukommen, den ich vergessen hatte. Ich hätte seinen Verlust nie verschmerzt. Mein Dank kommt spät, aber es lag nicht an mir, daß er nicht früher kam."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

In Hindostan werden die Tauben nicht gefüllt und gebraten und mit jungen Schoten oder mit Salat verzehrt, sondern sie dienen daselbst zu einem edleren Zeitvertreibe. Die Orientalen sind nämlich Meister in der Kunst, Tauben abzurichten, und die reichen Mohamedaner haben in ihren Häusern fast sämmtlich einen Diener, dessen ausschließliches Geschäft es ist, Tauben zu kirren. Die Tauben benutzen den Unterricht, den sie bekommen, so gut, daß sie endlich wie Soldaten auf das Kommandowort hören. So sieht man z. B. einen Flug brauner Tauben sich in die Lüfte erheben und alle erdenklichen Manöver ausführen, indem sie der Stimme ihres Lehrers gehorchen, der ihnen mit einem kleinen Stäbchen, das er in der Hand hält, die Bewegungen andeutet, die sie exekutiren sollen. Hierauf wird ein Schwarm weißer Tauben losgelassen, der ebenfalls in die Höhe steigt und sich mit den braunen Tauben vermengt; die Thiere fliegen nun vereinigt nach allen Richtungen und man sollte meinen, daß es unmöglich sei, sie wieder zu trennen. Sowie aber ihr Lehrer, selbst im Augenblicke der größten Konfusion, das gewohnte Signal ertönen läßt, sondern sich die Tauben sogleich von einander ab und bilden auf's Neue zwei nach den verschiedenen Farben getrennte Gruppen. Wenn diese Bewegung ausgeführt ist, steigt ein dritter Taubenschwarm, und zwar von blauer Farbe, in die Luft, und nun ist der Augenblick, wo die amüsantesten Manöver von diesen lieben Thieren ausgeführt werden; die drei Gruppen bleiben getrennt und fliegen gegen einander an, auch zwischen einander hindurch, bald steigen sie hoch in die Lüfte, bald senken sie sich langsam nieder und Alles dies in symmetrischer Ordnung und auf das Kommando ihres Lehrers. Ist das Spiel zu Ende, so werden die Tauben sämmtlich wieder zurückgerufen und bekommen dann zur Belohnung eine reichliche Fütterung auserlesener Körner. Sodann begibt sich jede Taube in den Schlag, der ihr, je nach ihrer Farbe, bestimmt ist. Dieses letzte Manöver führen die Thiere mit einer komischen Wichtigkeit aus, wie im stolzen Bewußtsein ihrer hohen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit.

## Pflanzen-Räthsel.

Viele schlanke Säulen ragen
Aus der Ersten hohen Hallen;
Den, der diese aufgeschlagen,
Meine beiden Letzten sagen.

In die Erste mußt du wallen,
Willst das Ganze du erfragen;
Trink's im Weine, und vor allen
Wird dir dieser Trank gefallen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Dienstag, 9. August 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Dir meine Lebensgeschichte noch nicht erzählt," sagte der Jüngling, „ich habe Dir noch nicht gesagt, wen Du liebst. Vielleicht, wenn Du es erfahren hast, verfluchst Du die Stunde, die uns zusammengeführt und stößest die Hand mit Abscheu zurück, die die Deine anzufassen wagte, als die eines Engels anzurühren wagte, der allein im Stande bist, verwundete Seelen zu heilen und schwere Schicksale zu versüßen." Romeo preßte schmerzlich die Lippen aneinander und ließ die Hand des Mädchens los.

„Nein, nein, mein Romeo!" rief sie leidenschaftlich und schmiegte sich eng an seine Brust, „ich werde nie diese Stunde verfluchen, ich weiß, daß Du lieb und gut bist und jeder schlechten Handlung unfähig. Und wenn Du unglücklich, gehaßt und verfolgt bist, ich wollte um so inniger an Dir hangen und Dich trösten und nie und nimmer verlassen." Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und wie sie sich zurückbog, um ihm den schmerzlichen Zug von den Lippen zu küssen, löste sich das Band, welches ihren Hut hielt, und ihre weichen Locken umwallten seine Schulter. — „Nein, Du kannst nicht böse sein," sagte sie innig und blickte ihm ins trübe Auge, „und hinter dieser schönen Stirn können keine niederen Gedanken wohnen. Aber vielleicht bist Du verleumdet und von schlechten Menschen verfolgt. Und wenn Du das bist," fuhr sie zärtlicher fort und hielt seine Hand fest zwischen ihren beiden, „dann will ich Dich noch lieber haben, weil Du unser Schicksalsgefährte bist. Ach, mein Vater ist von zwei tückischen Menschen verfolgt und hat so viel erdulden müssen in dem öden Land der Verbannung. Und nun, da er wieder kommt, fällt ihn sein grausamer Widersacher an und wirft ihn durch einen heimtückischen Dolchstoß auf's Krankenbett. Aber wie glücklich bin ich, daß ich in Dir einen Beschützer und treuen Freund habe, der uns vor unseren Feinden schützen und meinen guten Vater rächen kann an dem hinterlistigen Mörder."

So süß und schmeichelnd diese Worte über Juliens Lippen flossen, — für das Ohr des unglücklichen Romeo waren sie Gift. Seiner Brust entrang sich ein dumpfer Wehlaut, als er auf eine Laube deutete und mit gebrochener Stimme sagte: „Laß uns dort niedersitzen, daß ich Dir meine Geschichte erzähle."

„Laß uns hingehen," sagte das Mädchen freundlich und hielt seine Hand fest, „und dann erzählst Du mir auch, warum Du damals, als Du so erschrocken zu mir ins Zimmer tratst, so jammernd weggingst und wie Du das Medaillon fandest und Alles, Alles."

„Alles sollst Du erfahren," sagte er gefaßter, als er sich auf die Bank in der Laube niedersetzte.

Das Mädchen setzte sich an seine Seite, legte ihre Wange an seine Schulter und sah ihm lauschend ins Auge. Romeo erzählte der aufhorchenden Geliebten Alles, was er damals dem buckeligen Diener erzählt hatte. Aber noch viel inniger und eindringlicher. Er erzählte von seinem elternlosen Alleinstehen und schilderte seine Sehnsucht nach seinem Vater so wahr und ergreifend, daß Julie ihn mit Thränen des Mitgefühls in den Wimpern auf die Stirn küßte, gleichsam als wollte sie ihn noch nachträglich trösten. Darauf berichtete er von den hehren Empfindungen, die das Medaillon in ihm erregte und wie er die unbekannte Geliebte auf dem Karneval vergeblich gesucht.

„Ich war auch nur die beiden letzten Abende dort," unterbrach Julie, hochentzückt von den geschilderten Gefühlen, den geliebten Erzähler. „Wir waren mit dem Grafen Dolgoroky, von dem ich Dir noch Vieles erzählen werde, in Terni und kehrten erst gegen das Ende des Karnevals nach Rom zurück, wo der kränkliche Mann bald darauf

Digitized by Google

plötzlich starb." Darauf fuhr Romeo, von der schmeichelnden Geliebten aufgemuntert, fort, dem aufmerkenden Mädchen seine Entfernung von Rom, um die beiden Verlorenen zu suchen und das Auffinden seines Vaters zu erzählen, den er von einem Feind erschossen im Blut liegen sah. Er wußte seine Empfindungen, die ihn beim Anblick seines unglücklichen, wie er glaubte, erschossenen Vaters durchstürmten, so erschütternd zu schildern, seine Verzweiflung, so nahe am ersehnten Ziel seiner Wünsche gescheitert zu sein, seinen aufflammenden Haß, seinen heiligen Zorn gegen den Mörder, daß Julie in Thränen ausbrach und ihn voll innigen Mitleids auf die Wangen und den bebenden Mund küßte.

„Und hältst Du es für Sünde," fragte Romeo nach einer Pause, „daß ich meinen armen Vater in der ersten Gluth des rasenden Schmerzes an seinem Feind rächte?"

„Nein, nein!" rief Julie feurig und drückte ihm die Hand, „ich würde es für Sünde gehalten haben, wenn Du es nicht gethan hättest. Würde ich ja doch meinen eigenen Vater, der mit dem Deinen so viel Aehnlichkeit hat, an dem Elenden, der ihn ermorden wollte, rächen, wenn ich nur die Kraft besäße."

Todtenbleich richtete sich Romeo auf: „Dieser Elende bin ich!" sagte er mit dumpfer, langsamer Stimme und deutete auf seine Brust.

Es entstand eine schwere, schwüle Pause, die nur von dem erstickten Schluchzen des Mädchens unterbrochen ward, das, beide Hände vor das Gesicht gepreßt, heftig weinte. Romeo lehnte mit der Stirn am Pfosten des Eingangs und starrte trockenen Auges in den Sand, die Haare hingen ihm wirr um die bleiche pochende Stirn, er hörte das Schluchzen des Mädchens dumpf an sein Ohr schlagen, und es war ihm, als beweine sie ein gestorbenes Glück. Die Sonne schien hell auf die bunten Blumen draußen, und die Vögel zwitscherten und die Bienen summten um die Gebüsche, aber in seiner Brust war finstere Nacht, und es wäre ihm am liebsten gewesen, wenn ihn ein plötzlicher Sturmwind weit, weit fortgetragen hätte, wo er das Mädchen nicht mehr weinen hörte und er sich in Gras und Sand wühlen konnte, um vor Herzeleid zu sterben.

Endlich wandte sich der Jüngling langsam um nach dem Mädchen, kniete vor ihr nieder, rührte ihren Arm an und sagte mit tonloser Stimme: „Julie!"

Aber die trostlos Weinende rückte von ihm weg, sie schien zurückzuschaudern vor seinem Berühren.

„Mein Unglück ist voll," sagte Romeo mit tonloser Stimme, indem er sich schwer die verwilderten Haare von der blassen Stirn strich; „mein Vater hat mich verstoßen um Deinetwillen und Du verstößest mich um meines Vaters willen. So steh' ich wieder so einsam in der Welt, wie vorher, aber elender, weil ohne Hoffnung. — Lebe wohl, Du Ewiggeliebte!" rief er, indem er vor ihr von Neuem niederkniete und sie leidenschaftlich umschlang. „Lebe ewig wohl! Dieser eine Kuß noch und dann Vergessen, ewiges Vergessen!"

Er küßte die Widerstrebende glühend auf die Stirn, er bedeckte sie mit Küssen. Die Thränen des Mädchens rannen zwischen ihren Fingern hervor und sie schluchzte krampfhaft vor namenlosem Weh. „Lebe wohl, Julie!" sagte der unglückselige Mann mit erstickter Stimme. Dann stand er schwer auf und ging aus der Laube, taumelnd und mit verwildertem Angesicht.

Als Julie seinen Schritt im Sand knirschen hörte, richtete sie sich auf und schaute dem Fortwandelnden nach mit geisterhaften Augen. Ihre Thränen versiegten plötzlich, sie zitterte und stand auf. So wie der unglückliche Jüngling jetzt mit gebeugtem Haupt und von wilder Verzweiflung geschüttelt zwischen den Gebüschen verschwand, ganz so wankte er damals die Treppe hinunter — wie hatte sie ihn damals bemitleidet und jetzt, da er fortging auf Nimmerwiedersehen — „Nein, nein, ich kann ihn nicht lassen!" rief Julie heftig erregt, „er ist unglücklicher als wir Alle! Wer soll ihn trösten, wenn ich ihn nicht tröste, wer?"

Alle Liebe, die sie jemals für den schönen Mann empfunden, durchwallte sie jetzt heißer, inniger für den Mitleidwerthen. Sie fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, wo sie ihre Liebe bewähren müsse und bebend vor Sehnsucht, mit fliegenden Locken und leuchtenden Augen eilte sie ihm nach. Sie erreichte ihn, er hörte ihre leichten Schritte nicht; erst als sie ihn leidenschaftlich umschlang, als ihr fliegender Athem seine Wange streifte, enthüllte er sein Gesicht und stand schwerathmend still.

„Mein Romeo, bleib', bleib'!" rief das Mädchen leidenschaftlich und küßte ihn wieder und wieder, „verzeih' Deiner Julie, daß sie Dich in Verzweiflung hat weggehen lassen, von nun an will ich Dich nimmer verlassen und will Dir Alles tragen helfen, Alles."

In stillem Weinen hing sie an seinem Hals, ihre Blicke schienen um Vergebung zu flehen. Romeo hielt sie stumm umschlungen, eine unsägliche Seligkeit durchrann seine Seele. „Und vergibst Du mir wirklich?" sagte sie unter Thränen lächelnd. „Ach

sieh, ich war gewohnt, alle Tücke und Bosheit an die Vorstellung von dem Feind meines Vaters zu knüpfen, darum erschütterte und schmerzte mich Dein Wort, daß Du dieser Gehaßte seiest, so unendlich, und ich konnte nur weinen und weinen über Dich, über mich und über uns Alle. Ach, und wenn Du erst meinen Vater kennst und weißt, wie lieb und gut er ist, Du wirst meinen Schmerz verzeihlich finden, daß das unselige Schicksal Dich zu seinem Feind gemacht hat, aber Du bist unschuldig, Du kanntest ihn nicht. Ich aber kenne Dich und weiß, wie unglücklich Du bist. Er wird Dir verzeihen und Alles wird gut werden."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Emiliens Wangen färbten sich bei diesen Worten Alberts. „Sie hatten ihn vergessen?" frug sie ihn, freundlich aber ungläubig lächelnd.

„Ich hatte das Recht verloren, ihn zu besitzen, oder fürchtete, es verloren zu haben. Kurz, mein Fräulein, ich wagte es nicht mehr, diesen Ring zu besitzen. Gott weiß, wie hart es mich ankam, ihn zu missen."

„Sie waren damals sehr sonderbar, Herr von Wingefeld."

„Gnade, Fräulein! Ich hätte anders sein und thun können; allein ich wollte nicht aussehen wie Einer, der sich vertheidigen oder entschuldigen muß. Und jetzt bin ich alles Mitleids werth — ich habe meinen Prozeß verloren."

„Ich bedaure Sie von Herzen, Herr von Wingefeld. Sie hätten nicht so thöricht sein sollen, diesen Prozeß zu beginnen, sagt man mir."

„Sie sind vortrefflich unterrichtet, mein Fräulein." — Alberts Worte ließen einen leisen Spott durchschimmern.

„Ich verstehe das natürlich gar nicht."

„Desto besser verstehe ich es; und ich versichere Sie, Fräulein Winhold, daß ich ohne diesen Prozeß gar nicht mehr leben kann."

„Sie wären mir viel lieber ohne ihn. Würden Sie nicht besser thun, sich auf Ihren Beruf zu werfen; in zwei Jahren wären Sie ein Beamter und was fehlte Ihnen dann?"

„Sie sind allzugütig, mein Fräulein. Ich sehe, darin werden wir nie übereinstimmen. Sprechen wir lieber von meinem Erkerzimmer. Was haben Sie daraus gemacht? Nichts Ueberes und Freundlicheres dachte ich mir, als Sie darin sitzend."

Emiliens Auge strahlte, ihre Wangen hatten sich hochroth gefärbt. „Ich bin manchmal oben," sagte sie, Albert anschauend, der diesen Blick mit seinem ganzen Herzen auffog.

Da schmetterten die Hörner und Trompeten zur Polonaise. Albert ergriff Emiliens Hand und reihte sich an die anderen Paare.

Wie wechselvoll ist des Menschen Leben! Gestern verirrt, schmutzig, beregnet durch wilden Wald sich Bahn machend, heute zur gleichen Stunde im hellen warmen Saale, an der Hand des schönsten Mädchens inmitten glänzender Spiegel, Kronleuchter, inmitten von Blumen und Wohlgerüchen beim Klange der Musik dahinschwebend! Gestern niedergebeugt bis zum Tode, heute erhoben bis zu den Sternen.

Emilie war in der That die Schönste von Allen. Als sie im Walzer am Arme des Geliebten dahinglitt, schaute ihr Alles nach. Noch nie war Albert ein Tanz so kurz geworden.

„Sind Sie wieder mit mir versöhnt, Fräulein Emilie?" frug er, als er sie zu ihrem Platze zurückführte, und wagte ihre Hand zu drücken. Er fühlte einen leisen Gegendruck.

„Ja," sagte sie, „aber der Vater zürnt Ihnen noch."

„Dafür könnten Sie doch?" meinte Albert.

„O nein, das ist Herrn Alberts Sache," entgegnete sie lächelnd. „Sein Sie nur recht artig, und ich wüßte nicht, was er dann gegen Sie haben sollte."

Albert kehrte zu Herrn von Goes zurück. „Hatte ich Recht?" frug dieser, und Albert drückte ihm stumm die Hand. Ein aufmerksamer Beobachter würde im Verlauf des Balles an Herrn Schleich eine gewisse unbehagliche Unruhe bemerkt haben, die jedesmal kulminirte, wenn Albert an Emiliens Seite war. Er war bemüht, sie fortwährend im Kreise der Familie Schraidt, Dippelt und deren Angehörigen festzuhalten. Anna von Dippelt unterstützte ihn dabei, allein die Freundin Cäcilie, welche Albert dafür im Stillen segnete, vereitelte alle diese Kunstgriffe. Sie schien sich überhaupt lebhaft für ihn zu interessiren, und war sehr erfreut ihn kennen zu lernen, nachdem sie so lange unter einem Dache gewohnt, ohne sich je zu sprechen. Kurz, Herr Schleich sah alle seine Manövers vereitelt. Der verfolgte, verleumdete, mit Personalarrest bedrohte, angeklagte, von Einladungen ausgeschlossene, nachtschwärmende, prozeßverlustige, am Rande des Verderbens taumelnde Herr von Wingefeld tauchte plötzlich wie der Riese Antäus springkräftig auf und stellte den gewandten, frisch und leicht konversirenden, flott

Digitized by Google

tanzenden jungen Kavalier so unnachahmlich dar, daß sich Herr Schleich völlig ausgestochen fühlte.

„Es ist pure Desperation von dem Schlingel," flüsterte ihm Frau Schraidt tröstend ins Ohr, als Albert soeben an der Seite Cäciliens eine Quadrille vortanzte.

Gegen zwei Uhr Nachts verließ Emilie mit ihrer Freundin den Saal.

„Sie wollen so von mir gehen?" flüsterte Albert, der ihr gefolgt war.

„Sie wollen nicht auf mich hören?" gab Emilie ebenso leise zurück.

„Ich kann nicht, Emilie, wahrlich nicht. Seien Sie nicht grausam."

„Sie sind es, Albert. Leben Sie wohl. Ich hatte eine schöne Hoffnung, aber sie ist zu nichte geworden. Wir werden uns nie verstehen."

Das war das betrübte Ende des so reizend begonnenen Balles. Wieder hatten sich beide edele Herzen genaht, die Gott für einander schuf; und doch wieder trennten sie sich im unversöhnlichsten Gegensatze des Wollens und Wünschens. Ihre Liebe hatten sie ausgesprochen, wie hätten sie sie verheimlichen können? aber ihr Stolz rang feindlich mit einander.

Albert traf den Herrn von Goes im Punschzimmer. „Sie sind und bleiben ein Thor, lieber Albert," sagte er, das Glas des Freundes füllend.

Albert zündete eine Cigarre an und sah eine Weile starr in das Licht, dann sprach er langsam: „Sie wissen nicht, was mich bewegt, Herr von Goes."

„Sie treten Ihr Glück mit Füßen," erwiederte Herr von Goes. „Emilie liebt Sie und Sie stoßen sie von sich. Welch ein Benehmen! Welche sonderbaren Grundsätze!? Was soll ich von Ihnen halten, Albert?"

„Sie beurtheilen mich falsch. Meine Anschauungen — ich will nicht sagen Grundsätze — sind trotz der scheinbaren Sonderbarkeit ganz richtig und natürlich. Denken Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, einmal lebhaft in meine Lage, und mein Benehmen wird Ihnen nicht mehr so verwunderlich scheinen."

„Es wäre mir fast lieb . . ."

„Ich begreife vollkommen die Schwierigkeit, mich gerade Ihnen verständlich zu machen; doch versuche ich's, ich werde weit ausholen müssen."

„Zur Sache, wenn ich bitten darf."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Ein Stück aus der Handelsgeschichte Englands.) Im Jahre 1234 schlief der König von England zum erstenmale auf einem Strohsack, früher auf Brettern. 1246 waren die Häuser größtentheils noch mit Stroh gedeckt, und im Jahre 1300 kannte man in London noch keinen Kamin, geschweige denn einen Ofen. Man wärmte sich darum nur an Gluthpfannen. Wein wurde, als Arznei, in den Apotheken gekauft. Man kannte noch keine Wagen. Die Vornehmen ritten auf Pferden mit den Damen hinter sich. Im Jahre 1340 betrugen die Steuern 30,000, nicht etwa Pfund Sterlinge, sondern — Wollsäcke. Die Richter und Advokaten wurden mit Zimmet und Pfeffer bezahlt. Im Jahre 1343 kamen die ersten Stecknadeln auf; bis dahin bedienten sich die Damen hölzerner Stifte. 1344 wurde das erste Gold in England geprägt. Die ersten seidenen Strümpfe trug die Königin Elisabeth im Jahre 1561, nachdem der König von Frankreich diese Mode zuerst in Gang gebracht hatte im Jahre 1547.

(Wie man eine Antwort erzwingt!) Jemand, der von seinem Rechtsanwalt (in Glogau) in einer diesem übertragenen Prozeßsache auf alle Anfragen keine Erwiederung bekommen und nichts sich rühren sah, schrieb unter schwarzem Siegel an dessen Frau, ihr wegen des Ablebens ihres Gatten Beileid bezeigend — denn nicht anders könne man sich das tiefe Schweigen erklären. Binnen 24 Stunden war Antwort da.

(Neue Art Leinwand.) In England wird jetzt alte Leinwand wieder zu neuer verarbeitet, indem man sie durch Maschinen zerreißt, und die gewonnene Faser wäscht und wieder spinnt und verwebt. Es ist dies ein ähnlicher Prozeß wie bei den wollenen Lumpen, aus denen man jetzt neue Tücher und Teppiche macht. Auch die Seidenlumpen werden auf ähnliche Weise benutzt.

Wien. In den hiesigen adeligen Kreisen gehört es nunmehr zum guten Ton, daß keine Dame mehr in öffentlichen Gesellschaften mit einer Krinoline erscheint. Diese Verbannung des Reifrockes scheint durch das Beispiel Ihr. Maj. der Kaiserin herbeigeführt worden zu sein.

Auflösung des Pflanzen-Räthsels in № 95:
Waldmeister.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Freitag, 12. August 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

So plauderte das liebliche Kind und strich ihm schmeichelnd durch die Locken.

„Wie aber, wenn Dein Vater so unerbittlich ist wie der meinige?“ fragte Romeo bang und neigte sich zu ihr.

„Er wird Dir verzeihen,“ sagte Julie warm, „wenn er erst weiß, wie unschuldig Du bist; und wenn er es nicht einsehen will, wie sehr wir ihn bitten und Dein Schicksal vorstellen und mich mit Dir verstößt,“ fügte sie mit Innigkeit hinzu, als sie sah, wie ihr Geliebter leise den Kopf schüttelte, „dann will ich Dir zeigen, daß ich meinen Namen mit Recht trage, den er mir gegeben hat.“

Ueberwältigt von Liebe zog Romeo die Schmeichelnde an seine Brust und sie faßte seine Hand und zog ihn durch die Baumgänge des Gartens und zeigte ihm die Blumenbeete, die Springbrunnen und Vogelhäuser und sah plaudernd zu ihm auf, als wollte sie ihm den trüben Augenblick vergessen machen mit süßen, unschuldigen Liebkosungen. Aber die kurzen Wellen ihres kindlichen Geplauders spielten im festen Ufer eines heroischen Entschlusses und über der unergründlichen Tiefe ihrer Liebe, die aus ihren glänzenden Augen sprach. Sie hatte ihren runden Hut wie einen Korb am Arm hängen und sammelte die Blumen darein, die sie scherzend hier und da abbrach, wobei ihr Romeo helfen wollte. Es währte aber nicht lange, da löste sich ihre einträchtige Beschäftigung in einen anmuthigen Krieg auf, und sie jagten sich neckend und mit Blumen und Knospen werfend auf den Rasenplätzen umher. Der kleine schwarze Wachtelhund bellte vor Vergnügen und sprang von Einem zum Andern. Die Vögel in den Volièren und die auf den Blüthenbäumen zwitscherten und sangen und die schillernden Schmetterlinge wiegten sich auf den Rosen und Hyazinthen, und die frommen Schwalben schossen jauchzend durch die Luft, die liebe goldene Sonne küßte Alles.

In der Laube setzten sich die Vereinigten nieder und Julie begann die Reste der Blumen zu einem zierlichen Strauß zu ordnen. Romeo setzte sich zu ihren Füßen und schaute den Bewegungen ihrer rosigen Finger zu, wie sie Blatt an Blatt, Blume an Blume fügten und oft zaudernd inne hielten, während ihr sinnendes Auge die Farbenwahl prüfte. Bei ihrer Arbeit wußte sie so lieblich zu plaudern und schlug bei ihren kindlich anmuthigen Fragen ihr glänzendes Auge, darin ein ganzer Himmel von Liebe lag, zu dem lauschenden Freund auf, daß Romeo tagelang zu ihren Füßen hätte sitzen mögen.

Als der Strauß fertig war, nach vielen netten Abänderungen, neigte sie sich zu dem entzückten Mann und fragte neckend: „Wie gefällt er Dir, Meister Maler?“

„Der Maler ist bestochen,“ erwiederte Romeo lächelnd, „Du mußt den Verliebten fragen!“

Sie küßte ihn und steckte ihm den Strauß an. Darauf erzählten sie sich die kleineren Vorfälle ihres Lebens, die sie über den größeren vergessen hatten, und leiteten sich an der schimmernden Kette der Erinnerungen aus der dämmernden Vergangenheit in die rosige Gegenwart. Romeo beschrieb seinen Vater, sein einsames, unglückliches Leben und wußte das Mitleid, das er selbst für den alten Mann im Herzen trug, auch in der weichen Seele der Geliebten zu erwecken. „Ich hoffe aber,“ schloß er, „wenn er Dich sieht, wird er glücklicher werden.“

„Das Nämliche hoffe ich von meinem Vater, wenn er Dich erst sieht,“ sagte sie mit einem Kuß.

Darauf kehrten sie zu süßem Geplauder zurück, aber die Worte Verliebter sind bunte Seifenblasen und erhalten nur Werth durch den geliebten Athem, der sie haucht. Darum theilen wir sie nicht mit.

Digitized by Google

## XIII.

**„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“**

Die Kunde von der Krankheit des hochgepriesenen Romeo erreichte in den Kreisen der Theaterfreunde die lebhafteste Theilnahme und theilte sich nach und nach allen Kreisen der B...r Gesellschaft mit. Durch sein plötzliches Verschwinden vom Schauplatz seines Ruhms strahlte jene erste Vorstellung in um so hellerem Glanze, als sie die einzige war und durch keine Vergleichung getrübt werden konnte. Um so lebhafter war die Sehnsucht seiner Gönner und Gönnerinnen, ihn bald wieder bewundern zu dürfen, und der Direktor wurde, wo er sich blicken ließ, mit Fragen und Erkundigungen nach dem Befinden seines Gastes bestürmt, daß sich der gebrechliche alte Mann kaum mehr getraute auszugehen. In den Tagblättern und Zeitungen erschienen rührende Gedichte von Unbekannten, die sich in allen möglichen Versmaßen und den kühnsten Metaphern nach der Wiederkehr des „Meteors am Bühnenhimmel“ sehnten.

Diese Herzensergießungen waren auch so ziemlich die einzigen Klänge, die von dem Geräusch der Stadt in das friedliche Asyl des glücklichen Romeo drangen. Er hatte sich in seiner freundlichen Wohnung behaglich eingerichtet und fand in der Gesellschaft des liebenswürdigen Direktors das häusliche Glück, welches ihm die Grillenhaftigkeit seines Vaters verkümmert hatte. Der beste Trost in seiner Einsamkeit aber war die Nähe der Geliebten, die ihn täglich besuchte. Sie wußte ihm seine kleinen Wünsche an den Augen abzusehen und kein Tag verging, ohne daß sie ihm eine kleine Gabe aus der Stadt mitbrachte: bald Früchte, die sie zusammen verzehrten, Waldblumen, mit welchen sie sein Zimmer schmückte, Bücher, die sie zusammen lasen. Auch eine Laute brachte sie eines Abends unter ihrem Tuch und sie wußte die anmuthigsten Melodieen darauf zu spielen, die sie mit silberner Stimme begleitete. Der alte Direktor hatte für eine Staffelei gesorgt und das eifersüchtige Kind ließ es sich nicht nehmen, dem Maler Farben und Leinwand selbst einzukaufen und mitzubringen. Auch Crayons und Skizzenbücher brachte sie herbei, denn sie wollte mit aller Gewalt zeichnen und malen lernen. Wer ihren Eifer gesehen hätte, mit dem sie ihren Wunsch verfocht, hätte geschworen, daß in dem eifrigen Kinde zum wenigsten eine Angelika Kaufmann stecke, wie sie in der Musik eine Cäcilia war. Und doch war die Eigensinnige trotz ihrer niedlichen Finger, die Griffel und Pinsel so zierlich zu halten wußten, die ungelehrigste und ungeschickteste Schülerin von der Welt. Vielleicht war auch der Lehrer schuld, der sie bei ihren Uebungen so komisch ansah, daß sie den Stift zornig wegwarf und betheuerte, sie werde es nie und nimmer zu Etwas bringen, wenn er sie so betrachte. Dann strich er ihr lachend die Locken aus dem trotzigen Gesicht, küßte sie auf den schmollenden Mund und führte ihr die Hand, wo dann der gelehrige Bleistift so lange Engelsköpfe entwarf, bis der rechte getroffen war. Bunter ging es natürlich bei der Farbenmalerei zu, in der die forschungslustige Schülerin die genialsten Erfindungen in der Farbenmischung machte. So zum Exempel rührte sie Grün und Roth durcheinander, um einen Herbstwald zu illuminiren und Blau und Orange, um einen Abendhimmel zu färben. Weh dem Zweifler, wenn er den Wald lehmfarben, den Himmel grün zu nennen wagte! Die kleine Tyrannin hielt ihm die Hände fest und schwor unter fürchterlichen Eiden, seine Finger himmelgrün zu malen, wenn er seine Verleumdung nicht zurücknehme. Er zog es vor, lieber das Prisma zu beleidigen als die zornige Geliebte und löste sich mit einem Kuß des Einverständnisses. Diese kleinen Fehden wiederholten sich in den artigsten Variationen, so lange die Lektionen dauerten, und nahmen ein Ende, sobald die ungeberdige Farbenmischerin zur Farbenreiberin degradirt wurde.

Endlich wurde die Materei ganz beseitigt und nur in den Stunden, wenn der geliebte Störenfried nicht da war, wagte der Künstler in der Beschäftigung mit dem Bilde einen schwachen Ersatz zu suchen für die Neckereien des Originals. Oft wurde auch der alte Direktor mit ins Spiel gezogen und der gutmüthige alte Herr hatte nicht wenig zu leiden von dem Muthwillen seiner lärmenden Gäste. Und wie treu nichtsdestoweniger — oder gerade deßhalb — sorgte der alte Mann für das Wohl seiner Schützlinge! Er besuchte fast täglich den alten Herz, der noch immer an seiner Schrift arbeitete und vor Sehnsucht brannte, den berühmten Romeo zu sehen, von dessen wunderbarem Genie das Gerücht Unglaubliches meldete, den alle Poeten besangen, dessen Krankheit alle Zeitungen in Trauer versetzte, dessen Liebenswürdigkeit und Ehrenhaftigkeit der alte Freund nicht genug loben konnte. Um ihn drehte sich meistens das Gespräch der drei Menschen, wenn sie im Erkerzimmer hinter der grünen Epheuwand zusammensaßen. Lenker wußte trefflich die edlen Eigenschaften seines Gastes hervorzuheben und legte ihm Aeußerungen in den Mund, welche die wohltönendsten Saiten in der Brust des kranken Schauspielers vibriren ließen, und ließ noch so viele Trefflichkeiten des wunderbaren Jünglings ahnen, daß Herz heimlich den Entschluß faßte, einen der nächsten schönen Tage

Digitized by Google

zu benutzen, um den alten Freund und seinen Gast im Schweizerhaus unvermuthet zu überraschen. Nach der Krankheit des jungen Künstlers befragt, antwortete der Direktor, indem er in symbolischer Absicht ganz leise mit der Fußspitze den Schuh Juliens drückte, daß der arme Jüngling am Herz leide. Mit einem betrübten Seufzer suchte der schlaue alte Herr den uneigentlichsten Sinn dieser vieldeutigen Erklärung anzudeuten.

„Er hat doch nicht etwa die Herzwassersucht?" fragte Herz ängstlich.

„Im Gegentheil," antwortete der verschlagene Direktor, „er hat eine Herzentzündung."

Trauriger sah es im alten Waldschloß aus. Wer in diesen schönen Maientagen durch den rauschenden Buchenwald schritt, in dessen Tiefen der Gießbach brauste, die Vögel sangen und die blauen Glockenblumen blühten, der mußte den Bewohner des alten Epheuthurms beneiden, denn ein traulicherer, kühlerer Aufenthalt als diese Burg, die dem Mai so recht im Schooße saß, war nicht zu finden. Hätte aber dieser Neider das Herz dieses einsamen Bewohners mit in Kauf nehmen müssen, er würde lieber in ewigem Winter zu wohnen begehrt haben, mit einem Frühling im zufriedenen Herzen, als in diesem Sitz des Frühlings, mit dem öden Winter in der Brust, den die glühenden Lavaströme tiefverborgener Leidenschaft nicht hinwegzuschmelzen vermochten.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Vorerst, mein Freund," erwiederte Albert, „werden Sie mir zugestehen, daß unsere nüchterne Zeit allen außergewöhnlichen Dingen sehr abhold ist. Giftmorde, Brandstiftungen, bewaffnete Hinterhalte und ähnliche Mittel der Selbsthilfe finden ihre Würdigung nur noch vor dem Staatsprokurator, der sie zur Anklage verstellt, bei der Gendamerie, welche sie verfolgt, und durch den Richter, der sie aburtheilt. Hintennach, wenn der Spruch vollzogen ist, figurirt der Fall etwa noch in der Kriminalstatistik, und damit hätten wir Alles beieinander. Das Publikum fragt dabei den Teufel nach deinen Motiven, nach den tausend peinigenden Nadelstichen des Schicksals, nach den tausend unfaßbaren und darum so blutigen Beleidigungen heimlich wirkender Feinde, die dich zum Aeußersten trieben. Die blödsinnige Menge sieht in dir ein verworfenes Subjekt, einen maßlosen Geist, der in der Verirrung ausschweifender, korrupter Phantasie, unsinnige Anschuldigungen gegen ruhige Bürger in sich nährte und an ihnen zum Verbrecher ward. Man hört dich nur mit Ekel und Abscheu reden, und folgt dagegen den Auseinandersetzungen der Staatsbehörde mit Befriedigung und Beifall. Man bewundert die Kunst ihrer Darstellung, die Kraft ihres Ausdruckes; man spendet auch deinem Vertheidiger (der dich und deine That natürlich nicht begreift) für die Gewandtheit, mit der er eine so sehr verlorene Sache zu retten sucht, das gebührende Lob. Die Geschworenen sprechen ihr Schuldig. Du suchst vergebens mit den Augen unter den Hunderten, welche der Verhandlung anwohnen, nach einem Gesichte, das dir ausdrückte: Ich bin's, der dich und deine Rache versteht. Dann bringt man dich ins Gefängniß zurück und aus dem Gefängniß aufs Schaffot, oder in schwere Ketten unter den Auswurf der Menschheit, ohne daß du bei Einer Seele Glauben, Verständniß oder Trost gefunden hättest. Selbst der bestellte Priester kann sich deinen Fall nicht denken, weil er in jeder Kasuistik fehlt, und hält deine Ausführung des Motivs zur That für lügenhafte Beschönigung. Wo du die Vorsehung verantwortlich machen möchtest für den Triumph der Lüge, der heimlichen Bosheit, und für deinen schmählichen Untergang, da will der Geistliche, daß du dich in Zerknirschung als armer Sünder bekennest. Was wäre im Stande, diesen Kontrast zu heilen?"

„Noch weiß ich in der That nicht, wohin Sie mit alle dem wollen ..."

Albert hatte einen Augenblick inne gehalten, um einen tiefen Zug aus dem frisch gefüllten Glase zu thun. Dann fuhr er fort: „Ich habe Ihnen hiermit gesagt, was ich erwog, so oft die Leidenschaft mich zu übereilten Handlungen hinzureißen drohte. Wie oft zuckte es mir in der Hand, den Stock aufzuheben und dem zähnefletschenden Gegner den Schädel zu zerschmettern, damit sein strömendes Blut das zehrende Feuer meiner Rachbegier lösche. Wie oft rief es mir zu: Reize den Feind, stachle ihn und würge ihn dann. Aber Gott sei Dank, ich hielt an mich. So hätten sie es ja grade am liebsten gewollt; einen Erzeß wünschten sie, der mich den Händen der strafenden Gerechtigkeit überantworte."

„Sie sprechen stark wie Karl Moor," meinte Herr von Goetz.

„Finden Sie?" frug Albert zurück. „Und bei Gott, Sie haben recht. Ich sage Ihnen, es gibt nur zwei Bücher, die das sagen, was ich leide und fühle. Es sind die Räuber und Werther's Leiden."

„Puh, das ist altfränkisch. Sollten Sie zufällig ein Schwärmer sein?"

Digitized by Google

„Dummes Zeug! so wenig wie Karl Moor oder Werther. Der eine iſt so wenig verſtanden wie der andere; und ich erdreiſte mich zu behaupten, daß Goethe, da er einen Taſſo ſchrieb, ſeinen Werther ſelbſt nicht mehr begriff."

„Sie belieben zu ſchwindeln. Sollte Ihnen der Punſch zu ſtark ſein?"

„Armer Herr von Goes, Sie dauern mich, daß Sie mir ſo zuhören müſſen. Wählen wir lieber einen faßlicheren Gegenſtand. Wünſchen Sie, daß ich von Pferden ſpreche?"

„Nicht übel von Ihnen, mein guter Albert, betrachten Sie ſich übrigens als nicht unterbrochen. Sie gefallen mir im Ernſte, wenn Sie ſo Alles oberſt zu unterſt kehren."

„Ich ſchmeichle mir damit, Ihrer Verſicherung zu glauben, und fahre fort. Schiller zeigt Ihnen in Karl Moor eine Natur, die den beſten Willen hat, ins Gleis zu kommen, aus dem ſie durch den Durſt nach Thaten in einer elenden thatenloſen häßlichen Zeit gerieth. Ränke und Lügen hemmen ihm den Wiedereintritt in das Glück des häuslichen, heimiſchen Lebens. Er fühlt ſich ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft der Menſchen, die er in Liebe umfaſſen, für die ſein edles Herz warm fühlen würde, gönnte man ihm eine Stelle unter ihnen. Die tiefempfundene Schmach drückte ihm den Säbel in die Fauſt und ſpricht: Räche dich! vertilge die Lügenbrut und ſei ein Retter der gekränkten Unſchuld, dem gebeugten Rechte."

„Ich ſehe darin nichts Beſonderes! Wie?"

„Deſto beſſer werden Sie mich verſtehen. Karl Moor mußte ſo handeln in einer Zeit, wie ſie Schiller ihm anwies; nur ſo fand er Linderung ſeiner Seelenleiden, Sühne ſeiner tödtlichen Schmach. Im Blut und Pulverdampf mußte er ſich berauſchen; das nur heilte, das nur kühlte. Als er ſatt war des Entſetzens, als er ein Räuber — einkehrend auf dem Schloſſe ſeiner Ahnen die Geliebte wiederfand und den alten treuen Diener, die Orte ſeiner Jugendſpiele und die Träume der Knabenzeit, da faßte ihn der Ekel vor ſich ſelbſt an. Er fand den Maßſtab für ſeine Geſunkenheit an alle dem, was ihn umgab, und ſein Ziel war erreicht. Verſtehen Sie nun wohl, Herr von Goes. Karl Moor fand in der Zeit, wo es keine andere Thaten gab, als die bezahlter Krieger, Bewunderung und Anerkennung. Je toller, je beſſer. Das Verbrechen war damals noch etwas Ritterliches, ein Stückchen Fauſtrecht. Heutzutage dagegen iſt man anderer Anſicht, und darum thue ich nicht wie Karl Moor, wiewohl ich in gleicher Lage bin. Ich thue euch nicht wie Werther, weil ich das Todtſchießen für eine Dummheit halte und mir bewußt bin, nur denen einen Gefallen zu thun, die mich haſſen. Allein ich verſtehe die unauslöſchliche Schmach und den zehrenden Gram darüber, als man ihn aus jener Abendgeſellſchaft wies. Daß er nun ſeinen Feinden eine Blöße gab, daß er nun die Blicke der Schadenfreude, des Hohns auf ſich gerichtet ſah, daß er nun mit einer Art von Gegnern zu thun hatte, die unſichtbar und unfaßbar ihre Streiche führen: mit verſtelltem Beileid, wohlwollendſcheinenden Rathſchlägen und theilnehmenden Fragen voll verſteckter Bosheit; daß ſein Wünſchen, Fühlen und Vorſtellen mit dieſer niederträchtigen Erinnerung beſudelt war — nur das führte ihn zu Tode. Unſtet ſprang er von Plan zu Plan, unſtet flüchtete er vor ſeinen eigenen Gedanken von Ort zu Ort. Er ſuchte etwas, das ihn ganz erfülle und anſporne, um der Qual zu vergeſſen. Nur Lotte konnte dies ſein. So kehrte er zu ihr zurück; nicht, weil er ſie liebte; denn Werther liebte Lotte nicht."

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Parfüms.) Unſere Leſerinnen intereſſirt es vielleicht, zu erfahren, wo größtentheils die Blumen wachſen, deren ſüßen Duft die ſchönen Flacons auf ihrem Toilettentiſche aushauchen. Der Hauptplatz dafür iſt das ſüdliche Frankreich und Piemont, namentlich Montpellier, Graſſe, Nismes, Cannes und Nizza; die beiden letzteren Orte ſind namentlich das Paradies der Veilchen und liefern jährlich gegen 13,000 Pfd. Veilchenblüthen. Nizza erntet bei 100,000 Pfd. Orangeblüthen und Cannes ebenſo viel von feinerem Geruch; 500 Pfd. Orangeblüthen geben etwa 21 Pfd. reines Neroli-Oel. Zu Cannes gedeiht die Akazie beſonders gut und liefert jährlich gegen 9000 Pfd. Blüthen. Eine große Parfümerie-Deſtillation zu Cannes verbraucht jährlich 140,000 Pfd. Orangeblüthen, 20,000 Pfd. Akazienblüthen (**Acacia Farnesiana**), 140,000 Pfd. Jasminblüthen, 20,000 Pfd. Veilchen und 8000 Pfd. Tuberroſen, neben einer großen Menge anderer wohlriechender Kräuter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Sonntag, 14. August 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Der alte Baron war seit der Verstoßung seines Sohnes noch viel feindseliger geworden, und der treue Gottlieb hatte sich doch verrechnet, da er glaubte, der Alte würde den Schicksalsgenossen sogleich adoptiren, oder doch als einzigen Tröster und mitfühlende Seele in seiner Nähe dulden. Mit nichten. Die Liebe zu seinem Sohn war gerade so alt wie der Menschenhaß des alten Mannes, und die Hoffnung auf ein fernes, auf diese Liebe gestütztes Glück war so tief in seinem Herzen eingewurzelt, daß er wohl durch die Vertreibung seines Sohnes ihre Blüthen abreißen, nicht aber ihre Wurzeln ausrotten konnte, die sofort neue Schößlinge trieben, sobald sich seine erste Wuth gelegt hatte. Erst nachdem Romeo fort war, fühlte der arme Misanthrop, wie theuer er ihm gewesen war. Er konnte sich nicht entschließen, seine Hoffnungen mit Stumpf und Stiel auszurotten, so wenig er seinen Haß gegen seine Feinde aufgeben konnte. An Beides hatte er sich gewöhnt und so schwebte er unglücklich zwischen diesen beiden Leidenschaften, ohne zu einer Versöhnung zu gelangen. Und je tiefer ihn das Einverständniß zwischen seinem Sohn und seinen Feinden schmerzte, desto mürrischer wurde er gegen den treuen Gottlieb, den er, anstatt ihn als treuen Warner zu lieben, als Zertrümmerer seiner Hoffnungen anklagte. Der alte Satz, daß die Bringer schlimmer Zeitung verhaßt sind, bewährte sich auch hier. So lange Romeo da war, hatte der eifersüchtige Selbstquäler zwischen der Anhänglichkeit des Dieners und des Sohnes Parallele gezogen; nun, da der Jüngling fort war, nahm auch das Interesse des Alten an dem Famulus, dessen idealisirte Liebe ihm als Folie gedient hatte, um die seines Sohnes zu messen, bedeutend ab. Zum ersten Mal fing ihm das kriechende Wesen des Heuchlers an zuwider zu werden. Er saß halbe Tage lang allein am Fenster und starrte in den einsamen Wald. Wenn in seinem verschütteten Herzen nicht doch noch die Liebe zu dem verstoßenen Sohn fortgestimmt hätte — er würde sich in seinem weltsatten Hinbrüten langsam eine Ader geöffnet, oder in den Anfällen seiner Verzweiflung, die ihn so oft plötzlich erfaßten, wenn in die dunklen Minengänge seiner grübelnden Gedanken das grelle, wilde Licht seines Schicksals fiel, sich mit der Pistole erschossen haben, die beständig geladen vor ihm lag. Er aß fast nichts und schien von seinem fressenden Schmerz zu leben. Aber eben dieser Schmerz um den verlorenen Sohn schmolz nach und nach das starre Erz seines Weltgrolls, und ganz allmälig schien auch in diesem einsamen, verschlackten Gemüth der Augenblick zu kommen, wo er schluchzend ausrufen mußte in seinem demüthigen Abhängigkeitsgefühl von der Kette menschlicher Empfindungen:

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Dieser Augenblick war noch nicht da, aber er war im Annahen. Diese heilige Thräne war noch nicht unter denen, die der alte, einsame Mann weinte, aber der Schmerz kochte sie in seiner zerknirschten Brust. Nachts, wenn der Wald schlief und die Wecker ewiger Gefühle, die Sterne, in ihrer stillen Klarheit niedersahen auf die schlafende Erde, wenn durch die Baumkronen und Gräser die flüsternden Träume zogen, die die kranken Herzen besuchen — dann stand der alte, einsame Mann auf und fuhr sich mit der Hand schwer über die verunstaltete Stirne, auf der die rothe Narbe brannte. Dann schloß er leise einen kleinen Schrank auf und nahm eine alte Geige heraus. Es war eine Cremoneser-geige und sie hatte einen feinen Ton, wenn nur der alte Mann mit bebender Hand den Fidelbogen über die Saiten hinzittern ließ. Nach dem ersten Strich ließ der Mann die Violine wieder sinken, und wenn man ihn so mit vorgeneigtem Haupt und

Digitized by Google

ſtarren Augen hätte ſtehen ſehen, man hätte glauben ſollen, ſein lauſchendes Ohr verfolge den feinen, ſchorfen Ton weit durch den grünen ſchlafenden Wald, durch die ſchweigſamen Straßen der Stadt bis an's einſame Lager eines träumenden Jünglings, welchen der Ton zu wecken geſendet war. Und wer dann dem alten lauſchenden Mann ins Auge geſehen, das ſo ſcheu und ſchmerzvoll unter den grauen Wimpern hervorleuchtete und ſo wehmüthig zu flehen ſchien — der hätte dem unglücklichen Greis geſagt: „Sprich! ſchütte all dein Unglück vor einem mitfühlenden Herzen aus, ich will dir zuhören und dich tröſten!“ Aber der Bekümmerte würde ſanft den Kopf geſchüttelt und ſchmerzlich die Lippen zuſammengepreßt haben, als ob er hätte ſagen wollen: „Mein Weh iſt unbeſchreiblich!“

Dann aber faßte er die Geige, als ob dieſe das Organ ſeines Kummers ſei und drückte ſie ſanft an die Wange. Und nun fing der alte Mann an den Bogen zu führen, leiſe, leiſe, als ſuchte er einen geweihten Schlummer zu wecken und es erwachte ein zitterndes Seufzen, wie wenn ein großer Schmerz nach Tönen der Verſtändigung ringt. Aber dieſe Töne fanden ſich, o ſie ſtrömten leiſe herauf wie ein Waſſer aus hartem Geſels, ſie liſpelten wie ein Weh, das ſich ausſprechen will und vor Thränen nicht kann. Endlich ſtillten ſich die Thränen und es konnte ſich ausſprechen. Und nun fingen ſüße, wehmüthige Stimmen an zu ſingen und ſie ſangen von einem ſchönen, reinen Glück und von blühenden Hoffnungen. — Der alte Geigenſpieler ſchloß die Augen zu und lauſchte auf das, was die Saitenſtimmen von dieſem Glück und den blühenden Hoffnungen erzählten. Weich und rührend fingen die Töne an und floſſen im ebenen Bett einfachen Erzählens, wie es ſich begeben und wie angeſponnen. Aber dann kamen die wilden Erinnerungen an ein ſchlimmes Ende und ſie zerriſſen den Faden des Berichtens. Und die Stimmen dieſer wilden Erinnerungen übertäubten eine die andere, denn jede meinte das Schlimmſte zu erzählen, und dazwiſchen jammerte ein tiefer, dunkler Schmerzenslaut, daß die klagenden Erinnerungen überhaupt da wären. Bald aber hörten die ſtreitenden und klagenden Töne auf und ein einziger, unendlich weicher, zitternder Ton erzählte die rührende Geſchichte zu Ende von dem zertretenen Glück und den verblühten Hoffnungen. Und wie Alles berichtet war, verlor ſich dieſer erzählende Ton in ein Wimmern und das Wimmern in einen verwehenden Seufzer. Einen Augenblick hielt der alte Geigenſpieler den Bogen über die Saiten, als wollte er jenen Klangſeufzer verwehen hören, und dann war es ein einziger gellender Ton, der jubelte wild durch die ſchneidenden Saiten wie ein Gelächter der Hoffnungsloſigkeit. Dieſem folgten ſchneller und ſchneller andere ſchrillende und ſchreiende Töne, die gellten durcheinander und erzählten ſich von wühlenden, ſtürmenden Schmerzen, die in einer Menſchenbruſt eingeſchloſſen ſein können, von Haß, Rachſucht und wilder Verzweiflung. Und wenn aus dieſem grellen Getümmel ſich eine einzige ſchneidende Stimme erhob, um wildhaftig ein ungeheures Dulden zu erzählen, gleich unterbrach ſie eine noch ſchneidendere, die noch ſtürmiſcher klagte, bis dieſe von dem Hohngelächter einer dritten überſchrieen wurde, der Alle zu lauſchen ſchienen, wie ſie mit dumpfem Ton der Verzweiflung von der Schlange des Menſchenhaſſes erzählte, die ſich um ein zuckendes Menſchenherz ſtricken kann .... Und dann ſprangen die wilden ſchreienden Töne durcheinander und ſchlangen und wickelten ſich ineinander zu einem entſetzlichen Knäuel menſchlichen Unglücks, bis ſie in einem gräßlichen Gelächter auseinander ſtoben.

Noch immer hatte der alte Mann die Augen geſchloſſen und als er lange genug dem ſchauerlichen Tongelächter zugehört, ließ er den Bogen auf der äußerſten Saite feſt herabgleiten, daß er einen ſcharfen Seufzer abſchnitt. Die Lampe auf dem Tiſch war längſt verloſchen und der Docht qualmte nicht mehr. Der Mond war hinter dem Dunkel der Laubkronen verhüllt; draußen war ein verſchwommener Dämmer. Das Zimmer war dunkel und ſtill. Dann fing der erzählende Ton wieder an. Dieſe Stimme war die ſchaurigſte von allen und was ſie erzählte, war wie ein nächtliches Wandern durch ein unendliches Grabgewölb tief unter den Füßen der Lebenden. Hüben und drüben ſtanden Särge von Holz, Metall und Stein in langen Reihen. Die Decke hing ſchwer und niedrig herab und eiſige Tropfen fielen träg herunter in die dumpfe, todte, erſtickende Luft. Lange ging dieſes Wandern fort ohne Hoffnung, ein keuchendes Abmatten ohne Ende. Endlich ſchimmerte am fernſten Ende des Ganges ein Licht und die fallenden Tropfen glänzten; es wärmte hinein in die eiſige Grabluft und die hölzernen, ſteinernen und eiſernen Särge wurden warm und es ging ein Pochen und Athmen durch's Gewölb und manche Sargdeckel hoben ſich. — Solches erzählte die dumpfe, ſchauerliche Stimme, die der alte, einſame Mann ſeiner Geige entlockte, und als ſie von dem leuchtenden, wärmenden Licht ſprach, da erſt ward ſie weicher und weicher und ſchmolz unter dem rührenden Flüſtern einer zweiten Stimme, die lauter und deutlicher ward, je mehr ſich die ſchauerliche Erzählung von dem eiſigen, dunklen Grabgewölbe verlor. Und dieſes ſüße, milde

Lispeln war es endlich ganz allein, was durch das stille Zimmer rieselte. Es war, wie wenn eisbefreite Wellen, von der warmen Sonne beschienen, von grünen Frühlingstagen plaudern, von kosenden Blumen und Vogelstimmen. Und dann wieder war es das leise Jubiliren, wie es ein träumender Vogel im blühenden Schlehenbusch hören läßt, gleichsam ein singendes Ahnen von Sonnenschein und grünen Laubzweigen. Manchmal klang ein dunkler, melodischer Laut dazwischen wie Geläut ferner Osternglocken, und dann jubilirten die zwitschernden und lispelnden Stimmen heller, freudiger, hoffnungsvoller.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Gerechter Gott!“ rief Herr von Goes. „Glauben Sie diese Lästerung verantworten zu können?“

„Ich glaube es!“ fuhr Albert fort; „denn wenn ich Ihnen sage, daß Werther nicht liebte, sondern bei Lotte nur Liebe zu erregen suchte, um sich darin zu spiegeln, so gedächte ich es allerdings zu verantworten. Werther ist ein ruhiger, edler, über alles Elende und Niedrige erhabner Geist, welcher Erfolge errungen hat, welcher sich tausend Herzen theuer weiß, und in Lotte das erste weibliche Wesen findet, das er nicht durch das bloße Erscheinen, durch das Leuchten seines Genies, durch den Zauber seines Wesens, seines Gemüths zu fesseln vermag. Das reizt ihn, das fordert ihn heraus. Er kämpft und unterliegt. Er hat alle Kräfte seiner Seele vergeudet; er hat sein Herz vor ihr hingegossen, und sie ist kalt geblieben. Geknebelt, mit lahmen Fittichen liegt er zu ihren Füßen; und sie achtet des Sieges nicht einmal groß. Sie gehört einem Andern und fühlt nur für den. Da treibt ihn die Scham von hinnen.“

„Und warum kehrt er wieder?“

„Das ist sehr einfach; weil in solchen Fällen ungestillter Begierde ein Anderes nicht möglich ist.“

„Um Gotteswillen keine Redensarten!“ rief Herr von Goes abwehrend.

„Zu Befehl,“ erwiederte Albert. „Ich sage Ihnen also, daß Werther durch die in der Ferne erfahrene tiefe Beleidigung seine erste Niederlage bei Lotten etwas vergaß, und einzig darin Heilung des augenblicklichen nagenden Leids zu finden hoffte, daß er jenen Kampf wieder aufnahm. Jede ältere oder wohlfeilere Eroberung hätte ihm diesen Dienst nicht geleistet. Es mußte Lotte sein, sie nur schien ebenbürtig. Kurzum, Werther machte es wie alle Leute, die, wenn sie sich verbrannt haben, auf den Finger beißen.“

„Hätte ich geahnt, solche Monstrositäten von Auslegung zu erleben!“ sagte Herr von Goes, sein Glas leerend.

„Herr von Goes,“ entgegnete Albert, „ich habe schon oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß manche Leute deßhalb an meinen Explikationen zweifelten, weil ihr geistiges Vermögen nur Ein Stockwerk hatte, und sie fürchteten, ich lache sie insgeheim aus, wenn sie mir glaubten. Gestatten Sie mir, daß ich Sie davon ausnehme. Ich traue Ihnen wenigstens guten Willen zu. Der nackte Hohn mit wohlfeilen Gemeinplätzen ist das Traurigste, was ich kenne.“

„Ei, da habe ich mich ja tausendmal zu bedanken, liebster Albert. Sie sind charmant, wie Sie das Alles so beibringen, obwohl man Lust bekommen sollte, Ihnen eine Flasche an den Kopf zu werfen.“

„Verletzte Eitelkeit.“

„Etwas der Art, mein Freund. Doch fahren Sie fort. Wenn ich Ihnen zuhöre, so wird mir wie Jemandem, der, um eine Gegend zu betrachten, den Kopf durch die Beine steckt. Auch das hat seinen Reiz.“

„Wohlan! ich habe Ihnen in meinen beiden Helden Charaktere gezeigt, an denen die Welt sich versündigte, indem sie dem Einen die Seelengröße, dem Andern die Geistesgröße nicht verzeihen konnte, und ihnen nicht erlaubte, sich zu assimiliren oder zu akklimatisiren. Wie Sie wollen. Der Eine ging in seiner Rache, der Andere in seinem Schmerze unter. Ich habe beschlossen, weder so noch so unterzugehen, sondern zu siegen. Deßhalb gebe ich mich keinem Trübsinn zur Beute.“

„Was halten Sie vom Zweikampfe?“

„Pah, das sind Thorheiten meiner Ansicht nach. Ich schlüge mich wohl eines Ehrenhandels wegen; aber gegen die Clique, welcher ich die Stirne zu bieten habe, gibt es keine andere Waffe, als . . .“

„Nun?“

„Als reicher und mächtiger und glücklicher zu werden, wie sie.“

„Und konnten Sie das nicht auf dem Berufswege? nicht ohne diesen Prozeß da?“

„Nein! Ich konnte es so weit bringen, als man es bringen kann; vielleicht bis zum Minister; aber was war das? Und wie lange dauerte eine solche Laufbahn? Alt und matt konnte ich dabei werden. Das wollte ich nicht. Nur die Jugend ist glücklich. Ein hungerndes Bürschchen von Referen-

Digitized by Google

dar weiß nicht, wie ſehr ihn ſein Präſident beneidet, der weder Hunger, noch Schlaf, noch Liebe mehr kennt."

„Mit allem Dem beweiſen Sie mir doch nicht, daß es nöthig war, das Herz Emiliens zu kränken."

„Es iſt eben ein Unglück, daß mich Emilie ſo wenig verſteht, wie Sie. Dieſer Prozeß iſt ihr ein Gräuel wie Ihnen. Sie will, ich ſoll meinem Berufe leben; ich kann das nicht. Der Prozeß allein macht mich groß, reich, glücklich. Er iſt meine Rettung und meine Rache. Ließe ich ihn fallen, ſo ſiechte ich dahin, gedrückt von dem Gedanken, feig geweſen zu ſein. Dann erſt hätte die Menge recht, welche mir vorwirft, dieſen Rechtsſtreit begonnen zu haben."

„Ich verſtehe Sie nun vollkommen, lieber Wingefeld," ſagte Herr von Goes. „Sie müſſen dieſen Prozeß führen. — Wie aber, wenn Sie ihn verlieren?"

„Das iſt nicht möglich."

„Hartnäckigkeit und kein Ende! Denken Sie einmal weniger an Karl Moor und Werther und mehr an die Wechſelfälle des Rechtsgangs. Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß auch beim unbezweifeltſten Anſpruche ein Prozeß verloren werden kann."

„Ich weiß das wohl, aber ich weiß auch, daß ich gewinnen muß."

„Ja wohl müſſen Sie, denn ſonſt ſind Sie mit Ihrem Prozeß verloren."

„Sie ſagen es, Herr von Goes."

„Und wo gedenken Sie zu bleiben bis zur Entſcheidung? Der Prozeß kann Jahre dauern."

„Ich weiß es nicht."

„Wohlan, ich habe einen Vorſchlag für Sie, Albert."

„Was könnten Sie mir ſagen?"

„Ich begreife, daß Sie ſich hier aufrieben. Der ſtets gegenwärtige, ſtets ſich erneuende Haß, Zorn und Schmerz, die ewige Aufregung, das machte Sie todt. Sie müſſen fort."

„Das Wohin iſt die Frage. Meine Mittel reichen zu keiner Reiſe nach Italien."

„Sie ſollen noch weiter gehen."

„Von Ihnen unterſtützt? Nein! ich ſchlage aus!"

„Halt, nicht ſo raſch! Sie werden Soldat, das iſt's, was ich meine. Von Unterſtützung iſt nicht die Rede, wenn anders Sie dulden, daß Sie mein Einfluß zum Offizier macht. Erfahren Sie denn, Albert, auf Ihr Ehrenwort, daß ich engliſcher Offizier und Werber bin. Ich werbe Sie für v. Stuttenheim's Korps an."

Albert blickte auf. Ein Schatten von Mißtrauen überflog ſeine Züge.

„Sie verſtehen Ihr Gewerbe," ſagte er mit Beziehung.

„Ich dachte es mir, daß Sie ſo ſprechen würden," entgegnete Herr von Goes. „Laſſen Sie uns abbrechen. Ich beſorge, man hört auf uns." Bei dieſen Worten ſah ſich der Werbeoffizier prüfend um. Noch einige lärmende Gruppen zechten in dem geräumigen Zimmer, die ſchwerlich ein Wort der leiſe geführten Unterhaltung verſtanden hatten. Er erhob ſich befriedigt und ging. Albert reichte ihm die Hand über den Tiſch, als ob er das eben Geſagte bereue. So ſchieden die Freunde, ohne ein Wort zu ſprechen.

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Spitzen aus Eiſen.) Von den neuen in Nottingham aus feinſtem Eiſendraht gewebten Spitzen ſind Muſter nach Deutſchland gelangt; der Draht wird auf der Bobbinetmaſchine ſo leicht verarbeitet, wie Baumwollgarn. Die Spitzen ſehen vortrefflich aus und ſind beſonders für Fenſter- und Bettvorhänge, für Häubchen und viele andere Gegenſtände verwendbar. Man verſpricht dieſer neuen Induſtrie Erfolg und will nächſtens Kleiderſtoffe aus Eiſen weben.

## Räthſel.

Ich bin zwar nur ein winzig Ding,
Doch find'ſt du mich bei manchen Sachen,
Bin für den Kaiſer ſelbſt nicht zu gering,
Und Alles kannſt du aus mir machen.
Beim Haſen trifft du lang mich an,
Ganz kurz nur — bei dem Affen;
Mich hat der Bauer, Graf und Edelmann,
Die Marokkaner und Schlaraffen;
Der Pater und die Kloſterfrau,
Und paarweis gar die Bayerſau.
Im Kuhſtall und beim Maskenball,
Da findeſt du mich überall;
Und ſelbſt den kämpfenden Polacken
Sitz' ich gar feſt in ihrem Nacken.
Wer bin ich nun? Laß es uns gleich erfahren!
Und weißt du's nicht, ſo nimm dich bei den Haaren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Dienstag, 16. August 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Das Zimmer blieb auch nicht dunkel, sondern der Mond dämmerte hell durch die äußersten Baumwipfel, daß sich das zarte, krause Laub schwarz und scharf abzeichnete an der klaren Scheibe. Der alte verkümmerte Mann hielt noch immer die singende Geige fest, und der Monddämmer, der durch die wehenden Epheuzweige ins Zimmer fiel, küßte auch sein bleiches, verhärmtes Gesicht mit den geschlossenen Augen und der rothen Narbe über der Stirne. Immer inniger, immer rührender flüsterten die Töne und nicht selten schossen aus dem krausen Gelispel helle Tonstrahlen auf, gleichsam Blumen, aus zackigem Blätterwerk aufblühend. Es war wie das Keimen und Treiben eines Frühlings. Knospen schwollen, Blumen öffneten sich, blühten, schwanden und strahlendere kamen neu. Der Bogen zitterte in der Hand des alten Mannes und wo er hinrührte, wachten süße Frühlingsstimmen auf und bunte Tonblumen. Bald war es wie ein Wandern durch einen grünen dämmernden Wald, darin das Sonnenlicht auf den Blättern spielt und Amselstimmen aus dem Laub flöten. Dann durch helle, grüne Wiesen, wo der Wind über die Gräserrispen wehte und die Bienen und Falter über den Blumen schwebten, und durch bunte Felder mit wallendem Getreide und trillernden Lerchen in der Luft. Diesen Stimmen lauschte der alte Mann lange, lange. Dann mischte sich in das Jubeln ein dumpfer Ton, in das Blühen und Schimmern ein trüber Schatten. Es war, wie wenn weiße Wolken leicht die Sonne verhüllen, indessen dunkle mißfarbige an den Bergen aufziehen. Die weißen Wolken werden grau und schieben sich schwer zusammen. Ein schwüler Wind geht über die Blumen, eine Stimme um die andere schweigt. Die fernen Wolken an den Bergen hängen schwer über mit kupferfarbnen Rändern. Windstöße beugen die Baumwipfel. Der Bogen zitterte leise, manchmal ein gedämpftes Grollen weckend, manchmal einen hellen Tonblitz. Das dumpfe Grollen kam näher, ward wilder, lauter, unheimlicher, die Blitze schneller, greller, flammender. Pfeifende Windstöße knicken die Aeste, Hagelschauer zerschmettern das Getreide, Regengüsse schütten Schlammbäche von den Abhängen, Blitze spalten die grünen Waldbäume, dazwischen grollt der Donner. Der Bogen rasle über die Saiten und der alte Mann athmete schwer. Allmälig ging der Sturm vorüber. Der grollende Ton verlor sich, manchmal zuckte noch ein ferner Blitz. Eine tiefe, klagende Stimme erzählte von zerschmetterten Bäumen, von weinenden abgeknickten Blüthenästen, von versandeten Wüsten, von zerrissenen Saaten, von öder, dumpfer Hoffnungslosigkeit. — Da sank die Geige dem alten Mann aus der Hand, der Zauberbogen zerknickte, als der Greis auf sein Angesicht fiel. Der Mond stand über den ruhigen Wipfeln, die Stube war hell.

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

### XIV.

### Pläne.

Herz hatte endlich seine inhaltschweren Blätter beendigt, durch die er sich vor der Abreise aus dieser verhängnißvollen Stadt bei seinem Feind zu rechtfertigen gedachte. Er hatte diesen Plan hauptsächlich ergriffen und ausgeführt, um die Ehre der edlen Adele von jedem Argwohn rein zu waschen, und er hoffte, durch diesen Akt sich seiner Verpflichtungen gegen die Eckholz'sche Familie erledigt zu haben. Er verpackte die Papiere, siegelte sie und sandte sie durch einen zuverlässigen Menschen, der die Verpflichtung hatte, sie dem Menschenfeind eigenhändig zu übergeben, ins Waldschloß ab. Dem Schauspieler fiel ein Stein vom Herzen, als ihm der zurückkehrende Bote berichtete, daß während eines heftigen Wortwechsels mit dem buckeligen Famulus,

der ihn durchaus nicht vor seinen Herrn lassen, sondern die Papiere selbst übergeben wollte, der alte Baron erschienen sei und mit einem zornigen Blick auf den Buckeligen die Papiere in Empfang genommen habe, obgleich er, als er erfuhr, daß sie von Herz seien, anfangs mit heftig abweisenden Geberden sich habe entfernen wollen. Herz beschenkte den geschickten Menschen reichlich. Dann schritt er im Zimmer überlegend auf und nieder. Er konnte nicht, ohne tiefen Haß zu empfinden, an den kleinen, häßlichen Baron und seinen Sohn denken, und er beschloß, seinen längst gefaßten Plan, den beiden Verhaßten so weit als möglich aus dem Weg zu gehen, um nicht einen zweiten Zusammenstoß zu veranlassen, der bei seinem eigenen Groll einen noch blutigeren Ausgang nehmen mußte als der erste. Zuvor aber wollte er die Genesung jenes jungen genialen Künstlers abwarten und nicht scheiden, ohne den Jüngling, den sein Freund Lenker so überschwenglich pries, als Romeo auf der Bühne gesehen zu haben. Der Direktor hatte ihm die frohe Nachricht gebracht, daß sein junger Freund auf dem Wege völliger Herstellung sei und bald werde auftreten können. Herz's Blicke fielen auf die beiden Porträts an der Wand und er weilte einen Augenblick in der Erinnerung an jene Zeit des Glücks, da ein befreundeter Künstler ihn und die junge Gattin gemalt. Je inniger er jener Zeit gedachte, desto lebhafter überkam ihn mit dem Gedanken an seine eigene Hinfälligkeit der Wunsch, daß sich diesen beiden Bildern bald zwei ähnliche anschließen möchten, und die Erinnerung an jenen genialen jungen Schauspieler, dessen Porträt er gern einen Platz unter dem eigenen eingeräumt haben würde, weckte die Sehnsucht, ihn zu sehen, lebhafter als gewöhnlich.

Herz schob die Epheuwand bei Seite und warf einen zufriedenen Blick auf den plätschernden Stadtbrunnen mit den blitzenden goldenen Löwen. Es war ein sehr schöner Maitag, die Roßkastanien in der benachbarten Allee winkten mit ihren rothen und weißen Blüthensträußen in ihre grünen Schatten. Der Rekonvaleszent hüllte sich in einen warmen Rock und beschloß, den alten Lenker, der vor wenigen Stunden dagewesen und Julie mitgenommen hatte, in seiner anmuthigen Behausung zu überraschen.

Langsamen Schrittes wanderte er durch die Kastanienallee den Landhäusern zu und freute sich an der milden Luft, die aus den blühenden Gärten die würzigsten Wohlgerüche entführte, an der hellen warmen Sonne und an den herzlichen Grüßen der Vorübergehenden, die sich freuten, ihren alten Liebling wieder auf den Beinen zu sehen und ihn oft mit freundlichen Anreden aufhielten, mit Einladungen verfolgten. In der besten Stimmung kam er an dem Wohnsitz des Direktors an. Er fand das eiserne Gartenthor offen und trat ein. Die dichtbelaubten Büsche und Bäume entzogen ihm die Aussicht auf den größeren Theil des Gartens. Es war sehr still und schattig in den Baumgängen, ein sanfter Wind bewegte die sonnebeglänzten Zweige und über den Blumen summten Bienen.

Herz ging leichten Schrittes dem Schlangenpfad nach, der sich an verschiedenen Stellen theilte. Der feine Sand knisterte kaum unter seinen Sohlen. Der eingeschlagene Weg zog sich tief in Gebüsche und Herz war schon im Begriff, umzukehren und das Haus auf einem anderen Pfad aufzusuchen, als er in einer mit blühendem Geisblatt und spanischen Winden überwachsenen Laube die Stimme seiner Tochter zu hören glaubte. Er schritt über den Rasen und in der gutmüthigen Absicht, Julie und den alten Freund, den er ebenfalls reden hörte, zu überraschen, schlich er leise hinter einen blühenden Rosenstrauch und schaute durch eine kleine Lücke in dem Rankenwerk ins Innere des Gartenhauses. Auf einem kleinen steinernen Tisch in der Mitte der Laube stand ein krystallnes Gefäß voll Maiwein und drei gefüllte Gläser. Julie saß auf einer Moosbank und beugte sich über einen jungen Mann, der ihr zu Füßen saß. Sie war beschäftigt, ihm einen Rosenkranz aufzusetzen. Blätter und Blumen fielen ihr vom Schooß, und eine Laute, die zwischen ihr und dem Direktor an der Bank lehnte, rauschte zuweilen dumpf auf, wenn das Gewand des Mädchens die Saiten streifte. Lenker saß mit dem Rücken dem Lauscher zugewendet und schien dem anmuthigen Geschäft Juliens mit Wohlgefallen zuzusehen.

„So, nun sind wir bekränzt wie Anakreon," scherzte der Alte.

„Und geliebt wie er," setzte die wohltönende Stimme des Bekränzten hinzu.

„Weißt Du das so gewiß?" fragte Julie neckend, indem sie den schönen Kopf des Knieenden zwischen ihre kleinen Hände faßte und zärtlich zurückbog, daß der Lächelnde ihr ins Auge sehen mußte.

„Ich weiß es," sagte Romeo lachend mit einem tiefen Blick in ihr schimmerndes Auge und sie küßte ihn innig.

Herz hatte dieser Scene nicht mit demselben Behagen zugesehen, wie der alte Direktor. Die Stimme des jungen Manues berührte ihn unangenehm; er meinte, sie schon irgendwo gehört zu haben, sie hatte Aehnlichkeit mit der Stimme des jungen Eckholt. Die Erinnerung an jenen unheilvollen Abend tauchte in der Seele des Verwundeten auf und verscheuchte die freundlichen Gedanken wieder, die der

Digitized by Google

herrliche Mittag in ihm geweckt hatte. Eine finstere Ahnung ergriff ihn und er wartete ungeduldig, bis der junge Mann sein Gesicht emporheben würde. Er that dies aber nicht, sondern fragte, noch immer von dem über ihn gebeugten Mädchen verdeckt, den Direktor, der eben einen bedächtigen Zug aus seinem Glas that:

„Sie meinen also, mein theurer Vizepapa, daß wir bald unseren Versuch wagen könnten?"

„Gewiß, mein Sohn," erwiederte der Alte, indem er eine Prise nahm, „ich habe dem alten Herrn Deine Herzenskrankheit bereits als gehoben geschildert, obgleich die eigentliche Krisis," setzte er lächelnd hinzu, „erst an dem Abend eintreten wird, wo ihm das Trauerspiel von Romeo und Julie zeigen wird, wohin es führt, wenn zwei Feinde keine Vernunft annehmen wollen und ihre Kinder sich so lieb haben, wie Romeo und Julie."

„Ach ja," rief das Mädchen und hob mit der einen Hand, mit der sie ihm sanft das Kinn berührte, während sie ihm mit der anderen die Locken aus der Stirne strich, das Haupt des Geliebten empor, „wenn ich Dich so zu ihm führe, so schön und gut wie Du nun bist, er wird Dir nicht länger zürnen und wird Dich als Sohn annehmen, und Alles wird gut werden, besser als wir denken."

„Amen," sagte der Direktor und schöpfte die Gläser voll, „laßt uns auf ein glückliches Ende anstoßen, Kinder!"

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Acht Tage später war es stadtbekannt, daß Herr Albert von Wingefeld in den Krieg ziehe, um den Engländern, Franzosen und Türken gegen die Russen zu helfen. Niemand wußte, wie das gekommen war und zusammenhing, aber Jedermann fand es ausnehmend löblich, denn in diesem Theile von Deutschland sind die Russen nicht sonderlich beliebt. Eines Morgens ganz früh — es dämmerte nur erst — bestieg Herr von Wingefeld in einen Mantel gehüllt ein Pferd vor dem Wirthshause zum Stern und ließ sich gegen die Morgenfrische einen Cognac auf den Sattel reichen, den ihm Mosemann, welcher auch ganz reisefertig aussah, kredenzte. Die schlanke Ernestine hatte ihn eingeschenkt und erschien im Morgenkleid mit nassen Augen vor der Thüre, um dem Reiter die Hand zum Lebewohl zu reichen. Alsdann ritt Albert davon. Die Hufen des Pferdes klapperten laut auf dem morgenstillen Pflaster, und als er an dem Hause des Zollinspektors vorüber kam, wachte davon Eine auf, welche die ganze Nacht nicht recht geschlafen, sondern fast nur geweint hatte. Sie fuhr empor und sah hinter den Vorhängen herab. Er wendete vorbeieilend den Kopf herauf, aber sehen konnte er sie nicht. „O Gott, mein Gott!" seufzte sie thränenvoll und schluchzend. Dann sah sie ihn nicht mehr. Aber von der andern Seite kam es jetzt hinter dem Reiter drein, mit Poltern, Blasen und Singen. Eine „Retourchaise" war es. Darin lag das Gepäck und Kaspar Mosemann saß darin mit ein paar guten Freunden, die ihn ein Stück begleiten wollten, und sangen das schöne Lied von dem jungen Soldaten, der ins Feld muß, und der Postillon auf dem Bocke blies dazu. Als sie aber an die Stelle kamen:

Ich hab' mich so treulich ergeben
An meinem soldatischen Leben;
O Himmel, was hab' ich gethan,
Die Liebe war schuldig daran!

da weinte sie laut die verlassene Schöne und fiel am Fenster auf die Kniee. Aber Niemand hörte sie, und der, um den sie so Leid trug, war schon ein gutes Stück vor'm Thore.

Es war ein schöner warmer Mittag des Jahres 1856. Ein klarer frischer Sprühregen hatte den Staub niedergeschlagen, und der helle Frühlingssonnenschein erfüllte die breite Straße mit glänzenden Lichtern. Alles war Duft und Farbe. Emilie saß mit einer Stickerei am Fenster des Erdgeschosses unter ihren Blumen. Manchmal blickte sie auf, wenn ein Wagen vorüberrollte oder Spaziergänger passirten; dann schien es, als ob sie aus tiefem Sinnen erwache.

Was mochte ihr Herz bewegen? Was mochte ihre Gedanken, ihr Gemüth so unablässig beschäftigen? — Sie verrieth es mit keinem Worte, mit keiner Miene. Ihr Vater fand sie stets heiter und aufgeräumt; ihren Freundinnen erschien sie so unbefangen wie immer. Niemals gab sie ihnen Gelegenheit zu jenen wohlgemeinten Fragen, die dem wunden Herzen aber eben so viele Nadelstiche sind: „Emilie, woran denkst du? Emilie, was fehlt dir nur? Emilie, warum bist du so stille?" Selbst das Dienstmädchen Emiliens — und man weiß, welche Gelegenheit und Gabe der Beobachtung diesen Frauenzimmern zu Gebote steht — konnte sich nicht rühmen, seine Herrin je befangen oder alterirt angetroffen zu haben, ohne daß dies seinen ganz natürlichen

Grund in den täglichen Ereigniſſen gehabt hätte. Noch weniger konnte ſich Dorette irgend einer vertraulichen Mittheilung ihrer jungen Herrſchaft rühmen.

Da eine ſolche Zurückhaltung für das Herz eines Dienſtmädchens, das halb und halb als Haushälterin und Vertraute angeſehen zu werden Anſpruch machte, ärger iſt als die tägliche Mißhandlung mit Prügeln und Schimpfreden, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß Dorette keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihre ſchweigſame Herrin methodiſch zu martern. Sie wußte recht wohl, daß man einen jungen Herrn v. Wingefeld nicht ſo mir nichts dir nichts vergißt, namentlich wenn er unter die Türken gegangen iſt, wo einem allerhand paſſiren kann, und beutete dieſen höchſt ergiebigen Fall in ihrer Weiſe aus. Bald wußte ſie von jungen Offizieren zu erzählen, die mit einem Arm und ohne Naſe in Hamburg ausgeſchifft worden ſeien, bald hatte ſie in der Zeitung geleſen, ein ganzes Bataillon deutſcher Legionäre ſei im ſchwarzen Meere ertrunken, bald hatte nach ihrer Angabe ein aus der Nähe gebürtigter Soldat in engliſchen Dienſten heimgeſchrieben, die Koſaken hätten alle Offiziere geſpießt. Als dies nichts half, wurde Dorette noch kühner und behauptete eines Tags, man habe in Frankfurt erzählt, Herr von Wingefeld liege mit erfrorenen Gliedern und geſpaltenem Kopfe im Lazareth.

Eine Stunde nach Mittheilung dieſer grauſam erſonnenen Mähr fand Dorette ihre Herrin oben im Erkerzimmer knieend. Schon wollte ſie mit dem Schrei: Ach, Fräulein! hereinſtürzen, allein Emilie erhob ſich leicht und raſch, drehte ſich um und ſagte ſehr unbefangen: „Der Fußboden muß durchaus fleckenrein gemacht werden, liebe Dorette! Es ſieht zu abſcheulich aus, und ich erwarte in acht Tagen Beſuch, der hier wohnen ſoll.“

Nachdem dies wohlüberdachte Manöver noch im Augenblicke des Gelingens vereitelt worden war, kehrte Dorette ihren Zorn eine Zeitlang gegen ſich ſelbſt. In der überwältigenden Freude des Triumphes hatte ſie nicht abgewartet, bis Emilie ſich durch irgend eine Geberde oder ein Selbſtgeſpräch verrieth. Sie war zu früh laut geworden und hatte nun auch nicht das geringſte Beweismittel in Händen, um die Unbefangenheit ihrer Herrin Lügen zu ſtrafen. Es hatte alſo bei dem befleckten Fußboden ſein Bewenden, und ſelbſt die letzte Hoffnung, daß Emilie wegen des „Nachſchleichens“ und „Aufpaſſens“ ſich beſchwerend äußern würde, ſchwand für Dorette, nachdem mehrere Tage ohne die geringſte Verſtimmung verfloſſen waren. Auf dieſe Weiſe wurde ihr der Dienſt zur unerträglichen Sklaverei, bis endlich, da ſie zu Thränen und Seufzern ihre Zuflucht nahm, der Zolldirektor mit dem groben Geſchütz dienſtherrlichen Zorns dazwiſchenfuhr.

„Alberne Gans“, „mag ſich zum T..l ſcheeren“, „wird ihr zu wohl“, „Bombenelement!“ ... Der friſche Odem dieſer Strafpredigt führte Doretten in die Wirklichkeit zurück und zeigte ihr die Unberechtigkeit ihres Gebahrens; ein neuer Beweis für die Wahrheit des Satzes, daß Grobheit die unerläßliche Zuthat jeder „Kunſt zu befehlen“ iſt.

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Ueber das Kapitel der Mode ſchreibt man aus Paris, daß die Wespentaillen keinen Anklang mehr finden und daß die Damenwelt ernſtlich den Schnürleibern den Untergang geſchworen. Man nähert ſich wieder der Antike und will den Formen Freiheit laſſen. Schon ſieht man weniger feſte Corſages, und die Blouſe wird von den verſchiedenſten Stoffen gefertigt, worunter der dieſen Sommer ſo bevorzugte indiſche Foulard die erſte Stelle einnimmt. Der bei den Damen des Mittelſtandes ſo beliebt geweſene Barege iſt gänzlich durch den feineren und luxuriöſeren Mouſſelin verdrängt worden, deſſen Farben an Zartheit durch nichts übertroffen werden. Großer Luxus wird auch mit den eine Zeit lang verbannt geweſenen Taſchentüchern getrieben. Vögel, Blumen, ja, ganze Miniaturgemälde ſieht man auf ihnen, theils weiß, theils in bunten Farben geſtickt, und nicht ſelten ſtimmt das Taſchentuch mit jenem des Spitzenüberwurfs und Paraſols überein.

(Wohlfeiles Siegellack zum Packen.) 20 Loth gemeiner Terpentin werden heiß gemacht, 1 Pfund Schellack darein geſchmolzen und dann ſo viel Mennig zugeſetzt, bis eine ſchöne Farbe erzielt iſt. Wenn man mit der Weingeiſtflamme dieſes Siegellack flüſſig macht, ſo kann man es ſehr wohl auch zu Briefen anwenden. Demnach kann ſich Jeder, der viel zu ſiegeln hat, mit geringer Mühe ſeinen Siegellackbedarf ſelbſt verfertigen.

Auflöſung des Räthſels in № 98:
Der Buchſtabe a.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 100.** Freitag, 19. August **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Der Alte hob sein Glas und der junge Mann stand auf. Als die Drei die Gläser anklingen ließen, hörten sie den unterdrückten Zornruf nicht, den der Lauscher ausstieß, als er das Gesicht seines Feindes vor sich sah und als er sah, wie zärtlich seine Tochter den Verwunder ihres Vaters anlächelte, als sie das Glas auf das Gelingen eines Betrugs anstieß, der den lebenden Lauscher mit Abscheu erfüllte. Herz preßte die Hand auf die Brust und empfand einen heftigen Stich in seiner vernarbenden Wunde. Als er mit den Fingern danach fuhr, brachte er sie blutig zurück. Die Erinnerung an den Aberglauben, daß Wunden in der Nähe desjenigen, der sie versetzte, zu bluten anfingen, schoß ihm durch den Kopf und trug dazu bei, den Zorn gegen seine Tochter, die trotz ihrem Mitleiden, das sie mit dem Unglück des Vaters an den Tag legte, ihr Herz an den Urheber desselben wegwarf. Ueberwältigt vom Zorn gegen die Tochter, vom Haß gegen den verwegenen Feind und von Verachtung gegen den alten Kuppler und Betrüger, wie er den Direktor nannte, war er im Begriff, in die Mitte der Schändlichen zu stürzen, — aber eine Aeußerung des jungen Mannes hielt den Lauschenden noch zurück.

„Ich glaube nicht, daß wir glücklicher werden können, als wir hier gewesen sind," sagte Romeo, indem er aus dem Glas der Geliebten nippte. „In diesem freundlichen Asyl hätte ich Vergangenheit und Zukunft vergessen können," setzte er sinnend hinzu, indem er eine übergebliebene Rose ins Haar des Mädchens zu stecken versuchte.

Julie legte ihren Kopf an ihres Freundes Brust und während sie mit seinen Fingern spielte, flüsterte ihr Mund träumerische Worte aus einem alten Lied:

„— Als heimliche Liebe,
Davon Niemand nicht weiß —"

schloß sie halblaut und küßte den Geliebten, wobei ihr die Rose aus den Locken fiel.

Der Direktor fing sie auf und sagte lächelnd: „Ja, ich glaube es wohl, mein Schweizerhaus wird ein Capua für meinen jungen Freund werden, deßwegen ist es ganz gut, daß man ihn einmal wieder zum Handeln zwingt, daß man den Blumenvorhang, unter welchem er träumt, wegzieht, daß ihm die helle Sonne des Lebens einmal wieder in die Augen scheint, damit er die Pflichten erkennt, die er noch zu erfüllen hat, zu welchen ich auch die gegen seinen Vater rechne. Und überdies stehe ich nicht dafür, daß uns nicht einmal mein alter Freund Herz, dem ich so viel von den Tugenden und rühmlichen Eigenschaften des Bühnenromeo erzählt, unvermuthet den wirklichen überrascht und die Geschichte im grellen Licht der Wirklichkeit steht, an welches ihn erst das Spiegelbild des Dichters auf dem Theater gewöhnen muß. Nein, nein, es ist ganz gut so," schloß der alte Herr und klopfte dem Jüngling auf die Schulter, „ich denke, wir setzen nächste Woche den Romeo auf's Repertoire."

Es entstand eine kleine Pause, endlich sagte Romeo, indem er traurig gestimmt auf die Geliebte niedersah: „Ich wollte, ich dürfte mit einem Gegner, den ich mit diesen Armen packen kann, um Dich kämpfen! Ich würde dem Ausgang muthiger entgegensehen und zuversichtlicher, als dem Ende dieses gewagten Spiels. Ich möchte es gern glauben, aber eine düstere Ahnung widerspricht, wenn ich denke, daß Dein erbitterter Vater seinen Zorn durch das Wohlgefallen an einem Schauspielertalent, und wenn es das hinreißendste wäre, so gänzlich besiegen soll, um dem Menschen, der ihn fast ermordet hätte, seine Tochter zu geben." Der Jüngling schwieg bekümmert still und drückte die Geliebte fester an seine Brust.

Julie hob ihren Kopf, daß sie in das Gesicht Romeo's sehen konnte, dann sagte sie: „O, Du

siehst Alles zu schwarz, mein lieber Freund! Mein Vater wird in dem glänzenden Schauspieler den Sohn seines Feindes nicht sogleich erkennen, er wird Dich als Künstler lieben und bei seiner Leidenschaft für seine Kunst wird es ihm später nicht mehr möglich sein, die Neigung zum Romeo der Bühne mit dem Haß gegen den Romeo der Wirklichkeit zu vergiften. Die Stimme der Oeffentlichkeit wird für Dich Partei nehmen und wenn Alles, Alles fehlschlägt," setzte sie zärtlich hinzu, indem sie ihre Wange an seine Locken legte, „dann haben wir uns noch und unsere Liebe, und wenn Dich Alles verläßt, Alle verstoßen, ich bleibe bei Dir und sie sollen uns nicht trennen!"

Mehr hörte der Lauscher nicht, sondern als seine Tochter ihr Gelöbniß mit einem glühenden Kuß besiegelte, preßte er seine Hand auf die Brust, schlich leisen Tritts über den Grasplatz und erreichte ungesehen den Schlangenweg, der zwischen den Baumgruppen und Gebüschen hinlief, auf deren Zweigen noch immer das Sonnenlicht glänzte, und noch immer summten die Bienen um die Blumen. Von allem Dem hörte und sah der finster dahinschreitende Mann nichts, und wer ihn so mit fest zusammengepreßten Lippen und glühenden Augen, achtlos auf die freundlichen Grüße der Begegnenden, durch die Straßen gehen sah, hätte den zufriedenen, liebenswürdigen Mann von vorhin kaum mehr in ihm erkannt. Ein trotziger, unbeugsamer Entschluß schien plötzlich seinen erschöpften Körper mit Gewalt aufrecht zu halten. Er ging auf ein Eisenbahnbureau, erkundigte sich nach der Abfahrtsstunde des nach Z. abgehenden Zuges und erreichte, nachdem ihm Stunde und Preis genannt waren, mit Aufwand der letzten Kräfte seine Wohnung. Aber kaum war er ins Zimmer getreten, als ihn äußere Erschöpfung und innere Aufregung überwältigten und in eine tiefe Ohnmacht warfen.

Es war ein Glück, daß der alte Doktor Schneidler nach kurzer Zeit erschien und durch Anwendung geeigneter Mittel den Besinnungslosen ins Leben zurückrief. Aber an die Ausführung seines Vorsatzes: der heimkehrenden Tochter die Wahl zu lassen zwischen einer morgigen Reise mit dem Vater und ewiger Trennung von dem verhaßten Liebhaber, oder dem Zurückbleiben bei ihm und ewiger Trennung und dem Fluch des Vaters, durfte er nicht denken. Ein Rückfall fesselte ihn mehrere Tage an's Bett, und wenn auch die treue Pflege seiner Tochter seinen Haß gegen den Sohn seines Feindes nicht verminderte, so wirkte sie doch in Verbindung mit seinen geschwächten Kräften, welche die gewaltsamen Entschlüsse ohne Lebensgefahr nicht ausführen konnten, auf die Erzeugung besonnener Gedanken. Er beschloß in den qualvollen schlaflosen Nächten, das Benehmen der Tochter noch eine Weile zu prüfen und auf Mittel zu sinnen, sie von ihrer verderblichen Liebe allmälig zu heilen, anstatt eine Katastrophe mit Gewalt herbeizuführen, welche das unerfahrene Mädchen zu einem verzweifelten Entschluß treiben mußte. Aber auch abgesehen von seinem persönlichen Haß, bestimmte ihn die väterliche Besorgniß, einem Bund entgegen zu arbeiten, der, aus einem unheilvollen Grund aufgewachsen, nimmermehr zum Heil ausschlagen konnte, wenn der erste Rausch jugendlicher Leidenschaft vor dem dunklen Schatten, den der Doppelfluch der Väter in das eheliche Glück werfen mußte, verflogen war. Denn daß sich der alte Eckholz noch heftiger gegen eine Verbindung seines Sohnes mit der Tochter seines Feindes sträuben würde, glaubte Herz um so gewisser, als er sich nur durch eine Verstoßung den verborgenen Aufenthalt des jungen Mannes bei dem Direktor erklären konnte. Und eine andere Ursache als die Liebe zu Julien gelang es ihm nicht, für diese Verbannung zu finden.

So beschloß denn der Genesende, der völligen Entdeckung des Komplotts, — denn die Vorfälle mit dem Schauspieler Kumpel, das Auftreten des jungen Eckholz auf der Bühne, seine Bekanntschaft mit Lenker, seine Krankheit setzten eine Menge Fäden voraus, die diese einzelnen Theile zu einem feingesponnenen Plan zusammenfügten — mit aller Sorgfalt nachzuspüren und dann mit Umsicht und Energie zu verfahren. Der alte freundliche Direktor Lenker ging noch immer ab und zu, und so schwer es dem geraden Charakter Herzens ward, sich zu verstellen, so gelang es ihm doch, an der fortschreitenden Genesung des gepriesenen Romeo noch die alte Theilnahme zu heucheln, und der gute Direktor ahnte nicht, was für einen Vorsatz das freundliche Lächeln des Freundes verbarg, als er ihm den Tag nannte, an welchem der Gefeierte zum ersten Mal wieder als Romeo auftreten sollte.

Während der alte Schauspieler solchergestalt Pläne entwarf, um eine Verbindung der beiden Liebenden zu nichte zu machen, beschäftigte sich der alte Baron mit nichts Anderem. Nach jener bedeutungsvollen Nacht, wo die Gewalten der Erinnerungen und die urewigen Mächte menschlich-göttlicher Gefühle, die die Seelen bewegen und von dem Menschenfeind in stetem Kampf zurückgedrängt wurden — von den zauberkräftigen Klängen seiner Geige heraufbeschworen, die starren Fesseln des Menschenhasses schmolzen, in denen sein weiches Herz geschmachtet und die Sehnsucht des einsamen Mannes nach Menschenantlitzen und Menschenliebe aus langem, schwerem

Digitized by Google

Schlaf erwachte, war der alte Einsiedler zum ersten Mal wieder nach dem Duell in das verlassene Haus gegangen und zum ersten Mal hatte ihn der verödete Hof, der verwilderte Garten unheimlich angeblickt. Vor den einsamen dunklen Zimmern mit den verstaubten Möbeln schauderte er zurück. Als er das Wohnzimmer aufschloß, fand er seinen treuen Hund verhungert am Boden liegen. Bis auf die Knochen abgezehrt, lag der kalte Leichnam dicht vor der Schwelle, die der Lebende so treu bewacht. Alles Lederwerk im Zimmer war abgenagt und abgerissene Splitter, umgeworfene Möbel zeugten von den rasenden Qualen des Durstes und Hungers, die das Thier langsam aufgerieben. Der alte Mann kniete weinend vor dem starren Körper seines Lieblings nieder und während ihm einfiel, wie sorgsam sein verstoßener Sohn für den verhungerten Hund gewesen, überkam ihn ein heftiger Zorn gegen den buckeligen Famulus, der, wenn auch mittelbar, schuld an der Verstoßung Romeo's und an dem Tode Emir's war. Und da einmal der Feuerstrahl des Zorns den Vorhang durchgerissen hatte, der dem verblendeten Misanthropen den Charakter seines Faktotums verbarg, so war der einmal aufgestachelte Widerwille geschäftig, auch andere halbvergessene Blößen, die sich der Heuchler hier und da gegeben hatte, an's Licht zu ziehen, und das Mißtrauen gegen die Welt fing an, sich in Mißtrauen gegen den früheren Vertrauten zu verwandeln. Und dieses um so mehr, je rascher die Heilung dieses kranken Gemüths vorrückte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Emilie hatte seitdem leidlich Ruhe, bis endlich das diesmal begründete Gerücht sich verbreitete, Herr von Wingefeld sei mit heiler Haut nach London zurückgekehrt. Dorette hatte die Genugthuung, ihrer Herrin die erste Nachricht davon zu überbringen. Alles läßt sich leicht verbergen, aber Freude schwer; und Dorette merkte mit Wohlbehagen, wie Emilie durch Gesang und Lachen sich erleichterte. Mehr aber verrieth sie nicht.

Man hatte nähere Nachrichten über Herrn von Wingefeld erhalten; er war in Paris und genoß großer Ehren und Auszeichnungen. Man sagte, er habe den Generalstitel und einen Orden erhalten; es sollte davon in den Zeitungen gestanden haben. Nun aber wurde Dorette in ihrer schönen Herrin ganz irre. Nach ihrem Calcül mußte Emilie auf diese Nachrichten hin in helles Jauchzen ausbrechen. Es geschah jedoch das Gegentheil; sie mäßigte ihre Heiterkeit und wurde ruhiger und undurchdringlicher als bisher. Das war für die Fassungskraft der Dienerin zu viel. Sie hielt es nun fast für möglich, daß sich ihr Fräulein aus dem Herrn von Wingefeld doch am Ende „nichts mache", und fand selbst die Bereitwilligkeit, womit sie ihr einen achttägigen Urlaub zur Feier der heimathlichen Kirchweihe ertheilte, nicht auffällig. Und doch wollte Emilie vielleicht einen lästigen Zeugen los sein? Seit einigen Tagen wußte sie, daß Kaspar Mosemann, der treue Diener Alberts, im Städtchen zurückerwartet werde. Seitdem saß sie — wie heute — hier unten im Arbeitszimmer des Vaters, so oft dieser auswärts war. Das Fenster war nicht hoch über der Straße, und die Straße führte von Thor zu Thor. Kaspar Mosemann mußte hier vorüberkommen; anders konnte er nicht in sein gewöhnliches Asyl, den „Stern" gelangen.

Die Arbeit Emiliens wollte nicht mehr recht von statten gehen. Schon geraume Zeit beschäftigte sie die eben angelangte Post und eine laute Gruppe von Menschen vor derselben auf's angelegentlichste. Sie konnte im Straßenspiegel bis dahin sehen. Die Gruppe öffnete sich; es gab ein Händeschütteln, ein Schulterklopfen; dann kam ein Mann die Straße herab. Emiliens Herz schlug hörbar; ihre Augen, mit denen sie starr in den Spiegel sah, hatten den Ausdruck der unbeschreiblichsten Spannung. Der Mann kam näher; man hörte seine Tritte auf dem Pflaster schallen ... Es war Kaspar Mosemann. Er trug hellblaue Uniformsbeinkleider, einen etwas strapazirten Paletot und einen Strohhut. Sein Gesicht hatte eine Nuance von Rothbraun mehr gewonnen, was nach einem Feldzuge unter englischer Fahne kein Wunder ist. Das ganze Aeußere des Soldaten sprach übrigens für ein verhältnißmäßiges Wohlergehen und eine an demselben bisher ganz und gar nicht beobachtete Art von anständigem Wesen. Er hatte Emilien zwischen den Blumen erkannt und grüßte auf wirklich zartfühlende Weise. Wäre er noch der frühere unbeholfene Mensch gewesen, er hätte Emilien gewiß durch ausschweifende Geberden in Verlegenheit gesetzt, so aber war sie dessen überhoben.

„Ist denn das nicht Herr Kaspar?" sagte sie nicht ohne einige Bewegung.

„Zu dienen, Fräulein," entgegnete Mosemann, einen Schritt näher tretend.

„Ei, woher kommen Sie denn?" frug Emilie weiter.

Digitized by Google

„Aus Frankreich und England vorerst," antwortete Kaspar. „Wir waren ja in der Krim, wie Sie wissen."

„Das muß ich doch gleich dem Vater sagen," sagte Emilie, „der wird sich gewiß recht freuen daß er Sie wieder hat. Er vermißte Sie sehr."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Adam Riese.) Wie oft hört man: „Das ist richtig" oder „es macht so und so viel nach Adam Riese!" Aber: wer war Adam Riese? Nach welcher Methode rechnete er? Auf diese Fragen erhielt man nur dürftige Auskunft. Der Wunsch, über Adam Riese etwas mehr zu erkunden, als die sonst zugänglichen Hilfsmittel bieten, veranlaßte manche Nachfragen und Nachforschungen. Endlich hat eine sehr sorgfältige Arbeit über Adam Riese von Bruno Berlet klares Licht in die Sache gebracht. Hiernach ist Adam Riese 1492 geboren, aber sein Geburtsort unbekannt. Wahrscheinlich stammt er aus Staffelstein in Franken. Im Jahre 1522 ließ er zu Erfurt zuerst sein kleines Rechenbuch drucken unter dem Titel: „Rechenung auff der Linien und Federn", d. h. Rechnung auf einem Rechenbrette mit Zahlpfennigen und Rechnung mit Ziffern. 1525 erschien die zweite Ausgabe. Damals lebte Adam Riese in Annaberg, war Bergbeamter und zwar von 1528 bis 1530 Rezeßschreiber, als welcher er die geführten Rechnungen zu prüfen, die Extrakte über das Ausbringen der Erze anzufertigen und die geschlossene Ausbeute in ein Buch (Rezeßbuch) einzutragen hatte, darauf von 1530 ab Gegenschreiber, in welcher Stellung er das Gegenbuch zu führen hatte, in welches die Namen der Gewerke eingetragen werden, die an den verschiedenen Gruben Kure (Antheile) haben. Neben seinem Amte hielt Ad. Riese (um 1532) eine Privatschule, in welcher er seine Rechenkunst lehrte. Im Jahre 1550 gab er sein großes berühmtes Rechenbuch (Quartband mit 196 Folien) heraus unter dem Titel: „Rechenung nach der lenge, auf den Linihen und Feder. Dazu forteil und behendigkeit durch die Proportiones, Praktika genannt. Mit gründlichem unterricht des visirens. Durch Adam Riesen, im 1550. Jahre. **Cum gratia et privilegio Cæsareo.** Gedruckt zu Leipzig durch Jacobum Berwalt." Im Jahre 1559 starb Ad. Riese. Seine Söhne Abraham und Jakob Riese waren als Rechenmeister nicht minder bekannt, namentlich stand der erstere in großem Ansehen und auch dessen Söhne Heinrich und Karl Riese erhielten den Ruf ihres Großvaters aufrecht. Um zu begreifen, wie Adam Riese's Rechenbücher ein so großes Ansehen erhalten konnten, — „wer Riese's **exempla solverit**, galt für einen Meister in der Rechenkunst", — muß man in Betracht ziehen, daß zur damaligen Zeit die jetzt gewöhnliche Rechnungsmethode mit arabischen Ziffern nur Wenigen bekannt, geschweige geläufig war. Es war damals zumeist noch das äußerst umständliche römische Zahlensystem gebräuchlich. Nach diesem System bezeichnen bestimmte Buchstaben eine bestimmte Menge von Einheiten, ohne ihren Werth mit ihrer Stelle zu verändern. Wer Rechnungen auszuführen hatte, bei denen eine Reduktion nothwendig wurde, bei denen z. B. Pfennige in Groschen und diese in Thaler oder Gulden umzuwandeln waren, bediente sich eines Rechenbrettes mit Zahlenpfennigen. Dieses Verfahren ist nach Adam Riese die sogenannte „Rechenung auf den Linihen"; im Gegensatz zu der jetzt gewöhnlichen Rechnungsmethode mit arabischen Ziffern, „Rechenung auf der Feder". Die Rechnungen in den Rendaturen und bei dem Kassenwesen überhaupt wurden zu Adam Riese's Zeit noch mit römischen Zahlzeichen ausgeführt. Die älteste Urkunde, in welcher sich mit arabischen Ziffern geschriebene Zahlen finden, soll vom Jahre 1527 sein. Adam Riese's Hauptverdienst besteht nun darin, daß er die Rechnung auf der Feder bei uns zu einem Allgemeingut gemacht hat. Riese's Rechnung auf der Feder zeigt, obgleich sie im Allgemeinen die uns geläufige ist, doch noch manche Eigenthümlichkeiten. So bezeichnet er bei den Zahlen die Stellen nicht von rechts nach links zählend, sondern von links nach rechts. Statt Ziffern sagt er Figuren. Das Wort Million kennt er noch nicht, sondern sagt dafür tausendmaltausend. Beim Addiren stimmt Riese mit unserer jetzigen Rechnungsweise überein. Beim Subtrahiren wird beim sogenannten Borgen anders verfahren. Riese subtrahirt dann von 10 und addirt den Rest zu der zu kleinen Ziffer des Minuenden, er sagt aber nicht, daß dadurch die nächste höhere Stelle des Minuenden um eine Einheit vermindert sei, sondern vermehrt die nächstfolgende Stelle des Subtrahenden um eine Einheit. Bei dem Multipliziren werden vier verschiedene Arten durchgeführt, von denen die dritte die jetzt gewöhnliche ist. Bei dem Dividiren wird das jedesmal zu subtrahirende Produkt nicht hingeschrieben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 101.** Sonntag, 21. August **1864.**


## Sonntagmorgen.

Traulich lächelt vom Berge
Dort die Sonne mir zu,
Segnet mit ihren Strahlen
Mich am Tage der Ruh'.

Blumen heben erwachend
Frisch die Köpfchen empor;
Alles, wie neu belebet,
Tritt an das Licht hervor.

Munter schwingt durch die Lüfte
Sich die Lerche empor,
Und ihr herrliches Singen
Trifft mein lauschendes Ohr.

Und es schallet im Walde
Froher Vögelein Sang;
Und die friedliche Taube
Schwirrt die Felder entlang.

Horch! vom Dorfe herüber
Ruft die Glocke mir zu:
„Bete zum Vater dort oben,
Der dir schenkte die Ruh'!"

Und ich stimme zum Lobe
Ein in der Vöglein Freud',
Meinen Schöpfer zu preisen,
Wie das Herz mir gebeut.

„Vater, laß mich im Glauben
Deiner Liebe vertrau'n,
Nehm' mich in deine Arme,
Laß einstens dich mich schau'n!"

*Chr. Gr.*

## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Eckholz trug den verendeten Hund in den Garten und begrub ihn eigenhändig unter einer Trauerweide. Dann schritt er durch den Hof und blieb vor dem zugemauerten Theater stehen. Lange zauderte er, näher zu treten, endlich ging er langsam die steinerne Treppe hinauf. Er lüftete eins der Bretter, die den Eingang verdeckten, und war zornig überrascht, das zugemauerte Portal durchbrochen zu finden. Er hatte erst Diebe, dann seinen Famulus in Verdacht, endlich schrieb er die Entweihung dieses geheimnißvollen Hauses der Neugierde seines Sohnes zu. Sofort kehrte er ins Haus zurück und versah sich mit einer Kerze und einem Schlüssel.

Nach langen, langen Jahren überschritt er die Schwelle dieses verhängnißvollen Theaters wieder. Schaurig fühlte er sich von der dumpfen, kalten Luft angeweht und das flackernde Kerzenlicht, der Widerhall seiner Schritte schienen all die finsteren Erinnerungen aufzuscheuchen, die in den dunklen Kammern und Winkeln lauschten. Lange blieb Eckholz in diesem Haus des Fluches, und als er heraustrat, war sein Gesicht bleicher und der Haß gegen seine Feinde quälender. In der Nacht, die diesem Tag folgte, schlief der Baron zum ersten Mal wieder neben dem Zimmer mit dem eisernen Schrank und dem Bild im Goldrahmen, welches den nächtlichen Abschied vorstellte, auf dem das Licht der ältlichen Frau so grell auf die Kapuzinerblumen fiel und die Feuerbohnen, welche die Laube überrankten. Lange blieb der alte Mann mit dem Leuchter in der Hand vor diesem Gemälde stehen und als er sich endlich abwandte, schimmerte eine Thräne in seinem Auge. Dann schloß er den eisernen Schrank auf, nahm jene beiden Päcke heraus, die er am Abend vor dem Duell versiegelt hatte, zündete den einen über der Flamme des Lichtes an und trug den brennenden

ins Kamin, wo er dem Verkohlen ruhig zusah. Zum Fenster aber lauschte dasselbe blasse, unheimliche Gesicht herein, wie an jenem Abend, aber mit anderem Ausdruck. Denn als die Papiere endlich verlodert waren und nur die glühende Asche noch die Form des kostbaren Packets bewahrte, bis sie leise verwehte — da sprang der buckelige Lauscher mit einem wilden, heiseren Lachen vom Fenster, drückte seine spitzen Kniee tief in den nassen Sand und während er die zitternde Hand in seinen Busen grub, schien er mit seinen zuckenden Lippen und tief hinabgesenktem Kopf, um den die wirren Haarstränge fielen, die Geister der Hölle zu einem wilden Rachewerk zu beschwören. Der Himmel war mit schweren Wolken verhüllt und der Donner hallte dumpf in der Ferne. Manchmal färbte ein fahler Blitz das entstellte Gesicht des Knieenden.

Am folgenden Morgen ging Eckholz in die Stadt. Es war ein prachtvoller Morgen und der erste im Monat Juni. Das nächtliche Gewitter hatte den Himmel gereinigt und er leuchtete wieder dunkelblau über der grünen Welt. Die Schwalben schossen jauchzend durch die Luft, die Regentropfen fielen wie Brillanten von den Blättern der Bäume und schimmerten in den duftigen Blumenkelchen, und es ging ein frisches, erquickendes Wehen durch die Natur. Die Buchfinken und Sperlinge zwitscherten, die Schornsteine bliesen feine blaue Rauchwolken in die Luft und die Menschen auf den Straßen hatten helle, morgenklare Augen. In die dämmernde Seele des Menschenfeindes fielen diese Lichter und diese Stimmen auch. Nicht so urkräftig und strahlend wie in die hellen Seelen der gesunden Menschen, die das Alles gleichsam aus erster Hand genießen konnten, sondern sie stahlen sich in seine Brust, wie sie etwa einen Genesenden in verhängter Kammer besuchen, verhüllt und gedämpft, aber sehnsüchtig und lockend.

Und nun fingen die Glocken an zu läuten, denn es war ein Sonntag, sie schlangen weiche Bande um die Seele des Einsamen, die Menschen in Festkleidern strömten in die Kirchen und sie nahmen den alten Mann mit. Als die Glocken verklungen waren und die Kirchenthüren verschlossen, ergossen sich die Musikströme der Orgel durch das ruhige Gewölbe und trugen die Stimmen der Singenden auf ihren fluthenden Wogen. Die Seele des einsamen Mannes wiegte sich auf dem Tonmeer und ließ sich von den Klangwellen widerstandslos fortführen. Als Lieder und Orgelklänge verhallt waren und das letzte Ausklingen verschwommen — bestieg ein milder, hoher, alter Mann die Kanzel, betete und las mit ernster, wohlklingender Stimme aus einem großen Buch: „Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr." Als diese gebietenden Worte in die Seele des alten, einsamen Mannes ziehen wollten, wies dieser sie sanft abwehrend zurück. Auch die übrigen Worte, welche diesen mächtigen nachfolgten und gleichsam die Krieger waren, welche den voranziehenden Königen das Reich der Herzen erobern sollten, schossen vergebens ihre treffenden Pfeile in die umharnischte Brust des alten Mannes. Als er fürchtete, einige möchten dennoch haften bleiben mit dem scharfen Widerhaken des Nachdenkens, verließ er still und ungesehen die Kirche.

Eckholz hatte gehört, daß sein verstoßener Sohn bei dem alten Direktor Lenker, der einst auch sein Freund gewesen, krank liege, und machte sich auf den Weg, ihn zu besuchen, zu pflegen und zu beschwören, jene frevelhafte Liebe aufzugeben. Auf alle Fälle aber wollte er seinen Fluch zurücknehmen. Und doch hatte der Baron die Lebensgeschichte seines Feindes gelesen, sein herbes Schicksal, den Tod Lydiens und auch sein Verhältniß zu Adele. Das Letztere war so überzeugend dargestellt und die Seelenreinheit des opferfreudigen, liebevollen Weibes, ihre milde Größe in ein so blendendes Licht gestellt, daß der tiefe Schatten, in welchen seine eigene Verblendung gestellt ward, um so unversöhnlicher abstach. Und als der alte Eckholz die Papiere aus der Hand legte, war seine Abneigung gegen den Schauspieler größer als je. Denn nun war es nicht mehr der berechtigte Haß erduldeten Leids, der ihn erfüllte, sondern das ätzende Gefühl der Demüthigung, von einem Verhaßten eigener Schuld überwiesen zu sein und das Unbehagen, sich nicht vertheidigen zu können, welches den alten Mann das Gelöbniß thun ließ, seinen Feind zu fliehen und wo möglich zu vergessen, nachdem ihm der triftigste Grund zur Rache geraubt war. Auch dadurch wurde der scharfe Inhalt der Blätter nicht gemildert, daß sie etwa seinen letzten Zweifel an der Aechtheit seines Sohnes getilgt hätten; diesen hatte er längst über dem Kummer über den verirrten Sohn vergessen und so blieb ihm nur das bittere Gefühl, an Romeo's Verbannung in die Fremde und an seiner Entfremdung von der Heimath selbst schuld zu sein.

Diese Empfindungen bewegten seine Brust, als er aus der Kirche durch den Garten des Direktors ging, um seinen kranken Sohn zu besuchen. Er war aber kaum in die Nähe des Hauses gekommen, als er den Jüngling mit der Tochter des Verhaßten heraustreten sah, ganz verloren, wie es schien, im Gefühl der Liebe. Von diesem Anblick überwältigt, zog sich der alte Mann mit einem nagenden Gefühl der Eifersucht zurück und beschloß, seinen Sohn in einer einsamen Stunde zu überraschen, seine Ver-

zeihung zu erflehen, zugleich aber auf's Eindringlichſte ihn zu beſchwören, eine Leidenſchaft zu beſiegen, die den Vater ins Grab ſtürzen werde. — Es gelang ihm aber nicht, ſeinen Wunſch zu erfüllen, obgleich er oft in der Nähe des Schweizerhauſes lauſchte. Mit der Liebe zu ſeinem Sohn wuchs die Abneigung gegen ſeinen Famulus. Er mochte ihn nicht mehr um ſich leiden. Seine demüthige Zärtlichkeit, die dem einſamen Menſchenhaſſer ſonſt eine Art von ingrimmigem Behagen verurſachte, weil ſie von einem verachteten Krüppel, den er der Welt zum Trotz aufgezogen hatte, herrührte, wurde dem von heiliger Sehnſucht nach ächter Liebe ſchmachtenden Greis zuwider. Er nahm ſich zwei junge, muntere Burſchen als Diener und beſchloß, den treuen Gottlieb mit einem reichlichen Geſchenk fortzuſchicken.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Fremde heilt.

(Fortſetzung.)

Der Soldat lächelte: „Wird wohl nicht angehen," meinte er; „aber wenn's erlaubt iſt ..."

Emilie erſchrack heftig; denn Moſemann ſchickte ſich an, ins Haus zu gehen. Sie machte ſich bittere Vorwürfe über ihre unbeſonnene Kühnheit, den Mann angeredet zu haben, und doch: was war es Schlimmes? Moſemann war ſo gut ihres Vaters Lohndiener geweſen, wie „Burſche" bei Herrn von — — Doch eben klopfte Kaspar an. Sie ſagte herein, ohne es zu wollen, ohne zu wiſſen, was ſie that.

Anderthalb Stunden ſpäter verließ Moſemann das Haus des Zollinſpektors, ganz aufgeblaſen von Triumph und Weindunſt, eine dampfende Cigarre zwiſchen den Zähnen. Der Zollinſpektor war in die Hausthüre getreten und ſah ihm nach.

Gegen Abend erſchien Herr Schleich mit einem großen Pack Noten unterm Arm, um mit Emilien Muſik zu treiben. Faſt auf dem Fuße folgte ihm die von Dippelt'ſche Equipage, aus der Fräulein Anna von Dippelt ſchwebte.

„Haben Sie ſchon gehört, liebſte Emilie," begann ſie beim Eintreten, „daß der ſaubere Herr von Wingefeld zurückkehrt?"

„Ich glaube, ja!" ſagte Emilie leichthin.

Der Advokat Schleich räuſperte ſich und machte eine Bewegung des Unbehagens, als ob ihn eine Weſpe zu ſtechen verſuche.

„Dieſer Bruder Liederlich, dieſer abſcheuliche Menſch, dieſer verlorene Sohn!" Fräulein von Dippelt ſchöpfte nach dieſen Ausrufungen Athem. „Nicht wahr, liebe Emilie, Sie machen es wie ich und ſehen ihn mit keinem Blicke mehr an."

„Wie ſtreng Sie doch ſind, liebe Anna!" verſetzte Emilie lächelnd.

„Er hat hier durch den häßlichen Trunkenbold ausſprengen laſſen, er ſei, Gott weiß, was Alles geworden; aber das glaube ich gar nicht."

„Man hatte doch ſchon vor einigen Wochen davon gehört?" wagte Emilie ſchüchtern einzuwerfen.

„Einerlei, ich glaub' es einmal nicht. Herr Schleich glaubt es auch nicht."

Der Advokat, auf dieſe Weiſe in das Geſpräch gezogen, ſagte zögernd: „Allerdings ſind ſolche Gerüchte ſtets mit Vorſicht aufzunehmen."

„Mein Vater wird ihm ſchon helfen," fuhr die erregte Anna von Dippelt fort, „wenn er etwa eine angemaßte Uniform trägt."

„Das wäre doch auch nicht wohl möglich," meinte Emilie.

„Man hat Beiſpiele ...." ſagte Herr Schleich.

„Gewiß hat man!" bekräftigte Anna von Dippelt; „und dieſer Menſch da iſt zu Allem fähig. Er beabſichtigt uns um unſer Gut zu bringen, das iſt gewiß ſo ſchändlich wie etwas; allein Herr Schleich wird ihn ſchon lehren, was ihm dient."

Der Advokat machte bei dieſen Worten eine ſehr klägliche Miene, als ſuche er einen Ofenſchirm, um dahinter zu kriechen. In der der Wärme wegen offenen Thüre erſchien nämlich im gleichen Augenblicke der Freund Albert's, Herr Mehltretter, und verbeugte ſich vor der Geſellſchaft.

„Ganz gehorſamſter Knecht allerſeits!" ſagte der Eintretende mit ſeiner lauten anſpruchsvollen Stimme. „Ich begrüße Sie, Fräulein Emilie, meine etwas weitläufige, aber doch theuere Nichte; ich begrüße Sie, Fräulein von Dippelt und Sie, Herr Kollege Schleich. Wo iſt Herr Zollinſpektor, damit ich auch ihm mein Kompliment mache?"

Der Zollinſpektor trat ſoeben ins Zimmer.

„Vortrefflich," fuhr Mehltretter faſt ſchreiend fort, „ich ſage Ihnen guten Abend, würdiger Greis!"

„Narrenspoſſen!" entgegnete der alſo Angeredete und ſchüttelte die dargebotene Hand.

„Ha!" rief Mehltretter mit heftigem Gelächter; „und doch bin ich diesmal nicht der Faſchingsheld! Allerliebſt das! Gut geſagt. Doch, mäßigen wir uns!"

Der Kollege Schleich war bei dieſen Erörterungen in ein wachſendes Unbehagen gerathen. Er glich einem Schüler, der nichts gelernt hat und dem das Aufgerufenzuwerden droht. Anna von Dippelt warf dem Eindringling ungnädige Blicke zu. Der Abend war für die Muſik beſtimmt; und Herr Mehltretter

Digitized by Google

war nichts weniger als musikalisch. Er störte also nur. „Wollen wir unsere Uebungen für heute lieber gut sein lassen?“ sagte sie sehr spitz zu Emilie.

„Ei warum wohl?“ gab diese zurück. „Herr Mehltretter hört gerne zu.“

„Gewiß, mein gnädiges Fräulein,“ versicherte Mehltretter sich niederlassend. „Ich liebe die Tonkunst.“

„Man sagt doch, Sie seien ein Feind aller Musik?“ frug Schleich, der aufzuathmen begann, als das Gespräch diese Wendung nahm.

„Ich liebe die Musik, aber nicht die Musikanten,“ antwortete Mehltretter.

„Sie sind sehr unartig!“ meinte Anna von Dippelt.

„Damit sagen Sie mir nichts Neues, mein gnädiges Fräulein; allein **sans comparaison**! Ich finde, daß alle Komponisten trinken und alle ausübende Musikkünstler, alle Virtuosen also, skrophulös sind. Ausnahmen statuire ich, jedoch nur auf besondere Legitimationen hin. Die Ausübung der Musik macht unfrei. Alle slavischen Völker haben das untergeordnete mechanische Talent der Musik. Seitdem die Italiener sich zu fühlen beginnen, hört ihre Opernnarrheit auf. Wo treibt man, wo versteht man am wenigsten Musik? — Im freien England. Ich habe gesprochen.“

„Gut, wie ungezogen Sie sind; ich verstehe kein Wort von Ihrem Zeug da,“ sagte Anna v. Dippelt etwas gereizt.

„Wohlan, ich schweige und höre!“ beschwichtigte Mehltretter mit einer Verbeugung.

Dorette brachte den Thee; man plauderte noch einen Augenblick und dann begaben sich die musikalischen Kräfte an's Klavier, während der Zolleinspektor und Mehltretter ihre Cigarre rauchten und das Gespräch fortsetzten. In den Pausen mischten sich die Anderen wieder darein und so ging es fort, bis man sich spät gegen 11 Uhr trennte.

„Ha!“ sagte Mehltretter zu sich, als er über die einsame, mondhelle Straße hin seine Wohnung aufsuchte. „Nur die Duckmäuser oder die Beschränkten spielen gut Klavier! Ich schämte mich solcher Hantierung. Didiridi dom dom dom! Pfui doch! das Jahrhundert ist viel zu ernst für solchen Quark. Trompetenstöße, Rippenstöße! Karthaunenschall! ah!“

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

In Amerika gibt es sonderbare Namen. So nannte ein Bewohner des Staates Michigan, Namens Stickney, seine Söhne **One Stickney**, **Two Stickney**, **Three Stickney** und seine beiden Töchter ebenfalls **One Stickney** und **Two Stickney**. Was sich zu deutsch eben wiedergeben ließe durch: **Schmitz I**, **Schmitz II**, **Schmitz III**. Die alten Römer trieben es übrigens mit ihren Quintus und Sextus auch nicht viel besser. Drei Kinder einer Familie in Vermont heißen: **Joseph**, **And**, **Another** (Joseph, Und, ein Anderer), und die nächsten Geschwister dieser Drei erhalten möglicher Weise die Namen Desgleichen, Ueberdies, Ungeachtet. In einer anderen Familie wurde das sechste Kind **Finis** getauft, weil die Eltern es für die letzte Gabe Gottes hielten. Als aber mit der Zeit noch drei Gottesgaben hinzukamen, eine Tochter und zwei Söhne, nannten sie die Tochter **Addenda** und die Söhne **Appendix** und **Supplement**. Demselben arithmetischen Prinzipe folgend, nannte ein Familienvater in Pennsylvanien seinen zweitgeborenen Sohn **James also** (Jakob Ebenso) und den dritten **Willlam Lekewise** (Wilhelm Desgleichen).

---

Ein Lieutenant kommandirte seine Kompagnie: „Das rechte Bein in die Höh'!“ Alle halten das rechte Bein heraus, nur Einer hebt aus Versehen das linke auf, so daß dieses linke Bein mit dem rechten Beine des Nachbars zusammenkommt. Da ruft der Lieutenant, aus der Ferne dies sehend: „Zum Donnerwetter, welches Kameel hält denn da alle beide Beine heraus!“

## Gemeinnütziges.

(Wasserdichter Mörtel von Paveſi in Mortara.) Um feuchte Wohnungen trocken zu legen, soll man nach Paveſi die Mauer mit einem Anwurf versehen, der aus 4 Theilen gestoßenem Glas, 3 Theilen vegetabilischer oder thierischer Kohle, 2 Theilen gepulvertem Bimsstein, 3 Theilen Theer, 2 Theilen Schiffspech und 1 Theil gekochtem Leinöl gemischt und bis zur breiigen Konsistenz erwärmt wird. Statt der ersten drei Bestandtheile dürfte trockener Sand ebenso gut anzuwenden sein. Nach dem Auftrage dieses Anwurfs bestreut man die Mauer mit Sand und läßt erhärten. Hierauf haftet dann der Kalkbewurf ganz gut.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Dienstag, 23. August 1864.


## Die Karlslust
(bei Bliestastel).

Wo vom Hymnus der Schöpfung gehoben,
Oft mein Herz seine Andacht begeht,
Nur in andrer Weise, als droben
So Mancher in Reu' und Gebet, —

Am Fuß jener lichten Kapelle,
Vom Wandrer fern schon begrüßt,
Da rasten bei köstlicher Quelle,
Die des Tages Lasten versüßt,

Der Zecher viele, fein friedlich,
Auch Hunde, doch anstandsgemäß,
Und laben an Bier sich gemüthlich
Und trefflichem Bill'roi-Käs.

Da rollen täglich die Kegel,
Da scheuchet die Grillen man fort;
Da spricht man nicht Bürger, nicht Schlegel,
Nicht Schelling's Systemen das Wort.

Da regt sich kein Gänsegeschnatter,
Da spreizt kein Reifrock, da speit
Ihr Gift keine boshafte Natter,
Mit sich und dem Schicksal im Streit.

Kein Cicero wird da gepriesen,
Kein Cäsar, der Rom einst gebot;
Der rühmt seine Aecker und Wiesen,
Der kündigt den Reben den Tod.

Da liegt die Polemik im Schlummer,
Kein Renan wird da rezensirt;
Da wird nur in Aengsten und Kummer
Die Eisenbahn-Richtung berührt.

So trinkt man, den Welthändeln ferne,
Gemüthlich sein Deckelglas aus,
Und kehrt dann, beim Leuchten der Sterne,
Zur werthen Frau Liebsten nach Haus.

## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Der Buckelige hatte schon an jenem Gewitterabend eingesehen, daß seine Macht in diesem Haus zu Ende gehe. Die Vernichtung des Testaments steigerte seinen Haß zur glühendsten Rachgier und er setzte sein einziges Glück, seine ganze Hoffnung auf den teuflischen Streich, durch den er den Sohn und damit den innersten Lebensnerv seines Herrn vernichten wollte. Aeußerlich war er noch immer der ehrliche treue Gottlieb, demüthig gegen seinen Gebieter, umsichtig in seinen Geschäften, geduldig ergeben in den Willen Gottes. Des Nachts aber, wenn Alles schlief, stand der Famulus leise auf und schlich in einen Mantel gehüllt vorsichtig zur Kellerthür, wo ihn ein Verhüllter erwartete, der eine blaue Brille trug. Leise verschwanden die beiden unheimlichen Gesellen in den weiten dunklen Gewölben. Die Thür wurde von Innen verschlossen und dann setzten sich die Beiden auf ein Weinfaß und jeder hielt eine verstaubte Flasche in der Hand, aus welcher sie sich fleißig zutranken. Ein Kellerlicht beleuchtete die blassen Gesichter mit den gierigen Augen, wenn sie sich zu einander neigten und sich arge Worte zuraunten, Ergänzungen und Erweiterungen eines raffinirten Racheplans.

Bei einer dieser Zusammenkünfte war es, wo der Doktor Rau eine kleine gläserne Phiole, die mit einer wasserhellen Flüssigkeit gefüllt war, aus der Tasche zog und sie dem Buckeligen mit einem funkelnden Blick vor's Auge hielt. Gottlieb ließ vor freudiger Ueberraschung die dickbauchige Flasche fallen, die er eben an die Lippen führen wollte, daß sie an einem Faß zersplitterte und der edle Burgunder den schwarzen Kellergrund röthete. Der Buckelige hielt mit gierig zitternder Hand den Arm des Doktors gepackt und während er seine vor Tücke und Rachsucht unheimlich leuchtenden Augen auf sein Gesicht heftete,

flüsterte er ihm mit scharfem Ton ins Ohr: „Gift!“ Der Theater-Romeo warf einen suchenden Blick ins dunkle Gewölbe, plötzlich schlich er behutsam nach einer schwarzen Stelle an der niederen Decke und erhaschte eine Fledermaus, die dort hing. Mit dem ängstlich pfeifenden Thierchen in der Hand kehrte er an's Licht zurück, öffnete vorsichtig den eingeschliffenen Glasstöpsel der Phiole und hielt die Nase des Thieres über die Oeffnung. Sogleich hörte das Pfeifen der Fledermaus auf und sie fiel todt auf die Erde. Der Doktor Rau schloß sorgfältig die Flasche wieder und sah seinen Nachbar mit einem triumphirenden Blick an.

„Und Du meinst, Du könntest ihm das Säftchen beibringen, daß er's auf dem Theater trinken muß?“ fragte Gottlieb zitternd. Der Theater-Romeo nickte eifrig. „Ich kenne jeden Winkel im Theater,“ sagte er, „und könnte mich im Nothfall unter einer Verkleidung in seinen Garderoberaum schleichen. Vielleicht mich darin verbergen,“ setzte er nach einem kurzen Nachdenken hinzu. „Es wäre gut, wenn Du aus Euerem vermauerten Theater eine Italienermaske bei Seite schaffte st. Du hast doch Geld, daß wir im Nothfall irgend einen Schuft bestechen könnten, uns den Schlüssel zu seinem Zimmer auszuliefern oder dergleichen?“

Gottlieb griff statt der Antwort in seinen Busen und brachte einen Beutel zum Vorschein, den er auf dem Boden des Fasses, welches als Tisch diente, ausschüttete.

Kumpel wühlte mit Wohlbehagen in dem Goldhaufen. „Damit läßt sich schon was anfangen,“ murmelte er beifällig, „Du wirst nichts dagegen haben, wenn ich mir einige dieser Füchse zum Privatgebrauch mitnehme?“

„Nimm Dir,“ sagte Gottlieb, und der Doktor Rau machte von der Erlaubniß seines Freundes keinen allzu bescheidenen Gebrauch.

„Wenn uns aber der Streich mißglückt?“ fragte der Buckelige lauernd, indem er den dünngewordenen Beutel wieder verbarg, und sah seinen Spießgesellen besorgt an.

„Hier, Mephisto!“ antwortete der Theater-Romeo, indem er einen kleinen Dolch aus einer Scheide zog und ihn dem Buckeligen vor die Augen hielt.

„Mit diesem Messer willst Du ihn umbringen?“ fragte Gottlieb verächtlich lächelnd.

Der Doktor Rau rückte seinem Genossen einen Schritt näher. „Er ist vergiftet,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, indem er den Dolch wieder behutsam in die Scheide steckte.

## XV.

### Die Katastrophe.

Der wichtige Tag, dem so viele Menschen von so verschiedenen Gesinnungen, mit so mannigfaltigen Gefühlen entgegensahen, war endlich erschienen. Der Himmel schien sich dieser Verschiedenheit der Erwartungen gegenüber durch seine eigene Veränderlichkeit ganz unparteiisch verhalten zu wollen. Weder erfreute er die Hoffnung der Liebenden durch klare Bläue, noch tächelte er mit dem geschäftigen Direktor durch hellen Sonnenschein. Weder theilte er den Kummer des alten Barons durch Regenwolken, noch den Zorn des alten Herz durch Sturmwind, noch auch stellte er durch Gewitterzeichen dem teuflischen Plan der beiden Mordgesellen ein günstiges Prognostikon; — sondern das Wetter dieses Schicksalstages war Jedem hold und Keinem. Die Sonne war hell am blauen Himmel aufgegangen und durch Wolken verschleiert worden, welche ein warmer Wind aus der Gegend, wo die Gewitter aufzusteigen pflegten, hergetrieben, es hatte etwas geregnet und dann war die liebe Sonne wieder hervorgetreten, bis sie der Wind von Neuem mit Wolken verhüllte. So wechselte es den ganzen Tag und der Himmel gab höchstens dem Theaterpublikum symbolisch zu verstehen, daß es einem wechselreichen Abend entgegenlebte. Die fröhlichsten Leute waren unstreitig der Zettelträger Fritzle und seine Frau. Auf ihren Gesichtern lag beständiger Sonnenschein, der milde Abglanz der entzückten Gesichter, denen sie die gigantischen Theaterzettel mit der triumphirenden Ueberschrift: „Romeo und Julie“ vorhielten. An den Straßenecken fanden polizeiwidrige Zusammenrottungen statt, aber die heilige Hermandad wußte, daß es sich nicht um landesverrätherische Plakate, sondern um riesige Theaterzettel von Romeo und Julie handle, und betheiligte sich eher an den eifrigen Debatten, die sich über den Vorrang der beiden Liebesleute entspannen, als daß sie dieselben gestört hätte. „Romeo und Jutie“ war die Parole des Tages. Ein Handschuhverkäufer verkaufte Handschuhe **à la Romeon et Juliette**, ein Hutmacher empfahl veronesische Hüte und ein Konditor pries sein approbirtes Magenbitter, durch eine geistreich verzierte Etikette artig an den Schlaftrunk erinnernd, als „**consolation de Juliette**“ an. Ein geniater Friseur hatte einen Titus **à la** Romeo ausgestellt und taufte seine berühmte Schminke **couleur de rose** in **couleur de Julia** um, item sein **eau de Rome** in **eau de Romeo**. Die Eröffnung der Theaterkasse am Vormittag eröffnete einen Wettkampf um die Eintrittskarten, bei welchem es mehr

gefährlich als ergötzlich und mehr ergötzlich als ehrlich herging. Denn das Recht des Stärkeren dominirte so frevelhaft über die Würde des Kunstgefühls, daß schmerbäuchige Handwerkmeister sammt neugierigen Gesellen hochstirnigen Theaterfreunden und schwachbeinigen Aesthetikern den Vorrang abliefen. Nie wurde ein Bäckerladen zur Zeit einer Hungersnoth stürmischer belagert, als die Theaterkasse.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Es waren seit jenem Abende acht Tage verflossen. Kaspar Mosemann bildete in seinen Kreisen nicht nur, sondern fast für ganz Hattenheim den Mittelpunkt des Gesprächs; und so lenkte sich auch die Aufmerksamkeit, die Erwartung auf seinen Herrn, den ehemaligen Referendar von Wingefeld, der als Offizier der englisch-deutschen Legion sich ausgezeichnet hatte. Man sprach wieder von seinem Prozesse und deutete sich das Gebahren der Betheiligten je nach Gunst oder Ungunst für diesen oder jenen Part. Die Ruhmredigkeit Mehltretter's fand diesmal fast unbedingten Glauben, weil die bestürzten Mienen des Herrn von Dippelt und des Advokaten Schleich dafür Zeugniß gaben. Da endlich erschien der mit so vieler Spannkraft erwartete Herr von Wingefeld wie aus einer Bombe geschossen eines Nachmittags per Extrapost, und begab sich unverzüglich zu seinem Freunde Mehltretter. Kaum, daß er sich die Zeit nahm, dem Postmeister die Hand zu drücken. Im nächsten Augenblicke lagen sich die beiden Freunde in den Armen.

„Theurer, edler Freund! Einzige noble Seele! Albert! Kamerad! Spitzbube! Herzensbruder! Ich hab' Dich wieder!" So rief Mehltretter unter schnalzenden Küssen, während ihm die Thränen in den Schnurrbart liefen.

Es mußte diese Rührung für Herrn von Wingefeld um so schmeichelhafter sein, als kein Mensch seit geraumen Jahren sich rühmen konnte, den Advokaten weinen gesehen zu haben, selbst nicht bei Aufführung der Griseldis, wo doch Alles in Thränen zerfloß, und Frau Schaubert sogar dem wilden Parzeval die Wohnung kündigte. Mehltretter hatte seinen Freund zum Sopha gezogen und betrachtete voll Vergnügen sein gebräuntes männliches Gesicht, sein gutes Aussehen.

„Und die Russen haben Dir nichts angehabt, schöner Junge?" sagte er.

„Wie Du siehst, bin ich leidlich davon gekommen, obwohl es mörderisch genug zuging," erwiederte Albert.

„Der Krieg ist etwas Schreckliches!" rief Mehltretter mit Pathos aus. „Da lob' ich mir die Jagd. Hasen, Füchse, Rehe; die schießen doch nicht zurück."

„Ausnehmend richtig!" bemerkte Albert lächelnd.

„Wenn ich mir denke," fuhr Mehltretter fort, „all' diese schöne deutsche Jugend ... Ihr habt Euch doch als ächte Deutsche geschlagen?"

„Wir thaten unsere Schuldigkeit," versetzte Albert.

„Grausames Schicksal! Furchtbare Entfaltung des Völkerlebens! — Wo gibt es ein deutsches Heer? wo gibt es deutsche Regimenter, deutsche Bataillone? — Ach, nur im Dienste der Fremden! O Schmach des Vaterlandes! — Und doch, wozu schreie ich so? Ja, ich bekenne mit dem brennenden Roth der Scham auf den Wangen. Es gab in meinem Leben eine unglückselige Epoche, in der ich mein geliebtes Deutschland für ein gutes Mittagessen verrathen hätte. Zürne mir deßhalb nicht, Freund! Ich hatte einen so grausamen Appetit damals, ich war im Wachsthum begriffen und stand mit 150 Gulden jährlich beim Mainzollgericht. Straßenraub schien mir eine liebenswürdige Schwäche; Falschmünzerei eine das Leben verschönernde Kunst. Doch, ich habe meine Moral gebessert. Ich bin wohlhabend!" — Dem Advokaten schien bei dieser Stelle seiner Rede etwas einzufallen. Er stand auf und zog die Klingel.

Frau Schaubert erschien mit so übernatürlicher Geschwindigkeit, daß jeder Sachverständige der Ansicht gewesen wäre, sie habe gehorcht.

„Wein und zwei Gläser; uns dürstet!" rief ihr Mehltretter entgegen.

Das Verlangte kam. Frau Schaubert machte, während der Advokat einschenkte, mehrere vergebliche Versuche, Herrn von Wingefeld in eine Unterhaltung zu verwickeln. Sie hatte ein gewisses Recht, die glückliche Rückkehr des jungen Helden mitzugenießen; sie hatte ja vor Jahren auf dem Schlosse seiner Eltern die Vorhänge aufgesteckt, und bei großen Anlässen, wie wir wissen, in der Küche ausgeholfen. Mehltretter's Befehle scheuchten sie hinaus.

„Und nun, lieber Albert," sagte dieser, nachdem Frau Schaubert vor die Thüre gebannt war, das Glas erhebend. „Nun laßt uns auf ein gutes Glück trinken." Die Gläser klangen zusammen und wurden geleert.

„Ich danke Dir," sprach Albert, eine Cigarre anzündend und dann die Hand des Freundes schüttelnd. „In trüben und heiteren Tagen warst Du stets

Digitized by Google

der unerschrockene Verfechter der Angelegenheiten des Hauses Wingefeld. Ich bin Dir tausendmal verpflichtet und"....

„Ohne Umstände," fiel der Anwalt ein. „Auch ich that nur meine Schuldigkeit. Und so wisse denn, daß Dein Prozeß gewonnen ist, daß Du als Herr auf Schloß Ryneck einziehen wirst. Du erinnerst Dich noch, wie man Dir es verargte, als Du diesen Rechtshandel begannst, wie man die Achseln zuckte, als ich für Dich auftrat, wie man meine Deduktionen belachte, meine Rechtsgründe verhöhnte und mich einen Thoren schalt, der Makulatur ausbrüte. Aber wie steht es jetzt? Ich wankte nicht, als wir in erster Instanz unterlagen, ich wich nicht, als man in der zweiten die Nasen rümpfte und den Ideengang des Untergerichtes rechtfertigte. Es blieb ja noch die dritte Instanz. Ja, wie kam es da anders! Wie schrumpfte da der Gegner Beweisführung zu einem Nichts zusammen, wie leuchteten da unsere Sätze gleich blanken Schwertern und hieben den Plunder gegnerischer Salvationsschrift in die Pfanne. Man schickte die Akten zurück, um einen Vergleich noch in der zwölften Stunde anzubahnen. Die erleuchteten Richter sahen den Ruin der Jenseite zu klar. Sie boten ihr ein leidliches Abkommen. Kurz, liebster Albert, ehe drei Wochen ins Land gehen, spricht Dir das Oberappellationsgericht Deine Güter zu. Das ist der Stand der Sache."

„Oder vielmehr nicht," fiel hier Albert ein.

„Wie so? Was?" frug der Advokat Mehltretter verwundert.

„Ich habe den Vergleich angenommen."

„Unmöglich!" schrie der Advokat hitzig.

„Und doch ist es so," bestätigte Albert. „Wie sehr ich Dir Dank weiß, was Du in dieser Sache für mein Interesse gethan hast, wirst Du, so lange ich lebe, erkennen; aber dieser Prozeß mußte ein Ende haben."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Mittel, um Brände von Benzin und Petroleum zu löschen.) In Nantes hat man eine Feuersbrunst in einem mit brennbaren Flüssigkeiten angefüllten Keller dadurch gelöscht, daß man durch das Kellerloch einen Eimer mit Ammoniak (Salmiakgeist) goß. Ein Krug oder Ballon von 30—36 Maaß hatte sich in dem Keller eines Droguisten entzündet und war ausgeflossen. Man versuchte, das Feuer damit zu löschen, daß man Wasser einspritzte und daß man die Luft, welche es nährte, vermittelst nasser Tücher absperrte. Das Wasser äußerte keine Wirkung auf das Benzin, das darin vortrefflich brennt, und die Flammen schlugen durch die Kellerlöcher. Die Feuersbrunst wurde immer heftiger und der gewölbte Keller verbreitete eine solche Hitze, daß man dieselbe an den Füßen auf dem Fußboden spüren konnte. Ein Unglück war zu befürchten, als ein Herr Moris den glücklichen Gedanken hatte, einen Eimer Ammoniak in den Keller zu gießen. Die Flamme verlöschte wie durch Zauberei. Alle Löcher waren mit Rauch erfüllt, und der Kommandant des Löschmännerkorps ließ die Eingießungen von Ammoniak von Zeit zu Zeit fortsetzen, indem er seine Spritzen hierfür zur Verfügung stellte. Nach kurzer Zeit war alle Gefahr beseitigt.

Die Schneckenzucht wird als ein neuer Erwerbszweig in Moudon (Kanton Waadt) mit großem Erfolg betrieben. In wenigen Tagen gehen 60,000 Stück nach Frankreich ab.

## Gemeinnütziges.

(Etwas für das Haus.) Eine sehr gute Methode, schönes, schmackhaftes und nahrhaftes Rauchfleisch zu erzielen, ist folgende, die in der „Illustr. Gewerbztg." mitgetheilt wird: Das betreffende Fleisch wird wie gewöhnlich in größere oder kleinere Stücke, von etwa 5—8 Pfund schwer, zertheilt und in siedendes Wasser getaucht, jedoch sofort wieder herausgenommen und mit den Händen stark mit Kochsalz, dem eine kleine Menge Salpeter zugesetzt worden war, einige Zeit eingerieben. Nachdem dieses Einreiben vollzogen worden, werden die Stücke endlich von allen Seiten mit Kleie berieben und in diesem Zustande 6—8 Wochen hindurch bei einem unterhaltenen gelinden Schmauchfeuer geräuchert. Auf diese Weise wird ein Rauchfleisch erzielt, welches lange Zeit hindurch aufbewahrt werden kann und stets einen angenehmen Geschmack zeigt, und selbstverständlich zu den guten nahrhaften Speisen zu rechnen ist. Durch den Umstand, daß das Fleisch momentan in siedendes Wasser getaucht wird, gerinnt der Eiweißstoff, und das Fleisch erhält dadurch einen Ueberzug, der verhütet, daß sich die nahrhaften Bestandtheile daraus ausscheiden können. Daß dieses Verfahren ebensowohl bei Rindfleisch wie bei anderen Fleischwaaren anzuwenden ist, dürfte klar sein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Freitag, 26. August 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

So kam der Abend. Der Theaterplatz war schon einige Stunden vor dem Beginn der Vorstellung belebt, und es kamen noch immer vereinzelte Händel und Kämpfe um Eintrittskarten vor. Ein unermeßlicher Jubel zerriß die Luft, als die Kutschen der Gefeierten ankamen, und es war ein Glück, daß die Pferde kräftig, die Kutscher geschickt und die Wagen verschlossen waren, sonst hätte leicht was Aehnliches geschehen können, wie bei jenem Römer, den seine Bewunderer mit ihren Mänteln todt jubelten. Die ganze Energie der Polizeimannschaft war nöthig, um die edle Begeisterung von einer unwürdigen Verbindung mit dem wilden Neid abzuhalten, der mehrmals Miene machte, mit Gewalt die Eingänge zu stürmen. Nicht weniger stürmisch, ja noch stürmischer ging es im Innern des Theaters zu. Selten, wenn man die Kirche ausnimmt, waren die sieben Rangklassen so durcheinander gewürfelt, die streng geschiedenen Elemente der Gesellschaft in so heterogenen Verbindungen zu sehen gewesen. Reiche Oekonomen mit schweren Fäusten saßen neben nervenschwachen Damen im ersten Rang, rothe Biergesichter dienten weißen Theeantlitzen, weiße Taffetroben schwarzen Juchtenstiefeln zur Folie ꝛc.

Aber Alle beherrschte die Freude, das Ganze war Ein Hymnus an die Freude im Allgemeinen und eine Illustration zu dem Vers im Besonderen:

„Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt."

Unter den Vielen saßen drei Menschen, deren Busen andere Gefühle bewegten als die der Begeisterung. In derselben dunklen Loge, in welcher er der Aufführung des Macbeth zugesehen, saß der alte Baron Eckholz. Aber diesmal war er allein und seine Empfindung eine ganz andere als damals. Er hatte den Theaterzettel gelesen und war hergekommen, um mit zerrissenem Herzen zu sehen, wie weit sein Sohn in die Netze jenes Mädchens gefallen sei, welches der Alte als Tochter seines Feindes haßte; um sich aber auch zugleich an dem langentbehrten Anblick seines Kindes zu laben und weil er hoffte, seinen Romeo nach dem Theater vielleicht auffangen und ein eindringliches Wort mit ihm reden zu können. Der alte Mann wurde von Wenigen bemerkt; er war in einen Mantel gehüllt und hatte ein Opernglas in der Hand, welches er zuweilen nach dem Vorhang richtete. In einer Prosceniumsloge saß Herz und hing ähnlichen Gedanken nach wie sein Feind. Er hatte seine Tochter hergeleitet und diese Loge gewählt, wo er ihr Benehmen in nächster Nähe beobachten und den Sohn seines Feindes genau betrachten konnte. Trotz allen Gegenvorstellungen des alten Direktors, der ihm einen reservirten Sitz in der Rangloge, die von der Bühne entfernter war, aufnöthigen wollte, behauptete er seinen Sitz. Zu einer anderen Zeit würde ihn die Ungeduld der gedrängten Zuschauer, die durch Scharren und Pochen ihren lebhaften Wunsch, den Vorhang aufziehen zu sehen, an den Tag legten, glücklich gemacht haben; jetzt aber wurde er nur bitter an den Betrug erinnert, durch welchen die verirrte Tochter den Vater täuschte und die Kunst entweihte. So heftig aber sein Zorn gegen den verwegenen Menschen war, den er als Romeo sollte auftreten sehen, eine leichte Regung der Neugierde war doch mit unter den Motiven, die sein eigenes Auge oft ungeduldig nach dem Vorhang lenkten.

Der Dritte endlich, der mit anderen als begeisterten Augen nach der Bühne schaute und schauen wollte, war Gottlieb. Er saß ebenfalls in einer dunklen Loge, die derjenigen seines Herrn gerade gegenüber lag. Die Verwandlungskünste seines

Freundes hatten sich auch an seine gestempelte Figur gewagt. Den Höcker konnten sie ihm freilich nicht abnehmen, aber ein malerisch drappirter, spanischer Mantel versteckte ihn zum Theil. Die falben Haarstränge waren nach reiflichem Bedenken unter der unbarmherzigen Scheere des Schauspielers gefallen und ihre schwarzgefärbten Stoppeln zeigten die Formen eines Schädels, an dem ein Phrenologe die interessantesten Studien hätte machen können. Die blaßgelbe Gesichtsfarbe Gottlieb's hatte sich in eine bräunliche verwandelt und ein falscher Schnurrbart verhüllte seinen charakteristischen Mund. So trug der Famulus ein ausländisches, südliches Gepräge und man hätte ihn für einen Spanier halten können. Er hielt ein Opernglas in der Hand, welches er zuweilen verstohlen nach dem alten Baron richtete. Gottlieb saß auf dem hintersten Platz, dicht neben der Thür und hatte einen Sitz neben sich reservirt. Seine Nachbarinnen waren drei ältliche Damen, die so eifrig in Medisancen machten, daß sie kaum bemerkten, was vor ihnen, geschweige denn, was hinter ihnen vorging. Der Spanier hatte seinen Arm auf die Brüstung gestützt und seine Hand beschattete seine Augen, die gespannt sich auf den Vorhang richteten, wobei sein schwarzer Schnurrbart bedeutsam zuckte.

Endlich ertönte die Klingel und die Zeichen der Ungeduld lösten sich in einen allgemeinen Seufzer der Erleichterung auf. Beim zweiten Male lagerte sich eine allgemeine Stille der Erwartung über das Haus. Zum dritten Male ertönte das erwartete Zeichen und der Vorhang flog auf.

Wie schade, daß Shakespeare nicht gleich in der ersten Scene Romeo und Julie auftreten läßt, daß eine Zank- und Prügelscene als prosaische Schleuße sich vor den Strom der Gefühle legte, die sich nach den Helden sehnten. Wenn der Fürst Eskalus seine schöne Rede hätte abkürzen und der gute Benvolio den ehrenwerthen Montague mit einem weniger spitzfindigen und mehr abgekürzten Erklärungsversuch über die Seelenkrankheit Romeo's weniger lang hätte aufhalten wollen — Beide würden mehr Beifall geerntet haben. Endlich zog sich der alte, betrübte Montague zurück und der junge, bekümmerte Romeo trat auf. Da aber zersprengte der langgedämmte Strom der Begeisterung rauschend seine Wehre. Das Auditorium erhob sich wie Ein Mann von den Sitzen und jauchzte dem heißersehnten, langentbehrten Liebling ein „Willkommen!" zu. Alle mögtichen Augenbewaffnungen richteten sich auf den genialen Jüngling; alle Mittel, durch welche man mit möglichst viel Geräusch seinen Beifall ausdrücken kann, wurden in Anwendung gebracht, und wer im Gedränge der Applaudirenden seine Hände nicht rühren konnte, arbeitete um so kräftiger mit den Füßen. Noch ehe der Gefeierte die Lippen öffnen konnte, wurden ihm von schönen Damenhänden Sträuße und Kränze zugeworfen. Man borgte ihm gleichsam den Beifall auf sein schönes Gesicht, überzeugt, daß seine Kunstleistung Alles heimzahlen werde. Man eröffnete ihm ungemessenen Kredit an der Bank des Ruhmes, der ihm in glänzenden Blicken und silbernen Worten von den schönsten Kassirerinnen realisirt wurde, ohne andere Garantie, als seine herrliche Gestalt und sein liebenswürdiges Lächeln, mit welchem er sich verneigte. Es war aber ein alter, ein einsamer Mann unter den unzähligen Jubelnden, dem schnitten diese jauchzenden Stimmen durch die Seele, daß er vor Gram und wilder Eifersucht um den verlorenen Sohn, der über dem Glück der Menge das Unglück seines alten Vaters vergaß, bitterlich weinte.

Endlich hatte sich der Sturm der Begeisterung gelegt und Romeo konnte beginnen, sich ihrer würdig zu zeigen. Und der vor Liebessehnsucht Kranke begann dem forschenden Benvolio das Wesen der Liebe zu beschreiben und ihre Qualen:

„Streitsücht'ge Liebe!
Du Alles, aus dem Nichts zuerst geschaffen!
Schwermüth'ger Leichtsinn! ernste Tändelei!
Entstelltes Chaos glänzender Gestalten!
Bleischwinge! lichter Rauch und kalte Gluth!
Stets wacher Schlaf! Dein eignes Widerspiel! –
So fühl' ich Lieb', und hasse, was ich fühle!
Du lachst nicht?"

Und wenn Benvolio antwortete, „daß er lieber weinen möchte," so sprach er damit das tiefste Gefühl der Zuschauer aus, so ergreifend hatte der hoffnungslos in so unfruchtbarer Leidenschaft sich Verzehrende seinen Gram ausgesprochen, so rührend zitterte die glühende Sehnsucht nach ächter, erwiederter Liebe hindurch. Ein Beifallschauer brach los, als er mit Benvolio abging, und der Mann in der Prosceniumsloge sah sinnend vor sich hin, wie in eine alte Erinnerung verloren. Dann aber zuckte wieder ein jäher Schmerz durch seine Seele und er schaute wieder finsteren Blicks auf die Bühne.

Bald darauf erschien Julie; sie wurde mit demselben Enthusiasmus empfangen wie ihr Geliebter, und ihr Spiel erregte nicht weniger Beifall. Als das Mädchen die Stimme erhob, richtete Eckholz, von dem süßen Ton bis ins innerste Mark durchbebt, langsam sein Haupt empor. In ein einfaches Gewand gekleidet, welches ihre sanfte Schönheit anmuthig emporhob, vom Licht der Lampen mild er-

leuchtet, welches ihr zartgeröthetes Antlitz mit den dunklen seelenvollen Augen so wunderbar aus dem Kranz der dunklen Haare schimmern ließ, mit dem vollen, ergreifenden Zauber ihres Wesens stand seine einstige Braut vor seinen Augen. „Lydie!“ rief der alte Mann unwillkürlich, daß sich seine Nachbarn erstaunt umsahen und sich bedeutungsvolle Worte ins Ohr flüsterten, als sie den bekannten Menschenfeind in so befremdender Aufregung sahen. Von diesem Augenblick an verwandte der alte Baron keinen Blick mehr von der Bühne.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Also keine Rache? kein Triumph?“ rief Mehltretter noch immer erstaunt. „Du willst nicht, daß Herr von Dippelt mit dem Stecken aus Ryneck ziehe? Du willst nicht, daß Schraidt und Konsorten den Staub von Deiner Schwelle lecken?“

„Ich will von alle dem nichts,“ sagte Albert ruhig. „Ich habe erfahren, daß der Mensch auf den Menschen angewiesen ist, ich habe Tod, Elend und Verheerung in tausend Gestalten gesehen und gefunden, daß nichts schöner und menschlicher ist, als Verzeihen, nichts wünschenswerther, als eine frohe Häuslichkeit und eine freundliche Nachbarschaft.“

„Ei was!“ tadelte der Advokat mit mehr Mäßigung als vorher. „Du wirfst mit diesen Fibelsprüchen 80,000 Gulden auf die Straße.“

„Es bleibt mir,“ entgegnete Albert, „der schönste und beste Theil des Guts Ryneck; es bleibt mir der Ysopstein.“ ...

„Eine Ruine!“ unterbrach Mehltretter.

„Der Ysopstein,“ fuhr Albert fort, „mit dem Pachtgute dabei; kurz, ich behalte mindestens den vierfachen Werth dieser Summe.“

Mehltretter schüttelte brummend den Kopf. „Wer zum Henker,“ platzte er heraus, „hat Dir das Alles schon weggeplaudert?“

„Prinz Viktor,“ sagte Albert ruhig. „Prinz Viktor und Graf Prescher, unser Gesandter in Paris. Es sind kaum drei Tage her.“

„Ei, nicht übel,“ meinte Mehltretter. „Die verstehen den T....l von Redhibitionen.“

„Sie verstanden wenigstens so viel,“ erwiederte Albert, „daß Du diese Sache mit Meisterschaft geführt habest.“

„Nun, ja doch,“ sagte Mehltretter, dem dieser Weihrauch zu Kopf stieg. „Ein recht netter Mensch dieser Prinz Viktor, bei Gott! Ich liebe ihn; und Graf Prescher ... doch, wie kennt mich der Eine und der Andere? Ich habe bis jetzt für's Vaterland höchstens Laternen eingeworfen oder mit Nachtwächtern gerauft.“

„Wie man berühmt wird!“ sagte Albert lächelnd. „Ich versichere Dich, daß dieser Prozeß Dir deutschen Ruf gemacht hat.“

Mehltretter machte eine Miene, als werde er mit Flaumfedern gekitzelt.

„Beide Herren, Prinz Viktor und Graf Prescher,“ fuhr Albert fort, „waren durchaus Deiner Ansicht über den Ausgang der Sache; allein sie riethen mir angelegentlich zum Vergleich. Der König wünscht, daß unsere Häuser kein übles Beispiel geben. Zwei Fräulein von Dippelt wären ohne diesen Vergleich genöthigt gewesen, ihre Verlöbnisse aufzulösen, und Lieutenant von Dippelt hätte vor Schulden den Dienst quittiren müssen. Ich hatte den Ruin aller dieser Menschen in der Hand. Du, lieber Freund, hobst mich auf diese Höhe.“....

Mehltretter nahm es seinem Gaste — wie man zu sagen pflegt — aus dem Munde, und nickte stumm, aber mit leuchtenden Augen.

„Ich hätte es dieser Anna von Dippelt entgelten können, diesem Herrn Hofrath von Dippelt, doch mein Groll war dahin. Als mir Prinz Viktor in der Soirée des Grafen Walewski das Erste davon sagte, stand mein Entschluß fest, mich abzufinden.“

„Wie? Walewski?“ frug Mehltretter, dem es vor schaurigem Entzücken über eine so noble Perspektive, in die ihn Albert blicken ließ, wie Ameisen über den Rücken lief.

„Ja wohl, vor drei Tagen, gerade auf Donnerstag,“ sagte Albert. „Folgenden Tags reiste ich ab.“

„Walewski? der kaiserlich französische Minister?“

„Du lieber Gott, wer sonst?“

„Und sprach der auch von diesem Prozeß?“

„Es ist möglich,“ erwiederte Albert. „Er sprach Vielerlei mit mir.“

„Teufel!“ rief Mehltretter voll kitzelnden Behagens. „Wie schön ist es doch, in der großen Welt zu sein! Verwünschtes Nest hier! Man könnte an seinem Talente verzweifeln. Keine Räsonnanz! keine Folie für die Eitelkeit! Doch man ergibt sich drein. Also in Paris erfuhrst Du dies Alles?“

„So ist es,“ bestätigte Albert. „Ich hatte vor etwa sechs Wochen in London meinen Abschied bekommen, nachdem ich in Veranlassung Deiner letzten Briefe darum gebeten hatte. Mit frohen Hoffnungen schiffte ich auf den Kontinent über. Vom Kriegszahlamte hatte ich bedeutende Wechsel auf Paris —

ich zog eine runde Abfindungssumme der Pension vor — und so war ich ein gemachter Mann für unsere Hattenheimer Verhältnisse, auch ohne Rheneck und Ysopstein. Diese Engländer sind im Finanzpunkte sehr nobel, man muß es ihnen lassen."

„Das hab' ich immer gehört," schaltete Mehltretter ein.

„In Paris," fuhr Albert fort, „fand ich die herzlichste Aufnahme. Als einem Helden der Krim und Protegé des Prinzen Viktor standen mir alle Cirkel offen. Ich wurde dem Kaiser vorgestellt und erhielt das Band der Ehrenlegion. Ich wäre fast eitel geworden über so viel Auszeichnung. Alles wollte mit mir walzen und „In einem kühlen Grunde" gesungen haben. Die Pariser Salons gefallen sich eben gerade in deutscher Sentimentalität. Das machte mich groß. Wenig fehlte, so hätte ich die Kegelquadrille eingebürgert und das Glock- und Hammerspiel. Es war, wie es im Liede vom Wirthshaus an der Lahn vom Knechte heißt:

Und was er that, das war ihr recht.

Ich durfte diesen Herzoginnen und Prinzessinnen mit „Ei, du lieber Augustin!" oder „Koch' Thee, Luischen!" aufwarten, ich durfte den Lauterbacher spielen, es war für sie Alles entzückend, Alles charmant. Kurz, lieber Freund, ich war ein wenig der Löwe des Tags und gefiel mir darin. Nach etwa vier Wochen hatte mich ein schottischer Gardekapitän ausgestochen. Er tanzte den Hornpipe und sang den Robin Adair. Das schlug mich aus dem Felde. Meine Rückkehr ins Vaterland war unterdessen durch den Grafen Preschcr bestens vermittelt, und so bin ich hier in meiner lieben Heimath, die mir theurer ist, als zehn Generalstitel und Orden. Ja, Freund, es gibt nur eine Heimath! Und Paris ist keine Heimath, selbst nicht für die Pariser. Alles ist schematisirt, selbst die Betheurungen der Liebe und Freundschaft. Man wirft sich mit Fieberhast aus einem Extrem der Mode ins andere, von einer Erscheinung des Tags auf die andere; und doch ist das Leben so arm. Alle diese unglücklichen Menschen rezitiren lebend, sprechend, lesend, sehend und hörend nur Autoritätsphrasen und die Verherrlichung ihrer Unsittlichkeit. In der Furcht, sich lächerlich zu machen, sind sie lächerlich. — Drum noch einmal: Es lebe die deutsche Heimath!"

„Das hat etwas für sich," meinte Mehltretter, „zumal wenn diese Heimath hinreichend mit Zolleinspektoren bevölkert ist."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Das unter dem Namen „Zieh-Harmonika" bekannte musikalische Instrument ist in dem mecklenburgischen Amte Hagenow mit der Zunftberechtigung des Amtsmusikus in Konflikt getreten. Einer Bekanntmachung des Großherzogl. Domanialamtes zufolge ist es zur Anzeige gekommen, daß an verschiedenen Orten Tanzgesellschaften gehalten worden sind, bei welchen eine nicht vom Amtsmusikus gestellte Person die Zieh-Harmonika gespielt hat. Nach dem Privilegium des Letzteren sei aber das Spielen fremder Musiker in den zu seiner Kompetenz gehörigen Fällen nicht anders zu dulden, als wenn der Obrigkeit der Nachweis geliefert sei, daß der Amtsmusikus vorschriftsmäßig abgefunden oder die von ihm gehörig requirirte Musik nicht stellen zu wollen erklärt habe. Das Spielen zum Tanzen nach der Musik einer Harmonika beeinträchtige demnach den Amtsmusikus in seinen Rechten u. s. w. Die Ortsvorstände und Schulzen sollen daher darauf achten, daß Tanzgesellschaften nur nach eingeholter Erlaubniß des Amtes abgehalten und die Tanzmusik dazu nur vom Amtsmusikus gestellt werde.

(Ein russischer Lucullus.) Ein vornehmer Russe hat vor wenigen Tagen in Paris ein Aufsehen erregendes Diner in den Sälen der „Frères Provencaux" gegeben. Wir übergehen die Aufzählung der gastronomischen Leistungen und erwähnen blos, daß die Säle der berühmten Restauration in eben so viele Gärten voll der seltensten tropischen Pflanzen umgewandelt waren. In diesen Gärten rauschten Fontänen und waren riesige Aquarien aufgestellt. In einer Laube wurde das eigentliche Diner und das Dessert endlich in einem wirklichen Obstgarten eingenommen, in welchem jeder nach Gutdünken die seltensten Früchte beider Zonen pflücken konnte. In allen Gärten flatterten seltene Vögel, während ein treffliches, hinter Blumengebüschen verborgenes Orchester Musikstücke exekutirte. 24 Stunden hatten zur Herstellung des feenhaften Festes hingereicht, bei welchem der Amphytryon für jeden Gast 750 Frcs. bezahlte.

Der höhere Zeitungsstyl hat eine schätzenswerthe Bereicherung erfahren. Von einem „blühenden Damenflor" hat man auf Bällen schon längst geredet; jetzt spricht man auch von einem „imposanten Männerwald".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Sonntag, 28. August 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Eine feierliche Stille herrschte, als die sehnsüchtig erwartete Ballscene endlich gekommen war, als die Liebedürstenden sich fanden. Noch mehr Augen als die des alten Barons wurden feucht, als der erste Strahl der verhängnißvollen Leidenschaft dem verzückten Romeo den Schleier des gegenstandlosen Sehnens vor den geblendeten Augen verzehrte und aus unendlicher Tiefe seiner Seele der leise Jubel seliger Trunkenheit schwebte:

„O! sie nur lehrt den Kerzen hell zu glüh'n!
Wie in dem Ohr des Mohren ein Rubin,
So hängt der Holden Schönheit an den Wangen
Der Nacht."

Kaum zu athmen wagten die Hingerissenen, als das erste Gespräch von den Lippen der Liebenden floß:

„Entweihet meine Hand verwegen dich,
O Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen:
Zwei Pilger, meine Lippen neigen sich,
Den herben Druck im Kusse zu versüßen."

„Nein, Pilger, lege nichts der Hand zu Schulden
Für ihren sittsam-andachtsvollen Gruß.
Der Heil'gen Rechte darf Berührung dulden,
Und Hand in Hand ist frommer Waller Kuß."

„Hat nicht der Heil'ge Lippen wie der Waller?"

„Ja, doch Gebet ist die Bestimmung Aller."

„O so vergönne, theure Heil'ge, nun,
Daß auch die Lippen wie die Hände thun.
Voll Inbrunst beten sie zu dir, erhöre,
Daß Glaube nicht sich in Verzweiflung kehre."

„Du weißt, ein Heil'ger pflegt sich nicht zu regen,
Auch wenn er eine Bitte zugesteht."

„So reg' dich, Holde, nicht, wie Heil'ge pflegen,
Derweil mein Mund dir nimmt, was er erfleht."

Es mußte in der That ein starker Zauber in diesen Tönen liegen, denn selbst dem finsteren, bleichen Mann in der Prosceniumsloge standen die Thränen in den Augen; aber er wischte sie unwillig weg und legte sich in seinen Stuhl zurück.

Der erste Akt war vorüber; noch einmal brach der Jubel los und die Gerufenen erschienen Hand in Hand, um mit Blumen und Lorbeeren überschüttet zu werden. Dieser Anblick schien dem Vater des Mädchens einen plötzlichen Entschluß einzugeben: er stand rasch auf, nahm seinen Mantel um und seinen Stock in die Hand, setzte seinen Hut auf und schickte sich an, die Vorstellung zu verlassen. Aber die Thüre der Loge, in der er sich ganz allein befand, war von Außen verschlossen: „Also mit Gewalt wollen sie mich zwingen! Nun, ganz soll ihnen ihre Absicht doch nicht gelingen, wenn ich auch hören muß, sehen will ich nicht, mein Auge soll kein Verräther an meinem Zorn werden." Er warf sich auf ein Sopha und blieb mit verhülltem Haupte liegen. Aber bald hörte er die Klingel ertönen und der Monolog des liebetrunkenen Romeo drang wie aus Sphären der Seligen an sein Ohr:

„Was schimmert durch das Fenster dort?
Es ist der Ost und Julie die Sonne.

— — — —

Ein Paar der schönsten Stern' am ganzen Himmel
Wird ausgesandt, und bittet Julia's Augen,
In ihren Kreisen unterdeß zu funkeln.
Doch wären ihre Augen dort, die Sterne
In ihrem Antlitz! Würde nicht der Glanz
Von ihren Wangen so beschämen jene,
Wie Sonnenlicht die Lampe? Würd' ihr Auge
Aus luft'gen Höh'n sich nicht so schnell ergießen,
Daß Vögel sängen, froh den Tag zu grüßen?"

Er hätte sich die Ohren verstopfen müssen, hätte er den magischen Banden, mit welchen diese Töne seine Seele umstrickten, widerstehen wollen. Nein,

je weniger seine Aufmerksamkeit durch das entzückte Schauen zerstreut wurde, desto mächtiger erfaßten ihn alte, süße Erinnerungen an jene Abende, da er selbst in diese Worte des Dichters den schweren Sinn einer lebendigen Leidenschaft gegossen und die erstaunten Zuschauer hingerissen hatte.

„O Romeo! warum denn, Romeo?
Verleugne deinen Vater, deinen Namen!
Willst du das nicht, schwör' dich zu meinem Liebsten,
Und ich bin länger keine Caputet!"

hauchte jetzt die liebetrunkene Julie in seliger Selbstvergessenheit vom Balkon, und diese Worte drangen wie beseligende Himmelstropfen in die Seele des lauschenden Herz. Dieselben Worte hatte einst eine betrügende Julie in sein Ohr geflüstert und dieselbe süße Stimme hatte sie mit derselben inhaltschweren Bedeutung gefüllt. Der Gedanke, daß sich jener Betrug der Mutter bei der Tochter wiederhole, um den Vater zu strafen, fiel mit lähmender Gewalt auf die Seele des Mannes und bannte sie noch fester in die Tiefe der Erinnerungen.

Und dieselben Worte Juliens klangen mit nicht minderer Bedeutung ins Ohr des alten Barons. Auch er hatte sie an dem schicksalsvollen Abend gehört, sie waren ihm damals wie giftige Pfeile ins Ohr gedrungen, denn er wußte, daß sie einen ungeheuren Betrug verhüllten. Und dieselben Worte der Mutter sprach jetzt die Tochter, um ihn zu betrügen. Jetzt um den Sohn, wie damals um die Braut. Damals war er mit einem wilden Herzen voll Rachsucht und Verzweiflung vor dieser Scene gesessen; jetzt überwältigte ihn Wehmuth und brennender Schmerz über sein Alleinstehen und trostloses Verlassensein. Ein bitterer Groll gegen jenen Menschen, der sein Unglück verschuldet, mischte sich darein, aber ein Blick auf das liebliche Mädchengesicht milderte ihn zu schmerzlicher Wehmuth.

So ging Scene um Scene vorüber und Akt um Akt. Sowohl der alte Herz als sein Feind hatten längst, von Erinnerungen überwältigt, vergessen, wo sie sich befanden. Sie sahen sich in jene ferne dunkle Zeit zurückversetzt, wo sie selbst Mithandelnde waren in dem verhängnißvollen Drama, welches sich schon damals aus den Fäden des Gedichtes und denen ihres eigenen Lebens anfing zusammenzuspinnen und welches jetzt eine jüngere Generation wiederholend fortsetzte und zu einem unheilvollen Ende zu führen drohte, das Verschulden der Väter zu einem unentwirrbaren Knäuel verwickelnd. Und ganz wie damals lauerte die Rachsucht zwischen den Blüthen der Begeisterung und verfolgte mit tückischer Gier ihr Opfer, wie es Schritt für Schritt einem gräßlichen Untergang entgegenwandelte. Noch immer saß der kleine Spanier in seinen schwarzen Mantel gehüllt in der dunklen Loge hinter den drei alten medisirenden Damen und folgte mit den beschatteten Augen allen Bewegungen des jungen Schauspielers. Er erinnerte sich mit tückischer Freude jenes Abends, wo ihm der alte Menschenfeind diese heutige Vorstellung von Romeo und Julie im Spiegel der Vergangenheit gezeigt hatte. So war aus dem überbliebenen Wurzelknollen eines raffinirten Racheplans noch nach 25 Jahren in der Rache des Bedienten eine Giftblume emporgewachsen. —

Das Trauerspiel näherte sich seinem Ende. Die elegischen Gefühle, welche die Liebesscenen erweckten, waren schon lange der dumpfen, finsteren Ahnung des blutigen Ausgangs gewichen, welchem die Vertiebten entgegengingen. Jene leidenschaftlichen Wehklagen Romeo's in der Zelle Lorenzo's ließen kein Auge trocken: sie drangen mit schneidenden Tönen der Erinnerung ins Ohr des Mannes, der noch immer in der dunklen Prosceniumsloge auf dem Sopha lag, und mit dumpfen Tönen der Hoffnungslosigkeit ins Ohr des alten Barons. Der vierte Akt ging vorüber mit gleicher Feierlichkeit. Der Monolog Juliens vor dem Schlaftrunk, in welchem die Gluth der Liebe den letzten Rest weiblicher Zaghaftigkeit verzehrt, um das zarte Mädchen zur todesmuthigen Heroine zu machen, erschütterte die Seelen der Anwesenden noch stärker als jene Klagen des verbannten Jünglings. Auf den alten Eckholz machten die herzergreifenden Töne der innersten Hingebung einen wohlthuenderen Eindruck, als der Jammer seines Sohnes um die Geliebte. Er sah nur immer in dem schönen Mädchen seine einstgeliebte Lydie, und es hatte, wenn an Julie erinnert wurde, etwas wohlthuend Beruhigendes für ihn, ein Glück, welches ihm nicht vergönnt gewesen, seinem Sohn zugewendet zu sehen. Dieses Gefühl wollte das herrschende bleiben in der Brust des alten Mannes; er fing an über die Liebe seines Sohnes milder zu denken, je mehr ihn die Lieblichkeit des Mädchens überwältigte. Aber dann fuhr wieder die Abneigung gegen ihren Vater dazwischen und zerschnitt die Hoffnungen wieder, denen sich der Greis hinzugeben wagte.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Albert wurde fast bleich. Dann sprach er leise: „Sie hat also niemals nach mir gefragt?"

Mehltretter zuckte die Achseln. „Bei mir nicht. Doch das beweist nichts. Ich schrieb Dir von

ihrer Ruhe und Kälte. Werde der Geier klug aus Mädchen! Was man gern von ihnen wüßte, verschweigen sie. Was Niemand genießen kann, davon sprechen sie den ganzen Tag. — Höre, Albert, ich verstehe mich schlecht auf Weiber. Zu mir kommen nur solche von jener Sorte, deren Räthsel bereits alle gelöst sind."

„O, ich bitte," fiel Albert ein, „Du sprichst da mancherlei Dinge in Einem Athem."

„Nichts für ungut! Ich wollte nur zu erkennen geben, daß ich der Mann nicht war, den Du gerade in dieser Angelegenheit bestellen mußtest. Doch hab' ich anderswoher vortreffliche Informationen aus neuester Zeit. So viel steht z. B. fest, daß mein lieber Herr Kollege, dessen Angesicht Allah schwärzen möge, trotz aller Bemühungen bei Fräulein Emilie gründliche Verachtung findet. Dieses weiß Herr von Goes. Er ist Kenner aus dem Fundament."

„Ja, ja," sagte Albert sinnend, „der Herr v. Goes."

„Und Mosemann." ...

„Wie? was ist es mit dem?"

„Du hast ihn also noch nicht hier gesprochen?"

„Nein. Ja! Er erwartete mich an der Post, aber ... Nun?"

„Mosemann kam vor acht Tagen an, um Dir Quartier zu machen. Fräulein Emilie saß am Fenster und sprach ihm zu. Er trat ein — der Mensch hat Fortschritte in der Schlauheit gemacht — und erzählte Deine Heldenthaten. Eben hatte er das dritte Dutzend Russen abgeschlachtet, da kam der Alte. Mosemann mußte von vorne beginnen und käute die sämmtlichen Erschlagenen wieder. Winhold rief ein Bombenelement nach dem andern — er war auch Soldat — Emilie glühte. Als Mosemann wegging, bot ihm der Alte die Hand — Emilie auch. Sie hatten ihn mit Wein regalirt und Cigarren rauchen lassen."

„Das ist schon etwas."

„Mag sein; ich verstehe das nicht so. Mir erzählte es Winhold am Abend, als ich dort von Deinem gewonnenen Prozesse sprechen wollte. Die Sache war noch ganz neu. Ich unterließ es jedoch, weil ich Anna von Dippelt und den Kollegen Schleich vorfand."

„Welches Zartgefühl!"

„Kurz, ich hielt an mich. Der Herr Kollege aber saß auf Kohlen. Ihn allein hätte ich vielleicht nicht geschont." ...

„Und wie benahm sich Emilie?"

„Das ist eben, was ich nicht begreife. Sie war nicht lustig und nicht traurig. Es war, als ob sie heimlich Exempel ausrechnete, oder als ob sie die Nase putzen müsse und ihr Taschentuch vergessen habe. Einmal lachte sie, aber nur eine Sekunde — da fiel sie wieder in diese simulirende Stimmung. Man sprach von Dir, aber sie wich aus. Kurz, ich verstehe dergleichen nicht. Doch will mich bedünken, daß sie nicht eben wüthend auf Dich ist."

„Ich danke Dir, Freund," sagte Albert, die Hand Mehltretter's ergreifend. „Du gibst mir alle Hoffnung."

„So mußt Du es besser verstehen," meinte der Advokat. „Glück dazu und noch ein Glas Wein."

„Es sei, aber dann Schluß für diesmal," sprach Albert, sein Glas offerirend. „Ich gehe, um fröhlich wiederzukehren."

Die Freunde tranken aus, umarmten sich und Albert verließ das Schaubert'sche Hotel, um das Gasthaus zum Stern aufzusuchen. Dort kleidete er sich mit Hilfe Mosemann's um und ging dann geradeswegs zur Wohnung des Zollinspektors. Alles lag an den Fenstern, ihn vorübergehen zu sehen. Sein Herz klopfte gewaltig unter der Uniform, als er klingelte. Dorette öffnete und stieß beim Anblick des stattlichen Offiziers einen Schrei aus. Der Zollinspektor war nicht da, wohl aber Emilie. Bebend hörte sie ihn fragen, bebend sah sie ihn eintreten.

„O Gott! Sie, Herr von Wingefeld! Ich bin so überrascht! Der Vater!" ... Weiter vermochte sie nicht zu reden.

„Sie verzeihen, Fräulein!" sagte Albert in nicht geringerer Wallung. „Es drängt mich, Sie zu sehen und zu sprechen nach so langer Trennung. Ich hoffe Gnade zu finden für frühere Thorheiten. Nie vergaß ich, was Sie mir" ...

„Stille! stille!" lispelte Emilie beklommen.

„Und warum, Emilie?" fuhr Albert entschlossen fort. „Ich bin Soldat, ich gehe geradezu. Es ist mein Herz, das mich hierher führt. Ein Wort von Ihnen, und ich bleibe; Ein Wort — und ich gehe, um nie wiederzukommen!"

„Was soll ich Ihnen darauf sagen, Albert?" erwiederte Emilie zitternd und fast schluchzend. „Sie kommen eben zur Thüre herein, und ich bin so wenig gefaßt Sie zu empfangen. Es ist unrecht von Ihnen."

„Es gibt plötzliche Entschlüsse, die nur aus Vorahnung entsprungen sein können. Mich drängte es zu dieser Entscheidung so unwiderstehlich, daß ich daran glauben muß. Mein Gefühl sagte mir, daß jedes Zögern Gefahr drohe." Albert hielt inne, um einen Blick voll Liebe auf die Gestalt des schönen Mädchens zu werfen, und fuhr fort: „Wie ich Sie

da vor mir ſehe, Emilie, wie ich Ihre Hand erfaſſe, ſo iſt mir gleich dem begnadeten Verbrecher, gleich dem aus ſchwerem Traume zu friſchem grünen Maimorgen Erwachenden. Sie ſchalten ſonſt mein hinterhältiſches Weſen, Sie tadelten es, daß mein Herz nicht voll und ganz an ſeiner Liebe hängen könne. Wohlan! Emilie, ich habe das gelernt! In der Fremde vergaß ich Groll, Haß und Feindſeligkeit; ich lernte, umgeben von allen Schauern des Todes und der Todesgefahr, Duldung, Mitleid, Sympathie; ich lernte vergeſſen und verzeihen; ich lernte lieben, ſo lieben, wie Sie es einſt wünſchten. Nun ſtehe ich vor Ihnen, Emilie, ausgeſöhnt mit Gott und den Menſchen, das Herz voll Sanftmuth und Hingebung, den Kopf voll fröhlicher Entwürfe, das Geſtändniß inniger Liebe auf den Lippen." ...

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Wiesbaden. (Falſch verſtanden.) In dem eleganten Spielſalon des Kurſaales erſchien kürzlich ein harmloſer Handwerksburſche, ein ehrlicher Schwabe. An einen der glänzenden Rouletttiſche herantretend, legte er beſcheiden zwei Sechskreuzerſtücke auf Nr. 19. **Qu'est que cela?** (Was iſt das?) fragte etwas naſerümpfend der franzöſiſche Croupier aus der Nähe von Frankfurt. — „Na, döſch ſein 3 Batza." **Mais on ne joue pas ici en bagatelle, la mise est au moins un florin.** (Aber hier wird nicht um ſolch' eine Kleinigkeit geſpielt, der geringſte Einſatz iſt ein Gulden.) Da zieht der muthige Burſche ſeinen Lederbeutel, zählt 60 Kreuzer ab und ſchiebt ſie auf die 19. Der Croupier wirft dieſe verächtlich in einen Kaſten und ſetzt dagegen ein blankes Guldenſtück auf die Nummer. Die Kugel rollt, fällt und: **Dixneuf rouge** (Neunzehn, roth) annoncirt man und 35 Gulden werden auf die Nr. 19 ausgezahlt. Aller Augen richteten ſich auf den Burſchen, „der nichts davon verſtand". — **Prenez votre argent!** (Nehmt Euer Geld!) ruft ihm der Croupier zu. „Ja, wie iſcht jetzt daas? fragt er ganz verblüfft. — „Der ganze Krempet gehört Ihnen!" verdeutſcht ihm ein gemüthlicher Berliner. Dies hören und die ganze grüne Tafel abräumen, war das Werk eines Augenblicks. Verwundert ſieht ihm die Verſammlung zu. Er aber packt den „Krempel" in ſeine Mütze und iſt, ſeinen Ziegenhainer ſchwenckend, in drei Sätzen und mit einem fidelen Hurrah zur Thür hinaus, begleitet von dem Gelächter der ganzen Geſellſchaft, von der es keinem Einzigen einfiel, die aus Irrthum eingeſtrichenen Einſätze zu reklamiren.

## An eine kleine Freundin in der T.-Gaſſe.

(Das verſprochene Gedicht.)

An dem Flüßchen hell und klar
Dort oben bei den Bleichen,
Liegt ein Schlößchen wunderbar,
Wo Thürmchen ſich drauf zeigen.

Eremitage wird es genannt,
Weil es ſo einſam liegt;
Dorthin hat einſt ſich ſelbſt verbannt,
Wer kennt die Arme nicht?

Die holde Frau, die einſt in Schmerz,
In Trauer hier verweilt,
Ihr untreu ward des Mannes Herz,
Ein Schmerz, der niemals heilt.

Ihr Gärtchen ſelbſt bepflanzte ſie
Mit Bäumchen aller Art;
Die Pflänmchen oh! wie ſchmeckten die
So ſüß und wie ſo zart.

Der Himmel ſelbſt gab ſeinen Segen
Und ließ das Werk gedeih'n;
Er gab in Zeit dem Boden Regen,
That Sonnenſchein ihm leih'n.

„Stets fruchtbar ſoll der Boden ſein,"
So ſprach der Heer dort oben.
Bis heut' ſchmeckt noch das Pflänmchen fein,
Ein Jeder wird es loben.

Ja heute noch beim Bürger Kn . . .,
Der jetzt beim Schlößchen wohnt,
Steh'n Pflaumenbäumchen niemals leer,
Natur ihn ſtets belohnt.

Du kennſt ſie, kleine Näſcherin!
Oft hat er dich ertappt,
Wenn mäuschenſtill zum Bäumchen hin
Du ſchlichſt und dich gelabt.

Drum Mädchen, nehme dich in Acht,
Halt mir das elft' Gebot,
Kriegt er dich wieder — dann gut' Nacht!
Er ſchlägt dich wahrlich todt.

H.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 105.** Dienstag, 30. August **1864.**


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

In den Gängen des Theaters brannten die Lampen trübe und die Schritte der Durchschreitenden hallten dumpf wider an den dicken steinernen Mauern. Das Geräusch der Vorstellung drang nur in vereinzelten Tönen, die Begeisterung der Zuschauer wie ein verworrenes Brausen in diese Stille. Ebenso einsam hörte man das zornige Schelten eines Akteurs, dem der Theaterschneider den Wamms zu weit oder den Mantel zu eng gemacht hatte. In der Requisitenkammer rasselten einige Statisten unter den Partisanen und Pechfackeln und ein Gehilfe des Requisiteurs trat mit dem Spaten und dem Brecheisen heraus, die der treue Lorenzo im fünften Akt mit auf den Kirchhof nimmt. Neben der Requisitenkammer lag ein kleines Ankleidezimmer, das große Aehnlichkeit mit dem in dem zugemauerten Theater hatte. Dieselbe Unordnung auf Tischen und Stühlen, dasselbe Chaos von Toilettegegenständen, Bühnenrequisiten, Garderobestücken. Neben dem hohen Spiegel zwischen den beiden Fenstern waren zwei Gasflammen angebracht, die ein helles Licht auf den Toilettetisch warfen. Neben Wasserflaschen, Bürsten, falschen Bärten, Schminknäpfchen und dgl. lag die verhängnißvolle silberne Phiole und schimmerte hell im Widerschein der Lichter. Draußen in den Korridoren war es sehr still geworden, ganz in der Ferne verhallte der Schritt des Garderobemeisters, die Uhr an der Wand zeigte die neunte Stunde. Da öffnete sich ganz leise und geräuschlos die Tapetenthüre eines Wandschranks und vorsichtig lauschend streckte sich ein blasses Gesicht mit einer blauen Brille ins Zimmer. Einen Augenblick blieb der Lauscher zwischen Thüre und Angel stecken, dann trat er vollends ins Gemach und huschte leisen Trittes zur Thüre, wo er den Nachtriegel vorschob. Nun nahm er die Brille ab und nahte sich mit funkelnden Augen dem Tisch, wo die Phiole lag. Sie zitterte in seinen Händen, als er die Kapsel aufklappte. Aus seiner Tasche zog er dann ein Krystallfläschchen und schüttete die helle Flüssigkeit, die sich darin befand, langsam in die Phiole. Dann legte er sie wieder auf ihren Platz, entriegelte die Thüre und war schon im Begriff, wieder in sein Versteck zurückzuschleichen, als ihn ein plötzlicher Gedanke stillstehen hieß.

Er heftete einen zweifelhaften Blick auf die silberne Phiole, mehreremals streckte er die Hand danach aus, immer zog er sie wieder zurück; er bebte heftig und schien mit einem verzweifelten Entschluß zu kämpfen. Endlich nahm sein Gesicht einen wilden Ausdruck verwegener Entschlossenheit an, er riegelte wieder zu, goß die Hälfte der Flüssigkeit aus der Phiole wieder in das Glasfläschchen zurück, klebte einen der falschen Bärte über die Lippen, schürzte seine Beinkleider auf bis an's Knie, daß seine schwarzen Strümpfe und Schuhe sichtbar wurden, und hing, nachdem er noch ein Barett mit wallenden Federn aufgesetzt, einen großen Mantel um. Dann öffnete er keck die Thüre, ging festen Schrittes über den halbdunklen Gang und lauschte an der Thüre der Garderobe. Er hörte nur die Stimme des Garderobemeisters, der mit dem Theaterschneider sprach. Leise öffnete der Lauscher die Thüre und trat rasch ein. Die beiden Männer, die in einer Fensternische standen, ließen sich in ihrem Gespräch nicht stören. Keck ging der Eindringling auf einen Tisch los, wo der dürftige Anzug des Apothekers bereit lag, untersuchte ihn und fand richtig ein Glasfläschchen. Dieses nahm der Mann in seine vor Hast zitternde Hand, trat hinter einen Pfeiler und schüttete die andere Hälfte jener Flüssigkeit aus der Krystallflasche hinein. Dann legte er es wieder zu den Kleidern und trat vor einen Spiegel, wo er sich an seinem Schnurrbart zu schaffen machte, als der Garderobier sich in einer Pause seiner Unterhaltung flüchtig nach dem Hereingekommenen umsah.

Als das Gespräch der Beiden wieder eifriger wurde, ging der fremde Mann zur Thüre hinaus. Er erreichte ungesehen das kleine Zimmer wieder, warf seine Kleider ab und hatte eben die Thürklinke in der Hand, um den Schauplatz seiner unheimlichen Thätigkeit zu verlassen, als er nahende Schritte vernahm. Sofort schlüpfte er in den Schrank zurück und hörte, wie Jemand rasch eintrat. Es waren Romeo und der alte Direktor.

„Glaubt mir, mein Theurer, Ihr habt nie besser gespielt," sagte der lebhafte alte Mann, indem er die Hand des Jünglings faßte; „ich müßte mich schändlich getäuscht haben, oder der alte Herz hat Thränen in den Augen gehabt und das will bei ihm etwas heißen. Das Publikum ist in Extase und ich bin überzeugt, wenn Ihr Beiden auf dem Kirchhof plötzlich vom Tode auferständet und Euere Geschichte erzähltet, ich bin überzeugt, das enthusiasmirte Auditorium wird den alten, störrischen Mann zwingen, Euch beisammen zu lassen. Es müßte ein herrlicher Spaß sein, eine Scene, eines attischen Theaters würdig," schloß der alte freundliche Herr und schnupfte.

„Ich fühle mich von einer seltsamen Ahnung beklommen," erwiederte Romeo, indem er die silberne Phiole in die Hand nahm und die Kapsel sinnend auf- und zuklappte; „es ist mir, als müßte unser kühnes Wagestück ein unglückliches Ende nehmen, Julie ist trüb gestimmt und ängstlich; sie erzählt von einem fürchterlichen Blick, den ihr Vater auf mich geworfen; gewiß hat er mich erkannt und dann ist Alles verloren."

„Euere Rolle stimmt mich trüb, Kinder," rief der Alte herzlich, „Ihr habt Euch so in die Empfindungen der Veroneser eingelebt, daß Ihr Euer Schicksal mit dem ihrigen verwechselt. Aber Muth gefaßt, junger Freund! Ich werde während des fünften Aktes mit dem alten Herz sprechen und finde ich, daß er gegen sein und Euer Glück blind ist, so appelliren wir an's Publikum, vor dem er großen Respekt hat. — Aber potz tausend!" rief der Direktor plötzlich, „wo habt Ihr diese Phiole her? Das ist ja das allbekannte silberne Fläschchen, das Herz gehörte, er hielt große Stücke darauf, es soll von seinem Vater herrühren, dem es, ich weiß nicht, welcher Signor Conte geschenkt hat; es soll ein Werk Benvenuto Cellini's sein. Herz pflegte damit zu kokettiren, als er damals bei Eckholz den Romeo spielte. Ja, ich erinnere mich, daß er es gerade an den Mund setzen wollte, — als das Feuer ausbrach, das seine Flucht maskirte; wo hast Du es her?"

Der Direktor nahm das Geräthe aus Romeo's Händen und betrachtete es.

„Ich habe es in einem Zimmer des zugemauerten Theaters gefunden," versetzte Romeo, „es gefiel mir, darum nahm ich es mit. Ich habe es übrigens schon bei der ersten Vorstellung gebraucht."

„Gebrauch' es auch heute," sagte der Direktor eifrig, „wer weiß, ob das Fläschchen auf den Vater nicht einen ähnlichen Eindruck macht, wie das Medaillon auf die Tochter."

Romeo lächelte ungläubig und steckte die Phiole in die Tasche. Dann änderte er noch Einiges an seinem Anzug und die Beiden verließen das Zimmer.

Nach einer Weile tauchte der Kopf des Mannes mit der blauen Brille aus dem Wandschrank. Als sich der Lauschende überzeugt hatte, daß Alles ruhig war, schlich er sich zur Thüre, öffnete behutsam und trat in den Gang. Ein dumpfer Lärm, der aus dem Zuschauerraum hallte, ein Pochen und Rollen auf dem Schnürboden, Auf- und Zuschlagen von Thüren deuteten an, daß der vierte Akt zu Ende sei. Der Mann beschleunigte seine Schritte und wollte eben um die Ecke biegen, als er mit dem dicken Mercutio zusammenstieß, der, in einen Plaid gehüllt, aus dem Büffet kam. Mit einer hastig hervorgestoßenen Entschuldigung, die fast wie eine Verwünschung klang, eilte der Mann weiter. Mercutio blickte ihm befremdet nach; der Ton dieser Stimme, die Art des Ganges erinnerten ihn so stark an einen alten Bekannten, daß er dem Davoneilenden nachfolgte und sah, wie er in der letzten Parterreloge verschwand. Dort nahm der Eintretende den reservirten Platz neben dem buckeligen Spanier ein und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Es ist Alles besorgt, er hat das Tränkchen in seiner Tasche und wird's auch bald im Magen haben."

„Wohl bekomm's ihm," antwortete der Spanier und kniff in der Freude seines Herzens dem Anderen so heftig in den Arm, daß dieser ein schmerzliches Zucken nicht unterdrücken konnte. — „Hast Du auch den Dolch bei Dir?" fragte der Spanier nach einer Pause.

„Hier ist er," flüsterte der Andere und drückte die Hand auf die Brust, „aber wir werden ihn nicht nöthig haben, dem Säftchen entgeht er nicht, er mag nun aus der silbernen oder aus der gläsernen Phiole trinken, denn auch in der, die ihm der Apotheker gibt, ist Gift."

Der Spanier nickte befriedigt und betrachtete mit zitternder Ungeduld den Vorhang.

Endlich ertönte die Klingel und alle Blicke richteten sich erwartungsvoll nach der Bühne. Der verbannte Romeo trat auf und erzählte seinen Traum. Die Stimme des jungen Mannes bebte eigenthümlich, eine Unruhe schien sich seiner bemächtigt zu haben.

Digitized by Google

Der alte Baron verwandte kein Auge von seinem Sohn.

Balthasar trat zu dem Verbannten und berichtete den Tod Juliens. Todtenbleich, die wirren Haare über die Stirne hängend, die Augen starr, gläsern, mit stockendem Athem stand der Jüngling einen Augenblick betäubt:

„Ist es denn so, dann biet' ich Trotz euch, Sterne!“ Und dann mit dem unheimlich kontrastirenden, gefaßten Tone eines verzweifelten Entschlusses sagte er dem erschreckenen Diener:

„Du kennst mein Haus, hol' mir Papier und Tinte
Und miethe Pferde; ich will fort zur Nacht.“

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Nein, nein!“ rief Emilie beängstigt. „Sie treiben Spott mit mir, Herr von Wingefeld. Sie kommen, sich lustig zu machen, sich zu rächen. Ich will nicht. Sie sind groß, reich und mächtig geworden und üben Uebermuth an mir.“

„So möge dieser Zeuge für mich reden!“ sagte Albert, den zinnernen Ring emporhaltend, den das Paar einst auf jenem Jahrmarkte getauscht hatte. „Er hat mich keinen Augenblick, sei es im Lager, sei es auf dem Marsche, sei es im Gefechte, verlassen. Ich bringe ihn zurück als Beweis meines unablässigen Gedenkens an Emillens schöne Augen. Und muß ich denn nicht reich, groß und mächtig sein, um die stolze Schöne heimzuführen? Gehen Sie doch, Emilie! Warum wollen Sie mir das Errungene vorwerfen, das mich doch allein berechtigt, um Ihre Hand zu werben? Ja, ich hätte Sie vielleicht besitzen können in einer Stellung, die mir Fleiß und Ausdauer errangen; in einer Stellung des Beamtenkreises voll Entbehrungen, voll Sorgen und Geschäftsdranges — dann aber gingen Liebe und Liebesglück unter in dem Wuste des Alltaglebens. Ich wollte Emilien mich ganz weihen, nicht blos für knappe, verkümmerte Stunden nach mühseligen Tagen. Darum ertrotzte ich vom Schicksal dieses Loos.“

„Ich glaubte Ihnen so gerne, Herr v. Wingefeld,“ versetzte Emilie fast schluchzend, „aber eine tödtliche Furcht hält mich ab, mich schwach zu zeigen. Gehen Sie, ich bitte Sie darum; gehen Sie von mir. Ihre Worte stürmen auf mich ein wie Verführung, wie Versuchung. Sie begreifen selbst, daß ich nicht anders wählen darf. Mein Stolz empört sich davor, mich überrumpeln zu lassen, um dann vielleicht“....

„Ich gehe, Emilie,“ sagte Albert gefaßt; „aber auf mein Ehrenwort als Mann, als Offizier, ich werde diese Schwelle nicht wieder beschreiten. Vergessen sei für immer dieser schöne Wahn! Ich spreche mein Herz ledig von aller so warm gehegten Treue und Anhänglichkeit an den Namen Emilie. Leben Sie wohl für immer!“

Er machte eine Verbeugung und kehrte sich zur Thüre. Da umschlangen ihn zwei weiße Arme vom Rücken her und eine thränenerstickte Stimme stammelte: „O Gott, Albert, so rauh, so ungestüm von mir zu scheiden? Sie brechen mein Herz — der Vater.“...

Wenn wir nun erzählen, daß das Empfangszimmer im nächsten Augenblicke von glühenden Küssen und abgebrochenen Ausrufungen widerschallte, so haben wir dafür keinen weiteren Gewährsmann als Fräulein Dorette, welche mit anerkennenswerther Beharrlichkeit außen gehorcht hatte und nun durch's Schlüsselloch spähte.

„Dacht' ich's doch!“ sagte sie bei sich. „Es war ja pure Verstellung schon die ganze Zeit über; und wie sauer hat sie es ihm gemacht. Der schöne prächtige Herr! und wie ihm die Uniform gut läßt!“

Der Zollinspektor kam gleich darauf nach Hause und fand nicht ohne einiges Erstaunen und Stirnrunzeln diesen Umschwung der Dinge in so unverhältnißmäßig kurzer Zeit vollzogen. Doch schüttelte er dem schönen Offizier mit unverhohlener Freude die Hand. „Hab's auch so gehalten, Kamerad,“ sagte er lachend, „bin auch Soldat gewesen, und mein Wahlspruch war, die Weiber im Sturm zu nehmen. Kann deßhalb nicht dagegen sein; wenn's auch grade nicht in der Ordnung ist. Doch, ich weiß, Ihr liebt Euch, und da hüte der Henker das Schäfchen. In Gottes Namen, ich bin's zufrieden.“

Damit war dem Ceremoniell einstweilen Genüge geschehen. Man ließ sich nieder und plauderte bei einer Flasche Wein, die der Zollinspektor zur Verherrlichung des Vorganges zu bringen befahl. Albert sollte gleich zum Abendessen dableiben. Emilie mußte deßhalb ab und zu gehen. Eben öffnete sich die Thüre von außen mit freundlichem Lachen und ließ Herrn Mehltretter ein.

„Ich gratulire!“ rief dieser mit gewöhnlichem Pathos. „Ich gratulire, ohne noch zu wissen, worum es sich handelt! Fein bleibt fein!“

„Platz nehmen,“ sagte der Zollinspektor, ein drittes Glas füllend. „Sie trinken mit.“ „Mit Vergnügen, edler Jubelgreis!“ erwiederte Mehltretter,

ablegend und herbeirückend. „Man feiert wohl Ihren siebzigsten?"

„Ich verbitte mir das; Sie sind ein Phantast," tadelte ihn der Zollinspektor.

„Wohlan, so bitte ich um das Programm des Tages," versetzte Mehltretter, sein Glas ergreifend. „Ich bitte mich über den Stand der Masse zu instruiren. Es lebe das Brautpaar! dächte ich." Die Gläser klangen zusammen.

„Doch, was sitzen wir hier? lassen Sie uns ins Zimmer Emiliens daneben gehen;" bat der Anwalt.

„Wozu das?" frug Winhold verwundert.

„Es ist vielleicht eine Grille von mir," meinte Mehltretter, geheimnißvoll tächelnd. „Ich beanspruche diesen Vorzug als Vetter des Hauses."

„Treten die Herren ein!" sagte Emilie, die Thüre öffnend. „Lieber Vater, Albert, ohne Umstände! Ich muß hier jetzt doch Anordnungen treffen, die Euch störten."

„Soll denn diesem Flattergeist immer der Wille geschehen?" zürnte Winhold, seinen Platz verlassend. „Nehmen Sie die Flasche, Vetter Mehltretter! Es kommt gleich eine andere. Sie sind ein schrecklicher Mensch."

Albert und Emilie hatten die kurze Frist mit der Geschicklichkeit von Liebenden benutzt, in der Thüre ein Dutzend Küsse zu wechseln. „Herr Gott, laßt das gut sein!" rief Winhold, als ob er mit dem Rücken sähe. Das Paar stob auseinander, als sei eine Bombe zwischen sie gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Züge aus dem Leben des Königs Max II.) In dem eben erschienenen Buche: „Leben und Wirken des Königs Maximilian II. von Bayern", von Ludwig Hauff, lesen wir: „1857 im Februar reiste der König nach Rom. Auf dieser Reise ereignete es sich, daß der König von der Station Aquapendente einen Abstecher von Orvieto machte, um die dortige herrliche Kirche zu besichtigen, während sein Gefolge die gerade Straße nach Monte Fiascone fortsetzte. In Monte Fiascone traf der Reisemarschall Tambosi eine englische Familie, welche wegen der Pferdebestellung für den König in sehr großer Verlegenheit war, indem sie dadurch an der Weiterreise gehindert wurde. Da indessen zu erwarten war, daß der König wegen seines Aufenthaltes in Orvieto erst mehrere Stunden später eintreffen würde, so gab Tambosi den Bitten der Engländer nach und trat ihnen von den für den König bestellten Pferden vier zur Weiterreise auf die nächste Station ab, indem diese abgetretenen Pferde bis zur Ankunft des Königs in Monte Fiascone zurück und für den König in Bereitschaft sein konnten. Die englische Familie setzte unmittelbar nach dem königl. Gefolge ihre Reise fort, blieb jedoch unterwegs zurück, und am anderen Morgen erfuhr man, daß dieselbe von einer Räuberbande in der Nähe von Viterbo angefallen und rein ausgeplündert worden sei. Ohne Zweifel war dieser Räuberanfall auf den König abgesehen, von dem die Räuber wohl wußten, daß er im letzten Wagen fahre; deßhalb wurde die englische Familie statt des Königs angefallen, der erst gegen Morgen auf der Villa Malta anlangte."

(Ein schöner Zug.) Eine junge Dame aus den höchsten Kreisen Frankreichs befand sich nach dem frühzeitigen Tod ihres Gemahls, der sich ruinirt hatte, ohne alles Vermögen, um ihre Kinder zu erziehen. Sie faßte einen großen Entschluß. Sie pachtete einen kleinen Bauernhof im Departement du Nord und wurde — eine Bäuerin, aber nicht wie in der komischen Oper, mit einer Mousselineschürze und sammetnen Unterröcken, sondern in Holzschuhen, mit verbranntem Gesicht. Den Hof verließ sie nicht mehr; sie zog ihre Kinder auf, verbesserte rings umher die Leute und die Landwirthschaft; heute hat sie wieder ein „Gut" ihren Kindern zu hinterlassen; sie wird in der Gegend verehrt und geliebt. Beim letzten Kirchweihfest erschien der Präfekt, um der Dame im Namen der landwirthschaftlichen Interessen und der Regierung öffentlich für das Beispiel zu danken, welches sie dem ganzen Lande gibt. Die Dame ist zu vornehm und zu bescheiden, um die Veröffentlichung ihres Namens zu autorisiren.

In einem der neuesten Hefte der von Direktor Regel in Petersburg redigirten „Gartenflora" wird der bei uns als Zimmerkulturpflanze sehr verbreitete sogenannte Harfenbaum — **Plectranthus fruticosus** — vom Kap der guten Hoffnung als eines der untrüglichsten Mittel gegen Motten von diesem achtenswerthen Beobachter empfohlen. Diese Pflanze führt in ihrer Heimath den Namen „Mottenkönig". Nach den gemachten Erfahrungen soll es genügen, ein Exemplar dieses Gewächses im Zimmer zu kultiviren, um alle daselbst befindlichen Gegenstände vor den Angriffen der Motten zu schützen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Freitag, 2. September 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Die Zuschauer athmeten kaum, Herz beugte sich aus der Loge, den alten Eckholz ergriff die nämliche Angst, die den alten Montague gelähmt haben würde, wenn er den vernichtenden Ruf der Verzweiflung von seinem Sohn gehört hätte.

„Wohl, Julie! heute Nacht ruh' ich bei dir!“

fuhr Romeo fort und fing an, mit Blicken, die ins Leere gerichtet schienen, und einer entsetzlichen Genauigkeit den Laden des Apothekers zu beschreiben, wo er das Gift kaufen wollte. Der Apotheker erschien auf seinen Ruf und brachte das Gift:

„Solch scharfen Stoff,
Der schnell durch alle Adern sich vertheilt,
Daß todt der lebensmüde Trinker hinfällt,
Und daß die Brust den Odem von sich stößt,
So ungestüm, wie schnell entzündet Pulver
Aus der Kanone furchtbar'm Schlunde blitzt.“

Als er dem verzweifelten Jüngling das Fläschchen einhändigte und es dieser mit gieriger Freude einsteckte, wagte Niemand zu zweifeln, daß es nicht wirkliches Gift enthielt. Der Mann mit der blauen Brille drückte dem Spanier nun seinerseits seine Finger in den Arm, als wollte er ihn auf etwas Großes aufmerksam machen. Die Kirchhofscene erschien. Paris bestreute das Grab Juliens mit Blumen. Romeo und Balthasar mit einer Fackel und Brecheisen kamen aus dem Gebüsch. Romeo nahm dem neugierigen Diener die Fackel und das Geräthe, beugte sein Gesicht dicht zu ihm und befahl ihm mit der unheimlichen Eindringlichkeit der Verzweiflung, ihn allein zu lassen und sein Geschäft nicht zu stören. Der zitternde Diener versprach es und ging ab. Romeo fing an, das Grabgewölbe zu erbrechen. Paris fiel ihn an:

„Laß dein verruchtes Werk, du Montague!
Wird Rache über'n Tod hinaus verfolgt?
Verdammter Bube! Ich verhafte dich!
Gehorch' und folge mir, denn du mußt sterben!“

„Fürwahr, das muß ich, darum kam ich her!“

versetzte dieser und die Wildheit eines entsetzlichen Entschlusses zitterte durch seine Stimme. Dann beschwor er den Andringenden — und seine Rede war wie eine dumpfe Windstille vor einem unheilvollen Sturm — sich zu retten und einem Rasenden nicht in den Weg zu treten.

„Ich kümmre mich um dein Beschwören nicht,
Und greife dich als Missethäter hier,“

schrie der zornentflammte Paris und wurde nach kurzem Gefecht von dem Verzweifelnden erschlagen.

Eine bange Stille lag über den erschütterten Zuschauern; nicht Schein, sondern Wirklichkeit meinten sie zu sehen. Der alte Eckholz hatte sich aufgerichtet und hielt sich zitternd an der Brüstung seiner Loge. Romeo trat ins Grabgewölbe. Der Schein der Fackel fiel mit flackerndem Licht auf die Bahre Juliens und beleuchtete ihre rührende Schönheit. Weiße Gewänder umhüllten ihre zarte Gestalt, ihre Hände ruhten gefaltet auf ihrem Busen, die dunklen bekränzten Locken umwallten das rosige Gesicht mit den geschlossenen Augen. Romeo trat zu ihrem Todtenlager.

„O mein Herz! mein Weib!
Der Tod, der deines Odems Balsam sog,
Hat über deine Schönheit nichts vermocht.
Noch bist du nicht besiegt, der Schönheit Fahne
Weht purpurn noch auf Lipp' und Wange dir;
Hier pflanzte nicht der Tod sein bleiches Banner.“

Diesen Worten folgte eine tiefe Pause; man hätte eine Feder fallen hören. Die beiden Teufel in der dunklen Loge schienen ihr Opfer mit ihren gierigen Blicken durchbohren zu wollen. Herz lehnte sich tief ergriffen aus seiner Loge, Eckholz's Brust hob

sich schwer athmend. Ganz so, wie sein Sohn vor Julie, stand damals der verhaßte Herz vor der scheintodten Lydie. Bis auf die kleinsten Einzelheiten in Gewandung und Benehmen sah er das frühere Schreckbild wiederholt. Dieselbe Pause nach der Anrede an die Geliebte hatte damals Herz gemacht, und mit welcher gierigen Aufmerksamkeit war der Rachedurstige den Worten gefolgt, die zwischen dieser Pause und dem tödtlichen Gifttrank lagen.

Jetzt fing Romeo an weiter zu reden, Worte einer wilden, schauerlichen Todeslust. Mit zuckenden Lippen und stieren Augen folgte der alte Vater diesen Worten, die sich so bang, so schwer aus der Seele des verwilderten Jünglings lösten, als müßten sie zu etwas Ungeheurem führen.

„Augen,
Blickt euer Letztes! Arme, nehmt die letzte
Umarmung! und o Lippen, ihr, die Thore
Des Odems, siegelt mit rechtmäß'gem Kusse
Den ewigen Vertrag dem Wuchrer Tod."

Einen langen, innigen Kuß drückten die Lippen des Verzweifelten auf den Mund der Geliebten. Jetzt noch wenige, wenige Worte und die entsetzliche That mußte geschehen. Ein banges Schweigen herrschte. Die beiden Satane in der dunklen Loge hatten ihre Hände in einander gekrallt, keuchend hob und senkte sich die Brust des alten, einsamen Mannes.

Nun richtete sich Romeo langsam wieder auf — ganz so hatte sich damals Herz aufgerichtet —, aus seinem Busen zog er die Phiole, sie blitzte zwischen seinen Fingern, ganz so hatte sie zwischen Herzens Fingern geblitzt. —

„Komm, bittrer Führer, widriger Gefährt'!
Verzweifelter Pilot! Nun treib' auf einmal
Dein sturmerkranktes Schiff in Felsenbrandung!
Dies auf dein Wohl, wo du auch stranden magst,
Dies meiner Lieben!"

Jetzt hob der Jüngling die Hand, öffnete die Kapsel der Phiole, führte sie zum Mund — setzte sie an die Lippen — da zerriß ein markdurchbohrender Angstschrei: „Gift! Gift!" die bange Stille. Die Hand Romeo's sank. Julie sprang auf, eine verwirrte Aufregung faßte die erschreckten Zuschauer, der Mann mit der blauen Brille stahl sich zitternd zur Thüre hinaus, der Spanier blieb gelähmt sitzen. Mit einem verzweifelten Sprung stürzte sich der kleine, alte Baron über die Brüstung seiner Loge ins Parterre, bleich, keuchend durchbrach er die Reihen der entsetzten Zuschauer, sprang über die Bänke des Orchesters und mit einem wilden Satz auf die Bühne. Mit beiden Händen umklammerte der alte Mann den Arm seines Sohnes, drängte sich, wilde, entsetzte Worte stammelnd, dicht an ihn und schrie ihm keuchend ins Ohr: „Gift! Gift!" Dann riß er dem Fassungslosen mit zuckenden Händen die Phiole aus der Hand, kehrte sie um und deutete, unfähig zu reden, aber mit angstvoll erweiterten Augen auf die Flüssigkeit, die den Boden benetzte.

Eine ungeheure Aufregung packte die Zuschauer. Julie umschlang zitternd den Geliebten, um ihn vor der Raserei eines Wahnsinnigen zu schützen, denn für einen solchen hielt Jeder den verwilderten, alten Mann. Sämmtliche Schauspieler stürzten hinter den Couliſſen hervor, Herz und der Direktor traten zusammen auf die Bühne. Romeo blickte bald seinem Vater angstvoll ins Gesicht, bald entsetzt auf die Giftflasche, bald verwirrt auf die Geliebte und die Zuschauer. Als Eckholz den entsetzten Herz erblickte, ließ er den umklammerten Arm seines Sohnes los, faßte den Vater Juliens am Rock und hielt ihm die Phiole, die er wild aufgerafft, vor die Augen.

„Damit hab' ich Dich vergiften wollen," flüsterte er. Der Athem ging ihm aus und er mußte sich an seinem Sohn halten, um nicht vor Erschütterung zusammenzubrechen.

Herz warf einen Blick, mehr des Mitleids, als des Hasses, auf den Halbohnmächtigen und nahm die Phiole in die Hand. „Es ist die meine," sagte er und blickte im Kreis herum, als begehre er Aufklärung über eine entsetzliche Verworrenheit, die er sich nicht zurechtlegen konnte. Aber die Uebrigen waren nicht weniger bestürzt und gaben ihm seine überraschten Blicke zurück. Romeo hielt seinen Vater umschlungen und suchte ihn zu trösten über einen Vorgang, den er selbst nicht begriff; Julie schmiegte sich ängstlich an den Geliebten und schaute bald mit besorgten Blicken auf ihren bleichen Vater, bald mit hilfeflehenden auf den verwirrten Direktor.

Während sie noch fassungslos dastanden, ließ sich plötzlich hinter der Scene ein wilder Tumult hören. Mit einem Male erschien Mercutio und schleppte mit dem Aufwand aller seiner Kräfte den jammernden und sich sträubenden Mann mit der blauen Brille herbei.

„Wenn hier irgend eine Schurkerei geschehen ist," rief Mercutio, hochroth im Gesicht vor Aufregung und Zorn, „so ist Dieser hier der Urheber." Damit schleifte er den wimmernden Menschen, den er an der Gurgel gepackt hielt, dicht vor die Lampen, riß ihm die Brille von den Augen und hielt sein blasses Gesicht so vor die Lichter, daß ein heller Schein auf die angstgebleichten Züge fiel.

„Ist dieses Gesicht dem hochverehrten Publikum bekannt?" rief Mercutio mit seiner Stentorstimme

ins Parterre. Ein lautes Murmeln lief durch das Haus.

„Kumpel, es ist Kumpel!“ ließen sich mehrere Stimmen vernehmen.

„Ja, es ist Kumpel!“ fuhr Mercutio mit zorniger Stimme fort, indem er den zitternden Vergifter fest am Arm packte, „Kumpel, der durch einen teuflischen Streich dem Leben unseres jungen Freundes hier nachgestellt hat.“

Drohende Laute ließen sich in der entrüsteten Versammlung hören.

„Gestehe, Schurke! Im Namen dieser Versammlung, die Du zum Zeugen Deiner Schandthat gemacht hast, fordere ich Dich auf, zu gestehen!“ rief Mercutio grimmig dem bebenden Kumpel zu und schüttelte ihn heftig.

„Ich bin nicht allein der Schuldige,“ keuchte der Halberstickte, „der Bediente dieses alten Herrn, ein gewisser Gottlieb, hat den Anschlag erdacht, den Sohn seines Herrn zu vergiften.“

„O mein lieber Vater, wie sehr recht hatte ich, Sie vor diesem Menschen zu warnen!“ rief Romeo mit sanftem Vorwurf und sah seinen Vater an.

„Ich weiß, ich weiß,“ weinte der alte Mann, „ich habe Dir schweres Unrecht gethan, mein armer Romeo.“

„Wo ist dieser Gottlieb?“ ließ sich plötzlich eine scharfe Stimme aus dem Parterre vernehmen; sie gehörte einem Polizeikommissär an, dem die Umstehenden ehrerbietig Platz machten, als er geräuschvoll aufstand.

(Fortsetzung folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Meine hochzuverehrenden Herren,“ begann Mehltretter, als man saß. „Ich bin eine kleine Erklärung schuldig. Besten Glückwunsch zu dieser Verlobung hiermit nochmals und zwar feierlichst abstattend — ich wußte es schon vor der Thüre durch Doretten — verfehle ich nicht, meinem eigenthümlichen Begehren des Platzwechsels einen entsprechenden Rahmen zu verleihen. Vor einer halben Stunde nämlich empfange ich ein Billet in offenem Couvert: Herrn Advokaten Sch. oder M. dahier. Man konnte es für Beides lesen, sogar noch eher für M. als für Sch. Ich öffne also und lese da:

Mein Herr!

Ich kann vollkommen bestätigen, daß Herr v. W. den Rang begleitet, welchen er behauptet. Mit den Orden ist es das Gleiche. Er soll auch im Besitze nicht unbedeutender Geldmittel sein, die man ihm in England ausgezahlt hat. Sie werden am besten auf der Stelle handeln; ich fürchte, sonst ist es zu spät. Noch sind die glänzenden Verhältnisse Ihres Nebenbuhlers nicht durchweg bekannt, wie Sie ja zum Theil so gut wissen, als ich. Noch ist er nicht persönlich erschienen; aber er kann jede Stunde eintreffen.

v. G.

Nachdem ich dies entziffert hatte, finde ich, daß der Inhalt doch nicht ganz auf meine Verhältnisse anzuwenden sei, und rufe den Jungen, der es gebracht hatte, zurück. Junge, sage ich, das bringe doch dem Herrn, der da und da wohnt. Der Junge geht, und ich folge. Herr Kollege Schleich war richtig daheim, und ließ gleich nach Empfang die Rouleaux seines Schlafzimmers herunter, wahrscheinlich um Toilette zu machen. Ich mußte das genauer erfahren. Eben kam das Aufwartemädchen heraus. Sie holte neue Handschuhe für ihn, wie ich auf Befragen hörte. Nun wußte ich genug, und bin hier, um des weiteren zu gewärtigen. Allen Sündern soll vergeben, aber Spaß muß sein. Wir werden eine köstliche Scene haben, die wir dem Herrn von Goes verdanken. Das Billet kam von seiner Hand. Schleich hatte in der letzten Zeit seine Freundschaft gesucht, aber meiner Ansicht nach nicht gefunden. Goes ist fein, sehr fein. Er holte Schleich aus, ohne je sein Spiel zu verrathen. Hier haben wir wieder einen vorzüglichen Coup, ausgedacht, ausgeklügelt auf's Pikanteste. Binnen einer Stunde vielleicht wird Herr Kollege Schleich drüben im Zimmer Anträge stellen, während hier — ich fühle mich gekitzelt vor Entzücken! Doretten ist bei Halsabhauen Stillschweigen befohlen! — Stehen Sie mir zu, theurer Vetter Zollinspektor, bei dieser Tragikomödie; und Du, Albert, störe uns nicht mit Deinen Humanitätstheorieen!“

„Haben Sie ein Wort davon verstanden?“ frug Winhold seinen zukünftigen Schwiegersohn.

„Ich dächte doch,“ sagte Albert lächelnd.

„Verderbt mir meine Zirkel nicht!“ beschwor Mehltretter. „Lasset nur die Ereignisse ihren Gang gehen und es wird sich Alles . . .“

Man hörte Schritte von draußen und die Stimme Emiliens: „Treten Sie gefälligst ein, Herr Schleich!“

Mehltretter fuhr vom Stuhle empor und winkte Schweigen.

„Gehen Sie hinüber, Winhold,“ sagte er sodann leise. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie, aber verrathen Sie mit keiner Geberde, daß wir hier sind.“

Digitized by Google

Winhold trat ins andere Zimmer, in welchem gleich darauf der Advokat Schleich, auf's Feinste geputzt, erschien. Emilie hatte sich durch eine Tapetenthüre zu Albert und Mehltretter geschlichen, und umfaßte des Ersteren Hals, ihre Hand auf seinen Mund legend. Die Thüre zum Empfangszimmer war nur angelehnt, mon konnte die Worte verstehen, welche Herr Schleich an den Zollinspektor richtete, so tonlos und hohl seine Stimme auch — wie immer — war.

„Ich bin heute in einer ganz besonderen Angelegenheit hier, Herr Zollinspektor," also begann der ungewarnte Unglücksmensch.

Mehltretter hob den Zeigefinger und machte eine so komisch erwartungsvolle Miene, daß Emilie gern aufgelacht hätte, wäre die Situation nicht so ernst gewesen. Sie begriff nun vollkommen die Dringlichkeit, mit welcher Albert aufgetreten war. Sie segnete seine Vorahnung, seinen raschen Entschluß, sein stürmisches Begehren; denn wer konnte wissen, was sich alles ereignete, wenn eine Verzögerung eintrat? Konnten die Dippelt's nicht am Ende den Zollinspektor für Schleich gewinnen? Sie hatten ihn bisher mit allen Hilfsmitteln sekundirt, und im Augenblicke der Krisis hätten sie gewiß das Aeußerste geleistet. Lag in dem Benehmen von Anna von Dippelt nicht am Ende doch eine verhehlte Neigung für Albert? Konnte sie nicht, die Umstände benutzend, den Geliebten abwendig machen? Alles dies bewegte sie stumm in ihrem Herzen, während Herr Schleich draußen nach Fassung und Worten rang. Dieser Herr hatte sich in der That vermessen, bei der letzten übeln Wendung des nun verglichenen Prozesses ein Arrangement dahin zu erzielen, daß Albert die Hand von Anna von Dippelt nehme. Ihm entging nicht, daß diese junge Dame eine tiefverhehlte Neigung zu Herrn von Wingefeld nähre. Sein erster Schritt, den er damals auf den versöhnlichen Brief Alberts an Herrn v. Dippelt vor Beginn des Rechtsstreits bei jenem wagte, war nicht ohne Einverständniß Anna's geschehen. Es galt dem Herrn Schleich dabei allerdings mehr um die Beseitigung eines Nebenbuhlers, als um die Vereinigung der Streitenden. Er strebte nach Emiliens Besitz und mißgönnte zugleich dem gehaßten Gegner die Hand Anna's. Bei Alberts Entfernung bot sich die Aussicht, beides zugleich zu erreichen, d. h. Emilien zu gewinnen und Albert aus Anna's Herzen zu verdrängen. Ihm war deutlich geworden, daß Herr von Goes die einzige Perföntichkeit sei, seinen Plänen zu dienen. Er suchte ihn einzunehmen und hoffte bis zum Wiederauftreten Alberts das Beste von seinen Anstrengungen, indem er sich schmeichelte, diesen letzten einflußreichen Freund des in ferne Fremde gezogenen Rivalen ganz für sich gewonnen zu haben. Herr von Goes sollte demnach Fräulein Anna von Dippelt heimführen und er wollte unter deren Beihilfe Emilie gewinnen. Da entschied sich der Prozeß zu Gunsten des Nebenbuhlers; Herr von Goes trat in den Hintergrund; Albert erschien reich, glänzend, geehrt, als eine viel begehrungswürdigere Partie in den Augen der von Dippelt — kurz, Herr Schleich mußte darauf bedacht sein, aus dem Schiffbruch zu retten, was zu retten sei. Er mußte Alberts Verbindung mit dem Hause Dippelt — so schwer es ihm ankam — befürworten, und seine Bewerbung mit Macht und Eifer betreiben, ehe es zu spät wurde. Das Billet des Herrn von Goes war an ihn gelangt, als er kaum von einer Dienstreise heimgekehrt war. Noch wußte er kein Wort von Alberts Anwesenheit. Die Verblendung der Furcht ließ ihn weiteres nicht überlegen. Ganz wie Albert von Vorahnung getrieben in Winhold's Haus geeilt war, so eilte Herr Schleich getrieben von jenem Instinkte, der den Menschen so oft im Augenblicke höchster Gefahr leitet, eben dahin. „Jetzt oder nie!" sagte ihm eine innere Stimme, als er über die Schwelle trat. „Jetzt oder nie!" wiederholte diese Stimme, als er dem Zollinspektor gegenüber saß.

(Fortsetzung folgt.)

## Gemeinnütziges.

(Schlechten Kaffee wesentlich zu verbessern.) Man übergießt zu diesem Zwecke die schlechteren Sorten von Kaffee mit kochendem Wasser, rührt einige Mal um, gießt hierauf das übelriechende Wasser ab, trocknet den Kaffee und brennt ihn wie gewöhnlich zum Gebrauche. Auf diese Weise gelang es mir, schlechte Sorten, die außerdem lange in feuchten Gewölben aufbewahrt wurden, so wieder herzustellen, daß der Kaffee den Charakter eines ganz guten wieder erhielt. Es ist dieses Verfahren bereits im Großen wie im Kleinen ausgeführt worden und stets mit dem besten Erfolge.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Sonntag, 4. September 1864.


## Romeo und Julia.

(Fortsetzung.)

Ein dreifacher weiblicher Angstschrei beantwortete diese Frage und Alles schaute nach der dunklen Parterreloge, wo der Spanier gesessen hatte. Er war verschwunden, aber die Thür stand noch offen, und die drei alten medisirenden Damen starrten dieselbe mit entsetzten Augen an. „Mein Gott, wir haben neben ihm gesessen!“ flüsterte die eine wie versteinert.

„Herr Polizeidirektor!“ rief die zweite außer sich vor Angst, „der gräßliche Mensch ist soeben durch diese Thür verschwunden, durch die Thür unserer Loge.“

„Welche Kleidung trug das Individuum?“ fragte der Polizeimann rasch.

„Einen schwarzen Mantel mit rothem Futter,“ erwiederte die dritte.

„Es genügt,“ bemerkte der Polizeidirektor, „sein Buckel macht ihn erkenntlich,“ und verließ mit gewichtiger Amtsmiene die entrüstete Versammlung.

Die Aufmerksamkeit des Publikums wandte sich nun wieder der Bühne zu. Mercutio hielt noch immer den angstvollen Kumpel fest; der Direktor flüsterte eifrig mit Herz; Julie beschäftigte sich liebevoll mit dem alten, zitternden Baron und richtete dann und wann einen ängstlichen Blick auf Romeo, der den Vermittlungsversuchen des Direktors mit wachsender Spannung folgte. Plötzlich wandte sich der Direktor mit einem raschen Entschluß von dem unschlüssig dastehenden Herz ab und trat dicht vor die Lampen, wo er folgende Ansprache an das erwartungsvolle Publikum hielt: „Hochgeneigtes Publikum! Mitbürger, Freunde und Gönner! Sie sind hierher gekommen in der Absicht, ein Kunstwerk zu genießen, in der Hoffnung, befriedigt zu werden. Ich darf zwar voraussetzen, daß das bedauernswerthe Verhältniß, welches lange Jahre hindurch zwischen den beiden hier stehenden Männern herrschte, dem hochgeneigten Publikum bekannt ist. Nichtsdestoweniger muß ich mir erlauben, auf die Vergangenheit zurückzugehen, um die Gegenwart verständlich zu machen und eine schönere Zukunft zu begründen. Es sind nun 25 Jahre her, als viele von den hochverehrten Anwesenden einer Vorstellung von Romeo und Julie beiwohnten, die unser verehrter Mitbürger, Herr v. Eckholz, in seinem Theater veranstaltete.“

Ein redseliger Hauptmann trat als Chorführer auf und überbot mit seiner Stentorstimme die verworrenen Meinungsäußerungen sämmtlicher Grauköpfe, die das Wort des Direktors elektrisirt hatte. „Meine Herren und Damen!“ rief er, „ich bin so glücklich, damals bei der erwähnten Vorstellung zugegen gewesen zu sein, und ich zehrte 25 Jahre lang an der Erinnerung jenes Abends. Wer aber von den verehrten Mitanwesenden dieses Glückes nicht theilhaftig wurde, hat am heutigen Abend ein Konterfei des vergangenen. Ganz so strahlend in Jugend, Schönheit und Talent wie unser gefeiertes Künstlerpaar dort standen damals Romeo und Julie vor unseren Augen.“

„Ganz so, verehrter Herr Hauptmann,“ fiel ein alter Kornhändler eifrig ein, „wie heute die Vorstellung beim Gifttrank unterbrochen ward, wurde sie damals unterbrochen.“

„Der Unterschied aber, meine hochverehrten Herren und Damen,“ jubelte der entzückte Direktor, „besteht darin, daß damals Freunde sich entzweiten, Verlobte sich trennten, ein edler Mann sich von seinen Mitbürgern in die Einsamkeit zurückzog, — heute aber ein liebendes Paar sich vereinigt, lang geschiedene Freunde sich versöhnen, ein trefflicher Mann sich seinen Mitbürgern und Freunden wiedergibt.“

„Baron v. Eckholz lebe hoch!“ rief ein spekulativer Kunsthändler. „Und abermals hoch!“ jauchzte das freudetrunkene Publikum und ein Hagel von Blumen und Kränzen überschüttete den alten Mann,

Digitized by Google

der sich zitternd an seinem Sohn hielt, indeß ihm Thränen der freudigsten Rührung aus den Augen stürzten.

Romeo führte seinen Vater dicht vor die Lampen. „Mitbürger!“ sagte der Greis mit bebender Stimme, „es besteht noch ein Unterschied zwischen heute und damals, den ich Ihnen nicht vorenthalten will. Vor 25 Jahren hatte ich dieses Fläschchen“ — er deutete auf die silberne Phiole, die Herz in der Hand hielt — „mit Gift gefüllt, um den Entführer meiner Braut zu ermorden, heute habe ich verhütet, daß mein Sohn durch dasselbe Fläschchen vergiftet werde. Ich fürchte,“ setzte der alte Mann mit einem bekümmerten Blick auf Herz hinzu, „dieses mein Geständniß, obwohl mich damals Zorn und Eifersucht der Urtheilskraft beraubten, wird der Versöhnung, über die Sie so große Freude äußern, in den Weg treten.“

Diesen Worten des alten Eckholz folgte ein kurzes Schweigen. Aller Augen richteten sich auf Herz, der noch immer mit seinen Gedanken im Streit zu liegen schien, obwohl er manchmal einen milden Blick auf seinen ehemaligen Freund richtete.

Der Direktor aber faßte schnell die Hände der beiden Männer und zog sie zu sich heran. „Hochverehrte Mitbürger!“ rief er, einer Aeußerung Herzens zuvorkommend, „gestatten Sie mir, daß ich den verwickelten Fall kurz und bündig vortrage und Ihnen zur Entscheidung vorlege.“

Nachdem dem Direktor durch einen allgemeinen Beifall die Zustimmung ertheilt worden war, hob er, zwischen den beiden Männern stehend, an: „Liebe vereinigte diese beiden trefflichen Männer zu einem innigen Freundschaftsbund; Liebe, die Beide zu demselben Mädchen trugen, schied sie von einander. Herz, von Liebe überwältigt, wollte die Braut seines Freundes entführen, Eckholz, von Eifersucht hingerissen, strebte seinem Nebenbuhler nach dem Leben. Die Schuld ist gleich, aber sie ist nicht ihnen, — sie ist der Liebe. Wer vermag ihrer Macht zu widerstehen? Diesen jungen Mann, den Sie als Romeo bewundert haben und der seinen Namen auch in der Wirklichkeit und mit Recht führt, zwang die Liebe zu seinem Vater, den im Duell Verwundeten und für todt Geballenen, an seinem Gegner zu rächen, den die Macht der Liebe aus fernen Ländern hergeführt hatte, um seine Heimath wieder zu sehen und sich mit dem alten Freund zu versöhnen. Die Gewalt derselben göttlichen Leidenschaft war es, die den Jüngling Romeo zu der Tochter des Mannes zog, den er als Feind seines Vaters verwundet hatte und haßte. Die Tochter der Liebe, die Eifersucht, zwang den Vater Romeo's, seinen Sohn um der Liebe willen, die dieser zu der Tochter seines Feindes trug, zu verstoßen. Liebe war es, die den Verstoßenen stärkte, den Zorn seines Vaters zu ertragen, weil er glaubte, daß die Tochterliebe des Mädchens, um dessenwillen er verstoßen ward, allein im Stande sei, den menschenfeindlichen Mann von seinen selbstquälerischen Launen zu heilen und glücklich zu machen. Liebe verbündete sich mit dem angeborenen Talent Romeo's, daß er es wagte, sich der geliebten Julie in dem Drama der Liebe zu nähern. Den Triumph der Liebe, verehrte Zuhörer, halfen Sie verherrlichen, als Sie das Genie des Künstlerpaars zu feiern gedachten. Die keusche Flamme der ersten Jugendliebe verzehrte den Haß, der in der Seele Juliens gegen die Feinde ihres Vaters wohnte. Die Liebe, die ich selbst für meine beiden Freunde hege, bewog mich, die Rolle des Lorenzo zu spielen und den liebeskranken Romeo in meiner Klause zu verbergen, bis ich ein Mittel ausfindig gemacht haben würde, die beiden feindlichen Väter zu versöhnen. Die Liebe, die unser Freund Herz zu seiner Kunst trägt, bewog die beiden Liebenden, dem erzürnten Vater ihre Liebe, die sie ihm in der Wirklichkeit nicht zu zeigen wagten, auf der Bühne zu offenbaren. Die Liebe zu dem verstoßenen Sohn führte den einsamen Vater ins Theater, sie weckte die Ahnung, die jenen vom Tode errettete. So ist denn, verehrtes Auditorium, ein Liebesdrama der Wirklichkeit aus dem Liebesdrama des Dichters emporgewachsen. In den Masken des veronesischen Liebespaars nahten sich vor 25 Jahren zwei Liebende und bildeten die Exposition zu dem wechselreichen Drama, dessen letzten Akt die Nachkömmlinge unter den Namen und Auspizien der Dichtergebilde vor Ihren Augen aufgeführt haben.

„Noch fehlt die Katastrophe; Vaterliebe hat verhindert, daß sie zu einer tragischen werde. Garrick hat einst den englischen Romeo und Julie auf die Bühne gebracht mit einem glücklichen Schluß und das ästhetische Gefühl der Kunstfreunde hat ihn verdammt. Liebe hat den deutschen Romeo, die deutsche Julie auf die Bühne geführt, und ich erlaube mir nun die Anfrage, bei welchem Schluß sich das moralische Gefühl des hochgeneigten Publikums befriedigt fühlt?“

„Bei einem glücklichen Schluß!“ jauchzten die begeisterten Zuschauer. Und was von Blumen noch vorhanden war, flog auf die Bühne. Handschuhe, Bänder, Tücher wurden in Beifallszeichen verwandelt, Viele sprangen von den Sitzen. Mehrere suchten die Bühne zu erklettern.

Der Direktor ließ die Hände der beiden Männer los und trat einen Schritt zurück, wobei er den

Digitized by Google

Liebenden einen freudigen Wink gab. Herz und Eckholz standen sich einen Augenblick gegenüber; aber es war keine Spur von Feindschaft mehr in ihren Augen und Mienen zu sehen und sie sanken sich in die Arme, innig und warm wie in den ersten Tagen ihrer Freundschaft. Nur in Küssen und Umarmungen machten sie ihren überschwellenden Herzen Luft. Das Liebespaar hing sich selig an die wiedervereinigten Väter, der Direktor Lenker stand überglücklich daneben und Alles umfluthete die Begeisterung des freudetrunkenen Auditoriums. Es war eine Scene, erhaben wie jene, die in den griechischen Theatern und bei den olympischen Spielen vor einer begeisterungsfähigen Zuschauermenge sich zutrugen und von welchen uns die alten Dichter singen. Unzähligemal wiederholte sich der Ruf: „Hoch Romeo und Julie! Hoch Eckholz und Herz!“

Der kleine, bewegliche Doktor Schneidler, welcher zwischen mehreren Zuschauern eingeklemmt war, tauchte endlich an's Licht und benutzte das Verrauschen einer Beifallswoge, welche die Namen Romeo und Julie auf ihrem stolzen Rücken trug, um die folgende mit dem ruhmwürdigen „Lenker“ zu beladen. Und „Lenker hoch!“ jubelte das Publikum und einige Musikanten bliesen einen rauschenden Tusch.

(Schluß folgt.)

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Hm!“ machte Winhold, „Sie sind heute sehr feierlich, Herr Prokurato..“

„Sehr feierlich, ja, gewiß!“ stotterte Schleich, den Hut drehend. „Ich komme auch in einer solchen Angelegenheit.“

„Hm!“ machte der Zollinspektor auf's Neue, was nicht sehr ermuthigend war.

„Sie wissen vielleicht, Herr Zollinspektor,“ fuhr Schleich gepreßt fort, „daß sich die von Dippelt mit dem Herrn von Wingefeld verglichen haben, und daß, damit das Gut zusammenbleibt — allein unter uns gesagt — Herr von Wingefeld und Fräulein Anna von Dippelt ein Paar geben sollen.“

„Schnickschnack,“ sagte Winhold, der keiner Verstellung mächtig war.

„Und doch ist es, wie ich sage,“ setzte Schleich fort, indem er sich den Schweiß abtrocknete. „Vielleicht ist Herr von Wingefeld schon, während wir reden, auf dem von Dippelt'schen Gute draußen.“

„Hm! hm!“ machte Winhold.

„Es wird eine glänzende Hochzeit geben, denke ich,“ fuhr Schleich fort. „Und da Fräulein Emilie stets wünschte, mit Anna von Dippelt ihre Hochzeit zugleich zu feiern, so....“

„Dummes Zeug!“ platzte Winhold heraus.

„Die jungen Damen haben sich das Wort darauf gegeben,“ versicherte Schleich. „Ich war Zeuge dabei. Sehen Sie wohl, Herr Zollinspektor, aus Scherz wird nun Ernst. Ich glaube Fräulein Emilie nicht mißfallen zu haben, und wenn Sie, Herr Zollinspektor...“

„Ei was da! Sind Sie denn eben erst aufgewacht? Wo haben Sie Augen und Ohren gehabt seit heute Mittag? Hier, da sehen Sie selbst! Herr von Wingefeld, meine Tochter Emilie, Brautleute! — Herr Schleich! — Kommen Sie nur!“ Während dieser kurz hervorgestoßenen Ausrufe, als seien es ebenso viel militärische Tempi's zum Chargiren, hatte Winhold den schrecklich enttäuschten Advokaten ins andere Zimmer eskortirt, wo die drei Lauschenden saßen. Letzterer war in Folge dieser Entwicklung so wenig Herr seiner Gesichtszüge, daß er den Anblick eines von Zahnschmerzen Gequälten bot.

„Lustig, Herr Kollege, lustig!“ rief Mehltretter. „Sie haben eine feine Nase. Kommen gleich feierlich als Gratulant. He, he, he!“

„Ich bin so überrascht!“ sagte Schleich, auf einen Stuhl taumelnd. Man überreichte ihm ein Glas Wein, den er halb verschüttete, so heftig zitterte seine Hand. „Ich gratulire von Herzen!“ stieß er mit Zähneklappern hervor. Das war Alles, was er zu reden vermochte. Er trank das Glas aus, sprang auf, verbeugte sich nach einer unbestimmten Richtung und entfloh wie ein gehetztes Wild.

„Er dauert mich doch!“ sagte Emilie mitleidig.

„Du hast Recht, liebe Emilie!“ bestätigte Albert. „Ich habe das nicht gewollt.“

„Mir sei die Schuld allein!“ rief Mehltretter pathetisch. „Es bedurfte dieser Scene. Nun bin ich ausgeglichen mit Herrn Schleich. Mein Groll ist dahin.“

Wenn wir sagen, daß sich die Nachricht von dieser Verlobung nun wie ein Lauffeuer über Hattenheim verbreitete, so drücken wir den Grad der Geschwindigkeit nur sehr unvollkommen aus.

Der Advokat Mehltretter saß am Abend des schönen Maitages mit glänzendem Antlitze inmitten einer Gruppe von Gästen im Stern und erzählte zum fünfzehnten Male das Ereigniß; jedesmal mit anderen Zuthaten, so, daß Albert und Emilie am Ende die Umrisse sagenhafter Personen annahmen, deren Existenz in graue Vorzeit fiel und gerechten Zweifeln Raum ließ. Es war deßhalb eine sehr gerechtfertigte Maßregel, daß Albert an

der Seite des Herrn von Goes gegen zehn Uhr Abends perſönlich im Stern erſchien. Eine Woge von Beifallsgeräuſch, Glückwünſchen und Willkommrufen, eine Wolke von Händeſchütteln und Umarmungen bezeichnete den Eintritt. Die ſchlanke ſchwarzäugige Erneſtine verſchüttete ein Glas Punſch, das ſie einem Gaſte hatte bringen wollen, und zwei Falten wurden ihr aus dem Kleide getreten. Auf ihr: „Ach du lieber Gott! ſo geben Sie doch acht!“ hörte kein Menſch; ja Herr Mehltretter vergaß ſich ſo weit, ihre hilfloſe Lage auszubeuten, ihre ſchlanke Taille zu umfaſſen und ſie zu küſſen, worüber das erzürnte Kind mit einer klatſchenden Ohrfeige quittirte.

Herr Schraidt war auch unter den Tumultuanten, wiewohl er ſich zur Handreichung nicht vordrängte. Albert aber zog ihn lebhaft am Arme hervor. „Näher, lieber Herr Schraidt, näher!“ ſagte er freundlich. „Ich gratulire Ihnen zu Ihrem guten Ausſehen. Laſſen Sie uns fortan noch recht lange munter und froh gute Freundſchaft halten. Hier meine Hand darauf.“ Herr Schraidt ſchlug gerührt ein, und ein wanderſchütterndes Geſchrei bezeichnete dieſen Verſöhnungsakt.

Im Zimmer gegenüber präſidirte Kaspar Moſemann einer nicht minder geräuſchvollen Tafelrunde, unter der Herrn von Dippelt's Kutſcher Euſtachius keine geringe Rolle ſpielte. Er ſaß dem ehemaligen Gegner gerade gegenüber und trank unter fortwährender Betheuerung, daß er ein braver Kerl ſei und an gar nichts Uebles mehr denke, mit demſelben aus Einem Glaſe, das die Runde ging. Die Mitternachtsſtunde erſt ſetzte dieſem Treiben ein Ziel.

Folgenden Tags gegen zehn Uhr früh ſah man Herrn Seligmann Fürth die Straße heraufkommen, um in den Stern zu gehen. Seine Haltung, ſein Gang, ſeine Mienen drückten eine unſägliche Aufgeblaſenheit aus. Sein Gemüth ſchien in einem Aether von großen Zahlen zu ſchweben, die ihm durch alle Poren ins Gehirn drangen und wegen Mangels an Raum durch den Mund wieder entwichen. „Zweihundertfünfzigtauſend Thaler! hm! fünf Prozent: Zwölftauſendfünfhundert Thaler; fünfzigtauſend Louisd'ors ohne Disconto. Hm! wie? fünfmalhunderttauſend Gulden, ja wohl! nir d'runter! Fünfmalhundert—fünfmal—fünfmalhunderttauſend Gulden. So iſt es. Warum nicht verdoppeln? Gewiß kann er das! Eine Million, ſag' ich, in Zeit von zehn Jahren. Eine Million. Wer wehrt's ihm?“

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Ein intereſſanter Bienenſtock, und zwar im Zimmer, zieht ſeit einiger Zeit viele Zuſchauer nach der Wohnung eines Bienenliebhabers in Hamburg. Der den Schwarm enthaltende Kaſten iſt in eine Fenſterſcheibe eingefügt und hat ein Flugloch nach außen. Rückſeite und Deckel ſind von Glas, ſo daß man die Bienen in ihrer Thätigkeit auf's Beſte beobachten kann. Namentlich bei ſchönem Wetter ſchwärmen ſie munter aus, und kehren mit Wachs und Honig beladen zurück. Ihre emſige Arbeit, in der ſie ſich durch die Beobachtung durchaus nicht ſtören laſſen, bietet einen Einblick in das Treiben der Thierwelt.

Unlängſt ſtellte ein Lehrer die Frage an ſeine Schulkinder: Bei Schweinen finden ſich oftmals im Fleiſch ganz kleine Thierchen, die man mit bloſen Augen nicht wohl ſehen kann; auch ſind ſie dem Menſchen beim Genuſſe derſelben ſchädlich, ja ſogar tödtlich. Wer kann mir dieſe Thierchen nennen? Als lange keine Antwort erfolgte, erhob ſich endlich ein Mädchen und ſagte: „ich weiß es — es ſind Spanferkel!“

## Die Zeit.

Lob ſei der Zeit und ihrer Wunderkraft!
Die Zeit beingt Roſen und es wird dem Saft
Der Traube Süßigkeit mit ihr zu Theil;
Sie beingt dem Müden Ruh, dem Kranken Heil;
Was du mit Elfermuth umſonſt bekämpft,
Die Zeit iſt's, die es niederwirft und dämpft.
Des Geiſtes Herrſchaft und die Heiterkeit,
Nach denen du vergebens rangſt im Leid,
Im Sturm der Leidenſchaft, ſie kommen dir
Von ſelber mit der Zeit und frommen dir.
Im tiefſten Abgrund, wo zu Tod erſchreckt
Dein Auge keinen Ausweg mehr entdeckt,
Und Hilfe nicht erkundet eingumher,
Empfängſt du Stund' um Stunde mehr und mehr
Die Stärke, die ſich endlich wagt hervor
Und muthig klimmt zum Tag empor.
Wie langſam auch Geneſung naht, ſie naht,
Unglaubliches wird mit der Zeit zur That,
Denn alle Kraft iſt nicht ſo ſtark im Streit,
Vernunft iſt nicht ſo mächtig wie die Zeit.
Getroſt darum, o Menſch, und zage nicht,
Anringe dich vertrauensvoll zum Licht!
Wenn auch nicht Alles, — unerwartet Viel
Iſt für Beharrlichkeit geſpart am Ziel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Dienstag, 6. September 1864.


## Romeo und Julia.

(Schluß.)

Als endlich eine kleine Pause eingetreten war und die Helden des wunderbaren Naturdrama's ihre seligen Gefühle leise flüsternd austauschten, während der glückliche Lenker, herzend, küssend, umarmend von Einem zum Anderen eilte, erhob der Theater-Romeo, von einem nahenden Säbelgeklirr erschreckt, flehentlich die Arme, trat mit Bewilligung seines Wächters vor die Lampen und rief mit jammervoller Stimme:

„Hochansehnliche Versammlung, Gönner einst und Freunde meines aufstrebenden Talents, Richter jetzt und Verurtheiler meiner mitleidwürdigen Verblendung!" Eine allgemeine Stille folgte diesen flehentlich gerufenen Worten Kumpel's; alle Augen waren ihm zugewandt, auch die Glücklichen auf der Bühne traten ihm theilnehmend näher. „Bewilligen Sie die Aufmerksamkeit, die Sie den Glücklichen aus Theilnahme schenkten, einem Elenden aus Barmherzigkeit. Gestatten Sie mir, meine Verirrung nicht zu entschuldigen, sondern zu erzählen!" Der Theater-Romeo machte nach diesen zerknirschten Worten eine erwartungsvolle Pause. Der Direktor näherte sich seinem ehemaligen ersten Liebhaber mit einem Blick voll schmerzlichen Mitleids.

„Ich wage es, hochansehnliche Versammlung," fuhr Kumpel mit gebrochener Stimme fort, „meine Erzählung unter die Aegide des verehrten Herrn Direktors zu stellen: Auch an mir hat die Liebe gesündigt! Mein Verbrechen ist die Folge blinder Eifersucht, meine Eifersucht die Folge leidenschaftlicher Liebe, und Sie, mein Fräulein," fuhr der Theater-Romeo, zu Julien gewendet, fort, „sind die Ursache meiner Liebe. Denn wer kann Sie sehen, ohne Liebe zu fühlen; und wer kann es wagen, als Romeo neben Ihnen zu spielen, ohne von Leidenschaft ergriffen zu werden? Eifersucht aber beraubte mich der Urtheilskraft und wessen Eifersucht fähig ist, würde mir der verehrte Vater meines glücklichen Nebenbuhlers bezeugen können, wenn es nicht aus der Geschichte des unglücklichen Othello zur Genüge bekannt wäre. Aber meine Rachelust würde sich niemals auf solche Abwege verirrt haben, wenn ich nicht mit jenem Schurken Gottlieb bekannt geworden wäre, der mich zum Werkzeug seiner raffinirten Bosheit zu machen wußte. Jetzt, da der Schleier meiner unseligen Verblendung zerrissen ist, schaudere ich vor dem Abgrund zurück, zu welchem jener Bube meine blinde Eifersucht zu führen wußte. Hier werfe ich das letzte Werkzeug seiner Bosheit von mir," fuhr Kumpel fort, indem er den Dolch aus seinem Busen zog und auf den Boden schleuderte, „und stehe nun als reuiger Büßer vor dem Urtheil, welches meine Richter über meine Verblendung fällen werden. Der entflohene Schurke, dessen Opfer seine beiden Gebieter, Vater und Sohn, waren, hat meinen Leichtsinn getadelt, möge der Tadel eines Elenden sich im Sinn der Edeln in einen Milderungsgrund meiner Verirrung verwandeln."

„In der That," sagte Mercutio, „er ist so leichtsinnig, daß bald die Welt entvölkert wäre, wenn man einen Witz, um ihn los zu werden, in Pistolen laden müßte. Wenn man mit Witzen Duelle ausfechten könnte, Kumpel wäre der gefürchtetste Gegner; sie sitzen ihm gar locker in der Scheide des Leichtsinns."

Diese Aeußerung, in dem trockenen Ton Mercutio's vorgebracht, verfehlte ihre Wirkung nicht: eine allgemeine Heiterkeit brach los, die dem armen Sünder durchaus nicht nachtheilig war. Vielmehr nahmen die Damen eifrig Partei für den genialen Sünder gegen seine interessanten Leidenschaften: Leichtsinn und Eifersucht, und die Männer schoben alle Schuldenlast auf den tragfähigen Rücken Gottlieb's.

Der Theater-Romeo blieb diesem guten Zeichen angenehmer Parteilichkeit gegenüber ernst und ge-

messen. Er kniete zu Füßen Juliens nieder, die eben ihrem Geliebten ein Wort des Mitleids mit dem zerknirschten Sünder zugeflüstert hatte, und sagte mit fester Stimme, die einen ernstlichen Vorsatz anzudeuten schien: „Aus einer Zeit, die zu vergessen mein heiligstes Streben sein soll, haftet noch ein Flecken auf meinem Namen, der mich stets an mein früheres Wesen erinnern würde, wenn ich ihn nicht abzuwaschen suchte, jetzt, wo er noch frisch und die Gelegenheit neu ist. In einer schwachen Stunde, mein Fräulein, riß mich meine verirrte Leidenschaft hin, die Allerreinste zu beleidigen. Ich habe meine Strafe aus der Hand Ihres Freundes empfangen, aber ich kann nicht ruhig sein, bis Ihr eigener, theurer Mund mir Verzeihung angekündigt hat. Durch meine Flucht habe ich mir den Verdacht der Feigheit zugezogen, aber ich bin nicht nur erbötig, das Versäumte nachzuholen, sondern ich fordere den Herrn Baron v. Eckholz, meinen glücklichen Nebenbuhler, als Ehrenmann auf, seinen Degen mit mir zu messen hier vor den Augen der Oeffentlichkeit, wenn jener Verdacht auf andere Weise nicht gehoben werden kann."

Romeo wollte etwas erwiedern, Julie aber kam ihm schnell zuvor; sie blickte den Knieenden an und sagte: „Ich habe eigentlich Ursache, am heftigsten mit Ihnen zu zürnen, Kumpel, da Sie mir meinen Bräutigam rauben wollten. Da Sie aber die Schuld Ihrer argen Verirrung auf mich schieben, so will ich, was ich eigentlich nicht sollte, Herr Kumpel, die Verpflichtung übernehmen, Sie insofern von Ihren alten Sünden zu absolviren, als Sie seit einer Stunde einen ganz neuen Menschen angezogen haben wollen, den die Fehler des alten Adam nichts mehr angehen. Auf das Fundament dieser Voraussetzung, Herr Kumpel, gründe ich meine Verzeihung und glaube nicht an Ihre Feigheit, da ich bis jetzt noch nichts davon wahrgenommen. Hüten Sie sich aber, wiedergeborener Mann, das Fundament, auf welchem meine Gnade basirt, durch alte Reminiscenzen zu erschüttern, denn sobald wir wieder den alten Kumpel vor uns sehen, hören alle Verpflichtungen gegen den neuen auf."

„Bravo!" rief der redselige Hauptmann und der Chor der Begeisterten folgte ihm rauschend nach.

„Merken Sie sich das, Kumpel! Fräulein Julie hat für uns Alle gesprochen," hallte es von allen Seiten.

Romeo hob den Knieenden auf und dieser küßte mit einer Thräne im Auge Juliens Hand. Eckholz, der Direktor und Herz gaben ihm die Hand und versprachen, sich seiner annehmen zu wollen. Mercutio freilich meinte, es werde am besten sein, wenn er die Verpflichtung einer Radikalkur des leichtsinnigen Othello übernehme, sintemalen der Fuchs eher seine Haare als seine Rauben verliere. Kumpel aber versicherte mit großem Ernst, daß seine Radikalkur schon beendigt sei und erbat sich zur völligen Wiederherstellung seiner moralischen Gesundheit ein bescheidenes Reisegeld, welches ihm von dem glücklichen Eckholz sofort bewilligt wurde.

Auch diese Scene ging vorüber und die freudige Bewegung des Publikums wallte sanfter. Die Glücklichen auf der Bühne flüsterten eifriger mit einander und bildeten eine Abschiedsgruppe. Der erschöpfte Direktor Lenker schien einen passenden Epilog zu konzipiren und stand mit unbeweglichen Augen und verschränkten Armen vor dem Souffleurkasten, den er als Rednerbühne besteigen zu wollen schien. Durch die Reihen der Zuschauer ging das verworrene Rauschen und Knittern, welches Vorbereitungen zu einem baldigen Aufbruch andeutet — da erhob sich ein mittelgroßer Mann, welcher den Vorgängen auf der Bühne mit Spannung zugesehen und mit klopfendem Herzen das Ende des merkwürdigen Drama's erwartet hatte, stellte sich auf eine Bank, daß er von Allen gesehen werden und Alle sehen konnte, und sprach mit lauter, wenngleich etwas vibrirender Stimme: „Hochverehrte Mitanwesende!"

Alles spitzte die Ohren, als der mittelgroße Mann auf solche Weise eine Ansprache ankündigte. Die Augengeschütze, die bereits in den Sammtfutteralen lagen, wurden auf's Neue mit scharfen Blicken geladen und auf den Mann gerichtet. Alles war begierig, welchen Nachtisch der Mittelgroße nach einem so reichen Mahl der Neugierde noch vorzusetzen habe. Herz und Eckholz unterbrachen ihr Gespräch, der Direktor sein Konzipiren, nur die Liebenden nahmen keine Notiz; Kumpel aber horchte aufmerksam und ein blinder Mann im Orchester wünschte Augen zu haben.

„Hochverehrte Mitanwesende," hob der mittelgroße Mann wieder an, „gestatten Sie mir eine Bitte und geben Sie nicht zu, daß unter den vielen Glücklichen, die dieses Haus verlassen, ein Bekümmerter sei, indem Sie diese Bitte abschlagen." Der Redner machte eine kleine Pause. „Meine Bitte," fuhr er dann fort, „ist keine ganz egoistische, denn sie bezweckt neben meinem Glück die Freude vieler Tausende. Darum richte ich sie mit Zuversicht an die Frohen, die Glücklichen, die Versöhnten, die mit strahlenden Augen vor uns stehen."

Der Baron v. Eckholz unterbrach den Redner, indem er mit einem herzlichen Lächeln sagte: „Reden Sie kühn, mein Lieber, ich bin schon im Voraus auf Ihrer Seite, wenn Ihre Bitte hellen Augen

und frohen Herzen wohl will." Der Redner fühlte sich durch diese freundliche Zusprache des ehemaligen Menschenfeindes sehr erbaut und fuhr heiter fort: „Hochverehrte Versammlung, vereinigen Sie Ihre Bitten mit den meinigen, daß mir die glücklichen Helden dieser wunderbaren Geschichte von Romeo und Julie erlauben, ohne poetische Ausschmückung, im schlichten Ton der Wahrheit ihre Schicksale zu erzählen und die Erzählung in den Spalten des allbekannten **er Unterhaltungsblattes der Welt mitzutheilen. Nicht Sucht nach Ruhm oder Gold treibt mich an, mich beseelt der aufrichtige Wunsch, den Tausenden von Lesern eine ähnliche frohe Stunde zu bereiten, wie sie uns soeben zu Theil geworden ist. Und dann, verehrte Anwesende, wird es Ihnen selbst angenehm und wünschenswerth sein, Folge und Zusammenhang dieser verschlungenen Schicksalsfäden, welche uns der verehrte Herr Direktor bereits angedeutet hat, in harmonischer Entwicklung verfolgen zu können."

Der Schriftsteller schwieg mit leuchtenden Augen und ein Beifallssturm des Publikums zeigte, wie sehr man seine gute Absicht zu würdigen wußte. Auch die Personen auf der Bühne lächelten freundlich. Froh erregt rief Lenker dem Redner zu: „Meinen Antheil an der Geschichte vermache ich Ihnen."

„Und ich auch den meinigen," rief Eckholz herzlich, indem er seinen Arm um den wiedergewonnenen Freund schlang. „Ich muß Sie aber bitten, mein Lieber, mich gefälligst zu besuchen, damit ich Ihnen im Beisein meines Freundes Herz eine umständliche Beichte ablege. Denn es ist mein inniger Wunsch, daß Sie Ihre ganze psychologische Kunst aufbieten, um den Lesern zu zeigen, wie der Menschenhaß ein grifflofes Schwert ist, das man nicht führen kann, ohne sich selbst zu verwunden. Denn wir Menschen sind arme, eigenliebige Narren. Jeder hält sich für den Mittelpunkt einer Welt und sein aufgestürmter Mikrokosmus meint, die unendlichen Gewässer bewegen, versüßen oder vergiften zu können, worin er als armer, verlorener Tropfen unter Millionen Tropfen schwimmt."

„Es würde indessen doch gut sein," versetzte Herz sehr freundlich, „wenn Sie Ihren angenehmen Besuch noch einige Tage aufschieben wollten, bis wir uns unsere Erlebnisse und Empfindungen mehr objektiv gegenüber stellen können. Sie würden schlechten Gewinn davon haben, wenn Sie uns mitten in unseren Erzählungen und Herzensergüssen überfielen; wenigstens für meinen Bruder Eckholz steh' ich nicht, daß nicht sein Pessimismus in so grellen Optimismus umschlagen wird, daß Ihrer Erzählung aller Schatten fehlen würde. Und unser Liebespaar wird, denk' ich, auch nicht in der Stimmung sein, ihn hineinzuwerfen."

„Besuchen Sie mich nur in meinem Gefängniß," bemerkte Kumpel, „von meinem Umgang mit dem treuen Gottlieb habe ich so viel Schattenkenntniß profitirt, daß sich die verehrlichen Leser nicht über Lichtüberfluß beklagen sollen."

„Und was allenfalls noch fehlt, kann ich aus meinen Erfahrungen zulegen," setzte Mercutio mit einem unzweideutigen Blick auf seinen Kollegen hinzu.

„Verschieben Sie Ihren Besuch aber doch nicht allzulang, Werthester," bemerkte Eckholz, „damit Sie sich die nöthigen Lokalkenntnisse noch sammeln können. Denn ich werde meine Gärten und Schlösser durchaus umändern, das zugemauerte Theater aber in einen großen Festsaal umwandeln lassen, worin in vier Wochen das Hochzeitsfest gefeiert werden soll und wozu ich sämmtliche hier anwesende Zeugen unserer Wiedervereinigung hiermit freundlich einlade."

Damit gab der alte Mann seinem Freunde die Hand und unter einem Beifallsschauer der Eingeladenen fiel vor den Glücklichen der Vorhang.

---

## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

Herr Hayum Rosenbaum unterbrach diese Reflexionen des stolz Dahinwandelnden, indem er vorübereilend grüßte. Sonst hätte er das bleiben lassen, allein man wußte, daß Herr Albert von Wingefeld bereits gestern Abend den kleinen Schreiber Mehltretter's zu Herrn Fürth geschickt hatte, um ihn zu einer Konferenz einzuladen; man sprach von einer Annäherung der Häuser Wingefeld und Dippelt. Dadurch wuchs Herr Fürth riesengroß; man mußte ihm den Hof machen.

„Guten Morgen, Herr Rosenbaum!" sagte Herr Fürth, den Gruß erwiedernd mit einer unnachahmlichen Herablassung. Dann steckte er die Hände in die Hosentaschen, wiegte achselzuckend den Kopf und murmelte mit einem leisen Anfluge von Lächeln und Triumph: „Lang' sollst de leben!"

Noch wenige Schritte und Herr Fürth erreichte den Gasthof zum Stern. Ernestine saß in der Kutscherstube, ihr Kleid von gestern Abend ausbessernd; Mosemann rauchte eine Cigarre und hielt ein Glas Rum in der Hand.

„Ist der Herr Baron jetzt zu sprechen?" frug der Handelsmann.

„Sollen gleich hinaufkommen," bedeutete Mosemann, und Seligmann Fürth eilte die Treppe hinauf.

Albert war zum Ausgehen fertig angekleidet; eine Flasche Rothwein mit zwei Gläsern funkelte von einem Seitentische. Auf dem Tische vor'm Sopha, in welches Albert den herzlich begrüßten Geschäftsfreund drückte, stand ein Tintenfaß und lagen Papiere umher. „Kurz auf die Sache zu kommen," begann Albert, „so habe ich Sie, Herr Fürth, deßhalb rufen lassen, um mit Ihnen über verschiedene Anordnungen bezüglich des mir durch den Vergleich zugesprochenen Vermögens zu reden."

„Sehr gut," sagte Fürth mit feierlichem Augenzwinkern.

„Mir gilt es vorerst um eine liquide Geldsumme in englischem Golde. Ich wünschte sie in fünfprozentige inländische Obligationen umgesetzt zu haben."

„Das ist wohlbedacht von Ihnen, Herr Baron," sprach Herr Fürth. „Die fünfprozentigen stehen **al pari**. Die Konjunktur kann nicht besser sein. Ich wette, was Sie wollen, daß wir **ultimo** Juni drei Prozent gewonnen haben."

„Zum andern, Herr Fürth," fuhr Albert fort, „sollen Sie bei der Auseinandersetzung mit der Familie Dippelt für mich handeln. Sie werden sich deßhalb mit Herrn Schraidt in Verbindung setzen, der für den andern Theil bevollmächtigt ist. Die Baarfonds überlasse ich Ihrem Gutdünken. Sie können solche für mich anlegen, wo und wie Sie es am nutzbringendsten halten. Mehltretter wird Ihnen die erforderlichen Aufschlüsse ertheilen, falls Sie deren nöthig hätten. Sodann akkordiren Sie mir den Neubau des Ysopsteins. Er soll ganz so wieder hergerichtet werden, wie er war. Meine Großtante wird so lange ein anderes Logis nehmen. Beeilen Sie diesen Auftrag möglichst. Risse und Bauanschläge befinden sich hier in dieser Mappe. Mein Vater hat sie mir hinterlassen. Sprechen Sie heute noch mit dem Bauunternehmer Stock. Ich habe ihn angewiesen, Ihre Befehle zu vollziehen."

„Werd' ich bestens besorgen," versicherte der von so viel Zutrauen wie ein Ballon aufgeblähete Handelsmann.

„Endlich wünschte ich sowohl für meine Braut Stoffe und Schmucksachen zu sehen, als auch für meine Großtante Frau von Honau eine vollständige Garderobe."

„Gott, was für ein Mann Se sind, Herr Baron!" rief Herr Fürth im Uebermaße des Kitzels aus.

Albert war aufgestanden und hatte Wein und Cigarren herbeigeholt: „Bitte, bitte! lieber Herr Fürth," sagte er lächelnd während des Einschenkens. „Ich revangire mich ja blos!"

Die beiden Geschäftsfreunde stießen an und tranken. Ihre Cigarren waren im besten Zuge. Das Gespräch setzte sich fort und berührte Angelegenheiten von minderer Erheblichkeit. Die Flasche neigte sich zu Ende und Herr Fürth zog die Uhr. Es war beinahe halb zwölf.

„Apropos, noch Eins!" rief Albert, sich besinnend aus. „Wie steht es denn mit Dickmeyer, Probst und Comp.?"

„Ach so! ja wohl, Herr Baron," erwiederte Herr Fürth. „Das muß ich Ihnen erzählen."

„Ich bin begierig," sagte Albert voll Spannung und Theilnahme.

„Kurzum, Herr Baron," begann Herr Fürth nach einem belebenden Zuge aus dem neugefüllten Glase. „Se hatten mir damals die Proposition gemacht, auf die Liegenschaften der Firma zu bieten. Der Herr Advokat Mehltretter führte es für mich aus, und wir deckten alle Forderungen, welche angemeldet waren. Weil nun der Storchwirth immer noch nicht aufhörte, das Geschäft der Herren Dickmeyer und Probst bei den Reisenden herunterzumachen, so gewannen wir ein paar Leute, die das mitanhören mußten. Alsdann verklagte Herr Mehltretter den Storchwirth in drei verschiedenen Klagen für Dickmeyer und Probst auf Injurien; einmal für jenen, einmal für diesen und einmal für die Frau Dickmeyer. Es gab starke Kosten und eine große Blamasch für den Storchwirth. Als wir in der zweiten Instanz gewonnen hatten, wollte es Herr Mehltretter in die Zeitung setzen, aber die Frau Storchwirthin reiste selbst hinüber zu Dickmeyer's und lamentirte und gab gute Wort', bis ihr versprochen wurde, es sollte nicht geschehen. Seitdem sind die Storchwirths und die Dickmeyer gute Freunde geworden und haben sich schon Kinder aus der Tauf' gehoben. Sie waren schon ein bischen verwandt mitsammen, weil der Großvater von der Frau Dickmeyer ein Onkel über die Storchwirthin gewesen ist. Ich hab' den Herren Dickmeyer, Probst und Comp. unter der Hand ein Lager von Guano, Knochenmehl und Cement ausgemacht. Das betreiben sie erst dreiviertel Jahr, aber sie haben sich schon dabei erkobert. Sie haben baar Geld in der Hand, sie bezahlen ihre Zinsen gut und genießen Kredit.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Freitag, 9. September 1864.


## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Vortrefflicher Mann, der Sie sind!“ rief Albert voll Herzensfreude aus. „Wie soll ich Ihnen das Alles danken?“

„Inkommodiren Sie sich weiter gar nicht, Herr Baron!“ versetzte der geschmeichelte Handelsmann. „Haben wir nicht Kontokorrent. Bin ich Ihnen und dem Herrn Vater selig nicht vielen Dank schuldig? Hat er mich nicht zum Mann gemacht? Was wollen Sie sagen von der Kleinigkeit da? Sollen all' Ihr' Sorgen sein, Herr Baron! Hab' ich doch auch mein Profitchen gemacht mit der Hypothek und der Storchwirth kauft bei mir all sein Tuch und seine Sachen. So sind die Leut', Herr Baron! Erst wollen sie Trumpf sehen, nachher geben sie klein bei. Nun! Ob wir Trumpf gespielt haben! Mein' ich denn! Hundertsechs und fufzig Berliner Thaler hat's ihm gekost! Er wollt's ja nicht anderst.“

Herr v. Goes trat in diesem Augenblicke ein, worauf Herr Fürth mit der Bauplanmappe unter'm Arm sich empfahl. Bald darauf, wenige Minuten vor Mittag, verließen Albert und Herr v. Goes den Gasthof zum Stern im Wagen des letzteren. Das Gut des Herrn v. Dippelt bei der Stadt war das Ziel ihrer Fahrt.

Wir müssen sie verlassen, um uns nochmals mit Herrn Schleich zu beschäftigen. Für diesen Herrn war eine jener üblen Serien angebrochen, wie sie oft den Spieler außer Fassung bringen. Jeder Satz schlug ihm fehl, jeder Calcül mißlang. Es gibt im Menschenleben solche Unglücksmonate, Unglückswochen oder Unglückstage, wo aber auch Alles sich verschworen zu haben scheint, uns niederzubeugen, zu kränken, zur Verzweiflung zu bringen. Wir stehen auf und treten in eine Glasscherbe; wir setzen uns zum Kaffee nieder und schenken uns mit der letzten Tasse eine abscheulich große Fliege ein, die uns in unangenehme Zweifel über den Zeitpunkt ihres Hineinfallens versetzt. Noch sind wir damit beschäftigt, so bringt der Postbote einen retournirten Postvorschußbrief, mit der Bitte um Rückerstattung der Nachnahme nebst Kosten, meldet das Ausbleiben der Zeitung, die wir sehnlichst erwarteten, und verlangt zum siebenten Mal einen Portorest, der, wie wir wissen, längst geordnet ist. Alsdann machen wir Toilette und schneiden uns mit dem Rasirmesser. Der kleiderreinigende Aufwärter tritt herein und zeigt uns zwei Knöpfe des neuen Rocks, die er mit der Bürste unversehens herunterfegte mit dem Anfügen, daß wir mit dem Kleidungsstücke schändlich betrogen seien. Vor'm Spiegel entdecken wir, daß einer der Vatermörder sich umlegt und trotz alles Aufrichtens nicht hoch bleiben will. Auf der Chemisette zeigt sich ein Blutspritzer von der Schnittwunde, die wir uns mit dem Rasirmesser schlugen. Ein tiefer Athemzug des Unwillens und der Bekümmerniß macht den linken Hosenträger platzen und gleichzeitig fühlten wir, daß uns ein Strumpf herabrutscht, den wir doch ordentlich befestigt glaubten.

Ganz so war es dem Herrn Advokaten Schleich seit Anfang dieses Monats ergangen. Der Storchwirth eröffnete den Reigen mit einem Briefe als Begleitschreiben der Kosten für jene drei gegen Dickmeyer und Konsorten verlorenen Injurienprozesse. Das Schriftstück troff von kränkenden Anspielungen jener Art,, gegen die es eine Vertheidigung nicht gibt. Gleich auf dem Fuße folgte die Verfügung der Oberappellationsbehörde in Sachen Wingefeld gegen Dippelt, aus der die üble Wendung für seine Mandantschaft nur allzu deutlich hervorging. Die Nachricht von dem durch Albert genehmigten Vergleiche war ein schwaches Pflaster auf diese Wunde, denn damit bestätigte sich auf eine für Herrn Schleich höchst beängstigende Weise, daß der gehaßte Gegner

ruhmgekrönt, angesehen und reich demnächst wieder nach Hatlenheim zurückkehre. Nun folglen die Schläge hageldichl. Jede Slunde gebar ein Ungemach. Das Verlöbniß Albert's mit Emilien; die schreckliche Mystifikation Mehllretter's und die dadurch hervorgerufene unlilgbar blamable Scene der posthumen Bewerbung von gestern; der aufgedeckte Verrath des Herrn v. Goes; die Versöhnung Albert's mit Herrn Schraidt, der Beginn der Vergleichsverhandlungen zwischen denen v. Dippelt und Albert, ohne daß man ihn davon in Kenntniß gesetzt halte. Es fehlte noch die Vereinigung dieser Gegner, um ihn ganz darnieder zu schmeltern. Er ahnte sie, er sah sie voraus. Herr Hayum Rosenbaum hatte ihn genau zur Stunde, wo Herr Fürth mil Albert unterhandelle, von allen Vorkommenheiten unterrichtet. Als sich der Handelsmann entfernte, ging Schleich mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Schreckliche trostlose Traumgebilde hatten ihn die Nacht über gequäll und von halbe Stunde zu halbe Stunde aufgeweckt. Vom frühen Morgen an kamen seine Klienten und wußlen von nichts, als von dem Glücke Albert's zu sprechen. Er mußle elwas thun, um sich über Wasser zu hallen. Einer konnte ihm dabei helfen. Das war der Landrichter. Schleich hatte es verstanden, sich dem Landrichter, trotzdem dieser in seiner graden derben Weise oft schonungslos über ihn herfiel, unterzuordnen. Das kam ihm dann gesellschaftlich sehr zu Statlen.

Der Landrichler hatte die Parlei des Advokalen bei Winhold lebhaft ergriffen und war bemüht, zu versichern, Herr Schleich sei ein Genie, ein Mann von Charakterfestigkeit, Wahrheilsliebe und tiefem Wissen, dem es einmal nicht fehlen könne. Daran glaubte er in seinem graden Gemüthe selbst. Er halte den allen Winhold zum Whist eingeladen und über dem Spiele allerhand Empfehlungen seines Schützlings angebracht; er halte, trotzdem er die Musik nicht mehr liebte, wie etwa ein Bullenbeißer das Posthorn, musikalische Abendunlerhaltungen in seiner Wohnung veranstaltet und es so einzurichlen gewußl, daß Herr Schleich jedesmal mit Emilien die vierhändigen Partieen oder die Begleitung zu ihrem Gesang bekam. Alles das hatte dem unglücklichen Advokaten zwar die Schmach der Niedertage im Hause Winhold nicht ersparen können, allein es konnte dienen, das Haus Dippelt zu gewinnen. „Ich muß um die Hand Anna's v. Dippell werben!" Dies war Herrn Schleich's Ansichl. Der Augenblick war günstig. Herr v. Wingefeld, mit Emilien verlobt, konnte als Gegenstand der Begehrung nicht mehr in Belracht kommen; Herr v. Goes schlug anscheinend eine Verbindung aus. Man mußle dies auf feine, schonende Weise als Wahrheit hinstellen und zu einem Contrecoup rathen. Man mußte als diesen Contrecoup eine rasche Verlobung Anna's vorschlagen und dies plausibel machen. Man mußte den Bräutigam dazu ohne Wahl und Schwanken in der Person des Herrn Schleich errathen lassen. „Es geht!" rief Herr Schleich mit klopfenden Schläfen, nahm rasch enlschlossen Hut und Handschuhe und eilte hinaus.

Es war gerade ein Viertel vor elf Uhr. Eine halbe Stunde hatte Rosenbaum's Besuch gedauert, eine Viertelstunde das Besinnen. Noch saß um diese Zeil Herr Fürth auf Albert's Sopha. Es ist wichtig, dies in Acht zu behalten.

Wir folgen Herrn Schleich, den jener Instinkt wiederholt zum Handeln trieb, welcher ihn schon einmal so übel berathen halte. Es ist die Verblendung der Rache, der Angst, des Hasses, des Zorns — kurz jenes Gefühls der Rivalität, was in solchen Lagen den Menschen treibt, das Glück des Gegners durch eigenen Glanz abzuschwächen. Das ruhigste, stillste Gemüth, der besonnenste Geist wird in solchen Fällen wie von einem Fieber ergriffen und zu Ungeheuerlichkeiten hingerissen. So sucht der verschmähte Liebende, der sonst in bequemer Ruhe dahinleble, mil rastloser Gier nach einem andern Wesen, das er nach Schönheit, geistigen Vorzügen und Reichthum ängstlich mit der treulosen oder spröden Schönen, die ihn von sich stieß, vergleichl und dann in kopfloser Hast zu erstreben sucht; nicht weil in seiner Brust ein leerer Raum blieb, den er auszufüllen bemüht ist, sondern um mit der neuen Liebe vor die alte zu trelen und ihr zu imponiren. Und wer kennt den Slachel in der Brust des Zurückgesetzten nicht, wenn der Altersgenosse, der Schul- und Studienkamerad rasch zu Ehren und Auszeichnungen emporsteigt? Wenn alle Zungen seines Lobes voll sind und ihn dem Hintangesetzten als Muster, als Vorbild hinstellen? Glaubt ihr, das sei ein Sporn zu froher Thätigkeit, zu frischem Fleiße? Nein, ihr Jammermänner von Pedanlen! Das ist der Stachel des Scorpions, der das Herz vergiftet und zu rasendem Beginnen treibt. Dann gilt es dem beleidigten, dem gekränkten, dem verbitterten Gemüthe ja nicht um ein zu erreichendes Vorbild. Es gilt ihm die rasche, die augenblicktiche Stillung wühtenden Schmerzes; es gilt ihm, der Menge das Maul zu stopfen. Dazu bedarf es schlagender Erfolge ohne alle Enlwicklung vorher; es bedarf eines Donnerschlags, der die Luft reinigt.

Herr Schleich befand sich in beiden Fällen zugleich. Seine sonst so sterile Phantasie hatte sich an der Schwierigkeit der Situation entzündet. Der

Kopf ſchwindelte ihm davon. Der Heißhunger nach Rache lockte ihn, wie der Geruch des gebrannten Specks die Maus. Blindlings folgte er dem Triebe. Sein Weg führte ihn an dem Landgerichtsgebäude vorüber; er trat ein. Der Landrichter war im Sitzungszimmer und ließ ſich von einem ſeiner Aktuare etwas erzählen. Dieſer Herr, ein roth und blau gewürfelles Taſchentuch ſchwingend, trug ſeine Rede mit einer eigenthümlich krähenden Stimme vor. Dem Advokaten war ſie nie entſetzlicher vorgekommen als gerade eben. Zum Glück ſchnitt der Landrichter den Vortrag kurz ab. Er wollte vor Tiſch einen Spaziergang machen. Dies war es, was Herr Schleich wünſchte, und ſo gingen Beide fort.

„Sie haben ſich die Winhold doch wegſchnappen laſſen," ſagte der Landrichter mit gewohnter Derbheit. „Sie ſehen alſo, Schleich, das Muſikantenthum taugt nichts."

(Fortſetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

Ein kalter, ſtürmiſcher Dezembertag. Es ſchneite wenig, aber der Wind trieb den loſen Schnee wieder wirbelnd empor, bis er an irgend einer Erhöhung auf dem Felde oder an einem Gebüſch ſich anhäufend liegen blieb; doch auch von dort führte ihn bald ein ſtärkerer Windſtoß wieder fort. Ringsum auf dem weiten Felde war es ſtill und leer und auch in dem nahen Walde ließ ſich kein Leben erblicken, denn ſelbſt das Wild hatte ſchützende Stellen aufgeſucht, an denen es ſich verborgen hielt.

Der Weg, welcher über das Feld dem Walde zuführte, war zum größten Theile verſchneit, nur an einigen erhöhten Stellen, welche der Wind von Schnee freigelaſſen hatte, war er deutlich zu erkennen. Dennoch war er ſchwer zu verfehlen, weil er in ziemlich gerader Richtung dem Walde zulief und dort zwiſchen den entlaubten Bäumen ein ſtattliches Gehöft durchſchimmerte. Zu ihm führte er.

Tage vergingen während dieſer Jahreszeit, ohne daß ein menſchlicher Fuß dieſen Weg betrat, denn das Gehöft des Waldbauers Steffen lag einſam in dem Walde und die Bewohner deſſelben hatten im Winter wenig auf dem Felde zu ſchaffen.

Um ſo mehr konnte es auffallen, daß an dieſem Tage, als die Dämmerung bereits ſtark hereingebrochen war, ein mit einem Tuche verhülltes Frauenzimmer allein auf dieſem Wege dem Gehöft zuſchritt. Die Dämmerung und das verhüllte Tuch ließen ihre Geſichtszüge nicht erkennen. Nur aus ihren oft wankenden Schritten ließ ſich erſehen, daß der Weg ihr äußerſt beſchwerlich wurde. Dann und wann blieb ſie ſtehen, um ſich zu erholen und einen heftigen Windſtoß vorüberziehen zu laſſen.

Als ſie ſich dem Gehöft näherte, blieb ſie an dem Eingange deſſelben ſtehen, ſchüttelte den Schnee von ihrer Kleidung und näherte ſich erſt nach einigem Zaudern dem Hauſe. Auf dem Hofe war es ſtill, die Bewohner hatten das wärmende Zimmer aufgeſucht.

Das Frauenzimmer trat in das Haus, ſchüchtern, leiſe. Ein kleiner Hund erhob ein lautes Gebell. Der Waldbauer blickte zur Stubenthüre hinaus und fragte ziemlich barſch: „Was wollt Ihr?"

„Gebt mir ein Obdach!" bat das Frauenzimmer mit ſchwacher, leiſe bebender Stimme.

„Bei mir?" rief der Bauer. „Nimmermehr!"

Die Fremde ſchwieg.

„Nun!" fuhr der Bauer fort. „Was wollt Ihr noch?" —

„Es iſt ſo kalt draußen!" erwiederte die Zuflucht Suchende.

„Haha! freilich! Maienwetter iſt's nicht! Aber ich ſag' Euch, laßt Euch nicht zum zweiten Male in meinem Gehöft treffen, oder ich zeig' Euch den Weg, daß Ihr ihn auch in der finſteren Nacht ohne Laterne finden ſollt."

Er ſchlug die Thür heftig zu und die Fremde verließ mit einem lauten Seufzer das Haus.

Als der Waldbauer in das geräumige, wohl durchwärmte Zimmer zurückgetreten war, ſchritt er einige Male aufgeregt in demſelben auf und ab.

„Wer war es denn?" fragte ſeine Frau, welche an dem Fenſter ſaß und ſpann.

„Wer anders, als die blöde Lieſe," erwiederte Steffen. „Schon vor einigen Tagen habe ich ſie um das Gehöft ſchleichen ſehen und nun kommt ſie gar und bittet um ein Obdach. Einen Hund hätte ich lieber aufgenommen. Mögt Ihr ſagen, was Ihr wollt, das Weibsbild ſtellt ſich blöder, als ſie iſt, und ich traue ihr nicht. Sie ſinnt nichts Gutes gegen mich, ſeitdem ich ſie im letzten Sommer bei dem Heudiebſtahl ertappt und ihr die Strafe auf der Stelle gegeben habe. Mit boshaften Augen ſieht ſie mich ſeitdem immer an, und was hat ſie hier zu ſuchen, wenn ſie nicht irgend einen böſen Anſchlag im Sinne hätte."

„Die Lieſe war das nicht," warf die Bäuerin ein.

„Freilich war ſie es," entgegnete der Mann, doch nicht mit der Beſtimmtheit, die ihm ſonſt eigenthümlich war.

„Du irrſt," erwiederte die Frau. „Es war eine Fremde, ſie fiel mir ſogleich durch ihre Kleidung auf."

Digitized by Google

„Zum Kukuck! ich werde doch nicht gegen ein fremdes Weib so hart gewesen sein und ihm bei solchem Wetter ein Obdach versagt haben," rief Steffen. „Mir fiel des Weibes Stimme auf, aber mir kam die Blöde nicht aus dem Sinn, und wer kann denken, daß eine Fremde an solchem Tage den Weg hierher finden wird; zum Betteln ist er nicht lohnend genug!"

Er trat an das Fenster, wo er den an dem Gehöfte vorbeiführenden Weg nach beiden Seiten hin verfolgen konnte. Forschend blickte er hindurch.

„Ich sehe Niemand!" fuhr er fort. „Wo die Frau geblieben sein mag? Hell genug ist's noch, um den Weg zu erkennen, und das Gehöft hat sie verlassen."

Auch die Bäuerin erhob sich und blickte forschend durch das Fenster.

„Tritt vor das Gehöft," sprach sie, „dann mußt Du doch sehen, wo sie geblieben ist."

Der Waldbauer, eine große, kräftige Gestalt von ungefähr fünfzig Jahren, barsch und ohne viel Umstände, aber doch gutmüthig dabei, war schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ein ungefähr einige zwanzig Jahre zählender Bursche, der bis dahin schweigend hinter dem Ofen gesessen hatte, sprach: „Lohnt es denn des fremden Frauenzimmers wegen aus dem Hause zu gehen! Wär' was daran gewesen, würde es sich nicht so kurz haben abweisen lassen. Haha! Ihr werdet dem Bettelvolk noch nachlaufen!"

Die so harten Worte mußten weniger auffallen, wenn man den Sprecher sah. Er war des Waldbauers einziger Sohn. Eine große, schlanke Gestalt. Man hätte ihn hübsch nennen können, allein in seinem Gesichte lag ein finsterer, fast entstellender Zug. Seine starken Augenbraunen waren in der Regel zusammengezogen und sein Blick hatte eine durchdringende Schärfe.

„Du magst Recht haben," entgegnete sein Vater. „Nachlaufen will ich dem Frauenzimmer nicht, denn zurückrufen könnte ich es doch nicht, ohne mir eine Blöße zu geben. Es läuft jetzt viel Volk umher, welches nicht werth ist, daß man ihm ein Stück Brod reicht!"

Mit diesen Worten setzte er sich beruhigt nieder und es geschah des Vorfalls weiter keine Erwähnung.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Rundwürmer im Schellfisch.) Die „Lancet" bringt eine Zuschrift von Dr. James Borie in Dundee über die Frage, ob Schweinefleisch das einzige Nahrungsmittel ist, wodurch Menschen an Trichinen erkranken können? Er schreibt: „Seit 6 oder 7 Jahren mit der Untersuchung des Nervensystems der Schellfische beschäftigt, fiel mir eine Erscheinung sehr auf, der ich oft in den größeren Nervenstämmen begegnete. Diese waren nämlich an verschiedenen Punkten vergrößert und abgeplattet, die Vergrößerung war oval und unregelmäßig über den Verlauf der Nerven verbreitet. Bei ihrer mikroskopischen Untersuchung fand ich sie aus Würmergruppen bestehend, 6—12 an der Zahl, in vielfacher Hinsicht den Trichinen ähnlich, nur höher organisirt. Sie waren in einer fächerartigen Kapsel eingeschlossen, die leicht zerbrochen werden konnte. Sie beschränkten sich auf den Nervenstamm und die größeren Aeste, wenigstens konnte ich sie nicht im Rückenmark oder Muskelsystem entdecken. Sollten diese in ihren Gewohnheiten den Trichinen ähneln, so ist klar, daß wir hier eine andere Quelle der Gefahr haben, da Schellfisch ja oft genug roh und geräuchert gegessen wird."

Ein blinder Buchdrucker befindet sich in einer Druckerei in Gosport. Es ist dies wohl der Erste, von welchem man gehört hat. Er ist Setzer und setzt sehr richtig. Durchschnittlich betrug sein Tagewerk 5000 n, bei besonderen Gelegenheiten auch 7—8000 n. Er hat den Kasten mit den Druckbuchstaben vor sich stehen; einer seiner Mitarbeiter liest ihm einen Satz von 4—6 Zeilen aus dem zu setzenden Manuskript vor; der Blinde behält ihn genau im Gedächtniß und macht sich daran, ihn zu setzen; sobald er am letzten Wort ist, ruft er dies laut aus und der nächste Satz wird ihm vorgelesen. So geht es den ganzen Tag.

Bei den Leichenbegängnissen in London ist es Sitte, Leute zu bezahlen, welche weinend der Leiche folgen müssen. Ein Schuhmacher, der dies Geschäft neben seinem Handwerk betrieb, bat eines Tages einen seiner Bekannten, am Abend bei der Beerdigung des Banquiers C. statt seiner zu weinen. Als ihn dieser fragte, warum er das Geld nicht selbst verdienen wolle, antwortete er: „Heute kann ich unmöglich weinen, denn meine Frau ist diesen Morgen gestorben."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 110.** Sonntag, 11. September **1864.**


## Fremde heilt.

(Fortsetzung.)

„Mehltretter ist Schuld," versicherte Schleich. „Er hat mich stets verleumdet, während ich ihm in keiner Weise ...."

In diesem Augenblicke bog Mehltretter um die Ecke und stieß dicht auf die Wandelnden. Er las in Schleich's verlegenen Mienen, daß dieser von ihm spreche, und ging lächelnd mit tiefem Bückling vorüber auf das Landgericht. „Aha," sagte er, die Treppe hinaufsteigend, bei sich, „er traut dem Alten wieder den Pelz." Damit verschwand er in der Thüre, während der Landrichter und Schleich das Ende der Straße erreichten.

Als sie zum Thore hinausschritten, war es eben elf Uhr und ein Viertel. Bis zum Dippelt'schen Gute hatte man eine Viertelstunde. Der Advokat benutzte sie, den Landrichter, der erst um ein Uhr speiste, dafür zu gewinnen, mit ihm bei Dippelt's vorzusprechen und seiner Bewerbung das Wort zu reden. Um die Abenteuerlichkeit dieses Vorhabens einigermaßen in das Gewand erreichbarer Absichten zu kleiden, machte Herr Schleich sich selbst sowohl wie dem Landrichter weiß, es hätte zwischen ihm und der Frau v. Dippelt bereits eine Art von Verständigung stattgefunden. So erreichte man den Hof und betrat das Herrenhaus. Eine unerklärbare, kehlzuschnürende Angst hielt jedoch die Zunge Schleich's gefesselt, als er im Empfangszimmer der auffallend geputzten Familie v. Dippelt gegenüber saß. Vielleicht war ihm das Publikum zu zahlreich, denn außer Herrn und Frau und Anna von Dippelt waren deren beide Brüder und noch eine jüngere Schwester zugegen, deren muthwillige Laune ganz besonders ungeeignet für den Ernst der Situation erschien. Die Sekunden wurden zu Minuten, die Minuten zu Viertelstunden. Es schlug 12 Uhr und noch hatte Schleich nicht einmal eine Anspielung gewagt. Der Zeiger rückte auf fünf Minuten nach Zwölf und näherte sich der zehnten Minute nach Zwölf, als mit vornehmem Gerassel ein Wagen in den Hof fuhr.

Albert v. Wingefeld und Herr v. Goes stiegen aus. Das Herz des Herrn Schleich sprang zur Kehle hinauf; er schnappte nach Luft. Der neue Besuch trat ein. Albert schüttelte dem alten Herrn v. Dippelt die Hand, dann umarmten und küßten sie sich auf's Rührendste. Der gnädigen Frau küßte Albert hierauf die Hand, umarmte die beiden Söhne und wußte für Anna ein feines Kompliment. Herr v. Goes beobachtete mit Ausnahme der Küsse und Umarmungen dasselbe Verfahren. Als dies geschehen war, frug Herr v. Goes mit feierlicher Geberde zu Herrn v. Dippelt gewendet, ob er verhoffen könne, daß sein am gestrigen Tage geäußerter schriftlicher Wunsch willfährliche Entschließung finde.

„Herr v. Goes," antwortete der Herr v. Dippelt mit großer Würde. „Ich habe Ihre Zuschrift mit aller Aufmerksamkeit gelesen und geprüft. Sie hatten bei der schon lange andauernden Bekanntschaft mit meinem Hause um eine schnelle Entscheidung gebeten. Es stand meinerseits nichts im Wege, auch Frau v. Dippelt hatte keinen Grund zum Zögern. Somit konnte ich Ihnen gestatten, die Werbung heute persönlich anzubringen. Ich nehme daher keinen Anstand, Ihnen in Gegenwart dieser Herren (er deutete auf Schleich und den Landrichter) zu erklären, daß ich Ihren Antrag erwarte."

„So bitte ich denn," nahm Herr v. Goes das Wort, „so bitte ich denn, Herr v. Dippelt, um die Hand Ihrer Tochter Anna."

„Komm zu mir, liebe Anna," sagte Herr von Dippelt mit einem Anfluge von Rührung.

Anna gehorchte zitternd mit niedergeschlagenen Augen. „Hast Du, liebe Tochter," fuhr Herr v. Dippelt fort, „gegen diese Verbindung etwas

zu sagen?" Anna schüttelte den Kopf mit einem kaum hörbaren Nein.

„Aldann, Herr v. Goes, gebe ich Ihnen meinen väterlichen Consens und erwarte, daß Frau v. Dippelt mir beipflichtet."

Frau v. Dippelt legte mit einer Thräne im Auge die Hand Anna's in die des Herrn v. Goes. Sie konnte nicht sprechen.

Herr Schleich hatte diesen Vorgang mit nicht anderen Gefühlen angesehen, als seien es die Vorbereitungen zu seiner martervollen Hinrichtung. Der Landrichter warf ihm einen strafenden Blick zu, worin der Vorwurf lag, ihn für nichts und wieder nichts hierher gesprengt zu haben und empfahl sich. Schleich ließ ihn ziehen, um nicht unterwegs Rede stehen zu müssen und entfloh zehn Minuten später in unbeschreiblicher Verwirrung. Daheim angelangt, entwarf er mit zitternder Hand ein Schreiben an das Landgericht, worin er seine Abwesenheit für mehrere Wochen anzeigte, und übergab es dem Dienstmädchen zur Besorgung. Eine Stunde später saß er im Postwagen und fuhr auf und davon. —

Die Bewohner Hattenheim's fanden in diesen Tagen einen so überaus reichen Gesprächsstoff, daß man sich einer ähnlichen Abundanz kaum erinnerte. Zwei Verlobungen, eine Aussöhnung hoher Häupter, der Beginn des Neubaues auf dem Ysopstein; der Ueberzug der greisen Frau v. Honau in glänzender Begleitung auf das Dippelt'sche Gut; alles dies in so kurzer Zeit aufeinander folgend, gab Material zu den unerschöpflichsten Betrachtungen. Dazu kamen im August, also nur ein Vierteljahr später, die Hochzeiten von Wingefeld und Emilien und Herrn v. Goes mit Anna v. Dippelt. Die Feierlichkeiten hatten statt auf dem Dippelt'schen Gute. Inzwischen gedieh der Neubau und Aufputz des alten Schlosses Ysopstein so rasch, daß man bereits am 20. September die Zinnen der beiden sechseckigen Flügelthürme richtete. Am 25. September wurde die Schlaguhr im Hauptthurme aufgerichtet und damit war Alles fertig. Diese Pracht, dieser Glanz! Ein Fürst konnte nicht schöner wohnen. Auf dem Schneckenwege, der von Hattenheim neugeebnet heraufführte, fuhr das junge Ehepaar vierspännig zum Schlosse, um für immer daselbst Wohnung zu nehmen. Auf dem schöngepflasterten, saubergekehrten Hofe stieg man aus. Hier hatte man die Fronte des Schlosses vor sich. Inmitten das prachtvoll verzierte Hauptportal mit dem Wappen der v. Wingefeld und dem Treppenthurme, links am Flügel und rechts am Flügel die Seitenthürme mit Erkern und Zinnen. Zur Rechten der Geflügelhof, hinter dem der Park begann, welcher unmerklich in den anstoßenden Buchwald überging. Links der Marstall über jähem Felshang ins Thal hinabschauend. Rückwärts das Einfahrtsthor mit Gittern links und rechts an den Marstall und den Geflügelhof anstoßend. Im Schlosse selbst die Reihen glänzender Zimmer, die Hallen, die Bibliothek, der Billardsaal, der Ahnensaal mit zahlreichen Bildern in schweren Goldrahmen, der Speise- und Spielsaal, das Theezimmer, die Thurmclosets, das Marmorbad, der ovale Musiksalon, in welchem Vorrichtung zu einer kleinen Bühne getroffen war, auf welcher man im Winter Theater spielen wollte. Die Küche, in welcher Alles glimmerte und gleißte, mit drei Feuern und zwei Pumpbrunnen, die das reinste, kälteste Wasser sprudelten; der Dienerschaftssaal, dessen sich das Hattenheimer Kasino nicht hätte schämen dürfen. Emiliens Schlafzimmer, mit Rosaatlas tapezirt, ihr Empfangszimmer in himmelblau und silber, mit mannshohen Spiegeln; Albert's Studirstube, welche er nach Emiliens Wunsch nicht allzusehr zu strapaziren gedachte, mit braun und gold. Die drei Zimmer der Frau v. Honau nach dem Garten zu; und endlich der Garten selbst mit einem in Granit gefaßten Marmorbecken in der Mitte und dem fünfzehn Fuß hohen Springbrunnen. Die Pavillons in den vier Ecken, die Rosenhügel, die Astern- und Georginenbeete, das Glashaus voll seltener Bäume und Pflanzen, und endlich die Laube von wildem Wein, in der man den Kaffee nahm und eine so entzückende Aussicht auf's Thal genoß.

(Schluß folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

So mancher Bettler wird mit harten Worten von der Thüre gewiesen und Niemand gedenkt der Empfindungen, die sie vielleicht in seinem Herzen hervorrufen, das durch die Noth zu einem solchen Schritte getrieben ist.

Zeitig am andern Morgen trat des Waldbauers Knecht mit bestürzter Miene in das Zimmer und berichtete, daß er ein vor Kälte erstarrtes Frauenzimmer unter einem Schuppen des Gehöftes gefunden habe.

Steffen sprang erschreckt empor. Das Blut entwich seinen Wangen. Sein erster Gedanke war auf die am Abend zuvor aus dem Hause Gewiesene gerichtet.

„Erstarrt?" fragte er den Knecht mit tonloser Stimme.

„Sie ist kalt und erstarrt!“ entgegnete der Knecht.

„Todt — todt!“ rief der Bauer, und es war ihm, als ob seine Sinne schwanden.

Ohne des Knechtes Antwort abzuwarten, eilte er hinaus zu dem Schuppen und bebte zusammen, als er in der in einem Winkel zusammengekauerten Gestalt die Fremde vom Abend zuvor erkannte. Er wagte nicht, sie zu berühren und das ihr Gesicht verhüllende Tuch fortzunehmen. Der Knecht that es.

Jugendliche, bleiche und abgezehrte Züge starrten ihnen entgegen. Es war ein Mädchen, welches kaum zwanzig Jahre zählen konnte.

Der Waldbauer pflegte die Fassung so leicht nicht zu verlieren — dieser Anblick raubte sie ihm.

Seine Frau eilte herbei, und mit ganzer Theilnahme nahm sie sich sogleich der Unglücklichen an.

„Es ist vielleicht noch Leben in ihr,“ sprach sie. „Wir — wir müssen Alles aufbieten, um sie zu retten, wenn sie noch zu retten ist.“

Sie fügte nicht hinzu, daß des Waldbauers Härte die Schuld ihres Todes sei, dennoch fühlte dieser dieselbe mit ganzer Schwere auf sich lasten. Noch war diese Schuld vielleicht abzuwälzen. Rasch entschlossen, hob er die Erstarrte empor, um sie in das Haus zu tragen.

„Sie ist leicht wie eine Feder,“ sprach er, als er mit ihr über den Hof schritt. „Die muß schlimme Tage erlebt haben.“

In einem kleinen wenig benutzten Zimmer wurde die Erstarrte niedergelegt. Erst jetzt untersuchte die Bäuerin sie genauer.

„Ein feines Gesicht,“ sprach sie, als sie das Kopftuch zurückschlug. Sie entdeckte kein Zeichen des Lebens mehr in dem gänzlich erstarrten Körper, dennoch gab sie noch nicht jede Hoffnung auf. Ein Arzt war vor mehreren Stunden nicht zu haben, sie benutzte daher ihre eigenen Erfahrungen. Mit Schnee rieb sie der Todten das Gesicht, die Schläfen und die Brust, während der Waldbauer die Füße rieb.

Lange Zeit blieben ihre Bemühungen ohne jeden Erfolg, endlich glaubte die Bäuerin ein schwaches Röthen der Haut und ein leises Zucken des Armes zu bemerken. Sie legte das Ohr auf ihr Herz und rief erfreut aus: „Sie lebt noch — es ist noch Leben in ihr!“

Steffen athmete leichter auf.

Bald regte sich die Erstarrte deutlicher und ein langsames, schweres Athmen ihrer Brust wurde bemerkbar. Sie wurde in ein schnell herbei geschafftes Bett gebracht, das Zimmer wurde geheizt und die Bäuerin blieb bei ihr.

Steffen ging hinaus. Er mochte nicht dabei sein, wenn sie die Augen aufschlug, denn ihr erster Blick durfte nicht auf ihn fallen. So wenig Furcht er auch kannte, so scheute er sich doch, dem Blicke der Erwachten zu begegnen, lag es doch schon jetzt in ihren bleichen, regungslosen Zügen wie ein stiller Vorwurf für ihn.

Als er auf die Hausflur trat, begegnete ihm sein Sohn.

„Sie lebt, Konrad!“ sprach er zu ihm. „Die Augen hat sie indeß noch nicht aufgeschlagen. Willst Du sie nicht auch einmal sehen? Wenn ich das gestern Abend hätte ahnen können! Nun es wird noch glücklich ablaufen!“

Der Angeredete erwiederte kein Wort. Nur ein spöttischer Zug um seinen Mund machte sich bemerkbar. Was ging ihn das alles an. Dennoch trat er in das Zimmer.

Seine Mutter saß an dem Bett der langsam zum Leben Zurückkehrenden. Als sie ihn eintreten sah, sprach sie: „Komm Konrad! Sie hat die Augen noch nicht geöffnet, aber es ist ein feines Gesichtchen. Wie bleich und abgezehrt das aussieht!“

Konrad trat gleichgiltig näher. Kaum hatte er indeß die Züge der Daliegenden bemerkt, so blieb er fast erschreckt stehen. Seine Augen starrten sie an, mit der Rechten fuhr er unwillkürlich über die Stirn. Indeß schnell faßte er sich wieder.

Die Bäuerin bemerkte sein Erstaunen und das Wechseln der Farbe auf seinen Wangen.

„Kennst Du sie?“ fragte sie.

„Ich!“ erwiederte Konrad, und wieder glitt ein spöttischer Zug um seinen Mund. „Es ist eine Bettlerin!“ fügte er kalt hinzu und verließ das Zimmer.

Die Bäuerin hatte nicht Zeit, hierüber nachzusinnen, denn die Kranke bewegte sich lebhafter und stieß einen tiefen Seufzer aus. Gleich darauf schlug sie die Augen auf und blickte erstaunt umher. Sie schloß die Augen wieder und schien in einen ruhigeren Schlaf zu fallen, dennoch konnte die Frau diesen Blick nicht wieder vergessen.

Es hatte in den großen dunkeln Augen des Mädchens, in seinem halb starren, halb traurigen Blicke ein eigenthümlicher Ausdruck gelegen, und die Bäuerin fühlte sich zu der Kranken hingezogen, ohne zu begreifen, weßhalb. War es das Gefühl, daß durch ihre Sorgfalt das bereits entschwundene Leben zurückgerufen war, oder der Gedanke, daß sie zu sühnen hatte, was ihr Mann durch Härte verschuldet?

Am Abende dieses Tages war die Fremde bereits so weit wieder hergestellt, daß sie unterstützt sich für kurze Zeit im Bett emporrichten konnte. Ihre große Schwäche schien mehr eine Folge der zuvor ausgestandenen Noth zu sein, als der Erstarrung.

Die Bäuerin hatte sie noch nicht zu fragen gewagt, wer sie sei und sie selbst hatte nur erst einzelne, wenige Worte gesprochen. Nur kurz hatte die Bäuerin auf ihre Frage, wo sie sei, ihr mitgetheilt, daß sie erstarrt unter dem Schuppen des Hofes aufgefunden worden sei. Erst jetzt schien dem Mädchen das klare Bewußtsein des Geschehenen zurückzukehren. Sie schloß die Augen und bebte unwillkürlich leise zusammen.

Kurze Zeit darauf trat der Waldbauer in das Zimmer. Die Kranke schlug die Augen auf und blickte ihn ernst und ruhig an. Dieser Blick brachte den Mann in Verwirrung.

„Ich hielt Euch gestern Abend für eine andere," sagte er verlegen, „für ein böses Frauenzimmer — das — hätte ich geahnt. — —"

„Ich wußte, daß Ihr mich nicht kanntet," erwiederte das Mädchen mit schwacher Stimme und reichte dem Bauer ihre Hand.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Oesterreichische Blätter erzählen: Bei dem obersten Gerichtshofe wurde vor einigen Tagen eine langjährige Kerkerstrafe gegen mehrere Räuber ausgesprochen, die in der Bukowina eines Nachts die Familie eines Juden überfallen hatten. Bemerkenswerth ist hierbei, daß jener Ueberfall wahrscheinlich drei Menschenleben gekostet haben würde, wenn sich nicht eine Retterin ins Mittel gelegt hätte, die Niemand anders war als eine Krinoline. In der Nacht jener Gewaltthat hörte nämlich die in dem ersten Gemache schlafende Frau des Juden ein leises Lispeln im Vorhause. Sie weckte ihren Gatten und ihre Tochter, die in einem zweiten Zimmer schliefen, und kaum war dies geschehen, als die Räuber eindrangen und über die drei Personen herfielen. Das Mädchen, von einem der Spießgesellen verfolgt, flüchtete sich wieder in ihr Schlafgemach, wo sie jedoch zu Boden geworfen wurde und mehrere Stichwunden erhielt. In der Todesangst und mit übermenschlicher Kraft sich zur Wehre setzend, schleuderte das Mädchen den Räuber gegen das Ofengeländer, von welchem durch die Erschütterung eine mit starken Stahlreifen versehene Krinoline derart herabfiel, daß sie den Räuber völlig einhüllte. Dieser konnte sich davon nicht losmachen, und jeden Augenblick einen vielleicht tödtlichen Streich von dem Mädchen erwartend, eilte er unter lautem Geschrei in das erste Zimmer. Dieser plötzliche Lärm bewegte auch die andern Räuber zur Flucht und so blieben die Ueberfallenen, obwohl alle vielfach verletzt, dennoch am Leben. Die Räuber, später aufgegriffen, werden nun ihre Strafe zu erstehen haben.

## Nachruf

an den früh dahingeschiedenen Hrn. Pfarrer

**F. A. J. V..th.**

Im Grabe ist Frieden! ertönte der Sang,
Als wir dich brachten zur Gruft;
So schlummre denn, Dulder! und ruhe jetzt sanft,
Bis der Posaunenschall ruft.
Voebei ist das Ringen, verschwunden der Gram,
Seitdem ein Engel zu erlösen dich kam.

Ein Schnitter, so eifrig im Acker des Herrn,
Wirktest du frühe und spät;
Nicht Stürme du scheutest, noch Arbeit und Müh'
Wenn nur die Ernte geräth!
Dies war deine Hoffnung — dein Anker war Er,
Gegangen voraus mit dem Kreuze so schwer.

Dem folgtest du nach, als ein Diener so treu,
So redlich in Wort und in That;
Warst Allen ein Vater, ein Führer, ein Freund,
Auf mühvollem, dornigen Pfad.
Zu trösten, zu helfen, zu lindern das Leid,
Voll Nachsicht und Milde warst immer bereit.

Ja selbst als Krankheit in Fesseln dich schlug —
Der Körper ward siechе und schwach;
Als Bosheit dich schmähte, Verleumdung, Undank
Das Herz, das betrübte, dir brach:
Mein Heiland! — du betest — hör' gnädig mich an,
Vergib all' das Böse, das sie mir gethant

In ewiger Klarheit jetzt weilet der Geist,
Genießet so rein und so süß
Die himmlischen Freuden, die einstens der Herr
Den Erben des Reiches verhieß;
Drum stille die Klage — o Trauernder du —
Im Grabe ist Frieden und ewige Ruh!

*Fr. Lxnbrgr.*

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 111.** Dienstag, 13. September **1864.**


## Fremde heilt.

(Schluß.)

Frau v. Honau zog am 1. Oktober ein, umgeben wie eine Kaiserin von glänzendem Gefolge. Die zwei jungen Herren v. Dippelt, Alfred und Kuno, zu Pferd in grüner und weißer Uniform, denn jener war bei den reitenden Jägern, dieser bei den Kürassieren. Albert zu Pferd in rother Uniform der englischen Legion. Der alte Herr v. Dippelt bei ihr im Wagen, auch in Uniform. Emilie, Frau von Goes und ihre Mutter in weißem Atlas. Zwei v. Dippelt'sche Cousinen und ein v. Honau'scher Großneffe, erstere in gelber Seide, dieser in königlichem Forstdienstrock mit Gold und Seidenschnur verbrämt. So rasselten die vier glänzenden Equipagen, die Reiter zur Seite, in den Schloßhof. Die Dienerschaft rief Hurrah und schwenkte Hüte und Tücher; der junge Schullehrer Huslattich aus dem nächsten Dorfe Rothenbach verlas ein Gedicht, worin es unter Anderem hieß:

„Sieh hier, was Lang in Graus und Trümmern lag!
Sieh hier die hohe, stolze Ahnenveste!
O frohe Wandlung! hehrer Freudentag!
Es prangen Thor und Saal geschmückt auf's Beste."

Dies war eine etwas dichterische Hyperbel, denn die Ausschmückung erstreckte sich lediglich auf den Ahnensaal. Man hatte mit Absicht nicht mehr gethan, um den Glanz der Einweihungsfestivität, welche noch zurück war, nicht abzuschwächen.

Schon am 5. Oktober begannen die Vorbereitungen dazu. Täglich gingen und kamen Bedienten und Küchenmädchen, Boten und Bötinnen, Jäger, Stallknechte und Gärtnerburschen mit Gläsern, Flaschen, Körben, Leuchtern, Lampen, Blumen, Torten, Braten, Fahnen, Wimpeln, Wappen und anderen Requisiten. Frau Schaubert, die unentbehrliche, verließ ihre Gastwirthschaft oft auf halbe Tage, um die Vorhänge aufzustecken und in der Küche nachzusehen. Die schlanke Erneſtine aus dem Stern begleitete sie fast jedesmal. Der Tanzmeister von Hattenheim, ein vortrefflicher Feuerwerker, arbeitete mit Mosemann und einem Forstlaufer im Gartenhause. Mehltretter's kleiner Schreiber, „das Valentinche," schrieb mit sauberer Hand unter Anleitung des Herrn Kuno v. Dippelt, der auf dem Schlosse geblieben war, Inschriften, Devisen, Platzkarten für die Tafel und Einladungen. Herr und Frau Dickmeyer übernahmen die Anordnung der Couverts.

So war ein Leben und Treiben auf dem Schlosse, bis der 10. Oktober kam. Beim schönsten Wetter Abends nach 6 Uhr, wo es leise zu dunkeln begann, bewegten sich aus dem Thore der Stadt Hattenheim eben an diesem Tage ganze Züge von Wagen und Fußgängern hinauf nach Schloß Ysopstein. Vom Mittelthurme sah man die gelb und weiße Fahne der v. Wingefeld hoch und frei wehen. Die Fronte des Schlosses prangte in grünem Laubschmucke mit Wappen und Blumenkränzen überziert. Eine zahlreiche Dienerschaft harrte im Hofe, Kaspar Mosemann an der Spitze. In der Küche sott, briet, brotzelte und krischelte es. Süßer Speiseduft erfüllte die Gänge des Erdgeschosses. Frau Schaubert präsidirte dem Küchenpersonale mit einer nur ihr eigenen sentimentalen Würde. Erneſtine, Frau Dickmeyer und Dorette mit weißen Leibschürzen vor rasselten mit Tellern, Gabeln und Löffeln, oder zählten Servietten und Weißbrode ab.

Soeben trat Emilie festlich geputzt, eine Königin an Schönheit und Anmuth, aus ihrem Zimmer, gefolgt von Cäcilien, ihrer Herzensfreundin. Es war ein Entzücken, die beiden jungen Frauen zu sehen. Albert begnügte sich damit nicht, sondern küßte erst seine Frau und dann die Frau Finanzaffessorin sehr stürmisch. Frau v. Honau erschien in schwerer brauner Seide, eine Spitzenhaube über dem greisen Haare. Sie sah so ehrwürdig und

Digitized by Google

stillfreudig aus. Albert umarmte und küßte auch sie; dann trat man hinaus in den Hof. Zuerst erschienen Herr v. Goes mit Frau und deren jüngeren Schwester. Es folgten Alfred v. Dippelt mit den Eltern und dem Zollinspektor. Es folgten die Cousinen v. Dippelt mit dem jungen Honau und dessen Vater, dem Bergrath. Es folgten der Kreisrath von Hattenheim mit zwei Töchtern und einem Sohne. Es folgten die Referendare v. Kratz, v. Schyso und Mußmalk, heitere Tanzkräfte, den Herzen junger Damen ebenso gefährlich, wie dem Rüdesheimer und Champagner des Schloßkellers. Es folgten der katholische Pfarrer mit dem Kaplan und der protestantische Prediger mit dem Vikar. Alsdann kam der Landrichter an der Seite des Apothekers, Beide mit ihren Familien. Herr Schraidt und Familie; der Postmeister, unser wohlbekannter Herr Julius Meier, mit seiner jungen Frau. An diese angeschlossen der stets fröhliche Herr Doktor Zaunflicker mit seiner unwandelbaren Redensart: „So ist's mein Feldherr!" Auch sein Bruder, der Landgerichtsassessor, mit dem gellenden Lachen und dem Wahlspruche: „Versteh'n Sie mich denn nicht?" Herr Seligmann Fürth war dicht hinter ihnen mit dem Rentmeister Scherz. Es folgten der Baumeister Jacob in voller Uniform und halb ärgerlich darüber, daß er sie allein trage. Mit ihm war der Baukommissär Leitschuck, der die Töchter Julie und Fritze geleitete. Weiter kam der Physikus Wandel mit dem Ambrosius Schiller. Es kamen der Oberbürgermeister Gemming, die Revierförster Link und Volkmar, der Herr Oberkontroleur Natz mit fünf Töchtern, die Fabrikanten und Kaufleute Adler, Klobedanz, Schultheis, Meier, Theuer, Scheidemantel und deren Familien. Es kamen mehrere Oekonomen, einige Offiziere von der nahen Stadt N., wo das elfte Regiment lag, dessen Musik bereits angekommen war, um zum Tanzen zu spielen. Endlich folgten der Kreissekretär mit den beiden Gerichtsaktuaren und den Advokaten Schleich und Mehltretter, Letztere Arm in Arm.

„Ha!" rief Mehltretter mit Emphase, als er im Dämmer des eingebrochenen Abends die lichterfüllten Fenster des Schlosses vor sich sah. „Ha! ich fühle, daß ich diese Burg und dieses Fest nicht verlassen werde, ohne mich dreimal des Hinausschmeißens würdig gezeigt zu haben. Meine Natur inklinirt dazu. Es ist ein leichter Nachklang des uraltgermanischen Zuges zur Völkerwanderung. Man verarge es mir darum nicht."

Damit betrat man das Schloß und den Vorsaal, wo der Thee genommen wurde. Punkt 7 Uhr hatte man damit begonnen. Um 8 Uhr präzis begann der Ball. Es war eine prächtige und zahlreiche Versammlung. Gold, Seide und Perlen sah man glänzen, Federn wehen und Fächer schwirren. Eine Ausströmung von Wohlgerüchen, ein Reflex von Spiegeln, schönen Augen, weißen Gesichtern und Schultern. Den Referendaren v. Schyso und Kratz that die Wahl wehe zwischen so viel ausgezeichneten Schönheiten, so viel entzückend schlanken Taillen und runden Armen.

„Wie gefällt es Ihnen hier, lieber Vetter?" frug die glückliche Frau v. Wingefeld den Advokaten Mehltretter mit freundlichem Lächeln.

„Schnödes Beginnen!" erwiederte dieser rücksichtslose Mensch; „schnödes Beginnen das, liebe Cousine! Ich fühle Heimweh nach dem Dufte einer Kreuzerscigarre und dem Qualm eines Grogs. Dieser Patchouli vergiftet mein Gehirn."

Emilie lachte und schlug ihn mit dem Fächer. Eben begann die Polonaise.

Alfred v. Dippelt eröffnete den Ball mit Frau v. Wingefeld. Herr v. Wingefeld tanzte mit Anna v. Dippelt oder besser gesagt Frau v. Goes. Herr Schleich halte sich deren jüngere Schwester auserkoren. Die Regimentsmusik spielte vortrefflich; man verstand sein eigenes Wort nicht. Dadurch war man einer schwierigen Unterhaltung überhoben. Nur Herr Mehltretter überschrie die Musik, um seiner Dame — es war Cäcilie — Artigkeiten seines Geschmacks zu sagen. Um halb elf Uhr blies es zur Tafel, bei welcher unzählige Toaste ausgebracht wurden; selbst Herr Schleich redete. Er war bereits betrunken. Mehltretter mußte mit Tusch und Lebehoch unterbrochen werden; er begann seine Prophezeihung wahr zu machen.

Im Erdgeschosse herrschte unterdessen eine nicht mindere Fröhlichkeit. Hier fand im Dienersaale die Marschallstafel statt, bei welcher Herr Dickmeyer das große Wort führte, das ihm der Tanzmeister und Feuerwerker streitig machte. Die Gattin dieses Herrn, welche zugleich Hebamme war, prangte in einer Haube mit orangenem Bande an der Seite Mosemann's. Die schlanke Ernestine scherzte mit dem Forstlaufer, welcher als ein recht hübscher, junger Mann passirte. Frau Schaubert unterhielt sich mit dem Gärtner. Valentinche war sehr betrunken und bemühte sich, der Gärtnerstochter den Hof zu machen. Alles war Eine Freude und Ein Vergnügen. Nachdem das Feuerwerk im Garten ohne weiteres Abenteuer und Gefährde abgebrannt war, räumte man unten die Tische aus und improvisirte ein Orchester, das mit fünf Mann besetzt wurde: zwei Geiger, ein Klarinettbläser, ein Trompeter und ein Waldhornist. Reisende Fulder Musi-

Digitized by Google

kanten waren es, die der allbedächtige Herr Dickmeyer heute früh ausgekundet hatte. Mit betäubendem Geschrei wurden sie empfangen und auf die Bühne geleitet. Alsogleich begannen sie mit dem Galopp, dem kein Menschenherz zu widerstehen vermag:

„Galoppade tanz' ich gern
Mit die schöne junge Herrn."

Ein Aufschrei des entfesselten Tanzkitzels, und dahin sausten Herr Dickmeyer mit Doretten, Ernestine mit dem Forstlaufer, der Tanzmeister mit seiner Frau, Valentinche mit der Gärtnerstochter, Mosemann mit Frau Schaubert und sechs andere Paare.

Es war 1 Uhr Nachts geworden; oben im Saale trat man zur zweiten Quadrille an, da erschienen Herr Doktor Zaunflicker und der Advokat Mehltretter unten bei der Dienerschaft. Der Ton sagte ihnen hier besser zu.

„Solo, Ihr Herren!" rief der Advokat und umfaßte Ernestinens schlanke Taille.

„Solo!" rief der Doktor und schwang die Hebamme im wirbelnden Reigen, daß die Pfosten bebten.

Draußen aber am stillen Nachthimmel ging die späte schmale Mondessichel auf und warf ihr bleiches Licht auf die Thürme und Mauern, auf die Nischen und Fenster des Schlosses Ysopstein. Da stand in einem der hohen Bogenfenster nach dem Garten zu eine Frau in schneeweißem Haare, hob ihr durchfurchtes Antlitz empor und betete unter Freudenthränen ein stilles Gebet des Dankes, das drang zum Himmel auf mitten durch Jauchzen und Hörnerklang.

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Der Waldbauer erfaßte die Hand des Mädchens und hielt sie eine zeitlang fest in der seinigen und sprach: „Nun, wir wollen es wieder gut machen."

Die Kranke blickte ihn dankbar lächelnd an. —

„Das Mädchen hat ein paar große, eigenthümliche Augen im Kopfe," sprach Steffen zu seiner Frau, als er am Abend mit ihr allein war. „Du weißt, ich bin nicht schwach, aber es ist mir durch und durch gefahren, als sie mich so groß anschaute. — Das Gesicht — die kleinen Hände!"

„Und doch ist sie nicht mehr," entgegnete die Bäuerin, „denn mit ihrer Kleidung ist es gar zu ärmlich und traurig bestellt; kaum warm genug für einen Sommertag. — Freilich," fügte sie hinzu, „man weiß nicht immer, woher die Noth stammt, die Manchen zum Betteln treibt. — Margarethe Greben heißt sie und ist in dem Gebirge daheim. Dort mag es viel Armuth geben. — Mehr hat sie mir nicht gesagt. Sie ist noch schwach, und fragen mochte ich sie nicht."

„Laß ihr nur Ruhe," bemerkte der Bauer. „Sollen wir mehr wissen, wird sie es schon allein sagen. Sie mag sich hier Zeit nehmen, um sich zu erholen, denn mir soll Niemand nachsagen, ich hätte eine Kranke aus dem Hause gestoßen. Verdient sie so viel Rücksicht nicht, so ist es nicht unsere Schuld, — doch sie sieht nicht schlecht aus," fügte er noch hinzu.

„Das thut sie wahrlich nicht," fiel die Bäuerin hastig ein. „Ich bin für das Mädchen eingenommen, obschon ich es noch nicht näher kenne, aber der erste Eindruck trügt selten."

„Meinst Du," bemerkte Steffen lächelnd. „Gut, daß das nicht immer zutrifft, sonst müßte das Mädchen nicht die beste Meinung von mir haben."

Es hatte bei den Knechten und Mägden des Waldhofes wenig Aufsehen erregt, daß der Bauer ein fremdes verlassenes Mädchen aufgenommen, und daß er und seine Frau es mit einer Sorgfalt pflegten, als wäre es ihr eigenes Kind. Den Eltern fiel es aber auf, daß Konrad, so lange die Fremde im Hause weilte, wenig daheim war. Er sagte nicht, wohin er ging; nur zu bald erfuhr indeß der Waldbauer, daß er sich fast die ganze Zeit in der ungefähr eine halbe Stunde entfernten Waldschenke aufhielt, und das war kein Ort für ihn.

Seit Jahren stand die Waldschenke nicht in dem besten Rufe, und wenn dem Besitzer derselben auch nur der zehnte Theil von dem, was ihm die Leute nachsagten, zur Last fiel, so war das schon hinreichend, um seine Gesellschaft zu meiden. Außerdem verkehrten nur diejenigen in dieser Schenke, welche auf ihren Ruf nicht viel hielten oder nicht viel mehr zu halten hatten.

Daß der Sohn des reichen Waldbauers gerade diese Schenke häufiger aufsuchte, während er in dem nur wenig mehr entfernten Wirthshause des nächsten Dorfes Gesellschaft genug getroffen haben würde, welche seinem Stande und Vermögen mehr zusagte, konnte nur denen auffallen, welche ihn nicht näher kannten.

Von Jugend auf hatte Konrad seinen eigenen Sinn gehabt, und nicht ohne alles Unrecht behaupteten die Leute, daß er böswillig sei. Er war finster und verschlossen, und wenn auch bei ihm einmal eine lustige Stimmung hervorbrach, hatte sie etwas Wildes und Zerrissenes.

Ob und was man über seinen Verkehr in der Waldschenke sprach, war ihm völlig gleichgiltig. Er

Digitized by Google

hatte sich nie um das Gerede der Menschen gekümmert, und sein eigener Vater wagte nicht, ihm deßhalb Vorstellungen zu machen.

„Was hält den Burschen nur aus dem Hause fort?“ sprach der Waldbauer nach einigen Tagen, als Margarethe bereits so weit wieder hergestellt war, daß sie das kleine Zimmer wieder verlassen konnte, zu seiner Frau. „Ich habe mich gefreut, daß er seit Wochen wenig in die Waldschenke gegangen ist, seitdem aber das Mädchen hier im Hause ist, kömmt er kaum daraus fort. Sie kann doch nicht Schuld daran sein, denn er hat sie ja kaum einmal gesehen.“

„Was hat das arme Mädchen damit zu schaffen, daß der Junge einmal wieder seinen Launen nachhängt?“ fiel die Bäuerin ein. „Er ist früher dorthin gegangen und wird auch später noch dorthin gehen — wir können es nicht ändern.“

Der Waldbauer schwieg. Er fühlte, wie Unrecht er gethan, daß er seinen Jungen sich hatte über den Kopf wachsen lassen; jetzt war es allerdings nicht mehr zu ändern.

Die Bäuerin deckte den Tisch zum Mittagessen und stellte einen Teller mehr auf als gewöhnlich, weil Margarethe zum ersten Male mit ihnen am Tische essen sollte.

Konrad trat in diesem Augenblicke ein. Flüchtig glitt sein Blick durch das Zimmer, über den Tisch.

„Ist Besuch gekommen, daß Du einen Teller mehr hinstellst?“ fragte er.

„Margarethe soll heute mit uns essen,“ entgegnete die Frau.

Konrads Brauen zogen sich zusammen.

„Ich dächte — eine Bettlerin säße besser am Tische der Dienstmägde!“ bemerkte er.

„Konrad!“ fiel seine Mutter vorwurfsvoll ein, denn das Mädchen war ihr in den wenigen Tagen fast an das Herz gewachsen. „Wenn die Arme nicht zu schlecht ist, Kleidung von Deiner Mutter zu tragen, wird sie wohl auch nicht zu schlecht sein, an unserm Tische zu essen. Es ist ein gutes Mädchen — Du kennst sie ja noch nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

## Landwirthschaftliches.

Der Gaskalk, wie er von allen Gasanstalten zu billigem Preise zu beziehen ist, wird bis jetzt von den Oekonomen noch so wenig gewürdigt, daß es angemessen erscheinen mag, die Ansichten von Chemikern darüber zu hören. Hr. Schilling von München spricht sich folgendermaßen darüber aus:

Der Gaskalk enthält schwefligsauren Kalk, der unter dem Einfluß von Atmosphäre und Regen in schwefelsauren Kalk übergeht, Kohlensäure und Salmiak, und ist in mancher Beziehung nützlich für die Landwirthschaft. Viele Pflanzen, z. B. der Klee, enthalten große Mengen schwefelsauren Kalkes als Bestandtheile, und es ist ein alter Gebrauch, Kleefelder mit Gyps zu bestreuen, so daß der Gaskalk unmittelbar zum Wachsen und Gedeihen solcher Pflanzen als Nahrungsmittel dienen kann, ferner dient er vermöge seiner Eigenschaft, Ammoniak zu binden, dazu, das Ammoniak, welches im Regen niederfällt, oder welches sich bei der Verwesung organischer Körper bildet, für die Vegetation nützlich zu machen, und endlich kann er, wenn er frisch gebraucht wird, durch seinen intensiven Geruch zur Vertilgung von Insekten und Würmern, welche den Pflanzen schädlich sind, beitragen. Bei dieser letzteren Anwendung darf es freilich nicht wundern, wenn der Graswuchs für eine gewisse Zeit fast ganz verschwindet, nach der Zeit kehrt das Wachsthum üppiger, wie zuvor, zurück.

Am besten wendet man den Gaskalk an, wenn man ein Mal oder zwei Mal in der Woche den Komposthaufen damit bestreut. Eine große Menge Ammoniak, die sonst nutzlos verloren geht, wird auf diese Weise gebunden. An manchen Orten sind die Oekonomen bereits daran gewöhnt, ihn zu verwenden, und er bildet dann eine stehende Einnahme für die Gasanstalten, an vielen Orten jedoch sträuben sich die Landleute, weil sie sich nicht die Mühe geben, ihn richtig anzuwenden.

Hiermit in der Hauptsache übereinstimmend sagt Hr. Dr. Schneider, der Vorstand einer landwirthschaftlichen Lehranstalt in Worms: „Der Werth des Gaskalkes stützt sich vorzugsweise auf seinen Gehalt an kohlensaurem Ammoniak, welches mit dem Gase entweicht und von dem Kalke fixirt wird. Der Gehalt wechselt, je nach dem Werthe der Kohle und der Betriebsweise, von ¼—1%. Der Maximalwerth des Zollzentners Gaskalk kann im frischen Zustande auf 30 kr. berechnet werden. Die vortheilhafteste Anwendung findet er bis jetzt in der Landwirthschaft und zwar als Zusatz zu Komposthaufen. Frisch auf's Feld gebracht wirkt er in der Regel nicht vortheilhaft.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 112.** Freitag, 16. September **1864.**


## Ein Schreiber.

### I.

Sein Herz trug, wie sich's auch verschanzt,
Gefühle, die Natur gepflanzt,
Zu tief gewurzelt, sie zu mindern;
Ob wir die Thränen auch verhindern,
Wenn diese sich ins Auge drängen,
Und wir sie dann zurücke zwängen,
Vom Herzenswasser sich zu wehren;
So trocknen doch sie nicht, sie kehren
Zurück zu ihrem ersten Quell
Und wellen unten rein und hell,
Warm, ungeseh'n und unvergossen,
Doch werther, da sie selten flossen.

Lord Byron.

„An meiner Begutachtung und Empfehlung soll es nicht fehlen, Herr Rohn! Sie stehen nunmehr, wie Sie selbst in Ihrem allerunterthänigsten Bittgesuch anführen, fünfzehn Jahre bei diesem Gericht, resp. dessen Herren Vorständen im Dienste — zwölf Jahre als Kopist, seit meiner Amtsübernahme aber als Sportelrendant mit einer Zulage von 45 fl. **per annum**". — Rohn verbeugte sich dankend wie immer, wenn ihm Herr Landrichter Nebelthau diesen Gnadenakt in Erinnerung brachte, was seit drei Jahren wenigstens jeden Monat einmal — am Zahltag geschah, — „eine Gratifikation, die fast die Grenzen meines geringen Aversums für Schreiber und Bureau-Utensilien übersteigt. Nun, es wird sich bei Ihrem Gesuch sicherlich nicht fehlen. Der Registrator und die drei älteren Kopisten haben gleichfalls um gnädigste Beförderung zu Taxbeamten eingegeben. Hier liegen ihre Suppliken auf meinem Pulte. Ich werde sie auch befürworten müssen, bei Ihnen allein jedoch kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß Ihre Führung eine tadellose war."

Rohn zuckte sichtlich zusammen, zog die schlaff herabhängenden Arme fester an und richtete sich aus der demüthigen, unterwürfigen Stellung auf, die er beobachtete. Er hatte „ausgezeichnet, vorzüglich, **summa laus**, die erste Note in höchster Potenz" erwartet und eine deßfallsige Bemerkung schwebte ihm auf der Zunge; allein er preßte die Lippen zusammen und schwieg. Was konnte auch ein Hinzeigen auf seine vielfachen, langjährigen Dienste, oder selbst ein ernster Protest nützen. Es war stadtbekannt, daß Landrichter Nebelthau keinen Widerspruch duldete und sich bei seinen Untergebenen nie über die Note „tadellos" verstieg, weil er sich vor- und unübertrefflich hielt, eine Ansicht, welche diese wieder vom ersten Assessor bis zum letzten Laufburschen durchaus nicht theilten.

Der Gerichtsvorstand schien den schmerzlichen Eindruck, welchen seine Worte auf den Skribenten machten, bemerkt zu haben, denn er setzte von selbst erläuternd bei: „Wenn ich tadellos schreibe, Herr Rohn, so wiegt das schwerer, als wenn ein anderer Vorstand „**excellentissime**" setzt. Sie sollen den Erfolg sehen."

Der Skribent sank in seine demüthige Stellung zurück. Frische Hoffnung schwellte bei diesen Worten des Herrn Landrichters seine Brust.

„Nicht übel geschrieben," fuhr dieser fort, die umfangreiche Eingabe, ein Meisterstück kalligraphischer Kunst, durchblätternd. „In meinen jüngeren Jahren führte ich eine ähnliche Handschrift, nur etwas zügiger."

Rohn verbeugte sich, um ein Lächeln zu verbergen, welches ihm der Gedanke an die fürchterlichen Kratzfüße des Herrn Landrichters entlockte, die selbst geübte Kopisten nur mit Mühe zu enträthseln vermochten.

„Eine schöne Schrift empfiehlt immer," bemerkte der Vorstand weiter und suchte da und dort in dem Schriftstücke. „Ja, haben Sie denn nicht erwähnt, daß Sie vor zwei Jahren das Glück hatten, das

Gedicht zu schreiben, welches unserem allergnädigsten Landesvater bei Hochdero Durchreise dahier von zwölf weißgekleideten Jungfrauen überreicht wurde?"

„Ich erlaubte mir, ganz dieselben Worte zu gebrauchen, welche Sie mir zu notiren die Güte hatten," bejahte Rohn und wollte die bezügliche Stelle aufschlagen.

„Gut, gut!" entschied Nebelthau kurz und legte die Supplik zu den anderen, — dann wird sich's nicht fehlen. Der Herr Referent muß diesen Passus finden. Ihre Anstellung ist sicher und wären für die zu kreirenden Stelle noch 600 Patente da. Gehen Sie ruhig an Ihre Arbeit, die auch für den zukünftigen Taxbeamten dieselbe bleiben wird — mir nur angenehm, weil die lästige Extradition wegfällt."

Es war äußerst selten, daß sich der Herr Gerichtsvorstand mit einem Untergebenen in lange Erörterungen einließ. Er pflegte die ernstesten Dinge mit wenigen, leicht hingeworfenen, oft unverständlichen Worten zu bescheiden, dem Gutachten des Einzelnen das Weitere überlassend. Mochte alsdann die Sache ausfallen, wie sie wollte, seine Aussprüche fehlten nie. Um so mehr Grund für seinen Skribenten, nach solcher Besprechung seinem wiederholten und gehorsamsten Danke trotz der „tadellosen" Befürwortung in stets neuen Wendungen Ausdruck zu geben, bevor er unter tiefen Verbeugungen rückwärts das Zimmer verließ.

Einzelne Bekannten, die dem Skribenten Eugen Rohn begegneten, als er zwei Stunden später vom Amtszimmer heimwärts eilte, blieben auf der Straße stehen und sahen ihm verwundert nach. Sie kannten seine gedrückte Stellung, die keine Sprossen zum Hochmuth baut, sie kannten den Skribenten selbst, der trotz der kräftigen Mannesjahre stets etwas vorgebeugt ging, sich gern an den Häusern hinschmiegte und vor allen Standespersonen der Stadt schon auf sechs Schritte den Hut zog, wobei er den altehrwürdigen Fetzel zur besseren Schonung vorsichtig an der Nebenseite der abgegriffenen Krempe packte. Die langen, schwarzen Locken, die einzige Extravaganz, welche sich der Schreiber erlaubte, waren sorgfältig zurückgestrichen und ließen das schmale, ausdrucksvolle Gesicht, auf welches die dumpfe Zimmerluft ihre blassen, abgewelkten Rosen gezeichnet hatte, noch schärfer hervortreten. Sein Blick ruhte zumeist sinnend am Boden; wenn er ihn aber aufschlug, so sah man in zwei große, schwarze Augensterne, die lebhaft glänzten, den bleichen Zügen Ausdruck, ein gewisses, ernstes, festes Wesen einhauchten und doch auch wieder ein weiches, inniges Gemüth durchschimmern ließen.

Das verwunderte Nachsehen der Freunde hatte seinen guten Grund. Heute marschirte Rohn mitten in der Straße stramm, elastisch und gehoben, die Locken flatterten frei im Winde, die Augen streiften links und rechts, als wollten sie Bekannte treffen, und die Rechte schlug mit einer Papierrolle den Takt in der Luft zu einem frohen, stillen Lied, das in seinem Herzen klang. Er bog am Ende der Hauptstraße in eine enge Seitengasse und verfolgte sie bis zum letzten Hause. Ein rosiges Bild der Zukunft stieg im Gehen vor seinem geistigen Auge auf. Er sollte fortan auch leben, wohnen, sich des Daseins und der schönen Erde freuen dürfen, wie andere Leute. Die bange Sorge um das tägliche Brod, um Herberge und Gewand sollte nicht mehr an seiner Ferse haften. Eine feste Stellung winkte ihm, die ihrem Träger Ehre und seinem Fleiße Anerkennung zollte. Er sollte . . .

Das heisere Knarren des Hofthores, welches ihn am letzten Hause aufnahm, unterbrach den sprudelnden Fluß seiner Gedanken. Er ging gewöhntich durch den Hof und nicht durch das Hauptgebäude, um in seine Wohnung zu gelangen, welche in einem kleinen Rückbau lag, der eine Verlängerung der Winterwerkstätte bildete. Der Hausherr war nämlich ein Steinmetz, ein rauher, brummiger Kamerad, der wenig Worte machte, sich selten ließ und am liebsten seine Pläne und Entwürfe mit einem Fidibus, den er in dem Schaum seines Bierkruges genetzt, auf den Tisch einer Kneipe zeichnete. Um so lauter hallte dagegen vom Morgen bis zum Abend die gellende Stimme seiner Frau durch Haus und Hof und die Gesellen und Lehrjungen scheuten ihr Kneifen und Zetern dreimal mehr, als das bärbeißige Brummen des Meisters.

Rohn schritt durch die groteske steinerne Welt, welche in buntem Wirrwar den Boden bedeckte oder chaotisch umherstand. Rohe, eckige Klötze, in deren Mark noch kein Eisen geschnitten, Stufen, Gesimse und Kapitäter, Kränze und Säulen, Rosetten, Becken und gigantische Vasen, die Himmetskönigin mit dem Sternendiadem, der Nährvater Joseph mit der Lilie und St. Nepomuk, der Beschützer der Ströme, fanden sich mitten in der bunten Gesellschaft eines blumenbekränzten Bacchus, einer Diana mit Pfeil und Bogen, eines Pan mit der Hirtenpfeife, eines Herkules mit Keule und borstiger Wildhaut, welch letztere Figuren auf phantastischen und phantasiereichen Postamenten ohne Zweifel aus einem alten Roccocogarten stammten. Rohn's Auge streifte über Alles hinweg zu seinen Liebtingen, zwei stattlichen verwitterten Sphinxen, die einst die Stufen eines Palastes oder einer Brücke geschmückt haben

mögen und nun zur Rechten und Linken seiner niedrigen Thüre Wache halten. Die Arbeiter haben sie auf das dringende Ersuchen des leutseligen Miethbewohners eigens hierher postirt und selbst einige fehlende Theile in den Feierstunden ergänzt. Rohn ließ wie zum Gruße die Hand über die schlanken Gestalten der Steinjungfrauen gleiten, passirte den schmalen Hausgang und betrat das Wohnzimmer, um seine Frau mit der frohen Aussicht auf bessere Tage zu erfreuen.

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Konrad wollte etwas erwiedern, — da wurde die Stubenthür geöffnet und — Margarethe trat ein.

Es war eine mittelgroße, zartgebaute Gestalt. Ihre Wangen waren bleich und eingefallen. Noch mehr hervorgehoben wurden dadurch ihre großen, dunkeln Augen, in denen ein weicher, milder Ausdruck lag. Ohne daß sie eigentlich hübsch zu nennen war, lag doch in ihrem Gesichte etwas Anziehendes und Fesselndes, welches sogleich auf den ersten Blick für sich einnahm und bei längerer Betrachtung noch mehr und mehr für sich gewann. Ihre einfache, von der Bäuerin erhaltene Kleidung, welche sie geschickt zu ordnen verstanden hatte, erhöhte die Anmuth ihrer Erscheinung.

Still und bescheiden war sie eingetreten. Auf der Thürschwelle blieb sie stehen. Unwillkürlich flog ihr Blick durch das Zimmer. Die Bäuerin hatte ihr von ihrem Sohne erzählt. Sie hatte ihn noch nicht gesehen, aber im Stillen hatte sie sich die Frage vorgelegt, weßhalb er nicht einmal zu ihr gekommen sei, da seine Eltern so liebevoll gegen sie waren. Sollte ihn nicht schon die Neugierde getrieben haben? Die Bäuerin hatte von ihm gesagt: „Der geht seinem eigenen Sinne nach" — dies hatte Margarethe noch gespannter dem Augenblicke entgegen sehen lassen, in welchem sie mit ihm zusammen kommen mußte.

Dieser Augenblick war da. — Sie sah ihn, wie er am Fenster stand. Sichtbar bebte sie zusammen. Das Blut entwich ihren Wangen. Mit der Rechten hielt sie sich fast krampfhaft an der Thür, die Linke griff unwillkürlich nach der Brust. Sie wollte aufschreien — die Stimme versagte ihr. Einige Sekunden lang blieben ihre Augen starr auf ihn gerichtet. Sie sah ein spöttisches Lächeln um seinen Mund zucken, — da errang sie sich gewaltsam die Fassung wieder und schritt auf die Bäuerin zu.

Sowohl der Waldbauer wie seine Frau hatten nichts von dem Allem bemerkt, weil sie ihre Augen auf Konrad gerichtet hatten. Sie sahen auch nicht, wie Margarethe leise zitterte, wie ihre Kniee schwankten — das Alles konnte auch noch Schwäche sein.

„Nun, setz' Dich an den Tisch, Margarethe," sprach die Bäuerin unbefangen und schob ihr einen Stuhl zu. — „Komm, Konrad. — Nun?"

Margarethe schritt auf den Stuhl zu. Sie schlug die Augen nicht auf, dennoch fühlte sie, wie Konrads Blick auf ihr ruhte, und im Geist sah sie den Spott in seinem Lächeln. Sie wollte die Lehne des Stuhles erfassen, um sich daran zu halten. Sie faßte fehl — und bewußtlos sank sie nieder.

Bestürzt sprangen Steffen und seine Frau hinzu. Konrad blieb regungslos am Fenster stehen.

Die Bäuerin hob die Ohnmächtige empor. „Das arme Kind!" klagte sie. „Sie ist doch noch zu schwach. Wie das nachhält, wenn's dem Menschen einmal nah' an's Leben gegangen ist! — Hilf sie mir wieder auf ihr Bett tragen, Konrad. — Ihr thut Ruhe noth! — Komm, hilf sie tragen."

„Ich will eine der Mägde dazu rufen," entgegnete der Gebetene kalt, und schritt schon der Thür zu.

„Bleib'!" rief sein Vater aufgebracht. „Eine Schande ist's nicht, und wenn man dem Aermsten beisteht!"

Er erfaßte die noch immer Bewußtlose und trug sie mit Hilfe seiner Frau zurück in das kleinere Zimmer.

Allein saß der Waldbauer mit seinem Sohne am Tische, weil die Bäuerin bei der Kranken geblieben war, um ihr beizustehen. Keiner von Beiden sprach ein Wort. Der Waldbauer grollte seinem Sohne. Dieser that, als machte er sich nichts daraus und ging, als das Essen beendet war, pfeifend auf den Hof.

Als Margarethe wieder zu sich kam, fühlte sie sich schwach und konnte eine innere Unruhe nicht verbergen. Vergebens suchte sie sich eine Zeitlang zu beherrschen, gewaltsam brachen endlich ihre Thränen hervor.

Die Waldbäuerin suchte sie zu beruhigen, aber ohne Erfolg. Margarethe verlangte, das Haus zu verlassen.

„Kind, Kind!" rief die Frau; „daran kannst Du noch nicht denken. Du bist noch schwach und angegriffen; und was hast Du zu eilen — hier sollst Du keine Noth leiden."

„Ich bringe Eurem Hause kein Glück!" erwiederte das Mädchen schluchzend. „Laßt mich fortgehen — mir wär' am wohlsten, wenn ich todt wäre!"

„Das verhüte Gott," fiel die Bäuerin ein und suchte dem Mädchen solche Ideen auszureden. „Ich meine es gut mit Dir," sprach sie, „und wenn Dir etwas auf dem Herzen liegt, theile es mir mit. Es wird sicherlich nicht so schlimm sein, daß sich nicht auch helfen ließe."

Margarethe weinte heftiger, blieb indeß die Antwort schuldig. — Nach einiger Zeit sagte sie: „Schlechtes habe ich nicht gethan," — das war Alles.

„Es ist ein eigenthümlich Ding um das Mädchen," sprach die Bäuerin am Abend zu ihrem Manne. „Es muß ihm etwas schwer auf dem Herzen lieger, weil es gar so trostlos thut. Daß es aber nichts Schlechtes ist, darauf wollte ich meine Seele verwetten."

„Was könnte es auch sein?" warf der Mann ein.

„Sie besteht darauf, daß sie fort will," sprach die Frau weiter, „aber ich lasse sie nicht, denn ich will's bekennen, daß sie mir an's Herz gewachsen ist. Was könnte die zarte Gestalt auch anfangen, wenn sie hinausgestoßen würde in die Welt und für sich selbst sorgen sollte."

„Nun, ich will sie nicht forttreiben," entgegnete der Mann. „Meinetwegen mag sie hier bleiben, bis sich aufklärt, was es mit ihr ist. Zu leben haben wir ja," fügte er hinzu, und wer die kräftige, wohlgenährte Gestalt des Mannes erblickte, glaubte ihm gern, daß er in seinem Leben Dürftigkeit und Noth nicht gekannt hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Ein interessantes Beispiel von der Klugheit seiner Race lieferte diesen Sommer den Einwohnern Rostocks ein dortiger Hund. Derselbe war nämlich schon seit Jahren regelmäßig mitgenommen worden, wenn sein Herr die Badezeit hindurch täglich auf einem Dampfer nach Warnemünde hinausfuhr, um am Abend wieder zurückzukehren. In einer Restauration in Warnemünde, welche der Herr ausschließlich frequentirte, war nun auch der Hund ein alter Bekannter und Stammgast geworden, der in der Küche derartig traktirt wurde, daß die Badesaison auf sein körperliches Befinden jedesmal den wohlthätigsten Einfluß ausübte. Nun begab sich's in diesem Sommer, daß der Herr genöthigt war, seine Badefahrten auszusetzen, worüber der Hund außerordentlich unglücklich war. Am ersten Tage begnügte sich das Thier damit, ungeduldig umherzurennen, den Herrn aufzusuchen und Alles aufzubieten, um ihn förmlich zur Reise zu drängen. Als dies jedoch nichts fruchtete, beschloß er auf eigene Gefahr und Kosten die Badereise zu machen. Er ging von nun an täglich um die gewöhnliche Zeit der Abfahrt nach dem Hafen hinab, lauerte hier an der Stelle, wo der Dampfer angelegt hatte, bis zum dritten Male geläutet worden war, und schlich sich jetzt, wenn gerade das größte Gedränge auf der Brücke war, im Anschluß an den ersten besten Passagier an Bord. Hier versteckte er sich leicht, stieg in Warnemünde vorsichtig aus, restaurirte sich am bekannten Orte auf's Beste und fuhr dann ebenso selbstständig zur Nacht wieder nach Hause. So hatte er es längere Zeit getrieben, ohne daß sein herrenloses Thun und Treiben bemerkt und bekannt wurde. Später legte man ihm mancherlei Hindernisse in den Weg, die er aber alle auf die meisterhafteste Art, manchmal in höchst komischer Weise, zu überwinden wußte, bis man ihn endlich ungehindert ohne Billet reisen ließ. Er ist jetzt ein bekannter Liebling des Rostocker Publikums.

---

Dem berühmten Violinspieler Vieuxtemps begegnete einst auf seiner Kunstreise ein etwas unbequemer Fall. Er hatte sein Absteigequartier bei einem reichen Russen und war nicht wenig entsetzt, als er beim Mittagessen unter dem Tische eine schwarze Masse ihre glühenden Augen auf sich richten sah. „Stören Sie sich nicht daran," sagte die Dame vom Hause, „es ist der schwarze Wolf, er ist zahm." — Als Vieuxtemps sich Abends schlafen legen wollte, zeigte sich ihm dieselbe schwarze Masse. „Stören Sie sich nicht daran, es ist der schwarze Wolf, ich will ihn wegjagen," sagte der Bediente. — Am andern Morgen hörte Vieuxtemps Flintenschüsse vom Hofe heraustönen. — „Was bedeutet das?" fragte er den hereintretenden Bedienten. — „Stören Sie sich nicht daran," antwortete dieser; „man erschießt den schwarzen Wolf, weil er diese Nacht unsern Koch zerrissen hat."

---

(Amerikanische Deutlichkeit.) Junger Mann neben einem jungen Mädchen sucht seinen Fuß an den ihrigen zu rücken.

Junge Dame: „Mein Herr, wenn Sie mich lieben, so sagen Sie es frei heraus — machen Sie mir aber die Strümpfe nicht schmutzig."

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 113.** Sonntag, 18. September **1864.**


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Sein herzlicher Gruß fand keinen Widerhall. Ein Blick genügte. Finstere Linien umstellten seine Augen, seine Stirne drohte in Falten.

Die große Person ruhte wie nach schwerer Arbeit in einem Sessel, der mitten im Zimmer stand, die breiten, ausgearbeiteten Hände auf die Lehnen stützend. Der ganze Körper zitterte vor Aufregung, die Wangen brannten hochroth und dicke Thränentropfen drangen aus den gerötheten Augen.

„Du hast wieder geweint?“ fragte Rohn bekümmert und unmuthig zugleich. „Soll denn das Unglück mit Gewalt über Dich hereinbrechen? Du weißt doch, was der Arzt sagte: jede Thräne, die Du weinest, ist ein Tropfen Gift, der Dein krankes, entzündetes Auge rasch dem Erblinden zuführen hilft. Um Alles in der Welt, Crescenz, beherrsche Dich!“

Statt zu antworten, preßte die Frau beide Hände gegen das Gesicht und brach in ein lautes, gewaltsames Schluchzen aus.

„Crescenz! Crescenz!“ rief Rohn drohend. „Du wirst wieder nicht nachgeben — die Reue kommt zu spät. Voll Freude eile ich heimwärts, um Dir zu sagen, daß ich Taxbeamter werde, daß wieder bessere Zeiten bei uns einziehen sollen und Du empfängst mich .... Was ist denn eigentlich vorgefallen? Wo sind die Kinder? So rede wenigstens!“

„Die Kinder spielen im Höfchen,“ schluchzte Crescenz und rang mit schwerer Mühe nach Fassung.

„Nun — also! Was weiter?“

„Die Hausfrau ... Die Frau Gschwandner sprach ein ...“

Rohn wandte sich betroffen ab und trat an das niedere Fenster.

„Wir sollten uns gefaßt machen,“ sagte sie, „ein Hopfenhändler, ein reicher Jude, feilschte um das ganze Anwesen — wir könnten Knall und Fall wandern müssen.“

Der Hausvater schien Schlimmeres erwartet zu haben. Er wandte sich um und warf kaltblütig hin: „Kauf bricht allerdings Miethe — ungerecht genug, — aber zuerst muß der Kauf abgeschlossen sein. Bange machen gilt nicht. Ich sehe klarer in der Sache: der ganze Auftritt schließt wohl mit der Ankündigung einer Steigerung. Nicht?“

„Was denn sonst?“ klagte Frau Crescenz und trocknete behutsam die angegriffenen, brennenden Augen. „Die Frau Gschwandner schrie ganz außer sich: wir zahlten ein wahres Bettelgeld, alle Miethen würden jetzt verdoppelt und verdreifacht, und sie hätte, beim rechten Licht betrachtet, gar nicht nöthig, etwas zu vermiethen. Das Geschäft erweitere sich jeden Tag und man könne die Gesellen nicht wie Schafe zusammenpferchen — um eines Schreibers willen.“

Rohn ließ die letzten Worte unbeachtet und bemerkte in aller Gelassenheit: „Wir bezahlen für zwei Stuben, jede mit der Aussicht in einen Hof und für eine Schornsteinecke, welche die Stelle der Küche vertritt, 40 fl. Es ist bei den jetzigen Miethpreisen nicht viel, allein dafür halte ich die Bücher des Herrn Gschwandner im Stand, schreibe alle Briefe und Rechnungen und helfe seinen Jungen im Lesen und Schreiben nach. Ich mache seinen Buchhalter und Hauslehrer.“

„Und was ist die ganze Woche für ein Gelauf mit diesen Rechnungen und den ungezogenen Rangen!“ eiferte Crescenz. „O, ich konnte in meinem Zorne nicht mehr an mich halten, und sagte es ihr einmal rundweg ins Gesicht — der hochgetragenen, unverschämten Person! Da hättest Du sehen sollen, wie sie die Arme in die Seiten stemmte, mir höhnisch ins Gesicht sah und sich in eine Fluth gotts

loser Reden ergoß! Ihre Jungen — eiferte sie — bekämen jetzt schon mehr Tausende, als unsere verlumpten, halb verhungerten Würmer Pfennige. Sie könne sich einen Gymnasialprofessor als Hauslehrer halten, ihrem Manne hätten sich zur Buchführung schon arme Stribenten genug um 5 fl. das Jahr angetragen und sie hätte gute Lust, uns sofort auszubieten. Ich kam nicht mehr zum Worte — es war rein aus — Alles aus."

„Dir ist Dein Recht geschehen," versetzte Rohn voll Unmuth. „Du kennst die Frau Gschwandner und ihre scharfe, schlagfertige Zunge und immer bindest Du wieder an. Wie oft hab' ich Dir schon gerathen, gib dem bösen Weibe keine Antwort, so erstickt es in seinem eigenen Gezeter!"

„Keine Antwort?" fuhr Crescenz zornig auf. „Keine Antwort, sagst Du? So, so! Ich soll mich also zu meinem Unglück auch noch verhöhnen lassen! Weißt Du denn, wie die schlechte Person mich haranguirte und titulirte? Sie sei eine Bürgerstochter — zeterte sie — achtbarer vermögender Leute Kind und könne vom Morgen bis zur Nacht keine Sekunde die Hände in den Schooß legen. Ich sei eine Magd gewesen, eine pure, ordinäre Küchenmagd, in die sich ein junger Schreiber vernarrt habe und hätte durchaus nicht nöthig, mit jedem Blinzeln in meinen Triefaugen so zimperlich zu thun. Es stünde mir weit besser an, die müßigen Finger zu rühren und meine vier Kinder nicht im Elend verdarben zu lassen. Krankheit und Faulheit sei zweierlei und wer thätig sein möge, finde stets eine passende Arbeit . . ."

Crescenz konnte nicht weiter sprechen. Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme, so ernst und dringend auch ihr Gatte abwehren mochte. Crescenz, die junge, vordem so starke Frau, träge! Crescenz, die bis zu ihrer Versorgung, wie man das Heirathen zu nennen pflegt, ohne Unterbrechung bei einer Herrschaft gedient hatte und ob ihres robusten Körpers und ihres rüstigen, unermüdeten Zulangens bei allen schweren Arbeiten von der gnädigen Frau Räthin so hoch gehalten wurde! Einen härteren Vorwurf konnte es nicht geben, denn in ihrem Fleiße und in ihrer Kraft bestand ihr einziges und ganzes Verdienst. Die junge Frau schüttelte schmerzhaft den Kopf und weinte trotz der wehen Augen bitterlich vor sich hin. Das Trostlose ihrer Lage schien sie zu erdrücken. Sie fühlte sich doppelt und dreifach elend, wenn sie der zwei ersten Jahre ihrer Ehe gedachte. Wie oft hatte die fleißige Schafferin an einem einzigen Tage zwei Dutzend Strohhüte gewaschen, geschwefelt, mit den glühenden Eisen getrocknet, gebügelt und façonirt! Ihre geschickte Hand wurde bekannt, gelobt und selbst aus benachbarten Städten schickte man ihr zur Frühjahrssaison ganze Kisten getragener Strohhüte zur Restauration. Wie oft hatte ihr Mann gesagt, daß sie mehr verdiene, als zwei routinirte Schreiber! Es war ihre einzige und höchste Freude, diese Frühjahrssaison. Sie konnte sich geltend machen, und jeden Tag ging Geld ein. Man konnte den Appetit der Kinder stillen, Betten, Kleider und Hausrath anschaffen und selbst einen Nothpfennig zurücklegen. Da brach unversehens die schwere Zeit der Noth herein. Das anstrengende Bügeln und der feine, giftige Schwefelstaub erzeugte Husten und heftiges Stechen in der Brust. Der Schwefeldampf und die heißen Dünste, welche von den schweren Bügeleisen aufstiegen, setzten sich in die Augen, daß sie entzündet anschwollen und wie Feuer brannten. Der Arzt sprach sein fürchterliches Veto: nichts mehr waschen, nichts mehr bügeln, wenn nicht Schwindsucht und vor ihr völlige Blindheit eintreten soll! Der Verdienst stockte, die Krankheit und das Augenleiden währten. Doktor und Apotheke verschlangen die Sparpfennige und noch mehr dazu, was ungetilgt im Buche des Letzteren stand. Der armselige Gehalt des Mannes reichte nicht einmal zum Leben für Vater, Mutter und vier Kinder. Man schränkte sich ein, man rechnete und sparte, man versagte sich das Unentbehrliche, man lavirte und operirte und stieß immer wieder auf das alte Resultat, daß es jeden Monat weniger reichte und jeden Monat ein neues, größeres Defizit gemacht werden mußte, um das alte zu decken.

Rohn wankte nicht. Sein Muth und seine frohe Hoffnung bildeten eine feste Schutzwehr gegen die Schmähreden der Hausfrau und das Jammern seines eigenen Weibes. Die eine war herrisch, roh und bitterböse, die andere kränklich, ohne inneren Halt und voll Unmuth. So führten denn Beide manchmal Duette auf, die den ohrenzerreißenden Sonaten im Mondschein schwärmender Katzen nichts nachgaben. Rohn, seinen sicheren Standpunkt behauptend, hielt sich stets über dem Getriebe der Partheien. Auch jetzt gebot er allen Ernstes: „Kein Wort mehr, Crescenz. Jede Thräne, die Du um dieses Weibes willen vergießest, ist eine Sünde. Solchen Schmähreden gebührt nicht Beachtung, sondern Verachtung. Frau Gschwandner soll Gott danken für das unverdiente Glück ihrer Wohlhabenheit und ihn bitten, daß es niemals umschlägt. Heute strömen Regengüsse, morgen steigt und strahlt heller Sonnenschein. Auch für uns werden wieder bessere Tage kommen."

„Für uns?" fragte Crescenz ungläubig. „So lange ich nicht mit meinen leiblichen Augen Manna

Digitized by Google

niederregnen sehe, um meine Kinder sättigen zu können, hoffe und glaube ich wenigstens an nichts mehr."

„Warum denn? Du hast in Deiner Aufregung meine Freudenbotschaft gar nicht beachtet. Ich habe gegründete Aussicht, Crescenz, Tarbeamter zu werden."

Crescenz verneinte mit dem Haupte. „Ja, ja!" seufzte sie, „gegründete Aussicht mit hundert und hundert Bewerbern, die in der Hauptstadt nahe Verwandte, mächtige Beschützer, einflußreiche Freunde und Konnexionen bis zu Fürsten selbst hinauf haben. Gegründete Aussicht! Geh', ich lasse mich von keinen neuen Hoffnungen mehr betrügen. Wenn Du den ersten Monatsgehalt als Tarbeamter hier auf den Tisch zählst, will ich Dir glauben und keine Sekunde eher."

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Einige Wochen waren seitdem verflossen. —

In einem kleinen Zimmer der Waldschenke saßen mehrere Männer. Sie hatten sich absichtlich nicht in das gewöhnliche Gastzimmer gesetzt, sondern vom Wirth diese kleinere Stube sich heizen lassen, weil nicht Jeder zu wissen brauchte, daß sie in diesem Hause verkehrten und was sie dort trieben.

Es war der junge und reiche Wassermüller Zeidler, ein stattlicher Mann, der indeß in dem Rufe stand, ein ausschweifendes Leben zu führen; der gleichfalls reiche Ziegelbrenner Kleemann, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, fast bis zum Entsetzen häßlich, und der junge Ackerbauer Krüger.

Diese Männer, denen sich auch Konrad angeschlossen hatte, kamen hier öfter zusammen, um hier zu spielen und dabei tüchtig zu zechen. Und wild ging es manchmal unter ihnen her, denn das Geld brauchten sie alle vier nicht zu scheuen.

Die drei Erstgenannten saßen schon eine Zeitlang in dem kleinen Zimmer, Konrad erwartend.

„Was ist es nur mit dem fremden Mädchen, welches seit einigen Wochen auf dem Waldhofe ist?" wandte sich der Wassermüller an den Wirth, einen etwas verwachsenen, kaum mittelgroßen Mann, aus dessen Augen List und Verschlagenheit blickten.

„Fragt mich nicht nach Dingen, von denen ich nicht mehr weiß als Ihr," antwortete dieser. „Gesehen habe ich das Mädchen noch nicht und der Waldbauer hat mir nichts darüber erzählt. Es soll auf eine eigenthümliche Weise auf den Hof gekommen sein."

„Hübsch soll das Mädchen sein," fuhr der Wassermüller fort. „Wär' das nicht, so würde ich mich nicht darum bekümmern."

„Haha!" fiel der Ziegelbrenner roh lachend ein. „Das glaube ich Euch auf's Wort. Ihr habt es noch nie mit häßlichen Frauenzimmern gehalten, und ich meine, Ihr habt schon mit manchen Mädchen in Eurem Leben Bekanntschaft gemacht."

„Die Mädchen machen es auch nicht anders," entgegnete der Müller laut lachend, „sonst würdet Ihr Euch vor Liebeshändeln nicht retten können!"

Der Ziegelbrenner wußte recht wohl, daß er nicht hübsch war, und nahm deßhalb diesen derben Scherz, ohne empfindlich darüber zu sein, auf. — „Laßt gut sein," erwiederte er. „Mein Gesicht hat auch sein Gutes. Hübsch ist es freilich nicht! Haha! Es schützt mich aber vor manchen Thorheiten!"

„Dort kommt Konrad," bemerkte der Wirth zu dem Wassermüller. „Fragt ihn doch selbst um das Mädchen. Er wird es Euch sagen können."

„Wenn er will," entgegnete der Angeredete.

Gleich darauf trat Konrad in das Zimmer, und der Müller fragte ihn sogleich nach Margarethe. — „Eine Bettlerin ist sie," entgegnete Konrad. „Die Noth hat sie zu uns getrieben." — „Und ein solches Mädchen behaltet Ihr?" — „Was geht es mich an," bemerkte Konrad gleichgiltig. „Meine Mutter hat einen Narren an dem Mädchen gefunden." — „Nun, sie soll hübsch sein!" — Konrad zuckte mit den Achseln. „Ich weiß es nicht!"

„Haha!" brach der Wassermüller laut lachend hervor. „Das glaub' Dir, wer Lust hat — ich nicht. Du solltest wochenlang mit einem Mädchen unter einem Dache leben können und nicht wissen, ob sie hübsch ist! Haha! Ich müßte Dich nicht kennen!"

„Glaub', was Du Lust hast," erwiederte Konrad kurz. — „Nun, ich will mich selbst überzeugen," fuhr der Müller fort. „Ich habe ohnehin mit Deinem Vater eines Kornkaufs wegen zu reden. Morgen früh komme ich auf den Waldhof, um mir die fremde Prinzessin anzuschauen."

Konrad antwortete nur mit einem verächtlichen Lächeln. Das Spiel begann und währte bis tief in die Nacht hinein. Als sie sich trennten, wiederholte der Wassermüller noch einmal zu Konrad: „Morgen früh komme ich," und wirklich fand er sich ziemlich zeitig auf dem Waldhofe ein.

Er hatte dem Waldbauer schon häufig Korn abgekauft und dieser nahm ihn deßhalb freundlich auf, obschon er nicht viel von ihm hielt.

Beide Männer saßen in der Stube, und Zeidler wartete mit Ungeduld auf Margarethens Eintreten.

Digitized by Google

Er mochte den Bauer nicht darnach fragen, ehe er sie gesehen — vielleicht lohnte es sich nicht einmal der Mühe.

Endlich trat Margarethe ein. Sie wußte nicht, daß ein Fremder im Zimmer war, und eine leichte Röthe deckte ihre Wangen. Der Müller richtete den Blick auf sie — und konnte ihn nicht wieder abwenden, so sehr fesselte sie ihn.

Es würde in der That kaum Jemand, der Margarethe an dem Morgen, wo sie bleich, abgezehrt und elend ins Haus gebracht wurde, gesehen hatte, sie heute wieder erkennen. Ihre ganze Gestalt schien sich neu belebt und erfrischt zu haben. Der krankhafte Zug des Elendes war aus ihrem Gesichte geschwunden, und waren ihre Wangen auch noch immer bleich, so schimmerte doch schon ein zartes Roth hindurch. Ihre großen, dunkeln Augen, die es schon an jenem Morgen der Bäuerin angethan, hatten einen erhöhten Glanz bekommen, der indeß nichts Versengendes, sondern etwas belebend Erwärmendes hatte.

Sie hatte ihren Vorsatz, den Waldhof zu verlassen, längst aufgeben müssen; denn die Bäuerin war mit Bitten in sie gedrungen, und hielt sie nun wie ihr eigenes Kind, das sie mit jedem Tage lieber gewann. Und Margarethe verdiente auch diese Zuneigung durch ihr stilles, anspruchsloses Wesen, durch die ganze Art und Weise, wie sie sich stets nützlich zu machen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Eine amerikanische Wette.) Eine in St. Louis erscheinende Zeitung erzählt von einer eigenthümlichen Wette, die zwei dort lebende Herren vor etwa zehn Monaten mit einander eingegangen sind. Sie machten nämlich zusammen aus, wenn die Unionstruppen Richmond nicht innerhalb eines Monats nehmen sollten, so habe Derjenige, welcher behauptete, daß dies geschehen würde, seinem Gegner einen Apfel zu geben — sollte sich Richmond noch fernere 30 Tage halten, zwei Aepfel — und so für jeden weiteren Monat doppelt so viel Aepfel, als für den vorhergehenden Monat. Die Pointe dieser sonderbaren Wette liegt darin, daß seitdem bereits neun Monate verflossen sind und der Verlierende bis jetzt an seinen Gegner 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128 und 256 Aepfel — zusammen also 511 Stücke auszahlen mußte. Bis dahin sieht das Ding nicht so gefährlich aus; beim 10. Monat aber hatte unser Mann 10 Dollars auszugeben und 60 Pfund Aepfel zu kaufen, blos um seinen Wettverpflichtungen nachzukommen. Da übrigens jetzt wahrlich keinerlei Aussicht auf die bevorstehende Einnahme von Richmond vorhanden ist, so wird die Sache für den guten Mann von Monat zu Monat ernsthafter und schließlich wäre kein Rothschild im Stande, die Aepfel zu erkaufen, um die Wette zu bezahlen. Rechnen wir einmal ein Stückchen nach; es sind zu bezahlen:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Im | 10. | Monat | 512 | Aepfel. |
| „ | 11. | „ | 1,024 | „ |
| „ | 12. | „ | 2,048 | „ |
| „ | 13. | „ | 4,096 | „ |
| „ | 14. | „ | 8,192 | „ |
| „ | 15. | „ | 16,384 | „ |
| „ | 16. | „ | 32,768 | „ |
| „ | 17. | „ | 65,536 | „ |
| „ | 18. | „ | 131,072 | „ |
| „ | 19. | „ | 262,144 | „ |
| „ | 20. | „ | 524,288 | „ |
| „ | 21. | „ | 1,048,576 | „ |
| „ | 22. | „ | 2,097,152 | „ |
| „ | 23. | „ | 4,194,304 | „ |
| „ | 24. | „ | 8,388,608 | „ |

Am Ende des zweiten Jahres hat er somit 8,388,608 Aepfel zu liefern, welche ihm 327,680 Dollars kosten, abgesehen von den 81,920 Dollars, die er schon ausgeben mußte. Noch einmal drei Monate, ohne daß Richmond genommen wäre, würden ihm sogar 2,921,440 Dollars kosten. Sollte aber der Krieg gar noch einmal so lange dauern, als bisher, also noch weitere drei Jahre, so wäre kein Volk der Erde im Stande, die Wette zu bezahlen — ja, es gäbe dann wohl schwerlich genug Aepfel dazu weit und breit auf der ganzen Erde. Also hüte man sich und sei sehr vorsichtig, ehe man eine derartige Wette eingeht!

## Charade.

Die Erste nennt ein Schloß,
Wo ER gewohnet hat;
Die Zweite ist ein Schloß,
Wie's Oestreichs Kaiser hat;
Das Ganze eine Stadt,
Die viele Häuser hat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Dienstag, 20. September 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn fuhr unwillig auf und sandte der muthlosen Frau einen strafenden Blick zu, bevor er entgegnete: „Jawohl, diese Herren haben ihre Vertreter und ich — meine Qualifikation, worauf . . ich . . .“

Er verstummte. Die Note „tadellos“ trat wie ein schwarzes, häßliches Gespenst drohend an ihn heran und ließ ihm das Wort auf der Zunge ersterben.

Crescenz achtete nicht darauf, sondern hob wie zur Bekräftigung die Rechte von der Stuhllehne und versicherte in demselben bitteren Ton: „Das kümmert mich Alles nichts. Erst haben, dann glauben! Ich war gesund und kräftig, ich arbeitete für zwei und hoffte mit Sicherheit, meinen Kindern ein kleines Vermögen zu ersparen. Das Unglück brach herein, schlug mich mit Krankheit und Finsterniß und bald schon grinzte der Hunger durch die Fensterscheiben. Damals zeigtest Du stolz auf Deine Kniegeige und versprachst mit dieser, mit Deinem Nebenverdienst, den Ausfall zu decken. In der ersten Zeit brachtest Du auch manchen Gulden heim, aber nach drei Monaten war Feierabend. Ich sah keinen Pfennig mehr.“

„Doch nicht durch mein Verschulden!“ rief Eugen tief gekränkt. „Der Herr Landrichter verbot mir in Concerten, Produktionen und bei Theatervorstellungen zu spielen. Nach seiner Ansicht soll der schlecht besoldete Schreiber dieselbe Repräsentation nach Außen geben, wie der Beamte, und wie er sagt, nicht öffentlich — um's Brod geigen. Du weißt doch, daß er mir im Wiederholungsfalle mit Entlassung drohte.“

„Mir Alles gleich,“ wiederholte die unmuthige, kränkelnde Frau mit starrem, unbeugsamen Sinne. „Seit Wochen sitzt der leibhaftige Hunger jeden Tag als Gast am Tische, die Kinder laufen halbnackt, ich verzehre mich vor Elend und Schwäche . . . es müssen Mittel geschafft werden. O, hätt' ich doch noch einmal, nur ein einziges Mal die guten, fetten Bissen, welche ich bei der Frau Räthin verschmähte! Ich . . ich wäre heute noch in dem Hause — Du hast mich aus meinem Dienste, aus meinem Glücke gerissen . . . Du mußt . . . .“

Rohn winkte dem eifernden Weibe heftig. Ein Bäckerjunge, dessen wiederholtes Anklopfen man überhört hatte, steckte den gepuderten Kopf zur Thüre herein und sah sich neugierig um. „Richtig getroffen,“ sprach er für sich, gleichsam als Resultat seiner Beobachtung, und trat ungenirt ins Zimmer.

„Was willst Du?“ fragte Rohn halb ärgerlich, halb froh, der peinvollen Unterhaltung entronnen zu sein.

„Geld!“ antwortete der Kleine kurz und bündig.

Der Skribent prallte bei diesem Schreckensworte vor dem unscheinbaren, bestaubten Gaste zurück, wie vor einem bösen Geiste. Crescenz stöhnte und bedeckte ihr breites Gesicht mit beiden Händen.

„Der Meister Rosenbeck sendet mich,“ fuhr der Bote fort. „Ich soll 20 fl. für geborgtes Brod heimbringen. Der Meister kann nicht länger zuwarten.“

Rohn sah mit wehmüthigem Lächeln auf den kleinen Exekutor, der ihm die offene Hand entgegen streckte. „Nicht einmal 20 kr. kann ich Dir geben, Junge,“ versicherte er, „noch viel weniger 20 fl.“

„Ja und ich soll keine Abschlagszahlung nehmen, hat der Meister gesagt, durchaus nicht!“

„Der Himmel wird Dich vor Beidem bewahren. Uebrigens verstehe ich den Rosenbäcker nicht. Er hat mir vor acht Tagen versprochen, bis zum Ende des Monats warten zu wollen, wo ich ihm gewiß einen Theil meiner Schuld erstatten werde. Und jetzt kommst Du 10 Tage früher daher?“ „Ich kann nichts dazu — Sie selbst tragen die Schuld,“

Digitized by Google

behauptete der Lehrling. „Vorhin rief mich der Meister hastig ins Ladenzimmer. „„Hans, Hans! Hierher, aufgepaßt! Da ist gerade der windige Schreiber vorbeigehüpft, der lange, bleiche, so leicht und fröhlich wie eine Bachstelze! Der Patron muß zu Geld gekommen sein. Augenblicklich läufst Du hin und verlangst mein Guthaben! Da ist der Brodzettel. Kommst Du mir mit leerer Hand zurück, so soll Dich . . .““

Der Junge erhob die Hand, wie sie sein Meister erhoben haben mochte, und die Bewegung bedurfte keiner weiteren Erklärung.

„Es ist recht schade, Kleiner, daß die bewunderungswürdige Beobachtungsgabe Deines Meisters nicht besser belohnt wird. Ich erhielt heute sichere Aussicht auf Beförderung, aber kein Geld. Du siehst selbst . . .“

„Ich sehe nichts,“ unterbrach ihn der Lehrling naiv und schnitt ein trübseliges Gesicht. „Mein Meister steht immer zu viel. Es setzt scharfe Risse ab, wenn ich kein Geld bringe.“

„Ich sage Dir, es ist vor Monatsschluß rein unmöglich. Der Herr Rosenbäcker soll sich doch an sein Versprechen erinnern!“

„Mit leerer Hand darf ich nicht heimkommen, Herr! Es setzt Risse ab, sag' ich Ihnen.“ Und der Junge strich mit der verkehrten Hand seinen Rücken auf und ab, als spüre er jetzt schon gewisse, ihm wohlbekannte Empfindungen.“

„So warte!“ sprach der Skribent, den der Humor der Verzweiflung überkam. Er holte einen Bogen Papier herbei, schrieb eine förmliche Schuldverschreibung für empfangenes Brod, vorsichtiger Weise ohne bestimmten Zahlungstermin und rollte das Blatt zusammen. „So, das bringe Deinem Herrn und Meister und er wird sich ohne Zweifel zufrieden stellen.“

Mißtrauischen Blicks empfing der Junge die Rolle und trat nicht ohne Zögern seinen Rückweg an. Er traute dem Blatte keine rechte Schutzkraft zu und überzeugte sich, nach Hause gekommen, nur zu bald von der Richtigkeit seines Vorgefühls.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Skribenten, als der Lehrjunge weggegangen war. „Das wäre überstanden,“ sprach er zu sich selbst und sah düster vor sich hin.

„Ja, verschoben und nicht überstanden,“ warf Frau Crescenz mürrisch ein. „Der Rosenbäcker wird auf Deinen Wisch viel geben. Der durchschaut Deine Manipulation, die nur Zeit gewinnen will, und anstatt Aufschub zu erlangen, hast Du ihn vielleicht erbittert. Was soll ich denn mit meinen vier hungerigen Würmlein anfangen, wenn sich der reiche Bäcker durch Dein Geschreibsel gefoppt glaubt und kein Brod abgibt? Kannst Du nur helfen? Ich habe kein Holz, keine Kohlen, kein Salz, kein Brod, keine Kartoffeln und keinen Heller Geld zum Einkaufen. Du mußt Rath und Hilfe schaffen, wenn wir nicht zehn Tage lang den schwarzen Hunger leiden sollen.“

Der Hausvater fuhr mit der Hand über die sorgenvolle Stirne und versprach, wenn auch zagend, sein Möglichstes zu thun.

„Du kannst es ja leicht machen,“ fuhr die Frau sanfter und einschmeichelnd fort, ihr hartes Organ zu einem mögtichst weichen, milden Tone dämpfend. „Ich weiß aus Deinem eigenen Munde, daß in Deiner Kasse Gelder oder Depositen liegen, die erst nach Monaten zur Ablieferung kommen. Was ist denn Unrechtes dabei, wenn Du ein kleines Anlehen bei Dir selbst machst? Am Ende des Monats wird es zurückerstattet und aller Jammer ist gebändigt.“

Rohn sah die zutrauliche Sprecherin einen Moment mit großen, starren Blicken an. Seine schmächtige Gestalt hob sich, er streckte die Hand aus wie zur Abwehr, schüttelte ernst die schwarzen Locken und rief mit strenger, durchdringender Stimme: „Nicht eine Silbe mehr, Crescenz! Eher will ich mit meinen Kindern bettelnd durch's Land ziehen, als daß meine Hand fremdes Geld, mir anvertraute Pfänder veruntreut, wie dieses sogenannte Leihen getauft werden muß. Und abgesehen von Allem, das Zurückerstatten ist einmal, zweimal möglich, dann nicht mehr. Es ist eine trügerische Angel, die den Schwachen ins Unglück zieht.“

Crescenz, welche wohl den streng rechtlichen, beharrlichen Sinn ihres Mannes kannte, aber ein solch' scharfes Zurückweisen weder erwartet hatte, noch begreifen mochte, stemmte beide Hände auf die Sessellehnen, bog sich weit vor und entgegnete mit zorniger Stimme, während ihr breites, bleiches Gesicht fieberhaft aufflackerte: „So muß mir diese Kniegeige fort! Wir können nicht verhungern. Es ist so wie so nur ein hatber Baß, den kein ordentlicher Musikant brauchen kann.“

Ihr Gatte, dem diese Worte tief ins Herz schnitten, verneinte entschieden und wiederholt mit dem Haupte. „Lass' das!“ mahnte er mit bewegter Stimme. „Ich werde schon irgendwo Geld auftreiben. Das Cello ist ein Vermächtniß, ein theueres Andenken meines seligen Vaters. Bevor dieses um einen Spottpreis in Judenhände wandert, kommt mein Rock, komme ich selbst.“

Er verließ mit diesen Worten hastig das Zimmer, um der widerlichen Scene ein Ende zu machen,

flüchtete in das kleine Hinterstübchen, welches ihm allein gehörte, und schloß die Thüre hinter sich ab.

Rohn trat hin in die Ecke, wo sein theueres Cello stand, zog es aus dem Kasten und sah es lange mit wehmüthigem Blicke an. „Muß ich denn Alles, Alles verlieren, nur ich soll immer derselbe sein? Soll nicht einmal mein Herz sich mehr ausweinen dürfen? O stünde es doch lieber still, dann schwiegen auch seine Klagen!"

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Ueber die früheren Verhältnisse Margarethens wußten die Bewohner des Waldhofes freilich noch wenig mehr als am ersten Tage. Sie hatte ihre Heimath verlassen, um der harten Behandlung einer Stiefmutter zu entgehen — das war Alles, was sie erzählt hatte. Sie schwieg darüber. — Ihr Verhältniß zu Konrad hatte sich nicht anders gestaltet, als es am ersten Tage gewesen war. Konrad würdigte sie keines Blickes und hatte noch kein Wort mit ihr gesprochen. Sie vermied es, mit ihm zusammen zu treffen.

Die Bäuerin schüttelte über dies Verhättniß oft den Kopf, glaubte aber die ganze Erklärung in Konrads finsterm, verschlossenem Wesen zu finden.

Der Müller wandte den Blick nicht von ihr, bis sie das Zimmer wieder verlassen halte. Unruhig erhob er sich und schritt durch das Zimmer.

„Sagt mir, was ist's eigentlich mit dem Mädchen?" fragte er endlich den Waldbauer. „Wer ist es und wie ist es zu Euch gekommen?"

Der Waldbauer sprach nicht gern darüber, dennoch konnte er eine Antwort auf so bestimmte Fragen nicht umgehen.

„In Armuth ist sie zu mir gekommen," entgegnete er, „und im Gebirge ist sie daheim — das ist Alles, was ich darüber weiß."

„Das ist freilich wenig," entgegnete der Müller lächelnd. „Und darauf hin wollt ihr sie behalten?"

„Kann wohl sein," erwiederte Steffen kurz, da er nicht Lust hatte, dies Gespräch fortzusetzen.

„Sie ist ein hübsches Mädchen," fuhr Zeidler fort. „Es liegt etwas in ihrem Gesichte, was ich noch wenig gesehen habe."

„Auf ihr Gesicht gebe ich nichts," sprach der Waldbauer. „Aber ihr Herz ist gut, so weit ich es kenne, und in Wochen lernt man schon einen Menschen beurtheilen, wenn man ihn täglich um sich hat."

Damit hatte das Gespräch über Margarethe ein Ende. Der Müller verließ den Waldhof, schaute sich aber verschiedene Male um, ob er nicht das Mädchen erblicken werde. — Er mochte sich nicht gestehen, daß Margarethe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Dennoch war es nicht anders, und ihr Bild schwand nicht aus seiner Erinnerung.

„Du scheinst wahrhaftig nicht zu wissen, welch' ein hübsches Mädchen Du im Hause hast," sprach der Wassermüller am Abend zu Konrad. „Oder bist Du eifersüchtig darauf?"

„Es ist eine Bettlerin," entgegnete Konrad mit verächtlichem Achselzucken und fügte nichts weiter hinzu.

Am wenigsten hatte jedenfalls Margarethe eine Ahnung davon, einen wie tiefen Eindruck sie auf den jungen Müller gemacht halte. Er wollte sie mit Gewalt aus seiner Erinnerung verdrängen, denn eine Bettlerin — wozu konnte das führen? Aber das Herz läßt sich nicht täuschen und bestechen. Er kam öfter auf den Waldhof zum Besuch und je näher er Margarethe kennen lernte, um so fester setzte sich der Gedanke bei ihm, daß sie sein werden müsse, daß er ihretwegen alles Gerede der Menschen in Ruhe ertragen werde.

Es war auch in dem nahen Dorfe kein Geheimniß geblieben, daß er des fremden Mädchens wegen so häufige Besuche auf dem Waldhof machte und es wurde viel darüber gesprochen. Man begriff nicht, wie er einer ganz Unbekannten, die als Bettlerin auf den Waldhof gekommen war, nachgehen konnte, da ihm doch die hübschesten und reichsten Mädchen ohne Zögern die Hand gereicht haben würden.

Am meisten wurde darüber in dem kleinen, ärmlichen Hause gesprochen, welches die blöde Liese bewohnte. Mit ihrer Tochter, einem hübschen Mädchen, hatte der Wassermüller Jahre lang ein vertrautes Verhältniß unterhalten, und die sowohl wie ihre Mutter hatten sich dem festen Glauben hingegeben, daß er sie als Frau in die Wassermühle einführen werde.

Seitdem Zeidler Margarethe kennen gelernt, hatte er seine frühere Geliebte auffallend vernachlässigt. Diese hatte anfangs den wahren Grund nicht errathen, bis ihre Mutter die wirkliche Ursache erforscht hatte. Dies Weib stand in dem Rufe, den Verstand zum Theil verloren zu haben, übertraf aber in Wirklichkeit die meisten Menschen an List und Verschlagenheit und unterhielt absichtlich die Bauern in dem Glauben, daß sie geistesschwach sei, um desto besser ihrem keineswegs ehrlichen Gewerbe nachgehen zu können.

Seit diesem Tage hatten Beide gegen das unschuldige Mädchen, das keine Ahnung davon hatte,

eine wie leidenschaftliche Liebe sie in dem Herzen des Wassermüllers erregt, einen tiefen Haß gefaßt. Das Mädchen vom Waldhofe zu vertreiben, darauf war ihr ganzes Streben gerichtet, und kein Mittel, dies zu erreichen, schien ihnen zu schlecht.

Der Waldbauer fand eines Morgens vor seiner Hausthüre einen an ihn gerichteten, kaum leserlich geschriebenen, anonymen Brief, in welchem er vor Margarethe gewarnt wurde. Dieselbe war in dem Briefe als eine schlechte, hergelaufene Person bezeichnet, welche sein Vertrauen nur mit der Absicht erschlichen habe, um ihn desto besser benutzen zu können. Er werde es einst schwer bereuen, sie in sein Haus aufgenommen zu haben.

Nicht ohne Staunen las Steffen diesen Brief. Er theilte ihn Konrad mit.

„Was meinst Du dazu?" fragte er diesen, als er ihn gelesen. Konrad zuckte mit den Achseln. „Nun, ich denke, das mußt Du selbst wissen, wie Du daran bist," erwiederte er.

„Wer kann diesen Brief geschrieben haben?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Konrad.

„In böser Absicht ist er geschrieben," fuhr der Waldbauer mit Bestimmtheit fort, „nur das begreife ich nicht, wer etwas gegen das Mädchen haben kann, da sie hier Niemanden kennt und Niemanden beleidigt hat. Was ich mit diesem Briefe zu machen habe, weiß ich — das!" und mit diesen Worten zerriß er den Brief und warf ihn ins Feuer, ohne Margarethen ein Wort zu sagen.

Konrad sagte nichts dazu. Was ging es ihn auch an. Er sprach überhaupt über das Mädchen nicht und am wenigsten zu seinem Vater.

(Fortsetzung folgt)

## Mannigfaltiges.

(Folgen eines abgeschnittenen Schnurrbartes.) In ein Berliner Barbiergeschäft kam, wie der „Publizist" mittheilt, dieser Tage eine anständig gekleidete Frau, und erhob, zum Erstaunen der Anwesenden, bei ihrem Eintritt einen gewaltigen Lärm, wobei sie sich vieler, zum Mindesten ungehöriger scheltender Ausdrücke gegen den Inhaber des Geschäfts, resp. gegen seine Gehilfen, erlaubte. Auf die Frage, was sie denn eigentlich wolle, wurde sie immer heftiger, warf dem Barbier vor, daß er sehr unrecht, ja nichtswürdig, gegen ihren Mann gehandelt habe, und erklärte mit Bestimmtheit, daß er fortan nicht mehr auf diesen Kunden rechnen dürfe. Nach vielem Hin- und Herreden erfuhr man endlich den Grund des Zankens, indem die Frau fragte, warum man denn ihrem Manne heute Morgen den Schnurrbart abgeschnitten habe? „Einfach, weil er es gewünscht hat," wurde ihr erwiedert. Das Erstaunen der Zuhörer ging nun aber in den schönsten Humor über, als die gestrenge Dame erklärte: ihr Mann habe in dieser Beziehung gar nichts zu wünschen, den Schnurrbart habe er bereits 24 Jahre getragen und, ehe derselbe abgeschnitten worden wäre, hätte sie auch noch ein Wörtchen mitreden müssen.

---

In den Laden eines Stettiner Modehändlers tritt vor kurzer Zeit eine Dame um einen Hut zu kaufen. Nachdem sie vielfach besehen, gewählt und wieder verworfen, entschließt sie sich endlich zu einem sehr schönen seidenen, von dem zwei ganz gleiche Exemplare vorhanden sind, und die der Verkäufer eben erst aus Berlin erhalten haben will. „Der Preis?" — „Zehn Thaler." — „Nein, das ist mir zu theuer, so viel kann ich nicht geben." Der Kaufmann preist nun seine Waare, rühmt das Elegante des Hutes, die ausgezeichnete Façon, versichert, es sei ein wahrer Musterhut, direkt aus Berlin, kurz, die Dame läßt sich bewegen und das Handeln hin und her beginnt. Da wird dem Kaufmann etwas ins Ohr geraunt und dieser räth nun mit einem Male der Dame vom Kaufe ab, was natürlich auffällt und Veranlassung gibt, nach der Ursache zu fragen. Der Kaufmann erzählte nun, wie er eben erfahren, daß das andere Exemplar am Morgen früh von Jemanden gekauft worden sei, der es sehr preiswürdig gefunden und auch gleich ein Unterhäubchen dazu bestellt habe; er fürchte aber, die Dame werde nur ungern mit jenem Käufer einen ganz gleichen Hut tragen, weßhalb er abrathe. „Nun, wer ist denn der Käufer?" — „Ihre Köchin."

---

Ein vorzügliches, augenblicklich und sicher wirkendes Mittel gegen den Bienen- oder Wespenstich ist die Petersilie. Man hat dabei nichts zu thun, als den gestochenen Theil mit dem Kraut dieser Wurzel einzureiben und Schmerz, sowie Geschwulst hören sofort auf.

---

Auflösung der Charade in № 113:

Hamburg.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 113. · Freitag, 23. September · 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Es mußte Rohn zu enge werden in den niedrigen vier Wänden. Er stellte das Instrument an den Stuhl, riß rasch die Halsbinde herab und warf sie mit dem Rocke auf das Bett. Da drang vom Hollunderstrauche, der nahe am Fenster stand, hell und freudig eines Rothkehlchens Gesang in das kleine Stübchen. Er sah hinaus, wie das Vöglein, in dichtester Nähe von Ast zu Ast hüpfend, ihm zierliche Verbeugungen machte und sein weiches zschip! zschip! zuflüsterte. Dabei blickten ihn die klaren, schönen, dunkelbraunen Augen so verständig, so theilnehmend, so vertrauend an, als könnten sie seinen Schmerz ermessen und theilen.

„Gutes Vöglein, wie hat Gott dich so reich begabt! Was dich in deinem Herzen drängt, das darfst du frei auch singen."

Das Vöglein kannte ihn und scheute nicht, als Rohn an's Fenster trat, welches in einen kleinen Hof hinausging, in dem Meister Gschwandner die veralteten oder verunglückten Figuren seines Grabsteingeschäftes bewahrte. Am Himmel standen gelblich-graue Wolken und warfen ein fahles Licht auf die bemoosten Leichensteine, die zerbrochenen Kreuze, die verstümmelten Heiligen, die verlöschten Fackeln, die Würfel und Kränze, die zerschmetterten Krüge von Levi, die Hände Aaron's und die Trauben Israels. Ein bleicher Strahl fiel auf eine vereinzelt stehende, abgebrochene, verwitterte Säule, die in halbverwaschenem Zeichen die Inschrift trug: „Zu den lichteren Sphären schwang sich empor der lichte Geist."

„Schwang sich empor zu lichteren Sphären!" seufzten langsam und leise seine bebenden Lippen. „Schwang sich empor!" hauchte er noch leiser und die Augen des bleichen Mannes umzog ein feuchter Schimmer. Geneigten Hauptes ging er vom Fenster zurück. Sein Blick fiel auf das Cello und mit schnellem Griffe erfaßte er es und gewann den einzigen Stuhl. Rasch fuhr er mit dem Bogen dahin. Grell wie ein Todesschrei wand es sich aus dem Instrumente los. Langsam zog er den Ton nach; aber auf einmal brach das ganze Weh eines gefolterten Herzens hervor. Es war, als ob die Noth, der Schmerz einer ganzen Welt Sprache gewonnen hätte und im Hinsterben immer leisere Klagen sich enträngen. Da wandelte sich plötzlich die Weise und eine innige, seelenvolle Melodie drang durch die Trauertöne, wie erster Liebesgesang der Jugendzeit. Welche Phantasieen klärten doch das Auge des Spielers, als die Melodie wiederkehrte und immer reicher und reicher sich entfaltend ein freudiger Jubel sich einmischte! Zum Himmel auffauchzend sang es vom seligen, ersten Liebesmai, von jener sonnenreichen Zeit der Blüthe und der Hoffnung, von jener Gluth und Fülle, wie sie im Dichterherzen wohnt. Dann ward die Weise weicher und weicher und langgezogene, friedliche Töne schlossen sich an wie ein brünstiges Gebet. Da zuckte es leuchtend durch das dunkler gewordene Zimmer, ein Rauschen im Hollunderstrauche und ein Donnerschlag weckten den Spieler.

Wild fuhr er auf. „Fort, fort, du Traum aus lichterer Zeit, der höhnend mir die Wirklichkeit noch schwärzer malt!" Ein schriller Ton entfuhr dem Instrumente, das er in die Ecke warf. „Wird meine einzige Hoffnung zu Schanden — der letzte Rettungsanker bricht — verflucht sei dann Leben, Lied und Liebe!" — —

### II.

„In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, schön und fein,
Viel Kränze wohl daraus wind' ich
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein."

Eichendorff.

Wer denkt sich heute noch eine etwas bedeutende Stadt ohne Dampfroß und Eisenspuren? Der starre

und doch so geschmeidige Schienenweg durchzieht bald die halbe Welt. Er setzt auch kolossale Stein- oder Eisenträger über Flüsse und Schluchten, windet sich im Schlangenlaufe um Höhen und Kuppen und wo die Felsenmassen mit starrer Stirne Halt gebieten, bohrt er sich trotz Nacht und Graus unerschrocken einen Pfad durch ihre Herzkammern und das schrille Pfeifen und Brausen der durch die Tunnels rollenden Züge scheucht und schreckt die Bergmännlein und Kobolde in ihre verborgensten Schlupfwinkel.

Auch die Stadt, in der Eugen Rohn wohnt, hat ihre Bahn, und diese — sie mag es zugestehen oder nicht — einen guten Theil von dem Weh und Leid, welches wir schildern, auf dem Gewissen. Seit nämlich das rastlose Dampfroß an den Mauern der Stadt vorüberzieht, steigen die Preise der Wohnungen, der Viktualien und aller Lebensbedürfnisse von Jahr zu Jahr und scheinen noch lange an keinen Stillstand zu denken. Wehe dem Manne, dessen Einnahme diesen Höhenflug nicht mitmacht, sondern der alten, aus billigeren Zeiten ererbten Besoldungs-Skala hartnäckig treu bleibt! Der Arme reibt sich sorgenvoll die Stirne, studirt und kalkulirt, theilt ein, zählt und zählt wieder die kleine Baarschaft, vertauscht den Abendtrunk aus dem Bräuhause mit frischem Quellwasser, kehrt von der kostspieligen Cigarre zu Pfeife und Kanaster zurück oder stellt die Dose, so viel es auch Ueberwindung kostet, ferners zur Seite. Die besorgte Hausfrau kündigt der Magd, setzt einen und zwei Tage in der Woche mit dem theueren Fleische aus und wendet jeden Groschen dreimal um, bevor er in fremde Hände wandert. Röcke und Kleider werden gewendet, aufgefärbt, ein frischer Besatz muß die schadhaften Stellen verdecken. Und trotzdem gewahren die Gatten mit Schrecken, wie ihr Etat von Monat zu Monat weniger reicht, während Alle, vom **Marchand tailleur** und Fußbekleidungskünstler bis zum Holzmacher und der Zugeherin sich mit gesteigerten Löhnen gegen die Theuerung wappnen.

Daß Eugen Rohn **par excellence** zur Klasse dieser Stillstandsmänner zählte, bedarf keiner weiteren Versicherung.

Er ging langsam, in tiefe Gedanken versunken, den sogenannten Wasserweg entlang. Er achtete nicht auf das Grollen des Flusses, der hier, durch Dämme und Mauern eingegrenzt, seine Fluthen rascher und tiefer rollt, nicht auf das laute, rege Treiben der Schiffer, welche auf großen Lastschiffen der Stadt Holz, Steine, Kohlen und Früchte zuführen, nicht auf die hohen, alten Häuser, welche den Fluß, der die Stadt in zwei Hälften schneidet, beherrschen und durch ihre südländische, praktische Bauart überraschen. Die Fenster und Thüren der Flußseite münden nämlich in den oberen Etagen auf balkonartige Gallerieen, welche die ganze Länge der Häuser einnehmen.

Von diesen offenen Gängen genießt das Auge die schönste Aussicht auf den belebten Strom. Hier entfaltet sich auch, namentlich an schönen Sommerabenden, ein trautes Familienleben und selbst viele häusliche Arbeiten werden da verrichtet, wie verschiedene Aushängschilde uns verrathen.

Rohn ging mit jedem Schritte langsamer und blieb mehrmals, in tiefe Gedanken versunken, stehen. Es mußte ein sauerer Gang sein, den er vorhatte.

Die Häuser schieben sich enger zusammen. Eine verwitterte Steinbrücke spannt ihre Bogen fast haushoch zum anderen Ufer. Der Fluß macht eine kleine Biegung und treibt die Wellen brandend und schäumend gegen die Pfeiler. Der Wasserweg führt durch den letzten, niederen Bogen der Brücke. Die vorspringenden Mauern desselben und das letzte, etwas zurückstehende Haus bilden einen tiefen Einschnitt.

Hier blieb Rohn stehen und blickte forschend auf den Weg zurück. Als er sich von Niemand beobachtet sah, trat er rasch an die Wand und öffnete eine Thüre, die ob ihres mauerartigen Anstriches von Fremden kaum bemerkt wurde. Eine schmale Holztreppe führte zur Gallerie, auf der ihn nicht weniger als sechs roth und weißgefleckte Königshündchen empfingen und ihm bellend den Weg versperrten. Der Luftzug trug ihm ein starkes, liebliches Aroma entgegen. Die kleinen, hitzigen Kläffer rückten seinen Füßen immer näher, so daß er kaum einen Blick auf die Brüstung der Gallerie werfen konnte. Dort gewahrte sein Auge in langen Doppelreihen und herrlicher Blüthenpracht hohe Fuchsien, mit rothen und blauen Blüthenglocken übersäet, schlanke Pelargonien, Moos- und Theeröschen, buschige Hortensien, die schwermüthig das Blüthenhaupt neigten, üppige Levkojen, Cinerarien und flatterhafte Kapuziner, wuchernde Reseden und Nelken, die von den Herzblättern des schmiegsamen Epheu umschlungen, eine stattliche, lebendige Hecke bildeten.

Auf das Lärmen der Hunde öffnete sich die Thüre zum nächsten Zimmer und eine hohe, näselnde Stimme befreite ihn von den knurrigen Wächtern. „Zampa hierher! — Betty zurück!“ —

Gegen die Gewohnheit dieser meistens verzogenen Thiere parirte das Hundepaar sofort und die Sprößlinge folgten, wenn auch zögernd und kläffend, dem elterlichen Beispiel.

„Ah, Herr Rohn, Sie sind's!“ rief dieselbe Stimme im Tone der Ueberraschung, und ein ält-

Digitized by Google

licher Herr kam zum Vorschein. Die zitternden Hände zogen den hellblauen Frack, den er in der Eile angezogen hatte, vollends über den breiten Leib, das rothe, fleischige Gesicht hob sich von dem mächtigen Kropfe, der aus der steifen Kravatte drang, etwas empor und affektirte eine schalkhafte Miene, die grauen Augen blitzten über die großen, goldgefaßten Brillengläser. Man mußte sich bei diesem Blicke unwillkürlich abwenden. Während das rechte Auge scharf und stechend seinen Gegenstand erfaßte, drehte sich das linke schielend in die Ecke und schob nur das grelle Weiß des Augapfels in die Höhe. Es drängte sich von selbst die Vermuthung auf, daß der korpulente, aber verwachsene Mann die großen Scheibengläser nur trug, um das widerliche Spiel seines Augenpaares zu verdecken.

„Ah, Sie bewundern meine Flora! Lauter seltene Exemplare, die neuesten Farben, mit und ohne Schattirung, Alles gefüllt — eine wahre Pracht! Und den Geruch — he? — Er blies die stumpfe, gedrückte Nase auf, um das würzige Aroma in vollen Zügen einzuschlürfen und brach zum unumstößlichen Beleg seiner Worte in ein erkünsteltes Niesen aus.

„Ja, ja, ich schaue nur so," sprach Rohn mit unverhehltem Staunen, trat einen Schritt näher und ließ sein Auge auf den farbenprächtigen Blumensternen und den zahllosen Knospen ruhen, in deren grünen Wiegen die Blüthen schlummerten und sich wie im ahnenden Traume rührten. „Sie sind wohl als ein großer Hundeliebhaber bekannt, Herr Stillkraut, aber daß Sie auch Blumist sind, ahnte ich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Kurze Zeit darauf schritt des Waldbauers Sohn langsam, in Gedanken versunken, über das Feld. Der schmale Feldweg führte an einem hohen Gehege hin, und der weiche Rasen machte jeden Schritt unhörbar. Plötzlich vernahm er an der andern Seite des Geheges Frauenstimmen. Arglos nahte er sich der Stelle, wo die Stimmen erklangen. Ein heftiges Weinen machte ihn aufmerksam und neugierig blickte er durch eine kleine Oeffnung des Geheges. Die blöde Liese mit ihrer Tochter waren es, welche sich an der anderen Seite unterhielten. Das Mädchen weinte.

„Gestern begegnete er mir," sprach das Mädchen schluchzend, „und er that kaum, als ob er mich je gekannt habe. Kaum daß er guten Tag sagte, dann ging er vorüber. Ich rief ihm nach, aber er behauptete, keine Zeit zu haben."

Konrad wußte, daß von dem Wassermüller die Rede war.

„Gib Dich nur zufrieden," suchte die Alte zu trösten. „Ich habe es längst gemerkt, daß er mit Dir brechen will, und daran ist Niemand schuld, als das fremde Mädchen auf dem Waldhofe. Umsonst geht er jetzt nicht so oft dorthin — ich weiß es genau. Laß mich nur sorgen. Ich werde das Mädchen schon fortbringen. Sie mag hinlaufen, woher sie gekommen ist, und dem Waldbauer möchte ich auch gern eine Freude machen. Er soll mich nicht ungestraft geschlagen haben!"

Beide entfernten sich, und Konrad mochte ihnen nicht folgen, um sich nicht zu verrathen. Die Rache der blöden Alten fürchtete er nicht. Er dachte an den Brief, den sein Vater vor einiger Zeit vor der Hausthür gefunden, und wußte nun, von wem dieser war. Sollte die Rache der Alten in solchen Mitteln bestehen, so waren sie wenigstens nicht gefährlich. Er erwähnte deßhalb auch kein Wort gegen seinen Vater darüber; er selbst wollte bei Gelegenheit der Alten die Lust zu ähnlichen Briefen austreiben.

Am folgenden Abend saß er mit seinen Freunden wieder in der Waldschenke beim Spiel.

„Was macht Margarethe?" hatte ihn der Wassermüller gefragt. Er wußte selbst nicht, weßhalb ihn die Liebe desselben zu dem Mädchen ärgerte, aber kurz hatte er darauf erwiedert: „Was weiß ich es! Ich hab' sie nicht darnach befragt!"

Das Spiel hatte seinen Fortgang genommen, und Konrad war auffallend heiter an diesem Abende, weil ihn das Glück außerordentlich begünstigte.

Plötzlich stürzte der Wirth in das Zimmer und rief: „Auf dem Waldhofe ist Feuer!"

Konrad sprang bestürzt empor. Er war nicht im Stande, um Näheres zu fragen.

„Wer sagt das?" fragte der Wassermüller.

„Ich sage es," entgegnete der Wirth. „Tretet nur vor die Thür und Ihr könnt es sehen."

„Ihr könnt Euch irren. Feuer täuscht bei Nacht!" warf Zeidler ein.

„Ich wollt', Ihr sprächet war," erwiederte der Wirth. „Ich kenne indeß die Richtung des Waldhofes zu genau — ich täusche mich nicht!"

Konrad sprach kein Wort, sondern eilte hinaus. Der Wassermüller, wie der Ziegelbrenner und der junge Ackerbauer folgten ihm. Unwillkürlich bebte er zurück, als er vor die Thür trat und der feurig gefärbte Himmel ihm einen grellen Schein entgegen warf. War es doch, als ob man die Flammen

emporlodern sehe, und in der Richtung des Feuers, so nahe lag nur der Waldhof.

Konrad eilte heim. Die Worte der blöden Liese fielen ihm ein und der Verdacht stieg in ihm auf, daß das Feuer ihr Werk sei. Aber ein anderer Gedanke tauchte gleichzeitig in ihm auf und trieb ihn zur größten Eile; vielleicht war sie — Margarethe — in Gefahr.

Er hatte nicht darauf geachtet, daß der Wassermüller ihm mit derselben Eile folgte. Er wurde von ihm eingeholt.

„Wenn nur dem Mädchen kein Unglück begegnet!“ sprach Zeidler.

Konrad durchzuckten diese Worte. Er vermochte nicht darauf zu antworten, aber noch schneller eilte er dem brennenden Gehöft zu, so daß der Müller ihm kaum zu folgen vermochte. Gleichzeitig erreichten Beide den Waldhof.

In einem an das Haus grenzenden Stalle mußte das Feuer ausgebrochen sein, denn derselbe war bereits von den Flammen vernichtet, die nun auch das Haus ergriffen hatten und überall aus dem Dache hervorschlugen.

Da der Waldhof abgelegen war, hatten sich nur wenige Menschen zur Hilfe eingefunden.

Konrad's Auge durchflog sie. Er sah seinen Vater und seine Mutter, welche scheinbar ganz kopflos in dem Garten neben den wenigen geretteten Sachen standen. Er sah die Knechte und Mägde, welche in wirrer Unordnung, wie noch Alles war, Wasser herbeizuschaffen sich bemühten.

Eine innere Angst erfaßte ihn. Sein Auge glühte und durchflog mit Hast jeden Winkel des Hofes. Konrad stürzte in den Garten, der Wassermüller mit ihm.

„Wo ist Margarethe?“ rief dieser dem Waldbauer zu.

„Allmächtiger Gott!“ schrie die Bäuerin laut, durchdringend auf. „Sie — sie — das Feuer — dort oben.“

Sie zeigte mit der Rechten nach dem Erker des brennenden Hauses und sank erschöpft neben den geretteten Sachen nieder.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Der Scherz als Eheprokurator.) Der Dichter Berthold Auerbach in Berlin schrieb jüngst einem Königsberger Freunde, der sich gerade viel mit der Literatur Moses Mendelssohn's, dessen Geburtshaus in der Spandauer Straße durch eine Inschrift bezeichnet ist, beschäftigt, ein noch unbekanntes originelles Geschichtchen aus dem Leben desselben, das wir unsern Lesern in Kürze mittheilen wollen. Es handelt sich um die Frage, wie kam der verwachsene bucklige Mendelssohn zu seiner reichen und schönen Frau, der Hamburger Kaufmannstochter Gugenheim? Antwort: durch einen geistreichen Scherz! Auf seiner Durchreise nach Wolfenbüttel zu seinem Freunde Lessing lernte der Berliner Philosoph in Hamburg den Banquier Gugenheim und dessen hübsche Tochter kennen, welche Beide ihn längst verehrten und hochschätzten. Auf der Rückreise gestand ihm der Vater offen, daß er lange Zeit den innigsten Wunsch gehegt, durch Heirath mit ihm verwandt zu werden; daraus könne jetzt leider nichts werden, da seine Tochter kein großes Behagen an seinem häßlichen Buckel finde, und setzte hinzu: „Sie werden sich als weiser Mann schon über die Abneigung meines Kindes zu trösten wissen!“ „Lassen Sie mich sie noch einmal sprechen, um von ihr Abschied zu nehmen,“ sagte Mendelssohn und begab sich mit des Vaters Einwilligung vom Komptoir zur Tochter hinauf. Beim Eintritt stürzte ihm dieselbe in großer Aufregung mit der Frage entgegen: „Sagen Sie nur offen, Rabbi, glauben Sie, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?“ „Ja,“ erwiederte Mendelssohn, „so oft ein Knabe im Himmel geboren wird, wird ihm im Himmel seine zukünftige Gattin gezeigt. Und wollen Sie auch wissen, wie es mir ergangen? Als ich geboren werden sollte, wurden Sie mir im Himmel als meine zukünftige Gattin, von einem garstigen Bucket verunstaltet, zugewiesen. Allmächtiger Gott, rief ich, die schöne Gugenheim mit einem Höcker behaftet! Wie wird sie den ertragen? Mir, mir gib ihn, himmlischer Vater, und nimm ihn ihr ab! Der Herr erbarmte sich Ihrer und ertheilte mir die „häßliche Bürde“. Gerührt stand Fräulein Gugenheim auf, gab Moses Mendelssohn einen Kuß und feierte bald ihre Verlobung mit ihm.

Als Kuriosität meldet man, daß es jetzt in der Umgegend von Arles einen Hund mit einem hölzernen Beine gibt. Derselbe gehört einem dortigen Pfarrer. Der Hund bedient sich seines neuen Fußes, ohne auch nur einmal zu hinken. Die **Société protectrice des animaux** hat dem guten Pfarrer für seine Fürsorge eine Medaille verliehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 116.** Sonntag, 25. September **1864.**


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Herr Stillkraut legte die Hände auf den Rücken und sah seinem Gaste mit stolzem, selbstgefälligem Lächeln ins Antlitz.

„Ich muß gestehen," fuhr dieser fort, „es liegt Geschmack im Arrangement, Kenntniß in der Auswahl und selbst ein tüchtiger Kunstgärtner dürfte sich dieser Pfleglinge nicht schämen."

„Nicht wahr? Ha, ha, ha!" stieß der alte Herr kurz hervor und kicherte lustig in sich hinein. „Schönsten Dank für das Lob! Es ist mein Verdienst und auch nicht."

„Also gekauft?"

„Um's Geld — die Welt! Das ist mein Grundsatz. Aber umsonst — ist billiger."

„Ich verstehe Sie immer weniger."

Herr Stillkraut lächelte verschmitzt, lugte zwischen den Zweigen hinab, wie um die Hörweite zu ermessen und sprach mit gedämpfter Stimme: „Dieser schöne Flor steht da, Herr Rohn, erfreut mein Auge und Herz, erneuert sich von Woche zu Woche und ist mir noch dankbar, daß er dastehen und mich entzücken darf."

„Ah — ich beginne zu begreifen. Ein lebendiges Aushängschild . . ."

„Eine neue Spekulation," versetzte Stillkraut würdevoll. „Meine Gallerie ist hoch. Wer die Brücke passirt, muß die Blumen sehen. Man bleibt stehen, bewundert und läßt endlich Erkundigung einziehen. Ich geb' bereitwilligst Auskunft — es ist das meine Pflicht als Kommissionär — preise den Kunstgärtner als ein Genie seines Faches und der Mann macht sein Geschäft dabei."

„Dieser Gedanke ist auch nicht auf den Beeten des Kunstgärtners, sondern in Ihrem spekulativen Kopfe gewachsen."

„Wer fragt darnach? Er rentirt sich für beide Theile und das ist die Hauptsache," versicherte Stillkraut mit süßem Schmunzeln. „Die Blumen ziehen Leute an, man besucht mich, ein Wort, ein Geschäft gibt das andere. Die grüne Wand schützt vor neugierigen Augen. Hier empfange ich Auftraggeber und Bittsteller und habe nicht mehr nöthig, Jeden in mein Heiligthum zu führen. Von hier aus beobachte ich die Brücke und den Fluß, die großen Verkehrsadern des städtischen Lebens, denn ein tüchtiger Kommissionär muß mit Falkenaugen alle Räume umspannen. Ein scharfer Blick, rasches Eingreifen, sag' ich Ihnen, sind goldene Hebel."

Der Kommissionär schlug bei diesen Worten, stolz wie ein Triumphator, auf die Taschen seiner weiten Nankinghose, daß es lustig klang, und hielt im nächsten Momente dem Gaste eine Handvoll blinkender Dukaten unter die Augen. „Unter uns!" hauchte er, von einer plötzlichen Furcht befallen und schob hastig seine Goldstücke wieder ein.

„Sie dürfen außer Sorge sein," versicherte Rohn, dessen Blicke unwillkürlich dem Golde folgten. „Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen, auch wenn mich mein Wort, das ich Ihnen bei Gelegenheit einer schriftlichen Arbeit gab, nicht binden würde."

Der alte Herr stieß einen tiefen, unverständlichen Kropflaut hervor, faßte den Skribenten bei der Hand und zog ihn fort ins nächste Zimmer. Hier drückte er ihn sanft auf einen Sessel nieder, angesichts der possirlichsten Gruppe, die vielleicht je ein Zimmer schmückte. Auf einer altmodischen Kommode standen, wie eine Fahnenwache, um die Standuhr mit den Alabastersäulen geschaart, acht bis zehn ausgestopfte Königshündchen, alle gleich weiß und roth gezeichnet, in den verschiedensten Stellungen. Das vorderste stand etwas vorgebeugt, die linke Pfote auf der Brust, in der Rechten ein Hausköppchen, und begrüßte die Eintretenden mit grinsender Larve. „Das ist unser Joli, unser braver Joli," seufzte Stillkraut

und ſtreichelte das Thierchen, als wäre es noch am Leben. „Unſer guter, braver Joli!“

Rohn nickte.

„Der arme Joli hat uns eigentlich zuſammengeführt.“

Rohn nickte abermals, mit einem Blicke freundlichen Einverſtändniſſes.

„Als ihn der rohe Schiffsknecht in den Kanal ſtieß,“ fuhr Stillkraut bewegt fort, „als ſein Herr rath- und thatlos, in tauſend Nöthen auf dem Quai hin- und herrannte, als die herzloſen Gaffer den Wucherer, den alten Hundenarren höhniſch verlachten, da ergriffen Sie mit ruhiger Ueberlegung eine Ruderſtange und fiſchten das winſelnde Thierchen glücklich heraus.“

„Ich begreife nicht, wie Sie immer auf dieſe Kleinigkeit zurückkommen mögen. Längſt haben Sie . . .“

„Nur ſtill! — ſag' ich,“ unterbrach ihn Stillkraut eifrig. „Ich bin alt genug, um zu wiſſen, was ich thue. Wer Gefühl, wer ein Herz für Thiere hat, der traktirt auch den Menſchen, den Mitbruder echt und recht. Ich habe im Punkte der Untreue Erfahrungen genug gemacht, ich traute zuletzt Niemand mehr als meinen Hündchen, dieſen Freunden ohne Falſch und Hehl. Ihre That aber ließ mich ein fühlendes Herz entdecken und nach jahrelangen Entbehrungen fühlt es ein vereinſamtes Herz doppelt ſüß, Freude und Leid in eine theilnehmende Bruſt ausgießen zu dürfen. Ja, dieſe That hat Ihnen mein ganzes Vertrauen gewonnen und Sie ſind der einzige Menſch auf der Welt, der einen Blick in mein Geſchäft gethan, der Darlehen ohne Schuldſchein, ohne eine geſchriebene Zeile bei mir ſtehen hat. Das iſt noch Keinem gelungen!“

„Ich danke Ihnen . . .“

„Brrr!“ wehrte der Kommiſſionär heftig, — „ich bin im Fluſſe, ich muß mich ausreden. Schon bei Ihrem Eintritte wußte ich, warum Sie kommen, und ich ſage Ihnen, Ihr Wunſch wird erfüllt, wiewohl die Grenze der berechnenden Klugheit von meiner Seite längſt überſchritten iſt. Glauben Sie denn, anderen Supplikanten, die den Helfer in der Noth noch vor einer Stunde keines Blickes würdigten und mit Undank lohnen, hochmüthig auf den Makler niederſehend, ſobald ſie die Flügel wieder heben können, gelingt das auch ſo leicht? Wie oft ſchlägt ihr Bitten und Betteln an taube Ohren und wenn ja, — ſo müſſen ſie ſich vor dem Herrn des Geldes demüthigen. Er ſchreitet wie ein König in ſeinen Gemächern vor ihnen auf und ab, er mißt die armſeligen Kreaturen mit finſteren Blicken und diktirt ſeine Bedingungen.“

Und der Kommiſſionär ſtieg im Gefühl ſeiner Macht vor Rohn auf und nieder und warf ihm aus dem ſpitzen Winkel ſeiner verdrehten Augen durchbohrende Blicke zu. Der Skribent fuhr unwillkürlich zuſammen und athmete tief auf. Er dachte ſich an die Stelle der armen Opfer, welche dieſe Tortur zu beſtehen hatten.

„Na, na!“ rief Stillkraut, ſeine drohenden Bewegungen unterbrechend und legte dem Gaſte freundlich die Hand auf die Schulter. „Es iſt gar und ein Scherz. Wir ſind und bleiben gute Freunde.“

Rohn mußte nun ſelbſt über ſeine Beklemmung lächeln.

„Das gilt ganz anderen Leuten,“ fuhr Stillkraut, mit beiden Händen agirend, fort: „Sehen Sie, der Kommiſſionär, das nützliche, und der Geldverleiher, das unentbehrlichſte Glied in der menſchlichen Geſellſchaft, wird zumeiſt im Leben mit Undank und Verachtung traktirt, und das doppelt und dreifach, wenn ihn die Natur ſo ſtiefmütterlich oder verkehrt ausgeſtattet hat, wie mich. Man glaubt ſich alsdann förmlich verloren und flüchtet tief gekränkt zum Thiere, das ſeinen Herrn treu und zärtlich liebt. Die Zeit bringt Selbſtbeherrſchung, die Zeit bringt auch Roſen. Man erträgt jede Unbilde, wie ein Philoſoph, man geht durch die Reihen der hämiſchen Spötter, ohne links und rechts zu ſehen. Aber auf einmal ſchlägt die Stunde der Rache, des Triumphes, und dann müſſen die hochgetragenen, herzloſen Kreaturen meine Macht fühlen, ſie müſſen betteln — um die Gnade des Verachteten.“

Rohn verneinte mit dem Haupte. „Sie haben Unrecht,“ ſprach er entſchieden und ſah dem wohlbeleibten Geldmann, der ſich im Eifer verſprochen hatte, ernſt ins Geſicht. „Sie haben Unrecht, Sie laſſen Ihrer falſchen Einbildung die Zügel ſchießen, Sie ſchlagen in Ihrem Grolle gegen die Menſchen zu hoch an, was nicht böſer Wille, ſondern Unverſtand ſündigt, und bringen die Achtung, welche die erſten Familien der Stadt Ihrer Thätigkeit und Geſchäftskenntniß zollen, nicht in Anſchlag.“

Der Kommiſſionär ſtand betroffen. Die Worte ſeines Schuldners frappirten und zündeten zugleich. Seine Bruſt hob ſich; ſeine breite Geſtalt ſtrebte in die Höhe, ſeine Augen leuchteten, als er in die Worte ausbrach: „Bei Gott! — Sie haben Recht. Dieſes Vertrauen wiegt ſchwerer als Gold und Silber. Es iſt mein Stolz, die Lichtſeite meines verlaſſenen Daſeins. Gibt es doch keinen Anwalt, keinen Arzt, keinen reſpektablen Geſchäftsmann in der Stadt, der mir nicht ehrend und vertrauend zunickte. Ja, ich ſage es Ihnen, nur Ihnen allein: hohe und niedere Beamte beehren mich mit ihrem Vertrauen,

die höchsten Herrschaften gebrauchen mich zu ihren geheimen Missionen und in meiner Brust ruhen Geheimnisse, von denen sich Niemand etwas träumen läßt. Doch, wozu das Gerede? Sehen Sie, diese Goldfüchse" — er schlug auf seine Taschen — „diese Goldfüchse stammen sammt und sonders von einem großen Unbekannten, der in unserer Stadt wohnt, den sein nächster Nachbar nicht kennt, dessen ganzes Hauswesen aber ich versorge und nach Außen wenigstens allein dirigire."

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Auf Konrad hatten diese Worte einen mächtig erschütternden Eindruck ausgeübt. Er griff mit der Rechten auf die Stirn, und schien unfähig, irgend etwas zu thun.

Da sah er den Müller mit einer Leiter herbeieilen und dieselbe an den Erker des Hauses lehnen. Er zuckte zusammen. Mit wenigen Sätzen war er neben dem Müller, der bereits die ersten Stufen der Leiter erstiegen hatte.

„Mich, mich laß hinauf!" rief er, mit Gewalt den Müller zurückdrängend. Und er stürzte die Leiter hinauf, schlug das Fenster ein und sprang hinein, obschon dichter Rauch ihm entgegendrang.

Es war finster in dem Raume — der Rauch drohte ihn zu ersticken „Margarethe!" rief er laut, mit angstvoller Stimme; zum ersten Male des Mädchens Namen nennend, so lange sie im Hause weilte.

Er rief noch lauter — Alles blieb still. Nur das Knistern der Flammen und das Krachen der zusammenstürzenden Balken antwortete ihm.

Er eilte auf das Bett des Mädchens zu — ein an der Erde liegender Gegenstand hielt ihn auf. Seine Hand tastete in der Finsterniß, sie erfaßte ein menschliches Gesicht — sie — sie mußte es sein.

Mit der Kraft der Verzweiflung hob er die leichte Gestalt des Mädchens empor. „Margarethe!" rief er noch einmal, sie fest an seine Brust gepreßt haltend. Sie antwortete nicht. „Ha! Wenn sie erstickt — wenn sie todt wäre!"

Sie fest umklammernd taumelte er ans Fenster und schwang sich mit ihr hinaus. Nahe dem Ersticken, schöpfte er frische Luft. Das Feuer hatte schon den Erker erfaßt und warf einen grellen Schein auf die, welche er im Arme hielt. Sie hatte die Augen geschlossen — ihre Wangen waren bleich — aber schön sah sie in diesem Augenblicke aus. Er zitterte und vermochte die sonst so leichte Last kaum zu halten.

Als er die letzten Stufen der Leiter glücklich erreicht hatte und rettende Arme ihn und das bewußtlose Mädchen helfend erfaßten, sank er selbst ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf Betten in dem Garten. Seine Eltern standen neben ihm, und seine Mutter schrie freudig auf, als er die Augen öffnete. Wie ein wüster Traum lag es in seiner Erinnerung. Ihm war, als habe er sie gerettet — aus dem Feuer — auf hoher, schwankender Leiter. Sein Auge fiel auf die verlöschenden Gluthen des Feuers — es war also kein Traum. Mühsam richtete er sich empor. Wieder suchte sein ängstlicher Blick eine Gestalt. — Nur wenige Schritte von ihm entfernt saß Margarethe und der Wassermüller stand neben ihr und war um sie beschäftigt. Starr ruhte sein Auge auf Beiden. Margarethe bemerkte ihn nicht. Ihr Antlitz war bleich, leidend.

Da ergriff seine Mutter seine Hand und bat: „Rege Dich nicht auf, Konrad, — Du — Du hast sie gerettet!"

Er erwiederte kein Wort und doch hallte es laut in ihm wieder: „Du, Du hast sie gerettet!" Er hätte sich wieder niederlegen mögen auf das Bett, die Augen sch ließen und träumen, wie er, eine Gestalt im Arme, auf schwankender Leiter niederstieg, wie er in ein Gesicht blickte, das leblos, bleich und doch so schön war!

Auch sein Vater erfaßte jetzt seine Hand und sprach: „Nun Du wieder am Leben bist, Konrad — ja nun ist Alles gut. Nun mag auch niederbrennen, was noch steht! Und sie — Margarethe hat Dir ihr Leben zu verdanken! Es war ein gewagtes Stück, Junge, nun es aber so abgelaufen, so ist es mir lieb, daß Du es vollbracht hast."

„Laß — laß, Vater," erwiederte er halb zerstreut, denn er sah Margarethe auf sich zutreten.

Sie hatte die Augen gesenkt. Auf ihren Wangen war eine leichte Röthe. Zögernd reichte sie ihm die Hand. „Ihr habt mir das Leben gerettet — das — das werde ich nie wieder gut machen können!" Das waren die ersten Worte, die sie zu ihm sprach, leise, stotternd.

Er hatte ihre Hand gefaßt und hielt sie einen Augenblick in der seinen. Sie zitterte. Margarethe schlug ihre dunklen Augen auf, diese begegneten seinem Blicke. Es trieb ihn, empor zu springen und mit Gewalt das Mädchen an seine Brust zu reißen — er konnte es nicht. Der Wassermüller, seine Eltern

Digitized by Google

ſtanden daneben — er ließ ihre Hand ſinken und wandte ſich ſchweigend ab.

Der Waldbauer trat unwillig zur Seite. Er hätte auf die Erde ſtampfen mögen mit dem Fuße. Der Junge blieb ihm unerklärlich. Er brachte ſein Leben in Gefahr, um das Mädchen zu retten und hatte auf ihren Dank nicht ein einziges Wort. Das konnte er nicht begreifen.

In Margarethens Auge war eine Thräne getreten, ſie mußte ſich ſchwer gekränkt fühlen, aber jetzt war nicht die Zeit, ſolchen Empfindungen nachzuhängen.

Das Feuer war durch die herbeigeeilte Hilfe aus den nächſten Dorfſchaften faſt gänzlich bewältigt, zum wenigſten war ein weiteres Umſichgreifen deſſelben nicht mehr zu befürchten.

Die an das Haus grenzenden Stallungen waren ganz niedergebrannt, von dem Hauſe nur das Dach und die oberen Räume.

(Fortſetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Eine Schauergeſchichte aus dem Wiener Prater.) Dieſer Tage miethet ein eleganter, bleicher junger Mann in der Stadt Wien einen Fiaker und befiehlt, ihn nach dem Prater in die Haupt-Allee zu fahren, — gehorſam befolgt der Fiaker ſeines Gaſtes Befehl und lenkt die Roſſe mit jener Grazie, welche nur Kunſtreiter und Wiener Fiaker beſitzen; wollüſtig hingeſtreckt wiegt ſich der bleiche Dandy auf den eleganten, lichten Kiſſen des Wagens. Die Haupt-Allee iſt nicht mehr „Saiſon“, alſo menſchenleer, und als der Fiaker zum zweiten Male am Rondeau anlangt, wendet er den Kopf, um den Herrn im Wagen zu fragen, ob er nicht eine andere Tour befehle. Doch zu ſeinem Entſetzen bemerkt er, daß der bleiche Dandy eine Doppelpiſtole in der Hand hält, den Hahn derſelben aufzieht und den Zeigefinger bedenklich an den Drücker legt. „Ew. Gnaden, was g'ſchieht denn? was thun's denn?“ ruft der beſtürzte Fiaker. „Du ſiehſt es ja,“ antwortet ruhig der bleiche Dandy, „ich will mich erſchießen!“ — „Wär nicht übel!“ eifert der Fiaker, „in meinem neuen, wunderſchönen Wagen, der noch nicht einmal bezahlt iſt! Haben's im Prater vielleicht nicht Platz genug?“ — „Du haſt Recht, wack'rer Mann,“ ruft der Dandy, und aus dem Wagen ſpringend eilt er ins Gebüſch, der Fiaker aber, grauſend vor dem Knall,

— der den Fall
Eines Menſchen ſoll bedeuten,

haut in die Pferde und fliegt nach dem Praterſterne, um einen Polizeimann zu requiriren; allein weder dieſer noch ſonſt Jemand fand einen Erſchoſſenen, der Fiaker durchlas täglich alle Blätter, um den „Selbſtmord im Prater“ zu finden, bis er endlich zu ſeinem Aerger die Einſicht erlangte, er ſei das Opfer eines Schwindlers geworden, der — umſonſt im Prater ſpazieren fahren wollte.

## Guter Kaffee.

Ein Diener treu wie Gold, doch von beſchränktem Geiſte,
Der nur bemüht, beſorgt für ſeines Herren Wohl,
Erlernte, als ſein Herr auf kurze Zeit verreiste,
Wie man Kaffee recht gut und ſchmackhaft kochen ſoll.

Oft hat er nachgedacht, wenn früh er ſolchen holte
Vom fernen Kaffeehaus, der kalt wurd' und war ſchlecht,
Wie dies zu ändern wär', — wie man es machen ſollte,
Daß man ihn warm bekäm', ohn' Surrogat und echt?

Da kam es über ihn, du mußt ihn ſelber brauen!
Er ſieht's, wie viel man nimmt, wie man ihn übergießt
Durch einen woll'nen Sack; — wie wird ſein Herr jetzt ſchauen,
Wenn aus der Kanne ihm ein Kaffee duftend fließt!

Und daß es billig blieb, viel Koſten nicht erſcheinen,
So nahm zum Kaffeeſack, was er gar fein erdacht, —
Vom woll'nen Sockenpaar, das er beſaß, den einen;
Er trug's zwar lang; — doch gern als Opfer wird's gebracht.

Sein Mühen lohnte ſich; — der Herr mußt' freudig ſagen:
„Daß eigens ſchmeckend zwar, doch ſehr gut der Kaffee.“
Es ging da auch, wie oft, der Menſch kann viel vertragen,
Wohl Vieles äß' man nicht, wenn man es kochen ſäh'! —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Dienstag, 27. September 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

„Diese Goldfüchse stammen von einem Unbekannten?" fragte Rohn ungläubig.

„Es ist so!" sprach Stillkraut in seinem tiefsten Tone und faltete die fleischigen Hände über seinem Leibe. „Ja, Sie sollen den Hergang erfahren, Sie allein! — Ich luge Abends wie gewöhnlich durch meine blühenden Gardinen. Auf der Brücke steht ein bärtiger, absonderlicher Kamerad, weiß wie ein Eisbär, und mustert links und rechts die Häuser mit forschendem Blicke. Der Patron ist fremd — denke ich bei mir, — er muß etwas suchen. Ein Kommissionär darf keinen Schritt und keine Mühe scheuen. Ich trete durch die Vorderthüre auf die Straße, komme wie zufällig auf die Brücke, an die Seite des Fremden. Es ist ein barsches, brummiges Mannsbild, aber — nur Geduld! — die Worte finden sich allgemach und das Geschäft auch. Am anderen Morgen kaufe ich das ganze Kranzfelder'sche Haus sammt Garten, in der Stille der Nacht geschieht der Einzug, und was seit acht Tagen in das Haus kommt, spaziert durch meine Hände."

„Das alte Kranzfelder'sche Haus stößt ja rückwärts an meine Wohnung," bemerkte Rohn verwundert. „Ich gehe doch täglich vorbei, allein es liegt so still und düster da, ausgestorben wie seit Jahren."

„Ja, wer da hineinsehen könnte!" seufzte Stillkraut bekümmert und sein Kinn senkte sich über den entstellenden Auswuchs des Halses. „Die ganze Woche schon zermartere ich meinen Kopf, sondire und grabe im Stillen wie ein Maulwurf, ohne auch nur den Schein einer Fährte zu entdecken. Reich ist der Fremde, grundreich, denn Alles wird flott in Gold bezahlt, aber unsichtbar, total unsichtbar und undurchdringlich ist er auch. Niemand sah ihn einziehen, kein Auge erblickte ihn seitdem. Mitten im Hausplatze ist eine Barrière aufgerichtet und diese passirt Keiner. Der alte Murrkopf, jedenfalls der dienstbare Geist des Unsichtbaren, hält streng Wache. Gestern wagte ich es, ganz vorsichtig, ganz von fern auf den „gnädigen Herrn" anzuspielen. Da warf mir der Graue einen wilden, fürchterlichen Blick zu, der mir das Blut in den Adern erstarren ließ. Ich frage zum zweiten Male nicht mehr."

„Jedenfalls ein unglücklicher Mensch," meinte Rohn, der mit dem Fremden Mitleid fühlte, wiewohl er die Ursache seines Schmerzes nicht kannte. „Das Unglück sucht die Einsamkeit, es scheut die neugierigen Blicke der Welt. An Ihrer Stelle würde ich nicht weiter forschen, sondern mich des ehrenden Vertrauens selbst einer landfremden Herrschaft und des schönen Verdienstes erfreuen."

„Bah! — ich muß wissen, mit wem ich zu thun habe. Und dann," setzte der Kommissionär mit wichtiger Miene bei und erhob bedeutungsvoll die Hand, „an ein Unglück, wie Sie voraussetzen, glaube ich nicht. Die Fäden dieses Geheimnisses liegen tiefer. Entweder ist der Unsichtbare ein Pseudoprinz, dem die Rache des legitimen Hauses wie einem Kaspar Hauser auf den Fersen folgt, oder ein fahnenflüchtiger General, dem der Feind seinen Verrath theuer genug bezahlt hat, oder ein hoher, politischer Flüchtling aus fernem Lande, der in diesem Winkel der Erde Sicherheit sucht, oder ein rabiater Engländer, der sich die fire Idee in den Kopf gesetzt hat, so und so viele Jahre Niemand sehen zu wollen."

Mit diesem Ausspruche, welcher der Phantasie einen weiten Spielraum eröffnete, schienen die beiden Herren am Ende ihrer Weisheit angelangt. Sie schwiegen. Stillkraut wandte sich nach der Kommode, pfiff leise durch die Lippen und liebkoste seinen Joli, den er nicht vergessen konnte, und dann der Reihe nach dessen stumme Gefährten.

Digitized by Google

Der Skribent sann still vor sich hin, ob über das Mißgeschick des geheimnißvollen Fremden oder sein eigenes, vermögen wir nicht zu bestimmen. Das letztere behielt jedenfalls die Oberhand, als er sich erhob und dem Kommissionär zum Abschied die Hand reichte. „Herr Stillkraut," sprach er langsam und stockend, „Ihre Vermuthung von vornhin ist leider zu richtig. Sie sind doch nicht ungehalten?"

„Warum sollt' ich? Ihr Kredit läuft, wie schon oft gesagt, bis zu 300 fl. Er ist noch nicht erschöpft. Wie viel bedürfen Sie?"

„Nun, zwei solche Füchslein," meinte Rohn mit schmerzlichem Lächeln, ohne den Satz zu vollenden.

„Nein, nein!" wehrte der Kommissionär mit Hand und Wort, „keine Füchslein, sondern den Werth in klingender Münze. Kaum aus dem Hause, zerschlagen Sie die blanken Fürstenköpfe in elende Scheidemünze, während sie sich bei mir warm betten und ihre Brüder sammeln."

Mit diesen Worten öffnete Stillkraut die Kommode und ließ ein Röllchen Geld in die Hand seines Freundes gleiten.

„Sobald ich mein Ziel erreiche," versicherte der junge Mann, während ein leichtes Roth seine bleichen Wangen überflog, „so werden Sie gewiß sehen, Herr Stillkraut, daß mein . . ."

„Kein Wort mehr!" gebot dieser entschieden. „Ich kenne Sie und Sie kennen Ihren Kredit bei mir. Sie können ihn erschöpfen, bis bessere Zeiten kommen, und werden von mir wenigstens niemals gedrängt werden."

Rohn schied mit herzlichem Danke. Frohbewegt eilte er des Abends nach vollbrachtem Dienste heimwärts und schüttelte, ohne eine Silbe zu sprechen, alles Geld seiner kranken Frau, die noch auf ihrem Platze saß, in den Schooß, daß es lustig klang und einen lichten Freudenstrahl in ihre harten Züge zauberte.

Mit einem Male ward Leben in der kleinen Wohnung, Frau Crescenz verließ ihren Stuhl und kommandirte, die älteren Kinder flogen fort und kamen wieder, das Feuer knisterte und prasselte im Kamin, der Tisch wurde gedeckt und die Mutter selbst trug ein reichliches Mahl auf, wie diese Wände seit längerer Zeit nicht mehr gesehen hatten.

Der Vater sah dem Eifer und unvergleichlichen Appetit der Seinen mit stillem Vergnügen zu. Er selbst konnte nichts genießen und zog sich unbemerkt in sein stilles Heiligthum zurück.

## III.

Fahr' hin, du Welt voll Liebestrug!
Ich lieb' nur dich, du süßes Weh!
Mein Aug', nun weine dir genug,
Mein blutend Herz in Stücke geh'! —

O. v. Redwitz.

Das sind harte Tage, die man als Supplikant, sobald einmal das Bittgesuch vom Stapel gelassen ist, in zweifelhafter Erwartung einer noch zweifelhafteren Anstellung hinbringt. Bangen und Hoffen zermartern den aufgeregten Geist, tausend quälende Zweifel und Bedenken, muthloses Harren, selten durchleuchtet von einem schwachen Hoffnungsschimmer, und das ungestüme Verlangen nach endlicher Entscheidung machen die Stunden zu Tagen, die Tage zur Ewigkeit. Da und dort tauchen Privatnachrichten auf. Landfremde Namen werden dabei genannt und unser Herz zieht sich krampfhaft zusammen. Muthwillige Spötter, die sich das Ansehen von „Eingeweihten" zu geben wissen, und herzlose Neider leihen der Fama bereitwillig ihre Dienste und rapportiren als blanke Münze vage Gerüchte, die von uns gierig aufgefaßt werden, die aber von Allem eher, als von unserer Person erzählen. Man stellt sich stark, man hört sie scheinbar mit Gleichmuth an, während schneidender Schmerz die Brust durchzieht und man den Colporteur für seine freundlichen Mittheilungen zu Boden schlagen möchte.

Eugen Rohn mußte alle diese Anstellungsstadien, die Folter beständiger Angst und Sehnsucht, den Wechsel zündender Hoffnung und tiefster Niedergeschlagenheit durchkämpfen. Sein Name nämlich und der seiner Kollegen von demselben Gerichte wurde im Laufe der Tage von Niemand genannt, wenn auch die muthmaßliche Liste der Glücklichen, der Taxbeamten in spe, noch so verschieden und umfassend lautete. Manchmal freilich bauten die Leidensgefährten im Vertrauen auf das Amtsgeheimniß all ihre Hoffnung gerade auf dieses Nichtnennen, um sich im nächsten Momente wieder um so kleinmüthiger unter das unsichtbare Damoklesschwert der Entscheidung zu beugen. Der Herr Registrator und die drei anderen Mitbewerber zählten jeden Tag im stillen Selbsttroste ihre Protektoren nach, während Rohn, welcher sich dieser unschätzbaren Hilfstruppen nicht erfreute, sich auf das schwache Rohr seiner langjährigen Dienstleistung stützte.

Eugen Rohn hatte, wie man sagt, eine unruhige Nacht verbracht. Schwere Träume störten seinen Schlaf und ließen ihn mehrmals erschreckt vom Lager auffahren. Noch am frühen Morgen, als die Strahlen der Sonne längst die Kreuze und Bogen der Grab-

Digitized by Google

steine mit goldenem Schimmer umsäumten und in seine verhängten Fenster blitzten und die munteren Rothkehlchen ihm vergeblich ihr freundlich lockendes „zschip-zschip!“ zuriefen, sah er sich in einem feuchten, dämmerigen Kerker, dessen Fußboden sich lautlos hob, während die Decke sich stetig senkte. Enger und enger wurde der Raum. Er stemmte die Füße auf den Boden, beide Hände in die Höhe und rang mit aller Kraft. Vergebens! Boden und Decke rückten, von einer unsichtbaren Macht getrieben, sich immer näher, sie preßten ihn zusammen. Der Athem ging ihm aus, er hörte das Krachen seiner Knochen und — erwachte mit lautem Stöhnen, den kalten Angstschweiß auf der Stirne. Der Träumer sah sich bestürzt um und athmete froh auf, als er die Wände seines Stübchens erkannte und sie so ruhig und fest dastehen sah.

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Der Waldbauer, der durch den ersten Schreck seine Fassung verloren, hatte sie jetzt vollständig wieder. Er war auffallend ruhig. Gegen den Schaden, welchen das Feuer angerichtet hatte, war er völlig gedeckt, weil er sein ganzes Gehöft in einer Feuerversicherung eingekauft hatte und ohnehin mit dem Plane umging, sein Wohnhaus im nächsten Jahre neu zu bauen.

Wie das Feuer in dem Stalle hatte entstehen können, blieb ihm ein Räthsel. Eine Nachlässigkeit oder ein Versehen war nicht möglich und an eine muthwillige Brandanlegung mochte er auch nicht denken.

Mit Konrad sprach er darüber nicht. Der saß, in Gedanken versunken, noch immer in dem Garten, scheinbar theilnahmlos gegen Alles, was um ihn vorging.

Der Morgen war hereingebrochen. Die zur Hilfe herbeigeeilten Bewohner der nahen Ortschaften hatten sich fast sämmtlich wieder heimbegeben, weil das Feuer keine Gefahr mehr darbot. Es war wieder ruhiger auf dem Waldhofe geworden, obschon dieser das Bild der größten Unordnung und Zerstörung darbot. Der Anblick nach einem Feuer macht immer einen traurigern Eindruck, als das Feuer selbst.

Der nächste Gedanke, der sich dem Waldbauer aufdrängen mußte, war der, wo er sich und die Seinigen unterbringen wollte. Es war noch Winter, und wenn das Wetter augenblicklich ein mildes war, so konnte doch jeder Tag Frost und Schnee zurückbringen. Das verhehlte sich auch Steffen nicht, und mit Besorgniß blickte er auf die stehengebliebenen Reste des Hauses, in denen es allerdings trostlos genug aussah. Man hatte das ganze Haus als einmal dem Feuer verfallen angesehen, und deßhalb weder Thüren noch Fenster geschont, um die in den Zimmern enthaltenen Sachen um so leichter zu retten.

„Hier könnt Ihr nicht bleiben,“ sprach der Wassermüller, der noch zurückgeblieben war, zu dem Waldbauer. „Das ist eine Unmöglichkeit. Was vom Hause noch steht, sieht schlimm genug aus, und in der Scheuer könnt Ihr kein Unterkommen suchen, denn es ist Winter!“

„Das ist es ja!“ entgegnete Steffen. „Wenn's im Sommer gekommen wäre, wäre ich nicht in Verlegenheit gekommen. Aber jetzt! Es ist nicht einmal Zeit, mit dem Neubau zu beginnen! Ich weiß in der That noch nicht, was ich beginnen soll!“

„Laßt den Muth nicht sinken!“ rief der Müller. „Ohne Unbequemlichkeit geht's nun einmal für Euch nicht ab, aber ein Ausweg ist schon gefunden. Mein Haus ist groß genug, um Euch Alle aufzunehmen. Ihr, Eure Frau, Konrad, Margarethe, die Mägde — Ihr Alle findet Platz genug. Die Knechte mögt Ihr hier lassen, damit Jemand zur Nachtzeit da ist. Von der Mühle bis hierher ist ja nicht weiter als eine halbe Stunde, die mögt Ihr leicht täglich ein paar Mal machen, um hier auf Ordnung zu sehen! Schlagt ein, Steffen! Ihr sollt willkommen sein!“

Konrad hatte das ganze Gespräch gehört, ohne ein Wort hinzuzufügen. Er hatte auch bemerkt, wie des Müllers Augen, als er dieses Anerbieten machte, Margarethe gesucht hatten. Schnell entschlossen stand er auf, und ehe sein Vater noch seine Zustimmung geben konnte, sprach er mit Bestimmtheit: „Wir bleiben hier.“

Zeidler blickte ihn überrascht an. „Hier willst Du bleiben? — Wo denn? — Das ist unmöglich!“

„Wir bleiben hier!“ wiederholte Konrad noch einmal mit derselben Entschiedenheit. „So schlimm sieht's in dem Hause nicht aus, denn Thüren und Fenster sind in einem Tage wieder hergestellt.“

„Ich will mein Haus nicht aufdrängen,“ warf der Müller, über diese kurze entschiedene Ablehnung empfindlich, ein. „Ich will Dir nichts vorschreiben, Konrad, wenn Du einmal nicht Lust hast, den Hof zu verlassen. Aber die Frauen können jetzt unmöglich hier bleiben. Laß sie zum wenigsten so lange in mein Haus ziehen, bis hier Alles einigermaßen wieder hergestellt ist. Meint Ihr nicht auch, Steffen?“

Digitized by Google

Auch der Waldbauer war über das entschiedene Auftreten seines Sohnes, welches ihm sonst freilich nicht fremd war, überrascht, weil er es nicht begriff, denn des Müllers Anerbieten schien ihm sehr dankenswerth. Zeidler besaß ein geräumiges neues Haus, von dem er, weil er noch unverheirathet war, nur einen kleinen Theil für sich benutzte.

„Ihr habt nicht Unrecht," erwiederte der Waldbauer zögernd, Konrad dabei anblickend. „Es ist Winter — zum wenigsten die Frauen. Wir Männer können uns leichter behelfen."

Um Konrads Mund glitt ein spöttisches Lächeln. „Ich denke, was einmal zusammengehört, das bleibt auch beisammen," sprach er. „Den einen Tag werden die Frauen wohl ertragen können; es gibt ja hier Arbeit genug für sie, und morgen soll es hier schon ganz anders aussehen. Es ist noch nicht so schlimm, wie Ihr es Euch vorstellt!"

Der Waldbauer schwieg.

„Nun, wie Du willst," entgegnete Zeidler, innerlich erbittert, weil er Margarethe gar zu gern in seinem Hause gehabt hätte. „Mein Interesse ist es ja nicht. Ich halte dafür, man solle eine dargebotene Hilfe nicht so kurz ausschlagen. Mir kann ja Alles recht sein."

„Und ich halte dafür," erwiederte Konrad mit derselben Bestimmtheit, „man soll eine dargebotene Hilfe nicht annehmen, wenn man sie nicht nöthig hat, um sich nicht unnöthigen Dank aufzubürden. Jeder nach seiner Art — ich halte an der meinigen fest."

Zeidler schwieg.

„Konrad mag nicht so Unrecht haben," warf der Waldbauer vermittelnd und beruhigend ein. „Es wird wohl nicht so schlimm sein, als es jetzt erscheint, und Euch würde es eine große Last bringen, wenn wir Euer Anerbieten annähmen. Ich nehme den Willen für die That! Laßt es Euch gedankt sein."

Er reichte dem Müller seine Hand dar, die dieser zögernd annahm, denn um solchen Dank war es ihm nicht zu thun gewesen.

„Nun ja — Jeder nach seiner Art!" sprach er kalt und verließ den Waldhof.

(Fortsetzung folgt.)

## Gemeinnütziges.

(Waschen des Kaffees.) Schon vor mehreren Jahren empfahl mir — schreibt eine deutsche Hausfrau — ein Bewohner des Caps der guten Hoffnung das Waschen des Kaffees, da er täglich mit ansehe, wie unreinlich die Neger bei der Bearbeitung desselben verfahren. Ich befolgte seither seinen Rath und befand mich gut dabei. Nicht nur überzeugte ich mich, daß dadurch ein Schmutz von dem Kaffee entfernt wird, von dessen Dasein ich vorher keine Ahnung hatte, sondern fand den auch nicht unbedeutenden Nutzen, daß 1 Loth von dem gewaschenen Kaffee ungefähr die Kraft habe, als $1^1/_2$ Loth vom ungewaschenen; jedoch darf derselbe nicht zu braun geröstet oder gebrannt werden. Die Mühe dabei ist klein. Sind zuerst alle schlechten Bohnen, Steinchen ꝛc. aus dem Kaffee gelesen worden, so wäscht man denselben durch 1—2 nur lauwarme, ja nicht heiße Wasser, und läßt ihn dann, auf einem reinen Tuche oder Papier ausgebreitet, abtrocknen. In Vorrath zu waschen, fand ich nicht rathsam, da er leicht noch einige Feuchtigkeit behalten und dann schimmeln würde. Bei der Gelegenheit entdeckt man auch, ob der Kaffee gefärbt sei, was leider nicht selten und bei den am höchsten im Preise stehenden Sorten meist der Fall ist. Derselbe färbt das Wasser grünlich und hinterläßt auf dem Papier, auf dem er getrocknet wird, dergleichen Flecke. Ohne Zweifel ist diese Farbe der Gesundheit nachtheilig, und es verdient also auch in dieser Beziehung das Waschen des Kaffees alle Beachtung.

## Mannigfaltiges.

Berlin. Dieser Tage ging eine elegant gekleidete junge Dame die Prinzenstraße entlang. Nicht weit vom Moritzplatz verspürte sie plötzlich am Hinterkopf eine brennende Wärme, gleichzeitig wurde ihr der Hut vom Kopfe gerissen. Ein der Dame folgender Herr hatte an der hintern Krämpe des Hutes mehrere glimmende Brandstellen entdeckt, welche sich immer mehr ausdehnten. Schnell entschlossen, riß er der Dame den Hut vom Kopfe. Bei näherer Untersuchung fand sich zwischen dem Hutbande und dem Strohgeflecht ein noch brennender Cigarrenstummel vor, welcher, jedenfalls aus einem Fenster geworfen, statt auf das Straßenpflaster niederzufallen, den Strohhut getroffen hatte.

In Leipzig haben Dienstmänner ein Gesangs-Quartett gebildet, das auf Verlangen dem Publikum etwas vorsingt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 118.** Freitag, 30. September **1864.**


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Die düsteren Bilder der Nacht pflanzten sich auf den Tag fort. Langsam schlich Rohn das Trottoir entlang nach seinem Bureau. Das helle Tageslicht, die glänzenden Sonnenstrahlen, das geschäftige Treiben der Leute genirte ihn. Er senkte den Blick zu Boden und trotzdem strauchelte sein Fuß über die Steine. Gleich der Schwüle, die Gewittern vorangeht, umfing ihn eine drückende, unerklärliche Stimmung. Er hätte tief aufseufzen mögen und wußte nicht, warum; es lastete ihm mit Zentnerschwere auf dem Herzen, ohne daß er's enträthseln konnte.

Gedrückt betrat Rohn das „Reich der Sporteln", wie er manchmal seine Schreibstube nannte, stellte den Hut vorsichtig auf ein weißes Blatt Papier, streifte die blauen Schreibärmel an die Arme und griff mechanisch nach dem Staubbesen, wie er jeden Tag zu thun pflegte. Er blies und kehrte geschäftig da und dort, um wenigstens das Plätzchen, wo er saß, seinen Pult und Tisch gegen den siegreich vordringenden, unüberwindlichen Staub zu vertheidigen, der selbst seine beiden Fuchsien mit einer weißlichen Schichte überzogen hatte. Zum Schlusse schlug er, wie um seiner gedrückten Stellung Luft zu machen und sich selbst zu ermuthigen, mit der Kehrseite des Besens auf einen Stoß alter Akten, der noch vom vorigen Tage dalag, daß es laut dröhnte. Wehe dem Armen! Eine dichte Staubwolke wirbelte zornig empor, tanzte und wogte im Sonnenstrahl und drohte Alles zu verhüllen. Der Attentäter bereute seinen unüberlegten Angriff zu spät.

Das ist nicht der grobkörnige Chausséestaub, der dem Wanderer in das Gesicht fliegt, nicht der trockene Staub des Feldes, welchen ein leichter Regen tilgt, nicht der flockige Staub des behaglichen Wohnzimmers, welchem die Magd allmorgentlich mit Wasser und Wischer steuert, nicht der heiße Staub der Wüste, den der Samum packt und in die Luft wirbelt. Nein! Dieser Staub ist ein feiner, flüchtiger, ein präparirter und unbesiegbarer, er ist — ein Kulturstaub. Dieser Staub ist das unscheinbare und doch stärkste Bindemittel im Amte. Er schlingt um Alles, was dem Dienste geweiht ist, das unzerreißbare Band des stillen Einverständnisses und Sichvergnügens. Er kommt nicht zur Thüre und nicht zum Fenster herein — das Bureau selbst ist seine Geburtsstätte. Er wird im Amte, gewissermaßen aus sich selbst gezeugt. Die Akten sind seine Wiege, die Akten sind seine Heimath und sein Horst. Hier entpuppt und vermehrt er sich, ruht behaglich auf ihren Deckeln und schiebt seine Pioniere in sie hinein. Die vergilbten Blätter, welche der Bureaumann und Gelehrte mühsam durchforscht, — sie sind sein Werk. Und wer es wagen sollte, ihn aus seinem Heimgarten zu vertreiben, wird an dem Brennen seiner Augen, dem Spannen und Husten seiner trockenen Brust bald genug fühlen, daß er es mit einem starken, grausamen und unüberwindlichen Feind zu thun hat.

Während noch Rohn dem Ausbreiten des rebellischen Staubes zusah, wurde seine Thüre heftig aufgestoßen, ein kleiner, kahlköpfiger Herr stürmte herein, das volle Gesicht vor Aufregung glühend, die große Messingbrille auf der äußersten Grenze der breiten Nasenspitze. „Da — da steht er und träumt!" rief der kleine Mann heftig und streckte die zitternden Hände vor sich hin. „Wissen Sie es denn noch nicht? Sie haben ausgesportelt und ich — ich hab' ausregistrirt! Ein fremder Schnapphahn, eine gänzlich unbekannte Finanzgröße, der Privatsekretär von dem und dem gnädigen Herrn, ist an diesem Gerichte Tarbeamter geworden. Wir sind durchgefallen, insgesammt durchgefallen! Das haben wir der „tadellosen Aufführung," dieser sauberen Qualifikation des Herrn Amtsvorstandes zu

danken. Mein Freund Kunz schreibt mir, daß ihm der Referent offen erklärte, unsere schlecht qualifizirten Gesuche **ad acta** legen zu müssen, wenn er nicht gegen die zahllos vorliegenden, vorzüglichen Qualifikationen ein himmelschreiendes Unrecht begehen wolle. Da haben Sie's nun! Aber ich — ich lasse mir das nicht gefallen. Ich protestire, ich gehe an's Ministerium, ich appellire bis zum König."

Mit diesen Worten schoß der kahlköpfige Herr wieder zur Thüre hinaus, um mit derselben Vehemenz in ein anderes Zimmer zu brechen und einem anderen Unglücksgefährten seine Hiobspost zu bringen.

Rohn stand einige Zeit starr, regungslos, wie eine Marmorstatue. Endlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, um den wüsten Traum zu verscheuchen. Er trat zögernd an sein Pult, als gehöre er nicht mehr an diesen Platz, er langte mechanisch nach der Feder und sah mit scheuen Blicken auf sie und sein Journal. Die Zahlen und Buchstaben tanzten vor seinen Augen. „Immer und immer Privatnachrichten," hauchte er vor sich hin, den letzten Hoffnungsstrahl erhaschend. „Es kann nicht sein. Ich will zuwarten, ich muß es schwarz auf weiß . . ."

Die Thüre öffnete sich abermals und der krause Wollkopf eines Laufburschen schob sich mit der lakonischen Meldung durch die Oeffnung: „Zu Seiner Gnaden dem Herrn Landrichter!" — und verschwand wieder.

Der Skribent zuckte zusammen. Eine düstere Ahnung sagte ihm, was bevorstand. Sein Blut kreiste rascher, drängte im Sturmlauf beklemmend nach seinem Herzen, seine Kniee wankten, als er dem Rufe des Boten folgte.

Der erste Gegenstand, auf welchen beim Eintritte in das Bureau des Herrn Landrichters der Blick des Skribenten fiel, war ein blonder Herr, welchen er im Laufe der zwei letzten Tage wiederholt von seinem Fenster aus beobachtet hatte. Der junge Mann mit dem Augenzwicker und dem zierlich gedrehten Schnurrbärtchen, welcher das Amthaus jedes Mal so scharf und auffallend fixirte, hatte also doch etwas in dem Gerichte zu suchen gehabt und nur den rechten Zeitpunkt erwartet. Er lehnte nachlässig, mit gekreuzten Armen am Tische des Gerichtsvorstandes, wie etwa ein langjähriger Freund desselben und musterte den Schreiber mit halb überlegener, halb gleichgiltiger Miene.

Herr Landrichter Nebelthau erwiederte die demüthige Verbeugung des Eingetretenen mit einem tiefen Laute, der die Mitte zwischen Brummen und Räuspern hielt, legte die ernsteste Amtsmiene an und zog die Brauen in finstere Falten. Ohne den Blick nur ein einziges Mal von dem Dekrete zu erheben, welches vor ihm auf dem Tische lag, ließ er sich langsam und feierlich also vernehmen: „Durch die Gnade unseres Herrn und Fürsten ist Herr Privatsekretär Hugo v. Mylius" — er machte eine leichte Verbeugung nach dem Genannten — „zum Tarbeamten an diesem Gericht ernannt worden und bereit, angesichts Dieses seinen Dienst zu übernehmen. Sie werden also die Uebergabe und zwar ohne Unterbrechung sofort vornehmen. Nachdem aber der Herr Tarbeamte nach seiner eigenen Angabe im Finanzfache seither nicht gearbeitet hat und um jedwelche Störung im laufenden Dienste zu vermeiden, werden Sie sich für die nächste Zeit mit jeder Aufklärung und sonst nöthiger Hilfeleistung bereitwilligst parat halten und zugleich von morgen ab, da eine Verminderung des Kanzleipersonals dringend geboten erscheint, Ihren früheren Posten in der Kanzlei wieder übernehmen, womit natürlich die seitherige Extragratifikation nicht mehr verbunden sein kann."

Der Amtsvorstand schwieg, der neue Tarbeamte zuckte spielend mit den Mundwinkeln und der Skribent verbeugte sich, er wußte selbst nicht warum. Jedenfalls sollte es kein Zeichen der Zustimmung und noch weniger des Dankes sein. Ein gemessener Wink der landrichtertichen Hand und er zog sich zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Als Rohn wieder in seine Schreibstube trat, entrang sich ein tiefes, schmerzliches Stöhnen seiner Brust und er wand die Hände wie ein Verzweifelnder. Doch im nächsten Momente stand er ruhig da. Ein neuer Gedanke schien seine ganze Seele zu erfüllen. Er hob den Blick zum Himmel und aus den großen Augen brach ein lichter, glänzender Freudenstrahl, der verklärend wie Morgensonnenschein das bleiche Antlitz durchdrang. Es war ein stummer Aufblick des heißesten Dankes zu Gott, daß er, dem Andringen seines Weibes widerstehend, auch in den schwersten Tagen der Noth keinen Kreuzer aus der ihm anvertrauten Kasse entnommen hatte.

Die Uebergabe, welche dem Befehle gemäß ohne Unterbrechung stattfand, dauerte fast bis zum Bureauschluß am Abend. Um die Mittagsstunde ließ der neue Tarbeamte Imbiß und Wein vom nächsten Gasthofe bringen und machte sich eifrig darüber her. Er lud auch den Skribenten ein, schenkte ein zweites Glas voll und stieß mit ihm an. Rohn that Bescheid und nippte, um nicht unhöflich zu erscheinen, aber der Wein brannte wie Feuer auf seinen Lippen und das schrille Klingen der Gläser hallte fort in seinen Ohren und weckte ein klagendes Echo in seinem Herzen — es war ja das Grabgeläute seiner letzten Hoffnung. Rohn mußte sich zusammennehmen,

um Sportel- und Brandassekuranz-Kasse, Protokollposten und durchlaufende Posten, Stempelvorrath und Paßformularien, Arbeits- und Dienstbotenbücher, Sparkasseeinlagen, Kollektengelder und wie die Gefälle alle heißen mögen, zu übergeben. Wenn aber nach dem Abschlusse und Auszählen die Zahlen und Münzen jedes Mal auf Kreuzer und Heller stimmten, da sah er wohl einen Augenblick frei und stolz auf, um im nächsten mit einem verhaltenen Seufzer desto muthloser in seinen Jammer zurückzusinken.

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Ein neuer Geist schien mit einem Male über Konrad gekommen zu sein, so entschieden, rasch und umsichtig zeigte er sich plötzlich. Mit Hilfe einer Anzahl zurückgebliebener Bauern löschte er die letzte glimmende Gluth des Feuers, um jedem neuen Wiederauflodern desselben vorzubeugen. Dann reinigte er das Haus von den Trümmern des Brandes und suchte die untern Zimmer so weit als möglich wieder wohnlich herzustellen.

Seiner Energie gelang, wozu sonst vielleicht Tage erforderlich gewesen wären. Als der Abend hereinbrach, konnten sie wieder einziehen in ihr altes Wohnzimmer. Freilich war die Thür nur nothdürftig zusammengenagelt, und die Fenster zum Theil noch mit Brettern verstellt, aber in dem Ofen brannte wieder ein wärmendes Feuer und Alles stand wieder auf seinem alten Platze wie früher.

„Du hast recht gethan," sprach der Waldbauer, „daß Du Zeidler's Anerbieten ausgeschlagen. So sind wir in dem Unsrigen, und es hat sich Alles noch gut genug herausgestellt!"

Konrad erwiederte nichts, denn seine Mutter und Margarethe richteten den Tisch zum Abendessen her.

Zum ersten Male seit langer Zeit ruhte sein Blick ruhig auf Margarethens Antlitz. Der Schrecken der letzten Nacht hatte seine Spuren auf ihren Wangen zurückgelassen, aber diese durchsichtige Blässe gab ihr ein fast verklärtes Aussehen. Sie schlug die Augen auf, senkte sie aber sofort wieder, als sie seinem Blicke begegneten. Ein röthlicher Hauch überflog ihr Gesicht. Konrad bemerkte es, er wandte sich ab und wieder zuckte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund. — Schämte er sich, daß das Mädchen bemerkt, wie sein Blick auf ihr geruht? Seine eigenen Gefühle waren ihm nicht klar bewußt, und absichtlich nährte er einen Haß in sich, von welchem sein Herz nichts wußte.

Der Waldbauer war zufrieden, daß der so unruhig begonnene Tag so friedlich endete, denn zum größten Theile war ja Alles wieder in das alte Geleise zurückgelenkt, und was er etwa verloren hatte, konnte er leicht ertragen. Die Frage nach der Entstehung des Brandes war noch nicht zu näherer Erörterung gekommen, denn der Tag hatte der Arbeiten genug gebracht und nun sehnten sich Alle nach Ruhe und Erholung.

Schon der folgende Morgen sollte diese Frage auf das Lebhafteste wach rufen. Wieder lag vor der Thüre des Hauses ein an den Waldbauer gerichteter Brief, in welchem es offen ausgesprochen war, daß eine Person, welche er erst vor kurzer Zeit in sein Haus aufgenommen habe, die Anstifterin des Brandes sei. Sie sei bemerkt worden, wie sie in dem Stalle das Feuer angelegt habe. Diese That sei eine um so schändlichere, als der Waldbauer für seine Gutmüthigkeit gewiß auf einen andern Dank gerechnet habe.

„Was ist das!" rief Steffen erschreckt, als er den Brief gelesen, denn nur Margarethe konnte in ihm gemeint sein. „Es ist nicht möglich — nicht möglich!"

„Was hast Du?" fragte Konrad, der den Inhalt schon ahnte. — „Lies — lies!" rief Steffen, ihm den Brief darreichend. „Ich sage, es ist nicht möglich! Aber ich will das Mädchen zur Rede stellen — ich will ihr den Brief zeigen und dann mag sie sich rechtfertigen!"

Konrad hatte sich nicht getäuscht und war deßhalb wenig überrascht.

„Der Brief ist von derselben Hand, welche uns den ersten geschrieben," sprach er, „und ich kenne sie. Du hast nicht nöthig, ihn Margarethe zu zeigen, denn mehr ist er nicht werth als dies —!"

Er war im Begriff, ihn zu zerreißen. Sein Vater kam ihm zuvor und nahm ihm das Schreiben schnell aus der Hand.

„Laß das!" rief er. „Ich glaube auch nicht daran, aber ich will Aufklärung in dieser Sache haben. Margarethe muß am besten wissen, wer den Brief geschrieben hat, denn das kann nur Jemand gethan haben, der ihr Feind ist, den sie beleidigt hat!"

„Und wenn sie dies doch nicht wüßte?" warf Konrad ein. „Du sollst die Aufklärung schon haben, ohne daß sie den Brief zu lesen braucht!"

Der Bauer blickte seinen Sohn groß an, weil er von dem Allen nichts verstand. Ehe es indeß zwischen Beiden zu einer Aufklärung kam, wurden

Digitized by Google

sie durch einen Wagen unterbrochen, der auf den Hof fuhr. Drei Männer saßen darin. Steffen erkannte in dem einen derselben einen Gerichtsbeamten.

Sie kamen, um die Brandstätte zu besichtigen und über die Entstehung des Feuers nachzuforschen.

Der Beamte trat in das Haus ein. Steffen erzählte ihm den Hergang des Feuers, so weit er ihn kannte.

„Also Ihr behauptet, in dem Stalle neben dem Hause müsse das Feuer entstanden sein?“ fragte der Beamte.

„Es ist nicht anders möglich. Ich hatte mich wie gewöhnlich um zehn Uhr zur Ruhe begeben. Kurze Zeit zuvor war ich noch einmal auf dem Hofe gewesen und hatte nichts bemerkt. Einige Stunden mochte ich geschlafen haben — ich weiß nicht genau, um welche Zeit es war, als ich durch heftiges Pochen an der Hausthür geweckt wurde. Einer meiner Knechte hatte gepocht, welcher das Feuer bemerkt hatte. Sobald ich die Augen aufschlug, sah ich schon den hellen Feuerschein. Erschreckt sprang ich aus dem Bette. Als ich vor das Haus trat, stand der ganze Stall bereits in hellen Flammen — das Haus war indeß noch nicht davon ergriffen, und wäre schnell Hilfe zur Hand gewesen, so wäre es vielleicht gelungen, es zu retten.“

„Ihr hattet das Haus versichert?“

„Ja. Mein ganzes Gehöft habe ich in eine Versicherung eingekauft. Das Haus wollte ich im nächsten Sommer neubauen.“

„Habt Ihr darüber gesprochen?“

„So viel ich weiß, nicht, denn ich war noch bis vor kurzer Zeit in Zweifel, ob ich nicht noch einige Zeit damit warte. Nun muß ich es.“

Steffen hatte dies Alles ohne die geringste Verlegenheit erzählt. Auf ihn selbst konnte deßhalb der Verdacht der Brandstiftung nicht fallen, zumal er als ein durchaus rechtschaffener Mann bekannt war.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Von dem gegenwärtig in Puebla kommandirenden, im Jahre 1825 geborenen französischen Brigadegeneral Briancourt, der, nebenher gesagt, fast nicht weniger Wunden als Jahre zählt, berichtet der „Constitutionnel“ nachstehendes Geschichtchen, wornach diesem tapferen Soldaten auch der Geschmack an diplomatischen Finessen nicht abgeht. „Eines Tages,“ so erzählt der „Constitutionnel“, erhielt der General die Anzeige, daß eine Anzahl junger Männer von Puebla, um eine Demonstration zu machen, im Theater mit rothen Hatsbinden erscheinen wollten. Er ließ sofort bekannt machen, daß viele junge Mexikaner in die Fremdenlegion eintreten und diese ihre Absicht durch die Farbe ihrer Hatsbinden kundgeben wollten; man möge daher alle diese unverzüglich ins Hauptquartier bringen und ihrer Einreihung nichts in den Weg legen. Man sah an dem bewußten Tage verschiedene junge Leute ohne alle Halsbinden schleunigst nach Hause eilen.“

In einem Bierhause saß einst ein junger milchbärtiger Kaufmann, demselben **vis-à-vis** ein alter Förster in grauem Barte, neben diesem ein Studiosus. Der Kaufmann log so entsetzlich und renommirte dergestalt, daß der Barometer herunterging. — Nach langem Zuhören sagte endlich der Student: „Sie sind ein unverschämter Lügner, ein dummer Esel ꝛc“. Der Kaufmann, aufgebracht, wollte diesen sogleich auf Tod und Leben fordern und fragte den Förster: „Altes Haus, was soll ich in dieser Sache machen?“ Dieser entgegnete: „Seien Sie ganz stille, der Herr ist im Stande und beweist Ihnen das Gesagte; damit sind Sie erst blamirt.“

Ein neuer Anstrich auf Mauerwerk, von Vernimel in Paris erfunden, soll fast unverwüstliche Dauer besitzen, 50 Prozent billiger als Oelanstrich sein, jede beliebige Farbe annehmen, und sehr schnell trocknen. Zuerst streicht man Leimwasser mit Zinkorid, und nach dem Trocknen Leimwasser mit Chlorzink auf, wonach dann die Oberfläche glashart und spiegelglänzend erscheine. Dem Erfinder ist eine Staatsbelohnung von 20,000 Frcs. und das Diplom der **Société d'encouragement** ertheilt worden.

Alexander Dumas wurde kürzlich von der Stadt Cavaillon im Vaucluſedepartement um unentgeltliche Ueberlassung einiger seiner Werke behufs der Gründung einer Gemeindebibliothek angegangen. Dumas überließ bereitwilligst dieser Stadt die 200 bis 300 bis jetzt erschienenen Bände seiner Werke, verlangte jedoch in einem Schreiben, daß, da in Cavaillon ausgezeichnete Melonen wachsen, ihm durch Gemeinderathsbeschluß eine lebenslängliche Rente von zwölf Melonen jährlich zugesichert werde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Sonntag, 2. Oktober 1861.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der neue Tarbeamte sah den einzelnen Operationen gleichgiltig zu, stieg im Zimmer auf und ab, spöttelte über die alten, wurmstichigen Kästen und Regale, lorgnettirte zum Fenster hinaus nach jeder Dame, die vorüberging, strich, ohne zu kontroliren, die aufgezählten Gelder zusammen und schrieb zur Bescheinigung seinen Namen hin, wo immer Rohn's Hand hinzeigte.

Endlich war der letzte Posten übergeben, die Kasse leer. Rohn überreichte den Schlüssel. Seine Hand zitterte, seine Pulse schlugen fieberhaft, sein Herz hätte brechen mögen. Nach einem letzten, wehmüthigen Blick nach dem Pulte, wo er Jahre lang gestanden, nach seinen Fuchsien, die ihm Licht und Leben deuteten, noch einen ringsum, und er packte hastig seinen Hut und stürmte hinaus.

Eugen Rohn rannte durch die Straßen, wie ein Mann, der seinem Geschicke entfliehen will. Den Hut tief in die Stirne gedrückt, die Hände in die Taschen vergraben, die Locken im Winde wehend, sah er weder rechts noch links und bemerkte nicht, wie viele Bekannte, die sein Loos bereits erfahren hatten, ihm voll Theilnahme nachsahen. Erst als er die Seitenstraße einbog, worin seine Wohnung lag, und ihm nun das Haus des reichen Sonderlings aus dreißig verhängten Fenstern wie aus dreißig geblendeten Augen unheimlich entgegenblickte und weiter unten das weit aufstehende Hofthor des Herrn Gschwandner wie ein offener Rachen ihn anstarrte, wurde sein Schritt langsamer und langsamer, seine Füße schwer wie Blei. Die Hoffnung, des Menschen stärkste Stütze in Kreuz und Leid, hatte den Armen verlassen. Sie war geflohen und nichts geblieben, als ein gebrochenes Dasein, ein verzweifelndes Herz, eine leere Hand zum Troste und zur Pflege für Weib und Kinder.

Zagend wie ein Missethäter trat der Hausvater in den Hof. Eine schrille, widerliche Stimme schreckte ihn schon beim ersten Schritte aus seinem dumpfen Hinbrüten auf. „Endlich und endlich!" hallte es ihm gedehnt und unheilverkündend von der Thüre seiner Wohnung her entgegen und das Aufstoßen eines Stockes gab zu jeder Silbe den Takt.

Ein Blick — der Schreiber prallte zurück und stand wie festgewurzelt. Er sah in das fleischige, hochrothe Vollmondgesicht des Rosenbäckers, der in der Thüre stand, die eine Faust in die Seite gestemmt, mit der anderen die Mitte eines gewaltigen Rohres umspannend, damit Jedermann den schweren, blitzenden Goldknopf sehen konnte.

„Also doch erwartet!" schnarrte der Bäcker triumphirend und die kleinen, wässerigen Augen, fast eingeklemmt von den buschigen Wangen, leuchteten in hellem Spott. „Na, das muß ich sagen: Sie wissen Ihren Freunden die Zeit lang zu machen. Dreimal hab' ich heute angeklopft, um meine Visite zu machen und dreimal umsonst. Selbst das Mittagsmahl haben Sie im Stich gelassen, ohne zu bedenken, wie sehr man sich nach Ihrer werthen Person sehnt, — das schöne, gute Mittagsmahl." Der Bäcker strich sich behaglich den runden Leib und schmunzelte wie ein Mann, der auf gute und fette Bissen etwas hält.

Rohn sah den Meister einen Augenblick an, bevor er sich ruhig entschuldigte: „Ich mußte heute ein Geschäft vornehmen, das nach dem ausdrücklichen Willen des Herrn Amtsvorstandes ohne Unterbrechung zu geschehen hatte. Hier ruht das ganze Geheimniß."

„Herr Gott, dieser gräßliche Amtseifer!" rief der Bäcker mit komischem Pathos. „Es ist doch zu arg, wie sich die Herren plagen müssen. Na, na, der Präsident bleibt dafür nicht aus — ich sag's Ihnen." Der breite Mund des kleinen Fleischkegels verzog sich zu einem halblauten, malitiösen Lachen.

Digitized by Google

Rohn kam nicht außer Faſſung. Nur ein leiſes Zittern der Stimme verrieth die innere Bewegung, als er entgegnete: „Ihr dreimaliger Beſuch und Ihr ſpöttiſches Weſen ſagen mir, daß Sie meine Zurückſetzung bereits kennen. Das Alles zugeſtanden, ſo glaube ich doch nicht, daß das Unglück dem Gläubiger ein Recht gibt, ſeinen Schuldner zu verhöhnen.“

Der reiche Mann verträgt niemals die Zurechtweiſung eines Armen, den er in ſeine Macht gegeben wähnt. Dem Roſenbäcker ſchoß plötzlich alles Blut nach dem Kopfe. Die hämiſche, lächelnde Maske fiel, ein protziges, drohendes Geſicht trat an ihre Stelle. „Und ich glaube,“ fuhr er giftig auf, „daß ein Schuldenmacher kein Recht hat, ſein Wort zu brechen und einen ordentlichen Bürger mit einem nichtsſagenden Zettel abzuſpeiſen, anſtatt zur Verfallzeit ſeine Schuld mit klingender Münze zu decken. Ihre ſchönen Worte kaufe ich nicht theuer. Zahlen, zahlen“ — er ſtreckte die fleiſchige Hand hin — „zahlen — das iſt Mannes Rede.“

„Ich kann nicht,“ verſicherte Rohn, „wenigſtens jetzt nicht. Geben Sie mir noch einige Zeit Nachſicht, bis . . .“

„Und ich kann und mag nicht länger warten,“ unterbrach ihn der Meiſter und ſtieß ſein Rohr heftig auf den Boden „Zahlen oder . . .?“

„Oder?“ wiederholte Rohn und ſah den Dränger erwartend an.

„Oder Sie werden das Weitere durch meinen Advokaten erfahren. Was kümmert denn mich ein Schreiber? Recht muß Recht bleiben.“

„Ich habe meine Schuld ja niemals beſtritten,“ begütigte Rohn. „Wozu alſo Klagen und Koſten?“

„Es wird Beſchlag auf Ihren Gehalt gelegt.“

„Auf meinen Gehalt?“ wiederholte der Skribent, und ein ſchmerzliches Lächeln zuckte um ſeine Lippen. „Auf dieſe Weiſe kommen Sie wohl nie zum Ziele. Sie bewirken höchſtens, daß dieſer Gehalt ganz aufhört — meine Entlaſſung.“

„So muß das Mobiliar und Bettzeug für meine Forderungen haften. Bei mir kommen Sie mit Ihren feinen Epiſteln und Schreiberpfiffen an den Unrechten. Ich habe ſchon Rundſchau gehalten. Ob es reicht oder nicht — etwas iſt beſſer, als nichts.“

„Sie wollten mich alſo wirklich vollends an den Bettelſtab bringen?“ fragte Rohn mit klangloſer Stimme. „Herr Brand, ich hätte niemals geglaubt, daß Sie, ein reicher, hochangeſehener Bürger der Stadt, im Stande wären, eine arme Familie ins Elend zu ſtürzen, herzlos in den Staub zu treten.“

„Ich — ich?“ begehrte der Meiſter heftig auf. „Das muß ich mir verbitten. Mein Ruf ſteht feſt. Den Roſenbäcker kennt die ganze Stadt. Ich bedrücke Niemand, ich liebe meine Mitmenſchen, ich gebe meine Almoſen. Da ſei Gott vor, daß ich Jemand Unrecht thue, aber Ordnung — Ordnung muß ſein! Ich will ein Uebriges thun, ich will noch zwei Tage zuſetzen, aber dann — ich kann nicht helfen — dann bekommt die Geſchichte ihren Lauf.“

Der Bäcker zog die Achſeln in die Höhe und breitete mit vorgeſchobenem Geſichte die Arme aus, wie ein Mann, der das Aeußerſte geleiſtet haben will, rückte den Hut und eilte mit ſo weiten Schritten, als ſeine kurzen Beine geſtatteten, zum Hofe hinaus.

Der bedrängte Schuldner kam nicht dazu, ſeine Wohnung zu betreten. Der Zuruf der Hausfrau bannte ihn auf die Schwelle. „Sie — hören Sie!“ rief Frau Gſchwandner mit gellender, zorniger Stimme, ſchob dabei ihren Mann aus der Hinterthüre des Hauptgebäudes in den Hof und zog ihn am Arme vorwärts. Der Meiſter Steinmetz, dem die wirren, ſtaubgepuderten Haare bis in das tiefrothe, aufgedunſene Geſicht hingen, ſchien auf den Füßen nicht ganz ſicher und folgte nur widerſtrebend dem handgreiflichen Impulſe ſeiner Ehehälfte.

„So, jetzt wird geredet!“ gebot Frau Gſchwandner und ſtellte ihren Mann, der verlegen grüßte, dicht vor Rohn hin. „Jetzt erklärſt Du ihm, daß zum Ziele ausgezogen wird — auf alle Fälle!“

Der Steinmetz nickte. Ein tiefes, unverſtändliches Brummen ſollte das Weitere beſagen.

„Und daß die Sachen ſtehen bleiben — verſtanden?“ fuhr Frau Gſchwandner mit geſteigerter Heftigkeit fort, — „die Tiſche, Stühle, Schränke, mit einem Wort Hausrath, Betten und Kleider — Alles! Wir müſſen ein Fauſtpfand haben. Sind die Vögel einmal ausgeflogen, ſo können wir nachſehen und uns warm laufen. Alles bleibt, bis wir bezahlt ſind.“

Der Steinmetz beſchrieb als Zeichen der Zuſtimmung mit ſeinem Oberkörper einen ſchiefen Winkel.

„Die ganze Zeit her war ein großes Rühmen und Prahlen, daß der Herr zum Tarbeamten aufſteigt und dann Alles bei Heller und Pfennig bezahlt wird. Ha, ha, ha! Den Hochmuth hätte ich ſehen mögen von der faulen Lumpenprinzeß! Nichts iſt's — nichts! Lauter faule Fiſche und ſtinkende Butter. Ja, ja, Tarbeamter!“ Und das Weib ſchlug ein gellendes Gelächter auf.

Rohn ſah dem böſen Weibe ruhig in das verzerrte Geſicht und die zornfunkelnden Augen. Das Schmähen und Höhnen ſchien ihm nicht zu gelten. Ohne ein Wort zu erwiedern, wandte er ſich an den Meiſter mit der Frage: „Iſt das Ihr Ernſt, Haus-

herr, mit dieser Kündigung?" „Das versteht sich!" fuhr die unbändige Frau abermals dazwischen und warf ihrem Manne einen Blick zu, so drohend und ingrimmig, daß er wohl oder übel sein „Ja!" und etwas wie von Mangel an Platz stotterte.

„Am Ziel wird gezogen," schrie Frau Gschwandner, mit beiden Armen fechtend, „oder mit Polizei ausgeschafft! Und daß Sie es nur wissen: wir müssen es schriftlich bekommen, schwarz auf weiß — eine rechtsgiltige Verschreibung der Möbel und Betten. Jeder ist sich selbst der Nächste. In meinem Hause stehen die Sachen und da bleiben sie. Der Rosenbäcker, der grundreiche, durchtriebene Filz, mag sehen, wie er zu seinem Gelde kommt."

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Der Knecht, welcher das Feuer zuerst bemerkt hatte, war nicht zugegen und konnte deßhalb nicht sogleich verhört werden.

„Habt Ihr nicht auf irgend Jemand Verdacht geworfen?" fragte der Beamte weiter.

„Nein," erwiederte Steffen. „Ich weiß nicht, wer es gethan haben könnte, und doch kann das Feuer nicht durch Fahrlässigkeit oder ein Versehen entstanden sein. Es ist tagelang zuvor Niemand in dem Stall gewesen, weil nur Streu darin lag."

Der Beamte zog den Waldbauer etwas auf die Seite. „Ihr habt ein Mädchen vor einiger Zeit in Euer Haus aufgenommen?" fragte er.

Steffen bestätigte es, aber nicht ohne sichtbare Verlegenheit. Wie kam der Beamte zu dieser Frage? Sollte sie mit dem Briefe, den er empfangen hatte, im Zusammenhange stehen? Sollte Margarethe wirklich ...? Nein, es war nicht möglich. All' diese Gedanken zogen schnell durch seinen Kopf hin.

„Weßhalb habt Ihr sie bei Euch behalten?" fragte der Beamte weiter.

„Weil ich Mitleid mit ihrem Elende hatte. Sie wäre vielleicht verkommen, hätte ich sie hinausgestoßen," erwiederte Steffen und dachte an seine erste Härte gegen das Mädchen.

„Und wie hat sich das Mädchen seit der Zeit gemacht?"

„Gut — gut," gab der Waldbauer fast hastig zur Antwort. „So gut, daß ich es lieb gewonnen habe, als wäre es mein eigenes Kind!"

„Täuscht Ihr Euch nicht in dem Mädchen?"

„Sicher nicht!" rief Steffen zuversichtlich. „Doch weßhalb fragen Sie nach dem Allen?"

Der Beamte zuckte die Achseln. „Ihr werdet es schon erfahren. Ruft sie, denn ich habe einige Fragen an sie zu richten — vielleicht weiß sie, wie das Feuer entstanden ist."

Konrad hatte nahe genug gestanden, um das Gespräch hören zu können, und kein Wort war ihm entgangen. Schnell trat er, als sein Vater das Zimmer verlassen wollte, um Margarethe zu rufen, hinzu. „Bleib nur hier," sprach er, ihn zurückhaltend. „Wie kommen Sie auf den Verdacht, daß das Mädchen das Feuer angelegt habe?" wandte er sich an den Beamten. „Sagen Sie es mir — ich kann Ihnen vielleicht die Aufklärung darüber geben."

„So leset diesen Brief," entgegnete der Beamte, indem er einen Brief aus der Tasche zog und Konrad überreichte.

Dieser erkannte sofort, daß er von derselben Hand geschrieben war, wie der, welchen der Waldbauer vor seinem Hause gefunden. Es war in ihm die Beschuldigung, daß Margarethe das Feuer angelegt habe, offen ausgesprochen.

Konrad war wenig überrascht, denn er hatte diesen Zusammenhang vermuthet. Er theilte dem Beamten den an den Waldbauer gerichteten Brief mit. Es unterlag keinem Zweifel, daß Beide von einer Hand geschrieben waren.

„Weßhalb steht unter beiden Briefen kein Name?" sprach er. „Hätte das Mädchen das Feuer angelegt und wäre dabei von Jemand gesehen worden, so könnte er sie offen der That beschuldigen. Ich will Ihnen sagen, wer die Briefe geschrieben und das Feuer angelegt hat."

Er erzählte nun dem Beamten das Gespräch der blöden Liese mit ihrer Tochter, welches er belauscht hatte. „Sie hat sich an meinem Vater rächen wollen," fügte er hinzu, „weil er sie im letzten Sommer bei einem Diebstahl überrascht und geschlagen hat, und sie will Margarethe verdächtigen und von hier vertreiben, weil der Wassermüller ihretwegen ihre Tochter verlassen hat."

Diese Wendung schien der Beamte nicht erwartet zu haben, indeß trug sie das Gepräge der größten Wahrscheinlichkeit.

„Ihr mögt das Rechte getroffen haben," entgegnete er, „allein um meiner Pflicht zu genügen, muß ich das Mädchen verhören," und er bestand hierauf trotz der Einwendungen Konrads.

Margarethe wurde gerufen. Mit der unbefangensten Miene trat sie ein. Die Anwesenheit der fremden Männer brachte sie zwar in einige Ver-

legenheit, allein sie zeigte nicht die geringste Furcht. Auf des Beamten Fragen antwortete sie klar und ohne Angst. In dem ersten Schrecken des Feuers hatte Niemand daran gedacht, sie zu wecken. Sie war erst von dem lauten Spektakel auf dem Hofe erwacht, allein das Feuer mußte bereits das Dach des Hauses ergriffen haben, denn ihre Kammer war bereits mit Rauch angefüllt. Sie war aus dem Bett gesprungen, ehe sie indeß die Thür erreicht hatte, war sie bewußtlos zusammengebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Offenes Rundschreiben.) Unter diesem Titel bringt die „Berl. Mont.-Ztg." folgende höchst zeitgemäße Petition: „Großmächtigster, allergöttlichster Jupiter! **Quousque tandem abutere patientia nostra?** Das Wetter ist schauderhaft, der ganze Sommer eine Kette von trüben, feuchten, schmutzigen Tagen. Reaumur's Charakter wird immer niedriger und sinkt täglich mehr, im August 9 bis 10 mehr Brief als Geld, es ist unerhört. Der Himmel hat nicht einmal einen blauen Montag mehr, und Phöbus hüllt sich in einen Wolkenmantel, als ob wir im Dezember lebten. Regen über Regen, daß selbst die trockensten Konferenzen zu Wasser werden. Großer Jupiter, was haben wir gethan, und was führst Du im Schilde? Was soll aus der Welt werden, wenn wir die Hundstage verlieren und in der Eschenheimer Gasse keine Ferien mehr haben sollen? **O Jupiter pluvius**, entrunzle Dich, werde heiter, werde Deiner Natur entsprechend, jovial. Stecke die Stürme in den Sack, setze die Wolken auf Wartegelder, Phöbus in seinen goldenen Wagen und die Menschheit wieder an die Luft, wie sie es verdient und gewohnt ist, seit Olim's Zeiten. Thue es, wenn nicht um unsertwillen, so doch um der verwaisten, zum Zu- und Umsehen verurtheilten Sodajungfrauen mit Himbeersaft, oder, wenn Du lieber willst, erinnere Dich Deines Sohnes Bacchus, dessen Kultus durch die christliche Taufe ohnehin schon sehr heruntergekommen, und dessen Verketzerung und Verkrätzerung die jetzigen Temperaturverhältnisse nur zu sehr Vorschub leisten. Beschließe (Du bist zu jeder Zeit beschlußfähig), daß wenigstens der alte Weibersommer der Welt zu Gute komme, und daß ich mindestens im September mich in die See stürzen und dem Meeresgott mein abgelagertes Podagra als Opfer darbringen könne. Hochachtungsvoll und ergebenst Dein katarrhalisch-rheumatisch-gichtischer Unterthan Siechmann."

---

Mexikanische Korrespondenten beschäftigen sich vorzugsweise mit einer „Riesen-Bowle", welche die Municipalität von Mexiko den französischen Truppen geben wird. Das Rezept zu dieser Riesen-Bowle ist sehr alt, es wurde am 25. Oktober 1694 zuerst in Lissabon ausgeführt, wo Admiral Russell den Mannschaften seiner Flotte diese Bowle anbot. Bereitet wurde das Getränk in dem großen Marmorbassin der Feria-Parks und bestand aus folgenden Ingredienzien: 600 Flaschen Cognac, 1200 Flaschen Malaga-Wein, 600 Flaschen Rum, 25,000 Stück zerschnittene Citronen und Limonen, 3 Tonnen kochendes Wasser, der Saft von 26,000 Citronen, 1000 Pfund Zucker, 200 zerriebene Muskatnüsse. Auf diesem See von Punsch schwamm ein Schiffchen von Rosenholz mit einem weißgekleideten Schiffsjungen darin; die Mannschaften der Flotte saßen unter blühenden Citronenbäumen an gedeckten Tischen, welche mit den besten Speisen besetzt waren; in Einer Stunde war das Marmorbassin ausgetrunken; es versteht sich, daß damit weder der Durst der Seeleute gestillt, noch die Freigebigkeit ihres Admirals zu Ende war. Mexiko wird sicher Admiral Russell an Freigebigkeit übertreffen; ob aber die französischen Soldaten von heute so zu zechen vermögen, wie die britischen Seeleute von damals — das ist die Frage.

---

Die „Lyon-Mittelmeer-Bahn" hat behufs der persönlichen Sicherheit der Reisenden an den Wagen einen Gang mit Balustraden angebracht, welcher die Zirkulation der Reisenden ermöglicht.

## Charade.

Wenn zur „Ersten" meine „Zweite"
Kommandirt der General,
Sind vereinigt alle Belde
Seines Wortes Wiederhall.

Dieses „Ganzen" wildem Tönen
Folgt begeistert der Soldat;
Jeden Widerstand verhöhnend
Wird vollbracht die kühne That.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Dienstag, 4. Oktober 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der Skribent konnte sich jetzt die plötzliche, ungestüme Hast der Hausfrau erklären. Sie hatte seine Unterhaltung mit dem Rosenbäcker belauscht. Ein Blick der tiefsten Verachtung belohnte sie dafür und die bestimmte Verweigerung eines solchen Schriftstückes. „Ich rathe Ihnen im Gegentheil," schloß Rohn seine wenigen bitteren Worte, „vor Allem abzuwarten, ob ich bei meinem Auszuge bezahle oder nicht und erst hiernach ihr weiteres Vorgehen zu bemessen."

Rohn wandte sich kurz ab und trat in das Haus. Der Steinmetz sah ihm verdutzt nach. Die Meisterin aber gab ihm in ihrer ohnmächtigen Wuth eine Auslese nicht sehr schmeichelhafter Titulaturen zum Geleite.

Aus dem Wohnzimmer drang lautes Klagen und Schluchzen. Die Mutter und die Kinder weinten laut zusammen. Der Vater konnte es nicht über sich bringen, die Stätte des Jammers zu betreten. Er flüchtete, wie von den Furien gejagt, in sein Stübchen, warf sich auf den einzigen Stuhl und ließ schwer gebeugt sein Haupt sinken, bis es auf dem Cellokasten einen Stützpunkt fand.

Draußen bewegten sich die Blätter des Hollunders säuselnd auf und nieder. Sie flüsterten im Abendwind und klagten sich des Armen Leid und Noth. Rothkehlchen erwachte aus seinem ersten Schlummer, bog das Köpfchen zur Seite und lugte mit den klaren, sinnigen Aeuglein nach dem Nachbarn. Es schloß die Augenlider betrübt wieder, denn es sah eine Thräne rinnen über die bleiche Wange des unglücklichen Freundes.

### IV.

Daß sich die Wogen senken und heben,
Das ist eben des Meeres Leben;
Und daß es hoffet von Tag zu Tag,
Das ist des Herzens Wellenschlag.

Eugen Rohn stand am nächsten Morgen in seinem Stübchen, zum Ausgange gerüstet. Noch hatte er die Bürste in der Hand, blies aber mehr als er bürstete die Stäubchen von den Aermeln und Schößen seines Rockes, um den abgetragenen Stoff nicht anzugreifen. „Ich werde also wieder abschreiben," sprach er mit düsterer Entschlossenheit vor sich hin, — „emsig, unverdrossen, feilen und kopiren, so lang die Hand die Feder hält. Es ist ein schweres, mechanisches Geschäft, aber ein entschlossener Wille, das eiserne Gebot des Augenblicks vermögen viel. Ich darf mich ja nur zurückdenken in die langen, langen Jahre, wo mein Geist nichts weiter wußte! Punkt acht Uhr wird die Maschine aufgezogen und arbeitet fort bis zum zwölften Schlage. Sie steht — selbst der Landmann gönnt seinen Zugthieren die Mittagsruhe. Punkt zwei Uhr hebt sie wieder aus und fuchtelt unverdrossen fort, bis das letzte Konzept mundirt ist. Ja, eine richtige Maschine arbeitet rastlos und — geduldig. Wie manchmal sind falsche Fäden in das Muster gewebt! Die Maschine ahmt das Muster arglos nach — sie darf nichts ändern. Da wird der Fehler entdeckt, ein Sturm bricht los im ganzen Hause. Der Amtsvorstand kommt mit den Manualakten in der Hand und deutet dem Assessor mit hoher, fragender Miene und einem vielbedeutsamen Blicke, der in die Seele sticht, darauf hin. Der Assessor blättert vor- und rückwärts, prüft die Schrift und schiebt den Akt entrüstet dem Praktikanten zu. Er schleudert zornig einen Haufen Verordnungen auf dem Tische durcheinander und poltert von Vorstudien und unachtsamer Arbeit. Der Praktikant erschrickt. Er sieht seine

Qualifikation, die Himmelsleiter, auf der er im Leben emporklimmen muß, in Gefahr. Er reißt die Papiere an sich, bricht in einen Wortschwall aus, macht Schwarz aus Weiß, Weiß aus Schwarz und donnert zornglühend gegen die mechanische Schreibermaschine, die in ihrem hirnlosen Unverstande selbst einen — Klecks nachmale. Jetzt ist die Quelle des Uebels entdeckt. Der Skribent wird citirt und wie ein Platzregen stürzen von drei Seiten Vorwürfe und Verweise auf den armen Sünder nieder.

Rohn seufzte tief auf. Sein Muth begann bei diesen Erinnerungen zu entsinken. Unwillkürlich zog es ihn zu dem Platze hin, wo sein Cello stand. Er nahm es aus dem Kasten und ließ den Bogen vorsichtig, kaum hörbar über die Saiten gleiten, damit die verhaßten Klänge das Wohnzimmer nicht erreichten. Und jeder Ton, den ihm die Schwingungen der Saiten entgegenhauchten, trug Frieden und Stärke in seine Seele. Als der letzte Mollakkord in lang gehaltenem Tempo leise verklungen war, fühlte er sich wunderbar gestärkt. Er blickte frei und furchtlos auf, entschlossen, den Schlägen des Schicksals nicht zu weichen. „Vorwärts also!“ sprach er ermunternd zu sich selbst. „Ich will in das alte Geleise zurücktreten, als sei nichts vorgefallen, ja noch mehr: ich will Geld verdienen — der Ausfall muß gedeckt werden. Die Nächte sind lang, meine Arme rüstig und sei das Honorar auch noch so gering, wenn es nur die verlorene Gratifikation ersetzt. Kein Tag soll mir verloren gehen! Heute noch will ich mit Gottes Hilfe Bahn brechen — so oder so!“ —

Er stellte sein Instrument zur Seite, nickte freundlich den Rothkehlchen zu, die auf den Zweigen des Hollunders spielten, und sah lächelnd zu dem Fenster am hohen Nachbarhause empor, das sich zu jeder Zeit, früh und spät, bei dem ersten Klange seines Cello öffnete, und verließ festen Schrittes Zimmer und Haus. Zu frühstücken war er ja seit Jahren nicht gewöhnt, seine Frau zu sehen, trieb ihn kein Verlangen. Seitdem Frau Crescenz durch den Rosenbäcker und die Hausfrau den letzten Schlag und dessen Folgen vernommen hatte, schien sie der Welt abgestorben zu sein. Sie saß regungslos auf ihrem Stuhle, unbekümmert um Alles, was um sie vorging, unbesorgt um Haus und Kinder. Die schlaffen Hände, die halb geschlossenen Augen vollendeten das Bild der Apathie. Nur in dem harten, breiten Gesichte zeigten sich noch Spuren des Lebens. In seinem Zucken, in seinem Licht und Schatten spiegelten sich abwechselnd Ingrimm und Verzweiflung, bittere Anklagen und ein Heer geharnischter Vorwürfe.

Es fiel Rohn nicht schwer, im Laufe des Tages, auf welchen zufällig das Geburtsfest des Landesfürsten fiel, seinen gefaßten Entschluß zur Reife zu bringen. Am Morgen ging nämlich der Herr Landrichter in Gallauniform, stolzer als ein Fürst selbst, gravitätisch und breitspurig zur Kirche. Die Skribenten, welche aus der Ferne scheu nach dem Gewaltigen sahen, mußten arbeiten. Kehrte der Amtsvorstand vom Festgottesdienste zurück, so ging er langsamen, gewichtigen Schrittes, glorreich wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht, durch die Amtszimmer und verkündete, daß Seiner Majestät zu Ehren das Gericht für diesen Tag geschlossen sei. Auch versäumte er niemals, diesen Akt der Benevolenz in der Abendgesellschaft, welche er frequentirte, besonders hervorzuheben, um seine Loyalität und treue Anhänglichkeit an das Fürstenhaus in das rechte Licht zu setzen.

Sobald heute der in Gold strahlende Amtsvorstand die gnädige Entlassung diktirt hatte, machte sich Rohn nach der Wohnung des Herrn Kapellmeisters Springer, wie sich der Tonkünstler am liebsten nennen hörte, auf. Springer war nämlich die Seele jeder Festlichkeit und jeder musikalischen Produktion in der Stadt, Lehrer der höheren Gesangkunst und des klassischen Klavierspiels, wie er stets betonte. Rohn hatte früher selbst längere Zeit als Cellist in seinem „verstärkten Orchester“ mitgewirkt, bis die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegen die gebotenen Concertgenüsse dessen „verstärkte Reduktion“ nöthig machte. Springer war ein vielgesuchter Lehrer, der von Stunde zu Stunde seine Schüler hatte und jede Lektion um einige Minuten früher schließen mußte, um die nöthige Gangzeit von Haus zu Haus zu erübrigen. Er verdankte diese Erfolge mehr seinem ungestümen Redeflusse und seinem überhöflichen, unerschöpflich komplimentösen Wesen gegen Standespersonen, als den wirklichen Leistungen seiner Schüler. Wer also Herrn Kapellmeister Springer treffen wollte, mußte zur Mittagsstunde erscheinen und selbst diese wurde der Heranbildung einiger jungen Virtuosen aus einem nahen Dorfe geopfert.

Als Rohn eintrat, verzehrte der vielbeschäftigte Mann stehend sein frugales Mahl und dirigirte zugleich drei kleine Kunstsänger, welche mit vollen Backen auf ihren Klarinetten die Tonleiter exerzirten. Wie ein lichter Sonnenstrahl leuchtete es über die bleichen Züge des Lehrers, welche der schwarze Krausbart noch bleicher erscheinen ließ, als er Rohn erkannte. Er schob sofort trotz aller Bitten und Einreden die Teller zur Seite mit der festen Versicherung, daß er längst abgespeist habe, während die Jungen über die Notenblätter weg neugierig nach dem Fremden lugten und **à tempo** ein herzzerreißendes Terzett aus der Fistel tosslegten, das außer der

Berechnung des Gehörs und jeder Musikschule lag. Der Lehrer wehrte mit Händen und Füßen, um die eifrige Kapelle zu beschwichtigen und fand, als dies gelungen war, in dem Besuche hinreichenden Anlaß, um für heute die Lektion aufzuheben. Die Schüler hatten gegen diese Ansicht durchaus nichts einzuwenden, packten ihre Instrumente ein und stürmten frohlockend ins Freie.

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Was weiter mit ihr geschehen war, wußte sie nur aus der Erzählung der Bäuerin und des Wassermüllers. Erst nach ihrer Rettung im Garten war sie wieder zu sich gekommen.

„Lies diesen Brief," sprach der Beamte.

Ohne Verlegenheit empfing sie ihn, kaum hatte sie indeß einige Zeilen darin gelesen, so erbleichten ihre Wangen; sie ließ das Papier sinken und brach laut schluchzend in die Worte aus: „Ich weiß nichts davon!"

Ihr ganzes Benehmen trug so sehr und so offen den Stempel der Unschuld, daß selbst der Beamte leise zu dem Waldbauer sprach: „Sie kann nicht schuldig sein."

Steffen trat an das heftig weinende Mädchen heran. „Sei nur ruhig, Margarethe!" sprach er.

Aufgeregt erfaßte sie seine Hand und preßte sie an ihre Lippen. „Euch verdanke ich mein Leben," schluchzte sie. „Ihr seid so gut gegen mich, und einen solchen Frevel sollte ich gegen Euch begangen haben! Ich bin unschuldig — ich weiß nichts davon!"

Nur mit Mühe gelang es dem Bauer, das aufgeregte Mädchen zu beruhigen und zu überzeugen, daß er fest an ihre Unschuld glaube.

Konrad stand schweigend dabei. Sein Blick ruhte auf Margarethe und seine Wangen rötheten sich, als er sie so heftig weinen sah.

„Und auch Ihr glaubt, daß ich unschuldig bin?" wandte sich Margarethe an ihn, die Augen zu ihm aufschlagend.

„Ich wußte es von Anfang an," erwiederte er. — Seine Stimme klang kalt — kurz, und doch würde ein aufmerksamer Beobachter bemerkt haben, daß sie leise erbebte.

Der Gerichtsdiener begab sich sofort zum Dorfe in die Wohnung der blöden Liese. Das sonst so schlaue Weib hatte sich diesmal in seinem Anschlage verrechnet und nicht geglaubt, daß ihr Plan so leicht durchschaut werde. Der Beamte kam ihr ganz unerwartet, und schon in dem ersten kurzen Verhöre verrieth sie sich und gestand, daß sie die Briefe geschrieben habe. Als der Brandstiftung verdächtig, wurde sie samt ihrer Tochter gefänglich eingezogen und nach der Stadt geführt....

Der Brand auf dem Waldhofe hatte eine zweifache Wirkung hervorgerufen. Dem Waldbauer wurde von dem Schulzen des Dorfes untersagt, Margarethe noch länger in seinem Hause zu behalten, wenn sie nicht die nöthigen Papiere aus ihrer Heimath beibrächte. Es kam ihm schwer an, Margarethen dies mitzutheilen. Sie kam indeß dadurch nicht in Verlegenheit, wie er befürchtet hatte. Auf einen Brief in ihre Heimath kamen die Papiere in kurzer Zeit an und ungehindert durfte sie nun bleiben.

Dem Waldbauer und seiner Frau fiel ein Stein dadurch vom Herzen. So lieb sie das Mädchen auch gewonnen hatten und so fest sie auf dessen guten Charakter vertrauten, so hatten sie sich doch zu Zeiten des Gedankens nicht erwehren können, daß in Margarethens Vergangenheit irgend etwas liege, weßhalb sie ihre Heimath habe verlassen müssen. Des Mädchens Schweigen über ihre früheren Verhältnisse hatte sie in dieser Vermuthung bestärkt. Jetzt schwand dieselbe, da in den Papieren nichts ihr Nachtheiliges enthalten war.

Dann schien Konrads Charakter nach dem Feuer ein ganz anderer geworden zu sein. Er war noch immer still und verschlossen und näherte sich Margarethen nicht im Geringsten, aber er wich ihr auch nicht mehr absichtlich aus. Sein düsterer Sinn war zum größten Theile geschwunden, und während er früher fast jeden Abend in der Waldschenke zugebracht hatte, blieb er jetzt fast immer zu Haus.

Seine Eltern begriffen den Grund dieser Umwandlung nicht, weil sie nicht wußten, daß Konrad jedes Zusammentreffen mit dem Wassermüller vermied.

Zeidler war nach jenem Morgen nur selten auf den Waldhof gekommen, weil er sich durch Konrad gekränkt fühlte. Die Eifersucht regte sich in ihm. Gewaltsam hatte Konrad ihn von der Leiter zurückgerissen, als es das Mädchen zu retten galt und nicht ohne Grund hatte es Konrad verhindert, daß seine Mutter und Margarethe in sein Haus zogen.

Je seltener er jetzt Margarethe sah, um so mächtiger flammte die Liebe zu ihr auf und er setzte seinen Kopf darauf, das Mädchen zu gewinnen.

Der Rest des Winters schwand auf dem Waldhofe schnell dahin, trotz der mannichfachen Unannehmlichkeiten, welche das halb zerstörte Haus mit sich brachte. Da der Waldbauer indeß für den

nächsten Sommer den Neubau des Hauses beschlossen hatte, wollte er an das alte kein Geld mehr wenden. Nur nothdürftig war es gegen Sturm und Regen gesichert, um das Wohnen in ihm möglich zu machen.

Doppelt freudig wurde deßhalb von Allen der zeitig hereinbrechende Frühling begrüßt. Die Gegend gewann, als die Bäume sich wieder belaubten und der Waldhof zwischen dem frischen Grün halb versteckt dalag, einen neuen Reiz. Namentlich für Margarethe, deren Fuß diese Gegend mitten im starren Winter zum ersten Male betreten hatte.

Sie liebte den Wald, weil sie halb darin aufgewachsen war, und wenn sie des Abends, sobald die Arbeit vollendet war, häufig einen der stillen Waldpfade entlang ging, kehrte nur zu oft all das Erlebte und Vergangene in ihre Erinnerung zurück. Wie hatte sich Alles günstig für sie gestaltet! Steffen wie seine Frau liebten sie wie ihr eigenes Kind, jede Noth war hier von ihr entfernt und in der höchsten Verzweiflung des Elends hatte sie die Schwelle dieses Hauses betreten.

Sie würde sich glücklich gefühlt haben, hätte nicht ihr Verhältniß zu Konrad sie fortwährend in Unruhe und Angst erhalten. Noch keine zehn Worte hatte er mit ihr gesprochen. Bald wich er ihr aus und um seinen Mund zuckte ein spöttisches Lächeln, und dann ruhte sein Auge wieder mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf ihr. Er mußte sie hassen, sonst würde er längst vergessen haben, was einst zwischen ihnen vorgefallen war. Und doch hatte er wieder sein Leben gewagt, um sie aus dem Feuer zu retten — sie begriff ihn nicht, aber gerade dieses Ungewisse und Unerklärbare peinigte sie.

(Fortsetzung folgt.)

## Landwirthschaftliches.

Zur jetzigen Zeit reifen Roßkastanien. Diejenigen, welche Roßkastanienbäume besitzen, werden darauf aufmerksam gemacht, Alles zu sammeln, was nur irgend angeht, denn die Roßkastanien sind ein ungemein werthvolles Futtermittel für Rindvieh, Schafe und Schweine. Wer faulkranke Schafe hat oder befürchten muß, daß nach dem naßkalten Sommer sich Faulkrankheiten bei seinen Schafen einstellen möchten, dem können wir nur doppelt dringend rathen, an Roßkastanien zu sammeln, was irgend davon zu erhalten ist. Man hat nach Anwendung aller ersinnlichen Mittel gegen jede Schafseuche erst dann den ganzen erwünschten Erfolg gehabt, wenn man Roßkastanien zu dem gewöhnlichen Futter gegeben hat. Mit dem Abtrocknen der Kastanien muß man freilich vorsichtig umgehen, da sie sehr leicht schimmeln. Wenn man's aber richtig damit anfängt, ist's auch hiermit nicht so schlimm, wie mit Allem, was man gehörigermaßen in der Welt angreift.

## Mannigfaltiges.

(Elektrischer Telegraph ohne Draht.) Eine Erfindung, die man von Anbeginn an als einen kolossalen Humbug belächelte, fängt jetzt an, immer mehr die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise in Paris auf sich zu ziehen, seitdem verschiedene Versuche dargethan haben, daß an der Sache etwas ist, ohne daß man freilich bis jetzt dieselbe zu erklären vermag. Es wollte nämlich ein Herr Armand das Mittel gefunden haben, elektrische Depeschen, ohne irgend einen Verbindungsdraht, auf größere Entfernungen zu befördern. Die Erde selbst soll die Vermittlerin sein. Der Apparat besteht, wie „Moniteur" und viele andere Blätter melden, aus gewölbten Platten, von denen die eine aus Zinn, die andere aus Kupfer besteht. Sie werden, die konvexe Seite gegeneinander gekehrt, senkrecht in die Erde eingegraben, etwa einen Kilometer von einander, und eine Depesche, welche mit jedem beliebigen elektro-magnetischen Apparat auf die eine Metallscheibe übertragen wird, reproduzirt sich sofort auf dem anderen Apparat. Auf dem Mont Valerien und im Bois de Vincennes sind bereits vor kompetenten Zeugen Versuche vorgenommen worden und sollen ganz glücklich abgelaufen sein. Immerhin schaut man die Sache noch mit ungläubigen Augen an, indem man so manchen Schwindels aus früheren Jahren her noch eingedenk ist.

Friedrich II. wandte sich an einen alten Premier-Lieutenant mit der Frage: „Wie viel Katholiken, Reformirte und Lutheraner hat Er in seiner Kompagnie?" Der Gefragte nannte die Summen. — „Welchen Glauben hat Er?" — „Majestät, daß ich endlich Kapitän mit entsprechenden Einkünften werde," antwortete schnell der Offizier. — „Mag sein — nur verleite Er Niemand zu diesem Glauben," antwortete der König.

Auflösung der Charade in № 119:
Sturmmarsch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 121.** Freitag, 7. Oktober **1864.**


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Sobald das Zimmer leer war, schüttelte Kapellmeister Springer seinem Gaste herzhaft die Rechte und begrüßte ihn nochmals mit den warmen Worten: „Wie schätz' ich mich glücklich, mein lieber Herr Sportelrendant, Sie wieder einmal bei mir zu sehen! Es ist lange her!" . . . Er hob drohend die rechte Hand.

„Bitte, Herr Kapellmeister, nicht diesen Titel!" lehnte Rohn bescheiden ab. „Ich habe keinen Anspruch mehr darauf."

„Bah, was kümmert das mich? Eine kleine Veränderung, ein Mann mehr im Gerichte, aber Sie sind und bleiben der wirkliche und wahrhaftige Sportelrendant, die Seele der rechnerischen Sparte. O, meine Frau Musika führt mich nicht allein in das Heiligthum der Familien, sondern auch durch die Geheimnisse der Schreib- und Amtsstuben. Ich kenne das." Ein stolzes Lächeln, das jeden Widerspruch auszuschließen schien, verklärte die Züge des Musiklehrers.

„Diesmal werden Sie sich täuschen, Herr . . ."

„Ich täusche mich nicht," unterbrach ihn der lebhafte Mann mit einem vielsagenden Blicke und großem Selbstvertrauen, „so wenig ich mich täusche, daß Ihr geehrter Besuch eine gute Vorbedeutung für mich hat."

„Ich weiß nicht, wie . . ."

„Wie mögen Sie zweifeln?" rief der Kapellmeister fast enthusiastisch. „Soll ich Ihnen einmal prophezeien? Sie kommen" — er sprach jede Silbe mit scharfer, sicherer Betonung — „Sie kommen vom Herrn Kommissionär Stillkraut, der mit Recht so große Stücke auf Sie hält. Das ist einmal ein lieber, allerliebster Herr, dieser Stillkraut. Der Vertrauensmann hoher und höchster Herrschaften, ein hellblickender, unfehlbarer Rathgeber in jeder Lage und Noth des Lebens, ein wahrer Trostengel für geldbedürftige Seelen, die Menschenkenntniß selbst, die personifizirte Gefälligkeit, ein Praktiker par excellence, ein wahres Quodlibet alles Guten und Schönen, ein echtes und rechtes Universalgenie, das sich dem Wohle seiner Mitbürger opfert. Denken Sie, Herr Rendant: selbst in der edlen Musika ist Herr Stillkraut kein Böotier! Wir verplauderten neulich eine volle Stunde über die musikalische Indolenz der Stadt, so daß ich die Lektion bei dem Herrn Bürgermeister nachholen mußte. Der weltläufige Mann eröffnete mir bei dieser Gelegenheit ungeahnte Lichtpunkte und ich erwarte von seiner seltenen Güte jeden Tag nähere Notizen. Darum sei es wiederholt: Sie kommen von ihm — in seinem Auftrage."

„Ich habe Herrn Stillkraut seit mehreren Tagen nicht gesehen," versicherte Rohn, „und muß wirklich bitten . . ."

„Um Alles in der Welt, Herr Rendant, nur keine Entschuldigung — nicht, nur nicht!" bat der Kapellmeister übereifrig und ohne die Worte seines Besuches näher zu beachten. „Geschäfte, Geschäfte vollauf vom Morgen bis zur Nacht. Wer kennt das nicht? Es gehen Tage, Wochen hin, bis man den Freundesgang zu besorgen vermag. Bitte, keine Silbe davon! Der Beglückte vergißt Alles und dankt zum Voraus tief bewegt ob des großen, unerwarteten Auftrages, der ihn überraschen wird. Ich bin nur begierig, was der gute Herr für uns ausgemittelt hat."

„Hier waltet ein Mißverständniß," behauptete der Skribent, „und ich bitte deßhalb . . ."

„Nicht bitten, mein Verehrtester, durchaus nicht, sondern befehlen, nur befehlen!" eiferte Springer. „Ich und mein ganzes Haus stehen zur Disposition."

„Abschriften wünsche ich, Notenabschriften," brach endlich der Skribent heraus, um einmal den Standpunkt klar zu machen. „Ich wollte Sie ersuchen . . ."

„Nur befehlen!“ unterbrach ihn der unverbesserliche Musiklehrer abermals mit einer tiefen Verbeugung. „Kopien in jeder Zahl, in kürzester Frist, starkes, weißes Papier, große, scharfe Schrift, selbst für schwache Augen auf gewöhnliche Distanz lesbar . . .“

„Ich bitte um's Wort!“ rief jetzt Rohn außer sich und faßte den diensteifrigen Künstler an beiden Händen, um ihn gleichsam für einige Sekunden zur Ruhe zu bringen. „Ich bin degradirt, Herr, wieder einfacher Schreiber und das mit starkem Gehaltsverluste. Die Noth sucht Auswege, Nebenverdienste, und ich wollte Ihre gütige Vermittlung anrufen, um Beschäftigung im Notenabschreiben zu erhalten.“

Der Musiklehrer stand einige Augenblicke betroffen, ob in Folge der Enttäuschung, oder aus Furcht vor einem neuen Konkurrenten, lassen wir dahingestellt. Dann aber öffnete er die nächste Thüre und machte eine einfache Handbewegung, wie man bei Vorstellungen zu thun pflegt. In einem Zimmer saßen um einen runden Tisch seine sechs mehr oder weniger erwachsenen Töchter, zum Theil mit Sticken, zum Theil mit Abschreiben beschäftigt. „Sie verstehen mich, Herr Rendant,“ sprach Springer und zog die Thüre wieder an sich. „Starke Familie, große Ausgaben, kleines Einkommen! Also muß jedes Familienglied nach Kräften sein Scherflein beitragen. Sechs Handschriften — eine schöner als die andere — und nicht der vierte Theil beschäftigt! Ja, ja, Herr Rendant!“ seufzte der blasse Musiklehrer, — „die schönen Tage des verstärkten Orchesters, die Tage, wo ich Musikstücke zum Abschreiben weggeben konnte, sind längst vorbei. Tänze, Hopsasa, Trallala kaufen sich die Herrschaften um wenige Groschen im ersten besten Buchladen. Für klassische Kompositionen besteht kein Sinn. Will ich von einem Eleven, und sei er noch so befähigt, eine Sonate von Mozart, eine Symphonie von Beethoven, Pièces von Haydn, Clementi, Händel oder gar eine Fuge von Bach, vortragen lassen, so können Sie darauf wetten, daß binnen fünf Minuten Papa und Mama gähnen und in zehn Minuten süß schlummern, während sich die jüngeren Glieder der Familie unvermerkt aus dem Zimmer schleichen; lasse ich aber einen Strauß, Lanner, **la pluie de perles**, eine Pechpolka, eine Mazurka, einen Radetzkymarsch, einen Champagnergalopp in vollen Zügen herunterschlagen, so sollen Sie sehen, wie Alle lauschen, wie sich das Gesicht der gnädigen Frau aufklärt und vor Wonne strahlt bei dem Gedanken an den Triumph, welchen das Töchterlein in der nächsten Soirée ohne Zweifel erringen wird. So ist es, mein Herr, und jeder Tag bringt mir neue, traurige Erfahrungen.

Der Kapellmeister sprach noch viel und lang von dem traurigen Standpunkte, welchen die Stadt im idealen Reiche der Töne einnahm, und versichert hoch und theuer, daß sich sein werther Gast kein unfruchtbareres Feld als Notenabschreiben wählen könne.

Dieser dankte für die freundliche Aufklärung, bat um Entschuldigung, wenn er belästigt habe, was aber Herr Springer durchaus nicht gelten ließ, und verließ die Wohnung des artigen Mannes um eine Hoffnung ärmer.

Rohn wanderte durch die belebten Straßen, blieb da und dort vor den Auslagen stehen, um die reichen, zierlich arrangirten Luxusartikel zu bewundern, studirte die prunkenden Aushängschilde und verlor sich schließlich in enge, menschenleere Seitengäßchen, um allein mit sich und seinen Plänen den rechten Zeitpunkt zu erwarten. Er wußte nämlich, daß Herr Professor **Dr.** Spanmried, zu dem sein nächster Plan stand, regelmäßig sein Mittagsschläfchen machte und vor halb zwei Uhr nicht zu sprechen war. Endlich schien ihm der richtige Moment gekommen und er steuerte voll reger Erwartung seinem Ziele zu.

Der ehemalige Schüler des Herrn Professors durfte nicht lange warten. Er betrat sichtlich verlegen das ihm wohlbekannte Studirzimmer, in dessen Mitte ein Schreibtisch stand, auf dem Bücher und Skripturen wie im Wettkampfe sich aufthürmten und dessen Wände bis zur Decke Bücher in allen Größen und Uniformen tapezirten. Es war ein stilles Heiligthum der Gelehrsamkeit, das nicht wenig zur Vermehrung des Respektes beitrug, den sein Hoheprieſter bei Schülern und Laien zu behaupten wußte. Professor Spanmried, eine große, hagere Gestalt, so steif wie seine Kravatte und seine spitzigen Vatermörder, drückte beim Eintreten des Besuches, wie in wichtige Spekulationen vertieft, die Augenlider zusammen, was ihm ein ungemein gelehrtes Ansehen gab und die gelbe, pergamentartige Haut des Gesichtes noch straffer spannte.

Der Skribent grüßte ehrfurchtsvoll mit Wort und Verbeugung und brachte seine Bitte um Beschäftigung im Abschreiben, so gut es gehen mochte, stotternd und verwirrt vor.

**Dr.** Spanmried faßte den Bittsteller scharf ins Auge und sann etliche Sekunden nach, bevor er ernst und gemessen erwiederte: „Ein Professor weiß, was er denkt, will und spricht. Sie hätten mir vor Jahren folgen und fortstudiren sollen, anstatt auszutreten. Sie hatten mehr Talent, als zehn Andere

Digitized by Google

und würden jetzt ohne Zweifel eine bessere Stellung im Leben einnehmen und ausfüllen. Ich habe Ihnen damals ausdrücklich gesagt: **Audaces fortuna adjuvat** — mit dem Muthigen ist Gott. Jetzt kommt die Reue zu spät."

„Herr Professor kannten meine Verhältnisse, die Lage meiner armen Mutter, als der Vater starb ..."

„Ihre Mutter wäre dem Elend nicht erlegen, **et positum** — gepriesen sei das Weib, das sein Dasein opfert, um dem Sohne den Weg zum Tempel der Musen zu bahnen! Doch **tempi passati** — es ist zu spät."

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

All' diese Verhältnisse durchdachte Margarethe, als sie eines Abends allein auf einem Waldpfade ging. In dem Walde herrschte schon ein Dämmerlicht, es war ihr indeß noch nie Jemand auf diesem Wege begegnet, sie fürchtete sich deßhalb auch nicht.

Da trat ihr unerwartet der Wassermüller entgegen. Ein dunkles Roth schoß über ihre Wangen. Sie kannte seine leidenschaftliche Liebe zu ihr, denn schon früher hatte er ihr davon gesprochen, gerade deßhalb beängstigte sie dies Zusammentreffen. Sie wollte umkehren, allein er hielt sie an der Hand zurück.

„Margarethe," sprach er, „seit Wochen habe ich mich gesehnt, Dich allein zu sprechen, manche Stunde habe ich vergebens hier gewartet, weil ich Dich hier zu treffen hoffte — jetzt — jetzt mußt Du mich anhören."

Sie zitterte. Er erfaßte ihre Hand, sie entzog sie ihm indeß wieder.

„Die Bäuerin erwartet mich!" schützte sie vor und wollte ihn verlassen.

„Nein — nein," rief der Müller. „Jetzt lasse ich Dich nicht wieder, Mädchen! Jetzt mußt Du mich hören! Du weißt, daß ich Dich liebe, Margarethe! Sieh, ich bin reich und Alles — Alles soll Dir gehören, wenn Du mein Weib wirst."

Sie schwieg.

„Ich weiß," fuhr Zeidler fort, „wie Du auf den Waldhof gekommen bist. Die Neugierde trieb mich dorthin, um Dich zu sehen und von dem ersten Augenblicke an habe ich Dich geliebt, Mädchen! Es hat mir keine Ruhe wieder seitdem gelassen. Sprich, sprich, daß Du mein werden willst und Du sollst es besser haben als irgend eine der Bäuerinnen stundenweit in der Runde."

„Laßt mir Ruhe," bat Margarethe geängstigt. „Ihr kennt ja meine Meinung."

„Und wenn Du sie mir hundertmal sagst, ich lasse nicht nach, bis Du mein bist," rief der Müller aufgeregt und suchte sie zu umfassen. Mit Mühe entzog sie sich ihm.

„Glaubst Du, daß Dich Konrad nehmen wird?" fuhr Zeidler fort. „Haha, eine Bettlerin hat er Dich genannt, als ich ihn nach Dir fragte!"

„Ich bin auch nicht mehr," erwiederte Margarethe, und ihre Stimme erklang, als ob sie mit Mühe die Thränen zurückhalte. „Eine Bettlerin bin ich, wenn mich morgen der Waldbauer aus dem Hause stößt!"

„Nein — nein!" rief der Wassermüller. „Du kannst morgen reicher sein, als der Waldbauer Dich zu machen vermag, und wenn er Dir all sein Hab und Gut gäbe — Du mußt mein werden!"

Auf's Neue suchte er sie zu umfassen, Margarethe entwand sich ihm indeß und eilte flüchtig auf dem Pfade zum Waldhof zurück.

„Und ich werde doch meinen Willen erfüllt sehen!" rief ihr der Müller nach, indem er unwillig mit dem Fuße auf die Erde stampfte.

Margarethe hörte diese Worte nicht mehr. Sie hörte auch nicht, daß ihr in dem bereits dunkel gewordenen Walde ein Mann in einiger Entfernung folgte. Sie wandte den Kopf nicht zurück, die Angst trieb sie zur größten Eile und erst als sie den Waldhof erreicht hatte, wurde sie beruhigter.

Sie trat in das Zimmer, Niemand war darin. Auf einem Stuhle ließ sie sich nieder und preßte das Gesicht in beide Hände. Ihre Thränen rannen zwischen den Fingern hindurch; ihr Herz schlug aufgeregt, schnell. Eine Bettlerin hatte er sie genannt! Ja sie war es! Aber weßhalb war sie es geworden! weßhalb war sie fortgetrieben von Haus! Sie wußte, daß sie nichts ihr eigen nennen konnte, und doch schnitt es ihr tief ins Herz hinein, daß er sie so genannt. Hatte er deßhalb noch kein Wort für sie gehabt! Es wäre besser für sie gewesen, sie hätte damals, als es ihr fester Wille war, den Waldhof wieder verlassen.

Konrad trat in diesem Augenblicke in die Stube. Sein Auge blickte aufgeregt, glühend, wurde aber ruhiger, milder, als er sie weinend dasitzen sah. Einen Augenblick ließ er es still auf ihr ruhen. Er hörte sie schluchzen. Dann trat er zu ihr heran und fragte: „Weßhalb weinst Du, Margarethe?" Als sie nicht antwortete, weil sie vor Thränen kein Wort hervorzubringen vermochte, trat er ans Fenster und blickte durch die Scheiben in den dunkeln Abend. Die augenblickliche Erregung, die ihn erfaßt hatte,

war schon wieder vorüber und als gleich darauf seine Mutter eintrat, sprach er mit ihr so ruhig und gleichgiltig, als ob sein Herz nicht kaum eine Minute früher schneller geschlagen habe.

Hätte Margarethe eine Ahnung davon gehabt, daß Konrad ihr Gespräch mit dem Wassermüller belauscht hatte, daß er ihr gefolgt war! Sie wähnte sich von ihm gehaßt, und er haßte sie — und liebte sie doch zugleich. —

Es ist ein Eigenes mit zwei liebenden Herzen, mit ihren Quaten und Schmerzen. Oft glauben sie, daß eine weite, unausfüllbare Kluft zwischen ihnen liegt und doch stehen sie einander so nahe, daß eins nur an das andere denkt und daß nichts weiter dazu gehört, um sie für immer zusammen schlagen zu machen, als ein einziger verstandener Blick oder Druck der Hand, der sie für immer vereint.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Ein blutiges Lustspiel.) Man meldet aus Paris: Ein Wurstmacher in Paris hatte seine Werkstätte in einem Lichthöschen unter einem Glasdach. Eben brachte er einen Kessel voll Schweinsblut, den er vorläufig abstellte, um im Herde das Feuer zu schüren, als plötztich über ihm das Glasdach krachte und klirrte. Ein Kind war es, das durch das Dach und mitten in den Kessel fiel. Der Würstler sprang hinzu. Just wie er das Kind aus der zum Glück nicht heißen Bluttaufe emporhob und das Blut in den Kessel zurücktröpfeln ließ, kam sein Geselle dazu, der erst seit dem Abend zuvor bei ihm eingetreten war, ein ehrlicher Bretagner, dem seine Mutter eingeschärft hatte, sich von den gottlosen Parisern jedweder Schlechtigkeit und Schandthat zu versehen. Zweifelsohne hatte man ihm auch als funkelnagelneu jene dreihundertjährige Geschichte vom Pasteetenbäcker erzählt, der lange Jahre hindurch seine zahlreiche Kundschaft von Feinschmeckern mit dem saftigen Fleische junger Landmädchen und zarter Kinder fütterte. Von der Vorstellung befangen, daß sein Meister ein Scheusal gleichen Schlages sei, prallte der Bretagner entsetzt zurück, klappte die Thüre zu, verriegelte sie von außen und schrie Zetermordio. Im Augenblicke war die Straße von einem förmlichen Auflaufe gesperrt. Leichtgläubig, wie die Leute eben sind, nahmen sie die Aussage des Bretagners für baare Münze. Vor allem wurden die nächsten Nachbarn und Kunden des Ungethüms theils vor Ekel krank, theils fühlten sie sich in Wuth versetzt und rotteten sich zusammen, stürmten die Werkstätte und schickten sich an, den Kinderschlächter zu lynchen, als zum Glück die Polizei noch zu rechter Zeit eingriff und den Mißklang harmonisch löste. Die Wuth der entrüsteten Menge verwandelte sich in Rührung, als sie das Kind, dem kein Schaden zugefügt war, in den Armen der herbeigeeilten Mutter erblickte.

Aus Pompeji. Bei den Nachgrabungen in Pompeji ist jüngst eine interessante Entdeckung gemacht worden. Man fand nahe beim Isisthor einen weißen quadratischen Marmorblock, auf dessen vier Seiten ein römischer Kalender eingehauen war. Jede Seite enthält drei Monate in herablaufenden Kolumnen; über jeder derselben steht das Himmelszeichen des bezüglichen Monats. Bei den Tagen finden sich werthvolle Nachrichten über die Astronomie, den Ackerbau und die Religion der Römer; es sind z. B. die religiösen Feste angegeben. Oben auf dem Block ist Apollo, den Sonnenwagen führend, eingehauen, unten die Ceres, Aehren auflesend. Der Kalender scheint besonders für die Ackerbauenden bestimmt gewesen zu sein. Das sehr denkwürdige Monument ist in dem Museum von Neapel aufgestellt worden.

## Gemeinnütziges.

(Mittel gegen die Kartoffelkrankheit.) Ein Gärtner in Troyes hatte die Bemerkung gemacht, daß während der Cholera das Stadtviertel, wo die Gerbereien sich befinden, von der Seuche verschont blieb, und kam nun auf den Gedanken, diese Thatsache für den Kartoffelbau zu benützen. Beim Aussteckeu der Saatkartoffeln gab er in jedes Loch eine Schaufel voll Lohe und die ganze Abtheilung des Feldes, auf welcher er Lohe angewandt hatte, blieb von der Kartoffelkrankheit verschont, während auf dem übrigen Theile alle Pflanzen von derselben befallen wurden. Die weitere Folge war, daß er seitdem die Kartoffeln während des Winters im Keller auf eine dünne Schicht alter Lohe legte, und die also überwinterten Kartoffeln blieben, nachdem er sie zur Aussaat verwandt, auch von der Krankheit frei.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 122.** Sonntag, 9. Oktober **1861.**


## Ein Kranz

### auf das Grab eines 83jährigen Ehrenmannes.

Wen haben sie hier in den Staub gebettet?
Wen in die Nacht, die eiserne, verscharrt?
Aus der kein Hahnenschrei, kein güld'nes Frühroth rettet,
Auf die kein lichter Sonnenaufgang harrt.

In jene Nacht, in die kein Laut des Lebens,
Kein leiser Hoffnungslispel niederwallt;
Für die der Freude Sturm, der Angst Geschrei vergebens
Empor zum blauen Himmelsbogen schallt.

In jene Nacht, in die der Wittwen Stöhnen,
Der Waisen Klage nicht hinunterdringt;
Aus der kein Fleh'n, kein heiß Gebet, kein Sehnen
Den theuern Flüchtling je mehr wiederbringt.

Bist du es, Edler, der in unserm Kreise
So würdig und bescheiden wandelte,
So friedlich-still, so schlicht und recht und weise,
So christlich dacht' und christlich handelte?

Den alle Guten liebten, die ihn kannten,
An dem der Leumund keinen Makel fand,
Den Tausende stillsegnend Vater nannten,
Ob arm, ob reich, ob niedrig, ob von Stand.

Geschlossen ist dein freundlich Aug' auf immer?
Verschlossen jedem Mitgefühl dein Ohr?
Du liegst und schläfst und schlägst die Wimper nimmer
Zu Gottes Licht aus deiner Nacht empor?

Und Herzensgüte, Seelenadel wäre
Nicht besser als das Gras, das Fluren schmückt
Und in der Sonne dorrt? Nicht edler als die Aehre,
Die halbgereift der nächste Sturm zerknickt?

Nein, Menschenfreund! in dieses Hauses Enge
Wohnt nicht dein bess'res Selbst! dein wahres Du,
Verschmähend dieser Schattenwelt Gepränge,
Flog jenen schönern bessern Welten zu.

Nur dein Gewand, zu Staub gelöst, zertrümmert,
Vertrauten sie der großen Mutter Schooß —
Ein Samenkorn, dem herrlich einst entschimmert
Der Menschheit Blume, schmerz- und schlackenlos.

Du selbst, Verklärter, schwangst mit Adler-Schnelle
Dich über Erdenstaub und Sargesnacht
Empor zu deines Paradieses Schwelle,
Voll Gottesruh' und ew'ger Lenzespracht! —

O selig, wer der mütterlichen Erde,
Die ihn geboren, die ihn groß gepflegt,
Die fromme Schuld bezahlt, und Arbeit und Beschwerde
In ihrem Dienste unermüdet trägt!

Wer seinen Brüdern Recht, was Recht ist, spendet,
Die Unschuld schützt, das kecke Laster schreckt,
Des Jünglings Herz gewinnt, der Thorheit ihn entfremdet
Und für der Tugend Himmelreiz ihn weckt;

Wer muthig steht in sturmbewegter Zeit, von keiner
Selbstsucht geblendet, ohne Wank und Scheu,
Dem angestammten Fürstenhaus und seiner
Beschwornen Pflicht und Ueberzeugung treu.

Wer so, wie du, hoch auf des Alters Warte
Hinunterblickt' ins tiefe Lebensthal,
Und vor sich liegen sah wie eine Länderkarte,
All seiner Werke ruhmgekrönte Zahl;

Wer ohne Reue kann hinunter schauen,
Von Enkelkindern jubelvoll umtanzt,
Hinunter in die hellen grünen Auen,
Wo die Erinnerung ihre Rosen pflanzt;

Wer so, wie du, auf des Gewissens Waage
Stets wog und that, was gut und rechtlich war:
Dem bietet jeder Geist verlebter Tage
Der Seelenruh' balsam'sche Blumen dar.

Und Engel Gottes wanden sie zu Kränzen,
Die kühlend sich um deine Schläfe zieh'n,
Und oben, wo die ew'gen Sterne glänzen,
Um dein verjüngtes Haupt unendlich blüh'n!

Bliesklastel.

A.

# Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

„Ich glaubte," nahm Rohn den Gegenstand seiner Bitte schüchtern wieder auf, „namentlich Herrn Professor mein Anliegen unterbreiten zu sollen, weil Sie als anerkannter, berühmter Schriftsteller ihre Kopien und Auszüge zu neuen Werken unmöglich selbst herstellen können und ich als Ihr ehemaliger Schüler, ausgerüstet mit einigen Vorkenntnissen der alten und neuen Sprachen, wenigstens richtig mundiren könnte."

„Anerkannter, berühmter Schriftsteller!" wiederholte der Professor und ließ das Haupt sinken, während sich ein Zug bitterer Ironie um die schmalen Lippen ausprägte. „Berühmter Schriftsteller! — Ich wollte, Herr Rohn, ich wäre ein Knownothing, wie der Amerikaner sagt, ein Nichtswisser, ein Charlatan! Der wahrhaft gelehrte Mann — **vir sapiens** — bleibt heutzutage unbeachtet und kann darben, während freche Eindringlinge — **homines novi**, — welche die Früchte seines Fleißes und seiner Forschungen wie unverschämte, räuberische Spatzen herausstehlen und zu Faden schlagen, welche vorgeben, dem Volke die Wissenschaft mundgerecht zu machen, zu populariſiren, wie der **terminus technicus** heißt, mit seinen mühsam gewonnenen Resultaten brilliren und fette Prozente einstreichen. Zu Ihnen gesagt, Herr Rohn: da liegt mehr als ein vollendetes Manuskript" — er schlug heftig mit der Hand auf die zusammengebundenen Papierstöße — „und kann keinen Verleger finden. Es ist ein Jammer, denn meine wichtigsten Abhandlungen liegen brach wie über: „die besuchtesten Tavernen Rom's zur Zeit Nero's — über die Oellämpchen der Griechen und Römer, über deren Ursprung, und welche Oele am gebräuchlichsten waren, — über den langjährigen Zankapfel der Philologen, ob Horaz in seiner ersten Satyre über die Last des Lebens der Soldaten, **graviter armis** oder **graviter annis** schrieb, — merkwürdige Bruchstücke des Sektionsberichts über Cajus Julius Cäsar — und so habe ich noch ein ganzes Dutzend weltbewegender Fragen erschöpfend beantwortet. Wäre es seichte, aber flimmernd aufgeputzte Waare mit prunkendem, prahlerischem Titel, sie florirte längst in so und so vielen Auflagen auf dem Büchermarkte. Das schmerzt und beugt, allein der echte, treue Jünger der Wissenschaft hält aus, er lebt nur um seiner Studien willen, wenn er auch auf jeden Erfolg in der Oeffentlichkeit verzichten muß."

Rohn wußte nicht, was er auf diese niederschlagenden Argumente bemerken sollte. Er trat einen Schritt zurück, verbeugte sich verlegen und sprach so Etwas von beständiger Bereitschaft.

„Ich danke für Ihr freundliches Anerbieten," fuhr Professor **Dr.** Spannried fort, „und bedauere nur, solches nicht acceptiren zu können. Große Werke ruhen, wie gesagt, und kleinere Abschriften, Exzerpte und Noten lasse ich im Disziplinarwege von meinen **Discipulis** fertigen. Hat ein Schüler seine Aufgabe lässig gemacht oder sich im „Mündlichen" nicht gehörig vorbereitet, so muß er zur Pönitenz diese oder jene Stelle, welche ich gerade bedarf, so und so oft abschreiben nach dem alten Sprichwort: **Semel scriptum, decies lectum.** Die schönste Abschrift nehme ich alsdann zu den Skripturen und werde so immer hübsch prompt und billig bedient."

Der Bittsteller hatte genug gehört. Er bat den Herrn Professor gleichfalls um Entschuldigung ob der verursachten Störung, was dieser mit einer gnädigen Neigung des Hauptes anerkannte, und verließ um Vieles muthloser den stillen Tempel der Gelehrsamkeit.

Eugen Rohn ging zum Thore hinaus, suchte die entlegensten Pfade der nahen Anlage auf und sann düster vor sich hin. Seine trostlose Lage, die Zukunft seiner Familie ließ keinen anderen Gedanken aufkommen. Bald ging er langsam, schleichend, wie mit gelähmten Gliedern, bald stürmte er hastig vorwärts, mit den Armen in der Luft fechtend, als wollte er ein bestimmtes Ziel erstreben. Er schmiedete in seinem Geiste Pläne auf Pläne, um Plan um Plan als unausführbar wieder zu verwerfen, er studirte wie ein Spekulant auf neue, außerordentliche Hilfsquellen, ohne welche zu entdecken, er quälte und zermarterte sein Gehirn, bis kein richtiger Gedanke mehr den anderen fand. Erschöpft sank er zuletzt unter einem großen, üppigen Jasminbosquet, das ihn mit seinen dichten Blättern überschattete, auf eine Bank, um in dumpfem Hinbrüten langsam die Zeit verrinnen zu lassen. Er wollte nämlich noch einen Gang, den letzten, nach dem Hause des Herrn Advokaten **Dr.** Cervelli wagen.

Wiewohl ein verhältnißmäßig noch junger Mann, so galt doch Cervelli für den gesuchtesten und reichsten Advokaten der Stadt und Umgegend. Er zählte den hohen und niederen Adel und die Aristokratie der jüdischen Handelswelt zu seinen Klienten. Die ersteren schafften Ansehen, brachen Bahn und Verbindung bis zum Hof, was der jüngst erworbene Ehrentitel „Hofrath" zur Genüge bekundete. Die zweiten brachten ein glänzendes Einkommen. Durch

geschickte Verbindung beider hoffte der ehrgeizige Mann die Perle seiner Wünsche zu erringen, das Adelsdiplom. Er hielt es bereits für kein übertriebenes Kompliment mehr, wenn devote Leute ihn als „Herrn Baron“ begrüßten. Kutscher und Diener waren längst uniformirt und es fehlte nichts zu seinem vollständigen Glücke, als das glänzende Wappen am Wagenschlage und die Krone mit den fünf Sternen auf den Mützen seiner Diener.

Hofrath Dr. Cervelli führte selbstverständlich ein nobles Haus und hatte sein Publikum gezogen, daß eine Audienz bei ihm der eines Präsidenten nicht viel nachstand. Am Vormittag war Sprechstunde, doch wurden „kleine Kläger“ und Landleute außer in besonders schweren, weitsehenden Prozessen den Herren Konzipienten überwiesen. Am Mittag wurde, Personen von Distinktion ausgenommen, vor Schluß der Tafel, welcher um vier Uhr erfolgte, bei ihm selbst Niemand vorgelassen. Fuhr der Herr Hofrath um diese Zeit nicht aus, so konnten Petenten in seinem Privatkabinet, wo der Herr Anwalt die Zeitungen las und bei einer Tasse Mokka eine echte Havanna rauchte, Zutritt finden, was jedoch immerhin für eine spezielle Gefälligkeit galt.

Als sich Rohn gegen vier Uhr dem Hause des Herrn Dr. Cervelli näherte, bemerkte er schon von fern die Equipage, welche, zur Abfahrt bereit, auf der Straße harrte. Er beschleunigte seine Schritte und lief schließlich mehr, als er ging, am Wagen vorbei auf die Einfahrt zu. Unter dem Thore rannte er mit dem Herrn Hofrath selbst, der ihm entgegenkam, zusammen. Beide prallten zurück. Der Skribent stammelte in seinem Schrecken Worte der Entschuldigung und bat gehorsamst um eine kurze Audienz. Der Hofrath, welcher den weiland Rendanten vom Gerichte her kannte, trat als ein umsichtiger Geschäftsmann und um keine Zeit zu verlieren, mit demselben in den großen Hofraum zurück, wo sie vor Lauschern gesichert waren.

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Der Bau des neuen Hauses war begonnen und schritt schnell vor. Dennoch hatte er auf dem Waldhofe eine Umwälzung aller Verhältnisse und eine außerordentliche Last von Arbeiten hervorgerufen. Der Anbau der Felder durfte bei alledem nicht vernachlässigt werden.

Jetzt erst empfand die Bäuerin, eine wie große Hilfe sie durch Margarethe habe. Das schwache Mädchen schien wenig zur Arbeit geeignet zu sein, was ihm indeß an Kraft abging, ersetzte es reichlich durch Geschicklichkeit und Umsicht.

Auf das Zufriedenste sprach sich die Bäuerin wiederholt gegen ihren Mann darüber aus.

„Ja, ja,“ entgegnete Steffen, „es steckt in dem Mädchen mehr als man ahnt, und ich möchte es nicht wieder missen, aber manches an ihm bleibt mir unbegreiflich. Es spricht nicht über seine früheren Verhältnisse und obschon es hier wahrlich keine Noth leidet und wir es gut mit ihm meinen, fühlt es sich doch noch nicht heimisch hier. Ein fast ängstliches Gefühl verläßt es nicht. Das muß einen anderen Grund haben, als wir errathen können. Du weißt, daß ich in den nächsten Tagen in das Gebirg reisen werde, um das Bauholz zum neuen Hause zu kaufen, da will ich den Umweg nicht scheuen nach dem Orte, aus welchem Margarethe ist, vielleicht erfahre ich dort Näheres über sie.“

„Thu' es nicht,“ bat die Bäuerin.

„Und weßhalb nicht?“

„Sieh', wir Beide haben Margarethe lieb gewonnen und sie verdient es. Laß Alles so, wie es ist, des Mädchens Schüchternheit wird sich mit der Zeit geben. Erfährst Du dort irgend etwas ihr Nachtheiliges, so ist das ein Stoß für unser Vertrauen auf sie.“

„Sei ohne Sorge,“ entgegnete der Waldbauer. „Das Ungewisse peinigt mich; ich will das Schlimmste lieber ertragen, als nie recht wissen, wie man daran ist.“

Er reiste schon nach wenigen Tagen fort, ohne daß Konrad oder Margarethe ahnten, was er im Sinne hatte. Konrad konnte am wenigsten daran denken, da sein Vater anfangs gewünscht hatte, daß er den Holzkauf besorgen möge. Er hatte es abgelehnt, ohne einen Grund dafür anzugeben.

Wiederholt hatte er nämlich den Wassermüller, der den Waldhof nicht mehr betrat, Abends in der Nähe desselben gesehen und sogleich richtig errathen, daß Zeidler Margarethe zu sprechen suche. Ein peinigendes Gefühl hatte ihn erfaßt, er beobachtete jeden Schritt des Mädchens und nicht einen Tag lang hätte er vom Hause fern sein mögen.

Margarethe war seit jenem Zusammentreffen mit dem Müller nur selten Abends in den Wald gegangen. Sie fürchtete, ihm dort zu begegnen. Und doch sehnte sie sich oft nach solchen einsamen Spaziergängen.

Es war ein herrlicher, stiller Abend. In den Baumwipfeln wurde kaum ein Blatt vom Windhauche bewegt. Das Grün des Gebüsches hatte

noch immer jene zarte Farbe, welche es nur im Anfange des Frühlings hat. Eine Fülle von Blumen blühlen und dufteten zwischen den Sträuchern. Margarethe konnte der Luft nicht widerstehen, an diesem Abende in den Wald zu gehen.

Konrad sah sie den Hof verlassen. Vor kaum einer Viertelstunde hatte er Zeidler im Walde gesehen und es trieb ihn, ihr zuzurufen: „Bleib' hier, Margarethe!" Er schwieg. Seit jenem Abende, als er sie fragte, weßhalb sie weine, hatte er noch kein Wort wieder zu ihr gesprochen. Ohne daß sie ihn bemerkte, folgte er ihr, fest entschlossen, dem Müller auf's Derbste entgegen zu treten, wenn er mit Margarethe wieder zusammentreffe.

Sorglos schritt diese auf dem Waldpfade weiter. Sie pflückte Blumen, welche an beiden Seiten des Weges in Fülle standen. Er hätte zu ihr eilen und ihr die Blumen entreißen mögen, um sie für sich zu behalten. Wie manche bittere Stunde wäre ihm vielleicht erspart worden, wenn er es gethan hätte. Ein innerer festgewurzelter Trotz hielt ihn zurück. — Oder wenn Margarethe umgekehrt wäre — er hätte sie erwartet und hier in der Stille des Waldes würde sich gelöst haben, was ihre Herzen band. Sie ahnte nicht, daß er ihr folgte, und schritt ruhig weiter.

Eine Biegung des Weges entzog sie seinen Blicken; er durfte nur langsam, vorsichtig vorwärts gehen, wenn er sich nicht verrathen wollte. Da vernahm er plötzlich einen halb unterdrückten Aufschrei des Mädchens. Unwillkürlich zuckte er zusammen. Sollte Zeidler — — des Müllers Stimme riß ihn aus jedem Zweifel.

Schnell stürmte er im Gebüsch vorwärts. Das Blut stockte in seiner Brust, seine Hände zitterten. Durch das Gebüsch sah er, wie Margarethe sich aus des Wassermüllers Armen, welche sie umfaßt hielten, gewaltsam loszuwinden suchte. „Laßt mich — laßt mich!" hörte er sie ängstlich rufen. — „Heute sollst Du mir nicht wieder entgehn!" lachte Zeidler.

Konrad war seiner Sinne kaum noch mächtig. Er stürzte vor und riß mit äußerster Kraft den Müller zurück. „Konrad!" rief Margarethe überrascht und erfreut zugleich.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

„Und er fühlt ein menschliches Rühren." Ein durch Unglücksfälle und Krankheit herabgekommener junger Kaufmann in Berlin war zu Anfang dieses Jahres wegen eines Wechsels verklagt und gegen ihn, da die Exekution fruchtlos ausgefallen war, Personalarrest verfügt worden. Sein Gläubiger, ein armer Gewerbtreibender, begab sich daher des Morgens in aller Frühe, in Begleitung eines Exekutors, zu ihm, um den säumigen Zahler zur Haft zu bringen. Er traf auch wider Erwarten den lange gesuchten Schuldner an. Der Beamte mußte jedoch von der Verhaftung Abstand nehmen, da der junge Mann als Reservist Marschordre erhalten und am nächsten Tage bereits zu seinem Regiment nach Schleswig ausrücken sollte. Betrübten Herzens mußte der Gläubiger seinen Schuldner ziehen lassen. Er gab jedoch die Hoffnung nicht auf, wenn auch nicht augenblicklich, so doch später zu seinem Gelde zu kommen. Mit dem größten Interesse verfolgte er von jetzt an den Kriegsmann auf allen seinen Märschen, täglich studirte er die eintreffenden Listen der Todten und Verwundeten, jeden Augenblick befürchtend, daß sein Schuldner erschossen und mit seinem Tode die eingeklagte Forderung im Betrage von 200 Thalern verloren sein würde. Längere Zeit waren seine Befürchtungen unbegründet. Erst nach dem Sturm und der Einnahme von Alsen erhielt er die Nachricht von der Verwundung seines Schuldners. Schon gab der Gläubiger die Hoffnung auf, jemals sein Geld wieder zu erhalten, als ihm vor einigen Tagen unerwartet die Nachricht zuging, daß der junge Kaufmann genesen sei und in kurzer Zeit, vom Militär entlassen, als Invalide in Berlin eintreffen werde. Der energische Gläubiger wartete in Folge dessen täglich auf dem Hamburger Bahnhof auf die Eisenbahnzüge. Vor einigen Tagen nun traf unter anderen Entlassenen auch der junge Kaufmann ein. Beim Anblick desselben fühlte der Gläubiger ein menschliches Rühren, er merkte, wie der Groll gegen seinen Schuldner immer mehr und mehr schwand. Letzterer sah krank und leidend aus, der rechte Arm und mehrere Finger der linken Hand waren ihm abgeschossen, außerdem lahmte er auf dem rechten Bein. Bei dem Anblick des Krüppels, dessen einziger Schmuck in einem Kranze bestand, der ihm von zarter Hand geflochten, zog der Gewerbtreibende seine Brieftasche heraus, nahm den Wechsel zur Hand und zerriß ihn vor den Augen des Invaliden. Gleichzeitig drückte er ihm aber auch einen 25-Thalerschein in die verstümmelte, ihm noch gebliebene Hand. Ohne den Dank des Ueberraschten abzuwarten, war der harte Gläubiger in der Volksmenge verschwunden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 123. Dienstag, 11. Oktober 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der Stribent schilderte mit wenigen Worten seine Lage und bat schließlich um Arbeit, um Abschriften, die er zu Hause fertigen könnte. Schon während der letzten Worte hatte Herr Dr. Cervelli entschieden mit Hand und Haupt verneint und dieser Bewegung entsprach auch sein mündlicher Bescheid. „Das geht nicht," sprach er rundweg ab. „Ich habe Einmal Arbeiten außer dem Hause fertigen lassen und nie wieder. Abgesehen von der Unsicherheit, von Unterschleifen und von der Unordnung in der Registratur, so hat man die Akten niemals zur Hand, wenn es Noth thut. Und dann, Herr Rohn, bedenken Sie doch! Ich und Ihr Vorstand stehen auf dem gespanntesten Fuße. Sobald Herr Landrichter Nebelthau erfährt, daß Sie nur eine Zeile für mich kopirten, werden Sie sofort entlassen."

Daran hatte der Bittsteller in seinem eifrigen Streben, Arbeit zu finden, nicht gedacht. Er sah mit Schrecken die Richtigkeit dieser Bemerkung ein und wußte keinen Einwand zu erheben.

„Ich würde Sie allerdings," fuhr der Hofrath großmüthig fort und strich mit der Hand durch seinen blonden Schnurrbart, „in einem solchen Falle nicht im Stiche lassen und in meine Kanzlei aufnehmen, was jedoch immerhin mit pekuniären Opfern von Ihrer Seite verbunden sein dürfte."

Rohn machte unwillkürlich eine dankende Verbeugung.

„Leider habe ich Personal im Ueberfluß, eigentlich zu viel," setzte der Hofrath hastig bei, als reute ihn sein Ausspruch wieder, „mit Buchhalter und Registrator zwölf Mann und werde täglich von neuen Supplikanten bestürmt. Sechs meiner Stribenten dienen um das halbe Honorar, zwölf Gulden monatlich, zwei beziehen keinen Heller. Es sind Volontärs, die sich in den Dienst einschießen wollen. Noch ein paar Jahre — ich versichere Sie — und es kommt so weit, daß man den Anwälten Prämien bietet, wenn sie junge Leute in ihre Kanzleien aufnehmen mögen." Bei dieser trostreichen Eröffnung fand es der Petent für gut, zu schweigen. Er wollte sich zurückziehen, um den Herrn Hofrath nicht länger von seiner Spazierfahrt abzuhalten.

„Was ich sagen wollte," rief dieser, im Gehen sich nochmals wendend, „Ihr Gang dürfte trotzdem nicht vergeblich gewesen sein. Ein Bäckermeister hat heute darauf angetragen, eine Klage wegen Schuldforderung gegen Sie einzureichen. Wenn Sie sich an Herrn Schmalz, meinen dritten Konzipienten, wenden wollten, der diese Bagatellgeschichten verhandelt, so könnte vielleicht ein Arrangement getroffen werden. Der Kläger ist in seinem Rechte und Sie werden gut daran thun, die Sache baldigst zu ordnen. Man liebt derartige Kasus bei dem Amts- und Kanzleipersonal nicht, und wenn Herr Landrichter Nebelthau die Klage in die Hand bekommt, was nicht zu vermeiden ist, so dürften die Folgen keine angenehmen sein. Ich rathe Ihnen deßhalb, die Sache in Güte zu bereinigen."

Mit dieser väterlichen Ermahnung, die leichter gesprochen, als auszuführen war, rückte der Herr Hofrath Dr. Cervelli den Hut, schlüpfte vollends in seine gelben Glacés und ging nach seinem Wagen.

Der Stribent hatte keine Sehnsucht nach der Klage des Rosenbäckers, der nicht einmal die von ihm selbst gesetzte, dreitägige Frist überwinden konnte, verzichtete gern auf die Eröffnungen des Konzipienten Schmalz und benützte den hinteren Ausgang des Hauses, um sich ungesehen zu entfernen.

Der enttäuschte Mann flüchtete aus dem Gewühle der Stadt wieder nach der Anlage, auf dieselbe versteckte Bank, von der er ausgegangen war, um mit sich und seinem Grame allein zu sein. Er war und blieb allein. Die Gesellschaft meidet stille, einsame Stätten und den Unglücklichen umringen

keine schmeichelnden Freunde. Er war und blieb allein, bis der Abendwind mit emsigem Flüstern und kühlem Wehen durch die Blätter zog, bis die Dämmerung ihre Schatten dichter und dichter ausbreitete, selbst bis die Sterne zur hohen Himmelswacht aufzogen und mild glänzend auf den Verlassenen niederblickten, der keine Heimstätte zu besitzen schien.

Endlich erhob sich Rohn. Ein tiefer Seufzer entrang sich der gequälten Brust, dem ein wehmüthiges „In Gottes Namen!“ antwortete, das seine Lippen hauchten. Langsamen Schrittes suchte er den Heimweg durch die Anlage und die nun stillen Straßen der Stadt.

Als sich der einsame Wanderer seiner Wohnung näherte, gewahrte er eine dunkle Gestalt, die wie eine Schildwache vor dem geschlossenen Hofthor auf- und abpatrouillirte. Er blieb stehen, in banger Erwartung, ob nicht ein neuer Dränger hier Posto gefaßt habe, um ihn beim Nachhausegehen zu packen. Es war zu spät! Der Nachtwandler hatte ihn bereits entdeckt und avancirte im Sturmschritt, daß sich die etlichen zwanzig, staffelförmig abfallenden Krägen und Krägelchen des Mantels, welcher ihn umhüllte, im Nachtwinde hoben und bauschten und wie ein gespenstiger Ballon daherschwebten.

„Um des Himmels willen — wo bleiben Sie denn?“ schnarrte der Angreifer schon auf mehrere Schritte im heftigsten Zorn. Der bestürzte Schreiber athmete leicht auf, sofort die Stimme und das breite Gesicht des Kommissionärs Stillkraut erkennend, der die eine Hand drohend erhob und mit der anderen fest und ernstlich seinen Arm packte, wie um sich seiner Person zu versichern. „Wo stecken Sie denn eigentlich den ganzen Tag über? Ist das eine Manier für einen soliden Ehemann? Ich verfolge Sie seit drei Stunden, wie der Jäger die Fährte des Marders, ich suchte Sie wie eine Perle. Ich war im Gerichte, auf dem Markte, in der Anlage, ich lief die Wirthshäuser ab, ich trample nun schon eine kleine Ewigkeit da hin und her, in tausend Nöthen, wie auf glühenden Kohlen — und Sie schlenkern Gott weiß wo herum.“

„Ich habe Beschäftigung gesucht, einen Nebenerwerb,“ entschuldigte sich Rohn in aller Ruhe.

„Sie haben nichts zu suchen,“ polterte der Kommissionär und schüttelte halb freudig, halb ärgerlich den gepackten Arm, „weil Sie nichts finden. Sie sind zu schüchtern, zu ungeschickt, ein unmündiges Kind, der Mörder Ihres eigenen Glückes. Aber Gott hat Ihnen Freunde gegeben“ — und Stillkraut schlug sich stolz auf die Brust, daß die große Brille zitterte, — „Freunde, die den rechten Moment zu packen wissen.“

„Sie setzen mich mit jedem Worte mehr in Erstaunen . . .“

„Und Sie mich,“ unterbrach ihn der Kommissionär heftig, „mich durch Ihr eiskaltes Gesicht, in dem kein Tropfen warmen Blutes mehr zu rinnen scheint. Während ich glühe, bebe vor Freude, stehen Sie da wie eine vertrocknete Mumie, wie ein gläserner Automat. Ich kenne Ihr Tarbeamtenmalheur und lache dazu, denn der Weg zum Glück und Reichthum führt am seltensten durch staubige Kanzleistuben. Frischen Muth ins Herz und aufgerüttelt die trägen Glieder! Was Sie vergebens hofften und heute jedenfalls vergebens suchten — ein Kommissionär hat's längst in den Händen.“

„Wie? — Sie — Sie hätten?“ rief Rohn in freudiger Bestürzung und umklammerte krampfhaft die Hand des erregten Sprechers.

„Eh!“ wehrte dieser mit schmerzhaftem Lächeln und zog vorsichtig seine Hand zurück. „**piano!**“ wir brauchen unsere gesunden Glieder noch länger.“

„O reden — reden Sie doch!“ bat Rohn ungestüm drängend. „Es ist der einzige Ausweg, die letzte Rettungsplanke, ich vergehe . . .“

Stillkraut machte eine hastige, abwehrende Handbewegung, beugte sich etwas vor und sprach mit gedämpfter Stimme: „Der große Unbekannte da nebenan, der reiche geheimnißvolle Herr, sucht einen Sekretär. Mir wurde von dem Kammerdiener, Hausmeister oder was der Brummbär sein mag, der Auftrag, einen verschwiegenen, charakterfesten, wo möglich des Französischen kundigen Mann gegen gutes Honorar zu suchen. Ich machte bedenkliche Mienen, erklärte den Auftrag für sehr schwierig und schlug endlich den Retter meines braven Joli als die einzige verlässige, brauchbare Persönlichkeit in der Stadt vor. Also! Sie sollen heute Abend noch und wenn es zehn Uhr wird, sich vorstellen und Ihr Amt beginnen. Also!“

Stillkraut, der längst zu viel gesprochen hatte, ließ dem überraschten Freunde keine Zeit, um eine Silbe zu erwiedern, sondern zog ihn fort nach dem großen, stillen Hause, das im tiefsten Dunkel lag. Ein Zug der Glocke und die Thüre öffnete sich. Wenige Worte und der Schreiber sah sich einem kleinen, breitschulterigen Alten übergeben, dessen finsteres, narbenreiches Gesicht mit der kühn gebogenen Nase und den grauen, lauernden Augen, dessen Zobelmütze, die tief in der faltigen Stirne saß, und dessen pelzverbrämter Wamms, aus dem der Knopf eines Revolvers schimmerte, nicht sondertich einluden. Der Hausplatz war der Mitte nach durch ein starkes, eisernes Gitter abgesperrt. Der Alte schloß auf, gab einer gewaltigen Bulldogge, die

knurrend sich zum Sprunge rüstete, ein Zeichen, daß sie still zurückwich, und winkte Rohn zu folgen, während Stillkraut das Haus verließ.

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Zeidler, der durch den unerwarteten Angriff etwas verwirrt war, seinen Gegner erkannt, als er mit höchster Erbitterung auf ihn zutrat.

„Du sollst mir das Mädchen nicht vorenthalten!“ rief er. Sein Auge glühte. In der Rechten hielt er einen schweren Stock und er erhob ihn über Konrad.

„Haltet ein! haltet ein!“ rief Margarethe, sich zwischen Beide stürzend.

Ihr Ruf kam zu spät — der Schlag fiel und sie selbst sank schwer getroffen mit einem Aufschrei bewußtlos nieder.

Konrad fing sie in seinem Arme auf. Sie nahm für den ersten Augenblick all' seine Gedanken gefangen, und als er um sich blickte, war der Müller verschwunden.

Der Schlag, der ihm gegolten, hatte des Mädchens Kopf getroffen. Das Blut rieselte unter ihrem dunkeln Haar hervor und färbte Konrads Hand. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Wangen bleich.

Er vermochte ihren Kopf vor Zittern und Angst kaum zu halten. Eine unnennbare Angst erfaßte ihn, weil er vergebens ihren Namen rief und sie nicht die Augen aufschlug. Wenn der Schlag sie getödtet hatte!

Er wollte um Hilfe rufen, aber der Waldhof war zu weit entfernt, als daß seine Stimme bis dorthin hätte dringen können. Er dachte daran, aus einem nahen Bache Wasser zu holen und ihre Stirn zu befeuchten, das Blut von ihrer Schläfe zu waschen, und doch wagte er sie nicht allein zu lassen, auch nicht eine Minute lang.

In seiner verzweiflungsvollen Angst fiel ihm der nächste Weg nicht ein. Endlich umfaßte er sie mit beiden Armen und preßte sie fest an seine Brust, um sie zum Waldhofe zu tragen. Er war ja kräftig, und ihre Gestalt nur zart, leicht. Aber sie drohte ihn zu erdrücken, und der Athem versagte ihm, als er sie kaum hundert Schritte getragen hatte.

Er legte sie nieder auf den weichen Rasen und knieete neben ihr. Das Blut rann fortwährend leise unter ihrem Haare hervor über ihre Wangen. Dies Blut — er konnte es nicht sehen, es war ihm, als ob es sein eigenes Herzblut wäre. Er wischte es weg und gleich darauf floß es wieder langsam nieder.

Der Schweiß rann ihm über die Stirn. Er selbst konnte sich kaum erheben, so sehr hatte die Angst seine Kräfte gelähmt. Und immer noch lag sie regungslos, wie todt da.

Laut schluchzend warf er sich über sie. Wenn er auch todt wäre in diesem Augenblicke! Sein Trotz war dahin. Er hatte geglaubt, dies Mädchen zu hassen — jetzt fühlte er erst, wie sehr er es liebte. Zu spät! — zu spät!

Wilde Gedanken schossen durch seinen Kopf. Er richtete sich empor und wollte dem nacheilen, dessen Hand diesen unglücklichen Schlag geführt, um ihm des Mädchens Tod zurückzugeben. Doch allein, durfte er die Daliegende nicht verlassen. Es war vielleicht noch Leben in ihr.

Scheu blickte er sich um. Eine Angst erfaßte ihn, als ob er des Mädchens Mörder wäre. Noch einmal versuchte er, sie empor zu heben und nach dem Waldhofe zu tragen. Die Verzweiflung verlieh ihm Kräfte.

Die Bäuerin schrie erschreckt auf, als sie das blutende, leblose Mädchen und Konrads farblose Wangen erblickte. Sie wußte, wie wenig die Beiden sich während der langen Zeit, welche Margarethe auf dem Waldhofe war, genähert hatten.

„Konrad — Konrad! was hast Du begonnen!“ rief sie, und beugte sich über das Mädchen, das er noch immer im Arme hielt. „Nicht ich — der Wassermüller — Zeidler!“ brachte Konrad mühsam hervor.

Die Bewußtlose wurde auf ein Bett getragen. — Konrad sandte sofort einen Knecht nach der Stadt, um einen Arzt zu holen, dann kehrte er in das Zimmer zurück, wo die Bäuerin mit Margarethe beschäftigt war, um das Blut zu stillen und sie ins Bewußtsein zurückzurufen.

Sie athmete schwach — langsam. Die Haare ließen die Größe der Wunde nicht erkennen, das Blut rann noch in einem fort aus ihr und trotz allen Versuchen es zu stillen. Die Bäuerin verließ für kurze Zeit das Zimmer, um neue Mittel herbeizuholen. Konrad stand an dem Bette der Bewußtlosen. Sein Blick ruhte fast starr auf ihren Zügen. Er strengte sich an das schwache Athmen ihrer Brust zu bemerken. Ihre leiseste Regung konnte ihm nicht entgehen.

Da schlug sie, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, langsam die Augen auf und versuchte sich empor zu richten. Erschöpft sank sie zurück.

„Margarethe! Margarethe!“ rief Konrad, sich über sie beugend und ihre Hand erfassend. In

seinem Rufe lag sein ganzer Schmerz und seine ganze Angst.

Sie blickte ihn an mit der ganzen seelenvollen Tiefe ihrer Augen. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, glücklich, träumerisch, dann schloß sie die Augen wieder, als sei es nur ein Traum, was sie gesehen, und wollte weiter träumen und das glückliche Bild fest in ihrer Seele bannen.

„Margarethe!“ wiederholte Konrad und zog ihre Hand an seine Lippen.

Sie öffnete die Augen nicht wieder. Der Puls fing kürzer und schneller an zu schlagen, die Wangen rötheten sich langsam, das Blut hatte aufgehört zu fließen, aber fieberisch zuckten ihre Glieder.

Der ankommende Arzt untersuchte ihre Wunde und fand sie bedenklicher als er erwartet hatte. Die größte Ruhe und Sorgfalt wurde verordnet, zumal das Fieber immer heftiger auftrat. „Wie ist die Verwundung nur gekommen?“ fragte er.

„Ein unglücklicher Schlag — er galt mir!“ erwiederte Konrad. Mehr sagte er darüber nicht.

„Es kann leicht ein schlimmer Schlag für Den werden, dessen Arm ihn ausgeführt,“ sprach der Arzt. „Es ist ein zarter Körper, indeß vielleicht überwindet er es!“

Jedes Wort traf Konrad wie ein Dolchstoß. Er eilte aus dem Zimmer, fort von dem Hofe, in den Wald. Dort warf er sich mit dem ganzen leidenschaftlichen Ungestüm seiner Natur auf die Erde und gab sich laut seinem Schmerze hin. Er hatte seine Gefühle lange in sich verkannt und verschlossen, jetzt brachen sie um so heftiger hervor.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Merkwürdige Inserate. In der „Neuen Preußischen Zeitung“ wünscht ein Ehepaar adeligen Standes in Dresden Damen gegen angemessenes Kostgeld in ihre einsame Häuslichkeit aufzunehmen, um frisches Leben in dieselbe zu bringen. — In einem anderen Berliner Blatt wird ein armes Kind, ein Mädchen von sechs Monaten, zum „Verschenken“ ausgeboten, und in einer anderen Anzeige erklären sich Eltern geneigt, ihre zwölfjährige Tochter „an Kindesstatt fortzugeben“. In dem ersten Falle wird „dringendste Noth“ als Beweggrund angegeben, in dem zweiten, „weil es den Eltern zu schwer falle, allen ihren Kindern eine standesgemäße Erziehung zu geben“.

In England hat man mit Erfolg versucht, die Bienen in ihren Körben durch Chloroform zu betäuben, wenn man die Körbe leeren will. Ein solcher Korb wird zur Abhaltung des Lichtes mit einem Tuche behangen und das Chloroform eingetröpfelt. Sobald man bemerkt, daß sich die Bienen ruhig verhalten, kann man sie ohne alle Gefahr leicht in einen anderen Korb überstedeln, in welchem sie am anderen Morgen alle wieder erwachen und munter ihre Wohnung umschwärmen.

(Chinesische Heirathsgesuche.) Ein vor Kurzem erschienenes Buch über Java und Javanesen von Barrington d'Almeida erzählt von einer eigenthümlichen Bekanntmachungsart der zahlreich in Batavia verbreiteten Chinesen. Man findet da an einzelnen Häusern einen leeren Blumentopf stehen und dessen Bedeutung ist: „Hier wohnt eine junge Dame, die einen Gatten wünscht.“

Auch in Gotha müssen, schreibt die „Dorfztg.“, in dieser tollen Zeit die Hunde Beißkörbe tragen, nur die Spitze machen eine Ausnahme, wie wir aus den dortigen Blättern ersehen. Einem Eiferer gegen die Beißkörbe wird entgegnet, er könne ganz ruhig sein und den Spitz, welcher ihn im Laufe der Jahre beim Nachhausegehen aus der Kneipe so oft begleite, trotz dem neuen Hundegesetze und trotz dem Fallmeister auch fernerhin unbehindert nach Hause führen.

Ein junger Kaufmann in einer Vorstadt zu Wien legte jüngst während einiger Tage in das Schaufenster seines Verkaufslokals einen geschriebenen Zettel, auf welchem die Worte standen: „Der Besitzer dieses Geschäfts wünscht sich mit einem braven Mädchen oder einer jungen Wittwe zu verehelichen. Vermögen ist nicht erforderlich!“ — Der Laden des jungen Heirathskandidaten soll seitdem nicht leer von Käuferinnen geworden sein.

## Charade.

Wer kannte dich nicht, du tapferer Held,
Da dich doch sah das Leipziger Feld.
Eine männliche Silbe hinzu,
So siehest der Geister größten du.
In Versen zu leben,
War sein Bestreben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Freitag, 14. Oktober 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Die breite Stiege, welche nach der oberen Etage führte, war von einer matten, gedämpften Lampe beleuchtet und mit Teppichen belegt. In einzelnen Nischen standen Marmorstatuen, die geisterhaft aus dem dunklen Schatten vortraten und verlassen und trauernd in den öden Raum starrten. Die Absätze der Stiegen zierten Vasen, in denen Rohn die vergilbten Reste längst verdorrter Blumen gewahrte. Es war unheimlich dieses lautlose Hinaufsteigen, dem die verlängerten Schatten an den fahlen Wänden wie äffende Gestalten folgten.

Oben führte der schweigsame Alte seinen Begleiter in eines der ersten Zimmer und zeigte, sich zurückziehend, nach einem Stuhle. Das Gemach war einfach möblirt. In der Mitte stand ein Schreibtisch und darauf eine Lampe mit eigenthümlich konstruirtem, tiefem Schilde, so daß nur der Tisch Licht erhielt und alles Andere in tiefem Schatten blieb. Die Thüre zum nächsten Zimmer stand offen. Das Zimmer selbst war in tiefe Finsterniß gehüllt, so daß das schärfste Auge nichts zu unterscheiden vermochte.

Rohn durfte nicht lange harren. Aus ziemlicher Entfernung — es mochten noch vier bis fünf Zimmer ineinandergehen — ließen sich langsame, unregelmäßige Schritte vernehmen, die bald lauteren, bald leiseren Schall gaben, wie wenn Jemand sich eines Stockes oder einer Krücke bedient. Die Schritte kamen näher und näher und knarrten zuletzt im anstoßenden Gemach, wobei das vorsichtige Aufstoßen eines Stockes sich deutlich unterscheiden ließ. Es entstand eine kurze Pause und ein schmerzhaftes Aechzen drang heraus, wie wenn sich ein Verwundeter schwerfällig niederläßt. Zugleich fragte eine tiefe, hohle Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, matt und langsam: „Sie sind der Herr welchen man zum Sekretär empfiehlt?"

Rohn bejahte und verbeugte sich, ungewiß, ob diese Bewegung beachtet würde, oder nicht.

„Meine Korrespondenz ist auf das Nothwendigste beschränkt, weil ich nicht anhaltend zu diktiren vermag. Dagegen sollen Sie mir Auszüge und Zusammenstellungen aus Familienpapieren machen, die ich mit der Zeit zu einem gerichtlichen Akte bedarf."

Rohn bejahte abermals.

„Wären Sie wohl auch im Stande," ließ sich der Unsichtbare nach kurzer Pause wieder vernehmen, „mir, wenn die Auszüge vollendet sind, zwei bis drei Stunden des Abends mit kräftiger, ausdrucksvoller Stimme vorzulesen?"

„Zu dienen! Diese Auszüge sollen mich jedoch nicht hindern, es jeden Abend zu thun."

„Gut! — Ich lasse mir keine Bedingungen vorschreiben und bin nicht gewöhnt, zu feilschen. Wenn Ihnen die Plage mit einem alten Patron nicht lästig wird, so sollen Sie zufrieden sein."

Rohn athmete froh auf, bethenerte seinen vollsten Eifer und stellte Alles dem „gnädigen Herrn" anheim.

„Sie werden mir also morgen einen Eid auf das Evangelium schwören, daß Alles, was Sie in diesen Räumen sehen und hören, schreiben und lesen, ein heiliges Geheimniß für Sie ist und bleiben muß."

Bei diesen Worten ließ sich ein ängstiges, lang gehaltenes Grohnen aus der Ferne hören, das mehr thierischen, als menschlichen Lauten glich und schauerlich durch die leeren Räume hallte. Ein eisiges Frösteln überlief den jungen Mann.

„Wie heißen Sie?" fragte der Unsichtbare laut und hastig, wie um die Unterhaltung zu beendigen.

„Eugen Rohn."

„Eugen! — Rohn — Rohn!" schrie er plötzlich wild auf, zornig brüllend, daß man die schwache Stimme nicht mehr erkannte. „Bis hierher wagst Du zu dringen, verruchter Mörder meines Glücks

und meiner Ruhe? Fort, fort! — Du weichst nicht, elendes Werkzeug meiner habgierigen Feinde? Meine Hand ist schwach, sie zittert, aber Gott ... die Rache ..."

Eine rasche Wendung, der Stock fiel auf den Boden. Ein zorniges Stöhnen und ein Säbel rasselte ihm nach, der ohne Zweifel beim Herabholen von der Wand seiner Hand entglitt. „Licht, Licht, Iwan!" Ein heftiges Tasten an der Wand und im nächsten Moment knackte der Hahn eines Pistols.

Rohn war entsetzt aufgesprungen. Die Fassung verließ ihn nicht. Der Gedanke an plötzlichen Wahnsinn schoß durch seine Seele. Bei dem Knacken des Pistols stürzte er zur Thüre hinaus, die Stiege hinab.

„Er ist wahnsinnig geworden!" rief er dem keuchenden Alten zu, der, den Revolver in der Faust, den Hund am Halsband, die Stiege heraufeilte.

Der Alte erhob den Lauf, als wollte er ihn für immer verstummen machen und zeigte drohend nach der Thüre, die, wie von einer geheimen Feder geschnellt, aufsprang. Rohn stürzte hinaus. Ihm nach hallte das Anschlagen des Hundes, zornige Flüche in einer fremden Sprache und das Rasseln der Thüre, welche dröhnend wieder ins Schloß fiel.

Betäubt vom Schrecken, blieb Rohn einen Augenblick in der einsamen, dunklen Straße stehen und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Er mußte sich besinnen, wie ihm geschehen, wie er so urplötzlich in Gedankenschnelle auf die Straße versetzt wurde. Wie ein Träumender taumelte er sodann vorwärts nach seiner Wohnung. Kein süßer Schlummer deckte diese Nacht seine müden Augenlider. —

## V.

Fast soll er Verfolgung leiden,
Sich ein Märtyrthum bereiten,
Opponiren keck der Wuth
Des Staats in seiner Rachegluth.

Pudribas.

Eugen Rohn machte sich am anderen Morgen frühzeitig auf den Weg, um seinen Gönner, den Kommissionär Stillkraut, von dem erlebten Schrecken und unverdienten Mißgeschick in Kenntniß zu setzen. Er fand verschlossene Thüren und sein Klopfen verhallte ungehört. Er kam am Abend, am zweiten und dritten Tage wieder, ohne Einlaß zu finden. Er rief den Namen des Herrn, die Namen der Hunde, welche sonst so gern laut anschlugen, durch die Thüre. Seiner Stimme antwortete nur ihr eigenes schwaches Echo. Endlich traf er im unteren Hausgange, der auf die Straße führte, ein altes Mütterchen, das gegen freies Logis als Pförtnerin da wohnte und Herrn Stillkraut in seinem Hauswesen hilfreiche Hand leistete. Die Alte wußte nichts Sicheres, ließ aber eine geheimnißvolle Wichtigkeit, ein gewisses Vertrautsein mit dem Hausherrn durchschimmern und suchte den Mangel an reellen Nachrichten durch Floskeln und Expektorationen zu verdecken. „Wo Herr Stillkraut ist?" wiederholte sie langsam und anscheinend empört über diese Frage. „Ja, wer das bei einem solchen Mann wissen könnte? Ueberall und nirgends — da wählen Sie nach Belieben! Kein Doktor kann am Morgen wissen, welche Patienten ihn während des Tages bestürmen, und Herr Stillkraut, der Wunden in seiner Art heilt, kann nie vorhersagen, ob nicht außerordentliche Aufträge, plötzliche, ungeahnte Vorfälle ihn da oder dorthin berufen. Ein so gesuchter Geschäftsmann ist niemals Herr über seine Zeit."

„Sonst konnte man mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen," bemerkte Rohn, „Herrn Stillkraut zu gewissen Stunden zu treffen, aber seit zwei Tagen klopfe ich umsonst an seine Thüre. Seine Wohnung ist ja wie ausgestorben, nicht einmal die Hunde geben mehr einen Laut."

„Natürlich nicht, weil sie ausquartiert sind," berichtete die Alte mit großer Lebhaftigkeit, „ausquartiert in meine leere Kammer. Der gute Mann mußte sich von seinen Thierchen trennen, zum ersten Mal vielleicht in seinem Leben. Es ging hart her, Thränen standen in seinen Augen, als er mir die losen Kläffer auf die Seele band. Und wie kennen und spüren die kleinen, unvernünftigen Kreaturen seine Abwesenheit? Vor Sehnsucht und Harm heulen und winseln sie den lieben, langen Tag in ihrer Kammer, wie viele vernünftige Menschen nicht thun, wenn ihnen Jemand stirbt."

„Also ist Herr Stillkraut verreist?"

„Ja freilich — Knall und Fall — in einer höchst wichtigen Angelegenheit, wie Sie sich wohl denken können."

„Wann wird Herr Stillkraut zurückkehren?"

„Das weiß Niemand — er selbst nicht," erhärtete die Alte mit erhobener Hand. „Vorgestern wurde er mitten in der Nacht von einem Unbekannten geweckt und abgeholt. Der gute Mann kam gegen Tagesgrauen heim, aber in welch leidenschaftlicher Aufregung? Seine Lippen bebten, seine Hände und Kniee zitterten. Er eilte die Stiege hinauf, begann Kisten und Kasten sorgfältig zu versperren und disputirte unaufhörlich mit sich selbst. „„Es ist ein Elend mit solchen Menschen!"" rief er ein über das andere Mal. „„Man muß sie in ihr Verderben rennen lassen — in Gottes Namen! Jeder gute Zug, ihr

Schicksal zu wenden, wird ein neuer Anstoß zum Unglück. Wahre Nachtvögel, geborene Kinder des Unglücks, deren Tritt Unheil bringt, wo er eine Schwelle berührt, ja deren Namen schon Schrecken und Elend wie eine pestartige Krankheit verbreitet!" So raisonirte er fort und fort, knöpfte sich fest in seinen Rock und Mantel, lockte listig die Hündchen in die Kammer, gab mir den strengsten Auftrag und eilte nach dem Bahnhof."

(Fortsetzung folgt)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Der Arzt kehrte heim. Langsam schritt er durch den Wald. Das bleiche, ansprechende Gesicht des armen Mädchens hatte ihm selbst Theilnahme eingeflößt und in seiner Hand lag es nicht, ihr Leben zu halten, wenn die Natur nicht half.

Konrad sah ihn, er sprang auf und eilte zu ihm. Thränen hatten seine Augen geröthet — er schämte sich derselben nicht, obwohl er noch vor wenigen Stunden keine Thräne in seinen Augen würde haben sehen lassen.

Mit der zitternden Hast der größten Aufregung erfaßte er des Arztes Hand. „Wird ihr Leben gerettet?" fragte er. „Sagen Sie mir die Wahrheit — die volle Wahrheit."

Der Arzt bemerkte seine aufgeregte Stimmung und wagte nicht, seine ernstlichen Bedenken offen auszusprechen. „In meiner Hand liegt ihr Leben nicht," erwiederte er. „Doch seid ruhig — ich hoffe das Beste!"

„Sie hoffen nur und wissen es nicht einmal mit Bestimmtheit!" rief Konrad. „Sie können mir nicht einmal sagen: ja, sie bleibt leben — die Gefahr ist vorüber! — Sie muß leben bleiben — sie muß — oder —!"

„Ruhig — ruhig," unterbrach ihn der Arzt mahnend. „Die Grenze des Menschenlebens läßt sich nicht berechnen und bestimmen. In Eurer Hand liegt ihr Leben mehr als in der meinen — sorgt dafür, daß ihr nichts Störendes, Nachtheiliges entgegentritt."

Diese Worte faßte Konrad in sich auf und tagelang wich er kaum eine Stunde von Margarethens Bett, ängstlich jeden ihrer Athemzüge beobachtend, mit den innersten Qualen ihren wilden, zerrissenen Fieberphantasieen folgend, die sich mit ihm am meisten beschäftigten. — Er hatte daran gezweifelt, daß sie ihn liebe, und eines so traurigen Falles bedurfte es, um ihn zu überzeugen.

Aber Tage vergingen auch und die Kranke zeigte nicht die geringste Besserung. Endlich trat die Krisis ein und der Arzt konnte nun die Genesung mit voller Gewißheit vorhersagen.

Bis dahin hatte Konrads Wachsamkeit und Pflege mit einer merkwürdigen Zähigkeit, welche seine Mutter am meisten in Erstaunen gesetzt hatte, angehalten, nun ermattete er mit einem Male und sorgte bereitwilliger für seine eigene Erholung. Er bedurfte sie — denn dieser unglückliche Fall hatte eine erschütternde Wirkung auf ihn ausgeübt. Für ihn litt die Kranke.

Der Waldbauer war länger fortgeblieben, als er erwartet hatte. Er war nicht wenig über das, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte, erschreckt. Ehe er noch seinen Hof erreicht, hatte er bereits erfahren, was sich zugetragen. Nur wie Alles gekommen war, wußte er noch nicht, darüber war überhaupt noch Niemand im Klaren, weil Konrad geschwiegen hatte.

Mit doppelter Aufregung erreichte er sein Haus, denn auch er hatte Kundschaften eingezogen, welche ihn viel beschäftigt und beunruhigt hatten.

Kaum hatte er den Waldhof betreten und sich von Margarethens Zustande überzeugt, so rief er Konrad zu sich ins Zimmer und schloß die Thür ab.

Beide waren allein.

Aufgeregt schritt Steffen mehrere Male auf und ab und blieb dann vor seinem Sohne stehen, ihn mit scharfem Blicke anschauend. Konrad schien zu ahnen, was sein Vater vorhatte, und senkte unwillkürlich die Augen. Sein früherer finsterer Trotz, der selbst seinen Vater beherrscht hatte, war verschwunden.

„Du hast Margarethe schon früher gekannt — ehe sie dies Haus betreten?" fragte der Waldbauer ernst — fast drohend.

Kaum halblaut erwiederte Konrad: „ja!"

„Du hast sie schon vor Jahren gekannt?"

Auch dies bestätigte Konrad.

„Ich habe es fast geahnt," fuhr der Alte fort. „Weßhalb hast Du sie ganz verläugnet, bist mit Absicht stets ihr ausgewichen, so lange sie im Hause ist?"

Konrad schwieg.

„Sprich!" rief sein Vater befehlend, heftig.

Auch jetzt schwieg Konrad noch.

„Du hast gewußt, weßhalb sie von Haus verstoßen ist?"

„Ja."

„Daß es durch Deine Schuld geschehen ist?"

„Ja."

Digitized by Google

„Bube!“ rief der Waldbauer, mit Gewalt sich beherrschend, daß er den bereits erhobenen Arm nicht auf seinen Sohn fallen ließ. „Sprich, weßhalb hast Du das Mädchen hier verläugnet?“

„Ich glaube, ich haßte sie,“ entgegnete Konrad.

„Ha! Du haßtest sie und doch hast Du um sie geworben? — Ich weiß es, denn ich bin bei des Mädchens Eltern gewesen — ich weiß es!“

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Auch die Rosen werden gefährlich.) Es läßt sich nicht bestreiten, daß der süße, liebliche Duft der Rose Unwohlsein, vorübergehende Kopfschmerzen, ja Ohnmachten hervorrufen kann; alle starkduftenden Blumen haben dies mit der Rose gemein. Wer aber hätte geglaubt, daß der Rosenduft Entzündungen erzeugen kann? Ein Doktor Caculi in Paris hat entdeckt, daß in den Gärtnereien, wo hauptsächlich Rosen kultivirt werden, diejenigen Personen, welche dem Rosenduft in der Zeit der größten Blüthe anhaltend ausgesetzt sind, an einem Schnupfen zu leiden anfingen, welcher mit einer Entzündung der Nasenschleimdrüsen, des Schlundes und der Augen verbunden ist. Das Unwohlsein, welches acht bis vierzehn Tage anhält, charakterisirt sich durch eine unangenehme Hitze, Anschwellung der Augenlider, Niesen, trockenen Husten und allgemeines Uebelbefinden; oft auch tritt ein Ausschlag hinzu. Die Damas-Rose ist, wie man versichert, am meisten zu fürchten.

(Eine edle That.) Von München brauste der Bahnzug nach Starnberg und näherte sich den ersten Häusern, da läuft aus einem ein zweijähriges Kind auf die Bahn und gerade dem Zuge entgegen. Der Lokomotivführer sieht's mit Schrecken, bremsen kann er nicht mehr, er gibt das Nothsignal, das Kind hörts und eilt ihm nur rascher entgegen, die Menschen hinter der Barrière überläufts eiskalt, — ein Augenblick noch und das Entsetzliche ist geschehen. Da stürzt eine Dame auf die Bahn, dem Kinde entgegen, schneller, immer schneller, die Lokomotive ist nur noch ein paar Fuß von der Frau und dem Kinde entfernt, — ein mächtiger Ruck, die Bahn ist frei, das Kind gerettet, die Dame stürzt ohnmächtig nieder. Wer war sie? Die Mutter des Kindes? Ja, eine Mutter, aber nicht die Mutter dieses Kindes, das sie nicht kennt, sondern die Gemahlin des Lieutenants Lingg; sie war gekommen, um ihren Gatten zu empfangen, der mit demselben Zuge eintraf.

Die Wunderbohne aus Navaoë beschäftigt gegenwärtig nicht wenig die deutschen Gärtner. Es ist dies die erste perennirende Bohne; denn sie dauert den Winter über aus, blüht und trägt auch im zweiten und folgenden Jahre; sie gibt alljährlich zwei Ernten, ist von wunderbarer Fruchtbarkeit, von allen Bohnen die nahrhafteste und wohlschmeckendste und kann jetzt bis Eintritt von Frostwetter gelegt werden. Ihr Entdecker heißt J. Pierre, berühmter Chemiker und Mitglied des Instituts von Frankreich, welcher wegen dieser Entdeckung in Frankreich, England und Belgien mit goldenen Medaillen ausgezeichnet wurde, und in einer Schrift: „Die Wunderbohne aus Navaoë“, das Nähere über dieselbe bekannt gemacht hat. In Dresden sind beim Buchhändler Zenne solche Wunderbohnen zu haben, und zwar 12 Stück für 1 Thaler und das Schock 4 Thaler.

Unlängst exerzirte in der Nähe von Konstanz Schweizer Artillerie im Feuer, wobei mehrere Kugeln in den Bodensee schlugen und zwar gerade unter einen Zug der beliebten Felgen (eine Art Barbe). Eine Stunde nun nach dem Feuern kam die Nachricht, daß eine halbe Stunde von Konstanz Tausende von jenen Fischen todt auf dem Wasser herumschwämmen. Sofort machten sich Boote an die betreffende Stelle des Sees auf, welche alle im Laufe des Vormittags reich beladen nach Konstanz zurückkehrten. Es sollen über 4000 Stück aufgefischt worden sein, sämmtlich unverletzt. Diese auffallende Erscheinung läßt sich durch die Thatsache erklären, daß die Pressung des Wassers genügt, die Luftblase der Fische zu sprengen und sie zu tödten. Eine angestellte Untersuchung lehrte auch hier, daß die Luftblase zersprungen war.

Ein neues gastronomisches Blatt in Paris wird der „Speisesaal“ heißen. Ein anderes nicht minder interessantes Blatt erscheint demnächst, „um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen,“ das „Echo nuptial“, ein Organ der Heirathsbureau's und Heirathsangelegenheiten aller Art.

Auflösung der Charade in № 123:
Schiller.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Sonntag, 16. Oktober 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn wußte wohl, wem dieses Selbstgespräch des Kommissionärs galt und forschte vorsichtig weiter, um den Grund der plötzlichen Abreise zu erfahren.

„Es ist freilich eine wichtige, geheimnißvolle Reise," versicherte die Alte mit einer Miene, welche andeuten sollte, daß sie die Angelegenheit recht gut kenne, aber das Geheimniß ihres Herrn zu bewahren wisse. „Ach Gott!" seufzte sie, wenn er nur gesund und wohl wiederkehrt. Es ist eine wahre Schande, wie der gute Mann seit einiger Zeit geplagt und überlaufen ist. Und jetzt auch noch geheime Agentschaften in weiter Ferne, bei Nacht und Nebel! Wenn er nicht bald, recht bald wiederkehrt, so vergehen seine Hündchen vor lauter Trauer und ich stehe vor Nichts ein."

Der Skribent merkte wohl, daß die geschwätzige Pförtnerin nichts wußte, was sie nicht geplaudert hätte, und empfahl sich. Es waltete kein Zweifel, daß seine Person mit dem heftigen Selbstgespräch des Kommissionärs in inniger Beziehung stand. Ob sich aber auch zwischen ihm und der plötzlichen Abreise Berührungspunkte fanden, ließ sich nicht ermitteln. Er sann hin und her, legte sich jedes Wort der alten Frau noch einmal zurecht und fand schließlich mit einiger Bestimmtheit nur die traurige Vermuthung heraus, daß auch sein letzter Gönner sich von ihm geschieden habe, um den Verdienst in dem Hause des reichen Fremden nicht zu verlieren. Hart und trostlos, unheimlicher als die Nacht, starrte ihm die Zukunft entgegen. Die Taxbeamtenstelle war unrettbar verloren, sein Gehalt nicht unbedeutend reduzirt, seine Pläne und Spekulationen nach Nebenverdienst unter dem rauhen Hauche der Wirklichkeit wie Seifenblasen zerplatzt, die Wohnung gekündigt, die Gläubiger geduldlos. „Schreiben — schreiben!" stöhnte der hart bedrängte Mann vor sich hin, während er, gebeugt an Geist und Körper, nach dem Amte eilte. „Es ist der letzte Rettungsanker, bricht auch der, so versinkst du mit Weib und Kind in ein endloses Meer des Elends." Und der langjährige Sportelrendant feilte als gewöhnlicher Kopist wieder rastlos und unverdrossen mit der Feder, wie ehedem, ja fleißiger als jemals. Er legte am Morgen und am Mittag von selbst eine Arbeitsstunde zu, so daß seine Kollegen laut murrten und ihn mit verächtlichen Blicken ansahen, und stand zugleich dem neuen Taxbeamten, der keine Idee von seinem ganzen Dienste hatte und bei jedem Anlasse den Gerichtsdiener nach seinem Vorgänger schickte, bereitwilligst zu Gebote.

Der neue Taxbeamte erwarb sich, etwa den Herrn Landrichter ausgenommen, der ihn mehr zu fürchten, als zu lieben schien, mit seinem absprechenden, hochfahrenden Wesen keine Freunde. Um so lebhafter dominirte der ungenirte junge Mann, der seinen Worten Gewicht zu geben wußte, über das niedere Personal und spielte mit seinen glatten, aristokratischen Manieren selbst den Herren Assessoren gegenüber eine gewisse imponirende Rolle. Ging ihm das Geringste gegen den Strom, so pochte er mit frecher Stirne auf den Einfluß seiner hohen Protektoren, laut prahlend, wie er diesen und jenen Uebelstand schon zu beseitigen wissen werde. Am allerwenigsten jedoch konnte sich mit dem neuen Gebieter der grauköpfige Gerichtsdiener Oberniederhuber, ein alter Wachtmeister mit vier Kapitulationen, verständigen, bei dem der Gerichtsvorstand als Rittmeister, der erste Assessor als Lieutenant ohne „Baron", der zweite aber als Junker rangirte und alles andere Personal sich in die niederen Chargen der Eskadron vertheilte und deren erstem Wachtmeister selbstverständlich und ordonnanzmäßig pariren mußte.

Der Gerichtsdiener Oberniederhuber hatte gleichfalls vor Eröffnung der Eisenbahn sieben fette Jahre

gesehen. Damals passirten nämlich jeden Tag lange Vaganten- und Sträflingstransporte in dem Gerichtshause aus und ein, deren Verpflegung und Verköstigung ihm oblag. Es war ein einfaches und einträgliches Geschäft, das selbst den Prozenten einer Apotheke spottete, denn der Gerichtsdiener war für seine Pfleglinge Pascha und Gastwirth zugleich. Erdreistete sich je einer der Gäste in seinem Gasthause zur „geschlossenen Gesellschaft" über die schlechte Hasergrütze oder die fehlende Fleischportion zu raisoniren, so folgte dem Worte auf dem Fuße eine handgreifliche, nachhaltige Belehrung, die dem Kühnen jede Klage für die Zukunft verleiden mochte. So war Oberniederhuber nicht durch seinen Gehalt und die Exekutionsgebühren, sondern durch sein „Gasthaus" in kurzer Frist ein vermögender Mann geworden, stattete seine erwachsenen Kinder glänzend aus und reservirte sich noch ein ansehnliches Sümmchen für seine alten Tage. Jetzt freilich sausten die Vaganten und Sträflinge auch wie andere Leute mit dem schnaubenden Dampfroß an der Stadt vorbei, ohne Nachtlager, ohne Rasttag, oder kehrten höchstens zum sogenannten Mittagsbrod ein, um mit dem nächsten Zuge wieder weiterzudampfen. Und doch behauptete der brummige Graubart steif und kühn, daß er noch lange nicht mit dem ersten Assessor tausche, während vor wenigen Jahren seine finanzielle Statistik selbst den Herrn Gerichtsvorstand über die Achsel ansah. Kein Wunder, wenn dieser Mann eine gewaltige Achtung, eine mächtige Hand, wie man zu sagen pflegt, im Gerichtshause hatte und ein Ueberfluß von Artigkeit und Komplimenten nie zu seinen schwachen Seiten zählte.

Der neue, des Dienstes unkundige, aber um so herrschsüchtigere Tarbeamte, dem der alte Oberniederhuber durchaus nicht das Offizierspatent, sondern höchstens den leeren Kragen eines Aktuars zuerkannte, liebte es, seinen Diensteifer durch eine lärmende, in die Augen fallende Wichtigthuerei zu manifestiren. Er läutete zehnmal in jeder Stunde und wenn seinem Rufe nicht sofort Folge geleistet wurde, lärmte die Glocke unablässig durch das Haus. Oberniederhuber, der unumschränkte Potentat des Wartzimmers und in den Augen der Landleute und Parteien der Allgewaltige des Hauses, zog zornig seinen grauen Schnurrbart zwischen die Zähne, brummte vernehmlich genug von einem naseweisen Springinsfeld und absichtlichen Chikaneur, ließ läuten, wer da läutete, und wandelte ruhig seine Bahn.

Dieser Mangel an Respekt und Gehorsam, wie der Tarbeamte sehr übel bemerkte, führte schon in den nächsten Tagen zu einer sehr heftigen Kollision. Der Herr v. Mylius läutete und riß, als Niemand erschien, mehrere Minuten lang zornig an seiner Glocke, daß es stürmisch durch die Gänge hallte, und sprang schließlich, als selbst das Sturmläuten nicht fruchtete, vor seine Zimmerthüre, laut schreiend und fluchend. Auch der Herr Gerichtsvorstand trat mit entrüsteter Amtsmiene auf seine Schwelle, um zu sehen, wer so die Ruhe des Gerichts zu stören wage. Als Dritter erschien endlich der Gerichtsdiener auf dem Kampfplatze, auf sein Rohr gestützt, langsam und gemächlich.

Der Tarbeamte im Gefühl seiner Würde und vom Zorne übermannt, brach sofort in einen Strom von Anklagen aus, die sich wie schäumende Sturmwellen überschlugen und in den herbsten Ausdrücken ergehen ließen. „Ich kann mir ein solches insolentes Benehmen," schloß er seine heftig sprudelnden Worte, „von diesem arroganten Menschen, diesem ausgemachten Grobian durchaus nicht gefallen lassen. Ich werde und muß mein Recht weiter suchen, wenn der Herr Gerichtsvorstand nicht energisch Abhilfe und Satisfaktion schaffen."

„Und ich auch," bemerkte der Gerichtsdiener, welcher den Redefluß des Anklägers mit keiner Silbe unterbrochen hatte.

„Sie haben die Befehle des Herrn Tarbeamten als Gerichtsdiener zu befolgen," entschied der Landrichter kurz, ohne sich weiter auf eine Untersuchung des Sachverhaltes einzulassen.

„Ich werde mein Recht suchen," wiederholte der Gerichtsdiener mit starker Stimme, die jedoch merklich zitterte. „Ich will nicht Grobheit gegen Grobheit setzen, aber Ihnen" — er wandte sich an seinen Gegner — „Ihnen sage ich, daß ein alter Soldat, der seine vier Kapitulationen gedient und Pulver gerochen hat —" er schlug mit der rechten Hand auf die Brust, daß seine Ehrenzeichen klangen, — „daß ein alter Soldat sich von Niemand kujonniren läßt. Nur schön stät, Herrchen! Der alte Oberniederhuber hat's nicht nöthig und ist nicht dazu angethan, jedem hergelaufenen Schreiber seinen Bedienten zu machen. Und dann — über den arroganten Menschen und den Grobian reden wir noch ein anderes Wort vor dem Herrn Untersuchungsrichter. Ich werde meinen Anwalt schon zu finden wissen."

Mit dieser Drohung wandte sich der alte Oberniederhuber, wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht, ab, ging und ließ die beiden Herren verblüfft stehen.

„Herr Landrichter!" rief der Tarbeamte in tiefster Entrüstung.

„Ich werde einschreiten müssen," entgegnete dieser zögernd. „Der Mann scheint sich im Vertrauen auf seine Dienstjahre zu überheben oder es macht

das Alter seinen Einfluß geltend. Seine Quiescenz hätte ohnehin früher oder später eintreten müssen. Ich werde sie heute noch beantragen." —

Das geschah nun freilich nicht, so zufrieden sich auch der Herr v. Mylius mit diesem Urtheil gezeigt hatte. Landrichter Nebelthau pflegte solche Entschlüsse nicht ein-, sondern zwei- und dreimal zu beschlafen, bevor er handelnd eingriff. Er fürchtete sich, dem protegirten Tarbeamten abzustehen und wollte doch auch dem alten Gerichtsdiener, der Jahre lang seine rechte Hand gewesen, nicht wehthun. Oberniederhuber half dem geplagten Vorstand am anderen Morgen selbst aus der Verlegenheit. Er überreichte ein förmliches Quiescenzgesuch, mit ärztlichen Zeugnissen belegt. „Haben Recht," bemerkte der Gerichtsvorstand, Beifall nickend, „ganz Recht, werde selbst bald folgen."

(Fortsetzung folgt.)

## Des Waldbauers Sohn.

(Fortsetzung.)

Konrad hatte sich in seiner Ahnung nicht getäuscht. Er war innerlich gebeugt und zerknirscht, und offen erzählte er seinem Vater Alles, wie es gekommen war.

Um seinen finstern, verschlossenen Sinn, welchen seine Eltern der Stille und Einsamkeit des Waldhofes zuschrieben, zu ändern, hatten sie ihn zu Verwandten in einem Dorfe an dem Fuße des Gebirges gegeben. Ein bewegteres Leben herrschte dort und sie hatten gehofft, daß es einen wohlthuenden Eindruck auf ihn ausüben werde.

Fast zwei Jahre war er dort geblieben. Margarethens Eltern hatten damals in demselben Dorfe gewohnt und beim Tanz hatte er Margarethen kennen gelernt und sie hatte sein Herz gefangen genommen. Margarethens Eltern waren arm, daran hatte er indeß keinen Anstand genommen, er selbst war ja reich genug, und öfters hatte er sie besucht. Margarethe war freundlich gegen ihn gewesen, bis er ihr seine Liebe gestanden. Da war sie ihm so viel als möglich ausgewichen, weil sie einem andern Burschen, einem Holzhauer, ihr Herz versprochen hatte. Ihre Eltern hatte er ganz für sich gewonnen und diese hatten seine Liebe so viel als möglich unterstützt und Margarethe zu bewegen gesucht, den armen Holzhauer zu verlassen, der sie mit der ganzen Fülle seiner Seele liebte und all' seine Hoffnung auf sie gesetzt hatte.

Margarethe war standhaft geblieben, und als Konrad ihr vorgeworfen, ihr Geliebter sei ein Bettler, hatte sie ihm ruhig geantwortet, daß sie dann sich nicht scheuen werde eine Bettlerin zu werden, denn daß er arm sei, habe sie von jeher gewußt.

Konrad hatte durch des Mädchens Eltern seine Wünsche zu erreichen gehofft. Auf sein Verlangen hatten sie dem Holzhauer ihr Haus verboten und jede Zusammenkunft mit Margarethe zu vereiteln gewußt.

Der Holzhauer ward kurze Zeit darauf todt in einem Teiche gefunden und man erzählte, er habe sich selbst aus Verzweiflung den Tod gegeben, weil ihm jede Hoffnung auf den Besitz des geliebten Mädchens genommen sei. Konrad hatte nun auf's Neue die Liebe Margarethens zu gewinnen sich bestrebt, aber noch mit weniger Erfolg als zuvor.

Des Mädchens Stellung in dem elterlichen Hause war eine immer drückendere geworden, weil ihre Stiefmutter ihr nicht vergeben konnte, daß sie den Sohn des reichen Waldbauers ausschlug. Und als endlich alle Ueberredungen nichts halfen, ward sie aus dem Hause verstoßen.

Margarethe hatte dies Alles mit Geduld ertragen. Für andere Leute hatte sie gearbeitet, allein Gram und Kummer hatten ihre ohnehin schon schwachen Kräfte immer mehr verzehrt, bis sie zuletzt nicht einmal mehr Arbeit hatte finden können und die Noth sie getrieben, sich durch Betteln vor dem Hungertode zu retten.

Der Zufall hatte sie auf den Watdhof geführt, ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hatte, daß er Konrads Eltern gehörte.

„Und hast Du dies Alles gewußt?" fragte Steffen, als Konrad seine Erzählung beendet.

Dieser bestätigte es.

„Du hast es über Dich gewinnen können, auch nicht mit einem Worte Dich dem unglücklichen Mädchen zu nahen?"

„Ich haßte sie — weil ich von ihr verschmäht war. Es war mir eine Genugthuung, daß das Geschick sie als Bettlerin vor unsere Thür geführt hatte. Sie hatte ja gesagt, daß sie lieber eine Bettlerin als mein Weib werden wolle!"

Der Waldbauer schwieg. Er begriff, wie verschmähte Liebe sich in ein Gefühl des Hasses umgestalten kann, aber er vermochte nicht zu fassen, wie dieser so hartnäckig anhalten kann, wenn er monatelang täglich mit einem Mädchen, wie Margarethe, zusammen ist. Er begriff nicht, wie ein Herz so sehr jedes Mitleid von sich ausschließen kann, daß nicht einmal die schwersten Leiden es zu versöhnen vermögen. Er wußte, daß nicht nur ein

Digitized by Google

innerer Trotz diesen Haß in Konrads Brust aufrecht erhalten hatte, während er in Wirklichkeit nie aufgehört hatte, Margarethe zu lieben.

„Und was soll nun werden?“ fragte er endlich.

„Ich habe keinen Groll mehr gegen sie,“ erwiederte Konrad. „Wenn sie wieder genesen ist — und vergessen kann, was ich — so . . .!“

Ein Pochen an der Thür unterbrach ihn. Die Bäuerin klopfte und rief, daß Margarethe soeben erwacht und zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt sei. Der Arzt hatte dies als den ersten großen Schritt der Genesung bezeichnet.

Eine freudige Röthe schoß über Konrads Wangen.

„Nun komm,“ sprach der Waldbauer, indem er zur Thüre schritt und dieselbe öffnete.

Konrad folgte mit unruhig pochendem Herzen.

Als sie in das Zimmer traten, in welchem Margarethe lag, saß diese aufrecht in ihrem Bette. Die Bäuerin unterstützte sie. Ihre großen dunklen Augen hielt sie lächelnd auf die Eintretenden gerichtet.

Der Waldbauer schritt hastig, aufgeregt auf sie zu und erfaßte ihre Hand.

„Du armes Kind,“ sprach er und vermochte seine Bewegung nicht zurückzuhalten.

„Es ist ja Alles wieder gut,“ erwiederte Margarethe mit schwacher Stimme, aber ihre Augen blickten zufrieden und lächelnd.

Konrad stand zur Seite und wagte nicht näher zu treten. Mit fast fieberhafter Aufregung hielt er den Blick auf Margarethe geheftet — er wußte, daß diese Minute die Entscheidung über das Glück seines Lebens bringen mußte.

„Komm,“ sprach sein Vater und trat zur Seite, um ihm Platz zu machen.

Er trat an's Bett und erfaßte die Hand der Kranken. Die Stimme versagte ihm und er vermochte kein Wort hervorzubringen. Ein leiser Druck von des Mädchens Hand brach seine innere Beklemmung.

„Margarethe!“ rief er. — Leidenschaftlich stürzte er an ihrem Bett nieder und barg sein schluchzendes Gesicht auf ihre Hand. Sie ließ sie ihm und lächelte ruhig.

„Was ist ihm nur?“ fragte die Bäuerin, die Alles noch nicht recht begriff.

„Laß ihn — laß ihn!“ erwiederte ihr Mann. „Er hat viel — viel wieder gut zu machen!“

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Tabakrauchen.) Prof. Virchow hielt vor Kurzem im Berliner Handwerker-Verein einen Vortrag über das Tabakrauchen, worin er die schädlichen Folgen desselben vom medizinischen Standpunkte aus beleuchtete und zu dem Schluß kam, daß eine Beschränkung des übermäßigen Rauchens (wie es namentlich in Norddeutschland getrieben wird, wo es zu einer wahrhaft krankhaften Manie geworden ist) zur Erhaltung der Gesundheit durchaus nothwendig sei. Unter Anderem tritt er auch gegen das allgemein verbreitete Vorurtheil auf, daß Rauchen nach Tisch die Verdauung fördere. „Gänzliches Einstellen des Rauchens“ sei für diese das Beste. Wie Berliner Blätter berichten, hätte sofort eine Anzahl junger Männer beschlossen, das Rauchen aufzugeben.

## Die drei Küsse der Frauen.

Drei Mal im Leben der Frau entströmet den willigen Lippen
Heiliges Feuer der Liebe, drei Mal ein and'rer Kuß.
Kindesliebe der erste: im rosigen Morgen des Lebens
Hauchet die Unschuld ihn aus, frei von der Sünde Gewalt.
Leise wie perlender Thau die Pflanzen, die zarten, beweget,
Neigt sich das Mädchen herab, küssend den schlummernden Greis.

Selig Entzücken der zweite: im klopfenden Herzen der Jungfrau
Sitzet Cupido's Geschoß, zittert ihr rosiger Mund
Dem des Mannes entgegen. Es saget die stumme Berührung
Mehr denn der Rede Gewalt, mehr denn der Pinsel vermag.

Mutterliebe der dritte: in Schmerzen geprüft und geläutert,
Schaut sie das schlummernde Kind, perlet die Thräne vom Aug',
Mischt in die Thräne den Kuß, wie die lispelnden Winde des Abends
Küssen die Blüthen des Thals, küssen die knospende Frucht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 126. Dienstag, 18. Oktober 1864.


## Der Bauer auf'm landwirthschaftlichen Fest zu Medelsheim.

(9. Oktober 1864. — Im Westricher Dialekt.)

Gude Morje, G'vatter! schon an der Arwet; wie mögener Euch nor so quäle!
Do setzt Euch her uf die Bank, ich will Euch emol ebbes Neues erzähle.
Bin geschter in Medelsum gewen, uf'm Fescht vum landwerthschaftliche Verin;
Im Paradeus, versicher Euch, kanns werklich nit plässerlicher sin.
Mei ganz Lewelang han ich nix Schönres gesiehn; uf Ehr! 's wird Euch schier rühre,
Wann ich Alles der Reih no Euch ordnlich dhun expleziire.
Am frühe Morje wurde die Heuser mit Blumme gebutzt, dazu han die Katzeköb [1]) gedunnert,
Uf die Forschte [2]) schteckte man Fahne, ich denk 's ware meh wie fünf hunnert.
Drouse uf d'r Frischtwies ware viel Hättichr und kleene Gezelte,
Dorin war viel Rares se siehn, nadürlich awer nur um sei Gelde.
Do wurde verkauft Wein, Bier und Kaffee, auch Salmiatworscht [3]) war se bekomme,
Mei Leidesse, ich hammer zwee Pund zum Morjeesse genomme.
Do ware Mordgeschichte, Maschine un Oriele, dann unne newe de Schtänd
E Drill mit Porcher un Schöse, Kasserol wird's, glab ich, genennt.
Un Vieh vun jeglicher Sort, es war e heller Spektakel, 's isch mer bal vorkomme wie e wahres Mirakel.
Das Gänsvolk elän war gar nit vertrede, Gevatter! Warum das? — vielleichter weje ihrem Geschnatter.

[1]) Böller. [2]) Fichte. [3]) Cervelat.

's Allerschönscht awer war e Heusche gebutzt mit Fahne un Danne,
Dodruf ware vum Kommnite [4]) die Mitglierer geschtanne.
Dös ware Herre aus alle Gejede, vun verschiedene Gewerwe un Schtänne [5]),
Die harre viel se rede, geschtekelirte [6]) beschtännig mit Füße und Hänne.
Vum Kohleland elän war Niemand se höre, se sehe, 's isch e bische weut, wäre wohl warde, bis d'r Eisebahn dhut gehe!
Zur Beschtigung han sich die Herre vum Kommnite gedählt:
Die — han sich die Küh un die Schoof, die annere die Gäsböck gewählt.
Do ging's g'nau her; 's wurde geschriewe, gerechelt und d'r G'meter [7]) mußte die Grenze abschtecke,
Dös war g'wiß recht, nun konnt Keener im e Annere sei Schtand do nei recke.
Sogar, denkt Euch, G'vatter! d'r Herr Mund'sgruwer [8]) mußte früh un schpät do verweule,
Daß, werd's 'm e Stückelche Vieh üwel, er gleuch konnt e Rezeptche verschreuwe.
Nodem se Alles gesiehn han gehat, han se sich wierer uf die Trichine geschtellt,
's gebt mich nor Wunner, wie mei Kob die fremde Wörter so behält.
Beim Kommnite schtande a Jungfere aus d'r Schtadt, Fräulches han se gesat dei mer sche nenne,
Awer G'vatter! trotz meiner Mriekätt muß ich's Euch frei un offe bekenne:
Die han Aue gehat, die hand'r geglitzert, die hand'r gefunkelt,
Ich glab, wann die Sunn nunergang wär, 's hätt gar nit emol gedunkelt.
Mei Nochber, den frot ich, warum han se nur die Schnupftücher üwers Gesicht immer gehängt?

[4]) Comité. [5]) Gewerben und Ständen. [6]) gestikulirten. [7]) Geometer. [8]) Veterinärarzt.

Hat der mer geantwort, daß mer an ihre strahlige Aue
sich's Herz nit versengt!
Ich konnt das nit begreife, er hat mich wohl e bische
geferirt,
's war a e sonnerbarer Kauz, ganz scheckig warer
rausgeschtaffirt.
Newe d'r Trichin war die Hollanermusik vun Zwee-
brücke poschtirt,
Die hander allerlei luschtige Schtückel vor's Publikum
ufgeführt.
G'vatter, hödde Ihr'sch gehört, 's Herz hat em wahr-
haftig gebobbelt,
Vor purer Pläseer han die Märe [9]) immer de Suri [10])
gehoppelt.
Nodem die Herre enig ware, kam d'r Herr Vorschtand
un hielt e langl Red,
Das war fascht schöner, als wann d'r Herr Parre uf
d'r Kanzel drowe schteht;
Der hat uns emol gelobt, ich han vor lauter Fräd
gekreint un gelacht;
Wie er hat verzählt, daß bei de Bauere die Landwerth-
schaft so Fortschritt hat gemacht.
Zum End' hat er noch gesat: „Wanner Euch gut uf-
führe un ke Zorn losse blicke,
Wäremer Euch das Fescht noch deck [11]) in die Land-
gemäne schicke!“
Dann dählte er selwer die Preis ous: Geld, Fahne,
Bücher un louter schöne Sache,
Wie se nor in d'r Schtadt die große Künschtler könne mache.
Denk d'r emol G'vatter! zwee Schulmäschter han d'r
so a Preise gewonne,
Das isch d'r doch selte, daß die vor anner Leut a als
ebbes bekomme!
Kurz, ich kann Euch heut nit Alles verzähle, was ich
dort han gesehn;
's nächscht Johr gehener mit mer uf die Feschtlichkät hin,
Daß ner Euch emol die Ausstelling betracht, un wie die
Buwe in Säcke dhun laafe
Un sich um die Wörscht un die Wecke noch tüchtig uf'm
Bod'm erum raafe.
's Feuerwerk un de Ball, die han ich läder verbaßt,
konnt nimmeh dort bleiwe,
Ich han halt e Brand krieht, der hat mich häme [12])
gedhan dreiwe.
Mei Mriekätt hat zwar e bische gekrummelt, weil ich
nit komme bin elän,
Doch bin ich recht froh, daß ich uf'm Medelsummer
Fescht bin gewän!

Erfw. *Fr. Luxenburger.*

[9]) Mädchen. [10]) Mazurka. [11]) oft. [12]) heim.

# Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Das Gesuch ging noch an demselben Tage an ein hohes Ministerium ab, von einer tüchtigen Befürwortung unterstützt, welche die langjährigen, treuen Dienste des Veteranen glänzend hervorhob. Zum ersten Male seit seiner Vorstandschaft hatte Landrichter Nebelthau nicht „tadellos“ geschrieben.

Rohn, der das Quiescenzgesuch des alten Veteranen aufgesetzt und geschrieben hatte, saß am Abend in seinem Stübchen, sorgenvoll, gebeugten Hauptes, das starre Auge auf den Boden geheftet. Er hatte nicht abgelassen, seine Lage zu überdenken und mit zahllosen Entwürfen seinen Geist zu martern, bis er — um so zu sagen — keines rechten Gedankens mehr fähig war. Seine Stirnadern liefen an und schlugen rascher, sein Kopf schmerzte ihn, wie von einer eisernen Schraube umspannt, so oft er einen neuen Plan fassen und dessen Ausführung ernstlich zergliedern wollte. Mehr als einmal streckte er die Hand nach seinem Cello aus, um das gequälte Herz im sanften Hauche der Töne zu kühlen und ihm Ruhe zuzusingen, und immer zog er sie erschreckt wieder zurück, wie auf unrechter That begriffen. Weh ihm, wenn ein einziger Ton in das Wohnzimmer drang! Frau Crescenz saß vom Morgen bis zum Abend in ihrem Sessel. Keine Thräne netzte ihr Auge, kein Wort der Klage trat über ihre Lippen, aber jeder Zug in dem finstern, mürrischen Gesichte, jede Bewegung des schwerfälligen Körpers, jeder Blick war ein Vorwurf, eine Anklage. Frau Crescenz hielt bei jedem Bedürfnisse einfach die offene Hand hin, ohne zu fragen, woher er die Mittel schaffe. Konnte der Arme nicht entsprechen oder bat um Geduld, so drang sie immer und immer mit harten Worten auf den Verkauf der Kniegeige und schmähte auf den unbegreiflichen unerhörten Starrsinn, der Weib und Kind gewissenlos einem unnützen Rumpelkasten opfere.

Trotzdem vermochte es Rohn nicht, für die Dauer seiner Sehnsucht zu widerstehen. Er beugte sich langsam zurück, öffnete den Kasten und schlug Saite um Saite leise mit dem Finger an. Er trieb Minuten lang dieses einfache Spiel und glaubte ordentlich zu fühlen, wie mit jedem Tone, der unter seiner Hand entsprang und verklang, ein Theil der Last von seinem Herzen wich. Plötzlich aber griffen seine Finger, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, gewaltsam in die Saiten, daß sie wild rauschten und dröhnten. Er sprang auf und schlug sich mit der Faust heftig vor die Stirne:

„O ich Thor!“ rief er, sich selbst anklagend. „Ich quäle und quäle mich und sehe das Glück nicht, welches sich von selbst bietet. Was nützt ein falscher Stolz im Kampfe mit Hunger und Noth? Ich schenke dem Herrn Landrichter Nebelthau seine Gratifikation und seinen Taxbeamten; wenn ich nur dieses Ziel erreiche. Und bei Gott! Man wird doch meine fünfzehnjährigen Dienstleistungen und meine Geschäftskenntniß nicht mit der eines alten Feldwebels oder Gendarmen in Vergleich ziehen wollen? Gerade ich könnte als Gerichtsdiener im Taxamte, in der Registratur, in der Kanzlei und allüberall hilfreiche Hand leisten. Es ist keine Sekunde zu verlieren. Heute noch gebe ich um den Posten ein — direkt an das Ministerium. Der alte Oberniederhuber wird schauen, wenn ein Skribent sein Nachfolger wird.“

Rohn, von diesem glücklichen Gedanken mit der Gewalt des Sturmwindes erfaßt, suchte seine letzten Groschen zusammen und eilte in die Stadt, um sich Stempelpapier zu verschaffen. Nach seiner Rückkehr transportirte er einen Tisch in sein Stübchen und schrieb sofort die Eingabe nieder. Er schilderte im Eingange seine durch die Ernennung des Taxbeamten erfolgte unverschuldete, mit schweren pekuniären Opfern verbundene Zurücksetzung. Er zählte sodann seine Dienstjahre und alle Sparten auf, in denen er schon gearbeitet hatte, und stützte sich für seinen Fleiß und seine Geschäftskenntnisse auf die Urtheile aller Bekannten am Gerichte von jetzt und jemals. Er mußte hiebei wohl oder übel die eigenthümliche Praxis des Herrn Landrichters Nebelthau, bei dem „tadellos“ als die höchste Potenz des Lobes galt, berühren und that dies so schonend als möglich. Zum Schlusse schilderte er seine unglücklichen häuslichen Verhältnisse, die kranke, halb erblindete Frau, unfähig, etwas zu verdienen und ihre vier unmündigen Kinder zu verpflegen, und die trostlose, entsetzliche Zukunft, der er mit seiner Familie unrettbar verfallen mußte, wenn ihm die unterthänigst gehorsamst erbetene Gerichtsdienerstelle nicht allergnädigst verliehen würde.

Der Bittsteller hatte seine Lage so warm, so lebhaft und ergreifend geschildert, daß ihm beim Durchlesen Thränen in die Augen traten. Voll festen Vertrauens faltete und siegelte er die Eingabe und trug sie noch in der Nacht zur Post. Auf sein dringendes Ersuchen übernahm der diensthuende Beamte trotz der späten Stunde das Schreiben, wog es prüfend mit der Hand und wünschte ihm, als kenne er dessen Inhalt, einen glücklichen Erfolg. Rohn dankte wiederholt und zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück. Die hohe gefurchte Stirne aber und das finstere eingesunkene Gesicht des Postbeamten, das ein schwarzer Vollbart wie ein düsterer Schleier umspannte und in dessen tiefen Linien sich die Schriftzeichen langjährigen schweren Grames ausprägten, begleiteten ihn auf dem Heimwege. Sollte den bleichen, so ernst blickenden, still gefälligen Mann eine noch schwerere Bürde niederdrücken, als ihn selbst? Die Fama erzählte, daß er, ein junger tüchtiger Jurist, in Folge eines unseligen Wortwechsels seinen besten Freund im Zweikampfe erstochen habe. Die Haft warf ihn aus der Carrière, die That tödtete den Frieden seines Herzens, und Niemand sah mehr ein Lächeln um diese Lippen spielen.

Der laufende Monat schloß, es verfloß der erste, zweite und dritte Tag des nächsten. Niemand wird darin Außerordentliches sehen. Es liegt so im Laufe der Zeiten, deren rollendes Rad keine Macht der Erde zu hemmen vermag. Und doch sah Eugen Rohn im Laufe jedes dieser Tage wenigstens zehnmal in den gemeinsamen Kanzlei- und Terminkalender, ob man denn auch wirklich den Zweiten oder Dritten schreibe. Es ließ sich nicht ableugnen, und sein bekümmerter Blick schweifte über den Kalender weg zu seinen Kollegen, um gleich besorgten, ängstlich fragenden Mienen zu begegnen. Der Herr Registrator trippelte jede Viertelstunde in das Zimmer, um einen Stoß Akten zu bringen, den Niemand verlangt, oder um seine Feder zu suchen, die er nicht da gelassen hatte. Gegen seine Gewohnheit reichte der alte Herr jedes Mal eine Prise herum und sah Jedem, der schnupfte, scharf forschend in die Augen, „hm, hm, hm!“ meinte er, nach einem abermaligen Rundgange hart vor Rohn stehen bleibend. „Man befindet sich? **Excellentissime?**“

„Nach Umständen!“ lautete die zweideutige Antwort, die nicht ohne Seufzer vom Stapel lief.

„Schöne Zeiten das — he?“

„Ich finde nichts Erbauliches daran!“

„Sie scheinen mir auch mit der Zeit nicht fortzuschreiten,“ drohte der Registrator, den Zeigefinger erhebend. „Jede neue Organisation verschlingt naturgemäß die vorausgegangenen Verbesserungsexperimente. Wer nicht mit dem gewaltigen Strome der Zeit fortschwimmt, wird erdrückt oder auf trockenen Sand gespült.“

„Mit der letzten Behauptung erfahren Sie von uns wenigstens keinen Widerspruch,“ versetzte Rohn traurig.

Der kleine Mann trommelte stark auf seine Dose. „Was liegt daran?“ fuhr er fort. „Für mich alten Knaben ist die Sonne des Glückes längst untergegangen und die jungen Herren da darf ein Irrlicht nicht muthlos machen. Die weite Welt, die Zukunft steht Ihnen offen, welche in ihrem

Schooße nach Organisationen und Beförderungen genug birgt."

Kein freudiger Hoffnungsstrahl klärte bei diesen Worten die bekümmerten Züge der Umstehenden. Niemand schien diese frohen Aussichten zu theilen.

„Wer lang hofft, lebt lang," bemerkte dagegen ein hagerer Kopist, der die langen Arme gekreuzt hatte, mit bitterem Unmuthe. „Gebt mir die gute, alte Zeit wieder, wo man am Letzten oder Vorletzten auf seinen Gehalt rechnen und seine Verbindlichkeiten erfüllen konnte."

Der Registrator, ein schlauer Beobachter der Windrose, welche zukünftige Stürme im Amte zu signalisiren pflegt und deren leise Schwingungen nur tiefes, langjähriges Studium zu enträthseln vermag, schmunzelte still vergnügt. Er hatte seine Absicht erreicht, ohne Jemand direkt zu fragen. Keiner der Herren war also noch bezahlt, folglich nicht etwa er allein mit Absicht übergangen worden. Selbst der Senior des Kanzleipersonals konnte sich zu dieser Zeit nicht sicher fühlen und der Herr Landrichter hatte eine eigene Manier, solche unliebe Geschäfte einzuleiten, daß der verschuldende Anstoß stets auf Seite des Entlassenen blieb. „Nun, nun," beschwichtigte er freundlich mit Hand und Wort, „es wird sich schon geben. Der Herr Gerichtsvorstand scheinen uns im Geschäftsdrange vergessen zu haben."

In diesem Augenblicke sprang die Thüre auf. Der Taxbeamte stürmte mit der Frage herein: „Ist der Gerichtsdiener nicht da?"

„Abwesend, wie der Herr Baron sehen," referirte der Registrator demüthig mit serviler Verbeugung. „Vielleicht im Botenzimmer . . ."

„War denn das hier immer so?" unterbrach ihn der Taxbeamte zornig. „Ich habe schon gestern meine Quittung zum Rentamt geschickt und bin bis zur Stunde noch nicht im Besitze meines Gehalts. Heute sende ich zum letzten Male — — Der Rentbeamte soll nicht glauben — —." Er stürmte wieder hinaus, wie er gekommen, und warf die Thüre klirrend ins Schloß.

„Der Mann thut sich leicht," bemerkte der Registrator mit offener Ironie und machte eine empfehlende Bewegung nach der Thüre, „sehr leicht und zum Kommando wie geboren. Warum auch nicht? Herr Rohn macht den Dienst, Herr von Mytius streicht den Gehalt ein und Alles geht seinen Gang."

Rohn fühlte den Stachel, der in diesen Worten lag und zahlte sofort mit doppelter Münze heim. „Ich erwarte nur die Entscheidung auf Ihre Beschwerde," antwortete er trocken, „um sofort diese Hilfeleistung einzustellen."

Der Registrator stutzte. „Meiner Beschwerde?"

„Was sonst? Als Sie mir die Nachricht von der neuen Ernennung brachten, schwuren Sie hoch und theuer, daß Sie sich eine solche Ungerechtigkeit nicht gefallen ließen, daß Sie den Weg der Beschwerde einschlagen und bis ins Kabinet verfolgen würden. Und das mit Recht. Als der Aelteste in unserer Kanzlei sind Sie der am meisten Zurückgesetzte."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Der deutsche Bauer.) Im dreißigjährigen Kriege griff eine Streifpartie einen Bauer auf, der ihr den Weg nach dem Bodensee zeigen mußte. Unterwegs fragten ihn die Reiter, ob er schwedisch oder kaiserlich sei. Er aber gedachte: „Sagst Du kaiserlich, so geben sich diese für schwedisch aus und prügeln Dir den Buckel blau; sagst Du aber schwedisch, so widerfährt Dir's abermal," antwortete deßhalb: „er wisse es nicht." — „Schelm," sagte ein Reiter zu ihm, „denn damals waren wenig redliche Leute, weil die Soldaten die Bauern Schelme nannten, daß sie es hörten, und hingegen die Bauern die Soldaten Diebe schalten, wenn sie es nicht hörten, „Schelm, Du wirst wissen, wem Du angehörst!" „Nein, Ihr Herren," antwortete der Bauer, „das ist ohne Gefahr nicht zu sagen, ich sei denn auf meinem eigenen Miste." Darauf sagte der Offizier: „Wenn Du mir die Wahrheit bekennst und sagst, wie es Dir um's Herz ist, so will ich Dich gleich Deines Weges laufen lassen, wenn nicht, so mußt Du im Bodensee ohne alle Barmherzigkeit ersaufen." Der Bauer nahm den Offizier beim Wort und auf dessen Zusicherung, „ein Schelm, der sein Wort nicht hält," antwortete der Bauer: „Ich wollte, die kaiserlichen Soldaten wären eine Milchsuppe, so groß wie der Bodensee, und die schwedischen wären die Brocken darin, alsdann möchte der Teufel sie miteinander auffressen." Das gab ein Gelächter und dem Bauer wurde die Freiheit.

Ein Doktor klagte, daß er eine böse Frau geheirathet. „Du hättest doch, als Doktor, das giftige Kräutel kennen lernen sollen," erwiederte sein Freund.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Freitag, 21. Oktober 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der kleine, runde Herr zog die Brauen zusammen und biß sich auf die Lippen. Es reute ihn sichtlich, daß er solche drohende Worte gesprochen hatte. „Ach ja!“ seufzte er, „in der ersten Hitze, in der Aufwallung des Zorns. Doch das siedende Blut kühlt sich, man überlegt ruhiger. Die Zurücksetzung schmerzt freilich immer, aber — wer seine Vorstände verklagt, Herr Collega, bestraft sich selbst. Ob Recht oder Unrecht, der Schaden bleibt jederzeit dem Untergebenen. Wie dann, wenn ein hohes Ministerium eine solche Beschwerde zur näheren Untersuchung herabreicht, was ohne Zweifel geschehen wird? Ganz wohl, es wird inquirirt, ich bekomme vielleicht sogar Recht, aber Herr Landrichter Nebelthau gibt mir den Laufpaß und dagegen beschützt mich keine Macht der Erde.“

„Die Sache läßt sich von zwei Seiten nehmen,“ bemerkte Rohn kühl. „Ich mag das drohende Renommiren und Beschweren auch nicht, ohne deßhalb mein Recht fallen zu lassen. Ich habe mich in einer erneuten, submissesten Eingabe direkt an ein hohes Ministerium gewendet.“

Die Schreiber standen frappirt und sahen einige Sekunden mit wahrer Ehrfurcht zu dem Manne auf, der so furchtlos sein Ziel verfolgte. Im Herzen stimmten ihm Alle bei und der Registrator, den dieser kühne Schritt wegen der zukünftigen Vakaturen nicht wenig alterirte, wandte sich ärgerlich ab. Rohn kam nicht dazu, den Gegenstand seiner Petition näher zu erörtern. Ein Laufbursche entbot ihn zum Herrn Gerichtsvorstande.

Der Skribent erschrack über die feierliche, ernste Haltung und den strengen, gemessenen Blick, womit ihn Herr Landrichter Nebelthau stehend, die Linke auf den Schreibtisch gestützt, in der Rechten ein erbrochenes Paket Papier, empfing und längere Zeit schweigend musterte, bevor er die kurze Anfrage stellte: „Sie haben um die vakante Gerichtsdienerstelle eingegeben?“

Der Untergebene bejahte.

„Darauf hat ein hohes Ministerium verbeschieden, daß direkte Eingaben, mit Umgehung der vorgesetzten Behörden, durchaus unstatthaft sind, daß Gerichtsdiener-, Eisenmeister- und Botenstellen den älteren in diesen Sparten verwendeten Gehilfen und gedienten Militärs vom Feldwebel ab reservirt werden, und daß das niedere Amts- und Kanzleipersonal nur im Kanzleifache seine Weiterbeförderung zu suchen hat.“

Landrichter Nebelthau paufirte längere Zeit, um gleichsam schon durch den Vortrag diese amtlichen Aussprüche von seiner Privatansicht zu scheiden. „Ich weiß nicht,“ fuhr er endlich mit erhöhter Stimme fort, „ob man mehr die Kühnheit gewisser Individuen oder die herablassende Güte eines hohen Ministeriums bewundern muß, welches auf solche unerhörte Insinuationen anstatt strengster Verweise noch aufklärende Resolutionen ertheilt. Doch das ist Sache der Regierung und man wird am Ende schon finden, wohin diese übel angewandte Benevolenz und Popularität führt. Ein zweiter Punkt aber kommt hiebei noch in Betracht, der zunächst mich berührt. Sie haben nämlich in Ihrer Eingabe meine Qualifikation kritisirt, sich über meine Noten beschwert.“

„Nicht beschwert, Herr Landrichter,“ vertheidigte sich Rohn, dem die ganze Wucht dieser Worte sogleich auf die Seele fiel, „nicht beschwert, sondern ..“

„Sie haben sich beschwert,“ unterbrach ihn Nebelthau heftig aufbrausend mit starker, scharf markirter Stimme, die Papiere in seiner Rechten als **corpus delicti** schwingend, — „gegen mich beschwert, weil ich hier zur Ver — ant — zur Erklärung aufgefordert werde.“

Das Wort „Verantwortung" brachte der stolze Mann nicht über seine Lippen. Es trieb ihm dunkle Zornesgluth ins Antlitz und machte seine Stimme beben.

„Herr Landrichter, ich bitte Sie . . ."

Ein finsterer Blick, eine entschieden abwehrende Handbewegung ließen den Untergebenen verstummen und Nebelthau fuhr in sich steigender Aufgeregtheit fort: „Dieser Fall kommt mir heute in meiner langjährigen Amtspraxis zum ersten Mal vor und ich schäme mich, daß er überhaupt an meinem Gerichte vorkommen konnte. Man sieht es ungern, wenn Beamte gegen ihre Vorgesetzten Beschwerde führen, — daß aber ein Schreiber, ich sage ein Tagschreiber, seinen Vorstand und Brodgeber bei dem Ministerium verklagt, das ist in den Annalen unserer Gerichte unerhört."

Rohn fühlte und sah im Voraus, mit welchem Urtheil diese in heftigster Erregung ausgestoßenen Worte schließen würden. Er raffte sich aus seinem starren Entsetzen auf, um wo möglich den verderbenbringenden Schlag abzuwenden und rief, einen Schritt vortretend, die Hand auf dem Herzen: „Herr Landrichter, um der Gerechtigkeit willen beschwöre ich Sie, mich anzuhören. Ich bitte Sie . . ."

„Mich vorerst ausreden lassen," nahm der Gerichtsvorstand mit kaltem Hohne den Satz auf, seine gewohnte, ruhige und hohe Redeweise wieder gewinnend. „Ich will nicht von einer Klage sprechen, die ein gewisser Advokat, Namens Cervelli, bei diesseitigem Gerichte gegen Sie anhängig gemacht hat, ich will nicht von Undank sprechen, der dem Chef Beförderung und jahrelange Gratifikationen mit niedrigen Denunziationen vergilt, sondern ich betone nur das freche Ueberspringen jeder Rücksicht, aller herkömmlichen und gesetzlichen Schranken, die frivole Mißachtung und Verleumdung des Amtsvorstandes, die an diesem Gerichte wenigstens und unter meiner Direktion nicht zum zweiten Male vorkommen soll. Sie sind von dieser Stunde an aus dem Kanzleiverbande dieses Gerichtes entlassen. Ihr Honorar wird Ihnen ohne Abzug zugestellt werden. Sie sind unwürdig, ferner in den Räumen dieses Hauses zu arbeiten und ich rathe Ihnen, solche nur auf eine gerichtliche Vorladung hin wieder zu betreten, damit Sie sich nicht der Schande aussetzen, von Ihrem Konkurrenten, dem neuen Gerichtsdiener, ausgewiesen zu werden."

Rohn erhob sprachlos beide Hände. Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, seine Pulse schienen zu stocken, es preßte ihm die Brust zusammen wie mit eisernen Klammern, er öffnete den Mund zum Sprechen, aber keine Silbe trat über die bleichen Lippen.

„Kein unnützes Wort!" schloß Landrichter Nebelthau, der dies beobachtete, mit eiserner Strenge und zeigte gebieterisch nach der Thüre. „Sie sind und bleiben entlassen. Adieu!"

Der Gerichtsvorstand wandte sich kurz ab, ging mit starken, dröhnenden Schritten nach dem Nebenzimmer, wo seine Handregistratur aufgestellt war und schlug die Thüre hinter sich zu.

Rohn stand wie vernichtet. Die Wände tanzten vor seinen Augen, der Boden wankte unter seinen Füßen. Er wußte nicht, wie ihm geschehen und nicht, wie er von dieser Schreckensstätte kam. Er sah den Gerichtsdiener nicht, der in nagelneuer Uniform, der Befehle des Herrn Amtsvorstandes harrend, im Gange stand und den Schreiber mit triumphirenden Blicken musterte, er sah die gespannten, neugierig forschenden Mienen seiner Kollegen nicht, als er mechanisch seine Schreibereien zusammenrichtete, den Hut ergriff und unsicheren Trittes, mit einem halblauten „Adieu!" Kanzlei und Gerichtshaus verließ.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Des Waldbauers Sohn.

(Schluß.)

Es war um die Johanniszeit. — Das neue Haus auf dem Waldhofe stand schon mehr als zur Hälfte vollendet da und es wurde ein stattliches Gebäude. Die Arbeit war jetzt weniger drängend, denn die Felder waren sämmtlich bestellt und das Wachsen der Saaten ließ sich nicht beschleunigen. Das steht in einer anderen Macht. Es war jener kurze Ruhepunkt für den Landmann eingetreten, den ihm die Natur wie zur Stärkung zu den mühsamen Arbeiten der Ernte gelassen hat.

Auf dem Waldhofe schien ein neues Leben eingekehrt zu sein. Margarethe war völlig wieder genesen und Alle waren lustig. In der Umgegend schüttelte zwar Mancher den Kopf und sagte: „Man hätte denken sollen, der Waldbauer habe höher mit seinem Jungen hinausgewollt, als daß er ihn ein armes, hergelaufenes Mädchen heirathen läßt! Das muß wunderlich zugegangen sein!" — Auf dem Waldhofe kümmerte sich indeß Niemand um solches Gerede. Konrad und Margarethe fühlten sich glücklich und den Alten war es so recht, wie es gekommen war.

Wenn das neue Haus eingeweiht wurde, sollte zugleich Konrads und Margarethens Hochzeit gefeiert werden, so war es schon im Voraus bestimmt.

Sonntag Morgen war ein heiterer, schöner Morgen. Die Stille auf dem Waldhofe machte einen fast feierlichen Eindruck. Konrad war in dem Garten beschäftigt, wo Margarethe einige Blumen gepflanzt hatte, und diese zu pflegen machte ihm Vergnügen, obschon er früher kaum nach einer Blume niedergeschaut hatte.

Margarethe trat in den Garten und wie sie ihn so eifrig mit dieser Arbeit beschäftigt sah, strahlte ein Lächeln des Glückes aus ihrem Gesichte.

Wie dies Mädchen sich verändert hatte. Auf ihren Wangen lag ein leichtes, duftiges Roth. Ihre Augen schienen noch dunkler geworden zu sein, aber jeder Schatten von Schwermuth und Schüchternheit war daraus geschwunden. Hell und frisch blickten sie wie ein Quell.

Das hatte nicht die Wiedergenesung gethan, sondern das Alles war gleichsam der äußere Abdruck ihres inneren Glückes. Sie liebte Konrad. Einst hatte sie ihn zurückgewiesen, weil sein düsteres, verschlossenes Wesen sie getäuscht und ihr Herz schon gefangen war. Sie hatte ihn anders kennen gelernt und jetzt schien er auch ein ganz anderer Mensch geworden zu sein.

Er sah sie nicht, als sie in den Garten trat. Leise schlich sie hinter ihn und hielt ihm mit beiden Händen die Augen zu. Dann ließ sie ihn wieder los und wollte neckisch entlaufen, aber schnell erfaßte er sie und hielt sie fest.

„Sieh, wie es blüht," sprach er, auf die Blumen deutend, und sie bückte sich, pflückte mehrere der schönsten ab und steckte sie ihm ins Knopfloch.

„Haha! Noch ist es so weit nicht, daß Du ihn wie zur Hochzeit schmückst," rief plötzlich eine Stimme lachend hinter ihnen. „Nur Geduld und spar' Deine Blumen."

Der Waldbauer hatte Beide beobachtet und trat nun lachend hervor.

„Und die schönsten hast Du abgepflückt, Mädchen!" fuhr er scherzend fort. „Die sind viel zu gut für den Jungen — viel zu gut!"

Margarethe blickte Konrad mit einem Blick an, der ihm zu sagen schien, daß für ihn nichts zu gut sei.

„Du magst Recht haben," erwiederte Konrad, auf den Scherz eingehend, „aber herausgeben thu' ich sie nimmer wieder. Ich wünschte, sie blieben frisch, dann wollt' ich sie an unserm Hochzeitstage tragen."

„Haha! Es wachsen und blühen noch mehr bis dahin," lachte der Alte. „Pflegt sie nur ordentlich! — Doch hört — der Tag ist schön — die Gäule haben Ruhe — haltet Euch bereit, wir wollen ausfahren. Die Mutter ist auch dabei. Es ist das erste Mal, daß wir alle zusammen ausfahren."

Eine Stunde später verließ der Wagen den Waldhof. Konrad fuhr. Neben ihm saß Margarethe, die beiden Alten hatten auf dem Rücksitze Platz genommen.

„Was zusammen gehört, das muß auch zusammen bleiben," pflegte der Waldbauer zu sagen und so hielt er es auch.

Der kürzeste und beste Weg führte vor der Wassermühle vorüber, doch gab es auch noch einen andern, freilich war dieser weiter und beschwerlicher. Auf diesen wollte Konrad einlenken, da er Alles vermied, um mit dem Wassermüller zusammen zu treffen. Seit jenem unheilvollen Tage hatte er ihn noch nicht wieder gesehen, aber sein Blut wallte in ihm auf, wenn er nur an ihn dachte.

„Nimm den kürzesten Weg," sprach der Waldbauer. „Je früher wir am Ziele sind, um so besser."

Konrad erfüllte den Wunsch seines Vaters, aber je mehr er sich der Wassermühle nahte, um so stiller wurde er und um so heftiger trieb er die Pferde an.

Der Alte dachte jetzt erst daran, weßhalb er diesen Weg hatte vermeiden wollen und es war ihm unlieb, daß er ihm nicht seinen Willen gelassen. Schließlich blieb es sich freilich gleich.

Mehr und mehr tauchte die Mühle zwischen den Bäumen hervor. Nur verstohlen blickte Konrad zu ihr hinüber, er bemerkte indeß, daß Zeidler mit einem andern Manne vor der Thür stand.

Fast ungestüm schlug er auf die Pferde. Margarethe blickte ihn mit einem ängstlichen Gefühle an; seine Wangen waren bleich, seine Lippen fest aufeinander gepreßt. Sie wußte, was in ihm vorging.

Mit einem frechen, spöttischen Lächeln blickte ihnen Zeidler entgegen. Schnell rollte der Wagen an der Mühle vorüber. Weder Konrad noch sein Vater blickten zur Seite. Da rief der Müller laut lachend: „Ei seht, wie gut es doch eine Bettlerin hat!"

Margarethe zuckte zusammen. Konrad hielt die Pferde so plötzlich an, daß sie fast niederstürzten. Seine Hände zitterten. Er wollte vom Wagen springen und ein neues Unglück wäre vielleicht bei seinem leidenschaftlichen Charakter geschehen. Margarethe hielt ihn zurück. „Bleib', bleib'," flehte sie, „mir zu Liebe bleib'!"

Konrad schien noch unentschlossen; da rief auch sein Vater: „Fahr' zu, Konrad! Mit dem Menschen spreche ich morgen und Du sollst Genugthuung haben!"

Der Wagen rollte weiter; Zeidler lachte laut hinter ihm her.

Konrad konnte seine Aufregung nicht so schnell überwinden. „Sei ruhig," sprach Margarethe halb

flüsternd zu ihm. „Ich war es ja, und Du selbst hast mich so genannt.“ Zugleich erfaßte sie aber seine Hand und behielt sie versöhnend in der ihrigen.

Am Abend kehrten sie auf einem andern Wege heim.

Ohne daß Konrad oder Margarethe es wußte, ging der Waldbauer am andern Morgen zur Mühle. Erst um die Mittagszeit kehrte er zurück. Seine Wangen waren geröthet und man sah es ihm an, daß er gewaltig aufgeregt gewesen war.

„Ich bin in der Mühle gewesen,“ sprach er zu Konrad, als er sich zum Mittagessen an den Tisch setzte.

Konrad blickte ihn fragend und überrascht an.

Steffen lächelte. „Du kannst ruhig sein. Zeidler wird weder Dich noch Margarethe künftighin zu beleidigen wagen oder Euch irgend etwas in den Weg legen. Er läßt Euch beide grüßen!“

„Was hast Du mit ihm vorgehabt?“ rief Konrad.

„Laß das,“ entgegnete der Alte. „Ich habe versprochen, darüber zu schweigen, und daß der Müller schweigen wird, weiß ich, denn in meiner Hand liegt es, ob ich ihn verderben will oder nicht. Ich will das Unglück keines Menschen herbeiführen, ich mag mit ihm ferner auch nichts zu schaffen haben, nur in Ruhe soll er Euch lassen — und das wird er zuverlässig!“

Alle Fragen Konrads vermochten seinen Vater nicht über diesen Gegenstand zum Sprechen zu bringen. Er hatte indeß richtig vorhergesagt. Zeidler wich Konrad überall aus und wagte nicht, ihm oder Margarethen künftighin entgegenzutreten. Er schloß sich wieder der Tochter der blöden Liese an, welche freigelassen war, weil ihr nicht bewiesen werden konnte, daß sie um das Verbrechen ihrer Mutter gewußt hatte. Aber noch nach Jahren beneidete er Konrad um das Glück, welches dieser an Margarethens Seite fand und welches mit ihr auch auf den Waldhof eingezogen war.

## Mannigfaltiges.

Aus Paris wird der „Indep. belge“ folgende pikante Notiz mitgetheilt: „Soll ich dem Herrn die Wangen herrichten?“ Mit dieser Frage überraschte mich gestern der Gehilfe eines Friseurladens, in den ich einen neu angekommenen Freund zur Vervollständigung seiner äußeren Erscheinung geführt. Ich gehe seit Jahr und Tag in demselben aus und ein, ich glaube Paris durch und durch zu kennen, aber ein derartiger Antrag war mir niemals vorgekommen. Daß man die Haare und den Bart „herrichten“ läßt, das wußte ich so gut wie ein Anderer. Aber die Wangen? Ich dachte an eine neue Redensart, einen neuen vulgären Ausdruck, wie sie in Paris alle Tage auftauchen. Mein Freund, der natürlich noch weniger als ich verstand, was unter der an ihn gerichteten Frage zu verstehen sei, sah mich an, als wollte er Auskunft haben. Unterdeß ließ der Gehilfe, der wahrscheinlich denken mochte, man habe ihn überhört, zum zweitenmale die ominöse Anfrage ertönen: „Ist's gefällig, die Wangen herrichten zu lassen?“ Ja wohl, rufen wir Beide wie aus einem Mund, halb aus Neugierde, halb um unsere Unwissenheit zu bemänteln. Sofort eilte der dienstthuende Ganymed, der gewandte Führer der Scheere und des Brenneisens, an ein Tischchen und erschien nach einigen Augenblicken mit zwei Schminktöpfen und zwei Pinseln bewaffnet. Jetzt war das Räthsel gelöst. Also die Pariser Dandies werden geschminkt wie die Damen, weiß und roth, damit sie jugendlich und blühend aussehen. Daß irgend ein reicher, alternder Lion derlei Verschönerungen an seiner werthen Person von seinem Kammerdiener vornehmen läßt, ist nicht neu. Aber Männer, die sich im offenen Laden schminken lassen — da geht wirklich Jedem die Geduld aus, der nicht zur Zierpuppe herabgesunken ist. Mein Freund sprang mit einem so unverhehlten Entsetzen auf, daß die Friseurgehilfen ihn verwundert anblickten, und wir Beide verließen eiligst das Lokal, um den Pinseln zu entgehen, mit denen der eifrige Coiffeur gerüstet dastand.

Ein Brauer in Regensburg kündigte sein Bier unter dem Titel: „Bier, das alle Wünsche befriedigt,“ an. Ein Schneider ging hin, trank zwei Maaß, fand es vortrefflich und sagte: „Alle Wünsche befriedigt das Bier, Herr Brauer?“ „Ja,“ sagte der Brauer lachend. „Nun, so wünsche ich, es nicht zu bezahlen.“ Der Brauer lachte und erließ dem Schneider die Zeche.

Ein Komponist, der viele Noten kopiren ließ, bezeichnete dem Schreiber immer die Anfangsworte der Arie und die Stunde, wann er die Abschrift haben müsse. So schrieb er ihm eines Tages auf: „Laß sie fließen, die Thränen der Wonne — bis morgen Abend sieben Uhr.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 128.** Sonntag, 23. Oktober **1861.**


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der unglückliche Mann erwachte erst aus seiner dumpfen Betäubung, als er sein Stübchen, die letzte Zufluchtsstätte erreichte und sein Auge auf das Cello fiel, welches geöffnet am Fenster lehnte. Die vier Saiten waren mit einem scharfen Instrumente durchschnitten und hingen wirr und lose um den Kasten. Es fuhr bei diesem Anblicke wie ein schriller, schneidender Mißton, wie ein scharfer, spaltender Riß durch seine Seele. Er fühlte sich abgetrennt vom Leben, ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft. Dort die gebietende Macht, welche mit einem Worte seine Lebensstellung vernichtet hat, hier die rauhe, gefühllose Hand, welche er nur zu gut kannte, die den letzten, harmonischen Klang, der ihm Ruhe in die Seele goß, der für ihn die einzige Freude des Lebens umschloß, für immer verstummen ließ. Es packte ihn ein gewaltiger, dämonischer Ingrimm, seine Brust hob und senkte sich stöhnend, seine Pulsadern schlugen zum Zerspringen, seine Fäuste ballten sich krampfhaft, seine Augen leuchteten unheimlich, als er wie ein gescheuchtes Reh aus seinem Stübchen floh, dessen Wände sich berstend auf ihn zu stürzen schienen, und hinaus stürmte ohne Ziel und Ende.

### VI.

Es wüthet der Sturm mit entsetzlicher Macht,
Die Windmühl' schwankt, das Gebälk erkracht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

— — Das Maaß ist voll, die Zeit ist aus;
Jetzt kommt das Gericht in Zerstörung und Graus.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Chamisso.

Schwarze, verderbenschwangere Wetterwolken zogen mit dumpfem Grollen von Ost und West am nächtlichen Himmel heran. Die flimmernden Sterne flüchteten sich vor den gewaltigen Mächten, die mit unheimlicher Hast Kolonnen auf Kolonnen thürmten, mit einzelnen fernen Schlägen ihre wilde Kampfeslust drohend hinüber und herüber riefen und ihre fliegenden Plänklerketten weit hinaus über Berg und Thal und tief hinab bis zu den höchsten Dachgiebeln der Stadt entsendet hatten. Näher und näher rückten im Zentrum die sturmgerüsteten Massen. Ueber dem weiten Bergkessel, in welchem die Stadt friedlich schlummerte, stießen die feindlichen Heeressäulen mit entsetzlichem Anprall auf einander. Sekunden lang schien der ganze Himmel ein blendendes Feuermeer. Schlag auf Schlag krachten die Donnergeschütze, ihre schauerlichen Weisen hallten und dröhnten endlos fort. Die Erde schien unter dem infernalischen Krachen und Rollen zu beben, die rastlos niederschießenden, sich kreuzenden Blitzstrahlen sie in ihren Grundfesten zu spalten. Entfesselt schlugen sich in titanenmäßigem Anprall des Himmels Gewalten, die Tod und Verderben auf die erschreckte Stadt zu schleudern drohten. Ihr Glück war das unbeschreiblich Gewaltige des Zusammenstoßes der entgegengesetzten Strömungen, die in Sekunden zermalmen und vernichten, oder an dem mächtigeren Gegner zerschellen. Schon nach wenigen Minuten zuckten die Blitze vereinzelter durch den Raum, die Donnerschläge krachten langsamer und weniger heftig. Man sah beim Leuchten der Blitze, wie die Wolkenmassen vom Westen zerfetzt in wilder Flucht dahin jagten, während die tiefer gehenden Schichten, vom unerbittlichen Gegner bestürmt, rissen, sich öffneten und mit mächtigem Brausen in Strömen auf Wald, Feld, Gärten und Stadt niederstürzten. Hageldicht, wie prasselnde Schlossen rauschten die Wassergüsse nieder, schlossen sich, kaum den Boden netzend, schäumend und gährend zusammen, strömten zischend, wie siedendes Erz, das die fesselnden Formen durchbrochen, nach den tieferen Einschnitten und Gräben

Digitized by Google

und wälzten von da die rasch angeschwollenen, schmutzigen, mit weißlichem Gischt gesäumten Sturzwellen nach dem Flußbett. Die heimischen Wogen steigen grollend aus der Tiefe und stürzen, mit der wilden, entfesselten Springfluth ringend, von ihrem Strudel erfaßt, mit wildem, zornigem Brausen vorwärts. Es ist schauerlich schön, wenn von Zeit zu Zeit ein Blitz den schwarzen Wolkenschleier zerreißt und mit seinem grellen Lichte über die geschlängelten, zackigen Wellen zuckt, deren Schaumkämme wie blitzende, vielfarbige Diademe funkeln, eine leuchtende, sprühende Linie, so weit das Auge reicht, deren Ränder mit Gold und Purpur besäumt sind. Man vergißt über diesem Anblicke die Angst der Schiffe, welche stöhnend am Anker haften, wie trunken hin- und herschaukelnd, und mehr als einmal ihre Seitenwände dröhnend gegen die starken Mauern schlagen, welche innerhalb der Stadt den Fluß an vielen Stellen einzwängen. Man vergißt die Gefahr, welche die mächtig rauschende Sturmfluth der Stadt bringen kann, man vergißt die Leute, welche mit gesträubten Haaren und angsterfüllten Mienen sich in die empörten Elemente wagen, um ihre Habe zu bergen.

Eine Gestalt aber konnte das Auge trotz des wildbewegten, prachtvollen Schauspiels nicht übersehen. Sie ging am Damme hin und her, bis zu dessen Steinkanten bereits die schäumenden Wasser aufspritzten, allein und langsam, als wenn der Himmel im goldenen Abendroth prangte und sanfte Zephyre fächelten. Die Kopfbedeckung hatte, wie es schien, des Sturmes Wehen mit fortgenommen, die Locken flatterten im Winde, die Schritte hemmten sich manchmal und die Hände hoben und senkten sich im langsamen Fall, wie Prediger eine Grabrede mit Aktionen zu begleiten pflegen. Schoß ein Blitz hernieder, so beleuchtete er ein entstelltes, geisterhaft bleiches Antlitz, das mit schmerzhaftem Lächeln bald hinaufsah zu dem schwarzen, grollenden Himmel, bald sehnsüchtig hinab in den dunklen, tobenden Wasserschlund.

Der Zorn des Himmels, das Krachen des Donners, das Brüllen der vom Regen gepeitschten Wogen fand Wiederhall in seinem Innern. Es war wüst und leer, durch keinen Strahl der Hoffnung und des Trostes erleuchtet. Das Herz des Verlassenen glaubt nicht mehr an menschliche Hilfe, seine eigene Kraft und Zuversicht aber hat das Elend gebrochen. Die Vergangenheit liegt wie ein blasses Traumbild hinter ihm, die Gegenwart ist unerträglich, die Zukunft schwarz verschleiert, doch nur mit einem durchsichtigen Schleier, durch den Hunger und Noth in tausend Gestalten grinsen. Der schützende Genius wich von seinem Pfade, es trieb ihn unaufhaltsam vorwärts. Der Geist Gottes schwebte nicht mehr über den Tiefen dieses Herzens. Wie Musik klang ihm das dumpfe Brausen der Fluthen, das Stöhnen der Schiffe, das Schlagen der Wogen, die sich schäumend über einander wälzten. Die blendenden Lichter, welche im Blitzstrahle die Wasserschichten durchzitterten, blendeten sein Auge, wie Gold und Perlen die bunten, wechselnden Farben, welche im Feuer des Himmels auf dem bewegten Spiegel brannten, zogen ihn an wie köstliche Blumen. Sein Blick bohrte sich tiefer und tiefer in das kochende Grab und der Geist Sauls schlug die schwarzen Flügel um seine umnachtete Seele. Es zog ihn näher, es regte sich im Grunde und es hob sich höher und höher, und es rauschte herauf und sah ihn an so lockend, so traut und freundlich. Er breitete die Arme aus, er hob den Fuß, er beugte sich vor — — und sah im Grunde seine verlassenen hungernden Kinder, sein krankes, hilfloses Weib, mahnend und flehend die Hände erhoben. Er prallte, sich gewaltsam aufraffend, zurück und traf auf einen Gegenstoß, der ihn fast über den Quai geschleudert hätte. „Wer da?" rief ihn eine zornige Stimme an und bei dem Leuchten eines der letzten Blitze, die niederzuckten, standen die beiden Männer, welche so hart und unvermuthet auf einander gestoßen waren, Aug' in Aug'.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Eisenbahn-Geschichte.

Hat sich denn wirklich alle Poesie und Romantik, erschreckt von dem schrillen Pfiffe der Lokomotive und belästigt von dem Rauche unserer Fabrikschornsteine, von uns weggeflüchtet und uns nichts als die baumwollene Prosa des Gelderwerbs zurückgelassen? O nein! Man findet die Spuren des „Mädchens aus der Fremde" selbst da, wo man sie am wenigsten vermuthet; selbst die eisernen Maschen aus Eisenschienen, mit denen die unermüdliche Strickerin Civilisation den Erdball überstrickt, konnten nicht alle Romantik verdrängen. Ich weiß zwar nicht, ob ich viele Gleichgesinnte finde, wenn ich behaupte, daß mir ein Bahnzug und alle dabei betheiligten Personen wie von einem poetischen Duft verklärt erscheinen, von der rauchgeschwärzten ölschmutzigen Gestalt des Lokomotivführers an bis zum letzten Kondukteur, der oben auf dem Dache seinen Platz findet, gleich dem Matrosen im Mastkorbe. Welche riesige Verantwortlichkeit lastet nicht

auf ihnen allen, von dem Stationschef an, der schlaftrunken in die kalte Winternacht hinauseilt bei dem bekannten Glockenzeichen, das die Ankunft des Zuges anzeigt, bis zum Schmierer der Maschine, der an dem still und ruhig gewordenen Ungethüm hantiert, das noch vor Kurzem in rasender Eile daherbrauste. Welch sichere Hand und welch sicherer Blick gehörten dazu, den Zug auf die Sekunde genau durch Nacht und Sturm und Schneegestöber zu leiten! Wie vieler Tausende Glück hängt nicht von einer Schraube, von einem Ventil und oft von noch geringfügigeren Ursachen ab! Gibt es einen malerischern Anblick, als die feurige Maschine durch die Nacht dahinbrausen zu sehen, alles vor sich niederstürmend und zertrümmernd, was wagt, sich ihr in den Weg zu stellen? Schon in meiner frühesten Jugend hat Alles, was zu der Eisenbahn gehört, einen großen Reiz auf mich ausgeübt, ich möchte fast sagen einen Zauber, und dem habe ich es wahrscheinlich zu danken, daß ich auch Bahnbeamter wurde. Die Station, wo ich bedienstet war, lag in einer reizenden Gegend. Allmälig aufsteigendes Hügelland, mitten durch welches sich in tausend Krümmungen der Fluß schlängelt, treu begleitet von den zwei schwarzen Parallellinien, auf denen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht die Kraft des Dampfes Waaren und Personen in das benachbarte Königreich und aus diesem schleppt.

Eine halbe Stunde ungefähr von der Station geht das Hügelland plötzlich in ein schroffes felsiges Gebirge über. Mühsam drängt sich durch starre Felsenmassen der Schienenweg, bald im Innern eines Tunnels verschwindend, bald wieder auf kunstvoll und fest gefügten Viadukten in schwindelnder Höhe erscheinend. Unten zwischen zackigen, mit Moos und Algen bewachsenen Felsen braust in launenhaften Windungen der Strom fast zornig, die sich seinem Laufe entgegenstellenden Klippen mit weißem Schaum überspritzend. Stand man oben auf dem Viadukt, oder wie wir vorher sagten, auf der Brücke, die nichts besonders Beschreibenswerthes an sich hatte und ganz in jenem rechtswinkeligen Nützlichkeitsstyle gebaut war, wie alle andereu Eisenbahnbauten, so mußte man ein festes Herz und starke Nerven besitzen, um schwindelfrei in die Tiefe hinabzublicken. Mit einem gußeisernen Geländer war die schmale Brücke eingefaßt, und wann immer mich mein Weg dahin führte, entstand der peinigende Gedanke in mir, den ich dann für lange Zeit nicht los werden konnte, als sollte die Brücke einmal der Schauplatz eines Eisenbahnunglücks werden. Wenn hier ein Zug dem andern begegnete, oder wenn ein Stein den Zug aus dem Geleise hin gegen das schwache Gitter drängte ..... meine Phantasie hatte einen unerschöpflichen Vorrath an den Farben Höllenbreughels, um mir das grauenhafte Bild bis ins Kleinste auszumalen.

Da der gefährliche Punkt sich der sorgfältigsten und gewissenhaftesten Bewachung erfreute, so war meine Furcht eigentlich nichts, als selbstquälerische Laune, die aber durch die regelmäßige Wiederkehr mich peinigte und fast einer fixen Idee glich. Vor der Brücke, in der Richtung von unserer Station, befand sich ein Wächterhäuschen und darin einer der treuesten, gewissenhaftesten Männer der ganzen Strecke. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht verrichtete er pünktlich seinen beschwerlichen Dienst. Es gehörte mit zu meinen Obliegenheiten, die Strecke bis zur nächsten Station zu inspiziren, und ich fuhr allwöchentlich auf einem jener kleinen Eisenbahnwägelchen von Wächter zu Wächter, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei. Nicht selten hatte ich die unangenehme Verpflichtung, den Leuten wegen Nachlässigkeit, Versäumniß und Trunkenheit Vorwürfe zu machen und mußte sogar einen unverbesserlichen Taugenichts entlassen. Mit Peters, so hieß der Brückenwächter, war ich jedoch zufrieden, nur hatte ich ein gewisses verschlossenes Wesen und einen Hang zum Trübsinn an ihm zu tadeln; auch stand er in dem Rufe eines excentrischen Menschen, was die Leute dort mit dem Ausdruck bezeichneten, „er sei nicht ganz richtig im Kopfe“. Er war Soldat gewesen; auch sprach er einmal von Wunden, die er in einer Schlacht erhalten, namentlich beklagte er sich über einen Säbelhieb, der ihm fast das Hinterhaupt gespalten hätte.

Es war der 17. September 185*. Ich habe guten Grund, diesen Tag aus dem Gedächtnisse nie zu verlieren. Ich war auf meiner gewöhnlichen Inspektionsfahrt und schritt mit Peters auf dem Eisenbahndamme dahin. Er war an diesem Tage auffallend gesprächig und erzählte mir mehreres aus seinem Leben und auch anderes, auf das ich nicht sonderlich achtete. Doch freute es mich, daß der so wortkarge und melancholisch blickende Mann mich seines besonderen Zutrauens würdigte. Manchmal kam es mir vor, als ob er nicht recht vernünftig spräche; aber ich schob es auf die Befangenheit und Verwirrung, die Leute niedern Standes befällt, wenn sie sich eine Zeitlang in gewählterer Sprache auszudrücken bemühen. Ein Satz jedoch klang mir gar zu auffallend. Er tönt mir noch nach Jahren im Gedächtnisse fort, als ob ich ihn gestern gehört. Er lautete: „Die Eisenbahnen sind nichts als des Teufels Erfindung und Jeder, der sie benützt, ist ein Sünder und Elender. Man sollte die Eisen-

bahnen alle zerstören, weil der Rauch den Feldern und den Bäumen schadet. Aber der Himmel wird seinen Boten senden, der die Lasterhaften, welche sich der Eisenbahnen bedienen, vertilgen wird, und die Erde wird sich aufthun, um die Sünder zu verschlingen." Ich blickte erstaunt um mich und sah in das Gesicht eines Wahnsinnigen. Kein Zweifel; dieser stiere verglaste, unruhig schweifende Blick, diese Stimme, heiser, rauh und wechselnd, konnten nur einem Wahnsinnigen gehören. Daß Peters nicht einen Tag länger auf seinem Posten belassen werden dürfe, war klar, und wenn mir auch der Mann und noch mehr seine Familie leid that — er hatte eine Frau und drei unerwachsene Kinder — so mußte ich doch noch vor Nacht einen Andern an Peters' Stelle geben. Ich schlug den Weg quer durch die Felder ein, nicht wenig schmerzlich berührt von dem grausen Schicksale, das den braven Peters betroffen. Dort wußte ich seine Frau mit dem Umwenden und Häufen des Grummets beschäftigt und ich ging auf sie zu, um etwas Näheres über ihren Mann zu erfahren. Sie, an das excentrische Wesen desselben gewöhnt, hatte nichts Auffallendes bemerkt; vielleicht aber belog sie mich, weil sie fürchten mochte, er könnte den Posten verlieren. Sie sagte mir indessen, daß Peters schon in einer Irrenanstalt gewesen, was mir neu war. Ich hatte eine böse Viertelstunde durchzumachen. Die jammernde Frau, die mich mit aufgehobenen Händen bat, sie und ihre Kinder nicht um ihren Erhalter zu bringen, rührte mich, und doch konnte ich ihr nicht helfen. Sein Wesen sei immer ein so eigenartiges; sie selbst wolle den Dienst versehen und ihren Mann eingeschlossen halten, bis ihm wieder besser würde, was, wie sie aus Erfahrung wisse, unfehlbar beim Eintritt einer kühleren Witterung immer geschähe u. s. w.

„Also hat Ihr Mann öfters solche Anfälle?" fragte ich.

„Fast alljährlich. Heuer dachte ich die Gefahr bereits vorüber und war schon herzlich froh; da schickt mir Gott abermals diese harte Prüfung. Verrathen Sie uns nicht, bester Herr, ich will ihn unwohl melden und so treu und gewissenhaft den Wächterdienst verrichten wie bisher."

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

Die Lebensmittel, die im vorigen Jahre fabelhaft theuer waren, sind heuer in Wien fabelhaft billig zu kaufen. Die Vorstadt-Zeitung notirt folgende Preise: Ein Metzen Erdäpfel, der im vorigen Jahre 3 bis 4 fl. kostete, ist mit 70 bis 80 kr. zu haben; ein Häuptel Kraut, im vorigen Jahre 12 bis 14 kr., kostet einen Neukreuzer und ist schöner und größer als sonst. Obst wird in unglaublichen Quantitäten zugeführt, auch das Brod ist schwerer als seit Langem. Zwei große Gurken 1 kr. Es folgt hierauf die bittere, aber gerechte Klage, daß trotz dieser Wohlfeilheit in den Gasthäusern die Theuerung die alte bleibt.

---

Ein sehr merkwürdiger Fund ist schon wieder in Pompeji gemacht worden. Es ward nämlich ein Backofen ausgegraben, der 81 Brode in der schönsten Ordnung aufgestellt enthielt. In den Ofen selbst waren die vulkanischen Elemente nicht eingedrungen, das Brod konnte ganz unversehrt herausgezogen werden. Es ist altbacken genug, denn es ist blos 1800 Jahre alt und kann also selbst von den ängstlichen Gemüthern, die frisches Gebäck fürchten, ohne Sorge verspeist werden.

---

(Bäckerei.) Die „Badische Landeszeitung" meldet, daß man in Frankreich jetzt die Gasmaschine in den Bäckereien verwendet; u. A. soll bei dem Bäckermeister Kiehlmann in Straßburg eine Knetmaschine im Gange sein, welche von einer Lenoir'schen Gasmaschine getrieben wird und treffliche Erfolge erzielt: denn einen so schönen, reinlichen Teig und daher so weißes, schmackhaftes Brod vermöge das alte Verfahren nicht herzustellen. Eine Abordnung von Pariser Bäckern hat die Einrichtungen geprüft und sich sehr beifällig darüber ausgesprochen.

## Charade.

„Wem blühet doch am schönsten wohl das Leben?"
Wem noch die erste Silbe nicht entschwunden
„Wer mag des Glückes Gipfel wohl erstreben?"
Wer nach des Herzens Wunsch die Zwette hat gefunden.
„Wo ist der Unschuld Blüthe still verborgen?"
Am schönsten ist des Ganzen Lebensmorgen.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 129. Dienstag, 25. Oktober 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn traute kaum seinen Blicken. Er sah in das erhitzte, brennende Gesicht des Kommissionärs Stillkraut, der den Hut tief in die Stirne gedrückt, die oberste Schichte seiner Mantelkrägen wie eine Kapuze über den Kopf geschlagen, die beiden Fäuste zum Schutze vorstemmend ihn scheu musterte.

„Was? — Sie sind's?" fragte Stillkraut gedehnt, unwillig den Kopf und die Kragenpyramide schüttelnd. „In diesem Wetter — — am Wasser lustwandelnd? Wo in aller Welt mag Sie Ihr Ungestern noch hintreiben?"

„Er hat sein Möglichstes bereits geleistet," versetzte der Skribent tonlos. „Ich bin von heute an entlassen, ohne Brod und Stelle."

„Oder sollte ihn wirklich sein Glücksstern unter dem grausigen Hauche der Elemente in meine Hand geführt haben?" fragte der Kommissionär sich selbst, ohne von der Hiobspost seines Freundes die geringste Notiz zu nehmen. „Im Grunde genommen, ja, er ist es eigentlich, dessen verhängnißvoller Name den gnädigen Herrn in unbeschreibliche Aufregung versetzte, auf das Krankenbett warf und sein hitziges Temperament mit Schreckensbildern, mit Spannung und Furcht umfing, daß er auf den wohlweisen Rath des Herrn Direktors sich sofort entschloß, sein einziges, blödsinniges Kind gegen mächtige Feinde, gegen die gewissenlosen Erbschleicher, welche ihm nachstellen, zu sichern. Ja, Herr Rohn," wandte er sich an diesen, „Sie sind, ohne es zu wollen, der Urheber einer großen That geworden und dürfen vor Allem in das Geheimniß eingeweiht werden. Wie Sie mich hier sehen, so mußte ich Tag und Nacht reisen, um einige Dokumente beizuschaffen, die in anderen Städten deponirt waren. Seit drei Stunden bin ich dem Eisenbahnwagen entsprungen, traf den reichsten Mann, der seit Menschengedenken hier residirte, noch am Leben und jetzt ist das Testament errichtet. Der Herr Direktor haben es in seinen Grundzügen entworfen, der Herr Spitalpfarrer aufgenommen, ersterer, seine Assistenz-Aerzte und ich als Zeugen unterschrieben. Nur noch die Schlußklausel und ein Zeuge dafür fehlen, um das Dokument siegel- und urkundenhaft hinzustellen, daß alle Advokaten der Welt sich vergeblich mit ihren Spitzfindigkeiten die Köpfe daran zerbrechen sollen. Es ist Gefahr im Verzug und ich wollte, gedrängt von den Umständen, eben heimeilen, um meine Miethfrau, die alte Plaudertasche, zu holen. Die Schwätzerin mag nun bleiben, wo sie ist. Ihnen gebührt das Verdienst und Sie sollen und müssen als Zeuge unter dem denkwürdigen Schriftstücke stehen."

„Ich?" fragte Rohn, von einem eigenthümlichen Grauen befangen.

„Das Testament wird verschlossen dem Gerichte übergeben," fuhr der Kommissionär fort, ohne sich in seinem Eifer um diesen Ausspruch zu kümmern. „Wenn aber über kurz oder lang das Siegel springt, dann wird die ganze Stadt aufjubeln und hoch halten die Männer, welche ihrem wohlthätigsten Institute, dem Spital, enorme Reichthümer zuwenden halfen. Sie müssen mit . . ."

„Ich?" wiederholte Rohn mit verstärkter Stimme und trat einen Schritt zurück, „ich sollte noch einmal dieses düstere, unheimliche Haus betreten, wo man mich mit dem Tode bedrohte, aus dem ich wie ein Verbrecher flüchten mußte?"

„Dummes Zeug!" brummte Stillkraut unwillig und faßte den Freund fest bei der Hand. „Pures, blankes Mißverständniß! Sie führen aber denselben unseligen Namen, wie ein Todfeind dieses reichen, unerforschlichen Fremden, von dem er sein Lebensglück zertrümmert glaubt. Heute finden Sie den gnädigen Herrn in einem beleuchteten Zimmer, krank auf seinen Polstern ruhend. Er wird Sie nicht

kennen, Ihr Name wird nicht genannt, sondern nur geschrieben. Treten Sie frei und sicher auf! Das Weitere ist meine Sorge."

Rohn verneinte entschieden mit dem Haupte und entgegnete ernst: „Ich sehe keinen Grund, warum ich zum zweiten Male den Schritt wagen sollte, der mir so verhängnißvoll zu werden drohte."

Der dicke Mann stampfte mit dem Fuße, kollerte zornig in sich hinein wie ein Truthahn und schüttelte den Arm seines Begleiters mit dem heftigen Ausrufe: „Wissen Sie, wie man ein solches Benehmen nennt? Ich will mich nicht ausdrücken, ich will nur kurz fragen: „Haben Sie denn gar kein Interesse für das Wohl Ihrer Vaterstadt? Bedenken Sie doch, daß unserer schönen Spitalstiftung und durch diese der Stadt und ihren Armen eine Erbschaft von einer halben Million zufließt und die Anstalt keine Gegenleistung zu übernehmen hat, als den Schutz und die Pflege eines armen Geschöpfes, das mehr einem Thiere, als einem Menschen ähnelt!"

„Ich wünsche der Stadt alles Gute, viele tausend Millionen, aber . . ."

Stillkraut machte eine heftige, abwehrende Bewegung. „Pfui, schämen Sie sich! Wer wird in diesen Jahren einen Hypochonder machen, so eine Skrupelfiltrirmaschine, die mit Stöhnen und Aechzen die Luft verdirbt, sich und aller Welt gram? Da sehen Sie mich an, einen alten Burschen, der Ihr Vater sein könnte! Seit drei Tagen und drei Nächten kam kein Schlaf in meine Augen, ich aß und trank nicht, ich ruhte und rastete nicht, bis das große Werk zu Stande gebracht war. Das nennt man praktisch ins Leben eingreifen, und eine solche That wiegt schwerer, als lange Jahre, die eine Bureaumaschine in gleichmäßigem Tempo zwischen Aktenstößen abarbeitet. Also — kommen Sie!"

„Nun wenn es sein muß," versetzte Rohn kurz und unwillig, aber eingedenk der Verpflichtungen, die er dem Kommissionär schuldete.

„Guter Wille ist Goldes werth," flüsterte dieser mit eigenthümlicher Betonung und zog seinen Begleiter mit sich fort. Er hatte die Mantelkrägen zurückgeschlagen. Der Mond, welcher aus den zerklüfteten Wolken brach, beleuchtete sein breites, auf das Lebhafteste erregtes Gesicht, in dem alle Muskeln wie konvulsivisch arbeiteten.

Das rechte Auge schob sich geheimnißvoll nach den Schläfen und zog das Weiße wie einen Schleier vor, das linke spiegelte um so greller mit bedeutsamem Blinzeln nach dem Begleiter empor. Aus weiter Ferne hallten zum Abschiede die letzten Donnerschläge, die Springfluthen minderten sich, und des Mondes Silberstrahl, der kosend ihre Spiegelfläche küßte, schien das grollende Rauschen zu besänftigen.

Der Kommissionär trieb zur Eile und in kurzer Frist standen Beide am Ziele ihrer nächtlichen Wanderung. Rohn betrat das große, stille Haus, aus dem es ihm wie moderiger Grabeshauch entgegenwehte, nicht ohne Grauen und Zagen, sein Begleiter mit geschäftiger Hast und Zuversicht. Der graubärtige Hausmeister, ein würdiger Wächter dieses düsteren Steingrabes, musterte den bleichen, verstörten Mann unter den buschigen Brauen und der tief in die Stirne gedrückten Pelzmütze hervor mit scharfem, durchbohrendem Blicke und nahm erst auf wiederholte Winke des Kommissionärs die fleischende Bulldogge am Halsbande, um die Passage freizugeben.

Stillkraut ließ Hut und Mantel auf die unterste Stufe der Treppe gleiten und stieg geräuschlosen Schrittes empor. Sein Begleiter folgte ihm mechanisch auf dem Fuße, und ihre langen, gestreckten Schatten, die in dem dämmerigen Lampenschein wie Gespenster an den Wänden liefen, schienen sich zu haschen und zu verfolgen. Der Kommissionär war ohne Zweifel mit der Oertlichkeit vertraut, denn er schritt den breiten Gang bis zur vierten Thüre vor, klopfte hier leise an und winkte seinem Freunde, ihm zu folgen, ohne ein Herein abzuwarten. Sie traten in ein geräumiges, mit schweren Damastvorhängen dicht verhängtes und mit allem Komfort des modernen Lebens reich ausgestattetes Gemach, das eine Astrallampe genügend erhellte. Ein Herr kam ihnen mit höflicher Verbeugung entgegen, zum Zeichen möglichster Ruhe die Rechte erhebend. Es war Herr Doktor Ambra, der Direktor des städtischen Hospitals, ein vollendeter Weltmann, der sich in den Zirkeln der hohen Aristokratie und im Armenviertel der Stadt gleich leicht und gleich ansprechend zu bewegen wußte. Wenn der stattliche Herr mit der hohen, intelligenten Stirne und dem geistreichen Auge sprach, verklärte meistens ein gewinnendes, sonnenhelles Lächeln seine Züge, wobei ein gewisses Etwas in Haltung und Miene, das sich weder stolz noch imponirend nennen ließ, jede zu vertrauliche Annäherung ausschloß.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Eisenbahn-Geschichte.

(Fortsetzung.)

Ich mußte ihre Bitte abschlagen und that es allerdings mit blutendem Herzen. Eines mußte ich

ihr aber doch versprechen, nämlich bis zum andern Tage mit der Anzeige zu warten. Sie hingegen wollte sich augenblicklich nach Hause begeben und statt ihres Mannes den Wachtdienst versehen.

Ich kam in der Station an, verdüstert von dem Schicksale Peters und verstimmt von meinem sträflichen Leichtsinn, mit dem ich das Versprechen gegeben hatte, bis zum andern Tage zu schweigen. Immer sah ich den wahnsinnigen Blick, das blöde Lächeln, und als sich durch eine leicht begreifliche Ideenverbindung das Bild der zwei auf der schon erwähnten Brücke zusammenstoßenden Bahnzüge dazu gesellte, wurde meine Lage eine unerträgliche. In meinem Gehirne brodelte eine ganze Hölle furchtbarer Gedanken; ich sah die zusammenstürzende Brücke und Wagen auf Wagen in die schauerliche Tiefe hinabsinken; hörte die Hilfe- und Jammerrufe der Unglücklichen, die zwischen brennenden Wagentrümmern und dem schäumenden Wildbache zu wählen hatten, wenn sie überhaupt noch lebendig in der Tiefe ankamen, und ich hörte den Strom schäumen und brausen und, von Leichen gesättigt, seinen Weg fortsetzen und meinen Namen murmeln, weil ich einen Irrsinnigen als Wächter angestellt. Die Haare sträubten sich mir und kalter Schweiß stand auf meiner Stirne. Ich war schon auf dem Punkte, dem Chef die Sache zu entdecken, aber theils hielt mich mein Versprechen zurück, theils fürchtete ich mit Recht, da nun einige Stunden seit meiner Rückkehr vergangen seien, nicht minder seine Unzufriedenheit zu erregen, als wenn ich bis zum Morgen wartete.

So schwankte ich, von meinen Phantasien gequält, zwischen verschiedenen Entschlüssen hin und her, bis es 9 Uhr schlug. Es waren schon einige Züge angekommen und ich dachte, wir erwarteten keinen mehr, als den Eilzug, der etwas nach 10 Uhr unsere Station zu passiren hatte. Ich ging abgespannt und niedergedrückt in mein Zimmer, noch immer über den Gedanken brütend, wie ich die üblen Folgen meines leichtsinnigen Versprechens, die ich schon als wirklich vor mir sah, abwenden könnte. Da meldete man mir eine Frau, die mich zu sprechen wünschte. Wie ein Blitz durchzuckte es mich, es sei keine andere als die Frau Peters, die mir irgend eine schreckliche Mittheilung zu machen komme. Es war dem in der That so. Peters, der sich sonst sehr folgsam zeigte, wie die Frau mir versicherte, war diesmal ungeberdig und wüthend; er hatte seine Frau geschlagen und war endlich entflohen, schreckliche Flüche und Drohungen gegen die Direktion ausstoßend und mit seiner Rache drohend. Der Anblick der Frau bleibt mir unvergeßlich; wenn ich ein Bildhauer wäre und jemals eine Statue der wahnsinnigsten Angst darzustellen hätte, so würde ich dem Marmorsteine nur treu die Züge der Frau, wie ich sie vor mir sah, mit fliegendem Haar und rollenden Augen zu leihen brauchen, um meinen Namen in den Annalen der Kunst unvergeßlich zu machen. Ich hatte jedoch keine Zeit und nahm mir auch keine, sie zu bemitleiden, sondern flog schon, bevor sie mir noch Alles erzählt hatte, von den Furien eines bösen Gewissens getrieben, querfeldein gegen die Brücke. Dorthin mußte ich eilen, wenn ich Hilfe bringen wollte. Ich hatte seit meiner Kindheit nicht gebetet, aber als ich so in den thaufeuchten Haferfeldern, frischem Kartoffelkraut und umgebrochenen Feldern dahinlief, deren nasse Erde sich mir mit Zentnerlast an die Sohlen heftete, da habe ich gebetet andächtig, wie nie vorher und nie nachher. Ich sah ein rothes Licht durch die Nacht schimmern, es war das Wächterhäuschen Peters', der jetzt vielleicht irgend einen schlimmen Plan ausführte, welcher in der nächsten halben Stunde Hunderten von Menschen das Leben kosten konnte; und war er ihr Mörder? Er war nur das todte Werkzeug; seine Vernunft war umnachtet, aber ich — ich war der Mörder, der ich in unheilvoller Sorglosigkeit dem Uebel nicht vorgebeugt, so lange es Zeit war. Jetzt flog ich durch Gestrüpp und Untergehölz den Berg hinab, um auf der andern Seite auf Pfaden, die sonst nur von scheuen Rehen und verfolgten Hirschen betreten werden, wieder hinanzuklimmen; jetzt watete ich durch das Wasser des Wildbaches, das in der nächsten Minute vielleicht schon vom Blute derer, die ich gemordet, gefärbt sein sollte; ich vernahm sein unheimliches Rauschen und hörte das Käuzchen in den Felsenklüften den Todtenschrei ausstoßen und stand, in Schweiß gebadet, auf der Brücke.

Gottlob! noch war es Zeit. Noch war keines jener Merkmale zu spüren, die dem Eingeweihten die Ankunft eines Zuges anzeigen. Die Nacht war dunkel, wenn auch nicht so finster, um die Gegenstände nicht auf eine geringe Entfernung erkennen zu lassen. Ein Westwind trieb mit den Wolken sein Spiel; von Zeit zu Zeit brach durch sie ein Strahl des Halbmondes. Ich sank vor körperlicher Erschöpfung und geistiger Erregung fast zusammen und mußte mich tief aufathmend an einen Eckstein lehnen. Ich sah nichts, und trotzdem ich meine Sinne bis zum Aeußersten anspannte, hörte ich nichts Verdächtiges und begann mich schon wieder zu beruhigen und meine Furcht für unbegründet zu halten. Horch! Ist das der flüchtige Schritt eines Wildes, das seinen Nachttrunk aus dem Bach zu

schöpfen geht? ... Nein, es ist der leise, bedächtige Schritt eines Menschen. Ich sah mich um, bemerkte aber nichts, wollte rufen, konnte jedoch kein Wort aus der vertrockneten, zusammengeschnürten Kehle hervorpressen, nichts als ein heiseres unartikulirtes Keuchen. Ich nahm meinen ganzen Muth zusammen und wendete mich hin, woher ich die Tritte vernommen. Nur einige Schritte brauchte ich zu machen und ich fand Peters beschäftigt, einen riesigen Balken, wie ihn nur die Kraft eines Wahnsinnigen heben und von der Stelle bewegen kann, quer über die Schienen zu legen und — unbegreifliche schreckliche Logik des Wahnsinns, die Wirkung und Ursache so wohl zu berechnen versteht — mit Tauen festzubinden. Ich erschrack nicht mehr; ich gewann im Angesichte des Unheils meine Ruhe zurück.

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Mittel gegen Korpulenz.) Ein origineller alter Engländer Namens William Banting hat im Frühjahr 1863 einen offenen Brief, der bereits in drei Auflagen in London erschienen ist, an seine Landsleute gerichtet, in dem er ihnen eine eigene Methode mittheilt, vermittelst welcher er sich von seiner lästigen Korpulenz befreit hat, und Herr Professor Vogel in Halle hat jetzt diesen Brief in einer deutschen Uebersetzung abdrucken lassen und einige erläuternde Bemerkungen hinzugefügt, in welchen er das durch die Banting'sche Methode gewonnene Resultat wissenschaftlich zu begründen versucht. Das so entstandene Schriftchen ist nun unter dem Titel: „Korpulenz, ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel" in Leipzig bei Ludwig Denicke vor Kurzem erschienen. In seinem offenen Briefe erzählt Mr. Banting in höchst naiver Weise, wie er bis zu seinem sechsundsechzigsten Jahre dermaßen von seiner unförmlichen Leibesbeschaffenheit inkommodirt worden sei, daß er z. B. nur rückwärts die Treppen habe heraufsteigen können, wie er deßhalb lange die berühmtesten Aerzte Londons konsultirt und die verschiedensten Kuren ohne den geringsten Erfolg durchgemacht habe, und wie er endlich an den rechten Mann gekommen sei, mit dessen Hilfe es ihm gelungen fast ohne Arznei, und nur durch eine veränderte Diät, im Laufe eines Jahres seinen Umfang um mehr als 12 Zoll und sein Gewicht um 46 Pfund zu reduziren. Das Interessante bei der Sache aber ist, daß diese veränderte Diät nicht etwa in einer Hungerkur bestand, sondern daß Herr Banting, wie er sich ausdrückt, während seiner glücklichen Kur viel besser gelebt hat, und nicht nur seine Korpulenz verlor, sondern auch an Körperkraft bedeutend gewann. Er erreichte dies durch eine sorgfältige Vermeidung aller fetten, mehl- und zuckerhaltigen Nahrungsmittel, also besonders aller Brodstoffe, Mehlspeisen, Kartoffel u. s. w., und genoß dafür nur magere Fleischspeisen, Fische und einige Gemüse; unter den Getränken vermied er besonders Bier und Milch, und begnügte sich mit Kaffee, Thee und leichten Rothweinen. Wir verweisen übrigens Diejenigen, welche die Details dieser Methode kennen zu lernen wünschen, auf die Schrift des Herrn Prof. Vogel. Herr Banting, und noch mehr Herr Prof. Vogel, räth übrigens Allen, welche diese Kur an sich versuchen wollen, jedenfalls wegen einzelner Modifikationen derselben ihren Hausarzt zu konsultiren, und unter dieser Bedingung haben wir es für erlaubt gehalten, diese für Manche gewiß nicht unwichtige Sache hier zu besprechen.

---

Höfliche Operngucker nennt sich die neueste Erfindung französischer Industrie. Mit Hilfe dieser Operngucker ist Jedermann im Stande, im Theater und an öffentlichen Orten Personen zu mustern, ohne sie direkt ansehen zu müssen; das scharfe Glas führt sie ihm nahe vor das Auge, ohne daß die Beguckten eine Ahnung haben, sie würden beobachtet und seien der Gegenstand zarter Aufmerksamkeit. Es braucht daher auch Niemand mehr roth zu werden, eine Schwäche, die ohnehin immer mehr abkommt.

---

(Auf dem Markte.) Sekretär A.: „Ah, guten Morgen, Frau Assessorin, schon so früh eingekauft für den morgigen Martinstag? Da sieht man wieder die sorgsame Hausfrau. Mein Kollege B. ist doch recht zu beneiden, — so ein liebes, nettes Weibchen, das ihm das Leben versüßt und verschönt und ihm dazu alle hohen Festtage sein und mein Leibgericht, ein fettes Ganserl, bereitet." Frau Assessor B.: „Ei, Herr Sekretär und Hagestolz, das könnten Sie ebenso gut haben. Machen Sie nur, daß Sie bald unter die Haube kommen, dann werden Sie schon auch Ihr Ganserl bekommen."

---

Auflösung der Charade in № 128:

Jungfrau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Freitag, 28. Oktober 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn machte dem Herrn Direktor eine tiefe Verbeugung und kehrte sich nicht ohne Befangenheit mit derselben grüßenden Bewegung nach dem Bette, welches an der Seite des Gemaches stand. Ein leichtes Nicken des Kranken, der matt und abgespannt in seinen Kissen ruhte, dankte ihm. Rohn blieb stehen, wie von einer geheimen, unsichtbaren Macht gefesselt, den Blick unverwandt nach dem Kranken gerichtet. Er konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß dieses ehrwürdige Greisenhaupt, welches ihn jetzt so mächtig anzog, wie er nie ein edleres gesehen, vor wenigen Tagen die schwersten Drohungen gegen ihn ausgestoßen haben sollte. Die scharf ausgeprägten, wie mit dem Meißel geschnittenen Züge waren vom tiefsten Seelenschmerz umnachtet, bange, ahnungsschwere Sorgen wachten auf der bleichen, gefurchteten Stirne und deckten sich wie ein Trauerflor auf die gesenkten Brauen. Die schwarzen, feurigen Augensterne, tief eingesunken in ihre Höhlen, aber rastlos in ihren Bewegungen, schienen beständig auf der Warte, um einen nahenden Feind zu erspähen. Die lichten, schneeweißen Haare hatten etwas Ehrfurchtgebietendes und weckten zugleich Theilnahme, während die schmalen, geschlossenen Lippen, die Adlernase und der lange, graue Schnurrbart, der an den Militär erinnerte, die schmerzhaft verzogenen Züge noch härter und strenger stimmten. Doch der scharfe, spähende Blick tauchte sich in einen milden, seelenvollen Schimmer, es sprach aus ihm nur ängstliche Sorgfalt und unnennbare Liebe, die verklärend selbst das schmerzdurchdrungene Antlitz für einige Momente hob und erheiterte, sobald das Auge auf einer eigenthümlichen, kaum erkennbaren Gestalt ruhte, die unfern des Krankenbettes in einem Sessel kauerte. Auf einem schwachen, verkümmerten Körper saß ein schwerer, fleischiger, unförmlich großer Kopf. Das Gesicht stumpf, abgespannt, schlaff und wie abgestorben in allen seinen Theilen, verrieth auch nicht eine Spur geistigen Lebens. Die wulstigen Unterlippen waren weit vorgeschoben, die matten Augen wie im Schlafe von den schweren Lidern bedeckt. Die abgemagerten, krallenartig ausgespreizten Finger hielten sich an der Lehne, welche auch die Vorderseite des Sessels schloß, um das Herausfallen zu verhindern.

Doktor Ambra wechselte leise einige Worte mit dem Kommissionär, trat sodann leicht schwebend zu dem Skribenten, faßte artig seine Hand und führte ihn kurz entschlossen zu dem Bette des Patienten. „Herr Graf, ich habe die Ehre, Ihnen hier denselben jungen Mann vorzustellen, der kürzlich das Ungtück hatte, Sie in eine schädliche Aufregung zu versetzen. Sie werden sich nun gütigst selbst überzeugen, wie sehr meine Aufstellung über die stattgehabte Täuschung der Wahrheit entsprach."

Ein mattes Lächeln zog über die Züge des Kranken, als er zu dem blassen, schüchternen Mann aufsah, der sich zu seiner Entschuldigung wiederholt verbeugte.

„Der Herr Rendant Rohn," fuhr der Direktor fort, „wird um so eifriger diese Gelegenheit ergreifen, um durch freundliches Entgegenkommen das Leid, welches er ohne sein Wissen und Verschulden stiftete, nach Kräften zu limitiren."

Der Kranke heftete den Blick wehmüthig auf die kauernde Gestalt, die manchmal das Haupt neigte oder die schweren Augenlider ein wenig hob, ohne jedoch von ihrer Umgebung eine weitere Notiz zu nehmen. Er athmete tief auf und bat den Direktor mit einer Bewegung der Hand, fortzufahren.

„Wollen Sie gefälligst folgen," ersuchte dieser und führte den Skribenten zu einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers, der mit verschiedenen Schriftstücken bedeckt war. „Bei Ihnen werde ich zur Aufklärung des Sachverhalts nur weniger Worte bedürfen," versicherte er schmeichelhaft mit gedämpfter

Digitized by Google

Stimme und drückte Rohn sanft auf einen Sessel nieder, in dessen Nähe auch Stillkraut sich aufstellte. „Durch das letzte, so plötzlich eingetretene Unwohlsein sahen sich nämlich der Herr Graf ernstlich veranlaßt, zur Vorsorge ein Testament zu errichten, das nicht nur ein bedeutendes Vermögen gegen Veruntreuung, sondern auch den einzigen rechtmäßigen Erben gegen Mißhandlung von Seite gewissenloser Verwandten schützen soll. Es liegen nämlich Thatsachen vor, nach denen mit Bestimmtheit zu schließen ist, daß die Verwandten den körperlich leider sehr zurückgebliebenen Erben" — Doktor Ambra zeigte nach dem Sessel — „einfach für unzurechnungsfähig erklären und in eine beliebige Anstalt sperren oder ganz wegräumen würden, um über sein großes Stammgut frei schalten und walten zu können. Dem muß vorgebeugt werden. Das hiesige Hospital und dessen geistige und weltliche Verwaltung wird unter meiner persönlichen Oberaufsicht den jungen Herrn Grafen in Schutz und Pflege nehmen und dafür als Haupterbe eintreten."

Rohn folgte den Worten des Arztes immer gespannter, nur manchmal einen scheuen Blick nach dem Sessel des Erben sendend, der sein ganzes Mitleid wachrief.

„Die Sache stößt auf ein einziges Hinderniß," erklärte der Direktor weiter, indem er sich vertraut herabneigte und seine Stimme zum Flüstern sinken ließ. „Der Erbherr ist nämlich großjährig, so wenig dies auch seine äußere Erscheinung schließen läßt. Nach den Hausgesetzen der gräflichen Familie kann der Vater kaufen, verkaufen und selbst verschenken, wie ihm beliebt, nur nicht testiren, ohne daß der großjährige Erbgraf mitunterschreibt und drei Zeugen, ein Arzt und zwei Laien, durch ihre Unterschrift bezeugen, daß er solches im selbstbewußten Zustand vollzogen hat. Die üblichen Testaments-Formalitäten sind alle erfüllt, auch der junge Herr Graf haben bereits unterschrieben, so daß Ihnen nichts mehr zu thun bleibt, als einfach Ihren Namen hierher zu setzen."

Mit diesen Worten legte Doktor Ambra ein Schriftstück auf dem Tische zurecht, das bereits seine und Stillkraut's Unterschrift und der Abdruck eines großen, adeligen Wappens neben dem Namen des Erben bedeckten, und schob ihm zuvorkommend eine Feder zwischen die Finger. Die Hand hielt wohl die Feder fest, aber das Auge sah bang fragend zu dem höflichen, fein lächelnden Sprecher auf. „Ich war bei dem Akte nicht zugegen, Herr Direktor," hauchte Rohn befangen und zagend.

Doktor Ambra mochte diese Bemerkung überhört haben, denn mit einer leichten Wendung und erhöhter Stimme setzte er lebhaft bei: „Noch muß ich bemerken, daß Sie mit Ihrer Unterschrift eine kleine Verantwortlichkeit übernehmen. Der Herr Testator bitten und beschwören nämlich die Zeugen, zeitlebens nach Kräften darüber zu wachen, daß die Hospital-Verwaltung den gesetzten Stipulationen auch treu nachkommt. Der Herr Graf haben zugleich gewünscht, daß die Zeugen nicht als Erben im Testamente figuriren sollen, um auch den leisesten Schein einer Bestechung zu vermeiden; dagegen haben Hochdieselben, reich mit Glücksgütern gesegnet, jedem Zeugen für die heutige und späteren Bemühungen eine Gratifikation in Gold ausgesetzt und sogleich auszuzahlen befohlen."

Doktor Ambra schob mit diesen Worten eine schwere Goldrolle, welche zwischen den Papieren lag, direkt vor Rohn hin und zog die Hülse auf, daß die blanken Goldstücke in langer Reihe dem Zeugen entgegen blitzten. Rohn bebte, seine Finger umspannten die Feder fester. Er hatte in seinem Leben eine solche Masse Gold noch nicht beisammen gesehen. Seine Augen, von dem blinkenden Metall angezogen und mit Zaubergewalt festgehalten, waren geblendet, seine Pulse schlugen rascher, fieberhaft, alle Muskeln seines Gesichtes arbeiteten, wie von einer inneren Kraft getrieben, sein Herz jauchzte jubelnd auf bei dem Gedanken an den reichen Schatz, der alle Noth bannen mußte, das morose abgehärmte Antlitz seiner Frau stieg, von einem zufriedenen Lächeln erheitert, vor ihm auf, die abgezehrten Gesichter seiner Kinder leuchteten ihm, strahlend vor Lust und Gesundheit, in voller Jugendblüthe entgegen. „So, nur hierher schreiben!" hauchte ihm eine süße, verführerische Stimme ins Ohr. Sein Auge suchte die freie Stelle auf dem Papier, er hob die zitternde Hand, um sie, plötzlich und jäh zusammenfahrend, — in die eisigkalte Rechte eines sterbenden Mannes zu legen, wie er vor Jahren in der letzten Stunde seines unvergeßlichen Vaters gethan und feierlich gelobt hatte, nie eine unredliche Handlung zu begehen. Er erschrack hastig vor sich selbst, raffte sich auf und sprang leichenblaß, aber gefaßt vom Stuhle.

„Nun, nun?" fragte Doktor Ambra verwundert. „Ich glaube gar, Sie fürchten sich vor den Goldhähnchen? Platz halten; es schreibt sich im Sitzen bequemer."

Ein leiser lang gedehnter Gurgellaut, der etwas Wehmüthiges, Klagendes hatte und kaum einer menschlichen Brust entstiegen schien, ging durch das Gemach und erstarb in einem leisen Wimmern. Rohn sandte nochmals einen ernsten forschenden Blick nach dem Erben, der unzweifelhaft diese Töne ausstieß,

bevor er hastig, kurz abgestoßen, entgegnete: „Ich bedauere, Herr Direktor, ich kann nicht unterzeichnen."

„Nicht? — Warum?"

Stillkraut biß sich auf die Lippen und trat zornig einen Schritt näher.

„Ich sah den jungen Herrn Grafen nicht unterschreiben, was ja an Eidesstatt bezeugt werden soll."

„Ach, das können Sie morgen, übermorgen sehen, wenn es Ihnen beliebt, sich herzubemühen. Schwache Naturen lassen sich nicht kommandiren — man muß den günstigen Moment benützen. Hier steht ja sein Name."

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Eisenbahn-Geschichte.

(Schluß.)

Peters wendete sich nach mir um, als er Schritte auf dem Sande knistern hörte und sprach: „Gut, daß Sie kommen, jetzt werden Sie ein prächtiges Schauspiel sehen.

„Der heilige Johannes — das ist mein Heiliger — er ist mir erschienen, und weil man ihn von der Prager Brücke hinuntergestürzt, soll auch ich alle seine Feinde und Widersacher — ich höre sie schon kommen! — von dieser Brücke hinunterwerfen. Wenn Sie mir helfen wollen.... aber ich habe ja das Signal noch nicht aufgesteckt.... Meine Frau, die wird sich ärgern, ha, ha, ha.... die habe ich prächtig anlaufen lassen, und die Herren von der Station erst, die werden Augen machen!..." In solcher und ähnlicher Weise sprach er fort, ohne sich einen Moment in seinem schrecklichen Werke aufzuhalten. „Das wird ein Kapitalspaß sein, wie die in die Falle gehen! Aber Sie werden es Niemand sagen?" „Wer möchte einen solchen Jux verderben?" sagte ich, mich zu einem Lächeln zwingend, das zum Glücke Niemand sah, das eben so ausgefallen sein mag, als wenn man einen Leichnam galvanisirt und zum Lachen bringt. Ich stand bei dem Wahnsinnigen und marterte mein Gehirn ab, um ihn von seinem Vorhaben abstehen zu machen. Gewalt konnte ich nicht anwenden; Peters war ein großer stämmiger Mann, mir an Kraft zehnfach überlegen. Das einzige Mittel, das mir blieb, war List. Und das wendete ich an. „Gütiger Himmel," rief ich, „aber der ganze Spaß ist ja verdorben!" Peters stockte und blickte fragend zu mir hinauf. „Ja, verdorben und Eure Mühe war umsonst. Wißt Ihr denn nicht, daß der Expreßzug auf dem andern Geleise fährt?" Er sann ein Weilchen nach. Der Grund schien ihm einzuleuchten. „Was also machen?" fragte er mich. „Geschwind, wir binden den Balken los und legen ihn auf das zweite, so sind wir sicher, daß uns der Zug nicht entgeht. Hurtig, ich helfe Euch, und in einem Augenblick sind wir fertig."

Während ich mich bückte, um den Balken an dem einen Ende loszumachen, denn der Wahnsinnige ging auf meine Absicht ein, horchte ich aufmerksamer als das von Jägern gehetzte Wild auf jedes Geräusch. Noch immer hörte ich nicht jenes unbeschreibliche Rauschen und Zucken in der Atmosphäre, welches der Ankunft des Zuges vorhergeht. In fieberhafter Eile suchte ich das dicke Tau loszumachen und ein Engel muß mir unsichtbar beigestanden haben, denn ich kam viel früher damit zu Stande, als ich erwartete. Plötzlich erhob sich der Wahnsinnige. „Halloh! Hört Ihr ihn brausen, jetzt kommt der Eilzug!" „Um Gotteswillen schnell den Balken auf das andere Geleise!" „Ach was; der Train fährt auf diesem Geleise, nicht auf dem andern, Halloh!" schrie er, mit furchtbar von den Felsen widerhallender Stimme, und setzte sich auf das ungefähr einen halben Schuh breite Geländer, um sein Werk mit Bequemlichkeit zu betrachten. Ich ergriff den Balken und hatte blos noch Zeit bei Seite zu springen, als schon der Eilzug pustend und knarrend daherbrauste. Ein Maschinentheil, den ich im Finstern nicht erkennen konnte, riß mir den Balken aus der Hand und warf ihn wie einen leichten Span in die Nacht hinaus. Er fiel in die Tiefe, doch nicht er allein. Der Wahnsinnige, der noch auf dem Geländer saß, wurde mit hinabgerissen, und in das Rauschen des Zuges mischte sich der Todesschrei des armen Peters....

Die erlittene Todesangst war jedoch nicht meine einzige Strafe. Ich verlor, als man den Vorfall untersuchte und den Antheil, den ich daran hatte, erfuhr, meine Stelle. Daß ich nicht ärger büßen mußte, habe ich nur dem Wohlwollen meiner Direktion, die mir außer diesem einzigen Falle keinerlei Sorglosigkeit vorzuwerfen hatte, zu verdanken. Die Frau Peters blieb aber in dem Wächterhäuschen zurück und versieht den Dienst mit musterhafter Pünktlichkeit und läßt es sich nicht nehmen, wann immer ich des Weges an jener verhängnißvollen Brücke vorbeikomme, mir mit frischer Ziegenmilch aufzuwarten.

Digitized by Google

## Gemeinnütziges.

(Aufbewahrung des Winterobstes.) Für die möglichst lange Erhaltung von seinerem Winterobste in seiner vollkommenen Schönheit und Güte wird es den Obstfreunden von Interesse sein, eine noch wenig bekannte Aufbewahrungsmethode kennen zu lernen, welche der Einsender dieser Mittheilung als zuverlässig erprobt hat. Mit Eintritt des Winters bringt man das zu verwahrende Obst in Kisten, Fässer und Gefäße, wie sie eben zur Hand sind, und füllt die Zwischenräume während des Einschichtens mit möglichst feinem Sande aus, der aber weder zu feucht noch zu trocken sein darf. Vorzüglich geeignet wird dazu der feine Flußsand sein, weil dieser die wenigsten erdigen Theile mit sich führt. Die Aufbewahrung der so angefüllten Gefäße muß in frostfreien Räumen geschehen, am besten also im Keller, wo man auch das Einschichten vornimmt. Wegen Verschiedenheit der Lagerweise des aufzubewahrenden Obstes ist es erforderlich, solches nach der Verschiedenheit der Reifzeit zu sondern, und letztere auf dem Gefäße unter Angabe der Sorte zu markiren. Unbedingt nothwendig wird dieses für Winterbirnen, weil diese bekanntlich, sobald sie ihre volle Lagerreife erlangt haben, mehr oder weniger rasch durchgehen. Es ist hierbei daran zu erinnern, daß wenn Winterbirnen demnächst die volle Güte der Sorte entwickeln sollen, sie so spät als möglich vom Baume abgenommen werden müssen. Die Vortheile dieser Aufbewahrungsmethode sind: 1. bedarf das Obst keines zeitraubenden und für seine Haltbarkeit nachtheiligen Durchsuchens, da, im Falle auch einzelne Früchte faulen sollten, bei dem dieselben abscheidenden Sande eine Ansteckung nicht leicht erfolgen kann; 2. behalten die Früchte eine ganz vorzügliche Frische, sie welken fast gar nicht, ihr eigenthümlicher Wohlgeschmack erhält sich viel länger, als bei andern Aufbewahrungsarten, und die Periode ihrer Lagerreife dauert länger; 3. auch in einem beschränkten Raume läßt sich auf diese Weise viel Obst aufbewahren, indem die Kisten hoch über einander stehen können, wobei man die zunächst reifenden Sorten oben hinbringt; 4. der Aufwand dieser Aufbewahrungsmethode ist gering, indem der Sand anderweit zu verwenden ist und die Kisten Jahre lang zu diesem Zwecke gebraucht werden können. 5. Gegen Beschädigung durch Mäuse und Ratten, auch gegen die Naschere des Gesindes ist das Obst in dieser Weise am besten geschützt. Beim Herausnehmen reinigt man die Früchte von den anhängenden Sandtheilen durch Abbürsten oder noch besser durch Abwaschen.

---

Eierschaalen oder Kalk unter das Futter der Hühner in hinreichender Menge gemengt, bewirken nicht nur ein begieriges Fressen desselben seitens der Hühner, sondern diese legen auch 2—3 Mal so viel Eier als sonst. Eine gut genährte Henne ist im Stande, eine Menge Eier zu liefern, jedoch kann sie dies nicht ohne dies nöthige Material zur Schaale, wenn ihr Futter auch sonst noch so nahrhaft ist, und muß damit ganz aufhören, wenn sie nur mit kalkfreiem Futter und Wasser ernährt würde.

## Mannigfaltiges.

(Chlorsaures Kali als Mittel gegen Zahnschmerz.) Wir haben eine Menge Reizmittel, welche gegen den Schmerz kranker Zähne Anwendung finden, viele derselben haben aber den Nachtheil, daß sie mit der Abstumpfung des Zahnnerven auch zerstörend auf die Umgebung des Zahnes wirken. Dr. E. Neumann in Königsberg hat nach einem Bericht im Archiv für klin. Chir. die Erfahrung gemacht, daß das chlorsaure Kali, längst bekannt als ein unübertroffenes Heilmittel, bei Leiden der Mundhöhle die besten Dienste gegen Zahnschmerzen leistet. Wenn sich dies bestätigt, so könnte wahrlich kein milderes und leichter applizirbares Mittel gefunden sein. Ist der hohle Zahn im Unterkiefer, so legt man kleine Krystalle des genannten Salzes hinein, doch ist es vielleicht rathsamer, eine Auflösung von einem Theile des Salzes in 20 Theilen Wasser als Mundwasser zu gebrauchen. Wenn der Zahnschmerz in einer Knochenhautentzündung der Zahnwurzel beruht, ist das Mittel natürlich ohne Erfolg.

---

Ein Herr saß im Theater neben Jemand, der unaufhörlich plauderte. Lange schon hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, dem lästigen Nachbar sein ungeziemendes, störendes Betragen fühlen zu lassen; als dieser bei einer etwas frappanten Stelle in voller Extase ihm zurief: „Wie gefällt Ihnen die Stelle?“ — „Jedenfalls besser als die meinige hier in Ihrer Nachbarschaft!“ entgegnete der Befragte in trockenem Tone.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 131.** Sonntag, 30. Oktober **1864.**


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn sah zweifelhaft auf die Schrift und bemerkte zurückhaltend, sichtlich bemüht, die schonendsten Worte zu wählen: „Ich bitte, ja nicht ungültig zu nehmen, Herr Direktor, aber es möchte mir beinahe scheinen, als ob die ganze, volle Zurechnungsfähigkeit des Herrn Grafen ...."

„Wie — was?" brauste der Direktor wild auf und maß den kühnen Sprecher mit funkelnden, herausfordernden Blicken. „Sie bezweifeln die Zurechnungsfähigkeit — also mein Zeugniß? Sie werden doch einem Arzte zugestehen, daß er wissen muß, ob ein Mensch zurechnungsfähig ist oder nicht? Ich muß schon sagen, daß solches Mißtrauen und solches Schulmeistern einem Manne in Ihrer Stellung sehr schlecht ansteht."

„Ich bitte um Alles," fuhr Rohn entsetzt auf, „nichts liegt mir ferner, Herr Direktor, als nur den leisesten Zweifel in Ihr Urtheil zu setzen, aber es muß doch jeder Zeuge, trotz aller Autorität, von dem auch wirklich überzeugt sein, was er bezeugen soll."

„Ich mag mich mit Ihnen in keine langen Disputationen und Wortklaubereien einlassen," warf der Direktor verächtlich hin und hob mit einer Halbwendung stolz das Haupt, — „aber ich dächte, wo ich meinen Namen hinsetze, da dürfte ein Skribent" — heller Hohn klang aus seiner Stimme — „seine drei Kreuze auch hinmalen."

Der Kommissionär drängte sich mit drohender Geberde an die Seite seines Freundes. „So unterschreiben Sie!" mahnte er leise aber heftig, und half im Uebereifer seinen Worten mit etwelchen wohlgemeinten Rippenstößen nach. „Unterschreiben, oder wir haben das letzte Wort im Leben zusammen gesprochen! Haben Sie Geld zum Wegwerfen? Da her den Namen, oder ich ziehe meine Hand zurück, ich verkaufe meine Forderung an Sie dem schmutzigsten Juden, und was dann folgt, werden Sie finden! Sie sind ja . . ."

Der geschäftige, erregte Stillkraut konnte seine Strafrede nicht vollenden. Der Kranke machte eine geräuschvolle Bewegung, richtete sich mühsam im Bette auf, stemmte den Arm gegen die Kissen und heftete sein scharfes, durchbohrendes Auge auf das bleiche Gesicht des Schreibers, als wollte er in dessen Seele lesen. „Bitte, Herr Doktor," stieß er scharf und abgebrochen hervor, „keine Weiterungen! Man will vielleicht aus der Sache Kapital schlagen. Ich erhöhe, ich verdopple die Summe."

Rohn trat einen Schritt zurück. Tiefe Entrüstung spiegelte sich in seinen bewegten Zügen. Er gab den finsteren, forschenden Blick des Patienten fest zurück und seine Stimme klang eigenthümlich, wehmüthig und geharnischt zugleich, als er entgegnete: „Ich bin arm, gnädiger Herr, aber mein Benehmen gab noch Niemand Grund, mich einer unredlichen Spekulation oder That zu zeihen. Es liegt da eine Summe Goldes, wie ich nie besaß, noch je besitzen werde, deren dritter Theil mich retten könnte, aber verdoppeln, verzehnfachen Sie dieselbe, überschütten Sie den ganzen Tisch mit Gold und ich bin doch nicht im Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen. Betrachten Sie das aber ja nicht als Trotz oder Ueberspannung! Ich kenne Noth und Elend bis zum Uebermaß. Diese feindlichen Mächte haben mich umringt, sie werden mich zermalmen, doch soll wenigstens der Name eines rechtlichen, ehrlichen Mannes mit mir in die Grube sinken. Ich will dereinst frohen und leichten Herzens meinen seligen Vater wieder sehen, dem ich solches in der letzten Stunde versprach."

„Welch ein Widerspruch!" rief der Kranke heftig, seine letzte Kraft aufbietend. „Sie erinnern sich mit heiliger Scheu an die Todesstunde Ihres Vaters,

an das gegebene Versprechen, aber einem anderen Vater, der vielleicht das Licht des jungen Tages nicht mehr sieht, wollen Sie die einzige und letzte Bitte versagen und die mehr als gerechtfertigte Sorge für seinen körperlich schwachen, aber nicht unmündigen Sohn, wie Sie wähnen, vereiteln. Wenn doch nur die wunderbaren Melodieen für einige Momente aus der Nachbarschaft erklängen! Dann sollten Sie sehen, wie mein Sohn den ergreifenden Tönen lauscht, wie sich sein Auge belebt, sein Gesicht verklärt, wie er nach jenem Fenster trachtet! Sind dies Zeichen eines Unzurechnungsfähigen? Gehen Sie! Das ist nicht edel gehandelt."

Rohn stand für einige Augenblicke wie in selige Träume versunken. Dann aber trat er auf das Bett zu, ein neuer, überwältigender Gedanke prägte sich, zum Erkennen deutlich, mit siegreicher Gewalt in dem klaren Auge, auf dem ernsten und doch so freudig gehobenen Antlitz aus, bevor er noch die Lippen zum Sprechen öffnete. „Gnädiger Herr!" begann er mit tief bewegter Stimme, „sobald ich mein Cello wieder besaiten kann, sollen seine schlichten Weisen Ihren Herrn Sohn auf's Neue erfreuen. Bis dahin bitte ich, mir die schwerste, mit meinem Gewissen vereinbarliche Aufgabe zu stellen und Sie sollen sich überzeugen, daß ich mit Mannseifer Ihren Befehl vollziehe und vor keinem Hinderniß zurückweiche."

Der Kranke nickte zustimmend und bog sich aufmerksam vor.

„In Ihrer ganzen letztwilligen Verfügung aber," fuhr Rohn mit erhobener Stimme fort, „kann ich — verzeihen Sie, wenn ich mich offen ausspreche — keine rechte, väterliche Fürsorge, kein dauerndes Glück für den Erben, sondern je nach Umständen nur die Quelle großen, unverschuldeten Unglücks sehen. Was die Aerzte mit all ihrer Kunst nicht vermögen, gewähren oft die Jahre, des Allmächtigen Güte, aus freien Stücken. Wie dann, gnädiger Herr, wenn Gott sich Ihres Sohnes erbarmte, wenn seine ganze Natur einen frischen Anstoß, einen Umschwung bekäme, wenn die Kraft des Herrn dem Erben unvermuthet, im Laufe der Zeit, die geistigen und körperlichen Kräfte verliehe, welche ihm bis jetzt versagt zu sein scheinen? So lange sich ein Athemzug aus der Brust hebt und die Lippen kühlt, soll der Mensch hoffen. Wird dann, frage ich, das Hospital dem wirklich zurechnungsfähigen Erben sein reiches Erbgut zurückstellen, oder muß der Unglückliche trotz seiner Zurechnungsfähigkeit ein Pfründner, ein Sklave des Hospitals bleiben?"

Rohn sprach die letzten Worte, Hand und Stimme erhebend. Er stand da, wie ein Unglücksprophet, die großen, düsteren Augen in die Zukunft gerichtet. Der Graf starrte ihn grell an wie eine fremde Erscheinung, preßte die Lippen zwischen die Zähne und sank mit dumpfem, schmerzhaftem Stöhnen zurück.

„Sie sind ein Narr!" fuhr der Direktor zornig auf und riß den Skribenten unsanft vom Bette weg. „Wollen Sie den Herrn Grafen mit Gewalt umbringen?" Seine Hand zeigte drohend, sein Blick gebietend nach der Thüre.

Stillkraut war Beiden gefolgt, vor Wuth zitternd und bebend. Er schüttelte beide Fäuste, seine Augen schossen Blitze: „Elender, miserabler Schwärmer!" knirschte der erboste Mann, und bevor es sich Rohn versah, bevor er wußte, wie ihm geschehen, war er in den Gang hinausgestoßen und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Doktor Ambra empfing den wieder ins Zimmer tretenden Kommissionär mit allen Zeichen des höchsten Unwillens. „Sie sind auch ein Geschäftsmann?" fragte er mit bitterem Hohne. „Wußten Sie denn kein einfältigeres Subjekt in der Stadt aufzutreiben, als diesen mondsüchtigen Skribax, der sich ein Vergnügen daraus zu machen scheint, verständigen Leuten Moral zu lesen?"

„Ich kann nicht dazu," vertheidigte sich Stillkraut, tief aufathmend, den perlenden Schweiß auf der Stirne. „Ich dachte, der armselige Tropf würde mir nach vollzogenem Akte aus Dankbarkeit zu Füßen fallen und die Hände küssen. Sie sollten nur seine Lage kennen! Sein Reichthum sind Schulden, sein Besitz ein krankes, grämiges Weib und vier hungernde Kinder, dabei brodlos, seit heute von seiner Stelle gejagt! Ich holte den Menschen mitten im Sturme vom Wasser weg und wenn nicht Alles trügt, vom letzten Sprunge der Verzweiflung, vom Selbstmorde."

„Hätten Sie ihn springen lassen . . ."

Doktor Ambra unterbrach sich plötzlich selbst, da er bemerkte, daß der Kranke sich wieder aufgerichtet hatte und ihrer flüsternd, aber deutlich und heftig genug geführten Unterredung gespannt folgte. Er eilte sogleich auf das Bett zu, sichtlich verlegen, über ihrem Hader den Patienten vergessen zu haben.

„Nur zehn Minuten Geduld!" bat der Kommissionär, dem Arzte auf dem Fuße folgend, mit erhobenen Händen. „Nur zehn Minuten, gnädigster Herr Graf, und es soll ein anderer, verläßiger Zeuge zur Stelle sein."

Der Graf lehnte entschieden ab, seine schwache Stimme mit einer Bewegung der Hand unterstützend, die nicht mißverstanden werden konnte. „Heute nicht mehr! Ich fühle mich zu angegriffen." Der Direktor bot den ganzen Zauber seiner Liebenswürdigkeit

Digitized by Google

und Ueberredungskraft auf, jedoch vergebens. Der Kranke blieb hartnäckig bei seinem Entschlusse und ersuchte zuletzt mit dürren Worten um — Ruhe.

Die beiden Herren mußten sich empfehlen und das Haus verlassen, nicht ohne schwere Besorgniß über den Ausgang der für Beide mehr oder minder bedenklichen Angelegenheit.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Entstehung des Bockbiers.

Schon in uralten Zeiten war Bayern wegen seiner trefflichen Biere berühmt; namentlich wetteiferten das Hofbrauhaus und die Klöster um den Vorzug der bessern Sorte. Vornehmen Gästen aus fernen Landen, die auf ihren Reisen auch das glänzende Hoflager der bayerischen Regenten in München besuchten, wurde neben den köstlichsten Weinen auch wohl mitunter ein Becher bayerischen Bieres kredenzt, mit einer wohlmeinenden Warnung vor der Stärke desselben.

Da begab sichs, daß ein braunschweig'scher Ritter der fürstlichen Tafel freimüthig erklärte, die Braunschweiger Mumme sei ein weit gehaltvolleres Bier, als Bayern oder irgend ein anderes Land aufzuweisen vermöge, so zwar, daß ein ausgepichter Trinker mehr nicht als drei oder vier Becher, ohne taumeln zu müssen, versenken könne. Der Herzog warf dem Mundschenk, einem gar stattlichen Manne, einen fragenden Blick zu, der ihn schweigend aufzufordern schien, den Ruf des bayerischen Bieres zu retten. „Mit Gunst, Herr Ritter," nahm der Mundschenk das Wort, „mit meines gnädigsten Herrn Herzogs Erlaubniß möchte ich Euch wohl eine Wette antragen."

Der Herzog nickte beifällig, und der Ritter äußerte lächelnd, er möge nur immerhin mit seiner Wette herausrücken.

„Es mag sein," fuhr der Mundschenk fort, „daß Eure Braunschweiger Mumme ein gar köstlicher Labetrank sei; allein unser bestes Bier habt Ihr noch nicht gekostet. Beliebt es Euch am ersten Tage im Mai des kommenden Jahres auf Eurer Heimkehr aus Frankreich bei dem gastlichen Hofe meines gnädigen Herrn Herzogs wieder anzusprechen, so will ich Euch ein bayerisches Bier kredenzen, dergleichen in der ganzen Christenheit nicht mehr zu finden sein soll. Es wird Euch das munden, vermeine ich; Ihr mögt dann drei Becher davon trinken, während ich den größten Humpen an unserm Hofe, mit Eurer Braunschweiger Mumme gefüllt, auf Einen Zug leere. Wer von uns Beiden, eine halbe Stunde danach, auf dem linken Fuß stehend, eine Nähnadel mit dem kleinsten Oehre einfädeln kann, soll die Wette gewonnen und von dem unterliegenden Theile ein mächtiges Faß echten Tokaier zu empfangen haben." Unter fröhlichen Scherzen wurde diese Wette geschlossen, und als der Ritter sich entfernte, klopfte der Herzog dem Mundschenk auf die Schulter und sprach: „Nimm Dich zusammen, Mundschenk, damit Dich der Braunschweiger nicht aus dem Sattel hebe."

Am frühen Morgen des ersten Mai trabte der Braunschweiger Ritter in den Schloßhof der herzoglichen Burg und wurde gar freundlich empfangen. Am Schlusse der Mittagstafel erschien der Mundschenk mit seinem Gefolge. Voran wurden auf Tragbahren, die mit frischen Birkenzweigen durchflochten waren, zwei Fäßchen gebracht, jedes mit zwei Fähnchen geschmückt, wovon das eine das Wappen von Bayern, das andere das Wappen von Braunschweig zur Schau stellte. In dem einen Fäßchen war Braunschweiger Mumme, in dem andern das geheimnißvolle bayerische Bier. Der Herzog hatte sich vorbehalten, ihm einen Namen zu geben.

Der Mundschenk ließ zuerst den silbernen Riesenhumpen und die drei silbernen Becher für den Ritter auf die Tafel stellen. Dann kredenzte diesem ein Edelknabe Braunschweiger Mumme, damit er sich vom Gehalte derselben überzeuge. Er fand sie echt und stark. Ein Kellerdiener ließ nun die Braunschweiger Mumme in den Riesenhumpen rinnen, und es dauerte schier eine geraume Zeit, bis er voll war bis zum Rande. Dann hoben ihn 2 Männer auf den Tisch. Inzwischen hatte ein anderer Edelknabe die drei gefüllten silbernen Becher vor den Ritter hingestellt, der bei dem Anblick des Riesenhumpens eines ungläubigen Lächelns sich nicht enthalten konnte. Auf ein gegebenes Zeichen schmetterten sechs Trompeter ein lustiges Gelagestückchen.

Da packte der Mundschenk mit kräftigen Armen den Humpen an beiden Henkeln und setzte ihn an den Mund, schloß die Augen und ließ die Mumme so gemüthlich durch seine Kehle rinnen, als ob er das Getränk nur in ein anderes Gefäß umzugießen habe. Als der Ritter eben den letzten Trank aus dem Becher that, kehrte der Mundschenk den Riesenhumpen zur Nagelprobe um, die ihm auch vollkommen gelang.

Eine Hofdame hatte die zwei feinsten Sticknadeln zur schweren Probe geliefert; sie lagen nebst starker Seide zum Gebrauch der Wettenden bereit.

Wenige Minuten fehlten noch, um die halbe Stunde voll zu machen, die zum Einfädeln bestimmt

war. Allerlei Scherzreden wurden gewechselt. Da entfernte sich der Ritter unbemerkt und eilte in den Burggarten, um frische Luft zu schöpfen. Allein kaum hatte er den Schloßhof erreicht, als er rückwärts zu Boden stürzte. Dies bemerkte ein Diener am Bogenfenster des herzoglichen Speisesaales, meldete es und sogleich begab sich der Herzog mit allen Anwesenden zum Ritter hinab, der sich nicht mehr emporrichten konnte.

„Um Gott, Herr Ritter, wer hat Euch denn in den Sand geworfen?“ fragte theilnehmend der Herzog, während zwischen ihm und dem Ritter, auf dem linken Fuße stehend, der Mundschenk, ohne zu wanken, einfädelte.

„Ein Bock“ — antwortete der Ritter mit schwerer Zunge, konnte aber nicht mehr, als diese zwei Worte sprechen.

„Ein Bock! Ein Bock!“ lachte der Herzog aus vollem Halse. „Nun haben wir den Namen! Ein Bock soll Dein Bier heißen, Mundschenk!“

Der Mundschenk bekam sein Faß Tokaier vom Ritter und vom Herzog das ausschließende Privilegium, alle Jahre vom 1. Mai an dieses Bockbier bis zum Frohnleichnamsfeste verkaufen und dies Recht auf seine Söhne vererben zu dürfen; sein Name aber starb schon mit dem Enkel aus und das Recht wurde sodann dem Hofbrauhause auf ewige Zeiten verliehen.

## Mannigfaltiges.

(Für Lebenslustige.) Herr Bankdirektor Hopf in Gotha hat eine sehr wichtige und erfreuliche Entdeckung gemacht. In seiner neuen Schrift über die Ergebnisse der Lebensversicherungsbank für Deutschland ist nachgewiesen, daß in den Jahren 1829—1862 das durchschnittliche Alter der Versicherten, mit Ausnahme der Jahre 1831—33, fortwährend zugenommen hat, und zwar von 42 Jahren 7 Monaten bis zu 49 Jahren 7 Monaten, also um 7 Jahre. Es wäre wünschenswerth, daß ganz Deutschland in die Gothaer Lebensversicherungsbank einträte, um an diesem Fortschritte Theil zu nehmen.

(Verkauf eines Kanzlei-Sekretärs.) Wie das Berliner „Intelligenz-Blatt“, oft eine Fundgrube unfreiwilliger Komik, anzeigt, ist umzugshalber ein altmodischer, aber höchst bequemer „Kanzlei-Sekretär“ zu verkaufen. Wenn derselbe nach alter Mode auch mit verborgenen Fächern versehen sein sollte, dann könnte er sogar als „Geheimer Kanzlei-Sekretär“ passiren.

In der Theatergeschichte Wiens hat ein epochemachendes Ereigniß stattgefunden. In der Aufführung der „Hugenotten“ im Hofoperntheater am Mittwoch zum Gedächtniß Meyerbeer's erschienen in der Verschwörungsscene zum ersten Male auf einem Wiener Theater die Geistlichen in vollem Ornat mit dem Kreuz in den Händen.

## Gemeinnütziges.

(Waschen mit sehr wenig Seife.) Man mischt 4 Loth Terpentinöl mit 1/2 Loth Ammoniakflüssigkeit (Salmiakgeist) flüchtig und geschwind durch Schütteln und schüttet die Mischung in einen Eimer lauwarmen Wassers, in welchem sich 1/4 Pfund Seife aufgelöst befindet. Die Wäsche wird in diese Mischung über Nacht eingeweicht und den anderen Morgen ausgewaschen. Die zwei Mal ausgewaschene Seife riecht nicht im Mindesten nach Terpentinöl und zeigt sich, selbst wenn sie sehr schmutzig war, vollkommen weiß.

## Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Verantwortung ist das Schwarze meiner Bahn,
„Red' und Handlung“ zeigen meinen Namen an.

4. 3. 3. 7. 6. 7. 8. 9.

Identisch mit dem Wörtchen „und“
Schließ' ich mit „ab“ nie einen Bund.

9. 4. 1. 1.

Kein Mensch vermag zu widerstreiten,
Daß ich ein Narr zu allen Zeiten.

1. 2. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Stets der Revolution im Gefolge
Bin schrecklicher und blutiger ich als solche.

6. 8 3.

Ob groß, ob klein, ob arm, ob reich,
In meinem Arm sind Alle gleich.

1. 2. 3. 2.

Allgemeiner Wohlstand wär' nicht länger mehr Chimäre,
Wenn, wie ein Sprichwort sagt, ich wirklich Silber wäre.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Dienstag, 1. November 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

### VII.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück?
Einsam nähr' ich meine Wunde
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Goethe.

Tiefe Stille herrschte in dem matt erleuchteten Krankenzimmer. Der alte Hausmeister hatte den unglücklichen Erben, an dessen Seite er jede Nacht als treuer Wächter auf einem Feldbette schlief, in das anstoßende Gemach und zur Ruhe gebracht. Der Graf lag auf seinem Bette, mit offenen Augen, ohne sichtliche Schwäche, die bleichen Lippen wie zum Sprechen geöffnet, die feinen, durchsichtigen Züge in lebhaftester, oft momentan wechselnder Erregung. Jetzt umdüsterte sie der tiefste Seelenschmerz, des Herzens stummes Klagen, schwarz und unheimlich wie der Schleier der Nacht, oder es zogen verderbendrohende Wetter darüber her und versetzten alle Nerven in fieberhafte Spannung; jetzt leuchteten sie blendend, wie von einem himmlischen Strahle getroffen, um wonnetrunken, wie die Lerche ins Aetherblau, mit freudigem Jauchzen zum Himmel zu rufen, oder wie von einem Glorienschein umleuchtet, in seliger Verklärung und stillem Gebete zu ruhen. Waren es die Ereignisse der letzten Stunde, daß diese lebhaft auf den Geist des Kranken einwirkten? Ja, sie waren es zunächst, denn sie schlugen eine Brücke zu fernen, längst verklungenen Zeiten, daß aus ihrem Rahmen lebendige Gebilde traten. Die Blumen und Blätter der Tapeten gewannen Leben und wölbten sich immer weiter und höher. Die Wände traten zurück, sich mit den grauen Wellenlinien der Berge und dem Azur des Himmels vermählend, ein grüner Plan ebnete sich, an dessen Vorderseite die Zinnen eines stattlichen Schlosses emporstiegen.

Das Auge des Kranken sah in einen wilden, romantischen Park. Waldgras, schwellendes Moos, zahllose Schlingpflanzen und üppiger Epheu, der seine Herzblätter geschmeidig um die alten Stämme wand, deckten den Boden. Unter den Aesten der mächtigen Eichen und Buchen, deren Kronen schwermüthig hin- und herwogten und mit den Zweigen und dem Blättermeer wie Ebbe und Fluth rauschend in einander griffen, herrschte ein geheimnißvolles Zwielicht, das die Strahlen der Mittagssonne, wie einzelne blitzende Pfeile durch die Blätter brechend, nicht zu klären vermochten. Am Fuße eines sonnigen Hügels ruhte in buntem Gemisch ein Rudel Edel- und Dammhirsche, dem leisesten Geräusche, das der Wind brachte, aufmerksam das Gehör zuwendend. Und doch gelang es einem schlanken Jüngling, unter dem Schutze der Bäume zu einem Steppenpferdchen heranzuschleichen, das in der Nähe weidete. Mit einem Satze war er auf dem Rücken des Thieres und fast mitten unter den Schnellläufern des Waldes, die erschreckt auseinander stoben und über die Haide und durch die Lichtung dahinsausten, den Reiter dicht auf der Spur, der ohne Sattel und Zügel mit dem flüchtigen Hirschwild nicht ohne Erfolg um die Wette rannte. Noch lange hörte man das Dröhnen und Schlagen der Hufe, bis es allmälig erstarb, um nach einiger Zeit auf der entgegengesetzten Seite erst fern und dumpf, dann immer stärker und mächtiger hervorzubrechen. Als aber die wilde Jagd wieder über den freien Rasenplatz hindonnerte, welcher die Rückseite des Schlosses umgrenzt, sprang der Jüngling im Laufe von seinem Renner und eilte, fliegende Gluth auf den Wangen, nach dem Schlosse. Ein junger Mann stand unter

dem Portal und hielt bedeutungsvoll ein mächtiges Schreiben empor.

„Der Vater kommt?“ rief der Jüngling.

„Heute Abend noch.“

Der Jüngling schlug jubelnd die Hände zusammen. „Rasch! — Blumen, Kränze! Wir schmücken das ganze Schloß.“

„Der Verwalter ist bereits in Kenntniß gesetzt und mit all' seinen Leuten am Werke.“

„Festlich wollen wir den Einzug meines Vaters begehen, doppelt festlich, da ihn die garstige Hauptstadt lange gefesselt hat.“

„Und da er,“ ergänzte der Hofmeister mit Nachdruck, „eine neue Gebieterin in dieses Schloß einführen wird, seine vor wenigen Tagen angetraute Gemahlin, Ihre zweite Mutter.“

Der Jüngling ließ die Arme sinken. Sein Auge suchte ängstlich forschend den auf das Schreiben gesenkten Blick des Lehrers. Die wenigen Worte drückten mit Zentnerlast auf seine Brust, eine unbestimmte, bange Ahnung sagte ihm, daß mit diesem Einzuge die freien, frohen Tage der goldenen Jugendzeit ausziehen würden. Thränen traten in seine Augen, und der Hofmeister, ein Deutscher, der wegen politischer Tendenzen sein Vaterland meiden mußte, suchte vergebens die ersterbende Hoffnung im Herzen seines Zöglings wieder zu beleben. Als die Diener die in aller Eile gewundenen Guirlanden herbeischleppten, um sie am Portale aufzuziehen, flüchtete er auf sein Zimmer und kam nicht mehr zum Vorschein.

Der Abend brach herein, die ersten Signalschüsse hallten aus der Ferne. Der Hofmeister mußte den jungen Grafen aufsuchen und seine ganze Beredtsamkeit und all seinen Einfluß aufbieten, um ihn zu einem freundlichen Empfange seiner zukünftigen Mama zu bestimmen. Unter dem Knallen der Gewehre, dem Hurrahrufen und dem Hutschwenken der Dienstleute rollte die Carosse heran. Graf Kosinsky sprang zuerst heraus. Sein Sohn Feodor fiel ihm laut weinend um den Hals. Mit Hilfe des Kammerdieners entstieg noch ein Herr dem Wagen, dessen beweglichem, hochrothen Gesicht mit den grauen, schwimmenden Augen ein langer, steif gedrehter Schnurrbart etwas Militärisches gab. Er schob geschäftig den Kammerdiener zur Seite und half galant einer großen, und um recht zu sagen, starknochigen Frau aus der Kutsche, deren durchsichtiger, blendend weißer Teint selbst die Landleute in stummes Staunen versetzte. Die Dame sah sich stolz und herrisch im Kreise um, wie eine Gebieterin über Leben und Tod. Ihre tiefschwarzen, verzehrenden Gluthaugen maßen den Sohn des Hauses, der an der Hand seines Vaters näher trat, von Kopf bis zu Fuß. „So, mein Sohn!“ sprach sie ernst und gemessen und reichte ihm die weiße Hand. Feodor zuckte zusammen. Die Hand fühlte sich eisigkalt in der seinen.

„Mein Bruder, Herr Major Baron v. Borowitsch!“ stellte die Dame, halb zu dem Jüngling, halb zu den Leuten gewendet, mit leichter Handbewegung vor, als wollte sie jeden Zweifel über ihren Begleiter zum Voraus beseitigen und ihm von der ersten Sekunde an die nach russischer Sitte gebührende Achtung zu sichern. „Mein Sohn kann von dem erprobten Krieger viel profitiren.“

Der Major verbeugte sich zierlich und warf einen stechenden Blick nach dem Neveu.

Graf Kosinsky stellte nun seine Gutsbeamten vor, welche sich in den Gallauniformen des Hauses repräsentirten. „Der Hofmeister unseres Sohnes,“ sprach er, an den schlichten Mann im unbordirten Rocke mit der hohen, freien Stirne und dem verständigen Auge heantretend, — „ein Deutscher!“

„Ich hasse die Deutschen,“ bemerkte die Dame brusque und wegwerfend, mit Hintansetzung jeder Rücksicht und wandte sich kurz ab.

„Jedenfalls ohne gerechten Grund!“ rief ihr der Hofmeister mit offener Entrüstung nach. „Die Deutschen sind ein Volk, das trotz des spaltenden Partikularismus auf der Höhe der Zeit steht, das sich seiner Kultur und seines veredelnden Einflusses auf die größten Nachbarvölker mit Recht rühmen darf. Sie verdienen deren Dank, nicht deren Haß.“

Die Dame warf einen höhnischen Blick nach dem kühnen Sprecher zurück und trat mit ihrem Begleiter in das Schloß.

Alle Lüster brannten. Der große Banketsaal des Schlosses strahlte in einem Lichtmeer. Die Diener eilten geschäftig ab und zu. Die Herrschaft soupirte.

„Es ist meine erste Bitte, Alexei,“ schloß die Gräfin eine längere Auseinandersetzung und legte kosend ihre zarte Hand auf den Arm des Gatten, — „und, wenn Du sie abschlägst — meine letzte: Dieser deutsche Rabulist muß aus unserem Hause.“

„Du hast den Mann schwer verletzt, meine Beste,“ entschuldigte der Graf. „Wir finden nicht leicht einen vortrefflicheren Lehrer.“

„Es mag sein, aber die Herrin des Hauses wird doch den Dienern, welche sie hält, gegenüber eine Ansicht äußern dürfen, ohne sich einer indiskreten, ja impertinenten Zurechtweisung auszusetzen?“

„Du nimmst den Vorfall zu streng, meine Liebe, zu ernsthaft.“ „Weil er allen Ernstes würdig ist. Meine Pflicht als Mutter gebietet mir, zu wachen,

Digitized by Google

daß der bis jetzt einzige Sprosse des altehrwürdigen Grafenhauses nicht mit den verrückten Ideen eines deutschen Freigeistes, den sein eigenes Land ausgestoßen hat, großgefüttert wird."

„Die Pflicht und unsere Standesehre," schaltete Baron Borowitsch mit wichtiger Miene ein und strich den martialischen Schnurrbart.

„Ich weiß, daß Du meine Bitte erfüllst," lispelte die Gräfin mit süßem Schmeicheln, beugte sich hold lächelnd vor und senkte die großen, strahlenden Augensterne voll zündender Gluth in die Seele ihres Gatten.

(Fortsetzung folgt.)

## Liebe erweckt Liebe.

Gesunde und stets froh gestimmte Kinder sind der Stolz und die Freude ihrer Eltern. In Gesellschaften sind solche Kinder nicht nur geduldet, sondern werden mit Interesse beobachtet und bilden nicht selten den Gegenstand der Unterhaltung. Wenn ich ein körperlich und geistig entwickeltes Kind sehe, so kann ich mich nie des Gedankens erwehren, wie die Menschheit sich unendlich schneller entfalten würde, wenn solche Kinder ihrem Charakter gemäß erzogen werden würden, anstatt daß, wie es leider fast noch überall geschieht, sie mit andern über einen Leisten gezogen werden und ihr Denken nach todten Formeln mehr aufgehalten als gefördert wird.

Die Jugend ist die Trägerin der Zukunft und darf vor Allem, wie das reife Alter, für ihre Entwickelung gewisse ihr zukommende Rechte beanspruchen. Diese Rechte zu verkennen, oder gar läugnen zu wollen, heiße soviel als die menschliche Gesellschaft in ihrem Keime ersticken. — So hat denn vorerst jedes Kind ein natürliches Recht auf einen gesunden Körper und einen heitern Geist, und dieses Recht hat es selbst schon vor der Geburt. Wenn ein Kind schwächlich oder verkrüppelt an Geist oder am Körper oder auch an beiden zugleich auf die Welt kömmt, so tröstet man sich gemeiniglich mit der unabwendbaren Thatsächlichkeit oder mit dem Glauben an ein Willkürspiel der göttlichen Allmacht. Daß dagegen die Eltern selber die Ursache sind, wenn ein Kind körperliche oder geistige Fehler oder angeborene Untugenden, die später zu Laster werden, mit auf die Welt bringt, das fällt wohl selten einem Vater oder einer Mutter ein. Und doch ist einzig nur hierin der Grund für Entstehung, Fortpflanzung und Wachsthum der Uebel in der menschlichen Gesellschaft zu suchen. Die meisten kriminellen Handlungen haben ihre Ursache in angeborenen und mit dem Kinde groß gewachsenen Neigungen.

Wie anders müßte es um die menschliche Gesellschaft stehen, wenn die Eltern jenes vorzeitige Recht ihrer Kinder stets und gewissenhaft vor Augen hätten! Für einen gesunden, lebensfrohen, harmonisch gestimmten Geist ist aber vollkommene Körpergesundheit bekanntlich die Hauptbedingung. Darum ist also eine gesunde und natürliche Entfaltung und Entwickelung des Körpers das erste und hauptsächlichste Recht, das ein Kind von der menschlichen Gesellschaft, in die es eintritt, beanspruchen darf. Die Zweckmäßigkeit gymnastischer Uebungen ist in dieser Hinsicht schon längst anerkannt, konsequenter Weise gehört dazu aber auch Verbannung des so übertriebenen Schulsitzens und dies nur zu oft in engen und niedern, im Winter bald zu kalten, bald zu heißen Schulräumen, sowie auch daß außer der Schulzeit die Eltern zu Hause keine sitzenden Arbeiten übertreiben und dem Kinde verleiden dürfen.

Welche Qual und Tortur ist es nicht z. B. für ein von Natur aus geistig lebhaftes Kind, auch nur eine viertel Stunde lang hinter dem Strickstrumpfe sitzen zu müssen.

Dies und vieles Aehnliche fordert also das den Kindern zustehende Recht auf freie Körperbewegung und ungehinderte Körperentwickelung.

Die Kinder haben ferner ein Recht, sich zu Hause frei zu machen von despotischer und oft launiger Autorität; sie haben das Recht, ihre widerstrebenden Empfindungen gegen ein unnatürliches Zwangssystem zu Hause, wie auch im Schulunterricht offen zu äußern; sie haben das Recht, ihre Abneigung zu zeigen, wenn man sie in ihnen langweilige, ja oft schädliche Gesellschaftskreise einzwängen will. Man denke einmal über die gewöhnliche Art der ersten Kindererziehung nur ein wenig nach. Was geschieht, wenn beim Kinde die ersten Anfänge des sich entwickelnden Verstandes auftauchen? Wird der normalen Entwickelung der innewohnenden Kraft und Anlage gebührend Rechnung getragen? — In einem bestimmten und willkürlichen „sag' so" der Eltern, Lehrer, Priester und Bücher wird das Kind zum blinden Gehorsam gezwungen. Versucht dabei der innere jugendliche Genius sich einmal Bahn zu brechen, wodurch es wohl geschehen kann, daß der erste Unterricht etwas erschwert wird, dann heißt es: „Dieser schreckliche Eigensinn muß gebrochen werden!" Der Verständige muß dies aber Zermalmung des individuellen Geistes nennen. Können aber Eltern oder Vormünder einen

solchen „Eigensinn“ nicht bewältigen, dann werden in der Regel andere außer dem Hause stehende Autoritäten, wie der Lehrer, der Ortspfarrer zu Hilfe gezogen, bis das schwache, vertheidigungslose Opfer sich endlich unterwirft, oder mit andern Worten den psychologischen Einflüssen höherer Gewalt anheimfällt.

Welche bitteren Kämpfe mögen nicht oft in dem Innern einer solchen ohnmächtigen Seele vorgehen! O Väter, Mütter, Vormünder, Lehrer, Geistliche, die ihr auch Seelsorger sein wollt, bedenket dies.

Durch die Methode des Gehorsams und der Unterwerfung geht die Individualität mehr oder weniger verloren; das Natürliche am Kinde wird dadurch erst zur Unart gestempelt und gemacht, indem der innere instinktive Mahner verkannt und irre geleitet wird. Verborgen liegende Energieen, die bei angemessenem Zugeständnisse einer freien Entfaltung und durch eine richtige Anregung sich zur gesunden Kraft entwickeln würden, werden durch die chablonische Erziehungsmethode frühzeitig gebrochen oder verdorben; der offene Entfaltungstrieb des Geistes nach Außen wird erstickt, und die Individualität ist gegen sich selbst gekehrt. Unsere meisten Verbrecher sind durch falsche Erziehung künstlich dazu gemacht. Und doch ist die menschliche Gesellschaft, wie sie ist, nur das Resultat der Erziehung. Und was ist gemeiniglich dieses Resultat, und was könnte sie sein?!

Wann wird die Zeit kommen, wo die Erziehung einen naturgerechtern Weg einschlägt; wo Schulen auf freie Prinzipien gegründet sind, um vorurtheilsfreie Menschen zu erziehen; wo gesunde, natürliche Anschauungen nicht niedergedrückt werden durch willkürliche Theorieen einer angenommenen Doktrin?

Die gütige Natur stattet jedes Kind mit einem Schatz von Anlagen aus, pflanzt ihm einen reichen Fond von Wohlwollen, Züchtigkeit und Wahrheit ein, wäre man nur darauf bedacht, diese edlen Keime in positiver Weise zu hegen und zu pflegen, statt sie durch entgegengesetzte Einflüsse und Maßnahmen zu hemmen, irre zu leiten und in das gerade Gegentheil zu verkehren! — —

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

In einem Bericht aus Kalifornien über dortige gesellschaftliche Verhältnisse spricht sich ein Korrespondent des „Ausland“ auch über die Stellung des schönen Geschlechts in dem so oft verschrieenen San Franzisko sehr günstig aus. Die Gewißheit, sich vortheilhaft verheirathen zu können, gibt den dortigen Mädchen ein gewisses Selbstgefühl, welches gerade auf die Männerwelt verführerisch wirkt. Ganz anders ist dies in New-York, wo freilich der gegenwärtige Krieg in den Vereinigten Staaten unter der Männerwelt so stark aufgeräumt hat, daß dadurch viele Tausende von Mädchen in ihren schönsten Hoffnungen betrogen wurden. Für eine Amerikanerin — so heißt es in jenem Berichte — ist dies um so empfindlicher, weil sie in einem Schaltjahre, wie das gegenwärtige, doppelte Chance zur Verheirathung zu haben glaubte; eine alte Sitte erlaubte ihnen nämlich, sich dem von ihr erkorenen Manne in solchem Jahre gleichsam anzutragen. Als Beispiel dafür wird folgende köstliche Anzeige angeführt, welche eine Heirathslustige in Chicago in eine Zeitung inseriren ließ: „Dies ist ein Schaltjahr! Ich will nicht länger warten! Da bin ich, einundzwanzig Jahre alt, gesund, von angenehmem Aeußern, Mittelgröße, gut erzogen, vernünftig, mit großen, glänzenden Augen, langem, schwarzem Haare und voll Geist und Gemüth. Ich bin geboren, einen Mann glücklich zu machen, und sehne mich nach einem eigenen Herde. Will mich denn Niemand haben?“ Hoffentlich wird dem braven Mädchen schen geholfen sein.

---

Ein Mädchenlehrer trug in seiner Klasse, genau mit den Worten der heiligen Schrift, die Geschichte des Tobias vor. Als er nun nach Erwähnung von dessen Erblindung an die Worte kam: „Hanna aber, sein Weib, arbeitete fleißig mit ihrer Hand und ernährte ihn mit Spinnen,“ machte eine Schülerin unter heftiger Bewegung der Gesichtsmuskeln die Geberde der heftigen Aversion. Sag' mir doch, was Dir ist? frug der Lehrer erstaunt. Ach, sagte das Kind, noch immer sich nicht erholen könnend, ist's wirklich wahr? Mit Spinnen hat sie ihn ernährt? Nun, ja wohl! lautete die Antwort. Was ist denn dabei Besonderes? Damals war dies so gewöhnlich! Aber, Herr Schullehrer, sagte hierauf das Mädchen, die müssen doch wirklich ganz erschrecklich schmecken!

---

Auflösung des Logogryphs in № 131:

**Redaktion, Addition, Narr, Reaktion, Tod, Rede.**

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Freitag, 4. November 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Wenige Minuten später trat der Hofmeister in den Saal, die Gesellschaft artig, doch fern von sklavischer Unterwürfigkeit begrüßend.

„Mein Herr Gemahl hat Sie rufen lassen," begann die Gräfin, „um Ihnen zu eröffnen, daß von heute an mein Bruder, Herr Baron Borowitsch, die Erziehung seines Sohnes übernehmen wird."

„Also wird mir der herbe Schritt erspart, welchen ich morgen bei dem Herrn Grafen thun wollte oder vielmehr, so sehr ich auch Feodor liebe, um meiner Ehre willen thun mußte?" fragte der Hofmeister ruhig entgegen.

Die Gräfin ließ diese Worte unbeachtet und fuhr in demselben harten, abstoßenden Tone fort: „Ich werde meinen Herrn Gemahl ersuchen, Ihnen das volle Honorar zu zahlen, damit man sich nicht benachtheiligt wähnen kann."

„Ich acceptire keinen Rubel mehr, als mein Kontrakt bedingt."

Ein flammender Blick der Gräfin belohnte die freimüthige Erklärung. „Und ich dulde von Dienern keine Unverschämtheit. Sie können heute Abend noch reisen. In einer halben Stunde steht der Wagen bereit." Ihre Hand zeigte befehlend nach der Thüre.

Der Hofmeister kümmerte sich um diese Drohung nicht, sondern schritt langsam auf den Grafen zu und reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Graf, für die freundliche Aufnahme, welche Sie dem Flüchtling in Ihrem Hause gewährten. Möchte der gute Keim, welchen ich in das Herz Ihres Sohnes pflanzte, einen theilweisen Ersatz für Ihre Güte bilden und zugleich meine letzte, dringende Bitte an Sie rechtfertigen: den braven Jüngling vor fremden Einflüssen zu bewahren, welche drohend gegen ihn heranziehen."

Der Graf schwieg, Major Borowitsch biß auf seinen Schnurrbart, die Gräfin sprang wüthend vom Stuhle. Der Hofmeister verbeugte sich kalt und verließ den Saal.

Eine Stunde später rollte ein Gefährte vom Schloßhof. Ein Jüngling breitete flehend die Arme in die stille Nacht, nach dem Beschützer, der seinen Blicken für immer entschwand. — — —

Der Ausdruck tiefen Schmerzes, welcher sich bei der Erinnerung an den geliebten Lehrer in den Zügen des Kranken ausprägte, wich sofort einem starren, trotzigen Hasse. Seine Wangen rötheten sich, aus den tief liegenden Augen brach des Zornes Feuer, die Hände gruben sich in das Bett, als er den Jüngling Morgen um Morgen auf den Befehl des eigenen Vaters der stolzen Dame demüthig die Hand küssen mußte und die übrige Zeit des Tages in seinem Zimmer verkümmern sah, wohin ihn das Kommando des Majors Borowitsch bannte und mit der Uebersetzung frivoler, französischer Romane quälte. Erst wenn die Dämmerung über die rauschenden Wipfel des Parkes zog, durfte der Sohn des Hauses wie ein Sträfling sich eine Stunde im Hofe ergehen. Die Frau Gräfin überwachte mit Argusaugen seine Schritte und verfehlte niemals, jeden Fehler, oder was sie dafür hielt, bald mit Scheltworten, bald mit beißendem Hohne vor allen Dienstleuten zu rügen. Wohl bäumte sich der Jüngling gegen diesen Zwang auf, wie ein muthiges Füllen, das zum ersten Mal den Zügel fühlt. Es kam zu heftigen, tärmenden Auftritten, bei denen nur die Vermittlung des schwachen Vaters Thätlichkeiten verhinderte. Als aber Letzterer auf mehrere Tage nach der Hauptstadt reiste, um der Herrin, welcher das alterthümliche Meublement des Schlosses nicht mehr genügte, eine moderne Einrichtung zu schaffen, erreichte die Schroffheit und das systematische Verfolgen der Peiniger den höchsten Grad. Die verbündeten Seelen schienen es darauf angelegt zu haben, einen Auftritt

herbeizuführen, um ein= für allemal in dem lebhaften Jüngling den Muth des Widerstandes zu brechen und ihn unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen.

Nach einem Tage bitterer Pein stand Feodor in der Dämmerung im Schloßhof, mit dem alten Bereiter Wassitij plaudernd, der ihm den ersten Unterricht in der edlen Reitkunst gegeben hatte. Da trat der Jokei, welchen seine Stiefmutter mitgebracht, ein schmächtiger, heimtückischer Däne, hart an ihn heran und schrie ihm grob und befehlend ins Gesicht: „Augenblicklich zur gnädigen Frau Gräfin, Du Strolch!“ Seine Hand zeigte nach dem Schlosse.

Dem letzten Worte folgte ein plötzlicher, schallender Schlag auf die Wange des frechen Dieners. „Da, falsche, dänische Katze! Ich will Dich lehren, wie ein Laufbursche mit dem Sohn des Hauses zu sprechen hat.“

Der Däne schlug ein lautes Wehgeheul auf, während der junge Graf dem Schlosse zuschritt. Schon unter dem Portale kam ihm die Frau Stiefmutter, den rittertichen Major als Beschützer zur Seite, entgegen, in höchster Aufregung, die Augen zornsprühend, die Wangen kreideweiß. „Wie kannst Du Dich erfrechen,“ knirschte sie, „meinen Diener zu schlagen, der nur meinen Auftrag vollzog? Wer meinen Befehlen hier Gewalt entgegensetzt, der wird gezüchtigt und sei es ein entarteter Grafensohn.“

Ihre Hand holte zum Schlage aus. Ein heftiger Gegenstoß des Armes und der Jüngling parirte im aufbrausenden Feuer der Jugend den Schlag, daß die Gräfin, vor Schmerz stöhnend, zurückwich. Der Major sprang vor, seine Reitpeitsche sauste durch die Luft. Feodor wich entsetzt zurück. Im nächsten Momente aber stürzte er vorwärts, unterlief den Baron, schleuderte ihn auf den Boden, daß sein Schädel am Steinpflaster dröhnte, und flüchtete nach dem langen Korridor.

Die zornige Stimme der Gebieterin gellte durch das Schloß. Die Leute stürzten herbei, es entstand ein wilder Tumult. Sie gebot, den nichtswürdigen Menschen zu fangen, zu binden und herzuschleppen vor alles Personal.

Feodor wartete den Vollzug dieses Befehls nicht ab. Ein kühner Sprung aus dem Fenster auf den weichen Rasenplatz, einige weite Sätze über die Grasfläche, und die dichten, schützenden Blätter des Parks schlossen sich für immer hinter dem Flüchtling — — —.

Der Kranke schloß die Augen. Die rauhen Stürme und Kämpfe langer, langer Jahre zogen wie ein trübes, nebelhaftes Traumgebilde an seinem Geist vorüber. Sein Auge schweifte endlich über weite Steppen, nur unterbrochen von kunstlosen Erdwällen und vereinsamten Blockhäusern, es flog hinauf zu den himmelanstrebenden, kaukasischen Felsgebirgen, deren Schneekronen wie lichte Diademe aus dem Wolkenblau leuchteten, es sah schaudernd hinab in die schauerliche Tiefe jäh abstürzender, grundloser Schluchten. Waffengeklirr tönte an sein Ohr, Hufschlag hallte auf dem harten Gestein, lange Feuerrohre tanzten und Patagane blitzten und mit Sturmesbrausen brachen die wilden, tscherkessischen Reiter aus ihrem Felsenhort hervor, um im plötzlichen Ueberfall die Eroberer zu vernichten. Die Vorposten wurden niedergemäht, bevor sie Alarm schlagen konnten, die sorglos lagernden Truppen mit Windeseile überflügelt, umzingelt und mit Mark und Bein durchdringendem „Allah il Allah!“ von allen Seiten angefallen. Ein panischer Schrecken ergriff die Ueberrumpelten, die beherztesten Krieger warfen die Waffen weg, Alles stürzte in wilder Flucht dem einzigen Ausgange, der Schlucht, zu, durch die man hereingezogen war. Nur ein Führer, eine hohe, kräftige Männergestalt, stellte sich dem wirren Knäuel entgegen und suchte mit lautem Zurufe seine Leute zu sammeln. Die volltönende Stimme drang durch, sie wirkte mit Zaubergewalt. Die litthauischen Schützen machten Kehrt und brachen sich Bahn zu ihrem Hauptmann, der einen vordringenden Tscherkessen vom Rosse hieb und sich auf das erbeutete Thier schwang. Sein rasches Auge bemerkte, wie ein Trupp kühner Reiter sich mitten durch die Flüchtigen zu hauen suchte, offenbar in der Absicht, die Thalschlucht zu gewinnen, zu verlegen und die ganze Abtheilung wie in einem Kessel festzuhalten und aufzureiben. Er warf sich dem Trupp ungestüm entgegen und sein tapferes Schwert verlegte den Reitern den Weg, während die Schützen, seinem Kommando folgend, kleine Quarrés formirten. Sobald einmal die lebenden Mauern standen, wichen und wankten sie nicht, sprühten Tod und Verderben in die ansprengenden Tscherkessen und Sturm um Sturm prallte an der ehernen Stirne ab. Mancher brave Litthauer sank röchelnd zu Boden, von den Lanzen der kühnen Kaukasier erreicht. Seine Kameraden schlossen die Lücke und behaupteten das Feld, bis die Flüchtigen die Thalschlucht passirt und sich jenseits des Felsens in der Ebene gesammelt und postirt hatten. Dann erst zogen sie, unaufhörlich kämpfend und die ergrimmten, getäuschten Söhne der Berge in respektvoller Entfernung haltend, sich langsam zurück und stießen zur Hauptmacht. Ein begeistertes Hurrah der Geretteten begrüßte sie sammt ihrem Führer, dem die Palme des Tages gebührte.

(Fortsetzung folgt.)

# Liebe erweckt Liebe.

(Fortsetzung.)

Aber, wird man fragen, wie ist eine solche Erziehung zu erstreben? und stehen die Mittel hiezu denn Jedermann zu Gebote? —

Das Universalmittel ist einfach und von der Mutter Natur jedem Menschen, gebildet oder ungebildet, in's Herz gelegt: es ist die Liebe, und das erste und hauptsächlichste Erziehungsgesetz ist: Liebe erweckt Liebe, und mittelst der in dem Kinde erweckten Liebe werden alle edlen guten Anlagen und Triebe positiv geweckt, geleitet und zur ständigen Tugendhaftigkeit erhoben.

Statt aller weitern Auseinandersetzung möge diese Wahrheit hier an einem Beispiele veranschaulicht werden.

Denken wir uns zwei Mütter in freundlich traulichem Gespräche:

„Ich glaube nicht, daß aus meinen Kindern etwas wird."

Der Ton, in dem dies ausgesprochen wurde, war verdrießlich und gewissermaßen anschuldigend, und das Gesicht der Sprecherin zeigte dabei einen beleidigten Ausdruck. Die Worte waren zu ihrer Freundin gesprochen, aber in Gegenwart eines Knaben von 14—15 Jahren, der lesend daneben saß, und machten auf ihn einen offenbar schmerzlichen Eindruck, denn er bewegte sich unruhig auf seinem Stuhle, obgleich die Augen auf seinem Buche haften blieben.

„Je härter eine Mutter sich für ihre Kinder abschafft (fuhr die Erstere weiter fort), desto weniger danken es ihr die Kinder."

Der Knabe wird darauf wieder unruhig, und seine Gesichtszüge hatten den Ausdruck, als ob die vorige schmerzliche Empfindung sich dadurch nur noch erhöht hätte.

„Die Kinder sind alle undankbar!" — und dergleichen Redensarten mehr ließ die Sprecherin gegen ihre Freundin fallen, indem sie dabei stets den Knaben merken ließ, daß das Gesprochene hauptsächlich auf ihn gemünzt sei.

„Nicht Alle," antwortete endlich die Freundin. „Ich habe auch eine Mutter, und weiß, was mein Herz für sie fühlt; es ist stets voll von Liebe und Dankbarkeit für sie, und ich weiß keine Zeit, wo es anders gewesen wäre."

„Keine Regel ohne Ausnahme" — fiel ihr die Vorige ins Wort. „Und dann gibt es auch kaum eine zweite, wie Deine Mutter, die durch ihr liebevolles Wesen einem die Freundlichkeit gleichsam abzwingt."

Die Antwort hierauf war:

„Liebe erzeugt Liebe! — ist ein altes Sprichwort, das heutzutage noch ebenso wahr ist und für alle Zukunft wahr bleiben wird. Wenn Kinder mit liebeloser Strenge und Kälte auferzogen werden, — wenn sie frühe von den Eltern aus dem Hause und in die Welt hinausgestoßen werden, dann mag es uns nicht Wunder nehmen, wenn sie nicht mit Herzlichkeit und Aufrichtigkeit an ihren Eltern hangen. Die Liebe der Kinder zu uns Eltern wird nur dadurch erweckt, daß sich das Kind in unserer eigenen, liebevollen Behandlung spiegeln kann."

Auf diese Entgegnung folgte eine stille Pause.

Des Knaben Augen hafteten nicht mehr auf dem Buche. Er lauschte aufmerksam auf das Gesprochene. Seine Mutter bemerkte dies und begriff alsobald, was in seiner Seele vorging.

„Eduard," sagte sie, „gehe ein wenig hinaus in die Küche zu den Mädchen."

Dies war jedoch nicht mehr in barschem, befehlendem Tone gesprochen, sondern ihre Stimme war merklich verändert.

Der Knabe erhob sich ohne Zögern und verließ das Zimmer.

„Es ist nicht gut," fuhr dann Eduards Mutter fort, „derartiges vor den Kindern zu besprechen."

„Gewiß!" — erwiederte ihr die Freundin. „Es verdient unsere größte Berücksichtigung, den Kindern gegenüber unsere Worte und unser Benehmen recht sehr zu erwägen; denn sie haben einen scharfen Instinkt und kennen uns zuweilen besser, als wir uns selbst!"

„Je nun," war die Antwort darauf, „sie sind allerdings sehr schlau, doch glaub' ich nicht, daß sie es in solch übertriebenem Maße sind. Ich gehöre überhaupt nicht zu Denen, die auf Kinder schon einen so großen Werth legen."

„Wenn auch unsere Absichten hierin verschieden sind," entgegnete die Freundin, „so wird doch das Resultat immer dasselbe bleiben: daß nämlich Liebe wieder Liebe erweckt und Güte guten Willen erzeugt. Wenn wir unsern Kindern nicht ohne Grund wehe thun, so werden sie uns auch nie durch absichtliche Unterlassung dessen, was sie thun sollten, unangenehm werden."

„Ohne Grund wehe thun! — Wie verstehst Du Das?"

„Warst Du nicht erstaunt, als vor einiger Zeit Nachbars Karl die erste beste Gelegenheit ergriff, das väterliche Haus zu verlassen?"

„Freilich war ich's; aber das ist doch keine Entschuldigung für ihn. Er hat sich durch sein Davonlaufen immerhin als einen undankbaren Sohn be-

wiesen. Ich behalte deßhalb auch Recht, wenn ich vorhin sagte: Kinder sind immer undankbar. Ich wenigstens rechne auf Nichts von den Meinen. Sie werden groß werden und sich so fern als möglich von ihrer Heimath ansiedeln, und ich — werde meine alten Tage einsam und verlassen in meinem Hause, oder auch in irgend einer Versorgungsanstalt beschließen."

„Läßt Du solche Ansichten vor Deinen Kindern laut werden?"

„Gewiß! Sie sollen es wissen, was ich von ihnen denke."

„Das dachte ich mir doch," entgegnete ihr die Freundin.

„Aber ist es Dir denn nie in den Sinn gekommen, daß Du das Gefühl Deiner Kinder durch solche Worte verletzest? Wird dadurch nicht ein Verdammungsurtheil über ihr künftiges Leben ausgesprochen, während es ihnen unmöglich ist, sich gegen eine so grausame Behandlung zu vertheidigen? Ich habe vorhin gesehen, wie empfindlich Dein Sohn durch Deine allzuscharfe Anschuldigungen berührt ward. Er hatte keinen Theil an Nachbars Karl unkindlicher Handlung, und es war sehr unrecht, meine Liebe, Karls Davonlaufen als Grund zu benützen, um den eigenen Sohn auszuzanken, den Du durch dreifache Bande der Liebe an Dich fesseln solltest, anstatt ihn so weit von Dir weg zu stoßen, daß er sich unmöglich mehr angezogen fühlen kann. Nimm' Dich in Acht! Der Boden Deiner Erziehung ist ein sehr gefährlicher!"

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Andere Zeiten, andere Sitten.) Im Jahre 1643 wurde in Moskau ein eigenes Tabaksgericht eingesetzt, um das Tabakrauchen auszurotten; es bestrafte Jeden, der zum ersten Mal beim Tabakrauchen betroffen wurde, mit der Knute; ließ derselbe sich das zweite Mal dabei ertappen, so wurde er mit dem Tode bestraft. Gleichzeitig wurde auch in Persien Todesstrafe auf das Rauchen gesetzt, aber Viele waren schon so leidenschaftliche Raucher, daß sie lieber in einsame Gebirge und Wüsten flohen, blos um ihre Tabakspfeife behalten zu können. Der türkische Sultan Amurath IV. ließ erwischte Tabakraucher mit einer durch die Nase gestochenen Pfeife durch die Straßen peitschen und das zweite Mal, wenn sie wieder rauchten, enthaupten. Papst Urban VIII. schleuderte 1624 eine Bulle gegen das Tabakschnupfen, die jedoch 1724 von dem selbst schnupfenden Papst Benedikt XIV. wieder aufgehoben wurde. Auch in der Schweiz wurden 1653 Raucher vor Gericht gestellt und zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt. Zu Geldstrafen verurtheilen sie sich heutzutage nur noch selbst, indem sie ein tolles Geld in die Luft verdampfen, aber enthauptet wird jetzt deßwegen Niemand mehr, das ist auch wohl ein Bischen gar zu grob!

---

Ein schweizerisches Gericht hatte kürzlich einen interessanten Betrugsfall zu beurtheilen. Zu Montbey im Kanton Wallis herrscht noch der schlechte Gebrauch, die Maulwürfe zu tödten und Prämien dafür zu zahlen. Der Tödter braucht nicht das ganze Thier, sondern nur den Schwanz jedes einzelnen Maulwurfs dem betreffenden Beamten vorzulegen. In kurzer Zeit hatte nun der Angeklagte 2000 Schwänze abgeliefert. Dies war fabelhaft. Man machte aber die Entdeckung, daß der Maulwurfstödter, um einen höheren Gewinn zu erzielen, die Schwänze künstlich anfertigte, indem er aus den Fellen seiner Opfer mittelst Pech und Eisendraht die natürliche Form des Maulwurfsschwanzes in täuschender Aehnlichkeit herstellte. Seine Kunstfertigkeit brachte ihm 3 Monate Gefängniß ein.

---

Jakob II. machte als Herzog von York Milton aus bloßer Neugierde einen Besuch. Im Laufe des ziemlich einsilbigen Gesprächs fragte der Herzog den blinden Dichter: ob er den Verlust der Augen nicht für ein göttliches Strafgericht halte, welches deßhalb über ihn ergangen sei, weil er vormals gegen Karl I., seinen Vater, geschrieben habe? „Wenn Ihro Hoheit," erwiederte der brave Barde, „die Unglücksfälle, die uns in der Welt betreffen, als Merkmale des göttlichen Zorns auszulegen belieben, was soll man dann von dem traurigen Schicksale Ihres Vaters denken? Denn ich habe nur meine Augen, er aber hat seinen Kopf verloren."

---

Köln. Der Rheinische Sängerverein hat 200 Thaler zu einer Preisausschreibung für das beste Männer-Quartett ausgeworfen und ist der 31. März 1865 als Endtermin zur Einsendung der Preis-Kompositionen anberaumt worden. Dabei wurde festgesetzt, daß der Vortrag des Quartettes nicht unter 20 und nicht über 40 Minuten in Anspruch nehmen darf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Sonntag, 6. November 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Hoch stand die Herbstsonne am Himmel und ihre Strahlen brachen sich blendend an tausend und tausend blitzenden Bajonetten, die einen weiten Halbbogen bildeten. An der offenen Fronte hielt ein General mit glänzender Suite vor einer kleinen Abtheilung Schützen und ihrem Hauptmann. Von St. Petersburg war ein Kurier eingetroffen. Die Armee rückte in großer Parade aus, um den Tagsbefehl des Kaisers zu vernehmen. Jeder litthauische Schütze, der sich bei dem Ueberfall der Tscherkessen ausgezeichnet, wurde mit einem Feldzeichen und sechsmonatlichem Solde belohnt, ihr Hauptmann aber mit dem höchsten Militärorden des Reiches dekorirt und zum Obersten des Regiments ernannt. Als der General dem tapfern, bildschönen Krieger das Demantkreuz im Namen des Kaisers an die Brust heftete und ihn an sein Herz zog, fiel die Feldmusik ein, die donnernden Hurrahs der Soldaten hallten durch Berg und Thal und Ehrensalven krachten darein, die an den Felsenwänden sich brachen und fortbrausend in hundertfachem Echo in den Schluchten sich riefen und antworteten.

Mit klingendem Spiel rückten die Truppen nach vollendeter Feier in das Lager. Der neuernannte Oberst eilte nach seinem Zelte, um heute zum ersten Mal nach langen, langen Jahren in die Heimath zu schreiben. Ein Reiter erwartete ihn vor dem Zelte.

„Habe ich die Ehre, Herrn Grafen Kosinsky zu sprechen?"

Der Oberst bejahte.

„Ich bin von einem Beamten des Militär-Departements beauftragt, Ihnen dies Schreiben persönlich zu überreichen." Der Kurier jagte, militärisch grüßend, davon, ohne den Dank des Obersten abzuwarten.

Dieser riß das Couvert hastig auseinander. Baron Godunow, ein Gutsnachbar und langjähriger Freund seines Vaters, war unterzeichnet. Er las folgende Zeilen:

„. . . Ihre werthe Adresse ist mir unbekannt. Deßhalb muß dieser Brief den umständlichen Weg durch das Kriegsministerium nehmen. Wo Sie nun auch weilen mögen, so kehren Sie Angesichts dieses auf Ihr Gut zurück. Ihr Herr Vater ist allem Anscheine nach eines gewaltsamen Todes gestorben, seine Frau und deren Bruder" — ein Fragezeichen folgte diesen Worten — „sind geflohen. Das Gut ist überschuldet, Geld und alles Werthvolle spurlos verschwunden. Einen Theil der Dienerschaft habe ich zu mir genommen, die Andern überwache ich nach Kräften . . ."

Tief erschüttert sank der Offizier auf einen Feldstuhl und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. —

Der Kranke schlug die Augen auf, die ein feuchter Schimmer umwob. Das Rauschen sturmgepeitschter Baumkronen schlug an sein Ohr. Die hundertjährigen Stämme bogen sich unter der Wucht des Orkans wie Schilfrohr, ein wildes Wogen und Sausen ging durch den weiten Park. Aeste schlugen prasselnd nieder, entwurzelte Bäume stürzten mit gewaltigem Schlage zu Boden, links und rechts den jungen Anflug in den Boden schmetternd. Ein Reiter, von Gefahren umtost, sein Roß am Zügel führend, lenkte vorsichtig durch die Bäume. Endlich erreichte er den freien Rasenplatz an der Rückseite des Schlosses. Tief aufathmend breitete er sehnsüchtig die Arme aus, und sein Blick ruhte mit unsagbarer Wehmuth auf dem Vaterhause. Von der geknickten Wetterfahne bis zur Grundmauer lugte Verfall aus jeder Ritze. Der Wind strich durch die bemoosten, gelockerten Ziegel und schleuderte sie wie Spielzeug in den Grund. Sturm und Regen hatten den seit Jahren nicht renovirten Anstrich hart mitgenommen und dem zerbröckelten Lehmgewande einer baufälligen

Digitized by Google

Dorfhütte gleichgemacht. Nur einzelne Jalousien ächzten noch in den rostigen Eisenbändern, Fledermäuse strichen durch die zerbrochenen Fensterscheiben aus und ein.

Der Reiter führte sein Pferd um das Haus und band es unter einen schützenden Vorsprung. Das offene Thor des Herrenhauses seufzte melancholisch in den Angeln. Das ganze Schloß lag dunkel, ein einziges Fenster im Erdgeschoß ausgenommen, aus dem ein matter Lichtschein dämmerte. Eine Sekunde später stand der Fremde, welcher sicher auftrat, in diesem Gemache.

„Michail — Wassilij! — Kennt Ihr mich nicht mehr?"

Der greise Verwalter sprang von seinem Sitze am Ofen und hielt die Hand wie einen Schirm über die Augen. Sein Gesellschafter aber, der noch immer rüstige Wassilij, schwang die Pelzmütze mit dem Freudenrufe: „Der gnädige Herr — Graf Feodor!"

Der Verwalter erschrack sichtlich. Er wollte den jungen Gebieter begrüßen, aber der Willkomm erstarb auf seinen Lippen bei dem Gedanken an die Trauerbotschaft, womit er beginnen mußte. Seine Blicke suchten verlegen den Anderen, welchen gleiche Gefühle zu beherrschen schienen.

„Ich weiß, daß ich ein Trauerhaus, ein verschuldetes Erbgut betrete," kam der Reiter Beiden zuvor. „Laßt das, wir wollen die Zeit nicht mit Klagen verlieren, sondern als Männer handelnd und rettend eingreifen, soweit es noch möglich ist."

Der Verwalter verneinte wehmüthig mit dem Haupte.

„Ich will es dennoch versuchen. Beantwortet meine Fragen, damit ich mich orientiren kann. Mein Vater soll keines natürlichen Todes gestorben sein?"

„Man behauptet es allgemein."

„Habt Ihr denn, den Vorgängen so nahe stehend, keine feste Ueberzeugung oder sichere Anhaltspunkte in der Sache gewonnen?"

„Es war unmöglich, gnädiger Herr. Ihr Herr Vater wurde seit Jahren als Gefangener in seinem eigenen Schlosse gehalten und von seinen Kerkermeistern schlechter traktirt, als der letzte Leibeigene. Er kam selten zum Vorschein, in den letzten Monaten gar nicht mehr. Die Herrschaft hielt uns Alle fern und gab ihn für krank aus. Der gute Herr mußte seine Schwäche und Nachgiebigkeit hart büßen."

„Und der Arzt?"

„Wurde nie gerufen. Der Leibdiener der Herrin — Sie werden sich des frechen, spindigen Dänen und Ihres Auftrittes mit ihm noch erinnern — besorgte die Gänge und brachte die Mixturen."

„Hat man dem Gerichte keine Anzeigen gemacht, keine Sektion vorgenommen?"

„Beides geschah, wenn auch erst nach einigen Tagen, auf Veranlassung des Herrn von Godunow. Der Ausspruch lautete, daß man keine Zeichen eines gewaltsamen Todes, wie durch Ersticken, noch weniger aber Spuren von Gift aufzufinden vermöge. Die Herrin, die geschiedene Frau eines kassirten Kapitäns, und den Major, welchem das Gerücht eine ganz andere Stelle, als die eines Bruders zuschreibt, den benachbarte Edelleute als Schauspieler in Kopenhagen und Stockholm gesehen haben wollen, glaubte man wegen der Ueberschuldung flüchtig. Die Sache beruhte. Der Leibdiener der Frau Gräfin trat bei Godunow als Oberaufseher ein und spielte dort dieselbe große Rolle wie hier."

„Woher stammt die Ueberschuldung?"

„Verschwenderische Feste und Gelage rissen nicht ab. Mit wenigen Ausnahmen frequentirte sich der Adel ringsum. Die letzten Kostbarkeiten nahmen die Flüchtigen mit fort."

„Ich werde also mit Wucherern, mit Juden abzuhandeln haben?"

„Juden hätten nie so viel gegeben. Herr von Godunow schoß Alles vor. Die Herrschaft ist sein Eigen."

„Wann ist mein Vater gestorben?"

„Vor sechs Monaten."

„Was? So lange schon? Der Baron gab mir erst vor drei bis vier Wochen Nachricht."

Der Verwalter und Wassilij wechselten bedeutsame Blicke.

„Michail, alter Freund, Du warst von jeher ein heller Kopf, ein treues Herz. Sage mir offen: Hältst Du den reichen Godunow eines gemeinen, wucherischen Streiches für fähig?"

Der Alte zögerte einen Augenblick. „Ja!" entschied er sodann kurz und bestimmt. „Die drei an einander grenzenden Güter Ruda, Halic und Tschadowitsch geben eine prächtige Herrschaft, machen ihren Besitzer zum reichsten Edelmann Livlands, ebnen den Weg zum Grafenhaus, ja selbst zur Fürstenkrone."

„Wie? — auch Tschadowitsch?" fragte der Oberst überrascht.

„Die Herrschaft drüben starb vor einem Jahre, Vater und Mutter fast zugleich, die einzige Tochter als Waise hinterlassend. Herr von Godunow wurde Vormund. Die junge Dame, sie mag wollen oder nicht, ist seinem Sohne Stanislaw bestimmt. Der junge Herr kam aus Paris zurück, fein gebildet und ein Gelehrter, wie man sagt, in geheimen Wissenschaften, aber Kraft und Gesundheit blieben dort."

Digitized by Google

„Olga, meine muntere Jugendgespielin?“

„Wird unter Aufsicht des Dänen in strengerem Gewahrsam gehalten, als Ihr Herr Vater, um jede andere Verbindung abzuschneiden, und hat, Iwan und seine Schwester ausgenommen, die sie sich nicht nehmen ließ, ihr ganzes Dienstpersonal verloren.“

Der Erbe hatte genug gehört. Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, während Wassilij sich auf einen Wink entfernte, um das Pferd zu besorgen. „Michail!“ sprach er endlich stillstehend und sein Auge blickte entschlossen und drohend: „Der Rang als Oberst wird den verarmten Edelmann vergessen lassen und überall die Pforten öffnen. Ich zahle dem Baron Godunow und seinem Sohne meinen Dank mit gleicher Münze heim. Olga wird aus ihren Klauen befreit und sollte es mein Leben kosten.“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Liebe erweckt Liebe.

(Fortsetzung.)

„Ah pah! Du legst viel zu viel Werth in die Kinder,“ — wurde hierauf geantwortet; doch schien die Sprecherin über das Gehörte selbst nachzudenken.

„Die Kinder,“ fuhr die Freundin fort, „sind einfache, menschliche Geschöpfe; sie haben eine empfängliche Seele, und erhalten die Eindrücke rasch. Sie sind empfänglich für jedes freundliche Wort, und fühlen sich durch Härte und Strenge stets verletzt.

„Auf Kinder kann viel leichter durch das Gefühl, als durch den Verstand gewirkt werden, und wenn sie auch nicht für die Dauer hassen können, so verlieren sie doch selten das Gedächtniß für ungerechterweise erduldete Strafen und Vorwürfe. Ja solche Erinnerungen erwachen oft nach Jahren wieder. Und ich glaube, daß in den meisten Fällen, wo Kinder ihre Eltern später vernachlässigen, der Grund in früher erduldeten Ungerechtigkeiten zu suchen ist.“

„Wer das,“ wurde eingewendet, „was in der Welt doch nun einmal besteht, so grenzenlos schlecht findet, der macht dadurch der menschlichen Natur ein sehr schlechtes Kompliment.“

„Die menschliche Natur seufzt oft mit Recht unter einem zu harten Urtheile,“ entgegnete ihr die Freundin. „Doch ich will keine Apologie auf die menschlichen Schwächen machen, sondern berühre blos die Ursachen der menschlichen Uebel. Und hiebei finde ich, daß ein Uebel abzuhalten leichter ist, als ein Uebel heilen. Deßhalb wird es auch nicht schwer sein, uns die Liebe unserer Kinder für die spätе Zukunft zu sichern, wenn wir ihnen die Liebe in der Gegenwart angedeihen lassen.“

„Mir kommt es vor, als wolltest Du mir vorwerfen, ich liebte meine Kinder nicht.“ Bei diesen Worten färbten sich die Wangen der Sprecherin, und ihre Augen zeigten eine unruhige Bewegung. Sie war eine Frau von raschem, leidenschaftlichem Temperamente.

„Jedes Gefühl,“ entgegnete ihr sanft die ruhigere Freundin, „gibt sich durch ein besonderes Kennzeichen kund. Liebe, Zorn, Unlust u. s. w. — jedes offenbart sich auf eine besondere Art. Kinder lernen dies gar bald erkennen; ja selbst der Säugling, der kaum einen Sommer alt ist, weiß die verschiedenen Gefühle der Mutter schon zu unterscheiden. Wie kommt es nur, daß Eduard es fühlt, daß Du ihn nicht liebst?“

„Wer sagt das, daß er das fühlt?“

Diese Frage als Antwort wurde von der Mutter in etwas auffahrendem Tone gethan. In ihrem Gesichte war eine Anwandlung von Zorn zugleich mit Erstaunen zu lesen.

„Mir däucht es,“ antwortete ihr die Freundin, „als ob Du die Zeichen der Liebe zu sehr in Dir verschlossen hälst.“

„Du machst mich im Ernste böse,“ fiel die Andere ein, „wenn Du noch länger auf solche Art und Weise zu sprechen fortfährst.“

„Nein, theure Freundin, werde mir deßhalb nicht böse. Sind wir Beide denn nicht durch so viele schöne Erinnerungen der Vergangenheit an einander gefesselt? Höre mich an, als eine Freundin, die Dich in Wahrheit lieb hat. Ich will Dir einen Vorfall erzählen, der sich gestern in meinem Hause zugetragen und der mich veranlaßte, Dir die vorigen Worte zu sagen.“

Die Unmuthsröthe schwand nach und nach von dem Gesichte der gereizten Mutter und das Auge blickte milder.

„Sprich, ich höre,“ — sagte sie in einem gegen vorher gänzlich herabgestimmten Tone.

„Nun denn! — Gestern kam Eduard zu meinen Kindern. Wir haben ihn Alle gern und freuen uns immer auf seinen Besuch. Er ist nie unartig, oder gar roh in seinen Manieren, sondern für Kinder seines Alters ungewöhnlich bescheiden. Ich habe ihn meinem ältesten Sohn schon oft als Muster hingestellt und wünschte sehr, daß Hermann ihm in vielen Dingen nachahmen möchte. — Die beiden Knaben waren gestern allein im Besuchzimmer. Hermann, muß ich einschalten, ist oft sehr unrathsam. Er ist naseweis und macht sich oft an Dinge,

von denen er gänzlich fern bleiben sollte. Seit Kurzem interessirt er sich für Insekten und hat eine kleine Sammlung angelegt. Nun stand auf der Kommode eine Vase mit Wachsblumen, auf denen der Künstler in sinniger Weise einige Schmetterlinge, Wespen, Käser u. dgl. in schöner Nachahmung angebracht hatte. Das Ganze stand unter einer Glasglocke. Hermanns neue Liebhaberei für jene Thiergattung hatte ihn veranlaßt, diese nachgemachten Insekten sich näher anzusehen, und er ging in seinem Eifer so weit, die Glasglocke aufzuheben, um seine Beobachtungen genauer anstellen zu können. Bei diesem Unternehmen geschah aber, was so häufig bei Groß und Klein geschieht, wenn man etwas an sich Unrechtes thut. Das Glas schlüpfte ihm aus der Hand und lag in Scherben auf dem Boden. Das dadurch veranlaßte Geräusch hat mich zugleich erschreckt und aufgeregt. Ich ging hastig in das Zimmer und sah sogleich, was vorgefallen; begriff auch gleich den Hergang des verursachten Schadens. Dein Eduard sah blaß und erschreckt aus. Hermann stand in Thränen vor seinem angerichteten Werke und schluchzte bitterlich. Trotz meines lebhaften Unmuthes über das Vorgefallene konnte ich doch die ganze Situation übersehen. Ich war nahe daran, mit harten Worten des Tadels zu strafen, aber glücklicher Weise konnte ich Herr werden über meine Gefühle. Erfahrung lehrte mich, noch eine Weile zu schweigen, bis ich gefaßter und unter dem Einflusse der allmälig zurückgekehrten Vernunft ruhiger sprechen konnte.

„Ich stand einige Augenblicke still, sah die Glasscherben an und ging alsdann, ohne ein Wort zu sagen, die Staubschaufel zu holen.

„Ich freute mich innerlich, mich so in meiner eigenen Gewalt zu haben. Durch Schelten wird ja das Uebel nie besser gemacht, und nach meiner Erfahrung das Gemüth des Betreffenden meistens noch verletzt; und ich behaupte, daß mit Ruhe schlimme Angewohnheiten stets weit besser beseitigt werden. — Als ich zurückgekehrt war, hatte ich mich wieder vollständig in der Gewalt."

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Das Urbild des verwunschenen Prinzen.) Wer hat nicht schon den „verwunschenen Prinzen" von Plötz gesehen und an dem köstlichen Humor dieser Posse sich erfreut? Nicht uninteressant wird es sein, den historischen Vorfall, der derselben zu Grunde liegt, kennen zu lernen. Herzog Philipp von Burgund, genannt der Gute, Vater Karls des Kühnen, ging einst nach dem Abendessen mit einigen Hofkavalieren in den Straßen von Brügge spazieren. Als die Herren auf den Marktplatz kamen, fanden sie einen Betrunkenen, der an der Erde lag und fest schlief. Dem Herzog stieg alsbald ein Gedanke auf, wovon er sich und seinem Hofe viel Unterhaltung versprach. Der Betrunkene wird leise aufgehoben, auf's Schloß getragen, entkleidet und zu Bett gelegt, nachdem man ihm „eine köstliche Nachtmütze und ein zartes Hemd angezogen." Am andern Morgen, sowie er die Augen öffnet, stehen Edelknaben, Kammerdiener, und mit ihnen der Haushofmeister vor seinem Bett und fragen unterthänigst, ob Se. fürstliche Gnaden aufzustehen und was ihm für Kleider diesen Tag belieben? Die dem Katzenjammer eigenthümliche Getrübtheit des Bewußtseins, verbunden mit der Bestürzung über das Wunderbare, Unbegreifliche, was auf ihn einstürmt, läßt ihn nicht Worte finden, und stumm läßt er sich köstlich ankleiden, geht mit dem Hofstaat zur Messe und dann zur Tafel. Ein Protest, zu dem er sich ermannt, wird von der ganzen Umgebung mit allen Zeichen mißbilligender Verwunderung zurückgewiesen; kein Wunder, daß er sich namentlich beim Anblick des reichbesetzten Tisches der Logik der Thatsachen ergibt. Nach der Mahlzeit wird ein Spieltisch und Karten gebracht, man legt einen Beutel voll Dukaten vor ihn, und er geruht, ein Spielchen zu machen. Nachdem er die Nachmittagsstunden zu einem Spaziergang in den Lustgarten benutzt, wird unser Held zum Abendimbiß geführt. Es fehlt nicht an Musik, ja ein Ballet soll auf's Angenehmste seine Sinne unterhalten — aber mehr als dies ziehen ihn die großen Weingläser an, mit denen ihm so emsig aufgewartet wird, daß er bald „bis oben angefüllet und in einem tiefen Schlaf begraben wurde." In solchem Zustande ließ ihn Herzog Philipp, in seine gestrigen Lumpen wieder gesteckt, an eben den Ort legen, wo er ihn die vorige Nacht gefunden hatte. Das zweite Erwachen brachte dann dem armen Teufel die fatale Enttäuschung; doch war er so klug, das Ganze für einen Traum zu halten, bis der Herzog ihn rufen ließ und ihm das Bett, die Gemächer, „darin er geschlafen, gewandelt, gesessen, gegessen und getrunken hatte, vorweisen ließ." Der erfreuliche Schluß des Stücks fehlt in der Erzählung leider.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 135.** Dienstag, 8. November **1864.**


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der Graf richtete sich nach einiger Zeit frei im Bette auf und sah tief bewegt, mit freudigem Stolze in die Vergangenheit. Durch seine ernsten Züge zog es warm und leuchtend wie Frühlingssonnenschein. Vor seinen Augen öffneten sich prunkende Salons, die Elite des Adels tummelte sich auf den spiegelglatten Parquets. Ihr Zentralpunkt war ohne Zweifel ein junger Krieger, dessen anmuthige Erscheinung die reiche Uniform und der funkelnde Stern auf der Brust noch mehr hervorhoben. Er entsprach mit soldatischer Würde, aber auch mit seltener Leichtigkeit und Eleganz den von allen Seiten gestellten Anforderungen. Die Landjunker buhlten um seine Freundschaft und erschöpften sich in Einladungen. Spekulative Mütter verfolgten die Heldengestalt mit hohem Interesse, wohl berechnend, daß ein Oberst in diesen Jahren, von altem Geschlechte, dem der Ruf der Tapferkeit voranging, zu den höchsten Ehrenstellen im Reiche berufen sein mußte. Vielleicht weniger berechnend, aber um so sehnsuchtsvoller, sahen die Töchter, in den reichsten Toiletten prunkend, so oft es unbemerkt geschehen konnte, nach dem stattlichen, galanten Offizier und lächelten noch einmal so holdselig, wenn er zur Unterhaltung oder zum Tanze herantrat.

Nur eine junge Dame saß vereinsamt, vom Strudel der glänzenden Welt unberührt. Sie glich einer frisch erblühten Rose, die muthig, voll sehnender Lust die zarte Knospenhülle sprengte, um bei dem ersten Blicke ins Leben einem grausamen Spätfroste als Beute zu fallen. Aeltere Damen nickten ihr manchmal mitleidig zu, und Baron Stanislaw, ein junger, abgelebter Kahlkopf, den die Spieltische mehr fesselten, trat nur selten auf Augenblicke heran, um mit einem stummen Neigen des Hauptes oder wenigen kalten Worten wieder verabschiedet zu werden. Das holde Gesichtchen schien abwechselnd, wie in tiefe Gedanken versunken, und ließ während des Tanzes Paar um Paar theilnahmlos vorüberschweben. Traf aber das forschende, lebensvolle Auge des gefeierten Helden in dasselbe, so senkte es sich hochröthend, mit innerem Beben zu Boden.

Es waren die weiten Säle des Schlosses Ruda, welche sich heute, wenn auch zuletzt, für ein Fest zu Ehren des heimgekehrten Kriegers geöffnet hatten. Olga konnte ohne großes Aufsehen dem Balle unmöglich entzogen werden.

Mitternacht brachte eine kurze Pause. Godunow, der Vater, überwachte die Vorbereitungen zum Souper, sein Sohn konnte sich vom Gold und Kartenspiel nicht mehr trennen. Oberst Kosinsky hat soeben, wie um dem Anstand gegen das gräfliche Haus zu genügen, mit seiner Jugendgespielin, der reizenden Olga in dem einfachen, weißen Kleide, einen lebenden Myrthenzeig im dunklen Haare, zum ersten Mal getanzt und geleitet seine Tänzerin in ein anstoßendes Gemach. Ein letzter Blick tiefinnersten Einverständnisses und ohne eine Silbe zu sprechen, von Niemand beachtet, führt er die Jungfrau, welche sich ängstlich an ihren Begleiter schmiegt, auf eine Altane, die in den Garten geht, und sperrt die Glasthüre hinter sich ab. „Die Leiter ist angelegt — nur Muth und Vertrauen, Olga!“ haucht er, schwingt sich über die Brüstung, hebt die zitternde Jungfrau wie ein Kind auf seinen Armen und steigt langsam hinab.

– „Sie klettern ja vorzüglich, Herr Oberst,“ zischelt ihm beim ersten Tritte auf den Boden eine tückische Stimme ins Ohr und eine Hand legt sich fest auf seinen Arm.

„Und schlage noch besser,“ lautet die Antwort, von einem blitzschnellen, fürchterlichen Faustschlag begleitet, der den Dänen besinnungslos in den Sand streckt. Der Oberst eilt mit seiner süßen Bürde

durch den Garten. Iwan, Olga's Diener, zügelt die ungeduldigen Pferde, Maria, seine Schwester, wirft der Herrin einen Pelz über. „Fertig!“ ruft Kosinsky und Roß und Wagen jagen in sausendem Fluge dahin.

Als die ersten Lichtstrahlen im Osten aufblitzten und die Sterne erbleichen ließen, trat ein glückliches Paar, das soeben der Priester getraut hatte, aus der niedrigen Kapelle eines kleinen Dorfes, bestieg, von Iwan und Maria beglückwünscht, den Wagen wieder und setzte die Reise nach St. Petersburg fort.

In weiter Ferne zerrannen die letzten Staubwölkchen, welche das Gefährte aufwirbelte, als zwei Reiter auf schaumbedeckten Rennern an das Kirchlein sprengten, aus dem der Pope trat.

„Es ist zu spät!“ knirschte der Aeltere und ballte drohend die Faust nach den Flüchtigen.

„Für diesen Akt,“ antwortete der Jüngere mit stoischer Ruhe.

„Es ist zu spät, sag' ich. Den frechen Raub könnte man ungeschehen machen, aber wie die geschlossene Ehe?“

„Durch meine Wissenschaft. Sie ist mächtiger als Menschenhände, sie wirkt im Stillen und wird Beide vernichten. Die Praxis muß die Theorie krönen.“ Er wandte sein Roß und der kalte, teuflische Zug in dem aschfarbenen Gesichte sagte, daß er Wort halten werde. — — —

Der Kranke war in seine Kissen zurückgesunken. Ein schmerzliches Stöhnen entrang sich seiner Brust, die Schatten des Todes schienen bereits das bleiche Antlitz zu decken. Dort lag die traute, reizende Idylle, wo er mit Olga gelebt hatte, wo jedes Blatt und jede Blüthe Zeuge seines reinen Glückes war. Ein strenger Befehl rief ihn nach wenigen Monaten zur Armee. Er ahnte, woher der Schlag kam und vertraute die theuere Gattin, welche das Pfand ihrer Liebe unter dem Herzen trug, dem Schutze eines Freundes.

Wiederum umgab den jungen Obersten Pulverdampf, das Tosen der Schlachten, das Schreien der Kämpfer, das Jammern und Röcheln der Sterbenden und Verwundeten. Die Ernte des Todes stieß ihn jetzt mit Entsetzen zurück, eine dunkle Ahnung trieb ihn ruhelos weiter. Endlich gelang es ihm, trotz aller Hindernisse, mit List und Gold das starre Band des Dienstes zu sprengen. Auf den Flügeln der Sehnsucht eilte der Gatte durch die weiten Steppen des russischen Reiches, ohne Ruhe und Rast, bis ihm die Thürme von St. Petersburg entgegen blinkten. Noch eine Stunde, und er stürmte durch das Landhaus — es war öde und verlassen. Einzelne fremde Gestalten, die er nie gesehen, scheuchten davon. Er stürzte in Olga's Zimmer, ein Schrei des Entsetzens durchzitterte die Luft, er brach vor ihrem Bette auf die Kniee. Da lag die junge, rosige Frau, die blassen Rosen des Todes auf den zarten Wangen, die Augen gebrochen, die Lippen wie zum letzten Gruße an den Fernen halb geöffnet, Maria, die treue Dienerin, kauerte am Boden. Sie kroch heran, legte ein Kindlein auf den Arm ihres Herrn und fiel schwer zurück, um unter schrecklichen Konvulsionen den letzten Seufzer auszuhauchen.

Welche Feder vermag den verzweiflungsvollen Schmerz des unglücklichen Gatten zu schildern? Er brauchte Stunden lang, um sich aus der ersten dumpfen Betäubung zu erholen und sein Kind, das kein Lebenszeichen von sich gab, zu einem Arzte in Pflege und Sicherheit zu bringen. Rache war sein zweites Endziel, blutige Rache an dem treulosen Freunde — ein furchtbarer Gedanke durchzuckte sein Gehirn. Er beschied unter fremdem Namen den nichts Ahnenden an einen abgelegenen Ort und zwang ihn zum Kampfe auf Leben und Tod. Der erste Ausfall des furchtbar Ergrimmten warf den Verräther blutend in den Sand. Er setzte ihm die Degenspitze zum Gnadenstoße auf die Brust.

Der Elende wand sich im Staube und flehte um Erbarmen, wichtige Enthüllungen verheißend, wenn ihm das Leben geschenkt würde.

„So sprich!“ herrschte ihm der Sieger finster zu, ohne ein Versprechen zu geben. Die Degenspitze zuckte.

„Ich bin ein Verräther, Kosinsky, ein unglücklicher Spieler. Ich verlor schwere Summen im Hazard und plünderte die Regimentskasse. Entdeckung, Degradirung und Sibirien drohten über meinem Haupte. Meine Lage war entsetzlich. Da rettete mich ein Mitspieler, der junge Baron Godunow, mit einer hohen Summe und half mir sogar zur Beförderung. Als Ersatz mußte ich ihm den Schutz über Deine Familie abtreten, da er fest behauptete, Du würdest nie wiederkehren.“

Der Oberst neigte bedeutungsvoll das Haupt. Der ganze, schwarze Plan lag offen vor seinem Geiste. „Weiter!“

„Ich wußte damals nicht, daß Stanislaw Dein Nebenbuhler war, daß die Schlösser Ruda, Halic und Tschadowitsch unter seinem Scepter die reichste Herrschaft Lievland's werden sollten, daß er im Strudel des französischen Lebens Zeit fand, ein Naturforscher zu werden und daß sein Werk über geheime Gifte von der Pariser Akademie gekrönt wurde.“ „Nur zu! Weiter!“ Der Arm des Siegers hob sich drohend,

„Als ich dies Alles erfuhr, war es zu spät. Ich befand mich ganz in der Gewalt des Furchtbaren. Eine unbedachte Aeußerung seines vertrauten Famulus, eines Dänen, der hier für Deinen Diener Iwan, den man mitten in der Nacht aushob und unter die Soldaten steckte, die Aufsicht führte, öffnete mir die Augen. Ich konnte Deine Gattin nicht mehr retten. Sie starb so wenig eines natürlichen Todes, als ihre Zofe, wiewohl alle Aerzte der Welt vergebens nach Giftspuren in ihren Leichen suchen werden. Du bist sammt Deinem Kinde, welches die Wirkungen des Giftes überdauerte, zu gleichem Loose bestimmt, um der Familie Godunow, als den nächsten Verwandten Olga's, freie Bahn zu geben."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Liebe erweckt Liebe.

(Schluß.)

Während ich mich nun anschickte, die Glasscherben aufzulesen, kam Hermann dicht zu mir heran. Ich sprach weder ein Wort zu ihm, noch sah ich ihn an. Eduard hatte sich fern in einen Winkel zurückgezogen. Ich fuhr stillschweigend fort, die Glassplitter aufzulesen, während Hermann sich beständig dicht zu mir herdrängte. Ich war fertig, und als ich mich erhob, schlang er seinen Arm um meinen Hals.

„O Mutter!" sagte er in höchst unglücklichem Tone, — „wie thut es mir leid!" Dabei legte er sein Gesicht an meine Schulter und konnte vor Weinen und Schluchzen nicht weiter sprechen.

Milde, aber ernst erwiederte ich dann: „Mein Sohn! Immer folgt uns das Unheil auf dem Fuße nach, wenn wir was Unrechtes thun. Laß' Dir die eben gehabte Erfahrung als Lehre für Deine ganze Zukunft dienen."

„Nimm das Geld aus meiner Sparbüchse, liebe Mutter, und kauf' ein neues Glas," — sprach er im Gefühl einer männlichen Gerechtigkeit, was mir sehr angenehm zu hören war.

„Wenn Dich diese kleine Erfahrung" — entgegnete ich, „achtsamer dafür machen wird, daß Du in allen Stücken das Rechte thun mögest, dann werden wir Beide das Geschehene nicht so sehr zu bedauern haben."

Er schlang hierauf seine beiden Arme um meinen Hals und küßte mich. Ich erwiederte seine Liebkosung und entfernte mich, Gott in meinem Herzen dankend, daß er mir beistand, mich in der ersten Aufregung selbst zu beherrschen, während ein leidenschaftlicher Ausbruch von meiner Seite mein Kind ohne Zweifel verletzt haben würde, denn bewußt und beabsichtigt Böses lag ja von ferne nicht vor.

Bald darauf hörte ich die beiden Knaben Folgendes zusammen sprechen. Eduard sagte:

„Wenn das meine Mutter gewesen wäre, die hätte nicht aufgehört, über mich zu schelten. Warum hat Deine Mutter Dich nicht gescholten?"

„Weil sie mich lieb hat, und weil sie weiß, daß mich Zanken nur noch trauriger macht."

„Ich wollte, meine Mutter thäte um mich auch so!" — sagte hierauf Eduard in einem so wehmüthigen und lang gedehnten Tone, daß ich mich der Rührung nicht erwehren konnte.

Eduards Mutter hatte schon ihre Lippen bewegt, um etwas zu erwiedern, unterdrückte aber ihr Vorhaben und schwieg.

„Oh, Deine Mutter liebt Dich sicher auch so," — antwortete ihm Hermann.

„Nein!" — sagte Eduard — „eben jetzt weiß ich es ganz gewiß, daß sie mich nicht lieb hat!"

„Warum das?" frug mein Sohn weiter.

„Wenn sie mich liebte, dann würde sie mich nicht immer wegen jeder unschuldigen Kleinigkeit ausschelten und mir dadurch mit ihren harten Worten so wehe thun. Ja, Hermann, wenn ich eine solche Mutter hätte, wie Du — ich wäre froh und wollte gern Alles für sie thun." —

Hierauf folgte eine kleine Pause, — dann fuhr die verständige und gefühlvolle Mutter also fort:

„Vergib mir, daß ich Dir das sagte. Aber bedenke, daß die Wunden eines Freundes besser sind, als die Küsse eines Feindes. Vergib mir, denn ich komme mir vor, als ob ich mich dadurch über Dich erheben wollte. Gott aber, der mein Herz kennt, weiß, daß mir das nie in den Sinn kam. Ich weiß, wie schwach ich bin und daß ich oft strauchle und meine Leidenschaften noch allzu oft Herr werden lasse über meine Vernunft. Wie nahe lag dieser Fall gestern wieder vor. Gott sei Dank, daß er mir beistand, meinem Kinde nicht wehe zu thun. Wende auch Du Dich an ihn, liebe Freundin, denn er ist der Gott der Liebe und mit ihm wirst Du die liebevolle Zuneigung Deiner Kinder gewinnen, deren Herzen ebenso nach Liebe dürsten, wie die Knospe nach dem Thau und der Same nach dem Regen."

Die Mutter Eduards barg ihr Gesicht in ihren beiden Händen und ein gewaltiges Schluchzen verrieth die innere Bewegung.

Dann sah sie auf zur Freundin und mit nassem Auge und schmerzlichem Gesichtsausdrucke sprach sie,

Digitized by Google

als jene: „Bist Du mir böse?“ — „Oh nein, nicht auf Dich, sondern auf mich selbst. Was habe ich bisher gethan! Es kommt mir nun vor, wie wilde Raserei. Ja ja, ich sehe es ein. Nur Liebe kann wieder Liebe erzeugen und Härte erzeugt Härte. Vor sich her treiben ist schwerer und auch nicht so sicher, als sanftes Leiten. Durch die Gewalt der Leidenschaft habe ich meine Kinder bisher zu beherrschen gesucht; ich habe sie vor mir her getrieben, statt sie auf dem Pfade des Rechtthuns liebevoll zu leiten. — Nein, meine Freundin, ich bin Dir nicht böse; ich danke Dir für Deine offene Sprache, die mir Augen und Herz geöffnet, ich danke Dir aus meinem tiefsten Herzen. Wenn es mir und meinen Kindern in Zukunft nicht besser gehen wird, dann wird die Schuld sicher nicht an Dir liegen. Aber ich glaube, die Erziehung meiner Kinder wird von nun an eine bessere sein und schönere Früchte tragen!“

Und sie trug bessere Früchte. Es trat eine vollständig neue Hausordnung ein. Liebe und Freundlichkeit erweckten einen rascheren Gehorsam, wo früher Zwang, Härte und Barschheit Lässigkeit oder gar Widerstand erzeugt hatte. Eduard, der sich über die seiner empfänglichen Seele so wohlthuende Veränderung im Stillen wundern mochte, fühlte sich mehr und mehr zu seiner Mutter hingezogen und — liebte sie. —

## Mannigfaltiges.

(Die Behandlung des Viehes.) O. Bank schreibt in seinen „Alpenbildern“ — einer Reihe besonders anziehender und vielfach belehrender Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt — Folgendes über die Behandlung des Vieh's in der Schweiz: „Ich habe oft gewünscht, daß unsere mittel- und norddeutschen Viehzüchter, Oekonomen und Hirten in Bezug auf die Behandlung des Vieh's bei den Alpsennen in die Lehre gehen möchten. Sie würden dann einsehen, wie man ohne kläffende Hunde, Peitschenhiebe und sonstige Rohheiten die lebhaftesten Thiere bändigen lernt. Nur Gewaltsamkeit und Neckerei, bei uns schon jung von jedem Dorfbuben eingeübt, machen ihren Charakter unwirsch, trotzig und boshaft. Wenn man sieht, mit welcher Güte und Langmuth ein Alpenbewohner ein Kalb von einem Orte zum andern treibt, so muß man sich im Namen unserer Bauern und Metzgerknechte schämen. Die Aelpler behandeln ihr Rindvieh wie die Araber ihre Pferde, und Beide haben denselben bewundernswerthen Erfolg: das Thier vermenschlicht sich, wie sich der Mensch verthieren kann.“

(Verwendung von Birkenschwämmen zum Ersatze der Streichriemen.) Um die Birkenschwämme als Abziehmaterial, anstatt der Streichriemen, gegen welche sie entschiedene Vorzüge haben, zu verwenden, trocknet man sie und schneidet sie dann mittelst einer feinen scharfen Säge in etwa 1‴ dicke Fourniere, welche auf eine Holzunterlage geleimt werden. Sodann reibt man auf die geebnete Fläche der Birkenschwammfourniere feines Eisenoxyd, das so lange geglättet wird, bis eine bläuliche Farbe sich zeigt. Die so erhaltene Fläche ist zum Abziehen der Rasirmesser ꝛc. fertig und vorzüglich geeignet. Die geglättete Fläche des Birkenschwammes bildet auch schon für sich, ohne Einreibung mit Eisenoxyd, oder wenn man sie nur mit einem Zinnstücke reibt, eine gute Abziehfläche.

In seinen musikalischen Grotesken erzählt Berlioz: Eine leidenschaftliche Musikfreundin tritt eines Tages bei unserem berühmten Verleger Brandus (Paris) ein und verlangt die neuesten und schönsten Gesangstücke, mit der Bemerkung, daß sie diejenigen vorziehe, wo nicht so viel B's vorkämen. Der Kommis überreichte ihr darauf eine Romanze. — „Dieses Musikstück ist köstlich,“ sagte er zu ihr, „leider hat es vier B's vorgezeichnet.“ — „O! das macht nichts aus,“ erwiederte die junge Dame, „wenn mehr als zwei vorhanden sind, so kratze ich sie aus.“

## Räthsel.

Der ersten blieb der Ruhm, den ihr die Kunst gewann,
Ward sie auch neu benannt durch einen andern Mann;
Oft macht sie, gut versetzt, dem stärksten Mann ein Ende;
Doch schadlos machen sie unzähl'ge Weiberhände
Wie sie das Leben nimmt, gibt sie des Lebens Schein,
Sie ist dann oft beliebt, beliebter als beim Wein,
Und auf der zweiten zeigt sich dann die Kunst der Meister.
Von dieser zweiten spricht der Geist so mancher Geister,
Wird aus verbrauchtem Stoff ein neuer Stoff gemacht;
Doch schafft sie auch Natur in mannigfacher Pracht.
Das Ganze, gilt es Kampf, soll vor der ersten schützen,
Doch Niemand ist es gern von gernbelachten Witzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Freitag, 11. November 1864.


## Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der Sieger zog den Degen zurück und sann einige Augenblicke nach, während der tief gesunkene Offizier sich vom Boden aufraffte. „Du trägst die Mitschuld an einem Morde," sprach endlich der Oberst düster, „aber um meines Kindes willen sei Dir das Leben geschenkt. Ich erwarte dagegen, daß Du den schmachvollen Verrath nach Kräften sühnen wirst, daß Du, ohne mit den Godunow's zu brechen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit in meine Dienste trittst und mich rechtzeitig vor ihren Anschlägen warnst. Ich wiege jede Nachricht mit Gold auf."

„Behalte Dein Gold — ich spiele nie mehr. Mein Leben gehört Deinem Kinde. Und damit Du sogleich den Ernst meines Willens und meiner Reue siehst, so sage ich Dir: Flüchte! flüchte in ferne Länder und halte Dich streng verborgen, wenn Du Dein und Deines Kindes Leben, wenn Du Euer Vermögen retten willst! Deine Feinde stehen an der Spitze der herrschenden Partei im Reiche und jede Klage gegen sie wird Dich nach Sibirien oder noch schlimmere Wege führen. Flüchte und scheue keine Vorsicht, um selbst in weitester Ferne ihrer geheimen, teuflischen Macht zu entgehen."

„Ich folge Deinem Rathe. Befreie Iwan und sende ihn nach London. Um tausend Rubel wird ihn sein Kapitän als „gefallen" in die Liste eintragen." — — —

Der Graf schloß die Augen und schob die Hände wie zur Vertheidigung auf der Decke vor. Die Jahre brausten wie Stunden, gleich dräuenden Wettern, an ihm vorüber, wilde, verworrene Phantasieen umnachteten seinen Geist. Der eisige Wind des Nordkaps erstarrte sein Blut, die Wogen des großen Ozeans rauschten an sein Ohr, der heiße Samum der Wüste brannte auf seinen Scheitel. Aber aus den Winden und den Wogen, aus dem Moose des Nordens und den Palmen des Südens, aus den Eisfeldern und dem heißen Wüstensande grinste ihm die Larve des Dänen entgegen, der, seiner Todesbeute rastlos nachsetzend, nur selten die Spur verlor und ihr wie ein Schatten durch alle Regionen folgte. — — —

Eugen Rohn staunte nicht wenig, als bei Anbruch des Tages der Hausmeister des fremden Herrn in sein Stübchen trat. Der brummige Graubart kam ihm heute freundlicher vor und gab sich sichtbar Mühe, sein gebrochenes Deutsch möglichst verständlich und wohlklingend vorzubringen. Er lud den Skribenten höflich ein, sogleich zu seinem Herrn zu kommen.

„Zum dritten Male?" fragte dieser fast entrüstet. „Ich danke für die Einladung."

„Der Herr Graf lassen Ihnen sagen," bemerkte der Alte, „daß er in einer wichtigen und gerechten Angelegenheit dringend Ihres Beistandes bedarf."

„Ich stehe zu Diensten," entschied Rohn kurz, eingedenk seiner Worte vom vorigen Abend und rüstete sich, den Boten zu begleiten.

Als der Schreiber das Gemach wieder betrat, aus welchem die Hand des erbitterten Kommissionärs den „miserablen Schwärmer" vor wenigen Stunden gestoßen hatte, streckte ihm der Kranke vom Bette aus beide Hände entgegen. Er saß frei, schien viel reger und kräftiger und rief mit klarer, freudevoller Stimme: „Ich danke, daß Sie gekommen sind."

Rohn trat mit einer tiefen Verbeugung näher und wagte es kaum, seine Hand in die dargebotene Rechte zu legen.

„Ich danke Ihnen nochmals," wiederholte der Graf und hielt die Hand des Skribenten fest, „daß Sie mir keine abschlägige Antwort sandten. Sie waren dazu berechtigt. Das erste Mal trieb ich Sie ja selbst aus diesen Räumen, das zweite Mal

Digitized by Google

entfernten Sie erkaufte Menschen, aber das dritte Mal, so hoffe ich fest, werden Sie in Freundschaft von mir scheiden."

„Ich bitte Sie, Herr Graf, mir zu glauben, daß ich niemals im Grolle schied."

„Ihnen glaube ich Alles," versicherte dieser freudig, „und sei es das Wunderbarste! Ich zähle Sie nicht zu den Schmeichlern und Lobrednern der Menschen, aber ich behaupte mit kühnem Muthe, daß Sie trotz der trostlosesten Lage, in der sich nur ein Familienvater befinden kann, gestern eine Probe ablegten, die Ihnen Keiner in der Stadt, vielleicht im ganzen Lande nachmacht."

„Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt, Herr Graf," versicherte Rohn bescheiden, „nicht mehr und nicht minder. Jeder Andere hätte wohl dasselbe gethan."

„Ja wohl," meinte der Kranke mit hellem Spott, „man hat freilich auch bedenkliche Mienen gemacht, als ich zuerst mit meinem Vorschlage herausrückte. Als aber Goldrollen aus jenem Tische wuchsen, wurde man weich wie Wachs, man rannte und korrespondirte, man führte meinem armen, unmündigen Sohne, der niemals eine Feder berührte, selbst die Hand. Ich finde das in der Ordnung, meinen vielfachen Erfahrungen entsprechend. Die einzige Waffe, welche mir gegen mächtige Feinde zu Gebote steht, ist Gold, und sie hat sich vom Sackträger bis zum Banquier, vom Polizeidiener bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft seit mehr als zwanzig Jahren in allen Ländern, die ich als Flüchtling durchzog, zu meinen Gunsten bewährt. Sie allein, Sie einzig und allein widerstanden siegreich und haben nach Pflicht und Gewissen als ein Ehrenmann gehandelt, daß Sie trotz Gold, Graf, Doktor und Kommissionär Ihre Unterschrift verweigerten. Meine Achtung für Sie kennt keine Grenzen, Ihre That hat mir den Glauben an die Rechtlichkeit, an die Menschheit wiedergegeben."

Rohn wußte nicht, was er dem Grafen, der die letzten Worte mit wahrer Begeisterung und gehobener Stimme gesprochen hatte, antworten sollte. Bevor er zu einem Entschlusse, zu dem richtigen Ausdrucke gelangte, fuhr dieser ruhiger fort: „Ich habe mich entschlossen, Sie den nöthigen Einblick in mein Leben thun zu lassen, wobei ich meine Mittheilungen einfach Ihrer Diskretion empfehle."

(Schluß folgt.)

## Das kostbare Tischgebet.

Kurz nach Mitte des vorigen Jahrhunderts war Kurfürst und Erzbischof von Mainz Herr Emmerich Joseph. Er soll bei seinen ehemaligen Unterthanen noch als ein leutseliger und freundlicher Herr in gutem Andenken stehen; dagegen stand er mit dem Bischof von Speyer um so schlechter, und da damals die Zeit der Streitschriften recht blühte, so gingen sie hin und her, und dies setzte immer mehr böses Blut, besonders bei Emmerich Joseph, da der Bischof von Speyer, ein Reichsfürst von Limburg-Styrum, rechtskundig und gescheidter war, als der ganze Mainzer Hof sammt Kanzlern und Räthen. Deßhalb war ihm jede Gelegenheit willkommen, den Bischof zu kränken, sehr willkommen, als ein Archivar eine unzweifelhaft ächte Urkunde auffand, durch welche die Verpflichtung des Bischofs von Speyer, am Charfreitag im Erzbischofs-Schlosse zu Mainz das Tischgebet zu sprechen, ausgesprochen ward. Zwar war diese Verpflichtung im Laufe der Zeit mit dem Tischgebet, mit dem Gebet überhaupt in Vergessenheit gekommen; da aber die Urkunde ächt, so konnte sich keine bessere Gelegenheit finden, den Bischof von Speyer zu demüthigen. Da nun auch die österliche Zeit nahe war: so erging sofort ein Schreiben an ihn, in welchem er mit scharfen Worten über seine Versäumniß hergenommen und auf nächsten Charfreitag nach Mainz zur Verrichtung des Tischgebets gefordert wurde.

Statt einer Weigerung, wie man erwartet, lief bald von dem geschichtskundigen Bischof ein Schreiben ein, worin die Verpflichtung anerkannt und erklärt wurde, er werde rechtzeitig, derselben zu genügen, in Mainz erscheinen. So wurde denn, um die Demüthigung recht vollständig zu machen und in recht weiten Kreisen bekannt werden zu lassen, auf den heiligen Tag eine große Gesellschaft selbst von weither eingeladen. Küchen- und Kellermeister mußten ein lukullisches Mahl herrichten, und den Gästen wurde triumphirend verkündet, was sie außer Speise und Trank zu erwarten hätten.

Als die Tafeln zum Biegen mit Speise und Trank, und zwar nicht mit Fastenkost — der Erzbischof dispensirte gern den Kurfürsten von den Fastengesetzen — besetzt waren und die Gäste erwartungsvoll da saßen, öffneten sich die Flügelthüren des Speisesaales, und herein trat, von seinem Kaplan begleitet, in einfachem Hausornate, in ernster, gemessener, würdiger Haltung der Bischof von Speyer, grüßte ernst und stumm rechts und links und trat an den ihm angewiesenen Platz. War auch mancher

der Gäste zu Spott und Hohn aufgelegt, über Emmerich Joseph's Gesicht flog Etwas wie Besorgniß und Reue. Mit ergreifenden, salbungsvollen Worten, mit hohem Schwunge des Geistes und großer Glaubensfreudigkeit sprach der Bischof das Gebet, das einen mächtigen, nicht zu bewältigenden Einfluß übte selbst auf Gemüther, die gewiß nicht in Gebetsstimmung an die Tafel getreten waren. Aber diese Stimmung schwand natürlich schnell wieder und gab der früheren höhnischen und schadenfrohen Raum, als der Kurfürst seinen geistlichen Bruder nicht nur nicht zu Tische lud, sondern ihn alsbald wieder mit einer kalten, stolzen Handbewegung nach der Thür hin entließ.

Solch absichtliches Verhöhnen und Kränken, solche recht raffinirte neue Demüthigung und Beleidigung schien der Bischof von Speyer gar nicht zu bemerken; denn nach feierlichem Gebet und Amen drehte er sich ebenso feierlich herum und verließ mit seinem Koplan, ohne rechts oder links Jemand anzusehen oder zu grüßen, ebenso ruhig und gemessenen Schrittes den Speisesaal, wie er ihn betreten hatte. — Als einfachen Wanderer sah man ihn rasch die Straßen der Stadt gegen das Neuthor hin durchschreiten und durch dasselbe den Augen der Nachblickenden entschwinden.

Der Streich war gelungen. An den Tag, den man beging, an das Gebet dachte man nicht. Mit Wort und Wein wurde der Sieg gefeiert und bis zum Dessert des mehrstündigen Mahles war Alles, namentlich der Kurfürst, voll der besten Laune, der ausgelassensten Fröhlichkeit. Da mit einem Male verdüsterte sich die Miene des splendiden Hospes und sein Auge ließ solche Verlegenheit und solchen Verdruß blicken, daß auch die Gäste verstummten und sich fragend einander anblickten. Endlich erfuhr man den Grund der veränderten Stimmung. Der Hofmarschall hatte seltsame Kunde gebracht. Vor dem Thore, so hatte ihm ein Herold gemeldet, halte ein stattlicher Zug von 100 Pferden, an der Spitze der Reichsfürst von Limburg-Styrum, auch Bischof von Speyer. Der lasse dem Kurfürsten, Herrn Emmerich Joseph, auch Erzbischof von Mainz, vermelden, daß er am Mainzer Hofe Ostern zu halten gedenke. Er versehe sich, sammt seinem Gefolge, nach Reichsgebrauch einer gastlichen Aufnahme. Das hieß doch rasch Trumpf nachgespielt; das war bitterste Rache mit leutseligster Miene, insbesondere für Einen, dessen glänzende Hofhaltung eine glänzende Bewirthung zur Pflicht machte, für Einen, dessen glänzende Hofhaltung fortwährend Ebbe in den Kassen verursachte.

Aber was war zu machen? Gute Miene zum bösen Spiel! Aber einstweilen, ehe der fürstliche Gast da war, war ein langes Gesicht noch erlaubt und das natürlichste von der Welt. Dann aber hob er die Tafel auf. Die Gäste merkten, wie viel die Uhr geschlagen und entfernten sich. Die obersten Hofchargen wurden befehligt, in Galla dem lieben Nachbar und Kollegen entgegen zu reiten, während ein neues Mahl im Schlosse zugerichtet wurde. In reichem, fürstlichen Schmucke und an der Spitze eines glänzenden Gefolges, dem noch ein Troß von Reitknechten mit edlen Rossen folgte, und unter dem Zujauchzen des Volkes, geleitet von den Würdenträgern des kurfürstlichen Hofes, zog der Reichsrath von Limburg-Styrum, auch Bischof von Speyer, in die Stadt Mainz ein. Sein Gesicht strahlte vor Heiterkeit und daneben war ein schalkiger Zug deutlich zu erkennen.

An der Schloßtreppe stand im Hausornat der Erzbischof Emmerich Joseph und versteckte seinen Ingrimm, so gut es gehen wollte, in einem süßen Gesichte; aber kaum hielt seine Fassung aus bei dem unabsehbaren Zuge, und schwere Seufzer rangen sich zwischen den Worten des Willkomms aus seiner Brust. Bereitwillig setzte sich der Bischof zu Tische; ihm und seinen Begleitern schmeckten die wohlbereiteten Gerichte trefflich, noch trefflicher die kurfürstlichen Weine nach dem scharfen Ritte in frischer Märzluft. — Der Kellermeister ließ dem Erzbischof sagen: Wenn Die acht Tage bleiben, dann ist's gut, daß der Rhein vor Mainz fließt, denn dann müssen wir Wasser trinken, wie das liebe Vieh! Das war eine Kunde, welche dem Kurfürsten und all seinem Gesinde sehr unangenehm klang. Aber die Gäste merkten nichts davon, oder wollten vielmehr nichts davon merken. Namentlich war der Bischof die Liebenswürdigkeit selbst, als sei zwischen ihm und dem Erzbischof nie ein unvergohren Wort gefallen, als seien sie seit Jahren die besten Freunde. Um so schwerer wurden die Tage Herrn Emmerich Joseph.

Doch er bezwang sich, bezwang sich sogar, als endlich beim Abschiede der Gast freundlich erklärte: er werde in Zukunft alljährlich, wenn's Seine erzbischöflichen Gnaden heischten, erscheinen, um das Tischgebet zu halten, dann aber auch jedes Mal den Reichsfürsten von Limburg-Styrum nebst stattlichem Gefolge mitbringen, und das um so lieber, da die Bewirthung eine köstliche gewesen sei und der Erzbischof seine Gastfreundschaft verschwenderisch geübt habe. Daß weder das Eine noch das Andere je wieder begehrt wurde, braucht kaum bemerkt zu werden.

## Mannigfaltiges.

(Der Zucker und die Zähne.) Bekanntlich sind die Untersuchungen über die Schädlichkeit des Zuckers für das menschliche Gebiß so alt, wie die Klage über das zunehmende Verderben der Zähne durch den Zucker. Endgiltig entschied die Chemie dahin, daß derselbe nur eine schädliche Wirkung übe, wenn er in Essig- oder Milchsäure übergegangen sei, wodurch der Kalk der Zähne zu essig- oder milchsaurem Kalke aufgelöst wird. Selbstverständlich kann aber auch der Zucker dadurch schädlich wirken, daß er, in seinem härtesten Zustande gekaut, durch seine feinen Krystalle die Emaille der Zähne abnutzt und so die innere Masse des Schutzes gegen allerlei feindliche Einwirkungen beraubt. Der Italiener Mantegazza, ein Arzt, der sich durch eine beobachtungsreiche Reise nach den argentinischen Staaten bekannt gemacht hat, ließ nun durch seinen Schüler Labro neuerdings die Frage nach der Schädlichkeit des Zuckers für die Zähne prüfen, und natürlich konnte derselbe die ebenerwähnten Einwirkungen nur bestätigen. Das Neue seiner Untersuchungen liegt darin, daß er zeigte, wie eine zu saure Beschaffenheit der Mundflüssigkeiten eine der gewöhnlichsten und wesentlichsten Ursachen der Zahnfäulniß sei, weßhalb er den Nutzen alkalinischer Zahnpulver, die besonders mit doppeltkohlensaurem Natron gemischt sind, als höchst werthvoll anempfiehlt. Bei der großen Verbreitung schlechter Zähne halten wir es nicht für überflüssig, Alle, denen dies noch nicht bekannt sein sollte, darauf hinzuweisen. Statt des Natrons jedoch möchten wir die kohlensaure Magnesia, mit Wasser vermischt, getrunken oder auch nur zum Ausspülen des Mundes verwendet, empfehlen, sofern man einen Widerwillen gegen jenes Salz haben sollte. Es ist eines der vortrefflichsten Mittel, die Magensäure abzustumpfen.

---

(Die afrikanische Pflanzenbutter.) Seit in Folge der Entdeckung der amerikanischen Erdölquellen der afrikanische Palmölhandel gesunken ist, muß an einen Ersatz gedacht werden, und diesen verspricht die Ausfuhr der vegetabilischen Butter, der Schi- oder Sze-Butter zu bieten. Sie wird aus der Buttermuß, der smaragdgrünen, süßen, eßbaren, pflaumenähnlichen Frucht des Schibaumes, einer Brassia-Art, gewonnen. Der Baum ist von stattlichem Wuchs und bildet große Wälder; in Yoruba findet sich ein Butterwald von mehr als neun Tagemärschen Länge. Zur Butterbereitung werden die Samen im April bis Juni gesammelt und in Oefen geräuchert und getrocknet, und dann die Nüsse in Mörsern zu Pulver gestoßen, was freilich in Afrika so nachlässig geschieht, daß man nicht einmal die Schaalen vorher entfernt. Man wäscht hierauf das Pulver drei oder vier Mal und schöpft das aufsteigende Fett in große Krüge, in denen es gesotten wird, um endlich in kleinere Krüge abgefüllt zu werden, in denen es zu einer weißen, harten, etwas aromatischen Masse erstarrt. Mungo Park war „begeistert von dieser Pflanzenbutter, oder dem Negerschmalz, wie sie sonst auch genannt wird, daß er sie der Milchbutter vorzog. Jedenfalls dürfte der Handel damit noch einmal eine große Rolle spielen, wenn erst die Schifffahrt auf dem Niger eröffnet sein wird. Gegenwärtig schon ist eine Tonne Pflanzenbutter von 2552 Pfd. 50 bis 52 Pfd. Sterling oder 10 Prozent mehr werth als eine Tonne Talg.

---

(Treffende Antwort.) Ein Prediger ließ sich an der Tafel eines Edelmannes ein Paar gebratene Tauben einwickeln und steckte sie zu sich. „Ei, Herr Pastor," sagte der Edelmann, „es heißt ja in der Bibel, sorget nicht für den andern Morgen." — „Eben darum stecke ich sie ein, um nicht dafür sorgen zu müssen," erwiederte dieser.

---

Ahnenstolz. Der Vicomte de Terves wurde kürzlich wegen Bettelei in Sens verhaftet. Vor dem Zuchtpolizeigerichte führte er zu seiner Vertheidigung an, „die Achtung vor seinen Ahnen und vor seinem adeligen Wappen verbiete ihm, sein Brod mit der Arbeit seiner Hände zu verdienen."

---

Man meldet aus Neapel, daß in Pompeji ein Juno-Tempel aufgegraben worden sei, nicht allein mit vielen Bildsäulen von Erz und Marmor, sondern auch mit ein paar Skeletten von Menschen, die bei der Katastrophe in jenem Heiligthum wahrscheinlich Rettung suchten.

---

Warum, fragte Einer, werden die neuen Häuser mit so flachen Dächern gebaut? Weil die Hypotheken leichter darauf ruhen können, war die Antwort.

---

Auflösung des Räthsels in № 135:
Stichblatt.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Sonntag, 13. November 1864.


## Ein Schreiber.

(Schluß.)

Rohn dankte für das schätzenswerthe Vertrauen und lauschte von Sekunde zu Sekunde gespannter den erzählenden Worten des so reichen und doch so unglücklichen Mannes. Ein düsteres, mit giftigen Farben getränktes Lebensbild entrollte sich dem aufmerksamen Zuhörer, daß er zuletzt für den Verfolgten bebte und sich unwiderstehlich herangezogen fühlte.

„Sie werden mir beistimmen," schloß Graf Kosinsky seine Enthüllungen, „wenn ich sage, daß diese Godunow's mich und mein Kind ruiniren können, daß sie aber nie und nimmermehr ihre höllische Absicht erreichen und auch nur einen Rubel meines Vermögens erringen dürfen. Das Testament zu Gunsten des Hospitals sollte dieses bezwecken. Es wird zerrissen. Wir werden zusammen berathen und mit Ihrer Hilfe werde ich einen anderen, sicheren und ehrlichen Weg ermitteln, dieses Endziel zu erreichen. Vorerst will ich mein ganzes Vermögen aus Rußland ziehen, um frei disponiren zu können. Heute noch senden wir meinem Vertrauten in St. Petersburg, der seit Jahren seinen Verrath redlich zu sühnen suchte, Avis und Vollmacht, den Verkauf meiner Besitzungen in aller Stille zu arrangiren."

Der Skribent verneigte sich und stellte seine schwachen Dienstleistungen zur Verfügung.

„Ich bin noch nicht zu Ende," hob der Graf wieder an und faßte, sich weit vorbeugend, auf's Neue die Hand seines Gastes. „Wir hassen wohl Beide die halbe That, ungeklärte Verhältnisse. Damit Sie sich für die Folge ganz und ungestört meinen Angelegenheiten widmen können und damit mein armes Kind nicht länger die einzige Leuchte seines dunklen Daseins, Ihre himmlischen Melodieen, entbehren darf, so ernenne ich Sie hiemit zu meinem Verwalter mit freier Station und 500 Dukaten Jahresgehalt auf Lebensdauer mit Sicherung in der englischen Bank. Jene Rolle dagegen, die Sie gestern mit Recht von sich stießen, bitte ich heute als ein geringes Zeichen meiner Hochachtung für Ihre neue Einrichtung zu acceptiren und Ihren Umzug in die Parterre-Lokalitäten dieses Hauses möglichst rasch ins Werk zu setzen.

Rohn saß regungslos wie eine Statue. Alles Blut war aus seinen Wangen gewichen. Er wußte nicht, war es Traum oder Wirklichkeit, was neckend und überwältigend zugleich seine Sinne umfing. Endlich raffte er sich auf, aber seine Kniee zitterten, seine Brust war wie mit Eisenbanden eingeschnürt, kein Wort kam über seine Lippen. Ein feuchter Schein umglänzte seine Augen. Er beugte sich nieder und preßte, bevor es dieser hindern konnte, seine Lippen heiß und glühend auf die abgezehrte Hand des Grafen Feodor Kosinsky.

Die Worte des Grafen Kosinsky gingen streng in Erfüllung, aber auch noch andere Ereignisse traten ein, von denen sich an diesem Morgen wenigstens Niemand Etwas träumen ließ. Nach wenigen Wochen traf nämlich aus St. Petersburg die Nachricht ein, daß Baron Stanislaw Godunow nach schauderhaften Leiden einer unnennbaren Krankheit, die Folge seines früheren ausschweifenden Lebens in Paris, erlegen sei. Theilweise schrieben die Aerzte sein schmerzliches Ende dem Gifthauche und der Ausdünstung seines Laboratoriums zu. Sein Vater folgte ihm, so zu sagen, auf dem Fuße in das Grab. Als der Greis die einzige Hoffnung seines Vaterherzens starr und leblos da liegen und die ehrgeizigen Pläne auf die reichste Herrschaft Livland's und auch die Fürstenkrone für seine Nachkommen zertrümmert sah, legte er in einem Anfalle von Verzweiflung und Raserei Hand an sich selbst.

Für den Dänen Rohn, den gewissenlosen Helfershelfer des freiherrlichen Hauses, der unter dem Namen eines Barons v. Glostrup auf hohem Fuße lebte und Deutschland durchzog, um die verlorene Fährte seiner Opfer wiederzufinden, blieben von diesem Zeitpunkte an die russischen Wechsel aus. Er verlegte sich, des noblen, müßigen Lebens gewohnt, auf Schwindeleien und versuchte zuletzt in einer benachbarten Residenz ein schweres Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Er wurde glücklicher Weise verhindert und der freche, schamlose Abenteurer durfte Gott danken, daß ihn das aufgeregte Volk nicht zerriß. Er beschloß sein Leben im Zuchthause.

Graf Feodor Kosinsky, wenn auch schwach und kränklich, überlebte seine Feinde um viele Jahre. In letzterer Zeit bewohnte er mit seinem Sohne und seinem Verwalter einen prachtvollen Edelsitz in der Nähe der Stadt.

Frau Crescenz, wieder gesundet und glücklicher als je im Hause der Frau Räthin, dirigirt mit lärmender Energie das Hauswesen, während sich der greise Iwan der wohlverdienten, behaglichen Ruhe erfreut.

Engen Rohn kennt außer seinem Dienste kein größeres Vergnügen, als seinem Cello Stunden lang die zartesten Melodieen zu entlocken. Dann kauert der junge Graf zu seinen Füßen und hebt in stiller Wonne die Augen zu dem Wohlthäter, der allein einen Strahl der Wonne und der Erkenntniß in sein Herz zu singen vermag.

Zwischen dem Verwalter Rohn, dem Direktor Doktor Ambra und dem Kommissionär Stillkraut hat sich ein gewisses stilles Einverständniß gebildet. Man beobachtet, ohne daß gegenseitig ein Wort darüber aufgetischt wurde, strenge Verschwiegenheit über die Ereignisse einer gewissen Nacht, welche die beiden letzten Herren hätten schwer kompromittiren müssen.

Landrichter Nebelthau wurde nach einem Jahre Knall und Fall pensionirt, ohne rühmende Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienstleistung, ohne Ehrentitel und Orden. Er hatte, wie einst seinem Skribenten Rohn, sämmtliche Depositen und Kapitalien auch dem neuen Taxbeamten v. Mylius sorglos und vertrauensvoll überlassen. Herr v. Mylius führte ein flottes Leben, das leider nicht lange währte. Heimliche Flucht und ein bedeutender Kassendefekt, den Landrichter Nebelthau trotz seiner Pensionirung zur Hälfte decken mußte, schlossen seine kurze Carrière.

Der pensionirte Gerichtsvorstand wandert einsam und verlassen durch die Straßen. Er scheint mit der Welt zerfallen und erwiedert selten den kordialen Gruß eines früheren Bekannten. Wenn aber die stolze Equipage der sogenannten Russen-Herrschaft daherrollt, bleibt er stehen, zieht auf sechs Schritte seinen Hut und verbeugt sich tief vor dem Herrn Verwalter Rohn, der zumeist selbst kutschirt. Warum auch nicht? Als Landrichter Nebelthau die Hälfte des Defizits in der Amtskasse decken mußte und seine Geldmittel nicht reichten, wandte er sich in seiner Noth an den Verwalter Rohn, der allgemein für einen wohlhabenden Mann gilt und bei Arm und Reich in hoher Achtung steht, und gutunterrichtete Leute versichern, daß er diesen Schritt nicht umsonst gethan hat.

## Bestrafte Eifersucht.

Der brave alte Mann, welcher den kaum minder ehrwürdigen Herrn Rousselet wegen Mißhandlung verklagt hat, versichert die Richter, man könne sich keinen Begriff von dem maßlosen Erstaunen machen, in welches ihn der so völlig unerwartete Angriff seines Gegners versetzt habe. Es ist nun zwar nicht das erste Mal, daß ein mit dem Maß in der Hand vor der Gattin knieender Schneider für den Geliebten gehalten wurde; gleichwohl aber ist Grund genug bis zum Erstaunen da, und der Kläger scheint befriedigt, da seine Erwartung von dem allgemeinen Erstaunen noch übertroffen wird.

Ich saß ruhig zu Hause, erzählte er; eine alte Dame war gerade ihres Kleides wegen gekommen; ich hatte sie ins Arbeitszimmer zu meiner Frau geführt und schickte mich eben an, in mein Bureau zurückzukehren, als es draußen klingelt. Nun hatte ich eben einen Stiefel ausgezogen, um ein Hühnerauge zu schneiden; es verstand sich von selbst, daß ich ihn wieder anziehen mußte, ehe ich öffnete. Folgt ein zweiter Zug an der Glocke, weit stärker als der erste. Zum Unglück war unser Mädchen ausgegangen. Warten Sie, schreie ich, ich ziehe nur meinen Stiefel an! Aber das ging verteufelt schwee und inzwischen folgte ein dritter und vierter Riß, daß ich meine, Alles stürzt über mir zusammen. Endlich ist mein Stiefel am Fuß, ich laufe an die Thür und herein stürmt ein alter Herr, ja, ein alter, fast wie ich, — da ist er, meine Herren! Aber wie sah er aus damals! Das Gesicht roth angelaufen, die Augen zum Kopfe herausstierend, den Mund vor Wuth verzogen. Meine Frau ist hier bei Ihnen! ruft er mit einer vor innerer Wuth erstickten Stimme. Ihre Frau? frage ich. Läugne nicht, Elender, versetzte er, und damit hatte er mich auch an der Kehle. Ja, meine Frau, Deine Maitresse! Sie

Digitized by Google

ist bei Dir, in Deinem Schlafzimmer, ohne Zweifel! Ich habe sie verfolgt bis an Deine Treppe und sie vom unteren Stock hier eintreten gesehen!

Während dessen würgte er mich immerfort und stieß mich herum, immer mit der brüllenden Frage: Wo ist sie? Wo ist sie? — Antworten konnte ich nicht, meine Herren, ich röchelte und war dem Ersticken nahe; auch konnte ich mich nicht wehren, denn sehen Sie, ich bin ein friedfertiger Mann und habe allerdings gewöhnlich nur mit Damen zu thun. Aber auf solche Art, guter Gott! Was denken Sie von mir! Während dieser Meditation applizirte mir der wüthende Herr mit der andern Hand noch zwei derbe Ohrfeigen und faßte mich schließlich an den Haaren, noch das Glimpflichste, was mir geschehen konnte; denn ich trage eine Perücke, die ihm in der Hand blieb, worüber er allerdings in einiges Erstaunen zu gerathen schien.

Auf mein Geschrei waren inzwischen meine Frau, die fremde Dame und unsere sämmtlichen Arbeiterinnen, zum Theil mit Scheeren bewaffnet, herbeigestürzt. Mein Mann! schreit die Dame. — Wollen Sie wohl meinen Mann gehen lassen, schreit noch stärker meine Frau, indem sie dem Herrn mit den Nägeln zu Leibe ging. — Jetzt ließ er mich los, sah mit stierem Erstaunen bald nach seiner, bald nach meiner Frau und wußte kein Wort hervorzubringen. Wir hätten auch bis heute nichts von der ganzen Geschichte verstanden, wenn uns nicht die darauf folgende Scene zwischen ihm und seiner Frau ein Licht angezündet hätte. Denken Sie nur! Seine Frau zählt mindestens 55 und er über 60 Jahre! Und dabei scheint er noch eifersüchtig zu sein! — Wir schickten dann zu einem Stadtsergeanten und der Herr wurde zum Kommissär geführt.

Präsident (zum Angeklagten): Sie erkennen die Richtigkeit dieser Thatsachen an?

Rousselet: Ich habe mich bei dem Herrn bereits entschuldigt; ich hatte keinerlei schlimme Absicht, ich kannte ihn ja gar nicht . . .

Präsident: Um so schlimmer! Es ist in der That unbegreiflich, wie man sich soweit von der Eifersucht verblenden lassen kann, daß man über die Leute herfällt, ohne nur eine Erklärung von ihnen zu verlangen! — Rousselet: Verzeihen Sie, ich hatte den Herrn doch anfangs gefragt, wo meine Frau sei.

Präsident: Indem Sie ihn dabei dermaßen an der Kehle würgten, daß Sie ihm eine Antwort ersparten.

Rousselet: Ich hatte doch viermal geklingelt, das mußte mich in meinem Argwohn bestärken, ich dachte, sie auf frischer That zu erwischen . . .

Präsident: Es ist dies nicht die erste Scene dieser Art, die Sie aufführen. Wie es scheint, sind Sie beispiellos eifersüchtig und zwar ohne den geringsten Grund, denn Ihre Frau hat Ihnen auch in jüngeren Jahren keinen Anlaß dazu gegeben. Jetzt sollte sie schon durch ihr Alter vor solchen Lächerlichkeiten geschützt sein; Sie sind 35 Jahre verheirathet und seit dieser Zeit machen Sie Ihre Frau durch Ihre Eifersucht unglücklich.

Rousselet: Was wollen Sie! Die Liebe . . .

Präsident: Die Liebe? Es ist recht schön, daß Sie Ihre Frau noch jetzt so sehr lieben: allein ihr auf Schritt und Tritt nachzugehen und solchen Skandal hervorzurufen, läßt es fast wünschen, daß Sie sie etwas weniger in Ihrer Art liebten. Sagen Sie selbst, ob Ihr Argwohn jemals einen Grund gehabt hat?

Rousselet: Niemals, mein Herr! Das erfuhr ich aber immer erst hinterher: das nächste Mal war ich wieder so klug wie zuvor. Aber ich liebte sie dann nur immer noch mehr!

Präsident: Beweisen Sie ihr das vor Allem durch etwas mehr Vertrauen! Wenn Ihre Frau nicht einmal mehr zu der Frau ihres Schneiders gehen kann!

Rousselet: Was wollen Sie? Die Liebe . . .

Das Gericht verurtheilt diesen alten „bengalischen Tiger" zu acht Tagen Gefängniß. Welche Strafe für eifersüchtige Liebe! Und was wird seine Frau auszustehen haben, wenn er nach Hause kommt!

## Neue Schriften über Gesundheitspflege.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß man sich über die Mittel zur Erhaltung des Wohlbefindens zu belehren sucht. Dieses Bedürfniß hat nach und nach eine Reihe von Schriften der Art hervorgerufen. Die neuesten Erscheinungen dieser Art sind die Gesundheitslehre von Otto Kreß, welche jedoch weitaus durch Schraube's „Rathschläge an das Volk zur Erhaltung der Gesundheit" übertroffen wird. Ein für gebildete und wohlhabende Kreise berechnetes Buch, das sich zugleich durch lebhafte und geistreiche Darstellung auszeichnet und eine Fülle von treffenden Bemerkungen, wie gesunden Urtheilen über materielles und intellektuelles Leben der modernen Menschheit bietet, ist: „Des Weibes Gesundheit und Schönheit" von dem Leipziger Professor Dr. Karl Reclam. Des Verfassers Name ist zu bekannt in diesem Fache, als daß es hier, wo wir auf den Inhalt selbst nicht näher eingehen können, mehr als des Wunsches bedürfte, daß keine gebildete oder nach wahrer Lebensbildung strebende

Frau dieſes Buch, um ihretwillen nicht blos, ſondern nicht minder zum Beſten ihrer Familie, ungeleſen laſſen ſollte. Das Buch enthält ungleich mehr, als ſein Titel verſpricht. Auch bildet es eine natürliche Ergänzung ſowohl zu den Schriften über Davidis' Küche und Haushaltung, wie zu Moleſchott's Lehre von den Nahrungsmitteln.

## Mannigfaltiges.

Ein Wiener Blatt erzählt: Einen unterhaltenden Poſſen hat man dieſer Tage zweien hieſigen praktiſchen Aerzten geſpielt. Beide Männer ſind nicht gewohnt, das Licht ihres Namens unter den Scheffel zu ſtellen, und haben daher, wie viele andere, ihr großes Aushängſchild, das die kranke Welt auf ſie aufmerkſam macht, vor dem Hauſe, in dem ſie ſich niedergelaſſen, hängen. Der eine Herr Doktor iſt auch in der That ein praktiſcher Arzt und ordinirt mit großem Vergnügen. Der Herr Doktor iſt gewohnt, eine hübſche Anzahl „Leidtragender" täglich bei ſich zu ſehen. Denken Sie ſich das Erſtaunen des Herrn Doktors, der vor Kurzem einige Tage hinter einander die traurige Erfahrung machte, daß zu den feſtgeſetzten Ordinationsſtunden ſich keine Seele ſehen laſſe, auch keine der bekannten Seelen, die dem Herrn Doktor mit ihren Schmerzen ſonſt nicht weiter zu gehen pflegen. Was iſt denn geſchehen? Iſt die Welt wirklich auf einmal aller irdiſchen Leiden ledig geworden? Sind jene ſogar geheilt, deren Heilung er erſt nach Wochen berechnet und erwartet hat? Wo iſt die „häusliche Praxis" hingekommen, und zwar mit einem Male? Dieſe Fragen traten an jedem dieſer Tage lebhafter in ihm auf. Er ſprach ſeine Verwunderung dem ärztlichen Freunde gegenüber ganz unumwunden aus. Dieſer tröſtete ihn mit Folgendem: „Merkwürdig," ſagte er, „mir geht es ebenſo in meinen Ordinationsſtunden; ſonſt, wie Du weißt, von Armen und Bemittelten hinreichend beſucht, läßt ſich ſeit einigen Tagen auch Niemand blicken, ſogar die Armen, die kommen müßten, kommen nicht. Was mag das nur ſein? — Ja, was mag das nur ſein? Der eine Herr Doktor erfuhr es in einigen Tagen darauf, was das nur ſein mag. Er erhielt mit der Stadtpoſt folgendes Briefchen: „Geehrter Herr Doktor! Darf man vielleicht brieflich erfahren, wann Sie ordiniren? Alle Herren Aerzte haben auf ihren Tafeln die Stunde verzeichnet, wann ſie ordiniren. Aber Sie, wann ſind Sie denn eigentlich zu ſprechen, wenn laut der Bekanntmachung Ihres Schildes täglich von „10 bis 2 Uhr Vormittags" und „von 3 bis 5 Uhr Nachmittags" Ihre Speiſeſtunden ſind? Es wird mich freuen, dies zu erfahren, damit ich Sie befragen könne in Betreff meines Magenleidens, um ſodann auch zu dem Appetite zu gelangen, der mir jetzt fehlt und mittelſt deſſen man, wie Sie, Herr Doktor, von 10 bis 2 Uhr und von 3 bis 5 Uhr zu diniren vermag. Mit großer Achtung vor ſolchem Appetite verbleibe ich ganz ergebenſt..." (Und dazu kam ein Name.) Der Herr Doktor ſtand wie verblüfft vor dem Briefe. Er eilte raſch auf die Straße und beſah ſein Schild. Träumte er oder wachte er? Auf dem Schilde ſtand in der That Folgendes zu leſen: „Med. Dr. ****, Mitglied der mediziniſchen Fakultät, dinirt täglich von 10 bis 2 Uhr und von 3 bis 5 Uhr." Jetzt war die Theilnahmloſigkeit der Patienten an den Ordinationsſtunden des ſonſt ſo zufriedenen Doktors, die ihn in den letzten Tagen ſo pikirte, aufgeklärt; Jemand, natürlich ein „guter Freund", hatte ſich den Spaß gemacht, nächtlicher Weiſe auf dem Schilde des Herrn Doktors von dem Worte ordinirt die Sylbe „or" wegkratzen zu laſſen. Als der Herr Doktor ſeinem Freunde von dem Briefe erzählte, erfuhr er zu ſeinem Erſtaunen von dieſem, daß er ebenfalls einen ſolchen Brief erhalten und daß er ſein Schild eben ſo gefräßig abgefaßt gefunden habe.

„Dein Feſtkuchen ſcheint nicht recht gerathen zu ſein," ſagte ein Pantoffelträger zu ſeiner geizigen Ehehälfte.

„Er iſt ſo vortrefflich, wie ich ihn nur wünſchen kann."

„Aber ich würde mich nicht getrauen, davon zu eſſen, Liebe!"

„Das ſollſt Du auch nicht. Der Kuchen iſt für die Mägde beſtimmt und ich verſichere Dir, daß die ſich dermaßen den Magen verderben werden, um drei Wochen lang keinen Appetit zu haben."

## Charade.

Die Erſte findeſt du als Fluß.
Die Andre lächelt ihren Gruß,
Wenn grün geſchmückt
Sie deinen Blick entzückt.
Das Ganze ſuch' im Bodenſee,
Räthſt einen Fiſch? O weht —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Dienstag, 15. November 1864.


## Epistel

### an einen Münch'ner Freund.

Frugst mich jüngst, wie mir's gefalle
An dem grünen Strand der Blies?
Auf dem weiten Erdenballe
Gibt's kein Städchen mehr, wie dies.
Alles hier die Hüll' und Fülle:
Biedersinn und Feuerwehr,
Wack'sches Weißbrod, Link'sche Würste,
Köntgs-Bier — was willst du mehr?

Wo du hinblickst — Gottes-Segen,
Ausgestreut ob Wald und Flur;
Allwärts frohes, rüst'ges Regen,
Allwärts fleiß'ger Hände Spur.
Wie erst, wenn mit Windes-Flügeln,
Ueber stolzer Brücken Bau,
Kömmt das Dampfroß hergeflogen,
Brausend durch den goldnen Gau?

Frugst mich ferner, wie mir's gehe
In dem alten Leyen-Sitz? —
Auf des Lebens Sommerhöhe
Steht noch ungebeugt dein Fritz,
Achtet nicht des Tages Mühen,
Und von Frohgefühl verklärt,
Sieht er rüstig seine Lieben
Walten an dem stillen Herd;

Noch mit rüst'gen Mannesschritten
Geht er seines Wegs dahin,
Ist an Willen und an Sitten,
Ist der Alte noch an Sinn.
Ruh'n auch manchmal ernste Schatten
Ihm auf Stirn und Angesicht:
Seine Seel' fühlt kein Ermatten,
Frisch ist noch sein Geist und licht.

Noch, wie sonst, umgibt ein junges
Völkchen ihn, gar froh und frisch,
Jauchzt, wie Vögelein im Walde,
Tanzt wohl über Stuhl und Tisch;
Weiß von Kaiser und von König,
Von Reform und Polizei,
Weiß von Vor- und Rückschritt wenig,
Und ist doch vergnügt dabei.

Aber in dem Lustgetümmel
Mahnt der liebe Gott uns dann,
Daß man seinen Freudenhimmel
Nicht auf Erden haben kann.
Oft wird's still mit unsren Festen,
Jedes Köpfchen hängt betrübt;
Aber Gott meint's doch am besten,
Denn er züchtigt, wen er liebt.

Noch, wie sonst, siehst du bescheiden,
Glanzlos seiner Wohnung Raum;
Doch fern jedem Schaugepränge
Grünt darin der Eintracht Baum;
Und er denkt: im schlichten Zimmer,
Wenn die Liebe Kränze webt,
Weilt sich's besser, als beim Schimmer,
Wenn den Arm die Zwietracht hebt.

Mütterlich, auf weichem Schooße,
Wiegten ihn nicht Glück und Macht,
Und Gott Pluto's goldne Loose
Haben nirgends ihm gelacht.
Doch mit Wenigem zufrieden,
Was der Himmel ihm beschied,
Segnet er sein Loos hienieden,
Singt mitunter manches Lied.

Leicht geräth er noch ins Feuer,
Wie es früherhin geschah;
Gute Menschen hielt er theuer,
Gern ist er noch ihnen nah;

Kecker Muth wallt ihm zur Seite,
Der ins Aug' dem Schurken blitzt:
So trieb er's im Knabenkleide,
Und so treibt er's noch anitzt;

Wird es treiben, sonder Zagen,
Bis sein Herz hat ausgeglüht,
Und sie ihn dorthin getragen,
Wo verhallt das letzte Lied.
Wird dann, wie er's vorempfindet,
Wohl ein Freund am Grabe hier,
Hörbar nur dem Abendwinde,
Seufzen: „Ach, was war er mir?“

Bliesklastel. A.

## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

Tief tauchten die goldenen Strahlen der Sonne hinab in die schimmernden Wogen des Golfs von Neapel. Ein sanfter Lufthauch schwebte über die spiegelklare Wasserfläche, die auszuruhen schien von aller Last. Nur eine Barke glitt darüber hin, so zierlich und leicht, daß es den Eindruck des Feiertäglichen noch erhöhte. Beppo, der schmucke Gondolier, führte sein Ruder, wie es schien, nur der Form wegen; seine Blicke waren der Stadt zugewendet und sicherlich auch seine Gedanken. So oft die Töne der Glocken aus den prächtigen, im Festschmucke prangenden Kirchen Neapels herüberdrangen zu der einsamen Barke, zog er die Mütze ab, und die Melodie, welche sehnsüchtig auf seinen Lippen schwebte, wurde für eine Sekunde verdrängt durch ein frommes: „Gelobt seist du, Marie!“ Schwiegen die Glocken, dann kehrte die Melodie zurück, leise, fast unhörbar gemurmelt, als solle sie nur dem Herzen tönen, für das sie allein bestimmt war.

Dieses Herz aber — ein Seufzer entstieg ihm bei diesem Gedanken — hörte sie nicht. Marietta, an der seine ganze Seele hing, war jetzt bei dem Feste der Geburt Mariä. Sie war in der, der heil. Jungfrau geweihten Kirche gewesen, nach der sich, einem Gebrauche zufolge, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts aufgekommen, an diesem Tage der König mit einem glänzenden Gefolge begab. Beppo selbst hatte dies jedes Jahr gesehen. Er kannte jede einzelne Staatskarosse und wußte genau, wer sich in derselben befand; auch die prachtvollen, hohen, gepuderten Perücken kannte er, die auf den würdigen Häuptern der königlichen Kutscher und Lakaien prangten. Diese Häupter mochten wechseln je nachdem; die Perücken aber blieben immer die nämlichen. Und Marietta sah dies Alles heute zum ersten Male! Sie war mit ihrem Vater, seinem Oheim, weit aus den Bergen herübergekommen; wie mochte ihr holdes Antlitz geleuchtet haben im Strahle des Entzückens über die nie geahnte Pracht! Wäre er bei ihr gewesen, er hätte ihr Alles mit jenem selbstsicheren Lächeln zeigen können, welches es ihr begreiflich gemacht, welchen Theil er selbst an diesen Herrlichkeiten habe. Heute hätte er sich so recht in dem Glanze sonnen dürfen, den diese schönste Stadt selbst über ihre unscheinbarsten Kinder ausgießt; warum hatte er sich verlocken lassen durch den reichen Lohn, den diese beiden finsteren, schweigsamen Menschen ihm geboten. Aber er war so arm! Einem Jungen, der keinen Bajocchi in der Tasche hat, werde ich meine Mariettchen nicht geben! hatte der geizige Oheim gesagt; blanke Paoli muß er in die Wirthschaft bringen: denn als Bettlerin schicke ich sie ihm auch nicht ins Haus!

Um dieser Paoli willen entbehrte er jetzt sogar das wunderschöne Fest in der königlichen Villa. Hätte er nur nach jener Seite hin rudern dürfen, wo sie, vom Meere gleichsam bekränzt, in aller ihrer Herrlichkeit lag; aber die fremde Herrschaft hatte es ausdrücklich bedungen, daß er die entgegengesetzte Richtung einschlage. Und je weiter die königliche Villa seinen Blicken entschwand, um so trauriger wurden seine Mienen. Nicht um die prachtvollen Springbrunnen, deren Fontainen heute alle spielten, die schattigen Akaziengänge, die duftenden Myrthen- und Orangenhaine that es ihm leid; auch den Anblick der herrlichen Vasen und Statuetten und des zirkelförmigen Tempels aus weißem Marmor hätte er willig noch ein Jahr entbehren mögen; denn nur einmal im Jahre, an diesem Feste der Maria, wurde jener Zaubergarten dem Volke überlassen; aber daß er nicht am Arme seiner Marietta einherschreiten konnte inmitten des bunten, wogenden Lebens, das seine Lust ausjauchzte aus tausend Kehlen, das erweckte in seiner Brust ein Gefühl, wie es der Verbannte empfinden mag, der sehnsüchtig hinüberstarrt nach den fernen Gefilden seiner Heimath.

Von nah und fern waren die Mädchen herbeigeströmt, die heute in ihren reichsten Festgewändern prunkten: buntfarbige oder goldgestickte Kasaken, die weit und bauschig um die Glieder fielen und die jugendlichen Gestalten malerisch drapirten; die vollen, dunklen Flechten durch silberne Nadeln festgehalten und mit einem Gazeschleier geziert, der rückwärts bis an die Taille herabfiel. Er hatte Marietta so gesehen und ihr holdseliges Bild umgaukelte jetzt seine Phantasie und verschärfte die Bitterkeit, ihr fern bleiben zu müssen. Wie beneidete er selbst

Digitized by Google

die Bajazzo's des Festes mit den hohen, phrygischen Mützen, die Datteln und Feigen, in Kränzen oder Guirlanden aneinander gereiht, der Menge unter allerhand guten und schlechten Späßen feilboten.

Magisch zitterte jener eigenthümliche Schein an dem tiefblauen Himmel, welcher den Horizont Neapels, wie von einem anderen Lichtkreis umgeben, erscheinen läßt. Dazwischen leuchteten farbige Strahlen von wunderbarer Intensität, deren Glanz immer weiter um sich griff. Wolken zogen auf und nieder in durchschimmernder Weiße und so silberhell, daß sie wie die strömenden Adern eines quellenden Schachtes dahinzufließen schienen, um sich in allerhand phantastischen Bildungen zu gruppiren, bald als wandernde Schäfchen auf hellen Auen, bald als segelnde Schiffe, die pfeilschnell durch den weiten Ozean der Luft gleiten, während im Süden die reizende Inseltrias Capri, Ischia und Procida durch den weißen Nebel schimmerte, der sich wie ein Strahlengürtel um sie legte. Daß Beppo's Blicke sich von dem Reize eines Anblickes nicht gefangen nehmen ließen, der sich ihm fast täglich darbot, konnte bei seiner Seelenstimmung nicht Wunder nehmen; aber auch die beiden einsamen, schweigsamen Fremdlinge in der Barke schienen denselben keiner Beachtung zu würdigen. Die Tedeschi — als solche hatte sie der scharfe Blick Beppo's längst erkannt — weilten erst seit einigen Tagen in Neapel; unlöslicher blieb ihm die Frage, welche das düstere, freudlose Paar in seinem lebensfrohen Herzen anregte: wie es überhaupt möglich sei, auf Gottes schöner Erde so traurig zu sein?

Stundenlang waren sie nun schon, zur Verzweiflung des Ungeduldigen, zweck- und ziellos hin- und hergerudert, als ihm der Herr endlich den Befehl ertheilte, im Nordwesten der Stadt zu landen. Jetzt, da seine gezwungene Fahrt sich dem ersehnten Ende näherte, drängte die Neugierde für einen Augenblick jeden Gedanken der Sehnsucht zurück, und er richtete einen forschenden Blick auf das Paar. Wer sie nur sein mochten! Geld schienen sie in Fülle zu haben und Beider Wesen zeigte jenen imponirenden Ernst, der nur den bevorzugtesten Klassen der Gesellschaft eigen zu sein pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

## Friedel und Bärbel.

### 1.

Die Nacht ging zu Ende. Im Osten schnäuzte sich der letzte Stern und der große Cochinchinahahn bestieg majestätisch den Düngerhaufen, um von diesem herab den Bewohnern des Großbauerhofes mit mächtiger Stimme den Tag zu verkünden.

Und alle Schläfer erwachten und weckten die nun erst halberquickten Glieder; nur einer nicht, das war Christlieb, der Großknecht; der drehte sich auf die andere Seite, denn er träumte von ihr, die er längst im Stillen liebte, von Bärbel, des Großbauern Tochter.

Bärbel aber lag züchtig in ihrem eigenen Bette; doch auf den mahnenden Hahnenschrei verließ sie es, zog sich hurtig an, schlüpfte aus ihrer Kammer und schlich leise zum Hause hinaus auf den Hof.

Vor den Staarmästen, die über die Giebel von Ställen und Scheunen ragten, saßen die alten Staare und riefen Bärbel den Morgengruß entgegen. Sonst war noch Alles still in dem weiten Gehöfte; selbst Phylax, der wachsame Hofhund, lag noch träumend von einer siegreichen Balgerei mit einem ungeschlachten Fleischerhund in seiner Hütte, und der Hahn, dessen Ahnen einst an den Ufern des Menamkong gekräht, scharrte schweigend auf seinem Düngerhaufen.

Wie war sie so feierlich diese Stille, und wie entsprach sie der Weihe des Tages, dem sie voran ging!

Denn es war ein Sonntag.

Bärbel aber schürzte sich die Röcke auf, ergriff die blinkende Mistgabel und schwang sich mit der Leichtigkeit einer Sylphide auf den Düngerhaufen, der sich hoch und symetrisch in der Mitte des Hofraumes erhob.

Denn der Düngerhaufen war des Großbauern Stolz. Aus der geräumigen, gepflasterten und gemauerten Grube stieg er, auf drei Seiten von ammoniakreicher stygischer Fluth umflossen, gleich einer Bastion empor, rings in ein kunstreiches Flechtwerk von Düngerstrohbündeln gekleidet, an dem kein Hälmchen hervorsprießen durfte, die glatte Fläche zu stören.

Zumal am Sonntag mußte an diesem großbäuerlichen Kunstwerk Alles schmuck und glatt sein, sonst stand bei dem Großbauer kein Stecken gerade und Niemand hatte es dabei schlimmer, als das arme Bärbel; denn auf ihr lag, neben hundert andern Sorgen, auch die Obsorge für die Ordnung des Düngerhaufens.

So geht's, wenn man das Unglück hat, ein Stiefkind zu sein. Dies Unglück ist schon groß genug bei Städtern, aber bei den Dörflern, zumal bei den Großbauern, ist es noch viel größer, weßhalb auch eine Dorfgeschichte, deren Heldin ein hübsches Stiefkind ist, viel rührender zu sein pflegt, als eine dergleichen Stadtgeschichte.

Digitized by Google

Daß aber des Großbauern Stiefkind Bärbel hübsch war, das mußte ihr selbst die Pfarrfrau lassen, die nicht gern an Jemand etwas Gutes ließ. Wenn Bärbel Sonntags in die Kirche ging, die mächtig bebänderte, goldgestickte Haube auf dem Kopf, das in Saffian gebundene Gesangbuch mit darauf gelegtem schlohweißem Spitzensacktuch in der Hand, das muntere Gesicht frisch wie eine eben aufgeblühte Rose und die ganze dralle Gestalt in ein dunkelgrünes Thibetkleid und knapp anschließendes Jäckchen gehüllt, dann blieben die vorübergehenden Mannspersonen stehen und sahen ihr nach, die Alten mit schmunzelnden Mienen und die Jungen mit verlangenden Blicken. Und wenn sie dann am Pfarrgarten vorbeiging und die Pfarrfrau war gerade darin, da rief diese die schmucke Dirne an den Zaun und steckte ihr eine frisch abgeschnittene Rose oder irgend einen in der Eile gebundenen Strauß an die volle Brust.

Das war des Großbauern Stiefkind, die rosigste Maid in Großweida, die hier in der ersten Sonntagsfrühe auf dem Düngerhaufen stand und mit rüstigen Armen „Mist machte", wie es in der Sprache des Landmanns heißt, die ein rechtschaffener Dorfgeschichtenschreiber nicht vornehm leugnen darf.

2.

Es gab aber zwei Augen, die sahen mit stillem Herzeleid, wie sich die edle Maid am frühen Sonntagsmorgen bei so unedler Arbeit mühte. Das waren nicht die haselbraunen Augen von Gundchen, Bärbel's Stiefschwester, des Großbauern eheleiblicher Tochter und seinem Augapfel. Gott bewahre! Die schlief bis zum zweiten Kirchenläuten, und dann stand sie noch lange nicht auf, außer wenn etwa die Modistin aus der Stadt da war, ihr einen Hut, eine neue Mantille, oder eine neue Krinoline zu bringen. Denn der Großbauer hatte sein eigen Fleisch und Blut, zum Aerger der Pfarrfrau, auf städtischem Fuße erziehen lassen; seine Mittel erlaubten ihm das.

Die zwei theilnehmenden Augen gehörten Friedel, dem Mittelknecht, dem ersten, der nach Bärbel vom Hahnschrei munter geworden und aufgestanden war. Der Großbauer hatte ihm gestern befohlen, das Kutschgeschirr für heute Morgen zurecht zu machen, denn er wollte mit der Großbäuerin und Gundchen nach Mittau auf die Kirchweih fahren. Da galt es nun zeitig auf dem Damme sein, denn mit dem Kutschgeschirr nahm's der Großbauer so genau, wie mit dem Düngerhaufen, zumal seit Gundchen aus der Pension zurück war und nichts mehr sein und gut genug kriegen konnte; wehe dem Mittelknecht, wenn es nicht blitzte und funkelte wie neu!

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

In Paris hat man ein neues Verschönerungsmittel aufgebracht, um die gegenwärtig von der Mode begünstigten Frisuren, welche die Schläfen und Wangen so völlig freilassen, und namentlich bei weniger vollen Gesichtern einen etwas kahlen Eindruck machen, zu vervollständigen. Man hat kleine, einzelne, wie natürlich gekräuselte Löckchen hier und da an der Frisur vertheilt. Diese einzelnen, ganz kurzen Löckchen, welche man Frisons nennt, sind an Haarnadeln befestigt, und wenn man mit der Coiffure fertig ist, stellt man sich vor den Spiegel, studirt, wo sich solch' ein Löckchen am besten ausnehmen würde und steckt sie dann nach Geschmack an, z. B. eins an die Schläfe, eins im Nacken, eins hinter dem Ohr, eins zwischen den Scheiteln, so daß es ganz aussieht, als ob diese Löckchen vom eigenen Haare seien, die sich widerspenstig in die Höhe kräuseln und dem Kamme nicht fügen wollten. Es gibt dies einen neuen, pikanten, sehr jugendlichen Reiz, dem man noch dazu dieses Raffinement von Koketterie gar nicht ansieht. Ebenso bringt man hier und da einige solcher Löckchen an, nachdem man den Hut aufgesetzt hat.

Ein geplagter Ehemann kam zu einem Mechaniker. „Herr," sagte er, „Sie machen auch Blitzableiter? Können Sie mir nicht einen gegen meine Frau geben?" — „Kaufen Sie ihr einen neuen Hut, das ist der beste Blitzableiter."

(Automatischer Cigarrenraucher.) M. T. Buffell, ein Amerikaner, hat einen Mechanismus erfunden, vermittelst dessen eine gewöhnliche Figur eine Cigarre gerade so gut raucht, wie ein Lebender.

Auflösung der Charade in № 137:

Matnau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Freitag, 18. November 1864.


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

Beppo hatte sich, mit seiner stets fertigen Zunge, noch an Jedermann mit einer scheinbar naiven Frage herangetraut, welche die Neugierde so gut versteckte, daß dem dreisten Fragesteller selten eine abweisende Antwort zu Theil wurde, dem deutschen Ehepaar gegenüber aber fehlte ihm doch der Muth dazu. Er grübelte noch darüber, wie er es anzustellen habe, um Etwas aus diesen räthselhaften Leuten herauszubringen, als der Herr barsch sagte: „Wir wollen nach dem Pausilipp, lande an geeigneter Stelle!"

„Dann landen wir sogleich hier!" rief Beppo, während seine Mienen vor Freude leuchteten, daß er des lästigen Dienstes nun enthoben wurde. Die Barke hielt. Beppo sprang diensteifrig herzu, um der Signora beim Aussteigen behilflich zu sein; aber ihr Begleiter bedeutete ihm sogleich durch einen herrischen Blick, daß dies nicht seines Amtes sei; verlegen griff er an seine Mütze, in welche der Herr, während er die Dame geleitete, den reichen Fährlohn warf. Der entzückte Beppo stieß einen ungeheuren Schwall der verschiedenartigsten Danksagungen hervor, die völlig unbeachtet zu bleiben schienen, denn der Herr setzte, ohne sich umzuwenden, seinen Weg fort. Beppo, den der ungewohnte Besitz muthwillig machte, schlug ihm dafür halb ärgerlich ein Schnippchen, lenkte aber dann seine Gedanken wieder zu Marietten zurück, die er sogleich aufzusuchen beschloß. Er prüfte noch einmal funkelnden Blickes die blanken Silberstücke, die er sorgfältig in seine Tasche barg und ruderte dann seine Barke an einen sicheren Ort, während er zugleich mit äußerst wohlklingender Stimme im neapolitanischen Dialekte das anmuthige Volkslied sang:

**„Che bella cosa é de morire acciso**
**Nnanze a la porta de la nnammorata!**
**L'anema se saglie mparddiso**
**E lo cuerpo lo chiagne la scasata."**

„Wie schön ist es, an der Thüre des Geliebten eines plötzlichen Todes zu sterben! Während sich die Seele in das Paradies schwingt, weint die Liebende über der Leiche des verlorenen Geliebten!"

War es die Stimme des Sängers, welche die Dame anzog, oder das liebliche Lied selbst? Sie ließ den Arm ihres Begleiters los und lehnte sinnend an einer Staude, die ihre doldenartigen Blumen strahlenförmig in die Luft streckte. Ein träumerischer Ausdruck trat dabei in ihr blasses Antlitz; mechanisch griffen die feingeformten Hände in die bunten Blumen, sie zerpflückend und die abgerissenen Blätter hinunterwerfend in den stillen Strom, der sie sanft mit sich forttrug. Ein flüchtiger Schimmer glitt über ihre Züge, wie ihn nur die Jugend verleiht, und doch schien die Jugend längst fern von ihr zu liegen, wenn sie sie überhaupt jemals gekannt hatte! Alle Menschen haben die Jahre der Jugend gelebt; aber nur wenige haben die Jugend selbst gekannt, jenen wunderbaren Zustand des Seelenlebens, in welchen das wirkliche Leben hineinschimmert gleich den farbenreichen Bildern einer Zauberlaterne.

Die Dame mochte älter als ihr Begleiter sein; jedenfalls erschien sie so, als die Klänge des Liedes in der Ferne verhallten und ihr Antlitz wieder still und traurig aussah. Eine geistige Spannkraft hatte ihre Züge gleichsam elastisch emporgeschnellt, und als diese nachließ, fiel sie in ihre frühere Apathie zurück. Die Natur, welche sie in der vollen Schönheit des südlichen Herbstes umgab, würdigte sie keines Blickes; schweigsam wie früher schritt sie an der Seite ihres Gefährten den lachenden, von Reben und Oliven bekränzten Hügel hinan, der zu der düsteren Grotte des Pausilippo führte.

Ihr Begleiter aber sah nicht nur gleichgiltig, sondern im höchsten Grade ärgerlich auf dies üppig vegetirende Leben; er riß die Zweige, die sich her-

vordrängten, ab und schleuderte sie weit von sich; er trat verächtlich mit dem Fuße auf die blinkenden Trauben, welche die segensreiche Last zu Boden gedrückt hatte. Der dunkle Schatten, der während dessen ab und zu über sein Gesicht jagte, zeigte hinlänglich, daß eine gewaltige innere Irritation sich in dieser Weise Luft zu machen strebte.

Endlich war der Paußlipp erreicht. Die traurige Oede des Felsenweges bildete einen scharfen Kontrast zu dem fröhlichen Treiben der Stadt; aber Vergnügen schienen Beide ohnedies hier nicht zu suchen, und gerade diese Einsamkeit mochte ihnen willkommen sein.

Die Dame hatte auf einer steinernen Bank Platz genommen. Ihr Begleiter ging auf und ab und ihre Blicke folgten ihm dabei mit einem unverkennbaren Ausdrucke von Angst.

Er war hochgewachsen und seine edle Haltung ließ das Ebenmaß seiner Gestalt nur um so deutlicher hervortreten. Auch das Antlitz war sicherlich unbedingt schön gewesen, bevor es das Leben gezeichnet hatte mit jenem Ausdruck der äußersten Blasirtheit und eines unbarmherzigen Hohnes.

Er schien jetzt seine Gedanken gesammelt oder auch nur die Worte gewählt zu haben, durch welche er sie mit derselben bekannt machen sollte, denn er trat jetzt zu ihr. Seine Stimme, so kühl und nachlässig sie in diesem Augenblicke auch klang, war nichtsdestoweniger von bestrickendem Wohllaut und jagte wieder jenen verrätherischen Schimmer über ihr bleiches Antlitz, der gleich einer **Fata morgana** den blendenden Hauch der Jugend zeigte.

„Ich habe heute wichtige Nachrichten bekommen, Therese; es ist eine Kabinetskrisis eingetreten; ich reise noch in dieser Nacht."

Nur die noch tiefere Bläße des Gesichtes und ein leises Zittern der gesenkten Augenlider hätte verrathen können, was sie bei dieser Nachricht empfand.

„Bei unsern eigenthümlichen Verhältnissen muß ich diesen Zwischenfall als ein Glück betrachten," fuhr er in phlegmatischer Ruhe fort.

Sie sah empor. Der feuchtschimmernde Blick ihrer dunklen Augen, deren ursprünglichen Glanz heiße Thränen verlöscht haben mochten, ruhte auf ihm und bewirkte es, daß er für einige Augenblicke nachdenklich schwieg.

„Es ist nicht unsere Schuld, Therese," sagte er nach einer Weile in wärmerem Tone. „Die Götzen der Habsucht und Borniertheit sind leider sehr strenge Herrscher, und wehe Jedem, der sich freiwillig oder gezwungen ihrem Dienste unterwirft! Wäre Reue nicht die unnützeste aller unnützen Empfindungen, ich müßte es tief bereuen, Dich dem stillen Kreise entzogen zu haben, in dem Du Dich bereits eingelebt hattest; denn was unsere Familien durch unsere Verbindung so eifrig anstrebten, wird dennoch vereitelt werden."

Sie sah ihn ängstlich fragend an.

„O beruhige Dich, es ist kein Unglück," meinte er, gezwungen lachend. „Ich erhielt nur die sehr interessante Nachricht, daß unser alter Oheim —"

„Er ist doch nicht todt?"

„Gott bewahre! Er fängt im Gegentheil erst recht an zu leben. Er hat sich — für seine 65 Winterzeiten romantisch genug — vor beiläufig einem Jahre in aller Stille mit einem blutarmen adeligen Fräulein vermählt und ist vor acht Tagen mit einem Majoratserben beschenkt worden."

„Das ist unerhört," rief sie, noch ganz unter dem Eindrucke dieser unerwarteten Botschaft, die plötzlich alle Apathie aus ihrem Wesen verscheucht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Friedel und Bärbel.

(Fortsetzung.)

Als nun Friedel heraus trat auf den Hof, um nach der Geschirrkammer zu gehen, da sah er seines gestrengen Herrn Stiefkind auf dem Düngerhaufen, und es gab ihm einen Stich durch's Herz, daß sie, die immer einen freundlichen Blick und ein gutes Wort für ihn hatte, sich solcher Arbeit unterziehen mußte, während die „hochmüthige Stadtpuppe", wie das Hofgesinde Bärbel's Stiefschwester nannte, im weichen Flaum lag und von Putz und Bällen träumte.

Der Friedel war ein wackerer Bursch, flink und anstellig zu jeder Arbeit, auch hatte er ein hübsches Aussehen, das bei den Soldaten noch weidlich zugestutzt worden war; wenn er im Sonntagsstaat auf dem Kutscherbock saß, konnte sich der Großbauer auf seinen Kutscher (diese Stelle versah Friedel nebenbei) etwas einbilden, denn so stramm und schmuck gab es weit und breit keinen zweiten; auch mußte Jedermann gestehen, daß selten Einer sein Zeug so in Stand hielt, wie Friedel.

Als aber Friedel seines Herrn Stiefkind sich so plagen sah, da vergaß er das Zeug; er eilte nach dem Düngerhaufen, sprang hinauf und entriß dem Mädchen die Gabel mit den Worten: „Ei, Jungfer, das ist keine Arbeit für Euch in der Sonntagsfrüh' — geht nur hinein, ich will's fertig machen."

Bärbel war faſt erſchrocken; ſie ſah dem Ungeſtümen in das erglühende Geſicht und ſagte nach einigem Zögern: „Gebt mir die Gabel wieder, es iſt ja nicht das erſte Mal, daß ich das mache, freilich iſt es die Sache der Kleinmagd, aber ich ließ ſie geſtern Abend heimlich in die Spinute gehen, da iſt ſie mit Bauchgrimmen heimgekommen, ich hieß ſie deßhalb im Bette bleiben und ſchwitzen. Ihr wißt aber, daß der Vater von mir verlangt, daß alle Mägdearbeit ordenttich gethan wird."

„Ja, leider bürdet er Euch viel zu viel auf," verſetzte Friedel; „indeß Eure Schweſter die Zeit vertändelt und verputzt." —

„Laßt das, Friedel; Arbeit iſt keine Schande und dient zur Geſundheit — gebt her die Gabel und geht an Eure eigene Arbeit." —

„Nein, ich mache das ſchnell, mir iſt es ein Spaß — geht nur hinein, liebe Jungfer." —

Er ſprach dies in einem ſo herztichen Tone und mit ſo innigem Blick, daß Bärbel wunderbar davon ergriffen wurde. Sie hatte wohl längſt geſehen, daß Friedel ein hübſcher Burſch war, aber jetzt kam er ihr plötzlich ganz bezaubernd vor. Und wie er ſie fort und fort ſo flehend und doch zugleich ſo feſt entſchloſſen anſah, da wurde ihr um's Herz, ſie wußte ſelbſt nicht wie; ſie wollte nach der Miſtgabel greifen, aber ſie erfaßte ſeine freie Hand, ganz unwillkürlich hielt er die ihrige darin feſt, — es durchzuckte Beide wie ein elektriſcher Strom — ſie ſahen einander wie trunken in die Augen — und dieſe Augen ſagten einander, daß ſich zwei Seelen gefunden — zwei Seelen auf dem duftenden Düngerhaufen, in der ſtillen, thauigen Sonntagsfrühe, kurz nach dem erſten Hahnſchrei.

Noch einmal ſo luſtig pfiffen die alten Staare, ihre Jungen zwitſcherten darein, die Hengſte wieherten, die Kühe muhten im Stalle, der biedere Hofhund kroch aus ſeiner Hütte und ſchüttette ſich und der Cochinchineſe krähte zum zweiten Male.

## 3.

Da fuhr der Großknecht empor aus ſeinem holden Traume.

Eben ſtrengte ſich der erſte goldene Sonnenſtrahl vergebens an, durch das mit Spinngewebe dicht überzogene Kammerfenſter zu dringen. „Es iſt ein Sauloch," ſagte der unwirſche Großknecht, — „für einen Kuhjungen zu ſchtecht, geſchweige für einen Großknecht; bei Gott, ich zöge morgen ab, wenn nicht das Bärbel wäre — ach, das Bärbel!"

So ſeufzend trat er an das Fenſter und öffnete es, um den über Nacht in der Kammer angeſammelten Dünſten einen Ausweg zu bahnen. Himmel! was ſah er da! Dort auf dem Düngerhaufen ſtand Bärbel — des Großbauern Bärbel — ſein Bärbel, mit deren Erbtheil er ſich zum Kleinbauer aufſchwingen wollte — dort ſtand es Aug' in Aug' und Hand in Hand mit dem Mittelknecht.

Der Mittelknecht ſah das Bärbel an und das Bärbel ſah den Mittelknecht an; ihr Antlitz leuchtete und ſein Antlitz leuchtete — da ward es in des Großknechts Buſen Nacht, ſtockfinſtere Nacht, und ſein guter Engel floh weit von dannen, zumal als er folgendes Zwiegeſpräch vernahm.

Der Mittelknecht ſprach: „Heute wird's, potzſtrambach! nicht anders, Jungfer Bärbel, ich mache den Miſt, Ihr mögt Euch ſperren, wie Ihr wollt, und wenn Ihr mich ein klein wenig gern habt, ſo ſperrt Ihr Euch nicht weiter."

Bärbel antwortete: „Ihr ſeid ein herzensguter Menſch, Friedel — wenn Ihr's denn einmal nicht anders wollt, ſo muß ich mich ſchon fügen. Aber daß Ihr Euch meinetwegen keine Ungelegenheiten macht, Ihr wißt, wie eigen mein Vater iſt!"

Darauf ſagte Friedel: „Seid unbeſorgt, Jungfer Bärbel — ich bin nicht von Langſamshauſen, wie der Großknecht; meine Sache wird gemacht — und wenn's nun auch einmal ein Paar Hundslodeln ſetzte, ich ſchüttelte ſie ab — und für Euch, Jungfer Bärbel, ließ ich mich alle Stunde einmal ſchetten."

„Ihr ſeid wahrlich ein guter Menſch," ſagte Bärbel mit thränenfeuchtem Blick. —

Hier krähte der Hahn zum dritten Male und der Großknecht hatte genug. Die Hölle im Buſen, zog er Lederhoſen und Bruſtlatz an und verließ die Kammer. Der volle Sonnenſtrahl, der jetzt in dieſe Licht ergoß, konnte die Nacht nicht erhellen, welche ſich in die Seele des Unglücklichen geſenkt hatte.

Er erſann ſich einen Behelf und klopfte an des Großbauern Kammerthür.

Der Großbauer erhob den Kopf vom Pfühl ſeines weiten Ehebettes und rief: „Herein!"

Der Großknecht trat ein und bot einen guten Morgen.

„Was bringſt Du, Chriſtlieb?" fragte der Großbauer und rückte ſich die Zipfelmütze in die Höhe.

„Ich wollte nur fragen, wann heute angeſpannt werden ſoll," ſagte der Großknecht.

„Das geht Dich einen Quark an," verſetzte der Großbauer — „kümmere Dich nicht um ungelegte Eier!"

„Ich dachte nur —"

„Ei was! Narren denken," unterbrach der Großbauer ſeinen Großknecht.

„Ich meinte nur," verbesserte sich der Letztere mit unerschütterlicher Ruhe — „Ihr wolltet zeitig fort nach Milkau, und weil ich gestern Abend zufällig den Kutschwagen noch ungesäubert und das Geschirr noch ungeputzt sah, dachte ich, der Mittelknecht werde das Versäumte heute früh nachholen."

„Das wird er auch," erklärte der Großbauer — „der Mittelknecht ist ein lüchtiger Kerl, wollte Gott, es machten Alle ihre Sachen wie er — verstanden?"

Wohl verstand der Großknecht den Hieb, denn sein Gewissen sagte ihm, daß er seine Sache nicht immer mache, wie er sollte. Gleichwohl sagte er mit dreister Ruhe: „Wenn aber der Mittelknecht mit Jungfer Bärbel auf dem Düngerhaufen kost, da kann er seine Sache nicht machen und die Herrschaft muß im unsauberen Wagen auf die Kirchweih' fahren. Das würde Mamsell Gundchen übel behagen."

Der Großbauer richtete sich höher im Bette empor und schob die Zipfelmütze höher über die Augenbrauen hinauf. „Was sagst Du da?" fragte er mil weit aufgerissenen Augen.

„Sehl nur einmal zum Fenster hinaus," erwiederte der Großknechl.

Der Großbauer sprang aus dem Bette, zog die Zipfelmütze wieder tiefer über die Ohren, damit er sich in der frischen Morgenluft nicht erkälte, und steckte das so verwahrte würdige Haupt zum Fenster hinaus.

Wahrhaftig! da stand das Bärbel bei dem Mittelknechl und der Mittelknecht bei dem Bärbel und Beide sahen einander zärtlich an, und das Bärbel sagte, dem Friedel die Hand schüttelnd: „Nie, guter Friedel, werde ich's Euch vergessen, daß Ihr für mich den Mist macht."

„Warte, Du ehrvergessene Dirne!" rief eine Donnerstimme vom Wohnhaus herüber; „ich will Dir helfen mit den Knechten karessiren. Gleich marsch in den Kuhstall, Du ungerathenes Ding; hörst Du nicht, wie die Kühe nach der Gelte schreien?"

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

In das Zimmer eines Lehrers in Berlin tritt eine junge, schöne, schwarzgekleidete Dame und fragt: Kennen Sie mich noch? — Der Lehrer tritt einen Schritt zurück und antwortet: Ich werde Sie doch nicht vergessen haben, gnädiges Fräulein! Aber was führt Sie zu mir? — Eine Bitte! Vater und Bruder sind in der Revolution gefallen, meine Mutter starb vor Kummer; ich stehe allein. Unsere Güter sind konfiszirt, aber ein großes Kapital ist gerettet; das sollen Sie mir sichern helfen. Der Lehrer war von Herzen bereil, die Unterredung wurde wärmer, stürmischer und endigte mit einer Umarmung und Verlobung. Das war schnell, aber doch nicht zu schnell; denn der Lehrer war fünf Jahre vorher Hauslehrer in der reichen gräflichen Familie in Polen gewesen; er hatte die feurige Zuneigung seiner 16jährigen Schülerin wohl bemerkt und war dem Widerstreit der Liebe und der Pflichl durch schleunige Abreise aus dem Wege gegangen.

(Ein hyperprüder Lord.) Ein wundersamer Prozeß ward in letzter Woche in Edinburg entschieden. Drei junge Leute aus guten Familien wurden auf Denunziation des bekannten Lord Panmure, eines strengen Presbyterianers, durch einen seiner Beamten zu 50 Frks. Geldbuße oder zehn Tagen Gefängniß verurtheilt, weil sie sich entkleidet hatten, um in einem Flusse zu baden, der an einem, zu den Besitzungen des sittenstrengen Marquis gehörigen, einsamen Walde hinfließt. Der betreffende Beamte fand mit dem Marquis in der Handlungsweise der jungen Leute das, was man bei uns zu Lande „Verletzung der Schamhaftigkeit" nennl. Die Verurtheilten appellirten und die Richter, die den Appellhof bildeten, amüsirten sich nichl wenig über den Thatbestand. Sie machten direkte Witze über den Lord und sein wunderbares Schamgefühl. Der Vorsitzende fragte Se. fürstliche Herrlichkeit, ob er sich denn nie entkleide und ob er etwa in großer Toilette ins Bad zu gehen pflege. Der Lord ward ausgelacht, das ganze Strafurtheil kassirt und der Beamte, der es erlassen, zu 12 Guineen Entschädigung verurtheilt.

Eines Nachts schlich leise ein Herr über die Straße und man konnte deutlich bemerken, daß er Etwas unter seinem Mantel verberge. „Hö!" rief der Nachtwächter, der die Runde machte und einen Dieb zu ertappen glaubte, „halten Se mal stille! Sie haben da wal Verdächtiges unter'n Mantel!" „Ganz recht!" lächelle der Herr und holte eine Flasche Wein hervor, „ich habe einen Geldkasten gestohlen." „So?" anlwortete der Wächter, nahm ihm die Flasche weg, trank sie leer und gab sie ihm dann mit den Worten wieder: „Den Kasten können Sie behalten; det Jeld habe ick konfiszirt!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 140.** Sonntag, 20. November **1864.**


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

Ein großes, selbst für ihre Lebensstellung ungeheures Vermögen war dem im Verhältniß hierzu fast gütertosen Ehepaare durch die Geburt jenes Knaben, aller menschlichen Voraussicht nach, für immer entzogen worden, und doch war es kein Gedanke der Habsucht, der die Seele dieser Frau jetzt in allen ihren Tiefen aufregte. Nur das nagende Gefühl der Angst und des Schmerzes durchwogte sie, daß sich nun auch das Schicksal zu jenen feindlichen Mächten gesellte, die ihr ein anderes Gut zu entreißen strebten, welches ihrer Seele höher galt, als alle Schätze der Erde.

Diese Uneigennützigkeit der Empfindung durfte man jedoch nicht überschätzen. Den eigentlichen Werth des Besitzes kannte sie nicht. Das wirkliche, praktische Leben war ihr überhaupt ein Buch mit sieben Siegeln und die bittere, materielle Noth selbst würde sie ebenso wenig verstanden haben, wie jene unglückliche Königin, die ganz erstaunt fragte: warum das arme Volk denn nicht Kuchen esse, wenn kein Brod zu haben sei?

Sie war die Tochter eines jüngeren Bruders des alten Reichsgrafen von Löwenheim, desselben alten, kinderlosen Wittwers, dessen Heirath und Vaterschaft sie so peinlich überraschte. Ihre Eltern hatten nur noch einen Sohn gehabt, den muthmaßlichen Majoratserben. Um diesem heißgeliebten Sohne den freiesten Spielraum zu gewähren, hatte man die ungeliebte Tochter mit 16 Jahren in ein Damenstift gesperrt. Als sie 30 Jahre alt war, wurde sie in die Welt, unerwartet genug, zurückgerufen. Ihr Bruder, dem man alle ihre Ansprüche an das Leben geopfert hatte, war durch einen Sturz vom Pferde um das Leben gekommen. Nach dem Machtspruche des Oberhauptes der Familie, jenes alten Majoratsherrn, sollte das arme, längst verblühte Mädchen einem Seitensprößling des Hauses, einem bedeutend jüngeren Manne, angetraut werden.

Graf Albert v. Löwenheim, der gefeierte Held aller Salons, der Abgott der Frauen, hatte in die Heirath nur mit dem äußersten Widerstreben gewilligt. Seinem verwöhnten Auge erschien diese schüchterne Gestalt noch reizloser, als sie wirklich war. Er hatte keine Ahnung davon, daß die Arme, deren ganzes Leben bis dahin nur ein einziger, endloser Wintertag gewesen, die weder das Glück der Kindheit, noch die Freuden der Jugend gekannt, dem gefährlichen Zauber seiner glänzenden Erscheinung unterlag, und daß in ihrer Seele plötzlich Träume von Erdenglück in berauschender Schöne aufstiegen, Träume, die an der Seite dieses Mannes sich niemals erfüllen konnten. Aber ihre Liebe war, wie jede echte Liebe, scheu, zaghaft und demüthig. Kein Blick, kein Wort, kein Hauch verrieth, was in dem verborgensten Schrein dieses stillen, bescheidenen Herzens geheimnißvoll trieb und blühte. Die Jahre gingen vorüber und fegten den letzten Schimmer der Jugend aus dem immer bleicher werdenden Antlitz; aber über das Herz hatten sie keine Macht. Ruhig, wie immer, schritt sie an der Seite des Mannes dahin, der es ihr niemals vergessen, daß sie ihm aufgedrungen worden und der sie erst dann mit einem milderen Blicke zu betrachten anfing, als sie nach langen Jahren einer kinderlosen Ehe ein reizendes Töchterchen in sein ödes Haus brachte. In dem Gefühle für dieses geliebte Kind begegneten sich zum ersten Male die beiden verschiedenen Gatten, der Mann, welcher längst alle Illusionen aus seinem Dasein verscheucht hatte, und das Weib, welches sie so gläubig in ihrer Seele bewahrte. Graf Albert, in der festen Voraussetzung, daß die Güter des Oheims, welche er um einen so schweren Preis zu erringen gestrebt, ihm nach dem Ableben desselben nicht entgehen könnten, hatte beschlossen, sobald er

in den Beſitz derſelben gelangte, die perſönliche Gunſt, welche ihm der Monarch ſchenkte, dahin zu benützen, die Auflöſung des Majorats und dadurch die freie Erbfolge für ſeine Tochter zu erreichen. Die Nachricht, daß durch die Geburt eines anderen Stammhalters ſein Kind erblos geworden, mußte daher einen Sturm in ihm erregen, den er nur mühſam durch die weltmänniſche Glätte ſeines Weſens zu verbergen vermochte. Jedenfalls lag es ihm ob, für alle kommenden Fälle ſeine Verbindung mit dem Monarchen ſo feſt als möglich zu knüpfen, und ſchon dies beſtimmte ihn, ſeinen Aufenthalt in Neapel abzubrechen. Die Frau jedoch, welche auf Anrathen der Aerzte hier weilte, durfte die Stadt nicht verlaſſen, und ſo fügte er ſich, wiewohl ungern, in eine zeitweilige Trennung von ſeinem Kinde.

Er hatte der Gräfin, in ſeinen kühlen Ton zurückfallend, dieſe Willensmeinung mitgetheilt und forderte ſie nun zur Rückkehr auf. Es war indeß ſpät geworden. Der Mond ſchimmerte in blaſſen Strahlen über das düſtere Tuffgebirge, deſſen felſenartig vorſpringende Kanten ſich rieſig ausdehnten und ſich in mannigfaltigen grotesken Bildungen verloren. Dieſe ganze Scenerie hatte ein phantaſtiſches Gepräge; aber der Graf, welcher alle Romantik gründlich verabſcheute, ſchritt mit immer ungeduldigerer Haſt voran und ſeine Brauen zogen ſich zuſammen, ſo oft ſie an eine Stelle kamen, welche, vom Straht des Mondes nicht erreicht, finſter und unheimlich erſchien.

„Aber iſt das nicht der Schein einer Fackel!“ rief er plötzlich, indem er erleichtert aufathmete, „wahrhaftig! und dieſe kleine, gnomenhafte Geſtalt! die Füße ſind ſo dünn, daß ſie wie aus Spinngeweben gebildet erſcheinen; aber die Figur bewegt ſich, ſcheint alſo zu Denen zu gehören, die ſich gleich anderen Sterblichen den Geſetzen der Bewegung unterordnen. Heda, lieblicher Kobold, trage Deine Leuchte doch etwas näher!“ Der Graf war nichts weniger als eine humoriſtiſche Natur und ſeine Anſprache geſchah mehr in jenem Humor der Verzweiflung, der auch das nüchternſte Menſchenkind zuweilen überkommt; aber als die kleine Erſcheinung nun herantrat und ſich mit den zierlichſten Knixen und unter einem betäubenden Wortſchwall der allerhöchſten Guade, der **gloriosa Madonna** und der **altissima Eccellenza** empfahl, vermochte er ſich des Lachens nicht zu erwehren.

„Wer ſeid Ihr denn eigentlich?“ fragte er endlich.

„Rafaelo iſt mein Name, mit **Illustrissimo** allergnädigſter Erlaubniß,“ entgegnete der Kleine, indem er ſeine Fackel gleich einem Gewehre ſalutirend ſenkte.

„Und was iſt Euer Gewerbe?“

„Gewerbe!“ rief der Kleine entrüſtet, „**Magnificenza**, ich habe mich den Wiſſenſchaften und der heiligen Dichtkunſt ergeben und ſtehe vorzugsweiſe im Dienſte der göttlichen Polyhymnia, der erhabenſten aller Muſen! Aber die Zeiten ſind ſchlecht; die Kunſt geht nach Brod.“ —

„Waret Ihr vielleicht bei dem Feſte?“ unterbrach ihn der Graf ſpottend, während ſein Blick die fadenſcheinige Tracht des Poeten ſtreifte, deren heterogene Beſtandtheile zum Theil einem Abbate und zum Theil einem Bajazzo entlehnt zu ſein ſchienen.

„Ich war natürlich dort.“

„Als Bajazzo?“

„**Altissimo**,“ ſagte der Fackelträger vorwurfsvoll, „ich bin, wie Ihr mich hier ſeht, der begabteſte Improviſator der Gegenwart. Wenn Euer Excellenzen hohe Anweſenheit dieſe Stadt nicht erſt ſeit einigen Tagen verherrlichte“ —

„Ei, wie ſo wißt Ihr denn das?“

„Durch meinen Neffen Beppo, den Barkenführer.“

„Der hat Euch wohl auch hierhergeſandt. Das nenne ich aufmerkſam.“

„Ja, **Eccellenza**, es fiel ihm gleich ein, daß eine Fackel nicht unerwartet kommen dürfte und ich ſtimmte ihm bei. Die Grotte iſt düſter und der Weg ſehr lang. **Nihil illo carcere longius, nihil illis faucibus obscurius**, ſagt Seneca mit Recht, ein langes Gefängniß und ein dunkler Gang“ —

„Geht nur voraus,“ ſprach der Graf lächelnd, „und haltet Euere Fackel ein wenig höher.“

Rafaelo gehorchte. Er tänzelte mit ſeiner Fackel wie ein Irrwiſch hin und her, während er mit ungeheurer Zungenfertigkeit die verſchiedenartigſten Geſpräche anzuknüpfen verſuchte.

„**Serenissimo** haben doch ſicherlich das Grab unſeres unſterblichen Virgilius beſucht?“ rief er plötzlich ſtehenbleibend.

Der Graf verneinte.

„O, dann führe ich Sie ſogleich; es liegt ganz nahe, **Altissimo**. Publius Virgilius, göttlicher Meiſter! Wer hätte ſich nicht im Staube vor dir gebeugt! Die irdiſchen Beherrſcher und die Herrſcher des Geiſtes knieten an deinem Hügel! Unſer liederreicher Petrarka hat einen Lorbeerbaum darauf gepflanzt und Boccacio erfaßte hier die Begeiſterung ſo, daß er ſich dem ſchmutzigen Dienſte Merkur's entzog und ſich den Muſen huldigend ergab! Ich ſelbſt, **Illustrissimo**, habe daſelbſt einen Myrthenbaum gepflanzt und —

„Geht nur endlich von der Stelle,“ rief der Graf halb lachend, halb ungeduldig, „ich wünſche **Santa Lucia** auf dem kürzeſten Wege zu erreichen.“

„**Per dio**, das ist etwas Anderes!“ sagte der Verehrer Virgil's. Er lief eilig voraus, seine Fackel wie einen Thyrsusstab emporschwingend, wobei er unter allerhand harmlosem Geschwätz eine Fluth von Gedichten und Citaten entfesselte. Zuweilen wandte er jedoch seinen Satyrkopf zurück und seine Blicke streiften listig blinzelnd das Paar, welchem er sich zum Führer aufgedrungen hatte. In den Straßen trafen sie fröhliche Schaaren, die ab- und zugingen, berauscht von dem Jubel des Festes. Rafaelo war Allen bekannt und erfreute sich augenblicklich des allgemeinen Zutrauens, eine Wahrnehmung, welche den Grafen sogleich veranlaßte, sich der Dienste des Poeten für die Vorbereitungen zu seiner Abreise zu versichern. Als sie die Straße **Santa Lucia** erreicht, in welcher der Graf miethweise einen Palast bewohnte, erhielt der bestürzte Rafaelo, der bereits Luftschlösser zu bauen angefangen, den Auftrag, so schnell als möglich eine passende Reisegelegenheit zu besorgen. Er entfernte sich sehr herabgestimmt, während der Graf seine Gemahlin in das Haus geleitete.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Friedel und Bärbel.

(Fortsetzung.)

Das arme Bärbel ward blaß und roth und wieder blaß und stieg zitternd von dem Düngerhaufen, der Wiege ihrer ersten und einzigen Liebe, herab, um sich nach dem Kuhstall zu verfügen. Aber sie zitterte nicht blos für sich, sondern mehr noch für den guten Friedel, der es nun gewiß noch viel ärger kriegte als sie.

So war es auch. „Du Taugenichts! Du Lump!“ so klang es aus großbäuerlichem Munde, „Du willst um meine Tochter freien? Das wäre ein Fressen für einen Kerl, der auf der Gotteswelt nichts hat, als die paar Fetzen, die er sich in meinem Dienst angeschafft hat! Willst Du Dich augenblicklich an Deine Arbeit scheeren, Du Tagedieb! Weißt Du nicht, daß Du Punkt Acht anspannen sollst und hast noch kein Geschirr geputzt und keinen Wagen gesäubert, Du Schmutzbarthel?“

Der Friedel war nicht umsonst bei den Soldaten gewesen; er wußte, daß er den Mund nicht umsonst fütterte, und fürchtete sich vor keinem Korporal, geschweige vor dem Großbauer. Er hatte schon eine **lanzen**scharfe Antwort auf der Zunge; aber da fiel sein Blick auf die Kuhstallthür, in der stand das Bärbel und winkte ihm mit flehender Geberde zu schweigen. Dieser Geberde konnte Friedel nicht widerstehen; er waffnete sich mit Sanftmuth und sagte in gelassenem Tone: „Daß ich ein Taugenichts und Tagedieb sei, das glaubt Ihr selbst nicht; wenn Ihr meint, der Kutschwagen sei nicht gesäubert, so muß Euch's geträumt haben; geht und überzeugt Euch selbst, daß er spiegelblank ist, wenn ich auch erst der — Kleinmagd, die das Bauchgrimmen hat, das bischen Mist mache.“

Der Großbauer wollte noch einmal hinauswettern, aber die inzwischen munter gewordene Großbäuerin zerrte ihn am Hemde und sagte, er solle doch am Sonntag Morgen keinen solchen Spektakel machen; er schreie doch das Gundchen aus dem Schlafe; der Friedel sei ein wackerer Bursch' und werde seine Sache schon machen.

Kukerukuh! krähte der Cochinchinese und das Haupt mit der Zipfelmütze fuhr zum Fenster hinein. Friedel machte ruhig seinen Mist, Bärbel molk glücklich ihre Kühe — ach Beide ahnten nicht, welch' finstere Wetterwolke sich über ihren Häuptern zusammenzog.

4.

Noch während der Großbauer den Friedel anwetterte, hatte sich der Großknecht geräuschlos aus der Kammer entfernt, hatte sich die Treppe hinab- und zur Hinterthür hinausgeschlichen, war um die Hofgebäude herumgegangen und vom Garten aus durch eine enge Fensteröffnung in den Wagenschuppen gestiegen.

„Denen hab' ich's Kosen versalzen,“ sprach er zu sich, einen Kasten mit Mörtel, den die Maurer vorgestern beim Backofenbau gebraucht, aus einem Winkel hervorziehend; „nun will ich aber zum Salz auch noch Pfeffer fügen.“

Sprach's und rührte mit der Hand in dem steifen Mörtel und bespritzte und beschmierte alle Räder und Achsen des gestern von Friedel so sorgfältig gesäuberten Kutschwagens. Mit teuflischer Freude betrachtete der Großknecht sein finsteres Werk; dann kroch er wieder zum Fenster hinaus, eilte über den Garten hinab zum Dorfbach und wusch sich die mit Mörtel bedeckten Hände, um jede Spur seiner nichtswürdigen That zu beseitigen.

Doch der Verräther schläft nicht.

Mittlerweile war auch die Großmagd aufgestanden, um im Garten einen Korb frischen Grases für ihr Vieh zu holen. Rieke, so hieß sie, machte ihrem Titel alle Ehre; denn ein so großes und stämmiges Frauenzimmer gab's in ganz Großweida nicht. Daher führte sie auch ihre Sense so leicht wie ein Spielwerk. Wie sie nun im besten Mähen war, sah sie, wie der Großknecht zum Wagenschuppenfenster heraus-

Digitized by Google

kroch, und ihr Herz schlug vor Wonne, denn sie liebte den Großknecht, trotzdem er ihr gegenüber ziemlich knirpsartig erschien; sie liebte ihn, seit er vor acht Tagen auf der Kleinweidaer Kirchweih die ganze Nacht mit ihr getanzt und sie früh nach Haus geführt hatte. Seitdem war sie steif und fest überzeugt, sie und der Großknecht müßten ein Paar werden.

Ihre Wonne erlitt aber einen Abbruch, als sie die mit Schmutz überzogenen Hände sah, und noch mehr, als der Geliebte, ohne sich nach ihr umzublicken, wie ein Dieb hinabrannte zum Dorfbach und seine Hände sorgsam wusch. Und auch jetzt, da er wieder zurückging, sah er sie trotz ihres Hustens nicht, sondern wendete sich nach der entgegengesetzten Seite, nach des Nachbars Garten, wo — ihr Herzblut kochte, als sie dies gewahr ward — wo Mine, des Nachbars Magd, ebenfalls Gras holte. Mit einem Satz war der Treulose über die niedrige Raumauer hinüber gesprungen und hinter der hübschen Nachbarsmagd — Rieke sah, wie er sie umfaßte und hörte — o ungeheurer Verrath! — sie hörte einen Schmatz durch die heilige Sonntagsmorgenstille knallen, wie sie noch nicht gehört, selbst an jenem Morgen nicht, wo das Ungeheuer sie nach Hause geführt.

Die Sense entsank Riekens Hand und ihr Herz war gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

„Das liebe Brod" ist das, was der Europäer in Südamerika am schmerzlichsten entbehrt. Man sucht nach Ersatzmitteln und rühmt sie, aber Brod ist es nicht, wird es nicht und ersetzt es nicht. Kartoffeln können dafür etwa ausreichen in der Noth, aber auch diese fehlen dort. Die Yamswurzel soll die Kartoffel ersetzen; soll — aber thut's nicht, obwohl es einige Sorten gibt, die sich kaum von ihr unterscheiden; — aber sie sind süß und man wird ihrer schnell überdrüssig, während das bei der eigentlichen Kartoffel fast nie eintritt, zumal die Zubereitungsarten hundertfach sind. Die Batate oder süße Kartoffel ißt man schon in Nordamerika sehr gerne; aber es ist eine süße Rübe und man wird ihrer bald müde. Die Ersatzmittel des Brodes sind eben noch übler. Aus Cassave, aus Maniok bereitet man ein Gebäcke, das etwa aussieht wie Matzen (Osterbrod) aus Sägemehl und schmeckt auch etwa so. Sättigende Kraft hat es nicht, man müßte denn wörtlich den Magen damit ausfüllen, dann aber gehört eine Verdauungskraft dazu, die man billiger Weise einem ehrlichen Christenmenschen aus Europa nicht zumuthen kann und darf. Auch die Banane gilt als ein Ersatzmittel des Brodes. Die Frucht hat an ihrem Fleische etwas der Birne Aehnliches und ist als frische Frucht wohlschmeckend; aber halbreif abgepflückt, in Scheiben geschnitten und geröstet. Sie schmeckt gut und reicht etwas näher an das Ersetzen des Brodes als die Banane, bleibt aber immer noch himmelweit zurück hinter dem „lieben Brode". Aber unbegreiflich ist es, daß man nicht aus Maismehl Brod bereitet, da man dessen doch genug hat! In Tyrol ißt man's fast überall auf dem Lande. Es ist kräftig, wohlschmeckend und doch — Brod.

## Der Herbst.

Die heitern Tage sind vorüber
Und feuchter Nebel ruht im Thal.
Ein jeder Morgen wird jetzt trüber
Und schwächer jeder Sonnenstrahl.

Die Wälder hüllt ein tiefes Schweigen,
Kein Röschen blüht am Dornenstrauch,
Und Flora's zarte Kinder neigen
Ihr welkes Haupt vor Nordens Hauch.

Das letzte Blatt fällt von dem Baume,
Den Herbsteslüfte rauh umweh'n,
Er flüstert still, als wie im Traume,
Von Trennung und von Wiederseh'n.

Den Vogel trieb ein mächtig Sehnen
Weit über Thäler, Berg und Meer.
Die Sterne schimmern feucht von Thränen,
Umhüllt von kaltem Nebelheer.

Doch Vögel kehren, Blumen blühen,
Der Wald erschallt von Lust und Lied,
Und Nebel schwinden, Sterne glühen,
Wenn hold der junge Lenz einzieht. —

Ganz anders ist's, wenn ernst und bange
Des Lebens Herbst dein Herz beschleicht,
Der währt dann unaussprechlich lange,
Und jede süße Hoffnung weicht.

Kein Frühling weckt mehr junge Triebe,
Der Freude Lied ist längst verhallt,
Und flieht auch endlich noch die Liebe,
Dann, armes Herz, dann brichst du bald. —

H., im November 1864. *Fischer.*

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 141.** Dienstag, 22. November **1864.**


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

„Das Reisen bei Tage ist mir immer unbequem," sagte der Graf, jede Frage der Dame abschneidend. „Du wirst der Ruhe bedürftig sein, Therese, und da ich Dich nicht stören möchte, so will ich lieber sogleich Abschied nehmen." Er ergriff ihre eiskalte Hand und drückte sie an seine Lippen. So schieden sie. Das zitternde Lebewohl, welches sie leise hinhauchte, hatte er wohl kaum vernommen.

Rafaelo hatte die erhaltenen Befehle pünktlich ausgeführt und erschien bereits zwei Stunden später in dem Hause, um dem Grafen diese Meldung zu bringen. Der schläfrige Kammerdiener, der soeben alle Vorbereitungen zur Reise beendet und nun ein Stündchen der Ruhe zu pflegen gedachte, wies ihm verdrießlich die von seinem Gebieter bewohnte Zimmerreihe, und Rafaelo, seiner Natur nach sehr wenig schüchtern, trat sogleich unbedenklich ein.

Er hatte indeß bereits sämmtliche Zimmer durchschritten, ohne des Grafen ansichtig zu werden und nachdem er seinen unförmlichen Kopf wohlgefällig in den großen Wandspiegeln gemustert, blieb ihm nichts übrig, als die Auskunft des schläfrigen Kammerdieners von Neuem einzuholen.

Bevor er denselben jedoch erreichte, belehrte ihn der Schatten, welcher durch eine halbgeöffnete Thür fiel, daß der Gegenstand seiner Nachforschungen sich in seiner Nähe befinde. Leise trat er heran.

Der Graf stand vor dem Bette eines 2—3jährigen Kindes, dessen liebliche Schönheit durch den Ausdruck der Ruhe noch gehoben wurde. Er redete laut und heftig in der Sprache der Tedeschi, die der arme, neugierige Rafaelo leider nicht verstand; aber er sah den Blick der Leidenschaft, der aus den rollenden Augen plötzlich blitzartig hervorschoß, das hastige Zucken des Mundes, der nur das kalte Lächeln des Spottes zu kennen schien, die fieberhafte Gespanntheit der Züge, welche noch kurz vorher die Apathie einer weltverachtenden Ruhe gezeigt hatten. Der Ausdruck des höchsten Erstaunens trat in das Faungesicht des kleinen Mannes; der Gedanke mochte ihn überkommen, daß es wirklich Dinge in der Welt geben könne, von denen sowohl er, als seine Muse nichts begreife.

Aus dieser Betrachtung störte ihn ein tiefer, schwerer Seufzer. Er starrte empor. Der Graf hatte sich über das Kind geneigt und küßte es lange und innig, während ein fremdartiger Ausdruck über sein stolzes Gesicht zog. Als er sich aufrichtete, sah Rafaelo, daß eine Thräne in seinem Auge stand. Er hatte kaum Zeit gehabt, sich in das anstoßende Gemach zu flüchten, als ihn der Graf antraf.

„Bin soeben gekommen, **Serenissimo!**" rief der Schlaukopf, ein mühsames Keuchen affektirend, und er fuhr, sich Kühlung fächelnd, mit der Hand über die Stirne. In Wahrheit trocknete er sich den kalten Angstschweiß; denn noch beherrschte ihn die Furcht, daß der Graf den Lauscher bemerkt haben könnte.

Der Graf aber hatte sicherlich ganz andere Gedanken im Kopfe; er that die nöthigen Fragen in barscher Weise, trat dann in den Vorsaal, um selbst den Kammerdiener zu wecken, der mit süßsaurer Miene in die Höhe sprang, und ehe noch eine halbe Stunde verging, saß er in dem Reisewagen und der gähnende Kammerdiener auf dem Bocke, dem Vetturino zur Seite. Rafaelo aber stand knirend und deklamirend am Wagenschlage; er rezitirte pathetisch eine Stelle der „Odyssee" zum Ruhme des Ulysses, des unsterblichen Sohnes des Laërtes und der Antikleia, pries die Tugenden der treuen Penelope und forderte schließlich alle Götter des Olymps auf, dem herrlichen Ulysses auf seiner Fahrt ihren Schutz zu gewähren.

Der Graf schien indeß von dem Poeten keine Notiz mehr zu nehmen; er trieb den Vetturino zur

Eile an und bald rollte der Wagen fort. Aber kein Blick des Scheidenden fiel auf das halb geöffnete Fenster, an welchem Thereſe mit gefalteten Händen lehnte, das bleiche Antlitz verklärt von dem Glanze des Mondes, der es mit ſeinen Strahlen überzog. Der Pförtner hatte den Palaſt wieder geſchloſſen und Raſaelo war nun allein. Er hatte ſich noch niemals in einer ähnlichen Stimmung befunden; denn in ſeinen Taſchen klimperten — ein unerhörtes Wunder — blanke, ſchwere Paoli, mit denen ihn der Graf freigebig belohnt hatte. War das eine Nacht, die man verſchlafen durfte! Er hätte zu ſeinen Gefährten eilen können, die ſich ſicherlich jetzt noch gütlich thaten; aber dazu fehlte ihm doch die fröhliche Laune; die hatte er verloren, als er von ungefähr zu dem geöffneten Fenſter hinaufgeblickt, an dem die bleiche, einſame Frau lehnte, für die er ſogleich, ſich ſelbſt unbewußt, ein Gefühl des Mitleids empfunden hatte, als er ihr ſanftes, trauriges Geſicht geſehen. „**Poverina**“ — murmelte er gedankenvoll, „**poverina!**“ — und er trat langſam den Heimweg an.

* * *

Gräfin Thereſe pflegte täglich an den Ufern des Golfs ſpazieren zu gehen, nur von ihrem Töchterchen und der aus Deutſchland mitgebrachten Wärterin begleitet. Hier war es, wo Beppo die Bekanntſchaft der Dame erneuerte, über deren Namen und Stand er längſt von Raſaelo unterrichtet worden. Der kluge Junge hatte beſchloſſen, der Gräfin die Rolle eines **deus ex machina** zu oktroyiren, um ſeine Marietta heimführen zu können. Nach vielen vergeblichen Aufforderungen des unermüdlich Drängenden hatte die Gräfin ſich wieder einmal ſeiner Barke bedient und er benützte dies ſogleich, um mit der dem Neapolitaner eigenen liſtig zuthätigen Vertraulichkeit der **serenissima Madonna** alle Leiden und Freuden ſeines dermaligen Zuſtandes zu ſchildern. Thereſe, die es nie geglaubt haben würde, daß die ſcheinbar treuherzige Beichte des Liebenden nichts als ein geheimer Anſchlag auf ihre Börſe war, fühlte ſich gerührt, verſprach ihm ihren Schutz und forderte ihn auf, ihr Marietta zuzuführen. Die Schönheit und Anmuth des Mädchens ſtimmte ſie vollends den Liebenden günſtig und ſie erſchien noch an demſelben Tage als Vermittlerin zwiſchen dem habſüchtigen Alten und dem gewandten Liebespaare. Ganz erſtaunt, daß eine geringfügige Summe das Lebensglück zweier Menſchen beeinfluſſen könne, erklärte ſie ſich ſogleich aus eigenem Antriebe bereit, die Gründung des kleinen Haushaltes zu übernehmen, und ſchon acht Tage ſpäter führte Beppo ſeine Marietta zum Traualtar. Aber gerade dieſe Unbefangenheit, mit der die Dame ihre Hilfe geſpendet, hatte einen tiefen Eindruck auf das junge, glückliche Paar gemacht. Thereſe hatte damit zwei Menſchen gewonnen, die ihr, im vollſten Sinne des Wortes, mit Leib und Seele ergeben waren. Raſaelo, der Oheim, war inzwiſchen nicht müßig geweſen; er hatte, freilich ein wenig mit Aufopferung ſeiner Dichterwürde, ſich die Gunſt der kleinen Conteſſa durch ſeine unvergleichlichen Bocksſprünge und allerhand luſtigen Farcen zu erringen gewußt. Das holde Kind pflegte jubelnd die Händchen auszuſtrecken, ſobald es den poſſirlichen Alten gewahrte, und da es am Ende zu weinen anfing, ſobald Raſaelo, ſeinen Vortheil geſchickt ausbeutend, die Vorſtellung gerade im Momente der Spannung abbrach, ſo erbat es die Gräfin, in ihrer beſcheidenen Weiſe, als eine Gunſt, daß er ihnen in das Haus folge.

Als Raſaelo ſomit die Schwelle des Palaſtes zum zweiten Male überſchritten, ſtand es bei ihm feſt, denſelben freiwillig nicht mehr zu verlaſſen. Er fingirte daher inmitten ſeiner tollſten Sprünge ein plötzliches Uebelbefinden und erreichte dadurch, daß die gutmüthige Dame ihn ſogleich der Pflege ihrer Leute übergab und mit eigener Hand für ſeine Erquickung ſorgte. Der günſtige Erfolg ſeiner Taktik machte, daß er ſich bereits als Inſaſſe des Hauſes betrachtete, während man ſeiner Entfernung entgegenſah und die Dienerſchaft ihm dies unverholen andeutete. Da erkrankte ein Diener des Hauſes und Raſaelo, ſchnell entſchloſſen, bot der Gräfin ſogleich in den zarteſten Redewendungen und gewandteſten Umſchreibungen, wie ſie einem Verehrer Virgil's nur geziemten, ſeine Dienſte an, welche dieſe, nach einigem Zögern, auch wirklich annahm. Raſaelo hatte nun glückliche Tage. Aeußerſt gutmüthig, dabei liſtig und verſchlagen und obgleich für ſeine eigenen Schwächen vollſtändig blind, ſehr ſcharfblickend, wo es die Schwächen Anderer galt, hatte er ſich bald im ganzen Hauſe beliebt und geradezu unentbehrlich gemacht. Verſtand er es doch, ſelbſt in das bleiche Antlitz ſeiner Herrin ein Lächeln zu zaubern! Thereſe horchte ſeinen tollen Einfällen, duldete ſeine dichteriſchen Ergüſſe und hatte ſtets ein freundliches Wort für ihn, auf den ſie mitleidig herabſah. Daß der kleine Wicht in ihrer Seele ſo klar las, als trüge ſie alle Gedanken derſelben mit Lapidarſchrift auf der Stirne geſchrieben, ahnte ſie nicht entfernt. Zu ihrem Nachtheil konnte dies indeß nie gereichen. Raſaelo verehrte die heilige Madonna ſelbſt nicht eifriger als Gräfin Thereſe.

Der Graf ſchrieb ſelten und Raſaelo bemerkte leicht, daß ſeine Briefe die Herrin nicht freudiger

Digitized by Google

stimmten. Er hatte es auf den ersten Blick richtig erkannt, welche Stelle die Gräfin in dem Herzen ihres Gatten einnahm und er verabscheute dafür den Grafen in demselben Maße, in welchem er der Gräfin zugethan war.

(Fortsetzung folgt.)

## Friedel und Bärbel.

(Fortsetzung.)

5.

Ehe die alte Kirchthurmuhr mit heiserem Schlag die achte Stunde verkündete, hatte Friedel nicht nur den Mist ganz sauber gemacht (wofür ihn im Vorbeigehen ein Blick voll Liebe aus Bärbels blauen Augen überreich belohnte), sondern auch das Geschirr so blank geputzt, wie noch nie. Vergnügt warf er sich in Staat, und Punkt acht Uhr befahl er dem Pferdejungen, ihm beim Anspannen zu helfen.

Die Großbäuerin stand schon fix und fertig im Kirmesstaat unter der Hausthür und freute sich, wie Friedel die stattlichen Braunen mit dem funkelnden Geschirr aus dem Stall brachte. „Ich sagte es gleich," sprach sie vor sich hin, „der Friedel wird seine Sach' schon machen."

Aber jetzt kam Gottlieb, der Pferdejunge, aus dem Wagenschuppen heraus und schrie mit entsetzter Geberde: „Aber Friedel, der Kutschwagen ist ja noch ganz voll Dreck!"

„Du hast Dreck in den Augen, dummer Junge!" versetzte Friedel, seiner Sache gewiß; „geschwind schieb' den Wagen heraus, oder ich will Dir Hände und Beine machen."

„Gib dem naseweisen Buben eine Maulschelle, Friedel!" sagte die Großbäuerin; aber Gottlieb dachte, eh' ich mich maulschelliren lasse, schiebe ich lieber die dreckige Kutsche heraus, da mag der Friedel sein Fett hinnehmen, das ich ihm ersparen wollte.

Und sieh', da kam er heraus der beschmierte und bespritzte Kutschwagen, und da stand er nun zum Entsetzen des armen Friedel. In Großweida fällt man nicht in Ohnmacht, sonst wäre die Großbäuerin sicherlich in Ohnmacht gefallen, — so konnte sie nur die Hände über den Kopf zusammenschlagen. Und nun trat auch gleich der Großbauer und Gundchen — letztere in Sammt und Seide und in einer Krinoline, um die ein preußisches Kriegsschiff eine Uebungsfahrt hätte unternehmen können — die traten auch aus der Hausthür und sahen die Bescheerung; und nun hatte Friedel für Schelt- und Schimpfworte nicht zu sorgen.

Da stand er wie ein begossener Hund und ließ Alles über sich ergehen — er wußte nicht, ob er wache oder träume, er stierte nur immer auf die schmutzige Kutsche — der Großbauer donnerte, die Großbäuerin schmetterte und Mamsell Gundchen schnatterte — Bärbel hörte und sah Alles mit blutendem Herzen an und wie das Ende vom Lied kein anderes war, als daß Friedel stracks aus dem Dienste gejagt wurde, da trat sie wohl heraus und wagte es, für den Aermsten zu bitten, doch beschwor sie damit nur das Wetter mit über ihr eigenes Haupt, ohne dem Friedel etwas zu nützen. Ihre Stiefschwester sagte sogar, man müsse sich einer solchen Schwester schämen, die ihren Stand so weit vergessen könne, sich mit einem gemeinen Knecht einzulassen; sie werde wieder in die Stadt ziehen, wenn solche Schande in ihrem Vaterhause einreißen dürfe.

„Sei nur ruhig, mein Engel," tröstete sie der Vater; „ich will mein Haus schon rein halten. Der Lausbub' verläßt auf der Stelle den Hof, dabei bleibt es und mit der ungerathenen Dirne will ich schon andere Saiten aufziehen."

Es wurde nicht anders; der arme Friedel mochte sagen, was er wollte, er mochte noch so hoch betheuern und sich auf diesen und jenen Zeugen berufen, daß die Kutsche gestern sauber gewesen — es blieb dabei, er mußte seinen Bündel nehmen und noch zur selben Stunde den Hof des Großbauern verlassen. Das gute Bärbel aber ging still in ihre Kammer und weinte bitterlich.

6.

Der Großmagd Rieke war es gewiß nicht minder weh um's Herz, als dem Bärbel, aber gestennt wurde bei ihr nicht. Der Schmatz, den der treulose Großknecht Nachbars Minen gegeben, schallte ihr fortwährend in den Ohren und trieb sie zur Rache an. Aber wie sollte sie sich rächen? Darüber zerbrach sie sich beim Grashauen den Kopf, sie zerbrach sich ihn später beim Füttern — aber vergebens, denn der Himmel hatte diesen zerquälten Kopf nicht mit Ueberfluß von Erfindsamkeit gesegnet. Da besann sie sich auf die alte Schimmel-Beate im Dorfe, die aus dem Kaffeesatz wahrsagte, und sie beschloß, bei dieser sich Rath zu holen.

Zwar erfuhr sie inzwischen, was mit dem Mittelknecht vorgegangen war, und wenn Denken ihre Sache gewesen wäre, so hätte das, was sie am frühen Morgen vom Großknecht gesehen, sie auf den Gedanken bringen können, daß dieser wohl dem

armen Friedel einen bösen Streich gespielt; aber da das Denken bei den Großweidaern als eine Art Luxus galt, dem nur Narren, „Gestudirte“ und „kluge Weiber“ fröhnten, so gab sich auch Rieke damit nicht ab, sondern ging lieber zur „klugen Frau“, die mochte um zwei Kreuzer für sie denken.

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Wer Lust hat zu plündern, trete aus dem Glied.) Zu Anfang des Jahres 1807, während Napoleon mit seiner Armee in Polen stand, waren in dem hessischen Städtchen Hersfeld Unruhen ausgebrochen und ein französischer Soldat ermordet worden. Napoleon, beunruhigt durch mehrere solcher Vorfälle im Rücken seiner Armee, wollte ein abschreckendes Beispiel geben und befahl, daß die Stadt rein ausgeplündert und an vier Ecken angezündet und abgebrannt werde.

Mit Mühe wurde durch eingelegte Fürbitten das Schicksal der Stadt so weit gemildert, daß an vier Ecken vier einzeln stehende Häuser angezündet wurden, jedoch das Löschen durch die Franzosen nicht verhindert werde, so daß nur wenig Häuser abbrannten. Die Ausplünderung aber war nicht erlassen worden, sondern dem mit einem badischen Jägerkorps gerade in Besatzung liegenden Oberst-Lieutenant Lingg (dem am 21. Januar 1842 in Mannheim gestorbenen General-Lieutenant Lingg von Linggenfeld) aufgetragen.

Zur bestimmten Stunde riefen die wirbelnden Trommeln seine Jäger auf den Sammelplatz, während die ganze Stadt vom Klagegeschrei der flüchtigen und fliehenden Einwohner ertönte. Lingg trat in die Reihen seiner Krieger, stellte ihnen mit kräftigen Worten das unglückliche Schicksal der Einwohner, unter denen so viele an dem Morde unschuldig, vor, schilderte, wie eine solche Handlung der Plünderung, wo die Zügellosigkeit freien Lauf hat, nicht ohne Gräuelthaten aller Art vorübergehe. Sodann sprach er: „Der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist Jedem von Euch erlaubt; wer Lust hat zu plündern, der trete aus seinem Glied und melde sich.“

Tiefe Stille! Nicht Ein Mann rührte sich. Ein zweiter Aufruf von Lingg erfolgte und die Soldaten standen wie Mauern in ihren Reihen; keiner wollte sich an der Habe seines Mitbruders vergreifen, und die geängstete Stadt war gerettet.

(Ein Europäer als chinesischer Gott.) In Kanton besucht wohl jeder Europäer einige der „Tschoßhäuser“ (Häuser der Götterverehrung), deren eines über 500 Götzenbilder enthalten soll. Es ist ein sonderbares Gebäude, und besteht nicht etwa aus einer großen Halle, sondern aus vielen Korridoren und Gängen, angefüllt mit Figuren in den verschiedensten Formen, Kleidungen und Stellungen. Man wird dort besonders auf eine Gottheit aufmerksam gemacht, welche der Ying-li-li-Gott heißt. Höchst sonderbar ist, daß dieser Gott die Figur eines Europäers hat, hervorstechend unter allen andern durch den englischen Matrosenhut, den steifen Halskragen, den Mantel über den Schultern und ganz besonders durch den dicken Bart, welches Anhängsel der Chinese gewöhnlich nicht liebt. Auf Erkundigungen erfährt man, daß dies vergoldete Bild zum Andenken an einen englischen Matrosen hingestellt sei, der, nach einem Schiffbruch an die chinesische Küste geschleudert, von den Einwohnern gefunden und auf's Grausamste eingekerkert worden sei. Er zeigte viele Geduld während dieser unfreundlichen Behandlung, und da er ein geschickter Mechaniker und ein verständiger Mann war, dachte er auf Mittel, wie er sich die Gunst seiner Mörder gewinnen könne und beschenkte sie mit einigen selbst verfertigten mechanischen Spielereien. Diese waren den „Himmlischen“ eine große Neuigkeit, und große Menschenmassen strömten ins Gefängniß, um einen Mann von solch wundervollem Genie zu sehen. Sein Ruf breitete sich so aus, daß er sogar die Ohren des Gouverneurs der betreffenden Provinz erreichte, welcher, erstaunt über solche Geschicklichkeit, dem Gefangenen Freilassung erwirkte. Er kam sogar in eigener Person, um seine Neugier zu befriedigen, und war durch das Aeußere des Mannes und seine mechanischen Arbeiten so eingenommen, daß er ihn flugs zum Mandarin ernannte und ihn mit Ehren überhäufte. Dies dauerte bis zum Tode des Matrosen, nach welchem, um ihm auch dann noch den gehörigen Respekt zu erweisen, das oben erwähnte Bild zu seinem Andenken im Tempel aufgestellt wurde.

Ein Berliner Bummler sah einen Herrn mit einem Bärenpelze an sich vorübergehen und rief ihm nach: „Allens ist jetzt verkehrt. Sonst saßen die Affen uf die Bären, jetzt sitzen die Bären uf die Affen!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Freitag, 25. November 1864.


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

Uebrigens übte nicht nur das Klima einen wohlthätigen Einfluß auf die Gräfin. Der Umstand, daß sie nicht mehr unter dem Eindruck jener peinlichen Spannung stand, welchen sie stets in Gegenwart des Mannes empfand, dessen Herz sie so sehnsüchtig rang sich zuzuwenden, hob ihre gedrückten Lebensgeister und verlieh ihrem Wesen eine Heiterkeit, welche sie nie zuvor gekannt hatte. Mußte die Freude denn nicht endlich einmal einkehren in ihr armes, glückbedürftiges Herz! Welche wunderbaren Träume zogen grüßend durch ihre Seele! Sie alle aber krönte die Erfüllung, sobald sie auf Alberta blickte. Nicht nur die heiße, inbrünstige Liebe der Mutter verband sie mit dem holden Kinde; es sollte ihr ja das Herz des Gatten erringen helfen und so war es ihr zugleich ein Talisman des Schicksals, ein heiliges Unterpfand des Glückes, das schimmernd strahlen würde über die Zukunft ihres Lebens!

Ein heftiges Fieber, das verheerend in Neapel auftrat, brachte den ersten Schrecken in ihr stilles Asyl. Die deutsche Wärterin des Kindes und ein ebenfalls aus der Heimath mitgebrachter Diener gehörten zu den ersten Opfern, welche die Krankheit forderte, und Therese, von peinlicher Angst ergriffen, floh mit ihrem Kinde nach Sorrento, wo Rafaelo in aller Eile ein kleines, bescheidenes Häuschen für sie gemiethet hatte. In ihrer Begleitung befand sich nur Marietta, welche auf das Andringen Rafaelo's ihren jungen Gatten verlassen hatte, um einstweilen die Stelle einer Wärterin bei dem Kinde zu versehen.

Traurig, von düsteren Ahnungen gequält, betrachtete die Gräfin ihre kleine, am Busen des Meeres reizend gelegene Wohnung. Vergebens bot Rafaelo Alles auf, in die immer bleicher werdenden Züge wieder ein Lächeln zurückzurufen; ihre Blicke blieben angstvoll flehend auf das Antlitz Alberta's gerichtet, dessen Munterkeit und Frische fast zusehends schwand. Alle Aerzte, deren man habhaft werden konnte, wurden herbeigerufen und erklärten einstimmig, daß das Kind gesund sei; aber das ahnende Mutterherz hatte sich nicht getäuscht. Nach einiger Zeit brach das gefürchtete Fieber bei dem Kinde aus und ehe acht Tage vergingen, kniete die unglückselige Frau regungslos bei der kleinen, holden Leiche, die noch ein freundliches Lächeln in den schönen Zügen trug, das um Vergebung zu bitten schien für alles Leid, welches sie verursachte.

Wie die unsterblichen, von den höchsten Idealen der Schönheit erfüllten Künstler des Alterthums das Antlitz meist zu verhüllen pflegten, in welchem die vernichtende Macht des Schmerzes zum trostlosesten Ausdruck kam, so mag der lebendige, ewig strömende Urquell aller Kunst, die Natur, zuweilen eine Hülle über die von wilden Qualen gefolterte Seele breiten. Therese war, nach dem ersten Ausbruch der wildesten Verzweiflung, nicht mehr zum vollen Bewußtsein ihres Unglücks gekommen. Es lag ein Nebel auf ihrer Seele, den sie nicht zu durchdringen vermochte. Zwei Tage und zwei Nächte kniete sie in starrer Ruhe bei der Leiche ihres Kindes, die stieren, glanzlosen Augen in thränenlosem Jammer auf das sanfte Antlitz gerichtet, dessen Blicke ihr nie, nie wieder entgegenstrahlen sollten; dann überfiel sie ein Zustand der tiefsten Erschöpfung, der sie zugleich auch physisch in Bewußtlosigkeit versetzte und jetzt erst konnte die weinende Marietta, unterstützt von dem trostlosen Rafaelo, die Unglückliche der Beihilfe der Aerzte übergeben. Beppo, der Gründerin seines Glückes leidenschaftlich ergeben, war eilends, sobald er die Trauerkunde erhalten, nach Sorrento gekommen, und die drei treuen, dankbaren Menschen erschöpften sich nun in Plänen und Entwürfen, das Leid der Gräfin zu mildern. Marietta wollte, daß man sogleich dem fernen Gatten das Geschehene berichten

solle; aber dessen weigerte sich Rafaelo entschieden. Es walten, meinte er mit trauriger Miene, als Marietta ihm sehr hart zusetzte, hier ganz eigenthümliche Verhältnisse, von denen Ihr, liebe Kinder, sicherlich nichts verstehen würdet, ist es mir doch selbst manchmal ganz wirr im Kopfe, wenn ich mir die Sache ein bischen zurechtlegen will. Mein Rath wäre daher, diesen traurigen Vorfall einstweilen ganz geheim zu halten, wenn nur — schloß er mit tragischen Geberden — etwas geheim bleiben könnte, das auf einer Weiberzunge ruht!

„Wenn Du damit auf meine Marietta zielst, Onkel Rafaelo," rief Beppo gereizt, „so behaupte ich, daß sie weit besser zu schweigen versteht als Du, der Du im Grunde doch, wie Jedermann weiß, ein alter, heilloser Schwätzer bist."

„Jedes Ding hat seine Zeit, mein Sohn," erwiederte der Kleine, sich so stramm emporrichtend, als er vermochte. „Wenn Rafaelo, der Gelehrte, der Kunstjünger und Dichter, den heiligen Quell der Hippokrene strömen läßt —"

„Wasser — Wasser — nichts als Wasser!" rief Beppo dazwischen.

„Gut, Marietta, mein Töchterchen, ich glaube, daß Du im Grunde besser zu schweigen vermagst, als jener ungerathene Junge, der blöde Verächter Apollo's, welcher die heiligen Gaben der Dichtkunst zu schmähen wagt — so höre denn: der Tod der kleinen Contessa Alberta bleibt vorläufig ein Geheimniß. Wenn Du nach Neapel zurückkommst, so wirst Du Allen, die Dich nach ihr fragen, erzählen, daß sie sich wohl befinde."

„Aber, was weiter, Onkel Rafaelo?"

„Ach, die Madonna wird uns helfen und uns einen Ausweg zeigen aus dieser Noth," seufzte Rafaelo — „denn noch weiß ich keinen zu finden."

Die Hauptfrage war nun, wie es mit der Beerdigung des Kindes zu halten sei. Die Gräfin, deren Willensmeinung Marietta durchaus befolgt haben wollte, war außer Stande, eine solche zu geben. Ihr Körper war eine Beute des Fiebers geworden und ihre Seele befand sich noch immer in jenem rein passiven, dahindämmernden Zustand, in welchem die schmale Grenze zwischen dem wirklich Erlebten und dem Geträumten aufgehoben erscheint. Da die italienischen Behörden sich damals wenig darum kümmerten, wer auf jenem Theile des kuriosen Planeten, um den sie sich durch ihre politische Spürkraft so hoch verdient machten, einzutreten oder für immer fortzugehen beliebte, so konnte das Begräbniß der kleinen Alberta vor sich gehen, ohne daß ihr Name verzeichnet zu werden brauchte. Rafaelo hatte das schönste Erdenplätzchen zu ihrer Ruhestätte gewählt und lieblich geschmückt, in Begleitung frommer Brüder wurde das arme, kleine Wesen, an dessen Existenz so viele Wünsche und Hoffnungen unauflöslich gekettet gewesen, fortgetragen aus dem verödeten Hause, ohne daß die stieren Blicke der Kranken diese letzte, schwerste Trennung wahrzunehmen vermochten. Alle Welt hielt die drei trauernden Menschen für die wirklich berechtigten Leidtragenden, und diese Meinung wurde noch dadurch bestärkt, daß sie fast täglich bei dem kleinen Grabe erschienen und die prächtigsten Blumen darauf pflanzten, die bald in bunter Farbenpracht emporblühten zwischen dem Kreuze und dem Bilde der Madonna, mit dem sie es gläubig geschmückt hatten.

Der Zustand der Gräfin gestaltete sich indeß täglich besorgnißerregender. Rafaelo, der Tag und Nacht an ihrem Lager wachte, lauschte oft stundenlang in fieberhafter Angst den wirren Phantasieen, die die umnachtete Seele der Kranken umzogen. Ach, sie alle durchglühte der Gedanke an Alberta und an den Vater, dem sie sie zuzuführen gedachte. Die schreckliche Gewißheit ihres unwiederbringlichen Verlustes lag noch wie ein dunkler, jede Fassungskraft übersteigender Begriff in ihrer Seele; nur die mahnende Drohung einer unabwendbaren Gefahr hatte jenes wilde Entsetzen in ihr erregt, von dem sie sich widerstandslos gefesselt fühlte.

Nach einer bang durchwachten Nacht, in welcher die Kranke den Qualen, welche sie bestürmten, einen Ausdruck gegeben, der seine eigene Seele in allen Tiefen erschütterte, ging Rafaelo ernstlich mit sich zu Rathe, was er in einer Lage zu thun habe, deren ganze, schwere Verantwortung auf seinen Schultern ruhte. Eine Vorstellung aber konnte ihn hierbei nur leiten: die Sorge um seine Gebieterin, die alle seine Gedanken erfüllte. Ihrer armen, gestörten Seele den Frieden, ihrer Zukunft das Glück zu bringen — es gab keinen Preis, den der arme Mensch hiefür zu hoch gefunden, und wenn er mit seiner eigenen Zukunft, ja mit seinem Leben dafür hätte zahlen sollen! — Aber konnte er das strahlende Kinderauge wieder beleben, das im Tode gebrochen war? Konnte er der verlassenen Mutter ein Kind wiedergeben? — Ein Kind: Nackt und obdachlos, von den Eltern, denen sie eine Bürde waren, verstoßen, liefen sie oft in den Straßen umher; wenn — — doch nein, keines dieser preisgegebenen Kinder konnte es sein: selbst der Schatten eines Makels durfte die arme Dulderin nicht treffen!

Wieder versank er in peinliches Nachdenken. Plötzlich sprang er empor. „Den Gedanken hat mir die Madonna selbst eingegeben!" rief er mit leuchtenden Blicken. Er weckte hastig Marietta, die noch im

Digitized by Google

Morgenschlummer lag. „Marietta, ich gehe sogleich nach Neapel!“

„Ach, könnte ich mit Dir gehen,“ weinte Marietta. „Beppo ist nun schon acht Tage fort!“

„Hat Eros, der lose Schalk, solchen Unfug in Deinem kleinen Herzen getrieben!“ rief Rafaelo händeringend, „dann ist Alles verloren. Marietta, im Namen der weiseren Aphrodite, in deren Schutz ich Dich empfehle, laß Dich beschwören, verweile noch in diesem Hause, dem Deine Gegenwart Segen bringen soll!“

„Was ist es denn eigentlich, Oheim?“

„Du wirst es erfahren, sobald ich zurückkomme, ich gehe geraden Weges zu Beppo, ich hoffe jedenfalls, daß Anteros weniger muthwillig bei ihm gewesen, sonst stünde es schlimm um das Wohl unserer armen Herrin. Leb' denn wohl, Marietta, mögen die Götter dies Haus beschützen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Friedel und Bärbel.

(Fortsetzung.)

Zufällig war nun die alte Schimmel-Beate Friedels Muhme und der an die Luft gesetzte Bursche hatte augenblicklich keine andere Zufluchtsstätte, als deren bescheidenes Stübchen. Von ihm wußte die Alte seine ganze Leidensgeschichte, als Rieke zu ihr kam.

Sowie es an die Thür klopfte, ließ die Alte ihren Neffen schnell in der „Hölle“ verschwinden, zog den Vorhang derselben zu und rief: „Herein!“

Sie empfing die Eintretende mit einer gewissen freundlichen Würde, nöthigte sie zum Sitzen und ließ sie ihr Herz ausschütten. Rieke that dies mit aller epischen Breite eines modischen Dorfgeschichtenschreibers und, damit der drastische Schluß nicht fehle, schlug sie mit der mächtigen Faust auf den Tisch und schwor dem Verräther, der ihr vor acht Tagen Liebe und Treue gelobt und heute Nachbars Minen, die nur ein „Nuppel“ gegen sie wäre, einen Schmatz gegeben, daß die Spatzen darüber aufgeflogen wären, empfindliche Rache; dazu erbitte sie sich den klugen Rath der Frau Beate.

Die Alte nahm eine Tasse mit frischem Kaffeesatz, setzte ihre Brille auf die Nase und betrachtete aufmerksam und mit leisem Gemurmel ihr Orakel. Rieke's große Augen hingen ehrfurchtsvoll an den Mienen der „klugen Frau“.

Endlich begann diese: „Hier steht: wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein — und hier: hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Versteht Ihr, was das sagen will?“

Die Magd glotzte sie kopfschüttelnd an.

„Nun, so will ich's Euch sagen. Der Großknecht hat dem Mittelknecht heut Morgen den Streich gespielt, die geputzte Kutsche zu beschmutzen, um ihn aus dem Dienst und damit aus dem Dorfe zu bringen — wahrscheinlich aus Eifersucht wegen Nachbars Mine — versteht Ihr mich?“

Der stämmigen Dirne schoß jetzt das Blatt — das Steigen aus dem Wagenschuppen, die schmutzbedeckten Hände, das verdächtige Rennen zum Dorfbache und der erst geputzte und früh doch beschmutzte Kutschwagen — es war ihr jetzt sonnenklar, daß die Alte Recht hatte.

Diese fuhr nach einer Kunstpause fort: „Merket auf, was ich Euch weiter sage — also hier steht: hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Seid Ihr nicht groß und stark genug, um Kirschen feil zu tragen? Was ist der Großknecht gegen Euch? Ein Wichtelmännchen, ein Butten. Zahlt's ihm heim, was er an Euch und meinem Neffen gesündigt, zahlt's ihm heim! Jetzt wird er den Kutschwagen säubern und dann an Friedels Stelle die Herrschaft fahren. Ist die Mine nicht aus Milkau und wird die nicht auch zur Kirchweih' hingehen? O sie haben ihr Spiel gar fein abgekartet!“

„Ich will's ihnen aber verderben,“ rief Rieke, auf den Tisch schlagend, daß die Tasse tanzte, „verlaßt Euch auf mich, er soll die Herrschaft nicht nach Milkau fahren, so wahr ich Rieke heiße! Hier sind drei Kreuzer; habt auch Dank!“ Damit eilte sie zur Thüre hinaus.

„Nun komm hervor, Friedel!“ rief die Alte vergnügt. Er gehorchte und sie fuhr fort: „Du weißt nun Alles; geh' der Dirne flugs nach und sieh', was sie thut, aber halte Dich versteckt.“

Friedel ging und bald bot sich ihm ein niegesehenes Schauspiel dar.

Der Großknecht hatte wirklich Friedels Stelle eingenommen. Der Wagen war bereits sauber abgewaschen und angespannt; eben stieg die Herrschaft ein und der neue Kutscher wollte sich auf den Bock schwingen. Da sprang Rieke herbei, faßte ihn am Rockschoße, riß ihn rücklings herab auf die Erde und gerbte ihn unbarmherzig durch.

Dabei wurden die Pferde scheu — der Großbauer sprang auf, um nach den Zügeln zu fassen, verlor aber das Gleichgewicht und machte einen halben Purzelbaum rücklings in den Wagen; die Großbäuerin und Gundchen brachen in ein Angstgeschrei aus, die Pferde stürmten schnaubend über den Hof — die Insassen des Wagens schienen verloren —

Digitized by Google

schon war er dicht an der dunkelumflutheten Düngerbastion — da stürzte Friedel hervor aus seinem Versteck, warf sich todesmuthig den Pferden entgegen und brachte sie auf der Stelle zum Stehen. Die Todesgefahr für die Insassen war vorüber; aber Friedel konnte nicht zugleich verhindern, daß der Wagen nach dem Düngerhaufen umfiel und Mamsell Gundchen sammt ihrem Putz sanft in die Jauche legte.

Jetzt meinte Rieke, daß der treulose Großknecht genug habe; stolz wie eine sieghafte Amazone, mit purpurglühendem Gesicht und sprühenden Augen, versetzte sie dem Gezüchtigten, der sich winselnd am Boden wand, noch einen Fußtritt und eilte dann, ihrer Herrschaft beizustehen. Gundchen war bald aus der Jauche und gleich ihren Eltern aus aller Fährlichkeit gezogen. Bärbel, die auch herbeigeeilt war, führte ihre Stiefschwester ins Haus und half sie reinigen und umkleiden — sie mußte dabei unwillkürlich daran denken, was sich heute Alles um den Düngerhaufen zugetragen.

Der Großbauer und die Großbäuerin nahmen inzwischen die Großmagd in ein scharfes Verhör und erfuhren so des Großknechts ganze Tücke. Also hatte Friedel schweres Unrecht erlitten und da sie ihm nun auch noch das Leben dankten, so gingen sie gerührt auf ihn zu, baten ihn, in ihrem Dienst zu bleiben und obgleich er erst gekränkt sich sträubte, so bewog ihn doch der Gedanke an Bärbel, zu bleiben.

Er that auch ganz wohl daran. Denn wie's in jenem Liede heißt:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen
so heiß,
„Als verborgene Liebe, von der Niemand
was weiß" —

das Bärbel ließ nimmer von dem Friedel und wie es zuletzt nicht anders mehr ging, meinte Gundchen, sie ertrüge die Schande nicht, wenn ihre Schwester nun nicht eiligst unter die Haube käme, und so gaben die Großbauersleute dem Bärbel ihr Erbtheil und den Friedel zum Mann, der nun ein biederer Kleinbauer ward.

Und so schließt unsere Geschichte, wie jede rechtschaffene Dorfgeschichte schließen muß — mit einer Hochzeit.

## Mannigfaltiges.

Unter den Pariser Damen — und nicht etwa blos jenen der halben Welt — ist eine neue verzwickte Manie eingerissen. Man will keine blonden, keine braunen Haare mehr haben, sondern nur schwarze. Schwarz wie Ebenholz muß die Frisur sein, und Alles läuft zu den Friseuren, um ein schnell wirksames Haarfärbemittel zu kaufen. Die schönsten blonden Haare fallen dieser thörichten Mode zum Opfer, welche zwei aus London nach Paris exportirte „Biches" in Frankreich eingeführt haben. Zu Tizian's Zeit hatten die schwarzlockigen Töchter Venedigs die tolle Idee, ihre Haare durch Beizen und Sonnenstrahl blond zu färben, heute ist der umgekehrte Schwindel Mode geworden.

(Glückliche Heirath.) Eine Wittwe, die in einem fashionablen Stadttheile in London ein großes Haus bewohnte, sandte nach einem reichen Anwalt, um ein Testament zu machen, worin sie über 250,000 bis 300,000 Sh. verfügte. Dies machte so großen Eindruck auf den Advokaten, daß er sich bald nachher ihr antrug, angenommen wurde und sie heirathete und dann die Entdeckung machte, daß er der glückliche Bräutigam einer blutarmen Wittwe war.

Zu einem Arzte kam ein sehr elend aussehender Mann und klagte über Dies und Jenes. Der Doktor besah und befühlte ihn hin und her; endlich sprach er mit wichtiger Miene: „Lieber Freund, Ihre Krankheit ist Nichts als Hypochondrie; Sie müssen sich Bewegung machen, fortwährend Bewegung!" „Ach Gott," rief der Kranke jammernd aus, „was soll ich mir denn für Bewegung machen? Ich bin ja schon seit zwanzig Jahren Briefträger!"

## Räthsel.

Die Erste als Kopf der Zweiten, wird
Mit letzterer immer geboren,
Für diese zu denken, ward jene gemacht,
Und jene zur That erkoren;
Doch trifft man das Ganze oft kopflos an,
Oft hat es den Kopf verloren,
Wenn laut der Kanonen Stimme rief,
Der Feind sei an den Thoren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 143.** Sonntag, 27. November **1864.**


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

Lebhaft gestikulirend und bald die Götter Rom's und Griechenlands anrufend, bald zu der Madonna emporflehend, daß sein Werk gelingen möge, enteilte Rafaelo, während Marietta in gespannter Erwartung zurückblieb.

In dem Befinden der Kranken trat indeß keine Veränderung ein; Rafaelo, der nach achttägiger Abwesenheit zurückkehrte, fand ihre Blicke noch so fieberhaft starrend wie früher. Aber Rafaelo war nicht allein gekommen; in seinen Armen ruhte ein wunderliebliches Mädchen, dessen Alter dem der verstorbenen Kleinen zu entsprechen schien. Haare und Teint waren freilich bedeutend dunkler; aber Marietta erklärte nach reiflicher Prüfung, daß die Sonne des Südens dies leicht rechtfertigen könne, und was das Kind anbelange, so wisse sie selbst nicht zu entscheiden, welches von Beiden schöner und lieblicher wäre; aber jede Verschiedenheit, die auffallen könnte, erkläre sich leicht aus diesem zarten Alter selbst, in welchem alle Kinder sich veränderten, indem sie sich herauszubilden anfingen und somit — schloß sie, dem hochaufathmenden Rafaelo die Hand reichend, kannst Du nach allen Seiten hin beruhigt sein, Onkel Rafaelo. Die Signora wird keinen Argwohn fassen und was mich anbelangt, so sollen alle Fotterkammern Neapels mir dies Geheimniß nicht entreißen.

Schwieriger als diese Ersatzstellung war es jedoch, das geistig auffallend entwickelte Kind selbst seiner neuen Lebensstellung gerecht zu machen. Schon, daß die Kleine auf den Namen Chiara hörte und unwillig den Kopf schüttelte, wenn man sie Alberta nannte, mußte ihre Beschützer beunruhigen. Am bedenklichsten aber war es, daß das arme Kind unabläßig nach seiner lieben, lieben Mutter verlangte und sich stets zornig abwandte, sobald Marietta ihr die schlummernde Gräfin mit dem Bedeuten wies, daß diese ihre liebe Mutter sei.

Rafaelo war indeß glücklicher als Marietta. Die Kleine fand bald ebenso viel Gefallen an dem guten Alten, der, um sie zu erfreuen, die ausgelassenste Heiterkeit zeigte, welche er niemals weniger denn jetzt empfunden, als jenes arme Wesen, dessen Stelle sie jetzt einnahm. Niemand war überdies gleich ihm geschickt, alle Begriffe zu verwirren. Wenn er inmitten tausend toller Schnurren und unter zärtlichen Liebkosungen von der schönen, holden Alberta erzählte, der sich kein Kind vergleichen könne und sie dann Alberta nannte, so ließ es die Kleine endlich lächelnd geschehen; denn diese Alberta fing bereits an, ihr weit besser zu gefallen als die arme Chiara, die Niemand kennen wollte. Auch von dem fernen Vater sprach Rafaelo unaufhörlich, er erzählte ihr, wie innig sie von demselben geliebt und daß er ihr die prächtigsten Sachen bringen würde. Das aber behagte dem Kinde sehr wohl; denn einen Vater hatte es ja früher nicht gehabt, und wenn Rafaelo ihr das Bild des Grafen wies, welches über dem Bett der Gräfin hing, so streckte sie demselben jubelnd die Händchen entgegen und lächelte es an, als habe sie wirklich das Original gekannt.

Am schwersten ließ sich das Bild jener schönen Frau, welche sie einst Mutter genannt, aus dem Gedächtnisse der Kleinen verdrängen; aber Rafaelo siegte endlich auch hierüber. Unter so vielen neuen, ungewohnten Eindrücken erschien die Vergangenheit dem Kinde bald nur noch wie einer jener schönen Träume, deren Rafaelo so viele zu erzählen wußte, während die Straße Santa Lucia in Neapel, mit dem großen Palaste, den sie daselbst bewohnte und den sie nur verlassen, weil Martha gestorben, die gute Wärterin aus Deutschland, und ein langjähriger Diener des Hauses ihr allmälig so vertraut gewesen, daß sie oft harmlos davon plauderte, als wenn die Erinnerung an dies Alles wirklich in ihrem Ge-

Digitized by Google

dächtniſſe ſtände. Nun erſt wagte es Raſaelo, das Kind nicht nur der Schlummernden zuzuführen, er brachte es auch der mit offenen Augen um ſich ſtarrenden Frau. Den Blick, welchen die Unglückliche auf das Kind warf, konnte Raſaelo nie mehr vergeſſen. Es war ein entſetzensvoller Jubel, welcher ſich in demſelben ausſprach, ein angſtvoll flehendes Entzücken, und als die Kleine, wie er es ſie gelehrt, mit gefalteten Händen freudig ausrief: „Biſt Du endlich geſund geworden, liebes Mütterchen, ach, das war eine lange, böſe Krankheit!“ — da brachen alle Schranken, welche die Zeit und das Unglück emporgerichtet, in der kranken, umdüſterten Seele. Ein roſiger Nebel umzog ihre Sinne und zeigte ihr die lockenden Geſtalten des Glückes und der Liebe, denen ſie gläubig nachgezogen war wie ein irrender Wanderer den täuſchenden Luftſpiegelungen der Wüſte, als eigenen, unveräußerlichen Beſitz.

Von dieſem Augenblicke an nahm die Krankheit der hartgeprüften Frau eine günſtige Wendung. Der Arzt konſtatirte täglich die überraſchend ſchnell vor ſich gehende Geneſung der bereits als hoffnungslos aufgegebenen Kranken. Das Kind aber durfte nicht von ihrer Seite; ſie überhäufte es mit den zärtlichſten Liebkoſungen, während ſie die kleinen Hände angſtvoll gefaßt hielt, in der lähmenden Furcht, daß es ihr geraubt werden könnte. War ein ſolcher entſetzliche Traum nicht die eigentliche Veranlaſſung ihrer langen, ſchweren Krankheit? Die Wärterin des Kindes war geſtorben und ein lang erprobter Diener des Hauſes, und ſie ſelbſt hatte, wie ſehr die Aerzte auch widerſprachen, dies geliebte Haupt ebenfalls bedroht gewähnt. Da aber war der böſe, der fürchterliche Traum über ſie gekommen! Wie ſie an dem Bette des Kindes ſaß, wie ſie den entfliehenden Athemzügen deſſelben gelauſcht: — kein Wunder, daß die Verzweiflung ſie auf das lange Krankenlager warf: — die Verzweiflung über ein geträumtes Leid — denn das wirkliche hätte ſie ſicherlich niemals überleben können! — In dieſer Weiſe ordneten ſich allmälig die unglücklichen Vorgänge der jüngſten Zeit in ihrer Seele. Wohlthätig hatte die heilendſte Macht des Seelenlebens: die Vergeſſenheit, eine ſchimmernde Hülle über die wirkliche Vergangenheit gebreitet und wob nun Leben und Traum kunſtvoll ineinander mit ſchöpferiſcher Bildungskraft. So traf ſie die Botſchaft des Grafen, der mit weitgreifenden Zukunftsplänen beſchäftigt, von dem Leben am Hofe in Anſpruch genommen und von all dieſen erſchütternden Vorgängen nichts ahnend, ſeit Monaten nicht geſchrieben hatte und jetzt, von Sehnſucht nach ſeinem Töchterchen getrieben, die Gräfin zu ſchneller Rückkehr aufforderte. Die arme Frau war außer ſich vor Freude. Der Arzt, welcher einen kleinen Aufſchub für wünſchenswerth hielt — Raſaelo hatte mit weiſem Vorbedacht die Aerzte längſt verabſchiedet, welche die kleine Alberta ſterben ſahen und einem deutſchen, in Sorrento kaum angelangten Heilkünſtler, der ſich für einige Zeit hier aufzuhalten gedachte, die Pflege der Gräfin überwieſen — erklärte am Ende ſelbſt eine baldige Abreiſe für geeigneter, da die Dame eine Aufregung zeigte, die ihr bedenklich werden konnte. Auch die kleine Pſeudo-Alberta bekundete die lebhafteſte Sehnſucht nach ihrem geliebten Papa und plauderte in lieblicher Geſchwätzigkeit unaufhörlich von der Freude, ihn bald wiederzuſehen. Während die Gräfin dem Kinde entzückt lauſchte, trafen Raſaelo und Marietta die nöthigen Vorkehrungen zur Reiſe. Jetzt erſt fiel es der Geneſenden ein, wie ſchwer ſie ſich von dieſen beiden guten Menſchen trennen würde, die ſie mit ſo viel Aufopferung und Treue gepflegt hatten. Marietta, die ſich in Sehnſucht nach ihrem Beppo verzehrte, dauernd an ihre Perſon zu feſſeln, war, wie ſie wohl wußte, unmöglich; aber Raſaelo wollte ſie um keinen Preis von ſich laſſen. Sie ſah längſt nicht mehr mitleidig auf den Armen herab; es lebte in ihrem Herzen ein Gefühl für den kleinen, ſonderbaren Menſchen, wie es nur ein Freund erweckt, in deſſen Schutz man ſich geborgen fühlt, der alles Ungemach des Lebens mit kundiger Hand zu bannen vermag. Sie ſprach ihm dies aus, in jener ſanften, milden Weiſe, die ihr zuerſt das Herz des kleinen Poeten gewonnen, und er hatte Mühe, während er ſie anſah und dabei an alles Geſchehene dachte, die Thränen zurückzuhalten. Wie gern wäre er ihr gefolgt in jenes ferne Land trotz der ſchauerlichen Vorſtellungen, die er in ſeinem Hirn von dem fürchterlichen Deutſchland hegte: Was kümmerte es ihn denn im Grunde, ob die Sonne dort wirklich nicht leuchtete und der Schnee Winter und Sommer fußhoch auf den Straßen lag! Er wünſchte ja nur, ihr nahe bleiben zu können und daß dies nicht anging, verſetzte ihn in eine an Verzweiflung grenzende Traurigkeit.

Wie dieſer kleine, wunderliche Mann überhaupt die heterogenſten Eigenſchaften zeigte, ſo lagen auch in ſeinem Seelenvermögen, bunt durcheinander gewürfelt, die heterogenſten Kräfte. Inmitten ſeiner phantaſtiſchen Narrheiten und Schrullen offenbarte ſich zuweilen eine ungewöhnliche Zartheit und Lauterkeit der Empfindungen, die Niemand bei ihm vermuthet haben würde. Die Verzweiflung des Mitleids hatte ihn zu einem Schritt veranlaßt, deſſen Gefährlichkeit er mit überraſchender Schärfe erkannte. Ein frommer Betrug! — aber dennoch nichts mehr und nichts weniger als ein Betrug, deſſen Entdeckung

Digitized by Google

von unberechenbaren Folgen sein konnte. Nicht für sich fürchtete er, seine Angst und Furcht galt der Gräfin. Wie leicht konnte seine Nähe einen unheilbringenden Verrath herbeiführen! So mußte er sie denn verlassen, wie schwer es ihm auch werden mochte. Auch sein Gefühl sträubte sich dagegen, einen Vortheil aus der bedenklichen Lage der Dinge zu ziehen; vor seinem eigenen Herzen hätte er den Vorwurf nicht gelten lassen mögen, daß ein einziger Gedanke der Selbstsucht ihn bei seinem Thun geleitet habe.

(Fortsetzung folgt.)

## Schönöhrchen,

### die Ratte des Galeerensklaven.

Vor ungefähr 10—12 Jahren war im Bagne zu Brest ein zu lebenswieriger Galeerenstrafe Verurtheilter. Was für ein Verbrechen er begangen, weiß ich nicht, aber es muß etwas recht Entsetzliches gewesen sein; auch seine frühere Stellung im Leben habe ich niemals erfahren können, denn sein Name war der Vergessenheit anheimgefallen und er nur noch durch eine Nummer von Anderen unterschieden. Seine Züge, obwohl von Natur wohlgeformt, trugen einen entsetzlichen Ausdruck: jede unheimliche, wilde oder schreckliche Leidenschaft schien diesem Gesicht ihren Stempel aufgedrückt zu haben und sein Charakter entsprach vollkommen seiner äußern Erscheinung. Meuterisch, raufluſtig, verschlossen, rachsüchtig, hatte er sein Leben oft schon in verzweifelten Fluchtversuchen auf das Spiel gesetzt, die aber seither alle erfolglos geblieben waren. Einmal gelang es ihm mitten im Winter, das freie Feld zu erreichen und er ertrug mehrere Tage lang die größte Kälte und alle Beschwerden des Hungers; endlich ward er halberfroren und besinnungslos unter einem Baume gefunden und ins Gefängniß zurückgebracht, wo er nur mit großer Mühe der Aerzte noch am Leben erhalten wurde. Der Zuchtmeister bewachte ihn nun noch genauer und bestrafte ihn weit strenger, als die übrigen Gefangenen, und er mußte außer seinen gewöhnlichen Fesseln noch eine doppelte Kette tragen. Mehrere Male machte er Selbstmordversuche, die aber durch die Wachsamkeit der Aufseher immer wieder vereitelt wurden. Die einzigen Folgen seiner Fluchtversuche waren Brustbeschwerden und Engbrüstigkeit, verursacht durch einen Nagel, den er sich tief in die Brust hineingetrieben hatte, und der Verlust eines Armes, den er beim Hinabspringen von einer hohen Mauer eingebüßt hatte. Nachdem er sich denselben hatte abnehmen lassen und nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt im Spital kehrte er wieder zu seiner hoffnungslosen, lebenswierigen Strafarbeit zurück.

Eines Tages erschienen der wilde Trotz und die finstere Stimmung des Menschen gebrochen — er war wie umgewandelt. Nach Feierabend setzte er sich mit dem Unglücksgefährten, mit welchem er zusammengeschmiedet war, in eine Ecke des Hofes und ein milder Ausdruck lagerte sich über sein abstoßendes Gesicht. Die Lippen, welche seither nur Gotteslästerungen und Verwünschungen ausgestoßen, flüsterten zärtlich kosende Worte und er schien mit vornüber gesenktem Kopfe auf einen Gegenstand zu lauschen, den er im Busen verborgen hatte.

Die Aufseher beobachteten ihn unruhig und glaubten, er habe irgend eine Waffe in seinen Kleidern verborgen. Zwei von ihnen näherten sich ihm unversehens von hinten, rissen ihn rücklings zu Boden und begannen ihn auszusuchen, bevor er noch irgend welchen Widerstand leisten konnte. Da er sich ganz in ihrer Gewalt sah, versuchte der Galeerensklave auch keinen Widerstand, sondern rief nur immer flehend: „Bringt sie nicht um! Thut ihr nichts zu Leide! Um's Himmelswillen bringt sie nicht um!“

Während er nämlich noch so sprach, hatte einer der Wächter eine — große Ratte erwischt, welche der Sträfling im Busen verborgen gehabt hatte.

„Bringt sie nicht um!“ rief er von Neuem. „Prügelt mich, legt mich in Ketten, laßt mich hungern, thut mit mir, was Ihr wollt — nur thut meiner armen Ratte nichts zu Leide! Drückt sie nicht so zwischen den Fingern! Wenn Ihr sie mir nicht zurückgeben wollt, so schenkt ihr wenigstens die Freiheit!“ Bei diesen Worten füllten in der That, und wahrscheinlich zum ersten Male seit seiner Kindheit, Thränen die Augen des hartgesottenen Sünders und liefen ihm über die Wangen herab.

Die Aufseher sind zwar in der Regel rauhe und verhärtete Männer, aber sie konnten in diesem Falle doch nicht ohne eine Regung von Mitleid den Gefangenen ansehen und anhören und seine Thränen bemerken. Der eine Aufseher, der die Ratte gerade zu erdrosseln im Begriff gewesen war, öffnete die Hand und ließ das Thier auf den Boden fallen, das erschrocken und mit der seiner Race eigenthümlichen Behendigkeit hinter einem Haufen Balken und Späne sich verkroch.

Der Gefangene hatte seine Thränen abgewischt, der Ratte ängstlich nachgeblickt und kaum zu athmen

gewagt, bis er sie außer Gefahr gesehen. Dann erhob er sich und folgte stumm und mit dem frühern wilden Blick seinem gefesselten Gefährten und warf sich mit demselben auf diejenige Ruhestelle, wo ein Ring und Kette für beide an einen massiven Balken von gleichem Metalle fesselte.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Die Chemie als Richterin bei gefälschten Schriften.) Eine sehr interessante Untersuchung dieser Art führte **Dr.** Vorwerk in Speyer aus. Es hatte Jemand auf einer Quittung die Zahl 1 zweimal in 4 umgestaltet, um, da es sich um eine Abschlagszahlung handelte, hiervon zu profitiren. Die Sache kam zu einem Prozeß, welchen **Dr.** Vorwerk sehr einfach entschied, nachdem eine ganze Anzahl Schreiblehrer, Lithographen und Schreiber ihren Scharfsinn angestrengt hatten. Der Kläger schrieb nur mit Gallustinte, wogegen der Beklagte eine jetzt vielfach verwendete Blauholztinte mit Alaun und Kupfervitriol benutzt hatte. Eine solche wird durch stark verdünnte Salpetersäure binnen kurzer Zeit gänzlich weggeätzt, wogegen die Gallustinte übrig bleibt. So verwandelten sich denn auch hier die gefälschten Züge in schamhaftes Roth, bis sie gänzlich verschwanden. — Wir machen unsere Leser um so mehr hierauf aufmerksam, als man auch andere Tintenarten auf ähnliche Weise zu entdecken vermöchte, sollten sie je in eine ähnliche Lage wie der obige Kläger gerathen.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder Vortheil zu hoffen habe: „Mein Weizen blüht.“ Als daher ein Chirurg und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße gingen und in einiger Entfernung ein bekanntes Dorf brannte, deutete der Zimmermann hinüber und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Weizen blüht“. Weil er dabei aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nämlichen Augenblicke und brach einen Arm. Da sagte der Chirurg zu ihm: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Weizen sei reif.“

Eine Dame, die gewöhnlich in einem sehr erhabenen Style sprach, ging einst in einem königlichen Garten spazieren, verließ aber den gebahnten Weg und betrat den Rasen. Der daselbst auf Wache stehende Soldat machte ihr bemerklich, daß es nicht erlaubt sei, außerhalb des Weges zu gehen. Sie antwortete ihm: „Rauher Krieger! vergönnt mir, zu wandeln auf dem Teppich der Natur.“ — „Das ist kein Teppich nich,“ versetzte der Soldat, „et is Gras und da soll Niemand nich d'ruf gehen. Versteh'n Sie?“

## Geheimer Herzenskummer.

(Eine schreckliche Geschichte.)

So bleich sind heute Mina's Wangen,
So trüb ihr schönes Auge blickt;
Ihr munt'res Lächeln ist vergangen,
Geheimer Kummer schwer sie drückt.
O komm, schenk' dein Vertrauen mir,
Sag', armes Kind, was fehlet dir?

Mit einer Freundin jetzt sie flüstert,
Und trüber immer wird ihr Blick;
Der Schwermuth Fittig ihn umdüstert,
Nach Hause kehrt sie schnell zurück.
O armes Kind, sei wieder froh,
Antworte mir: Was quält dich so?

Nacht wird's, doch kennt sie keinen Schlummer,
Durchseufzt die liebe lange Nacht,
Wacht todtenblaß in tiefstem Kummer,
Es freut sie nicht des Morgens Pracht.
Sie ächzt so schwer jetzt himmelwärts:
O armes Kind, was ist dein Schmerz?

Sie will nicht Speis', nicht Trank mehr nehmen,
In allen Büchern schlägt sie nach;
Zu Tode wird sie sich noch grämen,
Gewiß ist, daß das Herz ihr brach.
Ihr hilft kein „Aber“ und kein „Wenn“:
Ach, armes Kind, was fehlt dir denn?

Und länger hab' ich's nicht ertragen,
Ich fasse Muth, tret' hin zu ihr:
„Mein Kind, du mußt mir offen sagen,
Was dich so quälet, glaube mir,
Ich helfe dir mit meinem Blut!“ —
Da spricht der Engel, sanft und gut:

„Ach, denken Sie doch nur, da soll ich Bertha, einer guten Freundin von mir, Etwas ins Stammbuch schreiben und weiß nicht — was!“

Auflösung des Räthsels in № 142:
Hauptmann.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Dienstag, 29. November 1864.


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

Beppo hatte sich bemüht, eine deutsche Wärterin aufzutreiben, welche die Gräfin sogleich engagirte, und kam nun, um seine Marietta zurückzuholen, die von der Gräfin sehr reichlich beschenkt wurde und unter heißen Thränen von derselben Abschied nahm. Einige Tage später trat die Gräfin ihre Heimreise an. Der Graf hatte ein zweites Schreiben gesandt, in welchem er anzeigte, daß er bis Venedig entgegen kommen würde, und nun hielt sie die Ungeduld nicht länger. Rafaelo war entschlossen, nicht eher von ihrer Seite zu weichen, bis er sie unter dem Schutze ihres Gatten wisse. Die beredten Schilderungen, welche ihm die Gräfin ahnungslos von seinem künftigen Aufenthalte in ihrem Hause machte, ließen zuweilen einen tiefen Seufzer in ihm aufsteigen, aber sein Vorsatz blieb unerschütterlich.

Venedig war erreicht. Die Kunde, daß der Graf bereits eingetroffen sei, versetzte die Gräfin in die glücklichste Stimmung. Er kam ihnen entgegen und Rafaelo harrte, in eine Ecke gedrückt, ängstlich, wie der von ihm so gefürchtete Moment vorübergehen würde. Die Gefahr war in der That drohend; aber die kleine Pseudo-Alberta rettete Alles. Sie sprang mit ausgelassener Freude an dem Grafen empor, der ihr aus dem Bilde so wohl bekannt war und der ganz entzückt ihren verworrenen Worten lauschte. Er nahm sie auf den Arm, küßte und liebkoste sie und betrachtete sie sodann aufmerksam mit einem Blicke, in welchem sich das höchste Erstaunen malte.

„Seltsam! ich würde es niemals geglaubt haben," sagte er endlich, „daß sich Kinder in dieser Weise verändern können! Sähe ich Alberta in anderer Begleitung, ich würde sie niemals erkannt haben! Früher behauptete man, daß sie mir auffallend gleiche und nun finde ich daraus keinen Zug, der an mich erinnerte! Wem gleicht sie denn eigentlich überhaupt?"

Rafaelo verstand die Worte nicht, denn der Graf hatte deutsch gesprochen, aber er ahnte den verhängnißvollen Sinn derselben und fing bereits an, an allen Gliedern zu zittern.

Die Gräfin hatte indeß gegen die Behauptung ihres Mannes Einspruch erhoben. Daß ihre Alberta das Abbild ihres Vaters sei, wollte sie durchaus nicht angefochten wissen; ahnungslos, wie schwer sie dabei gegen die Wahrheit sündigte, bemühte sie sich, jeden Zug des Kindes als dem des Vaters nachgebildet zu erklären.

Alberta entschied die Sache endgiltig zu ihren Gunsten. Die aufgeweckte Kleine hatte sogleich die dem Grafen eigene Gewohnheit des Zusammenziehens der Augenbrauen bemerkt und zog nun, mit dem allen Kindern eigenen Triebe der Nachahmung, die ihrigen so ganz in derselben Weise zusammen, daß diese Aehnlichkeit wenigstens nicht geleugnet werden konnte und von dem Grafen auch sogleich lachend konstatirt wurde. So war der gefürchtete Sturm ruhig vorübergegangen.

Rafaelo athmete erleichtert auf; aber sein Entschluß, die Gräfin zu verlassen, in deren Lebensschicksale er so eigenmächtig eingegriffen, blieb unerschüttert.

Als die Familie am folgenden Tage abreisen wollte, fehlte Rafaelo. Vergebens ließ die Gräfin überall nach ihm Nachfrage halten; selbst die Reise wurde auf ihr Andringen noch um einen Tag verschoben. Rafaelo kam jedoch nicht mehr zum Vorschein und so reiste man denn, zum tiefsten Leidwesen der Gräfin, ohne ihn ab.

Der kleine Poet aber war in einem Kämmerchen des gegenüber liegenden Hauses versteckt, dessen Bewohner ihm bekannt waren; er brachte die Zeit mit der Verfertigung von Oden zu im Style des göttlichen Pindar und stieß dazwischen laute Klagen aus

über die Härte des von der Nacht geborenen, unergründlichen Fatums, dem selbst die Götter, die hohen, unsterblichen, sich fügen müssen in schweigender Geduld!

Am folgenden Tage, als der Reisewagen vorfuhr, Theresens bleiches Antlitz ihm noch einmal sichtbar wurde und dann des Kindes liebliches Köpfchen an dem Wagenfenster erschien, übermannte ihn die tiefste Bewegung und er weinte bitterlich.

Erst als der Wagen seinen Blicken entschwunden war, konnte er sich insoweit fassen, um zum Schutze seiner Lieblinge Hekate anzurufen, die dem Titanengeschlechte entsprossene, geheimnißvolle, mächtige Göttin, die über die Erde, das Meer und die Lüfte gebietet und in deren Händen die Loose der Sterblichen liegen! — Eine Stunde später trat er den Heimweg nach Neapel an.

* * *

Mit Befremdung erblickte die Gräfin schon am ersten Tage der Reise eine goldene Kapsel, welche sie nie zuvor gesehen, an dem Halse des Kindes. Ein äußerst dünnes, feines Kettchen war an der Kapsel befestigt, die wohl nur durch Zufall sichtbar geworden, denn sie reichte bis an die Brust des Kindes. Als die Gräfin das scheinbar sehr einfache Schmuckstück öffnete, fand sie mit immer zunehmendem Erstaunen, daß es eines jener unnachahmlichen, immer seltener werdenden Meisterwerke italienischer Kunst war, die sogleich an Benvenuto Cellini erinnern. Die Miniaturbildung eines Tempels von feinem, getriebenen Golde zeigte sich im Innern der Kapsel; die Säulen desselben bestanden aus Rubinen und Smaragden, in seinem, kaum zollbreiten Raume selbst aber war das Bild der Madonna mit dem Jesuskinde, nach der berühmten Rasaelischen Madonna della Sedia, wahrhaft vollendet dargestellt.

„Wie in aller Welt kommt unsere Alberta zu diesem superben Kleinod?" fragte der Graf höchst erstaunt.

„Ich kann mir nur denken," entgegnete die Gräfin, „daß es von Rafaelo kommt, der das Kind sehr geliebt hat."

„Von Rafaelo!" spottete der Graf, „dann werde ich bald der Vermuthung Raum geben, daß der arme, närrische Teufel am Ende gar ein verkappter Prinz ist."

Die Wärterin wurde gerufen und berichtete auf Befragen, daß sie dieses Kleinod schon am ersten Tage ihres Dienstantrittes bei dem Ankleiden des Kindes vorgefunden habe. Eine weitere Auskunft vermochte auch sie nicht zu geben und der Graf ließ daher eine Anzeige in den italienischen Zeitungen einrücken, nach welcher das Kleinod als ein Fund dargestellt wurde, dessen rechtmäßiger Eigenthümer es jederzeit in Empfang nehmen könne. Der Graf hatte dieser Anzeige seinen Namen und Wohnort beigefügt und war fest überzeugt, daß der Eigenthümer sich darauf hin melden werde. Die Gräfin war anderer Meinung, wagte sie jedoch, den Spott des Grafen fürchtend, nicht zu äußern; einstweilen aber behielt sie die Kapsel in sorgfältiger Verwahrung.

* * *

Fröhlich und wohlbehalten langte die Familie in der Residenz an. Noch während der Reise hatte es die Gräfin oft dankbar empfunden, daß das Benehmen des Grafen weniger Schroffheit als früher zeigte; zudem erfaßte sie ein unendliches Wohlbehagen bei dem Gedanken, sich wieder in der Heimath zu wissen. Bei aller Schönheit des gesegneten Landes hatte sie sich niemals dort behaglich gefühlt. Sie gedachte Marietta's und Beppo's mit den freundlichsten Empfindungen; sie erinnerte sich Rafaelo's, dessen spurloses Verschwinden sie immer noch beklagte, in dankbarer Anhänglichkeit; aber dennoch überschlich sie stets eine unnennbare Angst, ein ihr selbst räthselhaftes Gefühl des Schreckens, sobald sie an ihren Aufenthalt in Italien zurückdachte.

Die fröhliche Stimmung des Grafen entsprang einem anderen Grunde. Seit einiger Zeit glückte ihm Alles. Sein Einfluß bei Hofe war so gestiegen, daß die Minister ihre Stellung nur dann für gesichert hielten, wenn sie der Gunst des gewandten Mannes gewiß waren. Mit seinen feinen, wohlgepflegten Händen lenkte der Graf in der That die rostige Staatsmaschine so geschickt, daß man das Knarren ihres Werkes durchaus nicht zu vernehmen vermochte. Daß er selbst dabei völlig unsichtbar blieb, machte ihn nur um so gefürchteter. Aber der Monarch hielt ihn; er gewährte ihm nicht nur den vollsten Sonnenschein seiner Gunst, er war ihm persönlich in wahrer Zuneigung anhänglich.

Der alte Graf Löwenheim, der romantische Majoratsherr, der diesem Günstling einen so boshaften Streich durch seine Heirath und Vaterschaft gespielt hatte, war im Grunde ein so freier, unabhängiger Mann, daß die Gnade oder Ungnade seines Monarchen ihn wenig zu kümmern brauchte; aber seiner Natur nach war er doch nur eine Hofschranze, den ein ungnädiges Zwinkern des allerhöchsten Augenpaares zur Verzweiflung zu bringen vermochte. Dieses aber zwinkerte wirklich sehr ungnädig und nun lief der arme, trostlose Alte sogleich zu dem mächtigen Neffen, klagte ihm sein Unglück und flehte um seine gütige Vermittlung. Dieser zeigte sich nach seiner Gewohn-

Digitized by Google

heit höflich, kühl und ablehnend und erreichte eben hierdurch mehr als er zu hoffen gewagt. Der von diesem zähen Widerstande auf's Aeußerste gebrachte Greis versprach ihm, daß jedenfalls an den Aussichten seiner Descendenz nichts geändert werden sollte. Hubert, sein Sohn, werde durch eine Klausel in seinem Testamente verpflichtet werden, dereinst Alberta heimzuführen, und dieses Testament sollte sogleich rechtskräftig gemacht werden. So geschah es denn auch. Der Graf hatte hierdurch Alles erreicht, was er vernünftiger Weise wünschen konnte, und so erhielt denn der arme Alte wirklich einen sehr freundlichen Blick seines wieder überaus gnädigen Monarchen, der zugleich äußerst leutselig zu fragen geruhte, warum er so lange nicht bei Hofe erschienen sei, — sich dann jedoch entfernte, ohne die mühsam gestotterte Entgegnung des beglückten Greises abzuwarten, der seit Monaten täglich Sr. Majestät aufgewartet hatte.

Sind die glatten, geschmeidigen, fröhlichen Weltmenschen eine eigene, ungehörige Menschenspezies, wie es wenigstens die Poeten behaupten wollen, oder muß man im Gegentheil eben sie als solche betrachten? Jene verlangen im Grunde vom Leben nichts, als daß es ihnen die Tafel des Genusses decke und ihnen alle Pfade ebne, die sie gerade einzuschlagen belieben. Sie schaukeln ihr Schiffchen lustig auf den glatten Wogen und werfen Alles als unnützen Ballast über Bord, was ihnen die Natur einst als Mitfracht gegeben haben mag: die Empfindung der Wahrheit und des Rechtes, — den Begriff der echten Menschenwürde, den Opferungsmuth der Liebe! Poeten — die wahren Bettelmönche des Lebens — füllen ihren bescheidenen Zwerchsack, wie es sich gerade schickt, und fragen nicht darnach, wie ihr Weg beschaffen ist. Ihr Lebensschiff aber handhaben sie wie gewissenhafte Ruderknechte, die selbst gegen den Strom treiben, unter Mühen und Gefahren, nur um nichts einzubüßen von der kostbaren Ladung, die ihnen vertraut wurde.

(Fortsetzung folgt.)

## Schönöhrchen.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen blieb auf dem Wege zur Arbeit der Galeerensklave, dessen blasse verstörte Züge bekundeten, daß er eine schlaflose Nacht verbracht hatte, vor dem Holzstoße stehen, heftete einen ängstlichen, sorgenvollen Blick auf denselben und ließ einen eigenthümlichen leisen Ruf hören, dem Nichts antwortete. Einer seiner Kameraden machte einen harmlosen Scherz auf den Verlust seines Gespielen, allein die Antwort darauf war ein fürchterlicher Hieb, welcher den Witzling zu Boden warf und dem Raufer eine scharfe Strafe von Seiten des Zuchtmeisters zuzog.

Am Arbeitsplatze angekommen, arbeitete er mit einer Art fieberischer Emsigkeit, als ob er seiner lang aufgesparten Rührung den Lauf lassen wolle. Als er sich nun über einen Balken beugte, den er mit etlichen Anderen aufzuheben versuchte, fühlte er sich plötzlich von einem Gegenstande an der Wange gekitzelt. Er sah sich um und stieß einen Freudenruf aus, denn — siehe da! — der einzige Freund, den er auf Erden hatte — seine Ratte, die mit wunderbarem Instinkte ihn ausfindig gemacht hatte, war auf seine Schulter hinaufgeklettert. Er nahm das Thierchen in die Hand, bedeckte es mit Küssen, schob es in den Busen und sagte dann zu dem eben vorübergehenden Oberaufseher des Bagno: „Wenn Sie erlauben wollen, daß ich diese Ratte behalte, so will ich Ihnen feierlich versprechen, mein Herr, daß ich mich in allen Stücken fügsam zeigen, keinen Fluchtversuch mehr machen und mir niemals wieder eine Strafe zuziehen will!"

Der Oberaufseher ertheilte ihm diese Erlaubniß und ging weiter. Der Gefangene öffnete sein Hemd, warf dem lieben Thierchen noch einen zufriedenen, frohen Blick zu und nahm dann unverdrossen seine Arbeit wieder auf. — Was weder Drohungen noch Einsperrung, weder Peitsche noch Fesseln von ihm hatte erlangen können, war nun schnell durch den Einfluß der Liebe erzweckt worden, obwohl der Gegenstand derselben nur eines der verachtetsten Thiere der Schöpfung war. Von dem Augenblicke an, wo der so gefürchtete Galeerensklave Tag und Nacht seinen Liebling im Busen tragen und verpflegen durfte, war er der geordnetste und gutmüthigste Gefangene des ganzen Bagno. Seine herkulische Stärke und sein starker Wille, seine unbeugsame Thatkraft unterstützten die Aufseher wesentlich in Erhaltung des Friedens, der Ordnung und Mannszucht. Schönöhrchen — so hatte er die Ratte getauft — war der Gegenstand seiner unaufhörlichen Zärtlichkeit; er fütterte sie zuerst, bevor er einen Bissen von irgend einer Mahlzeit anrührte, und hätte lieber selbst gefastet, als seinen kleinen Liebling hungrig gelassen. In seinen wenigen Freistunden arbeitete er allerlei kleine Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit aus, nur um aus dem Erlös derselben Schönöhrchen Leckereien zu verschaffen, wie Pfefferkuchen und Zucker. Oft sah man den alten Sünder harmlos bei seiner rauhen Arbeit lächeln, wenn die Ratte einmal aus

seinem Busen herauskroch und ihr weiches Fellchen an seiner sonnverbrannten Wange rieb. Wenn aber die Ratte gar, an einem schönen sonnenhellen Tag, sich auf den Boden hockte, ihr Fellchen strählte, den langen Schnurrbart mit den scharfen Krallen strich und die langen Ohren mit den Pfötchen kraute, kannte der Gefangene sich nicht mehr vor Freude und tauschte die zärtlichsten Blicke mit den schwarzen schelmischen Aeuglein seines Lieblings Schönöhrchen.

Das Thierchen schien des Schutzes seines Herrn so sicher und gewiß, daß es ohne Furcht sich allenthalben zeigte und herumtrieb, als ob es von Niemanden eine Unbill zu fürchten habe, denn wehe Dem, der der Ratte auch nur ein Haar gekrümmt hätte. Eines Tages warf ein anderer Galeerensklave einen Kiesel nach dem Thierchen und erhielt dafür einen solchen Hauptschlag von Schönöhrchens Herrn, daß er acht Tage im Spital liegen mußte. Die Ratte lernte bald den Ton der Tischglocke so genau unterscheiden, daß sie bei diesem Klange sich stets in Eile auf die Schulter ihres Herrn begab. —

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Alexander Dumas schenkt dem Präsidenten Lincoln 60,000 Franken.) Alexander Dumas erfreut sich in Amerika eines großen Ansehens. Seine Photographie ist in jedem Hause, seine Bücher sind in allen Bibliotheken und das geringste seiner Autographen wird um exorbitante Preise verkauft. Unter dem Protektorate des Präsidenten Lincoln haben nun die Amerikaner auf dem Bazar von Pittsburg eine Lotterie zum Besten der verwundeten Soldaten veranstaltet und wurde vom Komite an Alexander Dumas folgender Brief geschrieben: „Hrn. Alexander Dumas in Paris (Frankreich). Pittsburg, 17. Mai 1864. Die Unterzeichneten ersuchen Sie um eine autographische Antwort, welche Ihre Sympathie für die Sache unserer kranken und verwundeten Soldaten kundgeben möge. Es werden auf einem großen Bazar in Pittsburg, der am 1. Juni stattfindet, zum Besten der Sanitäts-Kommission sämmtliche Autographen verkauft werden. Wir haben nicht nöthig, einem Manne, der unser Land so gut kennt, Details über unseren Kampf, unsere Institutionen und den gegenwärtigen Bürgerkrieg zu geben. Wir wissen, daß wir an Sie nicht vergebens appelliren, dessen Herz und Feder immer im Dienste der Humanität, Liebe und Barmherzigkeit standen. Sollte es Ihnen, sowie den anderen Berühmtheiten in der Welt, an welche wir uns wenden, angemessen erscheinen, Ihrem autographischen Briefe ein kleines Geschenk hinzuzufügen, werden wir es mit Dank annehmen." Folgen die Unterschriften. Alexander Dumas antwortete dem Präsidenten Lincoln wie folgt: „Lieber Herr! Ihr Brief vom 17. Mai ist mir erst am 9. v. M. zugekommen. Es war mir also unmöglich, Ihnen vor Eröffnung des Bazars von Pittsburg zu antworten. Ich bitte Sie, mein Herr, zu glauben, daß ich mich durch Ihren Antrag außerordentlich geehrt fühle und daß ich glücklich bin, Ihnen nicht eines, sondern hundert Autographen zu übersenden. Ich bedauere, hinzufügen zu müssen, daß meine Bemühungen bei den Vertretern der Presse in Frankreich, eine Subskription zu Gunsten des Bazars von Pittsburg zu eröffnen, fruchtlos blieben. Ich kann Sie also nur bitten, meine vereinzelte Gabe von zehn Dollars, welche hier beigeschlossen sind, in Empfang zu nehmen. Paris, 15. Juni. Ihr treuergebener A. Dumas." Vor einigen Tagen erhielt der großmüthige Schriftsteller einen neuen Brief aus Amerika, in welchem man ihm für die Uebersendung der Autographen und des Geldes dankt und ihm zugleich angezeigt wird, daß der Erlös für seine Autographen die Summe von 60,000 Franken betrug. (Also das Exemplar zu 600 Franken.)

Hadji Siti Beni Assand wurde bei der Rückkehr von seiner Pilgerfahrt nach Mekka von einem fürchterlichen Sturme überfallen, und da er das mohamedanische Gesetz übertreten und Schweinefleisch genossen hatte, so hielt er den Sturm für eine Strafe Allahs für dieses Vergehen. Demnach legte er eine öffentliche Beichte ab und flehte um das Aufhören des Sturmes. Alles Bitten, Beten und Flehen war jedoch vergebens, der Sturm wüthete immer toller, so daß endlich der Hadji die Geduld verlor und mürrisch ausrief: „Nun, das ist auch der Mühe werth, wegen einem Stück Schweinefleisch einen solchen Spektakel zu machen!"

## Räthsel.

Vier Zeichen nur spann' ich ins Joch,
Dreifach ist ihre Deutung doch.
Du kannst nicht ohne mich die Frucht genießen,
Du kannst nicht ohne mich das zartste Bündniß schließen;
Komm' ich, so hört die Blume auf zu sprießen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Reanzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 145. Freitag, 2. Dezember 1864.


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

Graf Albert Löwenheim war jedenfalls die Blume aller Weltmenschen. Jetzt, da das Glück ihm so offen wohlwollte, verschwand sowohl seine Blasirtheit als sein Spott. Warum auch nicht? Es lohnte ja gar nicht der Mühe, blasirt zu sein oder gar zu spotten. Die Dinge waren alle, wie sie nicht besser sein konnten. Graf Albert Löwenheim war zufrieden, was verlangte man denn noch mehr! — Sein Wesen nahm eine gewisse Nonchalance der Liebenswürdigkeit an, die ihm außerordentlich gut stand. Daß Gräfin Therese davon bezaubert wurde, versteht sich von selbst. Armes Weib! Sie glich jenen mühsamen Ruderknechten nur allzusehr! Immer gegen den Strom treibend und, selbst mit Gefahren, den Schatz bebütend, der ihr anvertraut worden!

Graf Albert hatte sich bei dem dermaligen Stande der Dinge ein für allemal damit abgefunden, daß seine Gefährtin so und nicht anders war. Mit den Weibern wollte er ein für allemal abgeschlossen haben; sie hinderten nur die Pläne des Ehrgeizes, welche ihn jetzt in Anspruch nahmen. Auch die schönste und begabteste Gattin würde ihn jetzt nicht mehr zu fesseln vermocht oder gar sein Herz gewonnen haben, wenn ein solches überhaupt bei ihm zu gewinnen gewesen wäre. Nur die Neigung zu Alberta mochte man nicht bezweifeln. Er hing zärtlich an dem Kinde. Freilich hingen auch seine Lebenspläne an dem Haupte desselben, und wenn es diesen jemals hindernd in den Weg treten sollte, wer weiß, ob diese Neigung alsdann Stich zu halten vermöchte!

Alberta entfaltete sich indeß in immer reicherer Schöne. Der Graf betrachtete sie mit dem vollen Stolze der Vaterliebe und nahm befriedigt den Ausdruck der Bewunderung auf, den sie überall hervorrief. Ihm selbst glich sie dabei freilich nicht; dieses Eingeständniß hatte endlich auch die Gräfin machen müssen. Die Schönheit des Mädchens hatte überhaupt etwas Fremdartiges und trug unverkennbar das Gepräge des Südens. Verwindern konnte diese Wahrnehmung die tiefe Liebe der Mutter nicht. Hatte Alberta ihr nicht überdies, wenigstens theilweise, das erringen helfen, was sie erstrebt. Daß die völlige Leere in dem Herzen des Grafen sein freundlich verändertes Verhalten gegen sie bedingte, dessen hatte sie dabei freilich kein Arg. Sie griff wie ein Kind nach werthlosen Glassteinen, die sie ob ihres bunten, flimmernden Glanzes für Edelsteine hielt. Diese Täuschung war ihr Glück; die volle bittere Wahrheit würde sie nicht zu ertragen vermocht haben. Die frühere Heftigkeit ihres Sehnens nach der Erfüllung ihrer Träume von Erdenglück aber milderte mit jedem Tage mehr die Selbstlosigkeit ihrer Liebe zu der heranblühenden Tochter. Es ist der reichste, sich selbst belohnende Segen aller Elternliebe, daß sie den eigenen Wünschen ruhig, entsagungsvoll gegenüber zu treten vermag, um sie auf das Haupt eines theuren Kindes wie auf einen Opferaltar niederzulegen. Wenn ihrer Alberta jenes Glück gewährt würde, nach welchem sie selbst vergebens gerungen, Therese fühlte es, daß ihr eigenes sturmvolles Leben dann zu einem Abschluß gelangen würde, der ihren späten Tagen nicht nur den Frieden, der ihr auch das lang ersehnte Glück bringen würde.

Während die Mutter diesen Träumen und der Vater stolzen Entwürfen nachjagte, war Alberta unversehens zur blühenden Jungfrau herangewachsen, deren Schönheit einen Sturm der Bewunderung erregte, als sie auf dem ersten Hofballe erschien. Die Söhne der ersten und reichsten Familien des Landes drängten sich an sie und brachten ihr die ernstgemeintesten Huldigungen dar. Graf Albert Löwenheim hätte nur zu wählen brauchen, um seiner Tochter eine glänzende Stellung zu verschaffen; aber

Digitized by Google

er war längſt entſchloſſen, keinen andern Freier anzunehmen als den jungen Majoratserben, der ihm die weitaus glänzendſten Vortheile bot und deſſen Heirathsantrag er ſich ja kluger Weiſe durch eine Teſtamentsklauſel geſichert hatte.

Der Umſtand, daß Alberta zwei Jahre älter war als Graf Hubert, ihr präſumtiver Gatte, erſchien dem Grafen durchaus als kein Hinderniß; ebenſowenig kümmerte es ihn, daß ſich bei dem bleichen, hochaufgeſchoſſenen 15jährigen Jungen alle Anzeichen der Schwindſucht bemerkbar machten. Ob der junge Hubert, deſſen ganzes Weſen jene ſeltſame Frühreife zeigte, die man zumeiſt bei Perſonen findet, denen nur ein kurzes Erdendaſein gegönnt iſt, um dieſe Pläne wußte, konnte der Graf nicht herausbringen; Alberta aber ahnte dieſelben nicht im Entfernteſten und ihr Benehmen gegen den kränklichen Vetter, dem ſie übrigens herzlich zugethan war, blieb harmlos und unbefangen, wie in den Jahren ihrer Kindheit. In gleicher Weiſe verkehrte ſie mit einem andern Hausgenoſſen des alten Majoratsherrn, dem Grafen Anton. Dieſer junge Mann war der hinterlaſſene Sohn eines ſehr herabgekommenen Seitenzweiges der Familie, den der Majoratsherr auf ſeine Koſten hatte erziehen laſſen und der nun die Stelle eines Geſellſchafters ſowohl bei dem greiſen Herrn als bei dem Sohne vertrat. Wie ungeduldig der ſchöne und geiſtig reichbegabte Jüngling auch einen andern Wirkungskreis erſtrebte, Vater und Sohn ſchienen ſeine Gegenwart nicht entbehren zu können. Der Greis vertröſtete ihn auf eine glänzende Zukunft, für die Sorge tragen zu wollen er feierlich erklärte, und Hubert bat ſo eindringlich, ihm den Schmerz der Trennung nicht zu bereiten, daß Anton ſeine Pläne immer wieder aufgab und als freiwilliger Gefangener in dem Schloſſe verblieb. Dagegen bot Graf Albert Alles auf, den Jüngling durch allerhand glänzende Vorſpiegelungen heimlich aus dem Hauſe zu locken. Daß ein Jüngling von ſo beſtechenden Eigenſchaften den Majoratserben nur noch armſeliger erſcheinen ließ, war natürlich, und er mußte fürchten, daß ſchon der Kontraſt Alberta ſeinen Wünſchen ungeneigt machen könne. Er wollte hierbei übrigens nur einen wahrſcheinlichen Konflikt vermieden wiſſen; denn am Ende — geneigt oder ungeneigt — Alberta mußte ſich ja doch ſeinen Wünſchen fügen.

Er hatte ſich eben in dieſen Gedankengang vertieft, als die Gräfin haſtig eintrat.

„Das iſt doch in der That äußerſt ſeltſam," ſagte ſie mit zitternder Stimme, indem ſie dem Grafen die goldene Kapſel wies, welche ſie einſt dem Kinde Alberta abgenommen und ſeitdem aufbewahrt hatte. „Ich ſuche einige Papiere in meinem Schreibtiſch; die Kapſel geräth mir von ungefähr in die Hände, ich öffne ſie halb gedankenlos und mein Finger berührt dabei das Madonnenbild. Sogleich ſpringt dieſes zurück, wahrſcheinlich von dem Druck einer geheimen Feder geſchnellt, und zeigt das Bildniß einer Frau."

Der Graf hatte die Kapſel ſchon in die Hand genommen und betrachtete das Bildniß, welches ihm die Gräfin gezeigt, während ſeine Züge einen an Verblüfftheit grenzenden Ausdruck annahmen.

„Dieſe Frau," ſagte er endlich langſam, „habe ich ſehr wohl gekannt, es war die unglückliche Marcheſa Pallanella, die ſchönſte und gefeiertſte Frau Italiens."

Thereſe lehnte ſich ſchwer athmend in einen Seſſel; der Graf ſchwieg einige Augenblicke gedankenvoll und fuhr dann fort:

„Ich kam, wenn Du Dich deſſen noch erinnerſt, im Januar des Jahres 1844 mit einer vertraulichen Botſchaft des Monarchen nach Neapel, ein halbes Jahr früher, ehe ich Dich ſelbſt, dem Rath der Aerzte gemäß, dorthin brachte. Der König empfing mich äußerſt freundlich und lud mich noch am Tage meiner Ankunft zu einem kleinen Hofzirkel, wo ich zuerſt die Marcheſa Pallanella traf, die ſchönſte und bedeutendſte Frau, die mir je in meinem Leben begegnet iſt. Sie mochte damals fünfundzwanzig Jahre zählen; ihr Vater war der reiche Graf Nicolini, der ſein einziges Kind ebenſo vergötterte, wie es der junge Marcheſe that, mit dem ſie in der glücklichſten Ehe lebte und der dieſer ausgezeichneten Frau in jeder Hinſicht würdig war.

„Nichts ſchien feſter gegründet, als das Glück dieſes herrlichen Paares, und doch brach ſchon wenige Wochen ſpäter das Unglück mit vernichtender Macht herein. Es war eine neue Verſchwörung der **Giovine Italia** entdeckt worden, deren Hauptleiter Mazzini ſich inzwiſchen ſchon durch die Flucht gerettet hatte und die durch ganz Italien verbreitet war. Unter den gefährlichſten Theilnehmern erſchienen auch Graf Nicolini und ſein Schwiegerſohn, der Marcheſe. Noch in derſelben Nacht, in welcher die Regierung dieſe Entdeckung machte, drangen die Sbirren in den Palaſt des Marcheſe, erbrachen alle Thüren und Schränke und ſchleppten ſodann, im Namen des Königs, den unglücklichen Marcheſe fort. Des Grafen Nicolini hatte man ſich bereits verſichert und einige Wochen nachher beſtiegen beide Männer mit vielen, den edelſten Familien des Landes angehörenden Schickſalsgenoſſen das Blutgerüſt.

„O mein Gott!" ſtöhnte Thereſe, „und die Marcheſa?"

„Die Marchesa? Ich habe sie nie wieder gesehen; es war überhaupt bedenklich, nach ihr zu fragen. Ihr Vermögen und ihre Güter wurden konfiszirt. Der Palast war von königlichen Garden besetzt und an der Stelle des Wappens, welches das Portal seit Jahrhunderten schmückte, hing das große Siegel des Fiskus. Die Marchesa selbst aber war schlimmer als geächtet; denn bei dem damals herrschenden System würde sich Jeder verdächtig gemacht haben, der ihr irgendwie Mitleid bezeigt. Ganz dunkel entsinne ich mich, indeß gehört zu haben, daß sie über den Tod ihres Vaters und des geliebten Gatten wahnsinnig geworden ist."

„Mein Gott, mein Gott!" sagte die Gräfin tonlos, „und Alberta?"

„Alberta?" rief der Graf erstaunt, „was hat denn Alberta hierbei zu schaffen?"

„Aber, o ewiger Himmel! siehst Du es denn nicht selbst? Es sind ja ihre Züge! Nur die Tracht ist verändert; sonst ist es Alberta, wie sie lebt und leibt!"

(Fortsetzung folgt.)

## Schönöhrchen.

(Schluß.)

Vier Jahre vergingen auf diese Weise, als eines Tages die arme Ratte von einer Katze, die in die Werkstätte hereingekommen war, angegriffen und schwer verletzt ward, aber ihr Vergehen auch gräßlich genug büßen mußte, indem sie von Schönöhrchens Herrn buchstäblich in Stücke gerissen wurde. Die Ratte genas nur langsam; ihr Herr war um ihretwillen in tödtlicher Unruhe und verpflegte sie einen ganzen Monat lang, wie eine Mutter ihr Kind. Der Gefangene war seitdem der geschworene Todfeind aller Katzen, und keine durfte sich zeigen, die er nicht über kurz oder lang zum Opfer gebracht hätte. Seltsamerweise nahm das ganze Bagno, Gefangene wie Wärter und Aufseher, am Schicksal der Ratte den lebhaftesten Antheil, man sprach nur von ihr, erkundigte sich nach ihrem Befinden, man lieferte Pflaster und Binden für sie aus dem Spitale, und der Wundarzt verschrieb ihr sogar ein Rezept. Endlich genas sie, bis auf eine kleine Lähmung an einem Hinterlaufe, wo sie von der Katze gebissen worden und eine Narbe zurückgeblieben war. Die Krankheit und Genesung des Thierchens hatten den Gefangenen noch sanfter, nachdenklicher und fügsamer gemacht, und eines Morgens ward er vom Oberaufseher mit der Botschaft überrascht, daß seine Strafe auf Lebenszeit in Anbetracht seiner vierjährigen musterhaften Aufführung in zwanzigjährige Galeerenstrafe umgewandelt worden sei, wovon ihm die bereits abgesessenen fünfzehn Jahre in Abzug gebracht werden sollten. Der arme Gefangene weinte und kannte sich beinahe nicht mehr vor Freuden.

„Gott sei gelobt! Durch seine Gnade verdanke ich Schönöhrchen dieses Glück!" rief er und küßte voll Entzücken das Thier. Er sollte noch fünf Jahre in harter Gefangenschaft verbringen, aber eine unvorhergesehene Begebenheit kürzte diese Frist bedeutend ab. — Eines Tages brach nämlich eine Meuterei unter den Gefangenen aus; eine Rotte Aufrührerischer wußte sich eines Schließers zu bemächtigen, sperrte sich mit ihm in einen der Schlafsäle ein und drohte ihn umzubringen, wenn man nicht augenblicklich ihre Forderungen erfülle und für diese Auflehnung volle Amnestie gewähre. Schönöhrchens Herr hatte keinen Antheil an der Empörung genommen und stand schweigend hinter den Beamten und Soldaten, welche auf die Meuterer feuern wollten. In dem Augenblicke, wo der Angriff beginnen sollte, trat der Galeerensklave zu dem Oberaufseher und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

„Ich nehme Euer Anerbieten an," versetzte dieser; „aber bedenkt, Ihr setzt Euer Leben auf's Spiel! Gelingt Euch jedoch Euer Unternehmen, so gebe ich Euch mein Ehrenwort zum Pfande, daß Ihr noch heute Abend der Regierung zu voller Begnadigung dringend empfohlen werden sollt!"

Der Sträfling nahm Schönöhrchen aus dem Busen, küßte es mehrmals, schob dann die Ratte einem anderen jungen Gefangenen, mit dem sie bereits etwas vertraut war, in die Brust seiner Jacke und sagte mit beinahe tonloser Stimme zu ihm: „Wenn ich nicht mehr zurückkehren sollte, so sei Du freundlich gegen das Thierchen und liebe es, wie ich es geliebt habe!" — Nachdem er sich sodann mit einer schweren Eisenstange bewaffnet hatte, ging er entschlossenen Schrittes auf den Schlafsaal zu, unbekümmert um die Geschosse, welche die Meuterer nach seinem Kopfe warfen. Einige Schläge mit seinem wuchtigen Werkzeuge sprengten die Thüre des Schlafsaales, er stürmte hinein, schleuderte Diejenigen zu Boden, welche sich seinem Eintreten widersetzen wollten, ließ dann die Waffe fallen, riß den Schließer mitten aus den Empörern heraus und schleuderte ihn wohlbehalten aus dem Schlafsaal in den Gang, wo ihn die Soldaten und Beamten beschützten. Während er noch die Flucht des Schließers gegen die wüthenden Sträflinge deckte, sank er plötzlich in seinem Blute schwimmend zu Boden, — einer der Meuterer hatte die Eisenstange aufgehoben

und damit seinen heroischen Kameraden meuchlings niedergeschlagen; man brachte ihn mit zerschmetterter Hirnschale sterbend ins Hospital, wo er noch vor dem letzten Athemzuge nach seinem Schönöhrchen rief und — dann verschied.

Leider muß ich sagen, daß die Ratte nur in den ersten Tagen unruhig war und ihren Herrn vermißte, bald aber denselben vergaß und für ihren neuen Verpfleger dieselbe Anhänglichkeit an den Tag legte, wie für den verstorbenen. Schönöhrchen lebt noch immer, gesund, glatt und stark; es fürchtet in der That seine Feinde vom Katzengeschlechte gar nicht mehr und hat bereits eine erwachsene und drei junge Katzen glücklich erlegt. Aber es gedenkt des Todten nicht mehr, noch des Tons von seines verstorbenen Herrn Zahl, bei deren Nennung es sonst die Ohren zu spitzen und von den fernsten Winkeln des Hofes herbeizueilen pflegte.

Soll darin der Beweis liegen, daß auch Ratten undankbar sind wie Menschen? oder ist es nur ein kleiner Beleg für die weise und gnädige Einrichtung in der Natur, daß die Welt ihren Verlauf und Fortgang haben muß, mag auch sterben, wer da will!? — —

## Mannigfaltiges.

Paris, 22. Nov. Am 16. November stand vor dem Assisenhofe des Departements der Haute Garonne eine Frau, die aus Eifersucht Brandstifterin geworden war. Ihr Mann — das Ehepaar bewohnt die Gemeinde Francon — hatte nämlich Bekanntschaft mit der Magd eines ihrer Nachbarn. Sie hatte dieselben mehrere Mal auf frischer That ertappt und am 29. Juli, am Tage, wo sie Brandstifterin wurde, hatte sie gesehen, wie ihr Mann gegen 10½ Uhr das Zimmer seiner Geliebten vermittelst einer Leiter verließ und sich in einer benachbarten Scheune schlafen legte. Ihre ganze Wuth erwachte, sie lief nach Hause, holte Streichhölzchen und zündete einen Kornspeicher an, der einem Strohhaufen, dieser einem Futterhaufen und dieser wiederum der Scheune, wo der Mann schlief, das Feuer mittheilte. Die Frau will zuerst versucht haben, das Feuer wieder zu löschen; da es ihr aber nicht gelang, so ergriff sie die Flucht und sah aus ihrem Hause dem Fortschritte des Brandes zu. Der Schade, den sie anrichtete, belief sich ungefähr auf 2000 Franken. Ihr Mann war der Gefahr glücklich entronnen. Der öffentliche Ankläger bestand mit großer Energie auf Bestrafung der Frau, die Geschworenen aber sprachen sie frei.

Ein Schwarzwälder Uhrenhändler, der einige Seidel Bier über den Durst getrunken und dadurch den Schwerpunkt verloren hatte, fand, daß ihm sein über die Schulter hängender Pack mit Uhren auf dem Heimweg hinderlich sei, und entschloß sich, eine Auktion derselben zu veranstalten. Gedacht — gethan. In wenigen Augenblicken waren sämmtliche Uhren, darunter sehr schöne, Stück für Stück um 1 fl. 30 kr. abgesetzt. Als der Verkäufer die Wirthschaft mit seinem Erlös verlassen wollte, riefen ihm die Gäste das bekannte Wort: „Er hot!“ nach. Darüber entrüstet, drehte sich derselbe um und rief: „Ihr hobt — lauter schlechte Uhren.“

Ueber den Aufenthalt der Kaiserin von Rußland in Nizza wird folgende artige Anekdote erzählt: Die Kaiserin fragte bald nach ihrer Ankunft einen der zur Ehrenwache kommandirten Zuaven, worin die gewöhnliche Verpflegung des Regiments bestände. Der Zuave grüßte militärisch und antwortete: „Majestät, wir erhalten gewöhnlich ein Beefsteak mit Kartoffeln, einen Truthahn, Kaffee, einige Näschereien zum Dessert und Bordeaux, so viel wir wollen.“ Die Kaiserin erwiederte lächelnd, daß an diesem **ordinaire** auch während der Wache der Zuaven in Nizza nichts geändert werden solle.

Unter dem Nachlasse des berühmten Doktors Boerhave befand sich auch ein wohlverpacktes und versiegeltes Buch mit der Aufschrift: „Die einzigen und tiefsten Geheimnisse der Arzneikunst.“ Bei der Versteigerung seiner Bibliothek wurde es mit zehntausend Gulden bezahlt. Als der Käufer aber seinen Schatz entsiegelte, fand er nichts als leere Blätter, und nur auf dem ersten las er mit großen Buchstaben die Worte: „Halte den Kopf kalt, den Leib offen, die Füße warm, so kannst du aller Aerzte spotten.“

Die satyrischen Schriftsteller scheinen gegen das schöne Geschlecht am meisten erbost: sie nennen die Frauenzimmer eine Geißel; allein sie sind wie die frommen Braminen, die ihre Geißel küssen und keinen Augenblick ohne ihre Geißel leben können.

Auflösung des Räthsels in № 144:
Relf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Sonntag, 4. Dezember 1864.


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

Mit bebenden Händen griff der Graf noch einmal nach dem Medaillon. Er prüfte es lange und aufmerksam, und während dies geschah, überzog eine fahle Bläße sein Angesicht.

„Was soll denn das bedeuten?“ fragte er endlich finster.

„Das mag Gott wissen!“ entgegnete die Gräfin, die Hände ringend.

„Bist Du jemals in Italien mit dieser Frau zusammengetroffen?“

„Ich habe nie eine Frau gesehen, die diesem Porträt nur entfernt ähnlich gewesen. Ich lebte überhaupt äußerst zurückgezogen, und außer Rafaelo, Beppo und Marietta habe ich eigentlich Niemanden dort kennen gelernt!“

„Von diesen Dreien hast Du mir erzählt,“ sagte der Graf, „aber dann — ich fasse es überhaupt nicht!“ schrie er, plötzlich wild emporspringend.

Sein ganzes Wesen schien gleichsam aus den Fugen gehoben.

„Wie war es denn mit Deiner Krankheit?“ fragte er endlich, indem er sich vor sie hinstellte.

„Ich war lange krank und Rafaelo pflegte mich mit Marietta in aufopfernder Treue: ich glaube, ich wäre sonst nicht mehr genesen. Die ganze Zeit liegt mir wirklich völlig nebelartig im Sinne, ich weiß nur dieses genau, daß ich, nachdem die Wärterin Alberta's und unser aller Diener in Neapel dem Fieber erlagen, von der fixen Idee beherrscht wurde, wahrscheinlich in Folge der Krankheit, welche auch mich bereits ergriffen, unsere Alberta sei erkrankt, ja eine fürchterliche Vision zeigte sie mir bereits als Leiche.“

„Während sie überhaupt niemals krank war?“ forschte der Graf in ängstlicher Spannung.

„So behauptete wenigstens Marietta, und Rafaelo stimmte ihr darin bei.“

„Und Du selbst besinnst Dich auf nichts weiter? auf nichts?“ meinte er immer dringender. Sie schüttelte das Haupt.

„Ich habe mich oft vergeblich gequält, die Vorgänge jener Zeit in meinem Geiste zu ordnen; denn ich fühlte mich oft gleichsam wie von einer zwingenden Gewalt dazu getrieben. Das Ganze macht mir stets die Empfindung eines Räthsels, dessen Lösung man nicht finden kann.“

„Also doch eines Räthsels?“

„Nun ja; schon, daß Rafaelo sich so geheimnißvoll entfernte, mußte mir peinlich auffallen, besonders, wenn ich dabei bedachte, daß er es sich sehr angelegen hatte sein lassen, in meinem Hause Aufnahme zu finden.“

„Wenn ich denke,“ fuhr der Graf wild auf, „daß dieser Rafaelo, der sicherlich ein abgefeimter Schurke war —“

„Nein, Albert,“ bat die Gräfin, „das war er gewiß nicht.“

„Nun, was soll ich denn dann denken,“ grollte er. „Mit rechten Dingen geht die Geschichte doch nun einmal nicht zu. Mir ist Alberta's ganzes Wesen oft genug aufgefallen, denn sie trägt unverkennbar den vollen Typus des Südens und in unserer ganzen Familie, bis zu Urahnen zurück — gleicht sie doch Niemanden nur mit einem Zug.“

Er riß dabei die Thüre auf und wies mit der Hand nach einer langen Reihe von Familienbildern, die an der Wand des anstoßenden Zimmers hingen.

Die Gräfin folgte ihm seufzend mit ihren Blicken.

„Fremdartig erschien sie auch mir bisweilen,“ sagte sie endlich sanft, „aber daß Alberta uns nicht zugehörte, im vollsten Sinne des Wortes zugehörte, den Gedanken würde ich niemals zu fassen im Stande sein! Die Liebe, welche sie uns so unauflöslich verbindet, ist wohl das sprechendste Zeugniß —“

„Larifari," unterbrach sie der Graf brummend. „Wenn ich derartige abgedroschene Floskeln anhören soll, reißt mir vollends der letzte Geduldsfaden."

Die Gräfin schwieg bestürzt. Er ging mit hastigen Schritten in dem Zimmer auf und ab.

„Eine verwetterte Geschichte! Wenn ich dergleichen in irgend einem Romane aufgetischt bekäme, würde ich das Buch zuschlagen und sagen: „Unsinn! Unsinn! Man raubt so leicht keine Kinder und man vertauscht sie auch nicht! Dafür haben wir unser bürgerliches Gesetzbuch mit so und so viel wohl ausgedachten Paragraphen. Und noch dazu gleichsam unter den Augen der eigenen Mutter! Nein," fügte er mit eisigem Tone hinzu, „das würde selbst ein Romanschreiber nicht zu erfinden wagen! Aber es gibt freilich in der Welt Absurditäten — — ist das nicht Hubert's Stimme," unterbrach er sich plötzlich, indem er hastig zu der Gräfin trat, die, durch den drohenden Ausdruck seines Zornes fassungslos gemacht, in wahrhaft hilfsbedürftigem Zustande erschien.

„Er ist es! Kein Wort von all Diesem, Therese! Mein Gott, was soll nur wieder diese larmoyante Miene?"

Er holte ängstlich ein Flacon.

„Nimm wenigstens dieses Riechsalz," sagte er, es ihr in die Hand zwingend, „damit man Migraine vorschützen kann!"

Einige Augenblicke später trat Graf Hubert ein. Er erschien dem Grafen, der ihn aufmerksam musterte, während das süßeste Lächeln auf seinen Lippen schwebte, noch blässer und leidender als gewöhnlich. Wenn, dachte Graf Albert, indem er mit graziöser Handbewegung seinen jungen Vetter zum Sitzen einlud, wenn der Junge stirbt, so bin ich am Ende doch Majoratserbe. Wie die Sachen stehen, werde ich die Verlobung gewiß nicht beeilen; aber aus den Augen darf ich den Bengel in keinem Falle lassen.

„Du siehst prächtig aus, lieber Hubert," sagte er indeß laut und er schüttelte seinem Vetter herzlich die Hand; „ich freue mich immer, wenn ich Dich zu sehen bekomme. Die Löwenheimer sind alle hoch und schlank gewesen, und Du als jüngster Sprößling läßt diese vielgerühmte Eigenschaft nicht zu Schanden werden."

„So wollte ich nur, daß dieselbe auch mich nicht zu Schanden werden ließe," erwiederte Hubert trocken.

Der Junge ist wirklich äußerst klug für seine paar naseweisen Jahre, dachte der Graf, indem er sich mit der theilnehmendsten Freundlichkeit an ihn wandte.

„Was sind das für Grillen, mein theuerster Hubert! Ich begreife Dich wirklich nicht! Ich versichere Dir, daß ich in Deinen Jahren bereits ebenso hoch emporgeschossen war."

„Meine arme Mutter starb bereits in ihrem zwanzigsten Jahre an der Schwindsucht," sagte Hubert mit unterdrückter Bewegung.

„Dergleichen Krankheiten erben glücklicher Weise aber nicht immer fort," tröstete Graf Albert, der die Bornirtheit des alten Majoratsherrn niemals begriffen, eine mit der Schwindsucht behaftete Frau zu heirathen.

„Mir könnte es recht sein, aber da die Aerzte darauf bestehen, daß ich nach Italien gehen soll —"

„Nach Italien! Du gehst nach Italien?"

„Schon in den nächsten Tagen."

„Aber das trifft sich ja ganz prächtig. Ich muß Dir nämlich mittheilen, daß ich selbst mit meiner Familie in einigen Tagen nach Italien reise."

„Ist es möglich!"

„Lieber Junge, wenn Du mir versprechen willst, mein Geheimniß zu bewahren, so will ich Dir im Vertrauen mittheilen, daß ich in einem geheimen Auftrage der Regierung dorthin gehe."

„Jedenfalls könnten wir zusammenreisen."

„Gewiß — gewiß!"

„Mich begleitet nur Cousin Anton, die Diener ausgenommen."

„Cousin Anton?" flötete der Graf, „ist das aber auch eine passende Reisebegleitung? Du sollst der Ruhe pflegen, mein theurer Hubert, und dieser junge Mensch, ich sehe das voraus, wird sich natürlich in den Strudel aller Vergnügungen stürzen."

„Ohne die Begleitung Anton's würde ich mich niemals zu dieser Reise entschließen," entgegnete der junge Mann bestimmt. „Ich habe keinen treueren Freund auf der Welt und werde mich überall heimisch fühlen, wo ich seine Nähe nicht entbehre."

Mit sauersüßer Miene pflichtete der Graf ihm bei, sobald er erkannt, daß jeder Versuch, den Knaben anders zu bestimmen, an dessen Festigkeit scheitern würde. Ihm persönlich aber war diese Begleitung äußerst fatal. Es fehlte nur noch, daß der junge Habenichts sich in Alberta verliebte und daß er selbst Eindruck auf ihr Herz machte! Alberta! Kümmerte sie ihn denn eigentlich? Wenn sie wirklich nicht seine Tochter war, „dann, ja dann — Possen — Grillen!" sagte er, als Hubert, nachdem er die Gräfin theilnehmend um ihr Befinden befragt, sich, um nicht störend zu werden, entfernt hatte. „Das wäre lächerlich, mir vorläufig über derartige Dinge den Kopf zu zerbrechen. Die Wahrheit werde ich herausbekommen, denn ein Einfaltspinsel darf ich nicht sein, der sich von einem so armseligen Wicht, wie dieser Rafaelo ist, betrügen läßt! Dieser Rafaelo! wehe ihm, wenn er jemals in meine Hände geräth!"

Er klingelte seinem Kammerdiener, der sogleich seine Toilette beschickte. Es war heute eine kleine Reunion bei dem allerhöchsten Hofe und Graf Albert Löwenheim erschien bei derselben witziger und liebenswürdiger denn jemals.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein theurer Irrthum.

Wie der Berichterstatter der „Presse" erzählt, machte Dr. X., ein junger Rechtsgelehrter in Wien, auf einem Balle des vorjährigen Karnevals die Bekanntschaft einer reichen Dame. Dr. X. war ein hübscher, interessanter, junger Mann, Eigenschaften, die es ihm leicht machten, das schöne Geschlecht zu gewinnen; die Dame jedoch war über die ersten Jugendjahre schon hinaus, ließ sich aber immer noch Fräulein tituliren. Dr. X. ward eingeladen, die Dame, die ein prachtvolles Zinshaus in der Stadt besaß, zu besuchen, und er kam diesem Wunsche, da er recht amüsante Abende an ihrer Seite verlebte, oft und mit Vergnügen nach. Mit einem Male fing Dr. X. zu seufzen an. Fräulein Y. — die Diskretion verbietet, den wahren Namen jener Dame niederzuschreiben — bemerkte das, und mit aller Theilnahme, die ihr innewohnte, fragte sie den Doktor um den Grund seines Kummers.

„Ich bin verliebt," antwortete Herr X. — „Nun, da gibt es Mittel," erwiederte Fräulein Y. auflachend, „so heirathen Sie Ihre Schöne." — „Ja, wenn das nur so leicht wäre," fährt nun der Doktor fort, „die Dame meines Herzens ist reich, sehr reich, und ich bin ein armer Aspirant, habe nichts als meinen Doktortitel, und erst wenn meine 30 oder 40 Vorgänger placirt sein werden, eine Aussicht auf eine Advokatur."

Die Dame führte das Gespräch nicht fort. Sie hatte im ersten Momente, gleich als der Doktor ihr erklärte, er sei verliebt, sich für die Angebetete gehalten, und als er gar mit dem Nachsatze kam, die Dame seines Herzens sei reich, sehr reich, blieb ihr kein Zweifel mehr darüber, daß die Erklärung des Doktors nur an ihre Adresse gerichtet sein konnte. Freudig pochte ihr Herz. Sie hatte sich's lange schon gestanden, daß auch sie dem jungen Rechtsgelehrten innerlich recht hold sei; sie hatte ihm das sogar recht oft schon zu verstehen gegeben; selber aber wollte sie nicht Farbe bekennen; sie wollte das der Zeit überlassen.

Leider hatte die Dame sich arg verrechnet. Sie hatte keine Ahnung davon, daß Dr. X. das liebenswürdige, junge und reiche Fräulein Z. liebte und daß er diese meinte, als er von seiner Geliebten sprach. Daß er bei Fräulein Y. irgendwie zärtliche Neigungen erwecken werde, daran hatte der Doktor nicht im entferntesten gedacht.

An jenem Abend, als Dr. X. dem Fräulein Y. seine Liebe gestand, ward er in besonders huldvoller Weise von ihr entlassen. Die Dame, entzückt von dem Charakter ihres vermeintlichen Anbeters, der es nicht wagte, seiner Geliebten sein Herz allein, ohne einen Geldsack, vor die Füße zu legen, beschloß, ihn auf der Stelle zu einem reichen Mann zu machen.

Am nächsten Morgen eilte sie in die Kanzlei eines Notars, ließ da eine Schenkungsurkunde aufsetzen und machte damit den Doktor zum Besitzer einer Hälfte ihres Hauses, das einen Gesammtwerth von 280,000 fl. repräsentirte. Ueber Nacht war Dr. X. Herr von 140,000 fl. geworden. Fräulein Y. ließ Alles auf das sorgfältigste in Ordnung bringen, sie ließ den Doktor sogar grundbücherlich auf seinen Hausantheil vormerken und dann, als Alles fertig war, setzte sie ihn durch ein zärtliches Briefchen von dem ganzen Vorgange in Kenntniß. Die letzten Worte dieses Schreibens mögen beiläufig gelautet haben: „Nun, da Sie ein reicher Mann geworden sind, hoffe ich, daß Sie muthig um die Hand Ihrer Erkorenen anhalten werden."

Doktor X. war überglücklich. In seiner ersten Freude vergaß er sogar, zu Fräulein Y. zu gehen und ihr zu danken. Sein erster Weg führte ihn zu Fräulein Z. Ihr theilte er in aller Eile sein Glück mit; die Verwandten des Fräuleins, die sich bisher gesträubt hatten, ihr Jawort zu geben, willigten ein, und noch am selben Tage ließ man Verlobungskarten drucken. Die Hausbesitzerin stand wie versteinert, als sie ein Paar Visitenkarten, verbunden mit einem blauen Bändchen, ins Haus bekam, auf denen nichts weiter stand als die Worte: „Doktor X. und Fräulein Z."; aber sie begriff den Zweck dieser Sendung.

Augenblicklich eilte sie zu ihrem Vertreter, um die Schenkung wo möglich noch rückgängig zu machen; allein — es war zu spät. Doktor X. dachte an nichts weniger, als an die freiwillige Rückgabe seines Hausantheils und die Sache kam nun zum Prozesse. Zwei Instanzen entschieden zu Gunsten des Doktors. Sie erklärten, daß die Urkunde gar keine Anhaltspunkte dafür enthalte, daß die Schenkung nur bedingungsweise erfolgt sei, daß Doktor X. wirklich Fräulein Y. die Ehe versprochen habe und Doktor X. bleibt somit wohlbestallter Miethhausherr in der innern Stadt.

Digitized by Google

## Mannigfaltiges.

Eine Weltausstellung des Gartenbaus wird im April des nächsten Jahres in dem Industriepalast zu Amsterdam stattfinden. Die Königin der Niederlande hat das Protektorat der Ausstellung und der Prinz von Oranien die Ehrenpräsidentschaft der geschäftsleitenden Kommission derselben übernommen. Fast alle niederländischen Gartenbaugesellschaften haben ihre Theilnahme zugesagt. An der Spitze der geschäftsleitenden Kommission, welche auf Anfrage jede nähere Auskunft zu ertheilen bereit ist, stehen als Präsidenten der Bürgermeister von Amsterdam, Herr J. Messchert van Vollenhoven und Herr W. M. de Brauw, Präsident der königlich niederländischen Gesellschaft zur Beförderung der Gartenbaukultur. Erster Sekretär der Gesellschaft ist Herr J. H. Grelage, Präsident der allgemeinen Gesellschaft für die Kultur der Zwiebelgewächse in Harlem. Zulässig zur Ausstellung sind sowohl Pflanzen und Blumen, als auch Früchte und Gemüse, sowie zum Gartenbau gehörige Kunst- und Industriegegenstände. Eine große Anzahl von Prämien wird vertheilt werden, dieselben bestehen in 30 goldenen Medaillen im Werth von je 100 fl., 92 goldenen Medaillen zu 50 fl., 127 vergoldeten und silbernen Medaillen, 84 großen und 77 kleinen silbernen Medaillen; außerdem verschiedene bedeutende Geldprämien, in Allem 410 Medaillen (worin jedoch diejenigen für die Gärtner nicht inbegriffen sind), im Werth von mehr als 13,000 holl. Gulden.

---

Die Militärdienstjahre in den deutschen Bundesstaaten sind: Oesterreich 8 Jahre aktiv, 2 Jahre Reserve; Hannover 7 Jahre aktiv; Bayern, Würtemberg, Mecklenburg, Nassau und Hamburg 6 Jahre aktiv; Sachsen, Baden und Großherzogthum Hessen 6 Jahre aktiv und 1 Jahr Reserve; Luxemburg-Limburg und Bremen 5 Jahre aktiv; Lippe-Schaumburg 4 Jahre und 6 Monate aktiv und 1 Jahr Reserve; Kurhessen 4 Jahre aktiv und 1 Jahr Reserve; Holstein-Lauenburg 4 Jahre aktiv und 4 Jahre Reserve; Oldenburg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Reuß, Waldeck, Anhalt, Schwarzburg und Hessen-Homburg 4 Jahre aktiv und 2 Jahre Reserve; Frankfurt a. M. 4 Jahre 2 Monate aktiv; Lippe-Detmold 4 Jahre aktiv; Preußen, Braunschweig und Sachsen-Altenburg 3 Jahre aktiv und 4 Jahre Reserve; Sachsen-Koburg-Gotha 2 Jahre aktiv und 4 Jahre 6 Monate Reserve; Lübeck 2 Jahre aktiv und 1 Jahr 6 Monate Reserve. — Auch ein Stückchen deutscher Einigkeit.

---

In Casendorf lud neulich Nachmittags der lustige Nagelschmied drei Säcke auf ein Einspännerlein, zog seinen besten Rock an und kutschirte gen Bayreuth. An einer Anhöhe holte er einen Fußgänger ein, einen hübschen Mann, der auch nach der Stadt wollte, und lud ihn auf sein Wäglein ein. „Der Tausend," sagte der Fremde, an die Säcke stoßend, „Ihr habt gut geladen, die sind schwer!" — „Ja," sagte der Schmied, „baare 6000 Thaler, ich bringe sie meinem Bankier, schiebt sie nur bei Seite!" — „Woher?" — „Von Casendorf!" — „Gutsbesitzer?" — „Nein Fabrikbesitzer," sagte der Schmied und lachte vergnügt; „da streckt der liebe Herrgott seinen Arm aus, wir müssen eins trinken auf die Bekanntschaft. Ich hole was Rasses!" — Sprach's, stieg aus, reichte dem Zügel und Peitsche, und trat ins Wirthshaus: „ich komm' gleich wieder!" — Es war Abend geworden, der Fremde stieß mit dem Fuß noch einmal an die schweren Säcke, gab dem Rößlein die Peitsche und fort ging's im Galopp. — „Weit fährt er nicht!" tröstete der Trinker den erschrockenen Wirth; „wenn nur dem Gaule nichts passirt!" — Nach einer Stunde fanden sie Roß und Wäglein an der Spitze eines Waldes, der Fremde war fort, die Säcke waren da, aber alle offen und drinnen — lauter Nägel. „Der arme Kerl ist angeführt!" sagte der Schmied vergnügt, „so muß es allen Spitzbuben gehen!" Weit herum aber heißt seitdem der Nagelschmied der Fabrikbesitzer von Casendorf.

---

## Räthsel.

Des ersten Paares rechte Wahl
Belebt des Malers Ideal.
Oft hausen in der letzten Geister,
Die werden andrer Geister Meister,
Und was das ganze Wort enthält,
Verkörpert oft die Geisterwelt,
Erfreuet Geister oft und Herzen,
Ist's auch nur da, um anzuschwärzen.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Dienstag, 6. Dezember 1864.


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später wurde zum Entzücken der ahnungslosen Alberta die Reise wirklich angetreten. Der Graf hatte seiner Frau in scharfer Weise die größte Verschwiegenheit anbefohlen und in der peinlichen Furcht, sich zu verrathen, sah die Arme nur scheu und gedrückt vor sich hin, ohne es nur zu wagen, die Augen zu Alberta emporzuschlagen, zu Alberta, die sie geliebt hatte mit tiefer, opferungsreicher Liebe, die einen Theil des Inhaltes ihres eigenen Lebens bildete. Der Gedanke, dies theure Kind zu verlieren, füllte ihre Seele mit verzweiflungsvoller Bitterkeit. Wie war die alte Zeit plötzlich lebendig in ihr geworden! Es war, als ob der Nebel sich endlich zertheilte, der sie so lange umzogen hatte. Wenn einzelne Punkte ihr auch noch immer dunkel blieben, so traten dafür andere in überraschender Deutlichkeit vor sie hin. Welch' wunderliche Traumwelt versank auf einmal vor ihren Blicken, um einer Wirklichkeit den Platz zu räumen, deren grelle Lichttöne sie blendeten! Und Rafaelo: der seltsame, unergründliche Mensch! Inmitten dieser Wirklichkeit lag doch noch immer ein Stückchen jener verlornen Traumwelt wie eine Oase in der Wüste. Was er auch gethan haben mochte, der arme Rafaelo, ihr Heil, wenigstens ihr vermeintes Heil, war der Beweggrund gewesen, der ihn dabei geleitet! Es gibt einen Zustand des geistigen Hellsehens bei feinen, organisirten Naturen, der jedenfalls sicherer ist als jener zweifelhafte, den man aus physischen Ursachen herleitet, und wie sehr die Umstände auch gegen ihn sprachen, schlich doch kein Gedanke in die Seele der Gräfin, der ihr die Lauterkeit der Absichten des einst so ergeben und treu befundenen Freundes verdächtigt hätte.

Graf Albert selbst war während der Reise wieder von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Sogar Hubert, der trockene, pedantische Junge, wie ihn der Graf heimlich nannte, ließ sich von derselben gefangen nehmen. Sein Gefährte, Graf Anton, der Habenichts, konnte bei dem Grafen natürlich nicht in Betracht kommen; aber er mußte eben auch seine Sonne leuchten lassen über Gerechte und Ungerechte, da der unwillkommene Reisebegleiter nun einmal nicht zu beseitigen war.

In dem Innern des Grafen sah es indeß nicht ganz so liebenswürdig aus. Je näher sie Neapel kamen, um so mehr beunruhigte ihn die schicksalsschwere Frage, ob Alberta wirklich seine Tochter sei oder nicht? Dabei hatte selbstverständlich nur die materielle, praktische Seite der Frage für ihn Bedeutung; die theoretische des Gefühls interessirte ihn äußerst wenig.

Hätten die Reisegefährten des Grafen die Gabe besessen, das Gespräch zu belauschen, welches derselbe mit sich führte, sie würden kuriose Dinge zu hören bekommen haben! War es denn jemals passirt, daß ein Mann, der so alle Vollkommenheiten in sich vereinigte, ein so unvergleichlicher Mann wie Graf Albert Löwenheim, ein Weib ertragen mußte, das im Grunde niemals recht wußte, ob es wache oder träume? Dergleichen Dinge wie die Verwechslung oder Unterschiebung eines Kindes konnten in der Gotteswelt nur ihr allein geschehen! Und dann — wenn man gerade recht behaglich seine wohlersonnenen Pläne in Ausführung bringen will, Alles gleich und eben und so ist, wie man es überhaupt wünscht, kommt sie plötzlich und wirft Einem eine Geschichte an den Hals, daß jedem Vernünftigen Hören und Sehen vergehen muß!

Wer nur, räsonnirte der Graf in Gedanken weiter, die Absurdität aufgebracht haben mag, daß es überhaupt Vater-, Mutter- und dergleichen andere Gefühle geben muß, während doch gewiß jeder denkende Kopf von ihrer absoluten Nichtexistenz überzeugt ist! Nichts hat in der Welt schon so unsäglich viel Ver-

wirrung, Aergerniß und Elend gestiftet, als all' diese Gefühlsduselei. Ist doch selbst mein so klarer und heller Kopf in dieser Schlinge gefangen worden! Denn leugnen kann ich's nicht, daß ich wirklich so eine gewisse Art von Gefühl für dieses Mädchen, als mein Kind, empfunden habe. Ich Narr, habe oft eine halbe Stunde an dem Bettchen des Kindes gestanden, nur um das Lächeln zu sehen, mit dem es, erwachend, mir die Händchen entgegenstreckte, ja, und wenn ich darüber nachdenke, ist mir diese ganze Lächerlichkeit völlig unerklärlich.

Während dieser erbaulichen Selbstgespräche bemühte sich der Graf mit der feinsten Galanterie um seine Damen. Er hielt den Sonnenschirm über die Gräfin, damit die Strahlen der Sonne sie nicht belästigen möchten, er lobte ihr gutes Aussehen — sie hatte niemals leidender ausgesehen — und die geschmackvolle Eleganz ihres Reisekleides. Alberta war sein munteres, geliebtes Töchterchen, das ihn zum beneidetsten Vater machte und an dessen Gegenwart sein schwaches Herz so gewöhnt sei, daß er bereits angefangen, es sogar auf seinen diplomatischen Querzügen mitzunehmen.

So, scheinbar in der besten Stimmung, war man in Neapel angekommen und hatte in der Straße di Toledo ein prächtiges Quartier bezogen. Die kleine Reisegesellschaft hatte sich auf den Balkon begeben, der nicht nur die Aussicht auf die äußerst belebte Straße, sondern auch auf das Meer und dessen Umgebung gewährte. Das bunte Drängen und Treiben, welches sich den Blicken darbot, stach angenehm gegen die träge Ruhe ab, welcher man so häufig in anderen Städten Italiens begegnet, und Graf Anton äußerte sich in dieser Weise über den Eindruck, den ihm Neapel machte.

„Ja wohl, Neapel ist schön! Ach, ich kenne es wohl und wie liebe ich es!" rief plötzlich Alberta, die eine Zeitlang vor sich hingeblickt hatte.

„Ist Cousine Alberta schon einmal in Neapel gewesen?" — fragte Hubert.

„Ja, mein theurer Hubert, und zwar zu derselben Zeit, da uns die beglückende Nachricht von Deiner Geburt wurde," entgegnete der Graf.

„Zu dieser Zeit? Dann kann sie doch unmöglich eine Erinnerung daran bewahrt haben!"

„Alberta ist eine kleine Phantastin, lieber Hubert," erwiederte der Graf mit einem zärtlichen Blicke, während er heimlich die Hände ballte — „wer weiß, was in ihrem tollen Köpfchen spuckt."

„Es ist auch wirklich sonderbar," meinte Alberta arglos. „Nicht nur diese Paläste und Kirchen, dort den prachtvollen Golf, der die Berge und Inseln so malerisch einschließt, glaube ich schon gesehen zu haben, es kommt mir plötzlich vor, als hätte ich selbst an dem Strande des Golfs, wo jene Kinder spielen, als Kind mit den Muscheln gespielt."

„Ei," sagte Graf Anton lächelnd, „das wäre etwas für einen Philosophen, der die Theorie der Seelenwanderung verficht! Den Typus des Südens tragen Sie ohnehin, man könnte viel daraus folgern."

Er hatte völlig harmlos gesprochen, aber in den Mienen des Grafen zuckte es plötzlich wild. Er hätte dem Sprecher die Kehle zusammendrücken mögen; aber er bezwang sich und sagte mild lächelnd:

„Du bist wirklich kindischer als ich glaubte, liebe Alberta."

„Das nennst Du kindisch, Papa! Ich hätte Dir mit meinem Zeichenstift getreu Alles aufzeichnen mögen."

„Du wirst eine wohlgelungene Ansicht Neapels in Deine Hände bekommen haben, mein Kind, es ist ja überhaupt unmöglich, daß Du in Deinem damaligen Lebensalter die Erinnerung an diesen Aufenthalt bewahrt haben kannst," sagte der Graf so kühl als möglich.

Er wünschte offenbar das Gespräch abzubrechen, aber Alberta fuhr erregt fort:

„Die Erinnerung? Das ist wirklich ein Thema, welches mich reizt."

„So," entgegnete er sehr gedehnt.

„Denke Dir nur, lieber Vater, ich sehe mich wirklich auf einmal in jener Vergangenheit als ganz kleines Kind auf dem Schooße einer wunderschönen Frau spielen, die ich Mutter nannte und welche — ist das nicht sehr wunderbar — gar keine Aehnlichkeit hatte mit meiner geliebten Mutter hier."

Der Graf fuhr zusammen. Diesmal hatte er Mühe, seine Fassung zu bewahren. Alberta hatte der Gräfin ihre Hand gereicht, aber diese nahm sie nicht. Ein qualvoller Schmerz durchzuckte sie. So war es denn also wirklich wahr. Sie selbst war kinderlos und Alberta war ihr verloren! Dieser Augenblick warf plötzlich einen zündenden Strahl in ihre Seele: die Vergangenheit stieg vor ihr empor — düster und entsetzlich — wie die Gegenwart — und die Zukunft, die von nun an ihrer harrte!

Die furchtbare Peinlichkeit dieser Situation milderte Graf Hubert, der in seiner trockenen Manier jetzt sagte:

„Ach, Cousine Alberta, was bist Du für ein närrisches Mägdelein! Ich wette, Deine schöne, ätherische Muttergestalt war Niemand anders als Dein Kindermädchen, das Deiner Mutter natürlich nicht gleichen konnte." Was der Junge für einen Kopf hat, sagte sich der Graf leise. Wenn ich

nur einen solchen Sohn gehabt hätte — selbstredend dürfte er nicht mit der Schwindsucht behaftet sein — wie hätte sich mein Leben gestalten können! So muß ich mich mit diesem Mädel plagen, das mir sicherlich noch genug zu schaffen machen wird! Könnte ich es nur endlich einmal wenigstens zum Schweigen bringen!

Dieser Wunsch schien denn erfüllt zu werden. Der Wagen war, wie der Bediente eben meldete, vorgefahren und die Gesellschaft erhob sich, um eine Spazierfahrt zu machen. Alberta schwieg während der Fahrt, in tiefes Nachdenken versunken. Sie fühlte sich erregt wie niemals zuvor. War das wirkliche Erinnerung, die jetzt in ihrer Seele traumartig emporsproßte wie helle Frühlingsblumen auf dunklem Grunde?

Noch lag ein dämmerhaftes Licht über alle diese Gebilde ausgegossen, das, im seltsamsten Chaos, die Wirklichkeit vermischte mit dem mährchenhaften Walten der Phantasie!

(Fortsetzung folgt.)

## Eine wahre Geschichte.

So wie eine Stecknadel das Schicksal des berühmten Laffitte gemacht hat, so machte kürzlich ein Portefeuille das Glück eines jungen Mannes in Paris, und zwar in ganz ähnlicher Weise. Wer die Geschichte von Laffitte und der Stecknadel nicht kennt, dem wollen wir sie schnell noch vorher mittheilen. Jaques Laffitte war 1767 zu Bayonne geboren und stammte von armen Eltern ab; er lernte die Handlung und ging 1788 nach Paris, um dort einen Platz in einem größeren Hause nachzusuchen. Er hatte eine Empfehlung an den Senator Perregeaux, den Chef eines bedeutenden Bankierhauses, auf die er große Hoffnungen baute, wie dies so manchmal die illusionenreiche Jugend zu thun pflegt.

Als er sein Empfehlungsschreiben abgegeben, bemerkte ihm der Herr Senator achselzuckend und mit kühlem Tone, es thue ihm leid, aber in seinem Hause sei keine Stelle offen, er könne ihm daher nur den Rath geben, sich anderweitig nach einem Platze umzuthun.

Der arme Junge geht sehr betrübt und niedergeschlagen fort und schreitet gesenkten Hauptes über den Hof auf die Straße zu. Im Hofe sieht er plötzlich im Sande etwas blinken, bückt sich danach — es war eine Stecknadel, er hebt dieselbe auf und steckt sie in seine Rockklappe. Da hört er plötzlich seinen Namen rufen, er dreht sich um und erblickt den Senator Perregeaux, der zum Fenster seines Kabinets herausseht und ihm winkt, zurückzukommen.

Er beeilte sich, dem Winke Folge zu leisten, und steht nach wenigen Minuten wieder vor dem strengen Bankier. Neugierig richtet derselbe die Frage an ihn, was er denn im Hofe gefunden und so sorgfältig aufgehoben habe?

„Es war nichts als eine Stecknadel," entgegnete Laffitte.

„So, eine Stecknadel? Zeigen Sie mir sie doch," meinte der Senator.

Laffitte zog die Nadel aus seinem Rocke und reichte sie dem alten Herrn hin.

Dieser blickte ihn aufmerksam an und sagte dann: „Nun, wenn Sie selbst eine Stecknadel des Aufhebens werth halten, dann müssen Sie ein guter Kaufmann sein. Ich will es mit Ihnen versuchen; treten Sie morgen in mein Haus ein — wenn Sie mir konveniren, können Sie Ihr Glück machen."

Und Jaques Laffitte machte sein Glück. Er arbeitete von 1788—1804 im Bankierhause des Senators Perregeaux, ward nach dessen Tode 1805 der Chef des Hauses, das er zu einem der angesehensten in Frankreich erhob, wurde 1814 Oberdirektor der französischen Bank und der Handelskammer von Paris und 1830 Minister des Königs Ludwig Philipp, — Alles durch eine Stecknadel.

Doch kehren wir zu unserem jungen Manne zurück. Der junge S., ein äußerst rechtschaffener, gebildeter und liebenswürdiger Mensch, in einem großen kaufmännischen Geschäft von Paris angestellt, hatte vor mehreren Monaten das Unglück, ein langwieriges Nervenfieber zu bekommen, welches ihn lange an das Krankenlager fesselte und ihm noch nach der Wiederherstellung eine große Schwäche zurückließ. Der Arzt sagte ihm, daß er nur in der frischen Landluft und durch anhaltende Bewegung im Freien seine Gesundheit vollständig wiedergewinnen könne und so entschloß sich denn der Rekonvalescent, auf einige Zeit zu seiner früheren Amme, einer guten alten Frau, an der er noch mit kindlicher Liebe hing und die in einem kleinen Dorfe des Departements de l'Aisne wohnte, zu gehen.

Im Augenblicke der Abreise fand S. auf dem Perron des Bahnhofes, eben als er in das Coupé steigen wollte, ein Portefeuille, er hob es auf und da der Zug gleich darauf davonbrauste, war es ihm nicht möglich, vor der Hand irgend welche Nachforschungen nach dem Eigenthümer der Brieftasche anzustellen. Inzwischen überlegte er sich, daß er vielleicht in der Brieftasche selbst eine Visitenkarte

oder einen Brief finden könne, aus deſſen Adreſſe er dann am leichteſten etwas Näheres über den Beſitzer des verlorenen Gutes erſehen würde. Er öffnete das Portefeuille und machte die Entdeckung, daß es an Banknotes und verſchiedenen anderen Werthpapieren das hübſche Sümmchen von 70,000 Frcs. enthielt. Nebſtdem fand er auch einige Briefe, die alle an die nämliche Adreſſe gerichtet waren und zwar an einen Herrn B., eine bekannte Größe der Finanzwelt, dem alſo jedenfalls die Brieftaſche gehören mußte.

Kaum war der junge Mann an ſeinem Beſtimmungsort angelangt, wo er mit tauſend Freuden von der alten Frau begrüßt wurde, als er ihr erzählte, was ihm begegnet ſei und Schreibmaterialien von ihr verlangte, um ſofort an Herrn B. in Paris zu ſchreiben und demſelben anzuzeigen, daß das Portefeuille, welches er gewiß längſt vermißt, glücklich wiedergefunden ſei.

„Aber," entgegnete ihm die alte Frau, „Herr B. hat ja das hier nahebei befindliche Schloß gekauft und iſt auch der Gutsherr von unſerem Dorfe — vielleicht iſt er gerade hier anweſend und es bedarf nicht erſt des Schreibens."

Der junge S. ging am folgenden Tage auf das Schloß, um ſich nach Herrn B. zu erkundigen, erfuhr jedoch, daß derſelbe ſich augenblicklich in Paris befinde. Er ſchrieb nunmehr an ihn und theilte ihm mit, wie es gekommen ſei, daß er ihm nicht ſogleich das Verlorene habe zurückſtellen können.

Der Geſchäftsmann, welcher eben die nöthigen Schritte gethan, um das vermißte Portefeuille wieder zu erlangen, zeigte ihm hierauf an, daß er wirklich der Eigenthümer deſſelben ſei und daß er dem jungen Manne nächſtens einen Beſuch abſtatten werde. Einige Tage darauf hielt denn auch wirklich eine Equipage mit ein Paar prächtigen Pferden vor der Hütte der alten Amme und Herr B. trat in deren ärmliches Stübchen, nahm die verlorene Brieftaſche aus den Händen des Finders in Empfang, drückte demſelben auf das Lebhafteſte ſeinen Dank aus und unterhielt ſich lange mit ihm. Endlich, ſchon im Fortgehen begriffen, ſagte er:

„Sie ſind übrigens hier ſehr ſchlecht logirt, erweiſen Sie mir doch den Gefallen, bei mir im Schloſſe zu wohnen, wo Sie ganz ungenirt leben und jede Bequemlichkeit genießen können. Ich werde mich glücklich ſchätzen, Sie dann auch meiner Frau und Tochter vorſtellen zu können, die in den nächſten Tagen hier eintreffen werden, um den Sommer hier zu verleben."

Nachdem er dieſe Einladung in der Folge noch mehrfach dringend wiederholte, ließ S. ſich bewegen, ihr nachzukommen, und fand in dem Schloßherrn einen ebenſo liebenswürdigen Geſellſchafter, als er allgemein als ein tüchtiger Geſchäftsmann bekannt war. Dieſer ſtudirte wieder ſeinerſeits den Charakter des jungen Mannes und überzeugte ſich von Tag zu Tag mehr, daß ſein Gaſt ein Menſch von ungewöhnlichen Fähigkeiten und trefflichen Eigenſchaften ſei. Der Dame des Hauſes gefiel er nicht minder — und die Tochter? Nun, dieſe war ſehr glücklich, als ſie bemerkte, daß ihr Papa die ſympathetiſchen Beziehungen zwiſchen ihr und ſeinem Protégé gar nicht ungern zu ſehen ſchien.

Kurz, zwei Monate ſpäter waren die Beiden ein glückliches Paar, der junge S. iſt heute Aſſocié ſeines Schwiegervaters und kann dabei die Landluft auf dem Schloſſe nach Belieben genießen.

## Mannigfaltiges.

Aus London vom 21. November wird geſchrieben, daß der kleine General Tom Thumb mit ſeiner kleinen Gattin, ſeiner noch kleineren Schwägerin und ſeinem 11 Monate alten und 9 Pfund ſchweren Kind vorgeſtern dort angekommen und in Cataldi's Hôtel abgeſtiegen iſt, diesmal aber nicht, um ſich ſehen zu laſſen, ſondern um ſelbſt zu ſehen und mit ſeiner liliputiſchen Familie eine Vergnügungsreiſe durch Europa zu machen. Obgleich Gatte und Familienvater, iſt er immer noch nicht größer als 31 engl. Zoll, und ſeine 21jährige Gattin kaum 29. Nicht als General Tom Thumb, ſondern als ſchwarzbefrackter Hr. Stratton empfängt er in ſeinem Hôtel zahlreiche Gäſte, denen er Einladungen zuſchickt. Sein Kind, Miß Stratton, wird vorzugsweiſe bewundert, und ſo viel geküßt, daß der Arzt ſich genöthigt geſehen hat, die Fortſetzungen dieſer Liebkoſungen zu unterſagen. Die Kleine ſoll ein allerliebſtes Miniaturexemplar von geſunder Kindlichkeit ſein, und durch fortgeſetztes Schreien und Strampeln ein ſehr reizbares und energiſches Temperament verrathen.

Auſternkonſum. In Paris werden täglich 1,200,000 bis 1,400,000 Stück Auſtern verzehrt.

Auflöſung des Räthſels in № 146:
Tintenfaß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Freitag, 9. Dezember 1864.


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Fortsetzung.)

Es war ein ausnehmend schöner Tag. Die öffentlichen Straßen wimmelten von glänzenden Equipagen und munteren Fußgängern. Die Wagen konnten nur langsam vorwärts kommen, wodurch die Zudringlichkeit der die Wagen umschwärmenden Lazzaroni noch erhöht wurde. Der Graf warf mit geringschätziger Miene eine Hand voll Geldstücke heraus, die begierig aufgelesen wurden und die Folge hatten, daß der Wagen eine Zeitlang unbehelligt passiren konnte.

„Ich könnte," sagte der Graf verächtlich, „mich doch nie an dieses elende Volk gewöhnen! Dieser Schmutz, diese Trägheit, diese Betteleien sind mir in tiefster Seele zuwider."

„So hart," meinte Graf Anton, „kann ich die armen Leute doch nicht beurtheilen. Ihre ewig lächelnde Sorglosigkeit, bei aller Nacktheit ihres Daseins, die frische, fröhliche Empfänglichkeit, welche man ihnen für alles Schöne nachrühmt, sind wohl Tugenden, die nicht unterschätzt werden dürfen. Betrachten Sie diese kräftigen, sonnverbrannten Männergestalten, die, ohne ein Kopfkissen für ihr müdes Haupt zu besitzen, sich mit heiterem Sinn an den unsterblichen Liedern ihres Ariost, ihres Tasso und Petrarca erfreuen! Und wie wenige würden ihre kümmerliche Lage selbst gegen die üppigste Pracht vertauschen mögen, wenn sie darum den heimathlichen Boden verlassen müßten; denn sie Alle lieben glühend ihr schönes Vaterland!"

„So liest man es wenigstens sattsam in Büchern!" spottete der Graf.

Alberta aber hatte den Blick erhoben und ließ ihn nun mit einem so beredten Ausdrucke des Dankes auf Graf Anton ruhen, daß diesem das Herz in tiefer Freude erbebte. Dieser Augenblick aber enthüllte ihm, was er bis jetzt nicht einmal geahnt hatte: seine leidenschaftliche Liebe zu dem schönen, herrlichen Mädchen.

Dem Grafen war diese kleine, stumme Scene nicht entgangen und sie erhöhte begreiflicher Weise seinen schweren, verhaltenen Zorn. War es nicht ganz so gekommen, wie er, der große Menschenkenner, es vorausgesagt? Bah, damit wollte er übrigens schon fertig werden! Jetzt wollte er nur Rafaelo zu Gesicht bekommen, damit er dem Wicht alles entgelten lassen könne!

„Kann es etwas Schöneres geben als diese blühenden Weiber mit ihren lachenden Kindern, die auf den ersten Blick an die Madonnenköpfe Raphael's erinnern!" fuhr Graf Anton begeistert fort, während sein Blick sich entzückt auf Alberta heftete. „Gleichsam tändelnd winden sie ihre Blumen und doch ist es die einzige Erwerbsquelle, welche sie haben."

Der Graf hatte eben eine beißende Erwiederung auf den Lippen, aber der Wagen hatte gerade den Largho di Castello erreicht, und nur mit dem Gedanken an Rafaelo beschäftigt, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf den weilen, äußerst belebten Platz. Das Gedränge war so groß, daß sich die Wagen nur im langsamen Schritt weiter bewegen konnten; da nahte sich ein bleiches Bettelweib dem Wagen des Grafen, in den sie einen vollen Blumenstrauß reichte.

Der Graf machte ungeduldig eine abwehrende Bewegung; aber schon hatte Alberta die Hand darnach ausgestreckt. Die Bettlerin schien nur diese Geberde verstanden zu haben, sie gab den Strauß in die Hand Alberta's. Freundlich nickte ihr diese zu, indem sie zugleich in ihre Börse griff. Da fühlte sie ihre Hand plötzlich gefaßt; ein stierer, glanzloser, unheimlicher Blick bohrte sich gleichsam in ihr Antlitz.

„Chiara!" schrie eine gellende Stimme in markerschütternden Tönen — „sie ist es! meine Chiara!"

Die Gräfin that einen Ausruf des Schreckens; der Graf aber sprang zornig auf das Weib los. Doch schon lag die Bettlerin lautlos am Boden; ihre bleichen, verwetkten Züge, auf welche in diesem Augenblicke die volle Majestät des Unglücks hereinleuchtete, waren von der Starrheit des Todes umzogen, die krampfhaft gefalteten Hände ruhten auf ihrer Brust.

Alberta betrachtete das unglückliche Weib mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ein dämmernder Nebel schien sich über ihr Hirn zu breiten; ein eisiger Schauer durchrieselte sie. Plötzlich erhob sie sich und ehe es Jemand zu hindern vermochte, hatte sie den Wagen verlassen. Lautlos kniete sie vor der Bettlerin nieder und bemüht, sie ins Leben zurückzurufen, streiften ihre Blicke mit namenloser Angst über das gramvoll verzerrte Antlitz hin.

Der Graf war, außer sich vor Entrüstung, aus dem Wagen gesprungen.

„Alberta," sagte er gebieterisch, „Deine Extravaganzen überschreiten heute alles Maß! Du wirst augenblicklich dieses Weib verlassen!"

Aber Alberta rührte sich nicht. Sie starrte stumm auf das Antlitz der Bettlerin. Diese schlug langsam die Augen auf. „Chiara!" flüsterte sie leise — „Chiara, mein Kind!"

Jetzt zertheilte sich der Nebel, der Alberta's ganzes inneres Sein durch so lange Jahre verhüllt hatte, und sie stürzte laut weinend in die Arme der Bettlerin.

„Mein Gott, die arme Alberta hat den Verstand verloren!" rief der Graf mit scheinbar besorgter Miene, „es wäre daher gut, sie ruhig gewähren zu lassen. Wenn nur ein Arzt zur Stelle wäre!"

Da trat die Bettlerin an ihn heran.

„Signor," sagte sie im reinsten Italienisch und mit einer Würde, die diesen Weltmenschen unwillkürlich imponirte, „vergeben Sie diesem Kinde! Möge es unter die Obhut seiner großmüthigen Pfleger zurückkehren!"

„Ihrer Pfleger?" entgegnete der Graf schneidend.

„Ihrer Eltern!" sprach die Bettlerin mit gesenkten Blicken.

„O, mein Gott!" stöhnte Alberta.

„Seien Sie unbesorgt, Alberta," flüsterte Graf Anton leise, indem er Alberta rasch in den Wagen hob, „ich folge dieser armen Frau!"

Sie warf ihm einen innigen Blick zu.

Nun gehört Ihr zusammen, dachte der Graf, der ihn wieder auffing. Ich glaube beinahe wirklich an einen Instinkt der Liebe.

Erst jetzt gewahrte Alberta, daß die Gräfin, um welche Hubert sich liebevoll bemühte, ohnmächtig geworden war. Sie erfaßte ihre Hände und benetzte sie mit heißen Thränen.

Der Graf sah zum Wagen hinaus, als ob ihn nichts bekümmerte, was in demselben vorging.

„Beim Himmel! Sie war es wirklich! Die Marchesa Pallanella als Bettlerin!" sagte er leise, die Lippen übereinander beißend. „Ist das Alles nicht wie ein toller Fastnachtsspuk!"

* * *

Beppo, der Barkenführer, war mit leichter Mühe aufgefunden worden und mit seiner Marietta auf Befehl des Grafen in dem Schlosse der Toledostraße erschienen. Der Graf hatte vollständige Beichte verlangt und dem erschrockenen Ehepaar im anderen Falle mit den Gerichten gedroht. Weinend berichtete nun Marietta den ganzen, unseligen Verlauf der Begebenheit.

„Es hat mir immer schwer auf dem Herzen gelegen, wenn ich je daran dachte," schloß sie ihren geheimnißvollen Bericht. „Ach, und der arme Rafaelo! Was hat der gelitten! Er ist Jahre lang ganz tiefsinnig umhergegangen. Immer wollte er zu Fuße nach Deutschland laufen, um seiner Signora Alles zu bekennen und sie, wie er sagte, aus den Krallen eines Ungeheuers zu befreien, das ihr die Leber zernagte. Wir hatten Alle Mühe, ihn durch allerhand Listen immer wieder zu beschwichtigen. Wir mußten ihn endlich in unsere Behausung aufnehmen, denn der Unglückliche wollte mit Niemand weiter verkehren. Des Nachts aber machte er uns am meisten zu schaffen. Die goldene Kapsel wird uns verrathen, Marietta, schrie er oft im Schlafe emporfahrend. Ach, warum habe ich jener Ungücklichen mein Wort gehalten! Und dann weinte, tobte und jammerte er, daß uns die Haare zu Berge standen."

„Und was war es mit diesem Wort?" inquirirte der Graf scharf.

„Die arme Marchesa, die ihr Kind anfänglich unter keiner Bedingung hergeben wollte, willigte zuletzt ein, nachdem Rafaelo ihr mit einem Eidschwur gelobte, daß er dem Kinde die Kapsel lassen wolle."

„Sie willigte also ungern in den Betrug?"

„Betrug? O Excellenza, davon hat die Arme kein Sterbenswörtchen gewußt. Wir haben ihr nur gesagt, daß eine sehr reiche, vornehme Dame ein Kind von edler Geburt adoptiren wolle, da sie selbst keine Kinder habe und dabei die Bedingung stelle, daß die Mutter, welche ihr unbekannt bleiben solle, allen Ansprüchen an das Kind für immer entsage."

„Wußtet Ihr, daß die Kapsel das Bild der Marchesa enthielt?" forschte der Graf weiter.

„Das Bild der Marchesa! Heiliger Himmel! Nein, das

wußten wir nicht! Sie hatte Rafaelo nur das Madonnenbild gezeigt und da ließ er es denn geschehen. Also das Bild der Marchesa! Das war nicht recht von ihr! Und so wurde es natürlich verrathen! Denn die junge Signora, ich habe sie wohl betrachtet, sieht ganz so aus, wie sie einst ausgesehen hatte! Obgleich," meinte sie nach einigem Besinnen gedankenvoll, „es doch eigentlich auch keine Gefahr haben könnte, wenn man die Marchesa früher nicht kannte, denn jetzt gleicht sie dem Bilde doch nicht mehr."

„Zufällig kannte man sie aber und Euere Büberei ist dadurch an den Tag gekommen!" rief der Graf mit zürnendem Hohne.

„Nun, die Madonna muß auch dies gewollt haben! Was können wir Armen dagegen thun!" sagte Marietta ergeben. „Es ist nur gut, daß der arme Rafaelo von alledem nichts erfahren kann!"

„Ist er todt?" fragte die Gräfin leise, die bis jetzt mit geisterbleichen Zügen stumm vor sich hingesehen hatte.

„Nein, Excellenza, nur sehr krank und dabei ein wenig außer sich, hier — sie deutete mit der Hand nach der Stirn — ist es ja ohnehin niemals ganz richtig mit ihm gewesen."

„Ihr werdet mich sogleich nach Sorrento begleiten," unterbrach sie der Graf, „die Aerzte leben ja noch, wie Ihr sagt, welche die Contessa, meine Tochter, in ihrer Krankheit behandelten; ich wünsche zu Euerem eigenen Heile, daß sich alle Euere Angaben bewahrheiten mögen; es würde sonst sehr traurig um Euch stehen! Geht hinab, ich folge."

„Und Alberta?" fragte die Gräfin, nachdem Beppo und Marietta sich entfernt, mit angstvoll gerungenen Händen.

„Hörten wir nicht soeben, daß Alberta schon vor langen Jahren gestorben?" entgegnete er mit Härte. „Sofern ich nur erst das Grab meiner Tochter gesehen und jede Gewißheit über ihren Tod erlangt habe, kehre ich nach der Residenz zurück und bringe dort ihren Tod öffentlich zur Anzeige. Graf Albert Löwenheim kann betrogen worden sein, aber er selbst ist kein Betrüger!"

„Und — sie?"

„Sie? Meinst Du die Tochter jenes Weibes, das uns als Bettlerin entgegentrat? Was hat Graf Löwenheim mit dem Sprößling eines solchen Weibes zu schaffen? — Nichts! Und Du wirst von dieser Meinung die geeignete Notiz nehmen!"

Er ging hinaus. Wenige Minuten später fuhr er in seinem Wagen in der Richtung nach Sorrento hin; Beppo und Marietta befanden sich auf dem Kutscherſitze.

Die Gräfin war indeß weinend auf die Kniee gesunken im tiefsten, fassungslosesten Jammer.

(Schluß folgt.)

## Eine wahre Geschichte.

Ein junger Mann, der in Rothschild'schen Diensten zu Paris stand, wurde in Geldgeschäften an das Haus Rothschild in London gesandt. Unterwegs machte derselbe die Bekanntschaft eines Engländers und ließ sich, von Langeweile auf der Ueberfahrt geplagt, nach wiederholter Aufforderung in eine Parthie Pharao mit jenem ein. Der junge Mann, vom Glücke begünstigt, ließ den im Pech sitzenden Engländer die Einsatzsummen immer verdoppeln und gewann auf diese Art 40,000 Pfund Sterling. Hocherfreut über dies unerwartete Glück, entledigte sich derselbe sogleich bei seiner Ankunft der ihm gewordenen Aufträge, gab seine Stelle in Paris auf und privatisirte in London. Eines Tages, als er im British-Museum die endlosen Säle der Alterthümer durchwanderte, traf er seinen Spielgenossen, begleitet von einer wunderschönen Dame. Derselbe kam sogleich auf Mr. Blome, dies ist der Name unseres Glücksheiden, zu, stellte ihm in der schönen Dame seine Frau vor und lud ihn schließlich zum öftern Besuch in seinem Hause ein. Blome, der an der reizenden Frau seines Bekannten großen Gefallen fand, machte auch bald von der erhaltenen Einladung Gebrauch, und selten verging eine Woche, wo er nicht Gast in Lord Dudley's Hause war. Eines Tages wieder zum Spiele aufgefordert und vom selben Glücke begünstigt, gewann Blome seinem Gönner abermals 40,000 Pfd. Sterl. ab. Dudley, der, ein Engländer von ächtem Schrot und Korn, nicht zur Verzweiflung zu bringen war und schon lange merkte, daß Blome für seine Gemahlin heiße Liebe hege, machte seinem glücklichen Gegner folgenden Vorschlag: „Mein Haus, in dem ich wohne, nebst der Einrichtung ist gerade so viel werth, als Sie von mir gewonnen; entweder ich gewinne nun mein Geld wieder, oder Sie mein Haus, und würde ich im letztern Falle mich von meiner Gemahlin trennen, dieselbe nebst Allem Ihnen überlassen und nach Ostindien gehen." Blome, dem der Besitz der von ihm angebeteten Frau in Aussicht gestellt war, zögerte keinen Augenblick, spielte von Neuem und verlor seinen Gewinn bis auf 5000 L. Jetzt änderte sich das Glück. Blome gewann und gewann, bis er wieder im Besitze seines früheren Kapitals war. Dudley machte ihm nun den Vorschlag, Alles auf

eine Karte zu ſetzen. Der junge Mann, dem die Gedanken an Glück und Unglück den Kopf durchſchwirrten, gab ſeine Einwilligung. Die Karten wurden gemiſcht, abgehoben und gelegt. Der Engländer ſetzte. Man denke ſich dieſen Moment! Vermögen, Haus und Frau, Alles auf einer Karte! — Dies iſt die Leidenſchaft des Spiels. — Frau und Kind werden vergeſſen, der einzige Gedanke iſt: Gewinn! Und Lord Dudley wurde in dieſem Augenblick ein Bettler, er — verlor. Der Lord, ruhig wie vorher, drückte ſeinem Ueberwinder die Hand, erklärte ihn als Beſitzer alles Deſſen, was er ſelbſt bis jetzt inne hatte, und machte ihm das Anerbieten, ſogleich Einſicht von ſeinem neuen Beſitzthum zu nehmen. Blome, der Glückliche, berauſcht von dem Gedanken an den nunmehrigen Beſitz des ihm ſo theuern Weibes, ging leichtſinniger Weiſe auf dieſen Vorſchlag ein. Dudley führte ihn von Gemach zu Gemach, jedes Zimmer war mit zollhohen Teppichen belegt, die Wände mit Sammttapeten überzogen und ſtrotzten von den koſtbarſten Oelgemälden in fußbreiten Goldrahmen. Der Salon, eines Fürſten würdig, barg einen Kronleuchter von getriebenem Silber und hatte wandhohe Spiegel. Als man mit dem obern Stockwerke zu Ende war, gingen Beide in das Parterre und von da in die untern Räume des Hauſes. Der Keller, gefüllt mit den feinſten ausländiſchen Weinen, wurde durchgangen und bald gelangte man an einen zweiten Eingang. Lord Dudley nöthigte ſeinen Begleiter vorzugehen, dieſer öffnete die Thüre, that einen Schritt vorwärts und ſtürzte mehrere Treppen tief hinunter. Als er wieder zur Beſinnung kam, ſah er ſeinen Begleiter verſchwunden und ſich eingeſchloſſen. Jetzt erſt wurde ihm klar, in welch' gräßlicher Lage er ſich befand. Zwei Tage vergingen, ohne daß ihm ein Biſſen gereicht wurde. Er, der vor Kurzem ſich noch im Beſitze eines fürſtlichen Vermögens, einer angebeteten Frau ſah, war nun dem Anſcheine nach verdammt, Hungers zu ſterben. Wie viel lieber wäre ihm geweſen, hätte er, ſtatt Alles zu gewinnen, Alles verloren! Am dritten Tage, als Hunger und Durſt ſich in noch größerem Maße einſtellten, fing er an zu toben und zu raſen. Aber Alles vergebens. Der vierte Tag kam und mit ihm noch größere Pein. Zu den Entbehrungen geſellten ſich Wuthanfälle, und in einem dieſer Anfälle biß ſich der Unglückliche in die Hand, um mit ſeinem eigenen Fleiſche ſein Leben zu friſten. Doch auch das herbe Geſchick hat Mitleid mit ſeinen Kindern. Ein minder gräßlicher Tod, als der Hungers zu ſterben, war ihm vorbehalten. Sein Kerker öffnete ſich, zwei verkappte Männer ſtiegen zu dem Unglücklichen herab und ſchleppten ihn in ein Gemach des oberen Hofraumes. In der Mitte dieſes mit ſchwarzem Sammt ausgeſchlagenen Raumes befand ſich ein Block, auf dieſem lag ein Beil, der Boden war mit Sägemehl bedeckt. Es war offenbar eine Kammer, eingerichtet zum Kopfabhauen Derer, die gleich unſerem Opfer ſo unglücklich waren, in die Hände dieſes Blutmenſchen Dudley zu fallen, und daß ihre Anzahl keine geringe ſein mußte, bewieſen die blutbeſpritzten Wände. Blome, dem die Rettung immer noch vor Augen ſchwebte, wehrte ſich bei dem Anblicke der ſo fürchterlichen Geräthe wie verzweifelt. Doch ſchwach durch das viertägige Entbehren jeglicher Nahrung, war er bald überwältigt. Eine ſchwarze Mütze wurde ihm über den Kopf gezogen, die Haare am Halſe abgeſchnitten und ihm bedeutet, er möge ſeinen Kopf auf den Block legen, indem ſein letzter Augenblick gekommen ſei. Blome, dem bei ſolchen Zurüſtungen jede Hoffnung verſchwunden, ließ willfährig ſein Haupt auf den Block legen und erwartete halb leblos den Todesſtreich. Da plötzlich gab es Lärm im Hauſe. Polizeiſtimmen hörte man ihr „in the name of the law“ ſchreien, aber für den zum Tode Beſtimmten kam die Rettung zu ſpät. Das Entſetzliche war geſchehen, er war — — — erwacht und das Ganze ein Traum.

## Mannigfaltiges.

(Asphaltſtraßen.) Ueber dieſe in der Neuzeit in Paris eingeführten Straßen bemerken die neueſten Erf.: Ein Hauptvorzug dieſer Fahrwege iſt, daß ſie weder Koth noch Staub erzeugen. Die jährliche Abnutzung einer ſtark befahrenen Straße ſoll kaum einen Millimeter betragen, nachdem die Räder der Fuhrwerke ſie vollſtändig kouprimirt haben. Das Geräuſch iſt ſehr unbedeutend und die Pferde können eine bedeutend größere Laſt fortſchaffen, als auf gepflaſterten und makadamiſirten Straßen. Die Anlagekoſten betragen in Paris per Quadratmeter mit Inbegriff des Mörtels 15 Frks.

## Charade.

Die Erſte enthält die Mittel zum Beißen;
Die Andere die Sachen zum Beißen;
Das Ganze hindert am Beißen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Sonntag, 11. Dezember 1864.


## Die Bettlerin vom Largho di Castello.

(Schluß.)

„Willst Du nicht doch Deine Meinung ändern, liebe Alberta?“ fragte Hubert, der die Hand des jungen Mädchens theilnahmvoll gefaßt hielt. „Du bist im Glück und Reichthum emporgewachsen.“

„Durch einen Betrug! O, guter Hubert, Du weißt nicht, wie mir dieser Gedanke das Herz zerreißt!“

„Das war ja nicht Deine Schuld, und Deine arme Mutter trifft hierbei, wie Du es nun jetzt weißt, kein Vorwurf!“

Graf Anton sprach kein Wort. Er lehnte, scheinbar völlig theilnahmlos, in einer Ecke des Zimmers.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und die Bettlerin vom Largho di Castello erschien in derselben.

„Meine Mutter!“ rief Alberta, ihr entgegenstürzend. „Siehst Du, Hubert, hier, an diesem Herzen ist meine Stelle! Arme Mutter! Nicht die Zeit, der Gram hat diese Locken gebleicht! Was magst Du gelitten haben! Und ich war nicht bei Dir! Du hast mich selbst von Deinem Herzen gestoßen!“

„Alberta,“ sagte die Bettlerin, „denn noch bist Du Alberta, nicht Chiara, die Tochter der Bettlerin! Prüfe Deinen Entschluß wohl, den dieser edle, junge Mann mir heute in Deinem Namen mitgetheilt hat. O, mein Kind, übereile Dich nicht! Miß die Ansprüche Deines mühevollen Lebens nicht an meinen silberweißen Haaren! Meine Anschauung kann nicht die Deinige sein! Aller Schmuck des Lebens ist von mir abgefallen und den Flittertand dieser Erde habe ich längst verachten gelernt. Die wildeste Verzweiflung, der Jammer in seiner finstersten, trostlosesten Gestalt haben mein einst so lebensfrohes Herz gebrochen; die Vergangenheit lag Jahre lang vor meinen Blicken nur wie ein grauenhafter Traum. Aber diese langen, freudlosen, kummervollen Jahre des Elends, des Schmerzes, der Entbehrung, haben meinen Sinn geläutert und mich klar werden lassen über die Stellung der Bettler wie der Könige dieser Erde! So habe ich endlich Ruhe und Frieden gefunden und für immer abgeschlossen mit dieser Welt!“

„Und warum hast Du mich von Dir gelassen?“

„Damals besaß ich diesen Frieden nicht, mein Kind! Ich schleuderte dem Schicksal noch wilde Wünsche entgegen, ich wollte Dir, geliebtes Kind, Alles das wieder erringen, was ich so furchtbar verlieren mußte, ich wollte Dich dereinst glücklich sehen!“

„Ich will es an Deiner Seite sein!“

„Chiara! Chiara!“

„O stoße mich nicht von Dir, Mutter,“ bat sie sanft.

„Sie hat Recht!“ sagte Graf Anton, näher tretend.

Er führte die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen und flüsterte leise: „Ich wußte es wohl, so und nicht anders würdest Du handeln.“

Da hielt sich die Bettlerin nicht länger. Sie schloß die Tochter weinend in ihre Arme und sagte zärtlich: „So laß uns denn fortan zusammenbleiben, mein Kind!“

Alberta verließ das Haus indeß erst nach der Rückkehr des Grafen. Sie hatte von ihm Abschied nehmen wollen; er hatte sie abweisen lassen; auch die Gräfin war auf sein Geheiß nicht sichtbar für sie gewesen.

„Wir bleiben die Alten,“ sagte Graf Hubert, der sie mit Freund Anton aus dem Hause geleitete. „Auf Wiedersehen, Chiara — Alberta!“

* * *

Einige Tage später hielt in der Dunkelheit ein Miethwagen, aus dem eine tief verschleierte Dame

ſtieg, vor der Hütte, in welcher die Bettlerin mit ihrer Tochter wohnte. Es war die Gräfin, welche in dieſer Weiſe, von Marietta begleitet, heimlich kam, um das geliebte Kind ihres Herzens noch einmal zu ſehen, bevor ſie auf immer von ihm ſcheiden mußte.

Laut weinend ſtürzte das junge Mädchen ihr entgegen.

„O, meine Mutter, meine heißgeliebte Mutter, wie werde ich den Gedanken ertragen, daß ich Dich nie mehr ſehen ſoll! Du warſt ſo ſanft, ſo gut, ſo liebreich! Deine Alberta wird dies nie vergeſſen; aber wie ſoll ich Dir je vergelten, was Du gethan haſt?“

„Du haſt mich reich belohnt, mein Kind,“ ſagte die Gräfin, in faſſungsloſer Bewegung das geliebte Mädchen an ihr Herz drückend. „Wir ſcheiden nicht für immer! Ich glaube an ein Wiederſehen, dort oben!“

„Laßt mich, Signora,“ ſprach die Bettlerin hereintretend, „die Hand küſſen, die meines Kindes ſo liebreich gepflegt hat. Ach, und verzeiht mir alles Leid, welches Euch durch mich bereitet worden iſt.“

Marietta ſchlüpfte jetzt herein. „Kommt, Excellenza, Beppo war hier, es iſt die höchſte Zeit, er hat nur noch wenige Augenblicke zu leben!“

Mit den weinenden Augen und den gefalteten Händen grüßend, denn zu ſprechen vermochte die Gräfin nicht mehr, ſchwankte ſie hinaus, geſtützt auf Marietta, die ſie dann eilig in den Wagen hob.

Vor einem netten Häuschen, in der Nähe des Golfs, hielt der Wagen zum zweiten Male. Es war die Behauſung Beppo's und Marietta's, welche den ſterbenden Rafaelo beherbergte.

Leiſe trat die Gräfin mit ihrer Begleiterin ein. Auf einer Strohmatte lag Rafaelo mit hochgerötheten Wangen und ſchimmernden Blicken und ſchrie mit halb brechender Stimme:

„So iſt er nun endlich am Ziele, Jupiter's und Alkmenens herrlicher Sohn! Verſöhnt iſt Juno, die hohe Zürnende, ſie ſelbſt bereitet mir den Sitz in der unſterblichen Mitte, denn vollbracht hat Herkules die ſchweren Arbeiten, die zwölf, der heiligen Zahl! Doch damit läßt ein Sohn des mächtigen Gottes ſich nicht genügen! Habe ich nicht Prometheus befreit von den Qualen des nagenden Geiers! Heſione gerettet, die Liebliche, und die ewigen Säulen errichtet auf Kalpe und Abyla, den fernen Bergen! Hier ſteht Alceſte!“ rief er plötzlich, die Hand der Gräfin faſſend, die dicht an ihn herangetreten war, „Alceſte, die Herrliche, die ich zurückgeführt aus der Unterwelt zu ihrem Gatten! Lebe wohl, Alceſte, du hohes Weib! Jetzt zünden ſie den Scheiterhaufen für Herkules an, damit des Unſterblichen irdiſches Theil von ihm abfalle und er ſich aufſchwinge zu den ewigen Göttern des Olympos!“

Er ſank zurück. Seine Lippen erſtarrten, ſein Auge war gebrochen.

Betend kniete die Gräfin neben der Leiche. Sie erhob ſich erſt, als Marietta ſie leiſe mahnte, daß es Zeit ſei, nach Hauſe zurückzukehren. Tief aufſeufzend verließ ſie das Haus, in welches der Tod ſeinen Einzug gehalten.

* * *

Nach einigen Tagen kehrte die Gräfin mit ihrem Gatten nach Deutſchland zurück. Von dem Grabe ihres früh geſchiedenen Kindes hatte ſie noch Blumen gepflückt, die wild wachſend dort emporblühten, die brachte ſie mit in die Heimath. Ein trauriger Erſatz für Alles, was ſie verloren!

Der Graf aber hatte für die Errichtung eines prächtigen Denkmals geſorgt, das die Aſche ſeiner Tochter ehren ſollte.

Von dieſen tiefen Schlägen erholte ſich die unglückliche Gräfin niemals wieder. Chiara, welche die geliebte Frau noch immer wieder zu ſehen hoffte, empfing ſchon nach einigen Monaten die Trauerkunde ihres Dahinſcheidens. Sie war lange untröſtlich; erſt das Glück, welches ihr mit vollen Strahlen entgegenleuchtete, milderte endlich ihren Schmerz.

Graf Anton hatte ſich eine anſtändige, bürgerliche Exiſtenz in Neapel gegründet und führte nun das geliebte Mädchen als Gattin in ſein beſcheidenes Haus.

Bald darauf ſtarb der alte Majoratsherr und Hubert, der an ſein Sterbebett geeilt war, kehrte wieder zu dem Freunde zurück, dem er die Abſchrift des Teſtaments mitbrachte, welches demſelben die reichen Güter zuwies, die der Verſtorbene durch ſeine erſte Heirath erworben hatte. Nach Deutſchland kehrten ſie deßhalb nicht zurück. Hubert, deſſen Geſundheit ſich in dem heilenden Klima auffallend kräftigte, feſſelte den Grafen, wie die langentbehrte Mutter, die ſich von der Heimath um keinen Preis trennen mochte, Chiara feſſelte.

Ein Wunſch blieb der jungen Frau indeß ſtets unerfüllt. Sie ſtrebte ſich mit dem Grafen Albert zu verſöhnen, dem ſie ein dankbares Andenken bewahrte und dem ſie die blühenden Kinder zuführen wollte, die ihr Haus ſo reich ſchmückten. Aber Graf Albert blieb unverſöhnlich. Durch die Berichte von Hubert's zunehmender Heilung, die ihm jede Ausſicht zu rauben ſchien, das vielbegehrte Erbe zu erhalten, war er vollends verbittert worden. Als ſpäter der Monarch ſtarb, verlor er ſeinen politiſchen Einfluß und damit den Glanz ſeiner Stellung. Im

grimmigen Trotz zog er sich auf ein kleines, ihm gehörendes Gut zurück, wo er freudlos seine Tage vergrollte.

Dagegen lebte die von ihm so tief verachtete Bettlerin, die einstige gefeierte Marchesa Pallanella, im Besitze des reichsten Erdenglückes, welches sie nach so vielen furchtbaren Leiden endlich wieder gefunden, als sie das Glück ihres geliebten Kindes erschaute.

## Hindus in Lichtenberg.

Robert Springer erzählt in der „Spener'schen Zeitung": Auf offenem Felde bei dem Dorfe Lichtenberg, ½ Meile von Berlin, haben Zingari, etwa fünfzig an der Zahl, ihre lumpigen Zelte aufgeschlagen, und dort hausen sie, lumpig-stolz, schmutzig-prächtig, umdrängt und angestaunt von den „intelligenten" Berlinern. Es sind ächte Zigeuner, die der Engländer fälschlich „Aegypter", der Schwede „Pharao's Volk", der Franzose „Böhmen" nennt. Es sind ächte, unverfälschte Nachkommen jener Fremdlinge, die am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, von Timur aus Indien verdrängt, über Aegypten nach Europa einwanderten und anfänglich als bußfertige Pilger mitleidig aufgenommen, bald aber überall als Schelme und Kinderdiebe geächtet, verbannt und mit dem Tode bedroht wurden. „Jedermanns Hand war wider sie" und dies wurde — wie bei den Juden — ein Mittel, die zerstreuten Geächteten in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit zusammenzuhalten. Betreten wir das Lagerfeld bei Lichtenberg, so bietet sich uns ein interessanter, fesselnder Anblick.

Es ist der Zigeuner bewegliche Schaar,
Mit glänzendem Aug' und mit wallendem Haar.

Die Mitte des Feldes nimmt ein Lager von etwa zehn schlecht gebauten Zelten aus Leinwand und Lumpen ein. Neben den Zelten sind zahlreiche kleine Pferde angepflöckt, ähnlicher Art wie das, welches Hairaddin Mogrebin in Walter Scott's „Quentin Durward" ritt, andere auch so mager, daß es aussieht, als ob sie eine zusammengedrückte Krinoline unter der Haut trügen. Unter den Zelten sitzen alte häßliche Weiber, die ihre Pfeife rauchen. Die jüngeren Weiber sind theils elend gekleidet, das schmutzige gelbe Fleisch durch die Lumpen des Diogenesmantel schimmernd; andere in bettelhaftem Pomp mit rothen bortendurchwobenen Gewändern, als sollten sie in „Preciosa" auf einer Vierbretterbühne mitwirken. In den morgentändischen Zügen zeigt sich ein Rest von Bajaderen-Schönheit, früh dahingeaattert unter den Strapazen eines schmutzigen Vagabondenlebens. Ein etwa zwölfjähriges Mädchen erscheint ganz besonders prächtig in ihrem nun halb zerfetzten rothen Kleide, dem anschließenden Mieder, den hohen rothen Suwarowstiefeln und dem mit Glasperlen geschmückten Barett, das der kleine Knabe, der hinter ihr auf den Karren geklettert ist, mit der staunenden Neugierde eines Affen bewundert. Der Familiensegen scheint in Fülle über die Schaar ausgegossen; jede Mutter hegt ein ganzes Nest von braunen feurig blickenden Sprößlingen — „ein wahres Raupennest", wie eine Berliner Dame naserümpfend äußerte. Mit einer Hand wird der in Lumpen gehüllte Säugling an die Brust gedrückt, mit der andern das ältere, noch hilfefordernde Kind zur Nothdurft abgehalten. Die übrige kleine Brut sitzt tabakrauchend, spielend daneben oder rauft sich um das Almosen, welches dem Begünstigten zu Theil geworden. Ihre Naivetät, Anmuth und Kraft spricht allen Fröbelschen Kindergärten Hohn. Das üppige rabenschwarze Haar, die großen glühend lachenden Augen, die ungewaschenen aber schönen Formen, die aus den zerrissenen Kleidern blicken: dies ist Stoff genug für unsere Maler; es ist mehr als nachgemachte Pifferai und gefälschte Lazzaroni. Der Knabe ist idealisch schön, wie Murillo den Knaben Johannes darzustellen pflegte. In keinem Zelte fehlt der Hund, der treue Theilhaber menschlicher Größe und Gemeinheit. Die Männer sind alle ziemlich gut gekleidet; Alle edel modellirt, von östlichem Typus, mit langem, dichtem, gelocktem Haar, wie die Mähne des schwarzen Löwen, mit Elfenbeinzähnen und Augen gleich glühenden Kohlen. Einige flicken Kessel; Andere vertheilen das frisch geschnittene Gras unter die Pferde; die Meisten faulenzen. Alle lachen, rauchen und plaudern, und zeigen, „wie man das Leben, wenn es uns nachtet, dreifach verachtet."

## Mannigfaltiges.

(Ein neues Löschmaterial.) Am 1. Nov. stellte die Polizeiverwaltung zu Petersburg Versuche mit einer von einem Gutsbesitzer in Tula, Liapunow, erfundenen Löschmasse an. Auf dem Preobrajinski-Platz wurden zwei zweistöckige hölzerne Häuser aufgeführt und zu gleicher Zeit in Brand gesteckt. Gegen das eine wurden Spritzen mit gewöhnlichem Wasser in Bewegung gesetzt, gegen das andere Spritzen mit jener neuentdeckten Mischung. In zwei Gefäßen, welche ca. 70 Vedres Wasser halten konnten, wurden 4½ Pud eines stark riechenden Pulvers aufgelöst

und alsdann mit dieser Mischung gespritzt. Wo der Strahl die Flamme traf, erlöschte diese sofort ohne Rauch und das angegriffene Holz bedeckte sich mit einer Art Firniß. Die Zusammensetzung des Pulvers ist ein Geheimniß des Hrn. Liapunow. Die Polizeizeitung glaubt, daß die neue Erfindung, namentlich bei der Anwendung von Handspritzen, zu empfehlen sei, um bei in Fabriken, Bureau's ꝛc. ausbrechenden Feuern die erste Wuth des Elementes zu dämpfen.

(Eine königliche Nachtlampe.) Wie aus München geschrieben wird, hat der Hoftheater-Maschinist Penkmaier im Schlosse zu Hohenschwangau ein sehr sinnreiches Werk hergestellt. Der König wünschte nämlich im Schlafgemach ein Nachtlicht, das so verstärkt werden kann, daß sich dabei auch lesen läßt. Hr. Penkmaier gab nun der Wand die Dekoration eines Haines und brachte einen transparenten Mond an, der beliebig dirigirt werden kann, so daß er nach Wunsch zu- und abnimmt, oder ganz verschwindet.

(Seilerei.) Ein Wiener Seiler soll eine Erfindung gemacht haben, welche geeignet sein dürfte, unter den Seilern eine förmliche Revolution anzurichten. Es soll ihm nämlich „nach sechsjährigen Studien" gelungen sein, die alte rückwärts gehende Seilerei dadurch zu ersetzen, daß er im Vorwärtsschreiten spinnt und dabei mit geringer Mühe doppelt so viel fertig bringt, als nach der bisherigen Methode möglich war. (?)

Ein peruanischer Schooner ist von einer Entdeckungsreise auf dem Amazonenstrome nach dem Hafen Mayro zurückgekehrt, so daß das Problem der Beschiffung des großen Verbindungsweges, der von dem atlantischen Ocean nach den reichen Gebirgen Peru's führt und eine direkte Route zwischen der Republik, der Ostküste von Südamerika und Europa eröffnet, als gelöst anzusehen ist. Mayro liegt etwa 95 Lieues von Lima entfernt.

(Galizisches Erdöl.) Im Jahr 1863 sollen aus Galizien 37,000 Zentner Erdöl ausgeführt worden sein. Im Jahr 1864 bis zum Oktober 41,000 Zentner. Die Erforschung der Quellen ist dort noch sehr unvollkommen und man versteht noch nicht, die in Amerika gemachten Erfahrungen sich zu Nutzen zu machen.

(Schulwesen.) Dr. Escher in Wien empfiehlt die Einführung von Versicherungsberechnungen in den Rechenunterricht, um durch praktische Beispiele den Sinn des Volkes für das Versicherungswesen zu wecken, ein Vorschlag, der alle Beachtung verdient, denn es gibt sicher keine vortheilhaftere Kapital-Anlage als z. B. Versicherung auf Gegenseitigkeit. Wer stirbt, braucht nichts mehr.

(Friedrich des Großen Erziehungsansichten.) „Keine Bemühung," sagt er, „ist eines Gesetzgebers würdiger, als die Sorge für Erziehung der Jugend. In einem noch zarten Alter sind die jungen Pflanzen jeglichen Eindrucks fähig. Flößt man ihnen Liebe zur Tugend, zur Frömmigkeit und zum Vaterlande ein, so werden sie gute Bürger und — gute Bürger sind die sicherste Schutzwehr der Reiche."

Dieser Tage brachte in Prag ein soeben aus dem Schuldenarrest entlassener Mann die Beschwerde vor, er habe zuversichtlich gehofft, wenigstens bis zum Ersten künftigen Monats eingesperrt zu bleiben, und sei durch die vorzeitige Entlassung, auf die er nicht vorbereitet war, in die größte Verlegenheit versetzt worden, weßhalb er bitte, man möge seinen Gläubiger vermögen, daß er seinem Versprechen gemäß ihn noch bis zum Ersten sitzen lasse. Er wurde natürlich abgewiesen.

Ludwig XI. fragte einen seiner Küchenjungen, der ihn nicht kannte, wo er her wäre?

„Ich bin aus Berry, mein Name ist Stephan, ich bin hier Küchenjunge und verdiene so viel als der König."

„Wie viel verdient denn der König?"

„So viel als er braucht."

Der König machte ihn zu seinem Kammerdiener.

Der Komponist und Virtuose Romberg erzürnte einst den Kapellmeister N. so sehr, daß dieser ihn forderte. — „Auf Degen und Pistolen verstehe ich mich nicht," antwortete Romberg, „aber wir wollen Jeder eine Oper komponiren und wessen Werk ausgepfiffen wird, der schießt sich selbst todt."

Auflösung der Charade in № 148:

**Maulkorb.**

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 150. Dienstag, 13. Dezember 1864.


## Ein Christfest.

Weihnachtsheiligerabend!

Es ist auch ein Zauberwort, beinahe wie der Tod. Alt und Jung hat sich auf den heiligen Christabend gefreut, das ganze, lange, schwere, saure Jahr hindurch. Wie Mancher sieht auch so nach dem Tode aus, daß er den Schmerz und die Noth, nicht blos eines einzelnen Jahres, nein, eines ganzen, langen, schweren und traurigen Lebens von ihm nehme. Ein Unterschied ist wohl da, der Tod nimmt dem armen, gequälten Menschen die Noth und den Jammer für immer ab; der heilige Abend führt ihn wieder in ein neues Jahr hinein — wieder der Sorge, der Noth, des Elends, des Jammers?

Aber der Tod bleibt dennoch der traurige, bleiche Gesell und er wird nimmer der Freund des Menschen, und das fröhliche Christfest ist, so oft es auch wiederkehren mag, der freundlichste Tag, der beste Freund, den der Mensch in dem Jahre gehabt hat. —

Ich saß am heiligen Abend bei meiner gewohnten Aktenarbeit. Es war noch Morgen, der Tag wird ja der heilige Abend genannt, um seines Abends willen.

Die Thüre meines Arbeitszimmers öffnete sich. Vor mir stand ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, mit blassem, traurigem Gesichte.

„Wohlfahrt?" mußte ich fragend ausrufen.

„Ja, Wohlfahrt! Du kennst mich kaum wieder."

„Wir haben uns lange nicht gesehen."

„Die Zeit thut es nicht, Freund. Es sind kaum fünf Jahre, daß wir uns zuletzt sahen. Auch das Alter ist es nicht; aber es gibt andere Dinge in der Welt, die Einen in wenigen Jahren, in wenigen Monaten zur Unkenntlichkeit verändern können."

„Du mußt schwer gelitten haben, armer Wohlfahrt."

„Warum heiße ich so? Ich meine oft, an dem Namen liege es. Mich hat im Leben nur das Unglück verfolgt."

Er hatte Recht, der arme, arme Mensch.

„Was ist Dir jetzt wieder begegnet?" fragte ich ihn.

„Nichts, wenn Du willst. Mein ganzes Leben ist ja einmal verhunzt und je älter man wird, desto weniger kann man das vermeiden."

„Du trugst es früher mit einer Stärke des Geistes, die ich oft bewundert habe."

„Ja, ja, und — und verzeihe mir, daß ich so — beinahe wie ein altes Weib — nach so langer Trennung bei Dir eingebrochen bin. Ich bin hier auf der Durchreise und da mußte ich mich doch nach Dir umsehen."

„Ich hoffe, Du bleibst längere Zeit bei mir?"

„Nur eine Stunde."

„Wohin führt Dein Weg Dich so eilig?"

„Nach Lichtenfels."

Ich hatte die Antwort erwartet. Ich hatte sie nicht ohne einige Besorgniß für den alten Mann erwartet.

Er hatte in der That den Namen nicht ohne ein inneres Erbeben aussprechen können.

In mir war die Erinnerung an ein großes Unglück, an ein entsetzliches Ereigniß wach geworden.

Ich wurde besorgt für den alten Freund.

„Du wirst lange in Lichtenfels bleiben?" fragte ich ihn.

„Ich weiß es nicht."

„Du hast Geschwister dort?"

„Ich will nur die Meinigen besuchen."

„Die Deinigen?" — hatte ich verwundert auf der Zunge. Ich unterdrückte die Frage; aber ich mußte eine andere an ihn richten.

„Man erwartet Dich im Schlosse?"

„Nein."

„Man weiß also nichts von Deiner Ankunft?"

„Man kann sie nicht ahnen. Vor ungefähr drei Vierteljahren schrieb mein Schwiegersohn gelegentlich an mich, ich möchte ihn und die Kinder doch einmal besuchen. Ich nahm die Einladung ebenso

unbestimmt an, wie sie gemacht war. Jetzt folge ich ihr."

„Ohne Deine Ankunft angekündigt zu haben?"

„Wozu hätte ich es sollen?"

„Du hast auch keine besonderen Geschäfte da?"

„Nein. Aber —"

Er stockte. Er hatte bisher mit großer Ruhe gesprochen. Vielleicht, es schien mir so, mit ebenso großem Zwange. Er hatte etwas auf dem Herzen. Mich beschäftigten nur Gedanken; ihm war das Herz voll. Bei den letzten Worten, die er sprach, sah ich es deutlich.

„Du warst lange nicht in Lichtenfels?" fragte ich ihn.

„Seit sechs oder sieben Jahren nicht."

„Und Du hast auch lange keine Nachricht von da?"

„Jener Brief, vor drei Vierteljahren, brachte mir die letzten. — Hast Du etwas von dort gehört?"

„Ich wüßte nicht."

Der Ton meiner Stimme mußte mich verrathen haben, daß ich doch etwas wisse.

„Du wüßtest wirklich nichts?" fragte er.

Ich mußte ihm ausweichen.

„Ich komme nicht hin," antwortete ich ihm. „Sie sind mir zu exklusiv adelig da oben. Darum war ich auch zu Lebzeiten Deiner Tochter nie da, wie sehr ich auch die arme Louise immer liebte."

Er seufzte tief auf.

„Ja, ja," sagte er. „Darum kam ich auch nicht hin. Und darum — Und mein armes, gutes Kind hatte immer ihren einfachen, bürgerlichen Sinn bewahrt."

Gewiß, mußte ich aus voller Seele bestätigen.

Aber er kam auf seine Frage zurück. Nicht blos der Ton meiner Stimme mußte ihn neugierig gemacht haben.

„Du wüßtest mir in der That nichts von da oben zu erzählen?"

„Ich könnte Dir nur Gerüchte mittheilen."

„Erzähle mir auch sie."

„Du kommst ja hin."

„Um so mehr. Und zudem, da Du mit Deinen Nachrichten nicht heraus willst, so müssen sie keine angenehmen sein. Da dürfte ich wohl gegen den Freund ein Recht haben, darauf vorbereitet zu werden."

„Nun denn, man sagt, Dein Schwiegersohn wolle wieder heirathen. Ich weiß es nicht, ob es Dir angenehm ist."

Angenehm war es ihm gewiß nicht. Seine Lippen zuckten plötzlich heftig zusammen; die Stirn runzelte sich.

„Wen?" fragte er rasch, kurz.

„Ein Fräulein von Landau, wie ich gehört habe."

Stirn und Augenbrauen zogen sich ihm finsterer zusammen. Er that sich im ersten Augenblicke keine Gewalt an, seine Bewegung zu verbergen.

„Sie war schon früher bei ihm," sagte er.

„Ja."

„Vor — vor zwei Jahren, bei jenem schrecklichen Ereignisse."

„Sie war damals im Schlosse gewesen."

„Ist die Verlobung schon gefeiert?"

„Ich weiß es nicht. Ich muß Dir überhaupt wiederholen, daß ich Dir nur Gerüchte erzähle."

„Dieses wird wahr sein. Ich zweifle keinen Augenblick daran. Meine arme Louise! Und die Kinder, meine Enkel! Kann ich sie ihm nicht nehmen? Zu mir? Dürfen sie bei einer solchen Person bleiben? Dulden das die Gesetze? Du bist Jurist. Sprich."

Er war sehr aufgeregt geworden.

„Nach den Gesetzen," antwortete ich ihm, „müssen die Kinder bei dem Vater bleiben, gegen die Ehe kann Niemand etwas haben."

„Niemand?" fuhr er auf. „Gegen die Ehe nicht?"

„Und was sollte man gegen sie einwenden können?" fragte ich.

Er antwortete auf die Frage nicht. Aber etwas Anderes mußte er mir sagen und es war noch nicht das Rechte, das er auf dem Herzen hatte.

„Weißt Du, warum ich mitten im Winter und in meinen alten Tagen diese beschwerliche Reise gemacht habe?"

„Und warum?"

„Um meiner Enkel willen. Die beiden Aeltesten habe ich seit den sechs oder sieben Jahren, da ich zuletzt da war, nicht gesehen, und den Kleinsten kenne ich noch gar nicht. Das Aelteste ist ein Mädchen. Sie war ein so reizendes Kind von sechs Jahren damals. Der Knabe war anderthalb Jahre alt, das Bild eines frischen, derben Jungen. Sie standen dieser Tage auf einmal vor mir, als ich überall die Vorbereitungen zu dem Christfeste sah; ich hatte eine unwiderstehliche Sehnsucht, sie heute Abend in ihrer Christfreude zu sehen. Und nun bringst Du mir diese Nachricht. Daß meine Tochter nicht da war, mein eigenes Kind, die Mutter der Kleinen, der Gedanke that mir schon weh genug. Aber nun soll ich *sie* an ihrer Stelle sehen, als die Hausfrau, als die Mutter! — Ach, ich kehre wieder um, ich fahre nicht hin. —"

Ich erwiederte ihm nichts.

Er sah vor sich hin. Auf einmal fuhr er wieder auf, und nun kam, freilich nur noch immer nach und nach, Alles heraus, was er auf dem schwer gedrückten Herzen hatte.

„Und doch! Gerade darum! — Freund, wirst Du mir aufrichtig, völlig aufrichtig ein paar Fragen beantworten?“

Er sah mich fast ängstlich gespannt an.

„Frage,“ sagte ich ihm.

„Es sind zwei Jahre her, als das Feuer war?“

„Es wurden zu Anfang dieses Winters zwei Jahre.“

„Es wurde eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet?“

„Wegen des unzweifelhaft angelegten Feuers sowohl, als —“

„Sprich es aus! als wegen des Todes meines Kindes, meiner Tochter!“

„Ja, auch deßhalb. Es war eigentlich die Hauptuntersuchung.“

„Und Du selbst warst Inquirent?“

„Ich habe die Untersuchung geführt.“

„Ohne Resultat?“

„Ohne Resultat in Beziehung auf den Tod Deiner Tochter. Ich gab mir Mühe genug.“

„Ach, Du hattest also Verdacht genug?“

„Dem Inquirenten drängt sich nur zu oft im Anfange einer Untersuchung ein unbegründeter Verdacht auf.“

„Du bist doch nicht offen gegen mich.“

„Warum sollte ich Dir bloße Gerüchte und Vermuthungen mittheilen, die durch die sorgfältigste Untersuchung dem unparteiischen Richter sich als unbegründet erwiesen, die aber bei Dir, dem Vater, immer einen schmerzenden Stachel zurücklassen würden?“

„Ach, meinst Du, den schmerzenden, ewig stechenden Stachel hätte ich nicht schon ohnehin tief in der Brust sitzen? Aber das Vaterauge kann auch wohl einmal wirklich schärfer sehen, als das unparteiische und geübte Auge des Inquirenten —“

„Nein, nein, alter Freund! Laß ruhen, was todt und begraben ist. —“

Er gab nicht nach.

„Wohl. Aber so theile mir mit, was sich als das Resultat Deiner Untersuchung herausgestellt hat. Das wirst Du dürfen.“

„Ich würde es dürfen. Allein wozu?“

„Ich weiß von dem Ereignisse nur, was damals die Zeitungen darüber brachten. Mein Schwiegersohn hatte mir nur Weniges darüber geschrieben. Er sei zu sehr angegriffen, schrieb er in dem ersten Briefe, als er mir den Tod seiner Frau anzeigte; er werde mir später ausführlicher schreiben. Später schrieb er gar nicht mehr darüber und — Ja, ich will, ich muß Dir Alles sagen. Ja, der schmerzlich stechende Stachel sitzt mir einmal in der Brust. Ich hatte von Anfang an einen entsetzlichen Verdacht. Er hat mich keinen Augenblick verlassen. Er ist es, der mich jetzt nach Lichtenfels treibt. Ich muß klar sehen, mit eigenen Augen. Ich werde es. Wenn ich zwischen sie trete, auf einmal, urplötzlich unerwartet, vielleicht gerade in dem Augenblicke jener Verlobung — o möchte sie heute sein, gerade heute, an dem heutigen Abend! Ja, mein Freund, Du magst ein klares, scharfes Inquirentenauge haben, aber heute Abend werde ich doch klarer, schärfer, mehr sehen, als Du hast wahrnehmen können. Erzähle nur, mein Freund!“

Ein wildes Feuer flammte in den Augen des Greises. Er war so unglücklich. Er war es sein ganzes Lebenlang gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

## Musikalisches.

* Das letzte Concert des Cäcilien-Vereines bot des Schönen und Neuen so Vieles, daß wir uns nicht versagen können, einige anerkennende Worte darüber öffentlich auszusprechen.

Die **D-dur**-Symphonie von Mozart, welche die erste Abtheilung bildete, gehört zwar nicht zu den bekannteren dieses Meisters, ist aber nichtsdestoweniger reich an Gedanken und Schönheiten und besonders der erste Satz von großer, orchestraler Wirkung. Die Ausführung dieses Tonwerkes war eine für ein doch meistens aus Dilettanten zusammengesetztes Orchester wirklich vorzügliche; die Nüancirungen waren fein und präzisirt und erinnern wir uns nicht, daß auch nur ein Mißton oder ein Schwanken im Takte das musikalische Ohr beleidigt hätte. Die einzelnen Figuren und Passagen in den Streichinstrumenten wurden rein und glatt gespielt und wenn wir auch hie und da bei den Holzblasinstrumenten Einzelnes auszusetzen hatten, so ist das wohl mehr der Mangelhaftigkeit der zu Gebote stehenden Instrumente, als den Bläsern zuzuschreiben. Und so freuen wir uns denn, daß die hiesigen Orchesterkräfte durch sorgfältige Studien und Uebungen es in der Kunst des Zusammenspieles so weit gebracht haben und daß die Wahl dieser Symphonie eine diesen Kräften so entsprechende war.

Die zweite Abtheilung begann mit einem **Ave Maria** für Sopransolo und Chor aus der Oper „Loreley“ von Max Bruch, einem der anerkannt bedeutendsten Komponisten der Neuzeit. Dieses Bruchstück erregte in uns den lebhaften Wunsch, die Oper einmal ganz zu hören, zumal, wie man

hört, die übrigen Nummern dieses Ave bei Weitem noch überragen. Die Schwierigkeiten eines achtstimmig getheilten Chores waren mit viel Sicherheit überwunden und die Durchführung sehr lobenswerth.

Ein hierauf folgendes Concert von Kiel, vorgetragen von Herrn Müller vom Hoftheaterorchester in Mannheim, gab uns Gelegenheit, auch einmal das Horn als Concertinstrument zu hören. Ansatz und Tonentwicklung des Bläsers befriedigten uns vollkommen, doch gewannen wir dabei die Ueberzeugung, daß dieses Instrument sich mehr für getragene Kompositionen eignet, indem die Schwierigkeit des Athemholens bei schnelleren Passagen die Klarheit derselben beeinträchtigt.

Herrn Neher's Motette für gemischten Chor ist ein kontrapunktistisch sehr schönes Tonwerk, das wohl auch an anderen Orten zur Aufführung gelangen dürfte; der Fugensatz im zweiten Theile und die darauf folgende Steigerung sind höchst wirksam und auch die Vorführung war durchaus befriedigend. —

Die darauf folgende Hornsonate von F. Ries, die der Beethoven'schen in ihrer Anlage etwas ähnelt, gab Herrn Neher Gelegenheit, seine Technik zu entfalten und auch Herr Müller bewies durch sein zartes und delikates Spiel den tüchtigen Musiker.

Den würdigen Schluß endlich bildete Schumann's Zigeunerleben, ein höchst charakteristisches, trefflich instrumentirtes Tongemälde, das einen ebenso eigenthümlichen Eindruck macht, wie das Volk, dessen Leben und Treiben darin geschildert wird. Chor- und Orchesterleistung waren auch hier sehr gelungen, und wir können uns nicht enthalten, unsere Freude darüber auszusprechen, daß der gemischte Chor und das Orchester, die selbstverständlich am meisten berufen sind, den Schwerpunkt eines Concertes zu bilden, unter der tüchtigen Direktion des Herrn Neher stehen.

## Mannigfaltiges.

Vor ungefähr zwei Jahren ging ein reicher Engländer mit einer verdienstvollen Klavierlehrerin in London die scherzhafte Wette ein, ihr einen Flügel im Werthe von 100 L. zu verehren, wenn sie ihm eine Million gebrauchter Briefmarken (und zwar eine halbe Million englischer und eine halbe Million auswärtiger) einliefere, womit er dann zum Denkmal ihrer Ausdauer eines seiner Zimmer tapeziren lassen wolle. Der englische Theil der Sammlung ward rasch zu Stande gebracht, indem eine hochgestellte Persönlichkeit jenseits des Kanals sich für die Sache interessirte und ihren gesellschaftlichen Einfluß dafür in Bewegung setzte. Auf dem Kontinent, wohin die Nachricht von der Wette durch freundschaftliche Mittheilung gelangt war, ließen sich in Berlin und den preußischen Provinzen gleichgestimmte Seelen bereit finden, durch Sammlungen den Zweck fördern zu helfen. Nunmehr ist das Ziel vollständig erreicht und die letzten zur Komplettirung der Million erforderlichen Beiträge sind von Hamburg an den Ort ihrer endlichen Bestimmung abgegangen.

In Dresden hat sich dieser Tage ein Artillerist durch einen Pistolenschuß getödtet. Dieser Selbstmord entspringt, wie die „Dresdener Nachrichten" aus bester Quelle erfahren, aus den leider auch in Deutschland einreißenden Gesetzen eines sogenannten amerikanischen Duells, welches bekanntlich zwischen zwei Erzürnten die Bedingung stellt, daß Derjenige, welcher beim Loosen den schwarzen Papierstreifen oder die schwarze Kugel zieht, sich binnen einer gewissen Frist eigenhändig das Leben nehmen, gewöhnlich erschießen muß. Die Ursache im vorliegenden Falle war nach dem genannten Blatte folgende: „Der freiwillige aus dem Leben gegangene Soldat verkehrte oft in einer größeren Restauration, wo er sich die Liebe des daselbst befindlichen, sonst sehr achtbaren Schenkmädchens zu erwerben suchte. Gar bald aber fand sich ein Nebenbuhler, der gleiche Absichten hegte. Die Eifersucht kam ins Spiel; beide Männer geriethen an einander, die Forderung geschah, wie es heißt, von dem Nebenbuhler, und so traf den Heimgegangenen das schwarze Loos. Der Name des Gegners aber kam nicht über seine Lippen, er beobachtete darüber ein unverbrüchliches Schweigen, ihn band ein seinem Gegner gegebener Eid.

(Arbeitslosigkeit in Australien.) Die letzte englische Post brachte Nachricht von einer Arbeiterversammlung in Geelong (Australien). Es waren zwischen 4 bis 500 Leute beisammen. Ein Arbeiter konstatirte, daß nur Straßenarbeit vorhanden sei, welche schlecht bezahlt werde. Ein Zimmermann theilte mit, daß er in den beiden letzten Monaten nur 40 Schilling verdient habe und bedauerte, seine Heimath verlassen zu haben, wo er 15 Schilling die Woche verdiente. Derselbe gab an, daß importirte Möbel ꝛc. billiger geliefert würden, als man dieselben in Australien herstellen könne.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Freitag, 16. Dezember 1864.


## Ein Christfest.

(Fortsetzung.)

Ich mußte ihm erzählen. Ich hatte keinen Grund, es ihm zu verweigern.

Ich erzählte ihm:

„Zu Ende November vor zwei Jahren kam Morgens schon in aller Frühe die Nachricht hierher, daß in der Nacht das Schloß Lichtenfels abgebrannt sei. Man hatte den Feuerschein weit umher gesehen. Einige Stunden später ging bei dem Kriminalgerichte die polizeiliche Anzeige ein, daß fast das ganze Schloß niedergebrannt sei, daß man schon während des Feuers die junge Schloßfrau, die Baronin Lichtenfels, vermißt habe und daß man am Morgen beim Aufräumen des Schuttes auf der Brandstätte ihren verbrannten Leichnam gefunden habe. Das Feuer war aller Wahrscheintichkeit nach vorsätzlich angelegt; wie aber die Freifrau in dem Feuer ihren Tod gefunden, darüber habe sich noch nichts feststellen lassen.

„Ich begab mich sofort an Ort und Stelle, um die gerichtliche Untersuchung vorzunehmen.

„Das Feuer war in der That vorsätzlich angelegt. Dies wurde durch die Untersuchung unzweifelhaft festgestellt.

„Am Fuße des Hügels, auf dem das Schloß Lichtenfels stand und jetzt neu aufgebaut wieder steht, liegt das Dorf Lichtenthal. In dem Dorfe wohnte damals ein alter Bettler, der von den Leuten der Jenaer Johann, auch der Preußen-Johann genannt wurde. Er war in seiner Jugend preußischer Soldat gewesen. Nach der Schlacht von Jena war er, am Fuße verwundet, nach Lichtenthal zurückgekehrt. Es war sein Heimathsdorf. Er war bald der Schrecken der Gegend geworden. Da er von Jugend ein Taugenichts gewesen, hatten seine Verwandten gerade darum, um ihn zu bessern, wohl mehr um ihn los zu werden, ihn unter die Soldaten gegeben. Er hatte freilich auch da nicht gut thun wollen, und nach seiner Rückkehr hieß es allgemein, er habe in der Jenaer Schlacht nicht einmal die Flucht und Auflösung seines Bataillons abgewartet, sondern sei schon gleich zu Anfang des Feuers desertirt und seinen lahmen Fuß habe er daher, daß er unterwegs auf der Rückkehr in die Heimath mit Anderen marodirt habe und von einer Kugel verfolgender Bauern getroffen worden sei. Ob dem so gewesen, ließ sich nicht ermitteln. Gewiß war, daß der Jenaer Johann — seinen eigentlichen Namen weiß ich in diesem Augenblicke nicht — keine Lust zu irgend einer Arbeit oder Beschäftigung hatte und rund um Lichtenthal herum das Geschäft des Marodirens anfing oder wieder anfing. Er bettelte bei den Bauern und auf den Gütern; er drohte, wenn man ihm nichts geben wollte; er stahl, wenn er Niemanden zu Hause fand; er drohte wieder, wenn man ihn wegen des Diebstahls anzeigen wollte. Er drohte mit dem rothen Hahn, wenn die Nacht dunkel sei, mit dem Genickbrechen, wenn er Einen einsam im Walde treffen werde. Er drohte lachend, höhnend; er war der schlechte, verwegene Mensch, von dem man Alles erwarten, fürchten konnte. Er mochte in der ersten Zeit, unter den Wirren der französischen Kriege und des Fremden-Regiments in Deutschland manche seiner Drohungen ungestraft wahr gemacht haben. Später war er allgemein gefürchtet, je älter er wurde, desto mehr. In einem Umkreise von zwei Meilen brauchte er in einem Dorfe, auf einem Gute, in einem Bauernhause sich mit seiner wilden, zerlumpten Gestalt nur sehen zu lassen, um Alles in Furcht und Schrecken zu setzen, und wo er Jemanden mit seinen frechen, trotzigen Augen ansah, da suchte man geschwinde nach dem Doppelten von Dem, was man ihm schon von Weitem entgegenbringen wollte.

„Dieser Mensch war der Brandstifter von Lichtenfels. Es konnte kein Zweifel darüber sein.

„Er war in der letzteren Zeit öfter als sonst bettelnd zum Schlosse gekommen. Man hatte ihm weniger, zuletzt gar nichts mehr gegeben. Er hatte laut gedroht, daß man an ihn denken werde. Am Mittage vor dem Feuer war er wieder hingekommen. Man hatte ihn abgewiesen. Der Freiherr hatte es, nach jenen Drohungen, ausdrücklich so befohlen. Er hatte verlangt, den Freiherrn selbst zu sprechen. Er hatte nicht weichen wollen. Man hatte dem Freiherrn Mittheilung machen müssen. Die Familie hatte gerade bei Tische gesessen. Der Freiherr, über die Frechheit des Menschen entrüstet, hatte befohlen, ihn mit den Hunden vom Hof hetzen zu lassen, wenn er nicht auf der Stelle gehe. Er war gegangen, aber erst, nachdem er mit seinem heiseren Lachen laut gedroht hatte, noch heute Nacht soll der rothe Hahn auf dem Dache von Lichtenfels krähen. Die Leute im Schlosse hatte Schrecken ergriffen. Der Schloßherr hatte dazu gelacht.

„In der Nacht brannte das Schloß nieder.

„Das Feuer war an zwei Stellen zugleich ausgebrochen. An der nordwestlichen Rückseite des Schlosses, in einem dort angebauten Holzschuppen. Der Wind wehte scharf aus Nordwesten, er jagte die Flamme über das ganze Gebäude hin. In dessen Mitte traf sie mit einer zweiten Flamme zusammen, die dort plötzlich oben aus dem Dache emporschlug.

„Zu dem Holzschuppen hatte der Verbrecher ohne Mühe gelangen können und ohne in der dunkeln, stürmischen Winternacht gesehen zu werden. Der Schloßherr hatte zu seiner Drohung gelacht, da hatten auch die Andern keine strenge Wache zu halten, und wie hätte man die weitläufigen Gebäude gleichzeitig überall bewachen mögen, selbst nur können? So hatte er auch am Ende unbemerkt auf den Boden, unter das Dach des Schlosses gelangen können, wohin Zugänge, allerdings aber mehrere, nur aus dem Innern des Schlosses führten.

„Festgestellt wurde, daß er ganz kurze Zeit vor dem Ausbruche des Feuers in der Nähe des Schlosses gewesen sei. Zwei Bauern aus der Nachbarschaft, die ihr Weg noch spät nach Hause geführt hatte, waren ihm begegnet. Er war vom Schlosse her gekommen. Sie hatten ihn deutlich erkannt; er hatte sich auch nicht einmal die Mühe gegeben, sich vor ihnen zu verbergen. Drei Minuten später hatten sie die Flamme aus dem Schlosse aufsteigen sehen.

„Der Bettler blieb seitdem verschwunden. Die beiden Bauern waren die letzten, die ihn gesehen hatten. Er wurde verfolgt durch Gendarmen, durch die Polizei, durch die Bauern, durch Steckbriefe. Man hat nichts wieder von ihm gesehen oder gehört, keine Spur, kein Gerücht.

„Die Brandstiftung durch ihn kann nach dem Allem nicht ferner bezweifelt werden."

„Und meine Tochter?" fragte mich mein Freund, der alte Wohlfahrt.

Ich mußte weiter erzählen.

„Der scharfe Wind war, wie immer bei einer Feuersbrunst, heftiger geworden, sowie die Flamme über Haus und Dach sich verbreitet hatte. Er war bald zum Sturme geworden; mit ihm hatten die Flammen gerast. An eine Rettung des Schlosses war nicht mehr zu denken, dachte Keiner. Jeder suchte zu retten, was ihm das Nächste war. Den Meisten, den Domestiken, war ihr Eigenthum das Nächste. Die Wenigsten konnten auch das retten. Gegen elf Uhr in der Nacht war das Feuer ausgebrochen. Die Mehrzahl der Bewohner des Schlosses lag schon im Schlaf. Sie lagen im ersten Schlafe. Der Feuerruf weckte sie daraus, manche erst das Feuer selbst. Die Verwirrung war eine allgemeine.

„Auch der Schloßherr selbst hatte schon geschlafen. Der Feuerruf hatte ihn geweckt. Er war aufgesprungen und hatte nothdürftige Kleidung über sich geworfen. Dann war er zuerst zu dem Schlafgemach seiner Frau geeilt.

„Louise! hatte er, die Thür öffnend, hineingerufen.

„Sie hatte schon vor dem Bette gestanden. Sie war beim Ankleiden gewesen.

„Ich komme, hatte sie ihm zugerufen.

„Er hatte ihr helfen wollen.

„Ich bin schon fertig, hatte sie gerufen. Nimm die Kinder! Hole nur die Kinder, ich komme Dir im Augenblicke nach.

(Fortsetzung folgt.)

## Harmlose Betrachtungen.

Haben oder Nichthaben, das ist die Frage. Haben und Behalten ist für uns von größerer Wichtigkeit, als Sein und Werden. Wer was hat, der ist was. Wer nichts hat, ist nichts. Sein oder Nichtsein hängt daher einfach ab von Haben oder Nichthaben. — Unser Leben bildet eine Reihe von Soll und Haben, bis wir schließlich liquidiren, die Reichen mit Hinterlassung aller Aktiva, die Armen ohne Saldirung der Passiva. Dann sind Alle nichts, die da hatten und die nichts gehabt!

Die menschliche Natur ist seit dem Sündenfall verdorben. Wie Wenige beunruhigen sich je mit

dem Gedanken an das, was sie eigentlich *sollen*! Man denkt nur an das, was man gern *haben* möchte. Bei den Männern grassirt Habsucht, wie Gefallsucht bei Frauen. Vom Nordpol bis zum Südpol ist *Geld* das Losungswort.

Welche fabelhafte Zauberkraft liegt im Gelde! Es richtet und schlichtet, bindet und löset Alles, überwindet und verbindet Alles, macht Recht zu Unrecht, Wahrheit zur Lüge. Es verdeckt alle Mängel und verleiht selbst argen Sündern einen Heiligenschein. Parvenus erhebt es zu Baronen, Dummköpfe zu Doktoren. Im Mittelalter konnte man damit Kehlabschneider dingen, in neuerer Zeit nur Ehrabschneider... Geld wird Waare betitelt. Es ist recht gut, daß die Besitzer kein Ursprungszeugniß aufweisen müssen. Manche, welche ihre Waare von überseeischen Ländern importirten, dürften sonst besonders in Verlegenheit gerathen, weil bedeutende Partieen auf krummen Wegen ge — — schmuggelt wurden. Glücklicherweise kümmert sich Niemand darum, wie Geld gemacht wird. Hat auch noch so viel Schmutz daran geklebt, Jedermann wascht sich die Hände rein und man merkt nichts. Die Coursblätter zeigen, daß der Werth des Geldes beständig schwankt. Fällt der politische Barometer, so steigt es; steigt er, so fällt es. Geld ist der Kitt, welcher die baufälligsten staatlichen und sozialen Einrichtungen noch zusammenhält.

Die frühere Eintheilung der Bevölkerung in Rangklassen vertiert sich nach und nach. Am leichtesten unterscheidet man jetzt die Leute, wenn man sie sortirt in erstes und zweites Papier, in unbeschnittene und beschnittene Gold-, Silber-, Kupfer- und Nickelmünzen, — mit Ausschuß.

Die soziale Stellung eines Menschen wird bedingt durch die Höhe der Geldsäcke, auf welchen er fußet. Je höher das Postament, desto hochstehender erscheint die darauf befindliche Person. Darf es uns wundern, wenn diese Herren auf ihren schwindeligen Positionen ängstlich werden? Je höher man steht, desto tiefer kann man fallen, wenn ein revolutionäres Erdbeben die Fonds, das heißt die Fundamente, erschüttert. Wer auf dem Pflaster herumläuft, kann freilich sorgenlos dem Untergang des Bestehenden entgegen sehen.

Einem leeren Geldsack gleicht ein armer Mensch. Ohne inneren Halt beugt er sich und knickt zusammen. Niemand hebt ihn auf. Ein Mensch ohne Geld ist eine Null. Er zählt nichts, weil er nichts zahlt. Er besitzt nichts als die Hoffnung auf ein besseres Jenseits, ein schlechter Ersatz für ein erbärmliches Diesseits.

Der Mittelstand verfügt über Mittel und wird deßhalb geachtet. In vergangenen Zeiten war er reicher an Tugenden, als an Kapitalien. Sparsamkeit regelte damals den Lebenswandel. Nun nimmt täglich der Luxus überhand. Man trägt zwar mehr Geld in der Tasche, aber weniger Tugend im Herzen. Die einst so genügsamen Frauen und so bescheidenen Mädchen möchten jetzt alle irgend eine Rolle spielen, romantisch, nicht bürgerlich. Die meisten Bourgeois vegetiren auf eine ebenso ruhige wie langweilige Weise; sie essen und trinken ziemlich gut, unterhalten sich so ziemlich in Vereinen aller Art und Wirthshäusern, arbeiten, heirathen, versorgen ihre Kinder und sterben.

Da geht es doch bei der privilegirten Klasse ganz anders her! Betrachten wir uns ein männliches Exemplar der Gattung „Financier". Wie glücklich scheint er! Warum nicht? So lange er viel Geld hat, lacht Alles in, an und um ihn. Ihm fehlt es nie an Freunden, welche mit ihm flaniren, herumfahren, spielen und zechen; auch nicht an Freundinnen. Sein Zauberschlüssel öffnet Thüren und Herzen, woran Andere vergeblich klopfen. Alle irdischen Genüsse winken ihm zur Benützung entgegen. Durch seinen Magen passiren die köstlichsten Produkte aller Welttheile. Körperliche Anstrengungen kennt er nicht; denn Pferde, Dienerschaft, Employés und Hausfreunde besorgen das Nöthige. Er sieht hienieden Alles rosenfarben. Er kann sich auch leicht die himmlische Seligkeit erwerben. Wann er wacht, erfreut er sich seines Daseins, schläft er, dann umgaukeln sein weiches Lager herrliche Träume von Austerndejeuners mit **Château Lafitte. Diners à part** mit „**blanche**", von brillanten Medios und Ultimos, von liebäugelnden Ballettänzerinnen in verführerischen Stellungen, von duftenden Billetsdour, Bouquet mit Bracelets, Ringen, Haarlocken und anderen Souvenirs, von Lustreisen, Reiterinnen, Theatergeschichten und anderen schönen Sachen.

Schade, daß man doch nicht Alles mit Geld erkaufen kann, weder gediegene Kenntnisse noch Schönheit, weder Geist noch ein gutes Gewissen, weder Seelenruhe noch einen tüchtigen Magen, weder ewige Jugend noch innige, aufrichtige Liebe, weder unverwüstlichen Humor noch wirklich feine Manieren...

Was helfen prachtvoll eingebundene Werke, Seifen und Parfumerien, Schneider, Advokaten, Stunden der Andacht, Boonekamp, Wasserkuren, Komplimentirbücher, Geheimrezepte? Gar nichts. Es ist eben nicht Alles feil. Doch was liegt daran?

Braucht man etwa Kenntnisse, um an der Börse zu reussiren? Nein. Die Ungebildetsten und Dümmsten werden dort vom Glück begünstigt. Kluge Spekulanten haben gewöhnlich Malheur, weil eben so Vieles in der Welt **contre raison** geht. Was

man nicht kaufen kann, ist entbehrlich. Ehren, Orden, Titel, Aemter entschädigen für das Mangelhafte, das Fehlende. Mit und ohne Talent gewinnt man politischen Einfluß. In gesetzgebenden Körpern genügt stummes Abstimmen. Großer Besitz verschafft auswärts sogar Sitz und Stimme in Kammern.

Zwischen den Inhabern von Staatseffekten und den Regierungen herrscht ein eigenthümliches Solidarverhältniß. Wenn dem Gouvernement in Wien von irgend einer Seite ein Stoß versetzt wird, spürt man es in Frankfurt in allen Gliedern. Spricht der Kaiser Napoleon in Paris ein drohendes Wort, so weichen alle Course, und Tausende sind ärmer. Man befürchtet den Fall des schlechtesten Ministeriums, weil die Papiere alsdann fallen könnten. Daher kommt es, daß nur Leute, die nichts zu verlieren haben als das Leben, Revolutionen machen und Barrikaden besteigen. Die freien Prinzipien der neuen Aera verdankt man den Sansculottes, welche halbnackt marschirten, hungerten und froren und ihr Herzblut verspritzten für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!

Kapital kämpft mit Arbeit von jeher. Nun tauchen überall Arbeiterfragen auf. Aber was helfen der ungeheuren Majorität der Prolelarier die neuen Doktrinen von Schulze und Lassalle und anderen bekannten Persönlichkeiten? Läßt sich überhaupt durch Arbeit Besitz erwerben? Gewöhnlich fristet man damit nur das Leben.

Geld läßt sich auf bequeme Weise nur gewinnen an der Börse, am grünen Tisch oder durch andere Glücksspiele und Spekulationen. Ich gratulire allen Denen, welche nicht nöthig haben zu versuchen, auf diesem Wege reich zu werden. Diejenigen aber, welche Eins oder das Andere probirten und Verlust erlitten, mögen sich mit dem Gedanken trösten, daß es für die Menschheit ein wahres Glück ist, wenn die überwiegende Mehrheit keine Reichthümer besitzt. Geldnoth ist der wunderbare Hebel, welcher Alle vorwärts schiebt, die Triebkraft, welche Millionen Hände, Füße und Köpfe in beständiger Thätigkeit hält, Amerika und Australien bevölkert. Wären wir Alle reich, so wären wir lauter Tagediebe. Die kolossale Maschine des sozialen Lebens mit ihren unzähligen Rädchen müßte aber stocken und aus den Fugen gehen ... Wer würde uns die Stiefel wichsen? fragt Kladderadatsch.

## Mannigfaltiges.

(Präsident Lincoln's neuester Scherz.) Als der Präsident neulich eine Gesellschaft von drei Aemterjägern, die ihn schon oft gelangweilt hatten, entließ, und seine Geduld endlich zu Ende war, sagte er zu ihnen, sie erinnerten ihn an die Geschichte von dem Schulmeister, der einem seiner Schüler aufgab, das dritte Kapitel des Daniel zu lesen. Der Knabe fing nämlich an, blieb aber stecken, als er an die Namen von Sadrah, Mesach und Abed-Nego kam. Der Lehrer sagte ihm, er solle fortfahren. Er versuchte es wieder, aber umsonst. Der Pädagogus griff zum Stock, aber auch das half nichts. Nachlassend befahl der Schultyrann dem Schüler, das nachfolgende Kapitel zu lesen und das erste bei Seite zu lassen. Der Knabe athmete auf und machte sich an das neue Kapitel. Er kam schnell vorwärts, bis er zum letzten Verse kam, wo er wieder anhielt, eine betrübte, konsternirte Miene machte und mit kläglicher Stimme ausrief: „Ach, da sind die drei Schlingel schon wieder!“ — Die drei Amtskandidaten verzogen sich; ob durch die biblische Erzählung erbaut, haben sie ihren Freunden nicht verrathen.

Aus Paris schreibt man der „Kreuzztg.“: „Große Bewegung herrscht hier unter den Damen, welche vor Neugierde fast sterben, zu erfahren, ob Kaiserin Eugenie ihr schönes blondes Haar schwarz gefärbt hat oder nicht! Schwarz ist nämlich die Modefarbe; braun, blond, aschblond ist unfein, Alles wird schwarz gefärbt, selbst das herrlichste Blond hüllt sich in das tiefste Schwarz. Es ist eine wahre Narrheit, ähnlich derjenigen, welche die Römerinnen ergriff, als sie blonde Perücken trugen, oder die Venetianerinnen im 15. Jahrhundert, als sie sich in die Sonne setzten und ihr Haar mit Wasser begossen, um das dunkle zu bleichen. Wir wollen wünschen, daß die Kaiserin ihr schönes Blond behält und der Mode Trotz bietet, denn sonst haben wir in wenig Wochen nur noch schwarzes Haar in Frankreich.“

Ein verabschiedeter Liebhaber wurde gefragt, wodurch er seine Geliebte verloren habe? — „Darum,“ war die Antwort, „daß ich ihr so viel schmeichelte, bis sie endlich dadurch so stolz wurde, daß sie mich gar nicht mehr ansah.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 152. Sonntag, 18. Dezember 1864.


## Wintergefühle.

Wie noch ein später Nachtigallenklang
Will durch die blätterlosen Zweige dringen,
Will mit dem Wiederhall, den Lüften ringen,
Als dufte rings die Flur im Blüthendrang.
Und doch ist's Winter, und die Welt so trübe,
Als hätte sie nicht Maienlust und Liebe,
Als hätte sie nur Weh und Grabeslied,
Seit abgestreift ihr hoffnungsgrünes Kleid.

Ja, damals, Herz! wie warst auch du berauscht,
Als nur ein Ruf ertönt von allen Zungen!
Wo unsrer besten Männer Wort erklungen,
Da hast auch du einst freudigstolz gelauscht;
Das war im Lenz, im deutschen Völkerlenze,
Nun steht der Winter schon an seiner Grenze,
Nur wenig Früchte reif, so weit ich seh',
Und blut'ge Gräber deckt der frühe Schnee.

Doch still, mein Lied! Zu Berge will ich geh'n,
Einsam und stumm durchstreifen Wald und Thäler,
Da sind die Stürme wieder mir Erzähler
Von Meer und Land, woher sie brausend weh'n.
Da lausch' ich, wenn ein Kranichzug im grauen
Gewölk des Abends zieht nach andern Gauen,
Ob ich nicht einen Klang vielleicht verstünde,
Der etwas nie Gehörtes mir verkünde!

Nichts! — ob die Herzen brechen und verglüh'n,
Ob Wahrheit siegt, ob Stumpfsinn schwingt die Fahnen;
Nichts — — immer nur dies alte, trübe Mahnen
An Geh'n und Kommen, Welken und Verblüh'n!
O die Natur zieht ruhig ihre Bahnen,
Das Weltgeheimniß bergend, was wir ahnen —
Und es ist Winter und die Welt so trübe,
Als hätte sie nicht Hoffnung mehr und Liebe!

*B.*

## Ein Christfest.

(Fortsetzung.)

„Er war zu den Kindern gestürzt. Die Thür ihres Zimmers hatte er hinter sich offen gelassen. Die Kinder schliefen in zwei Zimmern neben einander; in dem einen die Aelteste allein, in dem zweiten die beiden Kleineren mit einer Wärterin. Die beiden Kleinen lagen noch in ihrem Bettchen; die Wärterin stand lamentirend vor ihnen; sie hatte den Kopf verloren. Die Aelteste stand bei ihr. Sie war nur halb angekleidet. So war sie aus ihrem Zimmer hergeeilt, um die Wärterin zum Handeln, zum Zugreifen zu drängen. Es war vergeblich gewesen. Sie wollte gerade selbst den kleinsten Bruder aus dem Bett nehmen, als der Vater eintrat. Er riß den Knaben empor.

„Nimm Dein Brüderchen! rief er der älteren Tochter zu.

„Sie nahm den älteren Knaben.

„Fort! rief er dann.

„Er ergriff die Hand der ältesten Tochter.

„So brachte er seine drei Kinder aus dem Gemache, die Treppe hinunter, aus dem brennenden Hause.

„Die Wärterin war ihnen wie mechanisch gefolgt.

„Meine Frau! rief er draußen.

„Erst draußen, als er die Kinder gerettet, hatte er wieder an seine Frau gedacht. Sie hatte ihm folgen wollen. Er hatte sie nicht gesehen. Sie war auch draußen nicht. Niemand hatte sie gesehen.

„Er stürzte in das Haus zurück, sie zu holen. Er eilte zuerst zu den Schlafzimmern der Kinder. Dahin hatte sie ihm ja folgen wollen. Sie begegnete ihm auf dem Wege nicht; sie war auch nicht in den Zimmern. Aber das Feuer drang schon in diese durch die Fenster. Er eilte zu dem Schlafgemache der Frau selbst. Er kam zu spät. Rauch

und Flammen erfüllten es. Er wollte hineindringen. Es war unmöglich.

„Louise! rief er hinein. Louise, Louise!

„Er bekam keine Antwort.

„Er stand in Verzweiflung.

„Jemand kam durch den Gang gerannt. Es war sein Jäger, der alte Jäger Franz.

„Der treue Diener erkannte seinen Herrn. Er suchte ihn mit sich fortzuziehen.

„In einer halben Minute sind Sie hier verloren, fällt Alles über Ihnen zusammen, werden Sie unter dem Feuer begraben.

„Meine Frau! rief der Freiherr.

„Wo soll sie sein?

„Hier, in ihrem Zimmer.

„Hier? Dann ist sie längst eine Leiche.

„Der Jäger riß ihn mit sich weiter.

„Er folgte ihm willenlos.

„Als sie draußen waren, stürzte hinter ihnen Alles zusammen.

„Unter dem Schutte fand man am anderen Tage die verkohlte Leiche der Freifrau. Sie lag dort, wo ihr Schlafgemach gewesen war, aber unten an der Erde. Das Gemach war im ersten Stock gelegen. Seine Trümmer waren durch die mitverbrannte Decke des unteren Geschosses hinuntergestürzt; dort lag sie.

„Mein Kind!“ sagte der alte Wohlfahrt. „Mein armes, braves Kind! Sie war die einzige Leiche?“

„Die einzige.“

Er mußte sich sammeln.

„Die alte Stiefgroßmutter meines Schwiegersohnes war mit im Schlosse gewesen?“ fragte er dann.

„Sie war da gewesen und gerettet.“

„Und wie? Von wem?“

„Sie hatte einen besonderen Diener, der nur für ihren Dienst da war. Er hatte zufällig, als das Feuer ausbrach, noch nicht geschlafen. Er hatte sofort seine Herrin aus dem Hause getragen. Sie war die erste, die gerettet wurde.“

„Und sie — jenes Fräulein von Landau, die jetzt Herrin auf Lichtenfels werden soll, wer hatte sie gerettet?“

„Sie war am Tage vor dem Feuer verreist gewesen. Sie kehrte erst später zurück.“

„Ah, sie war nicht da gewesen? In ihrer Abwesenheit war das Feuer ausgebrochen? Gerade am Tage ihrer Abreise.“

„Warum betonst Du das? Und mit dieser Bitterkeit?“

Er hatte meine Erzählung nur mit mühsam erzwungener äußerer Ruhe anhören können. Seine innere Aufregung mußte sich jetzt endlich Luft machen. Er hatte eine Menge Fragen an mich. Ich mußte sie ihm beantworten.

„Warum war das Fräulein von Landau damals verreist?“

„Sie hatte eine Anverwandte besucht, deren Mutter kurz vorher gestorben war.“

„Und sie blieb auch nach dem Feuer bei dieser Anverwandten?“

„Sie war erkrankt, wie es hieß.“

„Wie es hieß! Da konnte sie nicht sogleich gerichtlich vernommen werden. Sie hatte sich vorbereiten können, als Du sie später vernahmst.“

„Ich habe sie gar nicht vernommen. Ich hatte keine Veranlassung dazu. Zur Zeit des Feuers war sie nicht dagewesen.“

„Aber vorher. Schon lange vorher; zu lange, zu viel. Doch etwas Anderes. Mein Schwiegersohn war bei dem Ausbruch des Feuers zuerst zu seiner Frau geeilt?“

„So sagte ich Dir.“

„Und wer sagte es Dir?“

„Er selbst.“

„Kein Anderer?“

„Es war Niemand zugegen gewesen.“

„Ah, dann hat er selbst, er allein auch wohl gesagt, daß er noch mit ihr gesprochen, daß sie damals noch am Leben gewesen sei?“

„Es war auch dafür kein weiteres Zeugniß da.

„Und daß er die Thür ihres Zimmers offen gelassen? Daß er sie gar nicht verschlossen, von außen, so daß die Arme nicht hinaus konnte, daß sie in ihrem eigenen Zimmer elendig verbrennen mußte, daß ihr Hilferufen ungehört verhallte?“

„Wohlfahrt, welchen entsetzlichen Verdacht sprichst Du aus!“

„Hattest Du nicht selbst Verdacht gehabt?“

„Gegen Deinen eigenen Schwiegersohn!“

„Gegen wen hattest Du ihn? Aber weiter. Wo lagen die Zimmer meiner Tochter?“

„Eine Treppe hoch, an dem Hauptkorridor.“

„Schlief Jemand in ihrer Nähe?“

„Das Schlafgemach ihres Mannes war das nächste.“

„Und wo lag das?“

„An demselben Korridor, aber fünf bis sechs Zimmer weiter.“

„Schlief sonst noch Jemand an dem Korridor?“

„Nein.“

„Wo schliefen die Kinder?“

„In derselben Etage, aber im rechten Seitenflügel.“

„Und die alte Großmutter?“

„Sie hatte ihre Zimmer im linken Schloßflügel.“

„Die beiden Gatten waren also in dem großen, langen Korridor ganz allein?“

„Sie waren dort allein.“

„Wer hatte meine Tochter zuletzt gesehen?“

„Ihre Kammerjungfer.“

„Wann?“

„Etwa eine Stunde vor dem Feuer. Sie hatte sie zu Bette gebracht.“

„Konnte sie Dir nichts Auffallendes mittheilen?

„Die gnädige Frau sei sehr still und traurig gewesen.“

„Die arme Frau hatte wohl eine Ahnung ihres nahen Todes gehabt!“

„Das Mädchen hatte sie in der letzteren Zeit öfters so gefunden.“

„Ich glaube es. Wer hatte meinen Schwiegersohn zuletzt vor dem Feuer gesehen?“

„Seit dem Abendessen nur noch der alte Jäger Franz. Er hatte ihm, wie jeden Abend, eine Flasche frischen Wassers in sein Zimmer gebracht. Der Freiherr hatte an seinem Schreibtische gesessen und geschrieben.“

„Wann war das gewesen?“

„Um neun Uhr.“

„Also zwei Stunden vor dem Feuer. Und seitdem war Niemand mehr in dem Korridor gewesen?

„Nach neun Uhr, wenn der alte Franz das Wasser gebracht hatte, kam, ohne besondere Veranlassung, zur Winterzeit Niemand mehr in den Korridor.

„Zwei Stunden lang vor dem Feuer waren die Beiden allein, war weit umher Niemand in ihrer Nähe gewesen! Und Du hattest einen Verdacht gehabt, daß meine Tochter ermordet, daß sie nicht durch Unglück, durch Zufall in dem Feuer umgekommen sei?“

„Ich hatte den Verdacht.“

„Gegen wen?“

„Ich wußte mir selbst keine bestimmte Rechenschaft darüber zu geben.“

„Du willst sie jetzt mir nicht geben. Mein Schwiegersohn war der Gegenstand Deines Verdachtes, der eigene Gatte. Wer anders hätte es sein sollen, sein können?“

„Nun ja. Ich dachte an ihn.“

„Und warum? Nun, warum? Du schweigst? Die Gründe Deines Verdachtes müssen sehr triftig gewesen sein!“

(Fortsetzung folgt.)

## Der zu erwartende Winter im Jahre 1865.

Mathieu de la Drome, dem französischen Meteorologen, gebührt das Verdienst, für die Berechnung der zu erwartenden Witterungsverhältnisse aus den vorangegangenen Beobachtungen zuerst mathematische Formeln aufgestellt zu haben, wodurch seine Vorhersagungen eine wissenschaftliche Grundlage erhalten und nicht mehr bloße Phantasieen und vage Prophezeihungen sind. Bereits haben Mathieu's Witterungs-Nachrichten viele Menschen, welche sich danach richteten, vor großem Unheil bewahrt.

In Bezug auf das nächste Frühjahr sagt Mathieu einen Winter voraus, welcher an Kälte alle übertrifft, von denen man seit historischen Zeiten Kenntniß hat. Obgleich bereits im Januar eine mächtige Schneedecke das Feld beschützen wird, so soll doch die Kälte bis Ende März beständig zunehmen und das Thermometer während langer Zeit einen so tiefen Stand behalten, wie solcher im mittlern Europa noch nie Statt gefunden. Gegen den 15. März wird die Kälte so groß sein, daß sämmtliche Gewässer bis auf den Grund gefrieren dürften und das Vieh in den Ställen sorgfältig verwahrt werden muß, um nicht zu erfrieren.

Sehen wir, welchen Fingerzeig uns in Beziehung hierauf die Astronomie gibt, deren Berechnungen nie täuschen. Bekanntlich besteht unsere Sonne aus einem festen, dunkeln und verhältnißmäßig kalten Kern, welcher von einer, Licht und Wärme in hohem Grade ausstrahlenden Hülle umgeben ist, die sich um den Kern in rotirender Bewegung befindet. In dieser Umhüllung befinden sich an verschiedenen Stellen Oeffnungen, durch welche hindurch wir, wenn sie der Erde zugekehrt sind, den dunkeln Sonnenkörper erblicken. Diese Oeffnungen erscheinen dem Beobachter auf der Erde deßhalb als schwarze Flecken, weßhalb wir sie auch mit dem Namen „Sonnenflecken“ bezeichnen. Wenn sich von diesen Flecken zu gleicher Zeit mehrere der Erde zugekehrt finden, wird dadurch die Wärme und Licht ausstrahlende Oberfläche der Sonnenhülle vermindert, was sich bei uns durch eine merkliche Abnahme der Temperatur bemerklich macht. — Ein solcher Fall tritt in den Monaten Februar und März 1865 ein, und zwar wird gerade dann die Zahl der Sonnenflecken ungewöhnlich groß sein. — Diese Berechnungen sprechen also bis zu einem gewissen Grade, von Seiten der Astronomie, für die Wahrscheinlichkeit der meteorologischen Voraussetzungen des französischen Beobachters.

## Mannigfaltiges.

Es ist kürzlich ein interessanter offizieller Bericht über neun englische alte Schulen (Gymnasien und

Alumnate) erschienen. (London 1864, 338 S. Fol.) Dieser Rapport einer von der Königin ernannten Kommission, an deren Spitze Lord Clarendon stand, wird gewiß noch manchmal von den deutschen Schulmännern zitirt werden. Vorläufig entnehmen wir ihm einige Angaben von Rektors-Einnahmen. Der Rektor von Eton ist der wohlhäbigste; er bezieht jetzt jährtich 4572 Lste. (30,480 Thlr.), wird aber künftig auf 4000 Lstr. fixirt werden. Der nächstfolgende Lehrer soll sich künftig mit 2200 Lstr. (14,666 Thlr.) begnügen. Immer noch recht gut situirt ist sodann Winchester (Rektor 20,000 Thlr., die zweite Stelle 9333—10,000 Thlr.) und Rugby (Rektor 19,713 Thlr., die zweite Stelle 10,780 Thlr.). Weniger gut gestellt sind die Rektoren in Shresbury (13,333 Thlr.), Harrow (8000 Thlr.) und die in den Londoner Schulen: Westminster (7820 Thlr.), Charterhouse (7333 Thlr.), Merchant-Tailors (6666 Thlr.) und St. Pauls (6000 Thlr. und die Rente von 2 Häusern). Die Kosten des Unterhalts für einen Zögling auf diesen Schulen, sofern sie nicht Stipendien haben, sind freilich zum Theil enorm; am höchsten in Eton, wo sich die Rechnung auf 1000 bis 1400 Thlr. jährtich beläuft; aber auch in Rugby wird wenigstens 600 Thlr. auf den bloßen Unterhalt und Unterricht gerechnet. — Die Direktoren der Gymnasien in Preußen haben außer freier Wohnung ein Einkommen von 900 bis 2600 Thlr., wobei der Durchschnitt viel näher an das Minimum als an das Maximum streift. Einestheils gestattet es den preußischen Direktoren die Sitte nicht, 20—30 Kostgänger ins Haus zu nehmen, wie es die englischen Rektoren zum Theil thun, allerdings zum großen pekuniären Gewinn, wie die obigen Zahlen zeigen. Anderntheils geht es auch bei uns nicht, weil der Direktor zu viel mit Korrespondenzen, Berichten und anderen behördlichen Arbeiten zu thun hat, welche in England fortfallen. Der englische Rektor und die Lehrer arbeiten vielleicht mehr, als wir es thun; aber so viel man sieht, kommt ihr Arbeiten ausschließlich den lebendigen Personen zu gut, die ihrer Pflege als Schüler oder Kostgänger, oder Privatzöglinge anvertraut sind. — Man spricht bei jenen hohen Einnahmen wohl von dem theuren Leben in England und mit Recht subtrahirt man von jenen Summen einen Theil, wenn man sie ins Deutsche übersetzt. Man rechnet, daß in Eton ein Zögling dem Lehrer etwa 450 Thlr. zu unterhalten kostet, in Rugby 300 Thlr. Wir würden bei einer Pension von 20—30 Schülern, die so substantiell gefüttert werden sollen, doch auch wohl 150—180 Thlr. auf den Kopf rechnen müssen, also etwa die Hälfte. Dies scheint in der That das Verhältniß der Preise bei den nothwendigen Unterhaltungsmitteln zu repräsentiren. Ich füge hinzu, daß die Kommission das Einkommen von den letzten der genannten Rektorstellen für zu gering erklärt und das Einkommen der Etonianer für nicht excessiv. Dabei werden die sachkundigen Herren wohl zugleich auf die Theuerung der Lebensbedürfnisse in Engtand Rücksicht genommen haben und auch auf die Höhe des Kapitals, das auf die ganze Schulbildung und Universitätszeit des Mannes verwendet worden ist, der sich jetzt als Lehrer ernähren und gleichzeitig auch für seine Familie sorgen will.

---

(Die Turnhalle in der Wiener Hofburg.) Der Rittersaal der Wiener Hofburg ist, wie die „Brieflichen Mittheilungen" melden, zu einer Turnhalle eingerichtet worden. Es befinden sich dort alle Turngeräthe: die Schwingel, Recke, Barren, Klettergerüste ꝛc. Es turnen daselbst, beinahe täglich zwei Stunden, Se. Majestät der Kaiser, die Erzherzoge Albrecht, Wilhelm, Ernst, Leopold, Joseph, Rainer, der Kronprinz Rudolph, der Prinz von Toscana; vom Hofstaate unter Anderen selbst der greise Feldzeugmeister Heß, sämmtlich im Turnkleide und mit vieler Lust und Liebe. Diese Uebungen leitet der Turnlehrer Kümmel und des Prinzen Rudolph Turnlehrer Böhmer von Penzing.

---

## Räthsel.

Mein Räthselwort acht Zeichen nennen,
Die kannst du, Rather, zweifach trennen;
Machst du eine Silb' aus den ersten drei'n,
Kann ohne sie kein Verbrechen sein;
Die fünfe, die dann übrig bleiben,
Bezeichnen die, was Menschen treiben
Als Bürger, Bauern und Magnaten,
Als Priester, Gelehrte und Soldaten.
Nun die Zeilen zu vieren und vieren theile,
Dann sind die ersten vier diese Zeile;
So weethlos auch die vier letzten sind,
Liebt sie doch manch großes und kleines Kind;
Auch mag wohl Mancher die Räthsel so heißen;
Doch solche Nüßlein anzubeißen,
Ist's nöthig, daß als Gottesgabe
Man doch das Ganze etwas habe.

---

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 153. Dienstag, 20. Dezember 1864.


## Ein Christfest.

(Fortsetzung.)

Er hatte Recht mit diesem Verdacht, wenn ich ferner schwieg. Ich mußte ihm Alles mittheilen.

„Höre mir zu," sagte ich. „Und Du wirst sehen, daß ich Verdacht schöpfen, daß ich ihn aber auch später wieder aufgeben mußte. Dein Schwiegersohn hatte immer ein braves Herz."

„Ja, er hatte es, er hatte es auch gegen mich gezeigt."

„Aber einen heftigen, leidenschaftlichen Charakter."

„Sehr, sehr."

„Er ist ein Mann noch in seinen besten Jahren; er wird jetzt kaum sechs und dreißig Jahre zählen."

„So ist es."

„Deine Tochter war älter als er."

„Ein paar Jahre."

„Sie war eine blühende junge Wittwe, als er sie kennen lernte. Er verliebte sich in sie, sie sich in den schönen, liebenswürdigen, sie anbetenden Offizier, der zudem von vornehmem, altem Adel war."

„Und sie war nur eine Bürgerliche, freilich reich; und er war arm."

„Aber er war unabhängig; er nahm seinen Abschied; sie heiratheten sich, zogen nach Lichtenfels, lebten dort einige Jahre glücklich und dann wurde ihre Ehe eine unglückliche."

„Jenes Fräulein von Landau —"

„Schon früher. Deine Tochter war schnell verblüht; schwere Wochenbette, eine langwierige Krankheit hatten ihren Körper angegriffen. Sie glich einer alten Frau, da bei ihm das blühende Mannesalter erst begann. Dazu war sie reizbar, sie war es durch ihre Krankheiten geworden. In ihrer Reizbarkeit war sie eifersüchtig. Sie machte ihrem Manne das Leben sauer, sich selber. Ich muß völlig offen gegen Dich sein, mein Freund."

„Ich weiß Alles, was Du mir sagtest. Fahr fort."

„So standen die Sachen, als das Fräulein Emma von Landau nach Lichtenfels kam. Sie war eine arme, elternlose Verwandte des Freiherrn. Sie war bis zu ihrer Einsegnung bei anderen armen Verwandten gewesen. Diese konnten sie nicht ferner behalten. Der Freiherr nahm sie zu sich, zugleich als Gesellschafterin seiner Frau. Aber sie war bald fast nur seine Gesellschafterin. Als ein wildes, unbändiges Kind von fünfzehn Jahren war sie hingekommen. Im Zimmer, zumal in dem Krankenzimmer der Tante, war es ihr von Anfang an zu eng. Aber der Onkel — sie nannte ihn so, obwohl sie entfernter verwandt waren — brachte fast den ganzen Tag im Freien zu, fuhr zu den Vorwerken, ritt in den Forst, zu den Aeckern, den Wiesen. Ihn zu begleiten, war ihre Lust; anfangs zu Wagen, dann mußte sie reiten lernen — von ihm. So wurden sie ganz unzertrennlich. Dabei entwickelte sie sich zu einer auffallenden Schönheit. Dabei war sie immer munter, drollig, wild, unbändig. Sie war eine kühnere Reiterin, als er selbst. Sie wurde der Tante gefährlich. Deine Tochter erblickte eine Nebenbuhlerin in ihr. Daß sie das ihrem Manne sagte, daß sie ihm Vorwürfe machte, war ein großer Fehler. Sie war nun wirklich eine Nebenbuhlerin. Der eheliche Krieg war erklärt. Deine Tochter verlangte, das junge Mädchen solle fort; der Freiherr wollte sich nicht dazu entschließen. Das Fräulein selbst hatte lange nichts bemerkt; dann hatte sie nur Ahnungen gehabt. Dann war sie auf einmal abgereist, zu einer Anverwandten, deren Mutter wenige Tage vorher gestorben war; Dein Schwiegersohn gab an, auf ihr eigenes Verlangen. Am Tage nachher war das Feuer. War es zufällig gerade an dem Tage ausgebrochen? Und wenn, war auch der Tod der Schloßherrin ein Zufall? Der Gatte war heftig,

leidenschaftlich. Die Leidenschaft vermag viel über den Menschen, auch über den Bravsten. Ich hatte einen Verdacht, einen schweren Verdacht. Ich mußte ihn haben."

„Und Du konntest ihn nicht näher begründen?"

„Er verschwand mir beinahe. Die sorgfältigste Untersuchung konnte mir keinen weiteren Anhalt liefern. Die Thatsachen blieben in jenem Dunkel. Aber meine Beobachtungen gaben mir Licht, so weit überhaupt bloße Beobachtungen in einer solchen Sache ein Licht gewähren können. Der Freiherr zeigte die natürlichste Trauer über den doppelten schweren Verlust, den er erlitten hatte. Keine Spur einer inneren Angst war an ihm zu entdecken. Er konnte seine Kinder, die Kinder der Verstorbenen, mit der offensten, zärtlichsten, hingebensten Liebe umarmen. Sämmtliche Domestiken waren unbefangen. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Mienen verrieth, daß in ihrem Innern nicht der geringste Argwohn lebte, daß kein Gedanke an einen Mord in ihre Seele gekommen war. Nur der alte Jäger Franz kam mir zurückhaltend vor, schien mir mit der Sprache nicht recht heraus zu wollen. Aber er stand allein so da. Er war überhaupt ein verschlossener Mensch. Ich mußte die Akten zurücklegen."

„Und die alte Frau von Lichtenfels? Die Großmutter?"

„Sie ist blödsinnig, oder gar irrsinnig. Ich habe sie gar nicht vernommen."

„Und jetzt? Ist Dein Verdacht nicht neu aufgewacht, seitdem Du gehört hast, daß der Freiherr die Landau heirathen will?"

„Es sind dies Gerüchte, wie ich Dir sagte. Und zudem, welcher Beweis ließe sich daraus herleiten? Jetzt noch? Aus der Thatsache allein? Dennoch, ich läugne es nicht, habe ich allen Verdacht nie aus meinem Innern verbannen können."

„Und ich konnte und kann es noch weniger. Und darum bin ich hier. Darum muß ich hin. Schon die letzten Briefe meiner Tochter waren mir Unheil weissagend gewesen. Das war keine eingebildete Eifersucht, die sich darin aussprach. Da kam der Brief meines Schwiegersohnes, der mir ihren Tod anzeigte. Er war so sonderbar geschrieben. Jedes Wort darin kam mir gezwungen vor. Will sich da ein Verbrechen verbergen? mußte ich bei jeder Zeile mich fragen. Ueber das Nähere des Todes kein Wort. Er sei jetzt noch zu angegriffen; nächstens wolle er mir ausführlich schreiben. Der nächste Brief enthielt gar nichts darüber; auch die wenigen folgenden nicht, die ich noch erhielt. Von Dir erst habe ich genauere Nachrichten erfahren müssen. Mein Zustand war ein qualvoller. Der Gedanke an einen Mord wollte nicht von mir weichen; mein Verstand wollte ihm keinen Platz einräumen. Du hast Recht, der Freiherr von Lichtenfels war ein heftiger, leidenschaftlicher Mann; die Leidenschaft vermag viel über den Menschen. Aber ein Mord! Ein Mord an der eigenen Gattin! Das empörendste, das unmenschlichste Verbrechen! Und er war immer ein Ehrenmann gewesen. Er war Offizier gewesen; er war Edelmann. Ich hatte ihn nur als einen braven, edlen Charakter kennen gelernt. Er hatte seine Frau aufrichtig, innig geliebt. Sie war die Mutter seiner Kinder. Er hatte sich gegen mich nur brav benommen. Ich war ihm zu manchem Danke verpflichtet. Ich konnte dennoch den entsetzlichen Gedanken nicht verdrängen. So habe ich zwei Jahre mit mir gekämpft. Da überkam mich die Sehnsucht nach meinen Enkeln. Ich mußte sie sehen, wiedersehen. Mit der Sehnsucht fuhr mir eine fast wilde Lust in das Herz. Ich mußte selbst sehen, ob ein Mord begangen, ob mein Kind gemordet war. Dem Auge des Vaters, wenn er dem Mörder gegenüberstand, konnte es nicht entgehen. Und so wird es werden, so muß es werden; jetzt erst recht, da er mit jener Person sich verlobt hat. Ich werde noch heute da sein, am heiligen Christabende. Wenn er mitten unter seinen Kindern steht, an der Seite der Neuverlobten, vor dem hellen Christbaum — ja, Freund, sollte ich da nicht in sein Inneres, in die geheimsten Tiefen seines Gewissens sehen können? Ich sehe die verglasten Augen vor mir, die zugeschnürte Kehle, die keuchende Brust —"

Seine eigenen Augen flammten wieder. Durch sein blasses, graues Gesicht zog fliegende Röthe.

„Du kannst ihn auch unschuldig finden," sagte ich ihm.

„Glaubst Du es?"

„Ich hoffe es."

„Ich auch."

„Und wenn Du ihn schuldig findest?"

Er sah mich fragend an.

„Was würdest Du dann thun? Was sollte dann weiter geschehen?"

„Soll der Mörder seiner Strafe entgehen?"

„Seine Strafe ist das Schaffott, das Rad sogar; wolltest Du ihn hinaufbringen?"

„Was müßtest Du thun?"

„Ich bin Richter."

„Und ich bin Vater, ich war es. Kann ich den Mörder lachen sehen auf dem Grabe der Gemordeten? Soll das empörendste, das unnatürlichste Verbrechen ungestraft bleiben? Nennst Du das Gerechtigkeit, Recht?"

Digitized by Google

„Ich nenne es Denunziation, Denunziation.“

Er stutzte doch plötzlich. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen; sein Gesicht wurde wieder bleich. Er kämpfte mit sich. Auf einmal hatte er einen Entschluß gefaßt, einen halben.

„Dein Verdacht hat Dich niemals ganz verlassen?“ fragte er mich.

„Ich kann es nicht läugnen.“

„Du mußt die Untersuchung wieder aufnehmen, wenn sich Dir neue Verdachtsgründe darbieten?“

„Ich werde müssen.“

„Dein Amt befiehlt Dir auch, neuen Verdachtsgründen, die sich Dir darbieten, Dich nicht zu verschließen?“

„Auch dem ist so.“

„Wohlan, so begleite mich nach Lichtensels.“

Ich hatte den Vorschlag, eine Aufforderung erwarten müssen, nicht ohne Besorgniß und doch auch wieder nicht ohne eine große Beruhigung.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Verkehrs-Anstalten bis heute, vor und nach der Sündfluth.

„„Verkehr! — Verkehr!““ — so heißt die Parole des politischen Tages — Verkehr ist die Pulsader des nationalen Lebens, — so ruft man jetzt vom Catheder herab, so schreit man jetzt auf der Bierbank, und wirklich scheint die Welt im Verkehr zu sein, denn die Vernunft macht selten verkehrte Fronte, und das Herz nimmt eine verkehrte Richtung an.

„Verkehr schafft National-Reichthum,“ brüllt ein Geldlöwe und weiset dabei auf England, das nur Ueberreiche und Ueberarme hat.

„Verkehr macht jede Hungersnoth unmöglich,“ faselt ein Blättchenschreiber, der schon manches Titelblatt nationalökonomischer Werke gelesen hat, und er hat Recht, denn wir sehen ja, wie die Lebensbedürfnisse immer mehr steigen in den gesegnetsten Jahren, so daß bald jede Hungersnoth unmöglich, Hungersüberfluß dagegen desto möglicher wird. Was liegt daran, wenn unsere Ochsen nach Frankreich und unser Getreide nach der Schweiz wandert, wir bekommen ja Cylinderuhren und Krinolinenreife dafür herein, und wir dürfen nur von den Lebensbedürfnissen möglichst wenig bedürfen, so dürfte sich Alles ausgleichen.

Uebrigens haben wir den Verkehr seit der Erschaffung der Welt. Gott verkehrte mit den ersten zwei Menschen, und diese hinwieder verkehrten so miteinander, daß bald Mehrere verkehrten, bis nun heutzutage so ziemlich Alles verkehrt. Würde übrigens dieser Verkehr stocken, so würde wohl bald Alles stocken, aber das haben wir nicht zu befürchten, so lange die Curatelakten immer dicker und die Taufregister immer länger werden.

Jede Minute werden auf der Welt etwa vierzig Menschen geboren, — ein artiger Verkehr, — und nehmen wir den nächsten Besten selbst her, so sehen wir, daß der Mensch selbst eine lebendige Verkehrs-Anstalt ist. Das Hirn bedeutet den Generaldirektor, das Blut ist die Dampfkraft, die Nerven sind die Verbindungswege, das Fleisch ist das gut besoldete Beamtenpersonal und die Knochen sind die Bahn- und Wechselwärter, die so nichts zu nagen und zu beißen haben.

Nach Moleschott ist auch das Denken nur eine Folge des Verkehrs und Wechsels des Stoffs. So ließe sich denn die Seele als ein Dampfboot erklären, das im Zweifel der Ewigkeit schwimmt und nicht weiß, wo es landen werde.

Das ganze menschliche Leben ist auch wie ein Bahnbetrieb. Vom ersten bis zehnten Jahre wird die Lokomotive Mensch geputzt, geheizt und dann aus dem elterlichen Maschinenhause in die eingeplankte Halle des Lebensvorhofes, in die Schule hinausgeführt und probirt. Vom zehnten bis zwanzigsten Jahre wird sie angespannt, — an den Zug der menschlichen Gesellschaft gebunden und macht Probezüge, um sich einigermaßen mit den Wechseln vertraut zu machen. Vom zwanzigsten bis dreißigsten Jahre macht sie nur Eilzüge mit und ist glücklich, wenn sie die raschen Bewegungen ertrug und nach dieser Zeit nicht eine völlig ausgelaufene Maschine ist. Von dreißig bis vierzig Jahren kommt sie an den gemischten, das ist an den Personenzug mit Gütern. Mann und Weib sind die Personen, und sehr oft Schuldscheine, Leihhauszettel und Kinder die einzigen Güter, die sie mitführen, — wirklich eine böse Mischung!

Wie der Mensch überall, nur nie nach seinem innern Werthe klassifizirt wird, so auch bei der Eisenbahn. In der letzten Klasse fahren in der Regel die Taglöhner, Arbeiter und niederen Staatsbediensteten. Diese Klasse hat lustiger gebaute Waggons, weil der Arbeiter viel an die Luft gewohnt ist und der Kleinbedienstete viel von der Luft leben muß. Man hat hier das Angenehme, in die Wagen gesperrt zu werden, wahrscheinlich um bei etwaigem Anstoße, oder wenn das Ganze aus dem Geleise geht, gerade diesen Passagieren jeden freien Sprung unmöglich zu machen. Es gibt verschiedene Züge bei der Eisenbahn und im Leben.

Digitized by Google

Der schönste Zug im ganzen Leben ist die Jugend. Da ist das Herz die Lokomotive, Glaube der Heizer, Hoffnung der Maschinenführer und Liebe die Bahn, auf welcher die Lokomotive Herz dahinsaust, vorbei an den Haltstellen der Vernunft und des Verstandes und unbekümmert um die schiefe Ebene des Lebens. Ist die Lokomotive Herz durch das vielerlei Herumfahren in den Curven der Beständigkeit abgenützt, so hat der Führer Hoffnung seine liebe Noth, sie im Geleise der Natürlichkeit zu erhalten. Selten kömmt er damit an das Ziel, geräth gewöhnlich in die Nacht und Nebel des Schicksals, übersieht da den Wechsel des Glücks und stößt dann mit dem entgegenkommenden Güterzuge der bitteren Erfahrung so heftig zusammen, daß die Bahn der Liebe unterbrochen, der Heizer Glaube verletzt, der Führer Hoffnung getödtet und die Lokomotive Herz zerrissen wird.

Je nachdem man gerne schnell abfährt oder gut ankommt, hat man in der Liebe verschiedene Züge. Sieht zum Beispiele der Jüngling auf dem Balle ein Mädchen, nach welchem es ihn zieht und er erklärt sich sogleich, so benützt er den Eilzug. Er zieht sich, um der Aufmerksamkeit der Ballgäste zu entgehen, mit ihr in die Nebenzimmer, das ist der Liebe Separatzug. Aber auch hier nicht wünschenswerth unbeachtet, ziehen Beide die Stille der Nacht vor, das ist der Nachtzug. Während hier im kalten Zuge der Jüngling Bekenntnisse seiner glühenden Neigung mit den Zähnen klappert, gesteht die Jungfrau, daß sie kein Geld, wohl aber ein Herz voll Liebe habe und dieses erst ihm am Altare weihen könne. Diese Erklärung macht einen verunglückten Zug, der sich durch den plötzlichen Stoß trennt, weil die Bindungsmetalle zu geringer Qualität sind. Dadurch fährt der vordere Theil des Zuges, nämlich das Mädchen — ab, während der hintere Theil, der Jüngling, auf dem Geleise zurückbleibt und auf eine Aushilfsmaschine wartet.

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

(Schlagende Wetter.) Das bei Neunkirchen kürzlich vorgekommene Unglück, wobei so viele Menschen ihr Leben einbüßten, wurde durch sogenannte schlagende Wetter verursacht. Viele Leser d. Bl. wünschen gewiß etwas Näheres über die Entstehung schlagender Wetter kennen zu lernen. In Kürze soll hier die Erklärung hierüber gegeben werden. In den Kohlenbergwerken entwickelt sich ein Gas, welches zum größten Theile aus Wasserstoffgas besteht und daher mit gewöhnlicher Luft vermischt, eine Art Knallluft bildet, die sich mit fürchterlichem Knalle entzündet, wenn sich der Bergmann einer solchen Luft mit brennender Lampe nähert. Schon viele Menschen haben hierdurch ihr Leben verloren. Auch kannte man lange kein Schutzmittel gegen diese Unfälle, bis endlich der berühmte englische Chemiker Davy die Entdeckung machte, daß ein Gewebe oder Geflecht von feinem Drahte, wenn es das Grubenlicht überall umgibt, das sicherste Schutzmittel ist, indem das Entzünden der schlagenden Wetter dadurch verhindert wird. Daher bedient man sich jetzt in denjenigen Gruben, wo man das Dasein und Entzünden der schlagenden Wetter befürchtet, einer Art kleiner Laternen, wo statt der Glascylinder feine Drahtcylinder eingesetzt sind; diese gewähren, wenn sie vorsichtig gebraucht werden, eine große Sicherheit für den Arbeiter.

(Verwendung von Birkenschwämmen zum Ersatze der Streichriemen.) Das in № 135 der „Pfälzischen Blätter“ angegebene Verfahren, Birkenschwämme zu Streichriemen zu verwenden, ist so vortrefflich probat, daß ein Praktikus der verehrlichen Redaktion einen solchen Streichriemen aus Dank zum Geschenke einsendet. Bemerkt sei noch, daß man aus einem großen Birkenschwamme sich ein ganzes Dutzend Streichriemen machen kann und daß ein solcher Schwamm sich leicht mit einem scharfen, flachen Messer gleich glatt schneiden läßt. Eine feine Säge hat nicht Jedermann; am besten könnte vielleicht ein Buchbinderhobel zum Fournierschneiden benützt werden. Die zu verwendenden Birkenschwämme müssen gut trocken sein und auch trocken gehalten werden.

(Gasanzünder.) Die Herren Ebiy und Burdon von Durham haben einen Apparat konstruirt, durch welchen mittelst Elektrizität die Straßenlaternen angezündet und ausgelöscht werden.

Auflösung des Räthsels in № 152:

Verstand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

**№ 154.** Freitag, 23. Dezember **1864.**


## Ein Christfest.

(Fortsetzung.)

Er hatte Recht. War ein Mord verübt, war der Freiherr von Lichtenfels der Mörder seiner Gattin, war seine neue Verlobte die Genossin seines Verbrechens, durfte er, durften sie Beide zum Hohne von Recht und Gerechtigkeit auf dem Grabe der Ermordeten lachen, wie der Greis sich ausgedrückt hatte? Durften sie im Angesicht der Ermordeten sich die blutigen Hände zu einem Bunde reichen, der eben der Preis des Blutes war, das an diesen Händen klebte? Durfte er, der Mörder, der Vater der Kinder der Ermordeten bleiben? Durfte seine Genossin ihre Mutter werden? Alles menschliche Gefühl empörte sich bei solchen Gedanken. Dazu kam, daß von dem Augenblicke des Ereignisses an das Gerücht eines verübten Mordes, der Glaube daran, trotz der Resultatlosigkeit der gerichtlichen Untersuchung, ungeschwächt im Publikum sich erhalten hatten. Mir wurden Aeußerungen mitgetheilt, wie: vornehme Herren erreiche das Gesetz nicht; die kleinen Diebe hänge man, die großen lasse man laufen. Seit acht Tagen war endlich die Nachricht von der Verlobung des Freiherrn mit dem Fräulein von Landau, die von Anfang an als die Ursache, wenn nicht gar als die Mitanstifterin des Mordes bezeichnet wurde, hinzugetreten.

Wenn der alte Wohlfahrt nur das geringste Neue ermittelte, so mußte die alte Untersuchung wieder aufgenommen werden.

Sollte er da der Denunziant werden? Er, der ohnehin schon genug angefochtene und doch so brave Mann? Zwar der Vater der Ermordeten, aber gegen seinen Schwiegersohn, gegen den Vater seiner Enkel? Sollte er Denunziant werden, auch nur wider seinen Willen, durch ein unbewacht in seinem Schmerze, in seinem Zorne ausgesprochenes Wort? Ich mußte es zu vermeiden suchen.

Von seiner Reise nach Lichtenfels konnte ich ihn nicht weiter zurückhalten. Es war mir gar eine Gewissenssache. Ich meinerseits, als der zuständige Kriminalrichter, durfte am wenigsten dazu beitragen, daß das schwerste Verbrechen seiner Strafe entgehe.

„Ich begleite Dich," sagte ich zu dem alten Manne.

„Fahren wir sofort!" war seine Antwort. —

Eine Stunde später fuhren wir.

Er war fast fieberhaft aufgeregt. Meine Erzählung, die Nähe des Schauplatzes jenes traurigen Ereignisses, des Grabes seiner Tochter, der Gedanke an das Wiedersehen ihres Gatten, den er für den Mörder hielt; die Erwartung dessen, was er finden werde; der Gedanke an die Kinder, vielleicht an das fröhliche Christfest, in dem er sie antreffen und das er ihnen stören sollte; das Alles hatte ihn auf unbeschreibliche Weise ergriffen und angegriffen.

Dabei hatte er schon so Vieles und so Schweres in seinem Leben erlitten.

Er war früher ein armer Schreiber in irgend einem Bureau gewesen und hatte von seinem geringen Einkommen auf das Kümmerlichste Frau und Kinder ernähren müssen. So hatte ihn im Jahre 1813 der Aufruf seines Königs Friedrich Wilhelm des Dritten getroffen. Er war ihm gefolgt. Er hatte sich in der Schreibstube ein warmes Herz für das deutsche Vaterland, einen glühenden Haß gegen die frechen, übermüthigen, französischen Unterdrücker bewahrt. Für Frau und Kinder wird Gott sorgen! Er meldete sich als Freiwilliger zu der Landwehr. Er war Feldwebel geworden, weil er schreiben konnte. Bald wurde er Offizier, weil er Muth und Tapferkeit besaß. Als der zweite Feldzug zu Ende war, der des Jahres 1815, kehrte er als Hauptmann zurück, an der Spitze einer Kompagnie, die er ruhmvoll in manche Schlacht geführt hatte, die Brust geziert mit Orden und Ehrenzeichen. Jetzt

konnte er wieder Schreiber in seinem Bureau werden. Er wurde es, und er führte wieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Feder für das kümmerliche Brod seiner Familie. Das dauerte manches Jahr, bis man ihm endlich einen Einnehmerposten in einer kleinen Stadt gab.

Dort hatte ich ihn kennen gelernt. Ich war Gerichtsassessor in demselben kleinen Orte. Ich war jünger als er. Er hatte sich dennoch an mich angeschlossen. Wir wurden Freunde. Ich bin keines braveren Mannes Freund gewesen.

Er konnte in seiner neuen Stellung sorgenloser leben. Er konnte alle Schulden abzahlen, welche er in seiner früheren beschränkten Lage hatte machen müssen.

Da trat das Unglück an ihn heran. Bisher hatten nur Sorgen und Zurücksetzung ihn gedrückt.

In seiner Kasse ward bei einer Revision ein Defizit gefunden. Er konnte nicht nachweisen, wo das Geld geblieben war. Er konnte nur vermuthen, daß er bestohlen sei. Aber den Dieb konnte er noch weniger nachweisen. Er wurde selbst dafür gehalten, kassirt, seiner Orden und Ehrenzeichen verlustig erklärt und zur Zuchthausstrafe verurtheilt. Anstatt in das Zuchthaus wurde er nur in eine Festung gebracht. Er saß mehrere Jahre dort. Seine Frau starb unterdeß vor Gram, Noth und Sorgen. Drei von seinen Kindern rafften Seuchen dahin. Sein ältester Sohn wurde ein Taugenichts, der zuletzt nach Amerika gegangen war und nie wieder etwas von sich hatte hören lassen. Nur eine Tochter war ihm geblieben, Louise. Fremde Leute hatten sich ihrer angenommen.

Ich war damals schon längst von dem kleinen Orte, in dem ich mit ihm zusammen gelebt hatte, in die entfernteste Provinz des Staates versetzt worden, ein paar hundert Meilen weit. Lange nachher erst hatte ich sein Schicksal erfahren. Es hatte sich damals schon wieder anders gestaltet.

Ein Zufall hatte den Dieb der Kassengelder entdeckt. Es war ein Hausdieb gewesen, an den man bei der vielleicht sorglos ausgeführten Untersuchung nicht gedacht hatte.

Wohlfahrt wurde aus der Festung entlassen. Es wurden ihm seine Orden und Ehrenzeichen zurückgegeben; sein Charakter als Hauptmann wurde ihm wieder verliehen; dazu erhielt er eine Pension. Sein Familienglück war und blieb zerstört.

Auch seine Tochter Louise war unglücklich geworden. Sie war während seiner Haft zu einem Bilde der Schönheit aufgeblüht. Da hatte ein alter, sehr reicher Mann sich in sie verliebt und um ihre Hand angehalten. Er war siebzig, sie war siebzehn Jahre alt. Die Leute, die sich ihrer angenommen hatten, hatten ihr zugeredet, als armes Mädchen ihr Glück nicht zu verscherzen. Sie hatte ein weiches und edles Herz. Sie hatte den Leuten nicht länger zur Last fallen wollen; als Frau des reichen Mannes konnte sie ihrem armen, alten Vater auf der Festung eine bessere Lage verschaffen. Das Kind wurde die Frau des Greises und mußte bald ihr junges, blühendes Leben an seinem Krankenbette vertrauern. Das dauerte noch manches Jahr nach der Freilassung ihres Vaters. Als ihr Mann starb, war sie freilich eine reiche Frau; er hatte sie zu seiner einzigen Erbin eingesetzt.

Vater und Tochter sollten dennoch nur wenige Jahre glücklich mit einander leben.

In der Stadt, in der sie zusammen wohnten, lag Militär. Unter den Offizieren war ein junger Lieutenant aus einem sehr alten, aber sehr armen adeligen Hause. Der Freiherr von Lichtenfels lernte die schöne, reiche Wittwe kennen. Sie fand Gefallen an dem hübschen, bescheidenen, liebenswürdigen jungen Manne. Sie faßten Zuneigung, bald Liebe zu einander. Der Reichthum der Wittwe, der alte Adel, vielleicht selbst die Armuth des Lieutenants mochten dazu beigetragen haben. Sie wurden Gatten.

Daß die Frau ein paar Jahre älter war, konnte ihnen kein Hinderniß sein. Auch eine jüngere Schönheit hätte schnell verblühen können. Wie die arme Tochter des Hauptmannes Wohlfahrt durch ihren alten Mann zu einer reichen Frau geworden war, so wurde jetzt der arme Freiherr von Lichtenfels durch seine Frau zu einem reichen Mann. Er nahm seinen Abschied, löste sein nicht unbedeutendes Stammgut Lichtenfels aus den Händen der Gläubiger ein, zog hin, setzte es in neuen, blühenden Stand und lebte glücklich mit seiner Frau, bis — bis dort das neue Unglück losbrach, für meinen alten, braven Freund das schwerste, das entsetzlichste.

Wie konnte der arme Mann anders, als fieberhaft aufgeregt sein, da wir auf dem Wege nach Lichtenfels waren? Sein Leben voll Druck und Noth und Leiden hatte seinen Körper angegriffen, sein Gemüth erbittert, sein ganzes Wesen reizbar gemacht. So ging er einem Verbrechen entgegen, einem Morde, der an seiner Tochter, seinem geliebten, seinem einzigen Kinde verübt war; der Ungewißheit zwar, aber er zweifelte nicht und konnte er zweifeln? Und wenn er es auch gekonnt hätte, mußte nicht die Ungewißheit ihn noch mehr aufregen?

Wir kamen bei dem Schlosse Lichtenfels an. Es war Abend darüber geworden. Aber der Abend war hell geblieben. Der Mond stand klar am

Himmel; er war bald nach dem Untergange der Sonne aufgegangen. In und mit ihm leuchtete der Schnee.

Wir hatten lange durch den dichten und dunklen Fichten- und Tannenwald fahren müssen. Endlich lag das Schloß vor uns. Es lag hoch über uns da, als wir es zuerst sahen, auf einer Anhöhe, die Feld und Waldung rings umher überragte. Es war auf der Stelle des alten, vor zwei Jahren niedergebrannten Schlosses wieder aufgebaut.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Verkehrs-Anstalten bis heute, vor und nach der Sündfluth.

(Schluß.)

Die Staaten müssen von Eisen umgeben sein, — sagen die Nationalökonomen, — und die Damen haben das scharfsinnig aufgefaßt, indem sie zu ihrem Staat sich auch mit Eisen oder Stahl umgeben. Bei der Eisenbahn liegen die Schienen auf den Schwellen, bei den Damen aber muß das Eisen durch Entfernung von den Schienen den Bahnkörper schwellen. Seit die Damen hiedurch die Gestalt einer Drehscheibe annehmen, hat man sie überhaupt oft schon mit Eisenbahnen ähnlich gefunden, allein ich fand eher Gegensätze. Geht zum Beispiele ein Zug neben hinaus, so ist das für alle Mitfahrenden gefährlich, geht aber eine Frau neben hinaus, so ist das nur für Den gefährlich, der mit ihr durch's Leben fahren muß.

Die Idee zur Eisenbahn finden wir schon im alten Testamente, worin geschrieben steht, daß Elias in einem feurigen Wagen und feurigen Rossen in den Himmel fuhr. Eine solche Steigung könnten die heutigen Ingenieure nicht überwinden.

Die Eisenbahnen, sagt man, befördern Handel und Wandel, und doch kann man gerade mit den Eisenbahnen weder handeln, noch wandeln.

Eisenbahnen werden entweder vom Staat gebaut, der dann immer eine Centralstelle mit so und so viel Räthen schafft, um zu beweisen, daß ein Rath nicht blos theuer, sondern ein guter Rath auch selten sei; oder sie werden von Actionären gebaut, welche aber immer weniger den Bau, als ihren Beutel im Auge haben. Actionäre spekuliren, und wenn Göthe sagt: „Ein Kerl, der spekulirt, ist wie ein Vieh auf dürrer Haide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt und rings um ihn liegt schöne grüne Weide;" — so können ihm die Aktionäre beweisen, daß dies auf sie nicht passe. Die Actionäre haben stets gezeigt, daß eine Compagnie, welche stets zusammenhält, mehr ausrichtet, als ein Heer, das nicht zusammenhält.

Wenn Aktionäre eine Bahn an den Staat abtreten, so rechnen sie rund ab, damit man keine Brüche sieht.

Das Reisen auf der Eisenbahn ist weitaus nicht das Schönste; denn wird man von den Herrn Kondukteuren nicht schon wie ein Koffer expedirt, so braucht man nur ein kleiner Pechvogel zu sein, um zur Rechten einen Pferdejuden, zur Linken ein Kind, das die schreiende Gicht hat, und als vis-à-vis einen betrunkenen Bauern und einen Hektiker, der nicht zwei Minuten leben kann, ohne drei Mal gehustet zu haben, — als Gesellschaft zu bekommen. Viel angenehmer ist das Reisen auf dem Dampfboote. Auch die Idee zur Schifffahrt finden wir schon im alten Testamente, als der liebe Gott dem Herrn Noa diktirte, daß und wie er sich eine Arche bauen und gehörig außen und innen mit Pech verschmieren solle. Noah hat unter Leitung Gottes zu dem Bau der Arche hundert Jahre gebraucht. Das muß das Pech gemacht haben, und da ein altes Sprichwort sagt: „Gott verläßt die Deutschen nicht," so muß das Pech auch schuld sein, daß die deutsche Flotte so lange braucht! —

Für Leute, welche hoch hinauswollen, wäre der Luftballon das beste Verkehrsmittel. Er hebt sich durch Dunst und Nebel von Unten nach Oben, hält statt bei Stationsgebäuden bei Luftschlössern an und hat schon Manche ins ewige Leben spedirt. Zu diesem Gedanken mag die Reiseart des Propheten Habakuk geführt haben, welchen ein Engel beim Schopf nach Babylon trug, um dem armen Daniel in der Löwengrube Speise zu bringen.

Für Leute, welche nur kurze Strecken oder nur wenige Zeit mit gleicher Gesellschaft reisen wollen, ist das beste Verkehrsmittel der Omnibus. Dieser gleicht so manchen Frauenherzen, welche auch ihre Passagiere auf jeder Lebensstation aus- und einsteigen lassen.

Nun ist noch ein Verkehrsmittel übrig, das nicht Personen und Güter befördert, wohl aber Gedanken und Worte, — der Telegraph. Auch von diesem gilt das Sprichwort: „Nichts Neues unter der Sonne," denn schon der erste Verkehr nach Erschaffung der Welt war eine Art telegraphischer, indem Adam und Eva Gott nicht sahen, als er rief: „Adam, wo bist Du?" und dieser entgegnete: „Herr, wir sind nackt; wirf mir doch einen Frack herunter!" — „und mir," setzte Eva bei, „ein Paar Strümpfe und Stiefletten, es ist moralischer und nimmt sich der Fuß besser aus."

Digitized by Google

Später lesen wir, daß statt eines Feldtelegraphen David in das Heerlager des Saul hinübergeschrieen habe. Das würde heute als ungezogen gelten, da man zum Anschreien gezogene Kanonen hat.

Der jetzige Telegraph, der elektromagnetische, ist ziemlich vollkommen und läßt sich mittels dessen ein „Helf Gott" so gut über's Meer tragen, wie eine ganze Kammerrede.

Die Liebe hat den Telegraphen schon gekannt und als eines ihrer Verkehrsmittel mit elektromagnetischer Wirkung längst gebraucht, bevor man Zink und Kupfer kannte. Damals war es noch eine selige Zeit, als die Verbindungswege von einem Orte zum andern noch so einfach waren, wie die Wege von einem Herzen zum andern. Der Kuß war der Kanal, der eine Seele mit der andern verband und durch welchen die Schifflein der reinen Empfindung hin und wieder zogen. Als es noch keine andere Verkehrsanstalt gab, als die der Natur, da war Alles natürlich, von der Geburt bis zur Ehe, von der Ehe bis zum Tod. Die Geburt telegraphirte den neuen Ankömmling, die Liebe war die Gürtelbahn, und die Ehe das Segelschiff, das ruhig die klaren Wellen eines ungeschminkten Lebens durchfurchte, und der Tod war der Luftballon, der die vorwurfsfreie Seele in die ewige Heimath trug. —

Die ersten Reisen, der erste eigentliche Verkehr war zu Fuß, wie Moses mit seinem Heere Juden von Aegypten nach Kanaan zog. Jakob reiste schon besser. Er ritt mit seinen Söhnen von Kanaan zu seinem Sohne Joseph nach Aegypten — auf Eseln. — Diese werden heutzutage nur mehr von Damen auf den Höhen benützt, und auch Hofmeister reisen gerne mit Eseln. In Italien, Spanien und dem Oriente sind die Sänften zu Hause, welche auch von Eseln getragen werden. Als man einsah, daß man mit Eseln nicht vom Flecke komme, kamen die edlen Pferde an den Wagen. Mit dem Wachsen und Ausdehnen von Industrie und Handel machte sich die Nothwendigkeit einer leichtern, billigeru und schnellern Beförderung fühlbar; der Geist band dem Rade die Flügel an, und der Dampf, welcher bald Alles regieren wird, bekam hier seine bedeutendste Verwendung.

Wir haben und sehen nun überall Dampfwagen, Dampfmaschinen, Dampfschiffe, Dampfwürste, Dampfnudeln und Hausdampfe, — kurz — Dampf auf allen Seiten. —

Wohin wird es noch gehen? Denn stehen bleiben kann und darf Nichts, wenn es auch noch so weit ist, denn es geht ja Alles rascher — selbst das Leben. Ich weiß keine Antwort darauf. Ob der Thurmwächter mit einem Ballon in seine hohe Wohnung steigen, ob die Hausfrau vom achten Stock mit der Eisenbahn in den Keller fahren, ob die Lastträger an jeden Fuß eine kleine Dampfmaschine anschnallen, oder ob am Ende, wenn Holz und Kohle mangelt, Alles mit Wind getrieben wird, — wer will es sagen? Der Wind wird jedenfalls noch eine große Rolle spielen. Mit Windesflügeln jagt schon jetzt Alles nach Gold. Wind und Schwindel regieren die Gesellschaft. Die langsamen, aber sichern Boten der alten Zeit, Redlichkeit, Charakter und Ehre verlieren sich immer mehr; denn man kommt ja mit ihnen nicht vorwärts, und doch drängt und schreit Alles: Vorwärts! vorwärts! hinweg über Noth und Haß, bis die Einen zu spät und die Andern zu früh ausrufen müssen:

„Jetzt ist der Teufel los!"

## Mannigfaltiges.

Auf dem Gute Masny, Norddepartement in Frankreich, ist ein originelles Getreidemagazin. Dasselbe befindet sich in einem starken, aber sehr geschmackvoll nach altgothischem Burgenstyl erbauten Thurme. Die Frucht wird aufbewahrt in vier mächtigen Cylindern von Eisenblech, welche die Höhe des ganzen Thurmes haben und zehntausend Scheffel Frucht fassen. Von der Dreschmaschine weg wird die Frucht in diese Cylinder eingeschüttet und fließt unten rein und unversehrt in den Sack, wenn man die dazu bestimmte Klappe öffnet. In diesen eisernen Cylindern soll die Frucht sich besser als auf irgend einem Boden konserviren.

In Berlin hat sich ein nachahmungswürdiger Verein gebildet, nämlich ein Baarzahlungs-Verein, dessen Mitglieder sich verpflichten, vorzüglich Handwerker-Rechnungen sofort zu bezahlen.

## Räthsel.

Der ersten Beiden Klang gar viel bedeutet,
Die letzten Zwei die Köchin dir bereitet.
Das Ganze Etwas dir besagt,
Aus dem man die zwei Ersten macht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 155. Sonntag, 25. Dezember 1864.


## Weihnachtsabend.

Von Rauhreif sind die Büsche silberweiß
Und Eiszapfen blitzen an den Dächern,
Doch um des Christbaums grünes Tannereis
Welch fröhlich Leben rings in den Gemächern!
Der Rabe sträubt im Forst die Federn kraus;
Von Norden kommt des Wintersturms Gebraus,
Doch frühlingsselig alle Herzen träumen,
Denn einen Frühling trug in jedes Haus
Das Weihnachtskind mit seinen Weihnachtsbäumen.

Die Straß' entlang, wie schiebt und drängt sich's fort!
Hier steht noch schwatzend eine Weibergruppe,
Und bei dem Krämer welch ein Handeln dort
Um den Bajazzo und die bunte Puppe!
Jetzt eingepackt und nun nach Haus geschwind!
Schon harrt die Jugend auf das Angebind',
Schon tönt vom Thurm der Glocken Klang hernieder. —
O habe Dank, du holdes Weihnachtskind!
Wir werden Alle, Alle Kinder wieder!

Roth glüh'n der Kirche Fenster durch die Nacht
Und der Choral braust durch die Orgelruhen;
Das Christuskind im Arm der Jungfrau lacht
Dem Greis entgegen wie dem rosigen Buben.
Ein Weihnachtssegen sinkt in jedes Herz;
Ein Born des Trostes quillt dem bitt'ren Schmerz
Und süße Labung stärkt den Lebensmüden.
Des Weihrauchs Wolken steigen himmelwärts
Und von dem Himmel thaut herab der Frieden!

Am Kaufmannshaus steht eine Kinderschaar,
Es ist ein Häuflein armer Bettelknaben;
Sie schauen durch die Scheiben blank und klar
Den Weihnachtsbaum mit seinen reichen Gaben.
Nichts wird beschert im dürft'gen Kämmerlein; —
Doch schlafen auf dem Stroh die Kleinen ein,
Dann lächeln doch im Schlummer die Gesichter,
Dann träumen sie: der Sterne lichte Reih'n
Es wären lauter bunte Weihnachtslichter!

O sel'ge Zeit! — Zu Weihnacht mag ich gern
Am heil'gen Abend durch die Gassen schreiten.
Im Busen glüht der Freude Morgenstern;
Ich fühl' mich jung wie in vergang'nen Zeiten!
Und kehr' ich heim und prangt in heller Zier
Der Weihnachtsbaum, und nahen jubelnd mir
Die Kinder und das Weib, das ich erkoren,
Dann jauchzt die Seele: „Bethlehem ist hier
Und in mir ist ein Himmelreich geboren!"

Dann faßt mich's an mit tiefgeheimer Macht;
Ich wend' empor den Blick, den thränenfeuchten.
Mich dünkt, ich seh' den Stern der heil'gen Nacht
In meiner Kinder Augensternen leuchten!
Dann sitz' ich schweigend, es verstummt der Mund.
Es schweigt das Herz in solcher sel'gen Stund',
Doch schwingt sich's aufwärts wie mit Adlerschwingen!
Es schweigt der Mund, doch in des Herzens Grund
Ein Halleluja tausend Engel singen!

## Ein Christfest.

(Fortsetzung.)

Der große, weite Bau lag in dem hellen Mondlichte mit seinen anmuthigen, schönen Formen klar und still und ruhig da. Waren die Menschen in seinen Mauern auch so still und ruhig? Und was sollten wir ihnen bringen? Es wurde mir auf einmal eng und weh um das Herz. Ach, wäre ich schon wieder von ihm fort, wäre ich hundert Meilen weit weg gewesen!

„Wie kommen wir hinein?" fragte mich mein Begleiter.

Er war trotz seiner Aufregung fast auf dem ganzen Wege still gewesen. Vielleicht gerade wegen seiner Aufregung; er mußte sich ungestört mit den Bildern beschäftigen, die sie ihm unaufhörlich neu zuführte. Es schienen, je näher wir dem Ziele

unſerer Reiſe kamen, mehr und mehr Bilder des Haſſes und der Rache in der Bruſt des Mannes zu werden, dem hier der Reſt ſeines Glückes gemordet und begraben war. Einzelne Worte, die er dann und wann ſprach, bezeugten es.

„Wie willſt Du hineinkommen?“ fragte ich ihn zurück.

„Sie müſſen überraſcht werden. Nur ſo verrathen ſie ſich. Wir müſſen auf einmal, bevor ſie nur eine Ahnung von unſerer Ankunft haben, vor ihnen ſtehen, der Vater mit dem Kriminalrichter.“

„Es würde uns allerdings einen klaren Blick verſchaffen. Aber wie gelangen wir ſo zu ihnen?“

„Wir ſteigen hier aus und gehen zu Fuße hin.“

„Und dann? Keiner von uns kennt nur das Innere des neuen Schloſſes.“

„Wir müſſen auf den Zufall vertrauen. Willſt Du Dich meiner Führung überlaſſen?“

„Ich folge ja hier überhaupt nur Dir.“

„Steigen wir aus.“

Wir verließen den Wagen.

Der Kutſcher erhielt den Befehl, hinter ein Gebüſch zu fahren und dort zu halten, bis er gerufen werde.

Wir waren am Fuße eines kleinen Hügels, zu dem die Anhöhe, auf der das Schloß lag, ſich oben rundete und zuſpitzte. Ein vielfach gewundener Fußweg führte zum Schloſſe hinauf. Wir konnten ihn im Mondſcheine verfolgen. Er zog ſich an kleinen Gebüſchen und Gartenanlagen vorüber. Wir ſchlugen ihn ein. Wir gingen ſtill. Um uns her herrſchte die tiefſte Stille des Winterabends. Auch im Schloſſe war es ſtill. Wir waren kaum fünf Minuten von ihm entfernt. Nicht das leiſeſte Geräuſch kam von ihm herüber. Ein anderes Gebäude ſah man nicht.

Wir hatten die Hälfte des kurzen Weges zurückgelegt. Es war ſtill um uns her geblieben; es war wie eine Todtenſtille.

„Ja, eine Todtenſtille!“ rief der alte Mann neben mir.

Er war plötzlich ſtehen geblieben. Sein unruhiges Auge hatte Alles beachtet.

„Da ruhen Todte, da rechts!“ ſagte er.

Ein Gitter umſchloß da rechts einen viereckigen Raum. Eine hohe Thränenweide erhob ſich in der Mitte; ihre langen gebogenen Zweige waren geſpenſtiſch mit Schnee und Reif bedeckt. Kleineres Gebüſch ſtand um ſie her.

„Gehen wir hin!“ ſagte er. „Dort ruht auch ſie!“

Er lenkte ſeine Schritte hin. Ich folgte ihm. Wir kamen an ein eiſernes Gitter; es umſchloß einen kleinen Friedhof, das Erbbegräbniß der Familie Lichtenfels. In dem Gitter befand ſich ein Pförtchen. Es war zu öffnen. Er öffnete es. Wir traten in den umfriedeten Raum der Ruhe der Todten. Grabſteine, Grabdenkmäler bezeichneten die Ruheſtätten der Todten. Zu einer weißen Urne ging er näher. Er beugte ſich zu ihr nieder. Er las im Mondſcheine ihre Inſchrift.

„Meine Tochter! Mein Kind! Hier ruht ſie. Mit dem verbrannten Leibe! Die Ermordete! Aber ſie iſt ſtumm; ſie kann nicht erzählen, nicht klagen, nicht anklagen!“

„Würde ſie anklagen, wenn ſie reden könnte?“ fragte ich.

Er antwortete mir nicht. Er blickte ſtarr auf den weißen Marmor, auf die dunkle Erde daneben. Das Grab war vom Schnee gereinigt.

Aber das Grab, die Nähe der Todten brachte keine Ruhe, keinen Frieden in ſeine Seele. Seine Augen blieben trocken. Plötzlich erhob er ſich.

„Sie iſt nicht ſtumm! Sie hat zu mir geſprochen. Sie iſt ermordet. Ja, ſie iſt ermordet! Sie ſoll gerächt werden. Fort jetzt zu den Lebenden! Du ſollſt gerächt werden, mein Kind, mein armes Kind!“

Er wollte fortſtürzen.

Ich hielt ihn.

„Wohlfahrt, — Freund!“

„Was willſt Du?“

„Die Todten ruhen, laß auch die Rache ruhen.“

Er war ſtehen geblieben. Die wenigen Worte hatten einen plötzlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er war ein braver Menſch.

„Laß uns umkehren, Wohlfahrt,“ bat ich ihn. „Willſt Du hin, willſt Du Deine Enkel ſehen, ſo fahre morgen hin, aber allein, ohne mich, und nur um die Kinder zu ſehen. Noch beſſer, laß ſie zu uns in die Stadt kommen. Deine Freude an ihnen iſt dann deſto reiner.“

Er ſtarrte vor ſich hin. Er kämpfte mit ſich. Aber ein anderer Geiſt kam über ihn. Nicht wieder jener frühere der Aufregung, des Haſſes, der Rache. Mit Ruhe, faſt mit Kälte ſagte er zu mir:

„Willſt Du mir offen und als Ehrenmann ein paar Fragen beantworten?“

„Ich werde.“

„Glaubſt Du an eine Gerechtigkeit hier auf Erden? An ihre innere Nothwendigkeit?“

„Ich glaube an ſie.“

„Kann der Mörder in dem Schloſſe dort, wenn er der Mörder iſt, kann er ruhig und glücklich leben? Kann ſeine Genoſſin es mit ihm? Und wenn ſie es könnten, dürften ſie es?“

„Ueberlaſſen wir es Gott, dem ewigen Richter.“

Digitized by Google

„Antworte mir. Wenn sie es könnten, dürften sie es? Verdienten sie es?"

„Sie wären um so entsetzlichere Verbrecher."

„Du hast ihr Urtheil gesprochen. Laß uns gehen."

Er sprach das mit einer Ruhe und Festigkeit, gegen die nicht mehr zu kämpfen, gegen die jede Vorstellung, jede Bitte vergeblich war. Ich kannte ihn ja, den braven Mann, aber auch den Mann des festen Entschlusses. Wie oft hatte ich ihn so kennen gelernt!

Die Stille um uns her hatte fortgedauert. Auch das große Freiherrnschloß lag noch wie ausgestorben da. Der Mond war höher am Himmel emporgestiegen. Sein Licht war heller geworden. Aber er beschien nur das weite Gebäude vor uns, die dunklen Tannenwälder hinter uns, die gespenstische Trauerweide auf dem Begräbnißplatze, und das Alles ohne Bewegung, ohne Leben.

Und es war Christabend, der fröhliche Christabend.

Ja, er war es.

Leise zitterte von der Seite, unten aus der Tiefe ein Ton herauf. Er wurde stärker, er schwoll an, mächtig, feierlich. Da unten lag ein Dorf, das Dorf Lichtenthal. Die Glocken seines Kirchthurmes kündeten den Christabend, das morgende Fest an. Rein und klar tönten sie herüber, durch die Dunkelheit und Stille des Abends, über die schwarzen Fichten, über den weißen Schnee.

In der Ferne wurden andere Glocken laut. Das Gebirge dehnte sich links aus, ein weites Thal rechts. Ueberall waren Dörfer. Ueberall läuteten sie den Abend, das Fest ein, hoch oben in den Bergen, weit unten tief in dem Thale.

Ich hatte keinen feierlicheren Augenblick im Leben gehabt.

Das Herz weinte mir.

Ich war stehen geblieben. Der arme Wohlfahrt mit mir.

Ich nahm seine Hand.

„Wohlfahrt, braver, edler Freund, laß uns umkehren!"

„Ich kann nicht!"

Er wollte voranschreiten. Er mußte den Fuß hemmen.

„Siehst Du?" sagte er.

Er zeigte nach dem Schlosse, von dem wir keine hundert Schritte entfernt standen.

Es war auf einmal lebendig darin geworden.

Zwei Fenster wurden hell. Sie wurden heller und heller. Sie leuchteten weithin, trotz des klaren Mondscheins. Ein Christbaum wurde hinter ihnen angezündet. Licht an Licht flimmerte, glänzte; die Lichtpyramide des Christbaumes formte sich voller und voller.

„Siehst Du es?" fragte mein alter Gefährte.

„Sie zünden den Kindern den Christbaum an, unter dem Geläute jener Glocken. Und Du willst den armen Kindern ihre Freude stören?"

„Sind es nicht der Mörder und seine Buhlin, die ihn anzünden?"

Kein anderer Gedanke hatte mehr Macht über ihn.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Dumme hat's Glück.

Bei einer Revision der deutschen Sprichwörter, von denen so manches schon lange nicht mehr zutrifft, müßte das oben zitirte zuerst hinausgeworfen werden, da es der Geldaristokratie gar zu nahe tritt. Indessen wurzelt es so tief in der öffentlichen Meinung, daß man es schwerlich mit Erfolg verbannen wird. Dasselbe Sprichwort hat unlängst Jemanden in keine geringe Verlegenheit gebracht. Auf einem Comptoir in Wien war einige Tage nach dem 1. April unter den jungen Leuten die Rede von den verschiedenen bedeutenden Treffern, die der Waisenknabe bei der Ziehung der Kreditloose aus der Urne gebracht. Leute, die in Geld arbeiten, reden auch gern von Leuten, die Treffer machen. Die Haupttreffer-Frage war bald erledigt, weil gar keine Erklärung über dieselbe bekannt wurde. Man hatte Rothschild, die Kreditanstalt, Sina und Andere in Verdacht, die es nicht nöthig haben. Der Glückliche, welcher die 40,000 Gulden erhalten, war bereits im Umlaufe, man knüpfte viel matitiöse Bemerkungen an sein Schicksal und wünschte ihm, nachdem man kein gutes Haar an ihm gelassen, schließlich Glück. Der Herr oder vielmehr Prinzipal (auch „der Alte" genannt) der Schaaren, die da mit Frau Fortuna rechteten um ihre Gunst, betheiligte sich auch lebhaft an den Debatten.

„Und wer hat wohl den dritten Treffer der Kreditloose gemacht?" frug einer der strengen Beurtheiter des Reichthums. „Wer weiß, welcher dumme Kerl die 20,000 Gulden gewonnen hat!" sagte einer der jüngeren Comptoiristen und seufzte tief auf, gewiß über die Fülle von scharfem Verstand und Klugheit, die ihn verhinderten, glücklich zu sein.

Das Gespräch endete hiermit plötzlich etwas gewaltsam, denn der Prinzipal hatte das Comptoir verlassen, nicht ohne eine gewisse Gereiztheit mittelst Zuwerfens der Comptoirthür den dort Gebliebenen anzudeuten.

Digitized by Google

Wohl stieg eine leise Ahnung in den Köpfen der Comptoiristen auf: ein naher Verwandter des Prinzipals hatte vor einigen Jahren ein derartiges Dummheitszeugniß im Betrage von 40,000 Gulden von Frau Fortuna ausgestellt erhalten und diese wie an jenes Ereigniß leise anklingende Meinung des Comptoiristen schien die Stimmung des „Alten" so verdüstert zu haben. Aber am anderen Tage kam noch eine ganz andere Aufklärung. Der junge Mann fand folgendes Briefchen auf seinem Pult: „Sie wollten wissen, welcher dumme Kerl den Treffer von 20,000 Gulden in der Kreditziehung gewonnen hat? Ich. Entschuldigen Sie meine Dummheit." Folgte die Unterschrift des Prinzipals.

Dem jungen Buchhalter fuhr der Schrecken in alle Glieder. Sobald er sich wieder erholte, sah er ein, daß er da etwas gut zu machen habe. Er schrieb hierauf ein Billet an seinen gekrönten Prinzipal, welches folgendes denkwürdige Bekenntniß enthielt:

„Wenn's mit rechten Dingen zuginge und streng nach dem Sprichwort, so hätte ich Ihren Treffer machen müssen. Vielleicht macht mich mein gestriger Ausspruch reif für den nächsten Haupttreffer der 1864er Loose. Entschuldigen Sie gefälligst meine Dummheit."

Ob das eine Demüthigung oder nur eine gerechte Beurtheilung seiner selbst war, was der junge Mann da schrieb? Ich weiß es nicht recht. Genug, das Bekenntniß wurde mit Lächeln hingenommen und hatte weiter keine üblen Folgen.

## Literarisches.

Von der **Allgemeinen Illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer"** (Stuttgart, Eduard Hallberger) liegen die ersten Nummern des kürzlich begonnenen neuen, siebenten Jahrgangs uns vor. Wir finden in ihnen wieder jene Gediegenheit, Mannigfaltigkeit und Pracht bei fast unglaublicher Billigkeit (pr. Quartal dieses umfangreichen Journals nur 1 Thaler, pr. Monatheft nur 10 Sgr. = 36 kr. rhein.), durch welche die von uns erwähnten letzten Jahrgänge sich so rühmlich vor allen anderen Journalen auszeichneten. Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Durchführung prägen diesem wahrhaften Familien-Journal deutlich ihren Stempel auf, sie zeigen sich in der ausgezeichneten, mannigfachen, aus den Federn unserer besten Schriftsteller stammenden Unterhaltungslektüre, in den verschiedensten, alle Gebiete des menschlichen Interesses erschöpfenden Aufsätzen, sowie hauptsächlich auch in den außerordentlich zahlreichen, großen, oft unübertrefflich schönen Illustrationen, welche in künstlerischem Bilde dem Auge zeigen, was das Wort beschreibt. Wir wünschen diesem der deutschen Literatur zur Ehre gereichenden Unternehmen eine immer weitere Verbreitung, welche es, trotzdem seine Auflage schon 50,000 beträgt, sicher finden wird.

## Mannigfaltiges.

Daß im Kriege mitunter die merkwürdigsten Verwundungen vorkommen, ist bekannt. In der hiesigen Klinik, berichtet das „N. A. B.", erschien vor einigen Tagen einer der tapferen Düppelstürmer, der behauptete, noch eine Kugel im Kopfe sitzen zu haben. Eine Reizbarkeit des einen Auges ließ ihn dies vermuthen. Der Mann hatte ein glattes, rundes Gesicht, ohne jegliche Narbe, man konnte sich daher mit seiner Vermuthung nicht einverstanden erklären. Gar bald bemerkte er aber und bestätigte dies durch eine vernarbte Wunde hinter dem Ohr, daß ihm dort eine Kugel in den Kopf geschossen sei, die ihren Weg unter dem Schädelknochen entlang bis in die gegenüberliegende Backenknochenhöhle genommen und dort noch festsäße. Nach einer durch den Generalarzt v. Langenbeck durch das Nasenloch vorgenommenen Sondirung ward auch wirklich eine Kugel entdeckt, und zwar dadurch, daß sich an der Sonde ein kleines Elfenbeinkügelchen befand, das durch eine Reibung an der Bleikugel einen dunklen Strich zeigte. Die dänischen Kugeln sind indessen so groß, daß das Hindurchbringen durch das Nasenloch nicht möglich war. Der Patient wurde deßhalb chloroformirt und darauf neben der Nase ein Einschnitt gemacht, durch welchen nun die Kugel ganz bequem aus der Backenknochenhöhle herausgenommen ward, also nach sieben Monaten erst das Tageslicht wieder erblickte. Die Kugel war platt gedrückt und war wenig oxydirt. Nachdem die kleine Schnittwunde zugenäht worden, konnte der Patient ohne Gefahr entlassen werden.

Auflösung des Räthsels in № 154:

Glockenspeise.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 157. Freitag, 30. Dezember 1864.


## Ein Christfest.

(Schluß.)

Es war eine schöne, zarte Gestalt, diese Dame; ein schönes, sanftes, weiches Gesicht; aschblondes Haar veredelte es; große melancholische Augen gaben ihm den Ausdruck eines tiefen, inneren Schmerzes.

Es war das Fräulein Emma von Landau, seit wenigen Tagen die Verlobte des Freiherrn. Sie mußte es sein. Ich hatte sie früher noch nicht gesehen; der Hauptmann ebenfalls nicht.

Sie war in dem Augenblicke glücklich. Auch sie. Das feine Gesicht fühlte den tiefen Schmerz des Innern nicht; die schönen Augen hatten ihn vergessen.

Sie hielt das Mädchen, das sich an sie geschmiegt hatte, mit ihrem einen Arme wieder umschlungen. Die andere Hand ruhte in der anderen Hand des Vaters, des Verlobten.

Es war eine wunderbar schöne Gruppe.

Auch die Kinder waren alle so schön und liebreizend. Die beiden Knaben blühten so frisch, so kräftig. Die Tochter war schon fast zur Jungfrau entwickelt, mit der Unschuld des Kindes in dem reizenden Gesichte.

Und Alle liebten sich einander. Mit vollem Glücke ruhete das Auge des Vaters auf den Kindern, drückte er der Verlobten die Hand. Mit heller Freude erwiederten die Blicke der Kinder seine Liebe. Und die Verlobten — wohin sie blickten, sahen sie Liebe und Zärtlichkeit. Ihr zuerst lächelte der kleine, jauchzte der ältere Knabe zu, fest an sie hatte sich das Mädchen gedrückt. Sie war hier schon die Mutter, allen Kindern die liebende, die geliebte Mutter.

Aber sie waren Verbrecher, die beiden Verlobten, und sie sollten zum letzten Male glücklich sein.

Aber waren sie Verbrecher? Konnten sie es sein, mit diesem Glücke, mit dieser Liebe?

Ja, ja. Warum hätte sonst dieses Gesicht jenen Ausdruck des tiefen Schmerzes gehabt? Warum meinte man, in den dunklen melancholischen Augen, selbst mitten in diesem Glücke nur Thränen suchen zu müssen?

Sie hatten nach langer, langer Zeit endlich einen kurzen Augenblick des Glückes gefunden.

„Sollen wir es ihnen stören, Du braver, edler Freund?“

Ich mußte diesmal wirklich die Frage an den alten Mann richten.

„Spricht der Kriminalrichter zu dem Vater der Ermordeten?“ fragte er mich wieder.

Wir waren noch nicht bemerkt.

Die Glücklichen hatten nur Blicke für sich und ihr Glück. Sie hatten das Unglück nicht gesehen, das hinter, das bei ihnen stand.

„Es kommt dem Menschen doch, das Unglück.“

„Aber mußte es ihnen kommen?“

„Er ist der Vater Deiner Enkel, Wohlfahrt.“

„Und der Mörder meiner Tochter.“

„Und wie die Kinder sie lieben! Und sie wieder die Kinder.“

„Seine Buhlin, seine Genossin!“

Der Anblick, der mir das Herz zerreißen wollte, hatte es ihm verhärtet.

Es war so natürlich bei dem alten Manne, dessen Leben eine Kette von Noth und Trübsal gewesen, dem das Letzte, das er geliebt, gemordet war. Konnte er den Mörder glücklich vor sich sehen?

„Wohlfahrt —!“ sagte ich doch noch einmal.

„Sie sind Mörder!“ rief er.

Hatte er zu laut gerufen? Hatte man ihn in dem Saale gehört? Durch die Freude, den Jubel der Kinder. Oder hatte ein anderer, ein innerer Schreckensruf die Glücklichen plötzlich aus einem Glücke aufgeschreckt, das für sie nicht da sein durfte?

Das Fräulein blickte auf, nach der offenen Flügelthür, durch die Thür in das Zimmer, in dem wir standen, nach uns. Sie sah uns. Sie kannte uns nicht, wie wir sie früher nicht gekannt hatten.

Digitized by Google

„Mein Gott!“ rief sie erschrocken.

„Was gibt's?“ fragte der Freiherr.

„Zwei Fremde! Dort!“

Er sah nach uns hin. Er erblickte uns ebenfalls.

Er wollte auf uns zugehen, auf die fremden Eindringlinge. Er hatte den Fuß schon erhoben.

Er erkannte uns.

Er kannte ja uns Beide.

Es wurde ihm schwindlich. Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Er wollte den Knaben niederlassen, den er auf dem Arme trug. Er taumelte. Er war blaß wie eine Leiche.

Die Dame mußte ihm das Kind abnehmen.

„Friedrich, Friedrich!“ rief sie, in den Tod erschrocken.

Er konnte nur nach uns hinstarren, wie nach entsetzlichen Gespenstern. Er selbst glich dem entsetzlichsten Gespenste, dem des Verbrechens.

„Siehst Du den Mord?“ sagte der alte Hauptmann zu mir. „Komm!“

Ich konnte ihm nicht antworten. Ich sah den Mord. Durfte ich in dem alten Manne die wilde Gluth, die ihn verzehrte, noch wilder anfachen?

Er trat auf die Schwelle des Saales.

Ich folgte ihm weiter.

„Vater!“ rief der Freiherr ihm entgegen und er streckte beide Arme gegen ihn aus, als wenn er ihn von sich abwehren wollte.

Da erkannte auch das Fräulein den Greis, und wie sie ihn erkannte, wußte sie auch wohl, wer ich war.

Und noch einmal rief sie, in den Tod erschrocken: „Friedrich! Friedrich!“

Und sie flog auf ihn zu und umklammerte ihn mit beiden Armen, aber nicht um Hilfe bei ihm zu suchen, sondern um ihm Hilfe und Schutz zu bringen, mit ihrer Liebe, ihrem Leben. Das schwache Weib dem Manne!

Welch ein Anblick war das!

Der hohe, kräftige Mann, blaß wie eine Leiche, zerknickt wie ein zusammengebrochenes Rohr, erliegend unter der furchtbaren Last seines Verbrechens!

Das schöne, zarte, schwache Weib, weiß wie eine Sterbende, aber mit ungeheurer Kraft, mit der ganzen Kraft und Gewalt der Liebe den Mann stützend und aufrecht haltend.

Um Beide die Kinder, verstört, vergehend vor Angst und vor Schrecken.

Und neben ihnen alle die Pracht der Geschenke auf dem langen, weißen Marmortische, und der Glanz der Hunderte von Lichterchen in dem frischen, fröhlichen, grünen Christbaum.

Und auf der Schwelle des Saales der zitternde Greis mit dem schneeweißen Gesichte und den schneeweißen Haaren, in den stechenden Augen die helle Gluth der — nein, nicht der Rache, die Augen glüheten auch auf einmal nicht mehr; das Zittern seines Körpers hörte auf. Er stand fest, hoch aufrecht, ruhig; seine Augen leuchteten, aber es war ein klares, ruhiges Feuer, das darin brannte. Er stand da, nicht wie der Dämon der Rache, sondern wie ein Gott der Vergeltung, des Rechtes.

Und so sprach er, so befahl er. Wie anders, wie höher als vorhin, da er wie ein Hauptmann vor seiner Kompagnie seinen Befehl ertheilt hatte.

„Herr Freiherr von Lichtenfels!“ rief er befehlend.

Der Freiherr trat gehorsam vor ihn hin. Er hatte sanft die Seinen, die ihn umfangen hielten, aus seinen Armen gelassen.

„Führen Sie mich auf Ihr Zimmer,“ befahl ihm der Greis weiter, strenger.

Der Freiherr verließ schweigend mit ihm das Zimmer.

Auf einen Wink Wohlfahrt's folgte ich ihnen.

Der Freiherr führte uns in sein Zimmer.

„Du hast mit Deinem Schwiegersohn allein zu sprechen,“ sagte ich dort zu dem Greise.

Er sann einen Augenblick nach.

„Es sei,“ sagte er dann.

Der Freiherr führte mich in ein dem seinigen gegenüberliegendes Zimmer und kehrte zu dem Greise zurück.

Die Beiden waren lange allein.

Aus ihrem Zimmer drang kein Laut zu mir herüber.

Nach einer halben Stunde öffnete sich die Thür des Zimmers. Ein Schritt kam heraus. Es war der Freiherr.

Nach einer Weile ging ein anderer Schritt hinein. Ich glaubte den des alten Jägers Franz zu erkennen.

Auch der Jäger war mit dem alten Hauptmanne lange allein.

Nachdem er von ihm gegangen war, kam Wohlfahrt zu mir.

Er sah angegriffen aus. Aber er war ruhig und kalt.

Ich suchte vergebens in seinem Gesichte zu lesen, was in seinem Innern vorging, was er mit dem Herrn und dem Diener gesprochen, verhandelt hatte.

„Darf ich Dich bitten, mir zu folgen?“ sagte er.

„Wohin?“

„Du wirst es sehen.“

„Und was ist vorgefallen?“

„Nachher.“

Er führte mich in den Salon zurück, in welchem jene Christbescheerung stattgefunden hatte.

Der Christbaum war ausgebrannt. Er stand schwarz und dunkel da. Kein Glanz, kein Schimmer,

keine rothen Aepfel, keine vergoldeten Kugeln, keine silbernen Ketten strahlten in den angebrannten Zweigen.

Die Geschenke lagen noch auf dem langen, weißen Marmortische.

Auch die drei Kinder waren da. Sie waren noch, oder wieder da. Sie waren allein. Sie sahen nicht mehr verstört aus, aber verschüchtert. So standen sie beisammen, in einer Ecke des Zimmers, wie drei Küchlein, die Schutz vor dem Habicht suchen.

Sie erschracken nicht, als wir eintraten, sie stellten sich nur dichter zusammen; der kleinste Knabe nahm die Hand der Schwester, als wenn er sich so sicherer fühle.

Der alte Wohlfahrt, der Großvater, trat zu ihnen.

„Kennst Du mich noch, Louise?" fragte er das Mädchen.

Er sprach sanft, liebevoll, aber ohne innere Bewegung.

„Ja, mein lieber Großvater," sagte das Mädchen, das fast schon Jungfrau war.

„Du hattest mich früher lieb, Louise?"

„Du warst ja immer so gut gegen mich, Großvater. Ich habe Dich immer recht lieb behalten."

„Das freut mich. Bleibe ferner so. Du bist groß und hübsch geworden, und ich habe gehört, daß Du ein gutes, braves Kind seiest. Bleibe auch das."

Er küßte das Kind.

Dann wandte er sich an den ältesten Knaben.

„Du heißest Eduard?"

„Ich heiße Eduard, Großvater," antwortete der frische Knabe frei und furchtlos.

„Bleibe auch Du brav. Halte immer Deine Ehre vor Augen."

Er küßte auch den Knaben.

Den Kleinsten nahm er auf den Arm.

Es war ein zartes Kind, mit einem feinen Gesichte, mit großen, schönen, wunderbar glänzenden Augen.

Er blickte in das Gesicht, in die Augen des Knaben. Er mußte lange hineinblicken.

Ich sah, wie er bewegt wurde, endlich.

„Ah, Du hast die Augen Deiner Mutter. Werde wie sie, aber glücklicher."

Er küßte das Kind zärtlich.

Er ließ es wieder nieder.

Er war gerührt geworden. Er fuhr mit der Hand über die Augen.

Was ist vorgefallen? mußte ich mich fragen.

Er langte in eine Tasche seines Rockes. Er zog zwei zusammengefaltete Papiere hervor. Er besah sie beide.

„Nein, nein," sagte er dann.

Er steckte das eine in die Tasche zurück.

Aus dem andern nahm er drei Gegenstände. Sie waren einander gleich. Er gab jedem Kinde eins.

„Bewahret es wohl. Behaltet Eueren alten Großvater lieb."

Er wollte noch mehr sagen. Das Herz war ihm zu voll geworden.

Er küßte noch einmal die Kinder. Er mußte sie rascher umarmen.

„Komm!" sagte er dann zu mir.

Er hatte sich gerade so lange halten können.

Die Thränen drangen ihm aus den Augen, da wir gingen.

Wir verließen das Zimmer, das Schloß.

Wir sprachen, wir sahen Niemanden mehr, nicht den Freiherrn, nicht das Fräulein.

Draußen vor dem Thore hielt unser Wagen.

Neben ihm stand der alte Jäger Franz.

Wohlfahrt sprach auch mit ihm kein Wort.

Der alte Diener half uns stumm beim Einsteigen.

So fuhren wir fort, zurück nach der Stadt, aus der wir gekommen waren.

Was war mit dem Freiherrn, mit dem Fräulein geschehen?

Der alte Mann an meiner Seite sprach kein Wort.

Seine Augen waren wieder trocken geworden.

Wir fuhren wieder an dem kleinen Friedhofe vorbei, auf dem seine Tochter begraben lag.

Er sah aus dem Wagenfenster hin, aber er setzte sich still wieder zurück.

„Was schenktest Du den Kindern?" fragte ich ihn.

„Mein Bild."

„Und was hattest Du ihnen außerdem schenken wollen?"

„Das ihrer Mutter."

„Du besannst Dich?"

„Ja."

„Was wird es mit dem Freiherrn werden?"

„Fragst Du mich als Kriminalrichter?"

„Nein, nur als Dein Freund."

„Der Freiherr wird nach Amerika auswandern."

„Allein?"

„Mit seiner Verlobten."

„Und die Kinder?"

„Ich konnte sie ihnen nicht nehmen."

„Braver, edler Freund —"

„Lobe mich nicht."

„Darf ich noch mehr erfahren?"

„Was wäre es?"

„Was sich im Schlosse zugetragen hat und zugetragen hatte?"

Er sann eine Weile nach.

„Nein," sagte er dann. „Es muß mit mir und mit ihnen sterben. Ich bin es dem Namen schuldig, den meine Enkel tragen. Aber eine Frage sollst Du mir beantworten. Gibt es einen Unterschied zwischen Jemanden, der einen Menschen mit kaltem Blute ums Leben bringen kann, und einem Anderen, der in Aufregung, in einer Aufregung, die ihm den Geist und die Sinne verwirrt, einen Menschen erschlagen hat?"

„Es ist ein Unterschied zwischen Beiden."

„Und welcher?"

„Wer mit kaltem Blute, mit ruhiger Ueberlegung einen Menschen tödten kann, ist ein entmenschtes Wesen, das durch seine That sich selbst aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen hat."

„Und der Andere?"

„Ist ein Unglücklicher, dem zwar nicht das Gesetz, aber der Mensch verzeihen kann."

Er drückte mir die Hand.

Dann sann er noch einmal einen Augenblick nach. Hierauf sagte er:

„Und nun doch noch ein paar Worte. Mein Schwiegersohn war heftig. Meine Tochter war reizbar. Kann man da an einen Mord glauben? Aber wie, wenn die Beiden an jenem schrecklichen Abende vor dem Feuer noch durch einen Zufall zusammengetroffen wären, allein, ohne Zeugen — nein, nicht ohne Zeugen — wenn ein alter, treuer Diener ein unfreiwilliger und unbeachteter Zeuge gewesen wäre einer plötzlichen, vielleicht unbewußten Gewaltthat, eines entsetzlichen Unglücks, dem verdeckend und verbergend das zweite Unglück, als eine Wohlthat, folgte —?"

Wir hatten uns nichts mehr zu sagen.

Dem geneigten Leser gegenüber habe ich jedoch noch ein paar Worte auf dem Gewissen.

„Der Mörder, sage ich, ist ein entmenschtes Wesen, das sich selbst aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen hat.

„Darum hat aber die menschliche Gesellschaft nicht das Recht, ihn zu tödten, ihn wieder zu tödten.

„Die Todesstrafe ist und bleibt eine grausame, die Menschheit entehrende Strafe."

## Mannigfaltiges.

(Ein Biberbau.) Die Biberhütte, welche am Neubache auf der Domaine Wittingau (in Mähren) noch im Jahre 1855 bestand, und dann wahrscheinlich von Flößern angezündet wurde, war die einzige sichtbare Biberwohnung in der ganzen Gegend. Vor etwa vier Wochen hat nun, wie wir im „Budweiser Anzeiger" lesen, eine Biberfamilie am linken Ufer des Neubaches unweit der Wohnung den Grund zu einer neuen Biberwohnung gelegt und durch viele Nächte das nöthige Baumaterial herbeigeschafft. Vor allem haben die praktischen Bauführer das Fundament zu ihrer künftigen Wohnung ausgehoben und mit dem Flusse in Verbindung gebracht; von beiden Seiten haben sie Gräben um den Bau gemacht und das nächste Terrain inundirt; die Gräben sind von den geübten Deichgräbern nach der Schnur verfertigt. Nach den ersten acht Tagen, als das Fundament gehoben und eine größere Partie von Holz und Erde beigeschafft war, begann der Bau des Erdgeschosses und des ersten Stockwerkes. Bewunderungswürdig ist die Wahl des Bauplatzes. Damit das Hochwasser den unpilotirten Bau nicht fortschwemmen könne, haben die neuen Ansiedler einen schwachen Erlenstamm in der Stärke eines Baumpfahles, welcher zufällig inmitten eines 4 Fuß breiten und 7 Fuß hohen Weidenbusches steht und den ganzen Bauplatz durch die weit gehenden Wurzeln festhält, als Anker gegen das anbrausende Hochwasser benützt. Sodann haben sie die nächste Umgebung, welche aus Weiden, Espen und Erlen bestand, abgestockt, das Gestrüpp in Faschinenform in das Fundament und das Erdgeschoß gebracht und das Ganze mit Rasen, Erde und Schlamm bedeckt. Auf diesen Unterbau kamen wieder Aeste und schwache Stämmchen von Espen und Erlen, und es entstand das erste Stockwerk für einen höheren Wasserstand; dasselbe ist wieder mit dem Unterbau und dieser wieder mit dem Flusse in Verbindung. Der ganze Bau ist bis jetzt 10 bis 12 Fuß breit und 7 Fuß hoch. Die Biber bringen durch mehrere Nächte fort neues Holzmaterial zum Bau, und es ist wahrscheinlich, daß sie noch ein zweites Stockwerk für einen besonders hohen Wasserstand errichten werden.

(Wanderratten.) In der Umgegend von Paris haben nächtliche Wanderer einen ungeheuern Schwarm Ratten mit Führern an der Spitze nach der Weltstadt hinziehen sehen. Er brauchte, so dicht er war, 1¼ Stunde, um vorüberzuziehen. Es sind Wanderratten, die aus Belgien kommen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter

für

# Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 156. Dienstag, 27. Dezember 1864.


## Ein Christfest.

(Fortsetzung.)

Mein Freund Wohlfahrt ging voran. Einen Augenblick heftig; der Anblick hatte ihn von Neuem aufgeregt; dann noch rasch, aber er war wieder völlig ruhig.

Ich mußte ihm folgen.

Wir erreichten das Schloß.

Am Thore stand ein Diener.

„Zu wem wollen die Herren?"

„Wo ist der Jäger Franz?" fragte ihn Wohlfahrt.

„Er wird im Domestikenzimmer sein."

„Rufe Er ihn!"

Der Diener ging. Er sah uns wohl etwas verwundert an. Aber Wohlfahrt hatte kurz, befehlend gesprochen, wie ein alter Hauptmann, der einem Soldaten seiner Kompagnie einen Befehl ertheilt.

Wohlfahrt wandte sich zu mir.

„Der alte Jäger Franz hatte mit der Sprache nicht heraus wollen, als Du hier die Untersuchung führtest?"

„So war es."

„Er ist ein alter, treuer Diener seines Herrn. Er kennt ihn. Er weiß Alles. Gib auf ihn genau Acht. Er erwartet uns nicht. Er kann uns nicht erwarten. Er wird sich am ersten verrathen."

Der Diener kam mit dem Jäger zurück.

Der alte Jäger Franz war ein vertrautes und treues Erbstück des Hauses, wie man sie fast in jedem adeligen Schlosse findet. Sie wissen Alles, was sich in der Familie ereignet hat und noch ereignet, und sie verrathen nichts.

Er sah uns plötzlich vor sich. Er hatte uns nicht erwartet. Er erschrack heftig.

Er kannte mich; ich hatte ihn in jener Untersuchung mehrmals vernommen. Er kannte Wohlfahrt, der zu Lebzeiten seiner Tochter mehrere Male im Schlosse gewesen war.

Er erkannte uns Beide wieder.

Er zitterte; das alte Gesicht erblaßte; er wußte nicht, wohin er die Augen wenden sollte.

Wohlfahrt sah ihn einige Augenblicke streng forschend an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Siehst Du den Mord, der hier verübt ist," flüsterte er mir dann ins Ohr.

Der alte Jäger hörte das Flüstern. Er hatte die Worte nicht verstanden. Aber der Mann, der ihm mit jenem strengen Blicke bis tief in das Herz geschaut hatte, der Vater seiner früheren Herrin, was hatte der heimlich dem Kriminalrichter zuflüstern können, der so plötzlich hier mit ihm erschien? Sein ganzer Körper zitterte heftig.

„Hier ist ein Verbrechen verübt," mußte ich mir selbst sagen.

Wohlfahrt blieb eisig kalt und ruhig.

„Er kennt mich doch, Franz?" fragte er den alten Jäger.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Ist Sein Herr zu Hause?"

„Der Herr Baron ist zu Hause."

„Wo?"

„Oben im Salon."

„Ist Gesellschaft da?"

„Nein. Der Herr Baron und das gnädige Fräulein putzen den Christbaum für die Kinder auf."

„Welches Fräulein?"

„Fräulein von Landau."

„Ah, die Verlobte Seines Herrn? Sind sie schon verlobt?"

„Seit einigen Tagen."

„Führe Er uns in den Salon!"

Zu dem Schrecken des alten, treuen Dieners hatte sich eine große Angst gesellt. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er sah unschlüssig bald den Hauptmann, bald mich an, dann bittend jenen. Sprechen konnte er nicht.

„Nun?" sagte der Hauptmann befehlend.

„Soll ich die Herren nicht erſt anmelden?“

„Nein.“

Das Nein war entſchieden, ſcharf geſprochen. Es litt keinen Widerſpruch.

„Folgen die Herren mir,“ ſagte der alte Diener, indem ein tiefer, ſchwerer Seufzer ſich aus ſeiner Bruſt rang.

Er führte uns die Treppe hinauf, in einen langen Korridor hinein.

Er ging geſenkten Hauptes vor uns her.

Er hatte gehorchen müſſen, weil hier ein Verbrechen verübt war, weil er es wußte, weil der Rächer und der Richter es ihm befohlen hatten.

„Ueberzeugſt Du Dich?“ fragte mich der Rächer.

Ich hatte keine Antwort für den Mann, der mit der ernſten, finſteren, entſchloſſenen Miene neben mir ging.

Unſer Führer war oben in dem Korridor langſamer gegangen. Das Herz war ihm wohl mit jedem Schritt ſchwerer geworden. An einer Thür ſtand er ſtill. Waren wir am Ziel, oder konnte der arme, treue Menſch nicht weiter?

Lauter Kinderjubel drang durch die Thür; aber er kam aus einem Zimmer nebenan.

„Iſt das der Salon?“ fragte Wohlfahrt den Jäger.

Er zeigte auf die Thür, an der wir ſtanden.

„Nein, aber dort.“

Der Jäger zeigte eine Thür weiter.

Dem Hauptmann war plötzlich ein Gedanke gekommen.

„Stehen die beiden Zimmer mit einander in Verbindung?“

„Ja.“

„Er kann gehen. Aber Er geht nicht zu Seinem Herrn in den Salon.“

Der alte Jäger ging mit ſeinem ſchweren Herzen den Weg zurück, den wir mit ihm gekommen waren.

„Jetzt werden die ſich verrathen,“ ſagte der Hauptmann.

„Du biſt grauſam, Wohlfahrt!“

„Das ſpricht der Richter zu dem Vater der Gemordeten?“

Er öffnete die Thür, an der wir ſtanden.

Wir blickten in ein erleuchtetes, aber leeres Zimmer.

Er trat hinein. Ich folgte ihm. Er machte die Thür hinter uns zu.

In einer Seitenwand des Zimmers ſtand eine Flügelthür weit offen. Eine größere, faſt blendende Helle fiel durch ſie in das Zimmer.

Von dort her kam der Jubel der Kinder. Er dauerte noch fort.

Dort brannte ihnen der Chriſtbaum.

In dem Zimmer, in dem wir waren, hatten ſie auf ihn warten müſſen. Die Flügelthür war feſt verſchloſſen geweſen. Der Vater, mit ihm das Fräulein, hatten unterdeß den Baum geſchmückt, die Geſchenke geordnet. Die Glocken im Dorfe hatten geläutet. Die Glocken in allen den Dörfern umher waren mit ihren feiertichen Klängen eingefallen. Sie hatten das Feſt verkündet, den Kindern den heiligen Chriſt.

Die Lichter an dem Baume waren angezündet. Ein Silbergtöckchen verkündete, daß der Chriſt mit ſeinen ſchönen Gaben auch hier geweſen ſei. Die Flügelthüren öffneten ſich wieder.

Die Kinder ſtanden geblendet von dem Glanze, von all' dem Glanze der Lichter, des Baumes, der Geſchenke. Sie ſtanden ſtumm, ſie ſtanden unbeweglich.

Sie mußten eintreten. Sie bewunderten; ſie fanden ihre Geſchenke; ſie jubelten.

Sie jubelten noch.

Und der Vater und die Verlobte des Vaters — o, ſie waren gewiß glücklich mit den Kindern. Sie hatten — mochten ſie auch Verbrecher ſein — einen Augenblick des Glücks gefunden; endlich, wenn ſie wirklich Verbrecher waren.

Und ſie ſollten auf einmal darin geſtört werden! Auf einmal und für immer.

Die Armen! Auch der Verbrecher iſt ein Menſch, und der Menſch hat der Freuden ſo wenige hier auf Erden, und den armen Verbrecher fliehen ſie erſt recht.

Sie hatten endlich einen Moment des Glückes erhaſcht. Es ſollte ihr letzter ſein. Mitten aus ihm heraus ſollten ſie geriſſen werden, plötzlich, für immer.

Die armen Menſchen! Und die armen Kinder!

Ich ſah meinen Freund an.

Er ſtand finſter und entſchloſſen da, wie vorher.

Sollen wir nicht umkehren, alter Wohlfahrt? wollte ich ihn fragen.

Aber —

Das ſpricht ein Richter zu dem Vater der Gemordeten? hatte er mir vorhin geantwortet.

Und konnte, durfte ich ihm Unrecht geben?

Ich trat mit ihm weiter in das Zimmer hinein.

Wir ſtanden der offenen Flügelthür gegenüber. Wir hatten den freien Blick in den Salon.

Der Chriſtbaum ſtand in der Mitte. Er war hoch, mächtig. Hunderte von Wachslichterchen brannten in ſeinen krauſen, grünen Zweigen. Goldene Nüſſe, rothe Aepfel, ſilberne Ketten, Hunderte von freundlichen bunten Kleinigkeiten funkelten und glänzten und flimmerten zwiſchen den Lichtern.

Auf einem langen Seitentiſche lagen glänzend und ſchimmernd freundliche und koſtbare Geſchenke, des Vaters, der Kinder, der Verlobten. Die Liebe

Aller hatte Alle unter einander beschenkt. Zwischen Baum und Tisch standen die Beschenkten und Schenkenden, die Liebenden und Geliebten.

Der Vater — er war ein schöner, stattlicher Mann, der Freiherr von Lichtenfels — hielt das kleinste Kind auf seinem Arme, einen Knaben von drei Jahren.

Der zweite Knabe, sieben bis acht Jahre alt, hatte die Hand des Vaters gefaßt.

Seine Tochter, ein Mädchen von vierzehn Jahren, hatte ihren Arm um die feine Taille einer Dame geschlungen.

(Schluß folgt.)

---

## Mädchenturnen.

Bei der gegenwärtig allgemeiner bewirkten Einführung des Turnunterrichts in den öffentlichen Schulen ist zwar zunächst und vorzugsweise die männliche Jugend berücksichtigt worden; doch hat man an vielen Orten auch angefangen, das Mädchenturnen zu pflegen, welches sich als eigener Zweig des Turnens nach Ziel und Umfang besonders ausgeschieden und weiter entwickelt hat. Schon längst haben einsichtige Aerzte auf die Nothwendigkeit des Mädchenturnens hingewiesen. Neuerdings trat auch die „Berliner medizinische Gesellschaft" mit einer „Befürwortung des Mädchenturnens vom ärztlichen Standpunkte aus" hervor, welche von dem Dr. v. Gräfe redigirt ist und allgemeinere Bedeutung hat, so daß wir Einiges daraus hervorheben. „Es ist eine allgemein festgestellte Erfahrung," heißt es darin, „daß unsere weibliche Jugend, zumal die städtische, überaus häufig, und namentlich unverhältnißmäßig häufiger als die männliche Jugend, Gesundheitsstörungen erleidet, welche um so beklagenswerther sind, als sie nicht nur das Leben und das Wohlbefinden der davon betroffenen Individuen in betrübenster Weise verkümmern, sondern auch dazu beitragen, der solchem Boden entsprießenden Generation den Stempel der Gebrechlichkeit aufzuprägen. Allgemeine Muskel- und Nervenschwäche, nervöse Leiden aller Art, mangelhaftes Wachsthum, Schmal- und Engbrüstigkeit und Rückgratsverkrümmungen sind notorisch sehr häufige Krankheitszustände der Mädchen, wohl zehnmal so oft bei diesen beobachtet, als bei Knaben. Der Grund dieser häufigeren Erkrankung des weiblichen Geschlechts liegt nicht sowohl in der schwächeren Organisation desselben, als in einer Vernachlässigung eines wesentlichen Elementes ihrer physischen Erziehung gerade in den die körperliche Entwickelung so wesentlich bestimmenden Jahren von sechs bis fünfzehn. Während der Knabe sich freier bewegen, laufen, klettern, springen ꝛc. und seinen Körper instinktiv durch naturgemäße Spiele kräftigen darf, in diesem Streben auch durch methodische Unterweisung im Turnen gefördert wird, entbehrt das Mädchen aus Unkenntniß oder aus übelverstandenen konventionellen Rücksichten fast allgemein dieser wohlthätigen Kräftigungsmittel. Die Hälfte des Tages verbringt es in der Regel in meistens überfüllten und hygienisch unzweckmäßigen Schullokalen, in welchen der Mangel an Raum auf den Sitzbänken eine andauernde nachtheilige Körperhaltung bedingt; dann folgt stundenlange häusliche Beschäftigung mit Schul- und Handarbeiten, mit Sprechen, Zeichnen und Musik, und es fehlt an dem nöthigen Gegengewicht gegen diese, die Gesundheit gefährdenden Einflüsse, es fehlt an einer entsprechenden Ausgleichung der geistigen Anstrengung durch körperliche Uebungen.

Wir Aerzte können nicht laut genug unsere Stimmen erheben, daß diesem Mangel abgeholfen werde. Wir erkennen neben andern körperlichen Uebungen (Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Spielen im Freien ꝛc.) in dem methodischen Mädchenturnen das wesentlichste Mittel zur Abhilfe. Das Turnen stärkt das Muskelsystem, verbessert die Haltung des Körpers, hebt die Brust zu freierm Athmen, gibt den Bewegungen Festigkeit und Anmuth und fördert die normale, kräftige und harmonische Entwickelung der Glieder und des gesammten Organismus. Die zartere Struktur, der feinere Knochenbau, das schwächere Muskelsystem des weiblichen Organismus verbieten keineswegs die Anwendung der Gymnastik, nur muß selbstverständlich der Turnunterricht auf diese Verhältnisse Rücksicht nehmen. Die Uebungen müssen dem Kräftezustand, dem Alter und dem Begriffsvermögen der Mädchen angepaßt werden. Frei- und Ordnungs-Uebungen in Verbindung mit Turnspielen müssen in den Vordergrund treten; von den Uebungen an den Geräthen müssen diejenigen wegfallen, welche zu große Kraftanstrengungen erheischen, Gefahr mit sich bringen oder die weibliche Decenz beeinträchtigen. Anstand und Gefälligkeit der Bewegungen sind stets im Auge zu behalten. Wir haben von einem nach diesen Grundsätzen ausgeführten Turnunterrichte für Mädchen die allergünstigsten Erfolge gesehen. Bleiche, schwächliche, unbeholfene Wesen mit schlechter Haltung wurden in frische kräftige, gewandte, gerade einhergehende umgewandelt, und ganz allgemein geht unsere Erfahrung dahin, daß ein frühzeitig, d. h. mit dem siebenten oder achten Lebensjahre begonnenes und konsequent fortgesetztes Mädchenturnen ein späteres Schief- und Buckelig-

Digitized by Google

werden, selbst in Fällen, wo eine erbliche Anlage dazu vorhanden ist, fast ausnahmslos verhütet.

Solchen ärztlichen Forderungen gegenüber hat es sich das moderne Mädchenturnen besonders angelegen sein lassen, das kräftigende und geschmeidigende Element der Leibesübung mit dem gefälligen und verschönenden zu verbinden, so daß ein für das weibliche Geschlecht unpassendes Kraftturnen, wie es mit seinen Mißgriffen und Nachtheilen noch vor Jahren gebräuchlich war, immer mehr verdrängt worden ist.

Vorstehender dem „Dresdener Journal" entnommener Artikel über das Mädchenturnen dürfte auch hier vielfach Interesse haben.

## Mannigfaltiges.

Ein Brief aus San Francisco im „Philadelphia Demokrat" schildert in ergötzlicher Weise, wie der plötzliche Reichthum manche Leute, die von ihm heimgesucht werden, in Verlegenheit bringt. „Einige hundert Leute, welche monatlich an 1000 bis 20,000 Dollars aus ihren Goldgruben beziehen, dämeln in der Stadt umher und wissen nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Die meisten waren ehemals Handarbeiter, welche sich es sauer genug werden ließen. Jetzt fühlen sie sich in hohem Grade unbehaglich, denn seitdem sie die Schaufel und die Spitzhacke aus der Hand gelegt, haben sie ein ganz anderes Leben begonnen. Aber ihr größtes Unglück besteht darin, daß sie nicht wissen, wo sie ihr Geld los werden sollen. Allerdings trinken sie den besten Wein, rauchen die besten Cigarren und speisen vortrefflich, das Alles kostet jedoch nicht viel. Aber in San Francisco gibt Geld allein noch nicht einem Manne den Anspruch auf Verkehr in der guten Gesellschaft und für diese fehlen ohnehin den meisten Neureichen die Vorbedingungen. Ein plötzlich reich gewordener Mann wird in den östlichen Staaten als ein Shoddy bezeichnet, in Californien aber als Washoe (nach den reichen Washoegruben). Vielen Leuten kann man kein anderes Verbrechen zum Vorwurfe machen, als daß sie monatlich 10,000 Dollars Einkünfte haben. Ich kenne Einen, den das Mißgeschick betraf, von seinem verstorbenen Bruder obendrein monatlich 12,000 Dollars zu erben, und er ist darüber untröstlich. „Was soll ich nun anfangen?" sprach er. Ich entgegnete: „Kaufen Sie sich eine gute Bibliothek, kaufen Sie sich auch eine Yacht, treiben Sie Fischfang, werden Sie Jäger, machen Sie Reisen, lernen Sie andere Länder kennen, erfreuen Sie sich an der Kunst, namentlich an schönen Gemälden, oder bauen Sie sich ein schönes Haus und treiben Sie Landwirthschaft. Auf solche Weise können Sie sich die Zeit vertreiben." Der Unglückliche gähnte und sprach: „Das Jagen macht mir kein Vergnügen, auf das Fischen verstehe ich mich nicht, zum Ackerbau habe ich keine Lust, beim Lesen habe ich Langeweile und ein Gemäldekenner bin ich auch nicht." — Der Briefschreiber versichert, daß er diese Unterredung buchstäblich wiedergegeben: er rieth dem Washoe — sich zu ersäufen, dann habe alle Qual ein Ende.

(Küchengewächse in England seit 1504.) Wer sollte denken, daß vor $3^1/_2$ Jahrhunderten jenseits des Kanals die Gärtnerei kaum gekannt war. Von 1503 an brachte man die gewöhnlichen Küchengewächse aus Brabant nach England. Kraut und Kohl wurden 1510 aus Holland eingeführt; Rüben kamen 1540 und Karfiol erschien zum ersten Male 1663 aus Cypern, aber nicht in hinreichender Menge gezogen, um auf dem Markte verkauft zu werden, was erst unter der Regierung Karls II. ungefähr 1670 geschah. Der französische Marschall Tallard brachte 1704 während seiner Gefangenschaft den Selleri auf die britischen Inseln. Salat war noch in den Tagen Heinrichs VIII. ein seltenes Gericht. Wenn Königin Katharina Salat essen wollte, schickte sie einen Boten nach Holland und Flandern, um Lattich zu holen. Um die nämliche Zeit brachte Hawkins, Drake und Raleigh Kartoffeln und Tabak. Selbst Petersilie kommt von Aegypten, Spanien sendet Erbsen, Griechenland Bohnen. Die alltäglichsten Blumen: Rosen, Aurikeln, Lilien, Nelken sproßten erst unter dem Scepter Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth empor.

Ein Fabrikant Namens Zimmermann in Chemnitz hat eine Holzspaltmaschine konstruirt und empfiehlt solche den Holzhändlern, Dienstmann-Instituten u. s. w. Mit dieser Maschine soll man in 12 Arbeitsstunden etwa 12—14 Klafter Holz in 12 Zoll lange Scheiter sägen und fertig spalten können, was mindestens um die Hälfte billiger zu stehen kommen wird, als das Sägen und Spalten in der jetzigen Weise mit Hand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Forstar Bucher

Digitized by Google